













# Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Siebenter Band

Jahrgang 1900.



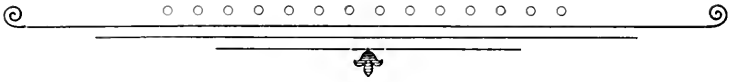
50647  
1901

Leipzig und Wien

F. u. F. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung

Carl Fromme

1900.



○ ○ **Förderer.** ○ ○

Die Zeitschrift für Litteraturgeschichte  
„Euphorion“

wird in hochherziger Weise unterstützt durch:

**Das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht in Wien**

**Die Gesellschaft für deutsche Litteratur in Berlin**

**† Excellenz Nicolaus Dumba in Wien**

**Herrenhaus-Mitglied Ludwig Lobmeyr in Wien**

**Excellenz Markgraf Alexander von Pallavicini in Wien**

**Herrenhaus-Mitglied Philipp Ritter von Schoeller in Wien.**

○ || ○  
FN  
4  
E8  
Ed.7



# Inhalt.

## Untersuchungen und Neue Mitteilungen.

	Seite
Philologische Betrachtungen im Anschluß an Goethes Werther. Von Bernhard Seuffert . . . . .	1
Neues über Georg Rudolph Weckertlin. Von Hermann Fischer . . . . .	48
Zu Goethes Sonetten. Von Otto Puiower . . . . .	54
Jean Pauls litterarischer Nachlaß. Von Josef Müller.	
C. Faszikel Nr. 13 a und b: Selbständige größere Aufsätze. II. Die Schriftstellerthätigkeit in der Universitätszeit (Fortsetzung) . . . . .	61
D. Faszikel 14—23. Studienhefte zu einzelnen Werken . . . . .	71. 291
E. Korrespondenz . . . . .	303
Nachtrag . . . . .	312
Résumé . . . . .	313
Über die Quellen zu Zimmermanns Trauerspiel in Tyrol. Von Heinrich Röttinger . . . . .	78
Hebbels Briefwechsel mit Adolf Fichler. Mitgeteilt von Adolf Fichler . . . . .	96
Otto Ludwigs „Maria“. Von Richard M. Meyer . . . . .	104
Zur Geschichte von C. F. Meyers Gedichten. Von Heinrich Kraeger. I. II. III. . . . .	112. 564. 758
Beiträge zur Kenntnis des Puppentheaters. Von F. Arnold Mayer . . . . .	139
Die Quelle von Ahrers Ehrlicher Beckin. Von Johannes Volte . . . . .	225
Aus den „Litterarischen Monaten“ 1776, 7. Mitgeteilt von Erich Schmidt . . . . .	233
Der Verfasser der „Gedichte eines polnischen Juden“. Von Daniel Jacoby . . . . .	238
Der Schuhu in Goethes Vögeln. Von Max Morris . . . . .	246
Zu den Briefen Hubers an Schiller (1786—1796). Mitteilung von Ludwig Geiger . . . . .	258. 588
Johann Jakob Engels „Herr Lorenz Stark“. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Familienromans. Von Robert Riemann . . . . .	266. 482
Grillparzerreliquien. Mitgeteilt von Anton C. Schönbad . . . . .	314
Ästhetik, Sozialpolitik und Entwicklungslehre. Von Hugo Spitzer. II. . . . .	449
Ein Vorläufer von Paul Gerhards Lied: „Befiehl du deine Wege“, aus dem Jahre 1629. Von Heinrich Vorkowsti . . . . .	478
Monsieur Nicola in Goethes Tagebuch Juni und Juli 1798 und Nie. Edme Rétif de la Bretonne. Von Heinrich Dünker . . . . .	514

	Seite
Benjamin Constant's Gespräche mit Goethe 1804. Mitgeteilt von Albert Haas . . . . .	521
Nhlands Dichterwerkstatt. Von Harry Mayne . . . . .	526
Über das künstlerische Problem in Grillparzers „Ein treuer Diener seines Herrn“. Von Max Speier . . . . .	541
Aus dem Nachlasse Chr. D. Grabbes. Mitteilungen von Robert Hallgarten	547
1. Kosziuszko, dramatisches Fragment . . . . .	549
2. Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Recension . . . . .	758
Des Trüfers fünf Gründe. Von Johannes Volte . . . . .	695
Zu den Quellen der „Geschichte Philanders von Sittewald“ von Moscherosch.	
Von Adolf Hauffen . . . . .	699
Ein Gedicht von Pyra. Mitgeteilt von Ernst Conzertius . . . . .	702
Ein Brief Wielands an Lavater. Mitgeteilt von Paul Leberführer . . . . .	708
Ein Faustschema. Mitgeteilt von Max Morris . . . . .	713
Nhlands „Speerwurf“. Von Oswald von Zingerte . . . . .	716
Ein Schauroman als Quelle der „Ahnfrau“. Ein Beitrag zur Entstehungs- geschichte der Tragödie. Von Ludwig Wupfel . . . . .	725

### Miscellen.

Aus dem Tagebuch eines württembergischen Regimentsarztes im sieben- jährigen Krieg. Mitgeteilt von J. J. Waehler . . . . .	150
1. Zur Charakteristik von Schillers Vater . . . . .	
2. Ein württembergisches Kriegslied.	
Zu Nr. 50 und 51 von Goethes „Vier Jahreszeiten“. Von Hugo Hofstein . . . . .	157
Zum Briefwechsel Carl Augusts mit Goethe. Von Reinhold Steig . . . . .	159
Notizen zu Toni Adamberger. Von Reinhold Steig . . . . .	202
Allerlei Kleinigkeiten. Von Arthur Kopp.	
1. Wedekind, der Arambambuti . . . . .	317
2. Marlborough . . . . .	318
3. Mädchen von Tharau . . . . .	319
Ein Neues Dokument zur Urgeschichte des Werther. Von Hans Hofmann . . . . .	324
Zur Geschichte des Fauststoffes.	
1. Ein Faust-Drama auf der Wiener Poffenbühne. Von Egon von Komorzynski . . . . .	325
2. Eine Faust-Aufführung in Komorn. Von Emil Horner . . . . .	328
Zu der Entstehung der Redensart: „Keinen Knopf!“ Von P. Beck . . . . .	585
Zu dem Ausdruck: „Schwören“ in Grimms deutschem Wörterbuch. Von P. Beck . . . . .	586
Bemerkungen zu Mathesius' Leichen- und Hochzeitspredigten. Von Karl Neuschel . . . . .	586. 791
Zur Datierung des Disputationsplanes im Faust. Von Max Morris . . . . .	587
Nachtrag zu Seite 259. Von Ludwig Geiger . . . . .	588

	Seite
Nachträge zu Mathesius. Von Karl Reuschel . . . . .	791
Zu Herder. Von Bernhard Suphan . . . . .	791
Nachträgliches zum Mariamotiv: le „motif de Maria“ dans le romantisme français. Von F. Waldenberger . . . . .	792
Lesefrüchte (1. Ludm. 2. Puppe. 3. Rats-Herr. 4. Roman) . . . . .	795

### Recensionen und Referate.

(Mit Einschluß der in der Bibliographie kurz besprochenen Werke.)

Ahrer, siehe Kroker	
Bächtold, Kleine Schriften . . . . .	402
Betz, La littérature comparée (R. W. Meyer) . . . . .	796
Bergmann, siehe Schwärzler.	
Bismarck, siehe Rogge.	
Bienenstein, Die Dialektdichtung der deutsch-österreichischen Alpen . . . . .	398
Biese, Pädagogik und Poesie . . . . .	402
Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten (W. Doischer) . . . . .	336
Börnæs Gesammelte Schriften (Michael Holzmann) . . . . .	358
Brenner, Grundzüge der geschichtlichen Grammatik der deutschen Sprache (Friedrich Weidling) . . . . .	331
Breul, siehe Goethe.	
Brockhaus, Zum 28. August 1899 . . . . .	436
Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels. 5. Auflage . . . . .	399
Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels. II. Band. 6. Auflage (A. Zeiß) . . . . .	190
Consentius, „Freigeister, Naturalisten, Atheisten —“, ein Aufsatz Lessings im Wahriager . . . . .	439
Consentius, Der Wahriager . . . . .	689
Cross, The Development of the English Novel (John G. Robertson) . . . . .	193
Daffis, Johann Jacob Engel als Dramatiker (Robert Riemann) . . . . .	433
Ehrhard, Le théâtre en Autriche. Franz Grillparzer (Charles Senil) . . . . .	814
Eggert, siehe Goethe.	
Eichendorff, siehe Krüger.	
Engel, siehe Daffis.	
Falk, Geheimen Tagebuch oder Mein Leben vor Gott. 2. Teil (Karl Zeiß) . . . . .	687
Fischer Hermann, Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens. Zweite Reihe. (W. Lang) . . . . .	185
Fischer, Kuno, Goethes Iphigenie. Festvortrag. 3. Auflage (Viktor Michels) . . . . .	170
Flag, siehe Schwärzler.	
Franzos A. C., Conrad Ferdinand Meyer (Richard W. Meyer) . . . . .	189
Freiligrath, siehe Richter.	
Freitag G. und H. von Treitschke im Briefwechsel . . . . .	413
Garnier, Zur Entwicklungsgeschichte der Novellendichtung Ludwig Tiecks (A. Zeiß) . . . . .	182

	Seite
Gebhardt, Wilhelm von Humboldt als Staatsmann (Eugen Guglia) . . .	356
Genoveva, siehe Golz.	
Genoveva, siehe Kautfl.	
Glein, siehe Schüddetopf.	
Goedele, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Auflage. 21. Heft	397
Golz, Pfalzgräfin Genoveva in der deutschen Dichtung (Wolfgang von Wurzbach) . . . . .	161
Goethe, siehe Brochhaus.	
Goethe, siehe Zischer K.	
Goethe, siehe Joseph.	
Goethe, siehe Junt.	
Goethe, siehe Wiederhauer.	
Über Goethes Iphigenie (Victor Michels) . . . . .	170
Goethe, Iphigenie auf Tauris. Edited with introduction, notes and appendices by Karl Breul (Victor Michels) . . . . .	170
Goethe's Iphigenie auf Tauris with introduction and notes by Charl. A. Eggert (Victor Michels) . . . . .	170
Goethe, Die Mitschuldigen. Herausgegeben von Witkowskî . . . . .	438
Gotthelf, Volksausgabe seiner Werke im Urtext. Band VI und Ergänzungs- band (Richard M. Werner) . . . . .	188
Grillparzer, siehe Ehrhard.	
Harnack, Essays und Studien zur Literaturgeschichte . . . . .	403
Hebbel, siehe Arumm.	
Heidenröstein, siehe Joseph.	
Hod Theobald, Schönes Blumenfeld. Herausgegeben von Max Koch (Franz Zvina) . . . . .	164
Hoffmann von Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder. 4. Auflage von Frahl . . . . .	819
Humboldt W. von, siehe Gebhardt.	
Jacobowski, Aus deutscher Seele (Adalbert Zeittels) . . . . .	334
Joseph Eug., Das Heidenröstein (Victor Michels) . . . . .	167
Junt, Goethes Fortierung der Mozartiichen Zauberflöte (Egon von Kom- rznst) . . . . .	172
Junker, Der Verein der österreich-ungarischen Buchhändler 1859—1899 . .	418
Keller G., siehe Kötter.	
Kleist H. von, siehe Warkeim.	
Knorr, Was ist Volkskunde und wie studiert man dieselbe? . . . . .	685
Koch, siehe Hod.	
Kötter, Gottfried Keller (Otto Fniower) . . . . .	630
Krauß, Schwäbische Literaturgeschichte. 2. Band (W. Yang) . . . . .	183
Kreudhaus, Schriften zur Leipziger Kunst . . . . .	423
Krocker, Die Auererische Silhouettenammlung . . . . .	424
Krumm, Friedrich Hebbel (Richard M. Werner) . . . . .	186

	Seite
Krüger, Der junge Eichendorff (D. F. Walzel) . . . . .	801
Laubmann und Scheffler, Die Tagebücher des Grafen August von Platen (Erich Petzet) . . . . .	589
Lessing, siehe Consentius.	
Lessing, siehe Schmidt Erich.	
Luthers Werke. 15. und 16. Band . . . . .	116
Meyer C. F., siehe Franzos.	
Meyer H. W., Die deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts (August Sauer)	374
Mickl, siehe Schmidmayer.	
Mummenhoff, Das Hans Sachs-Fest in Nürnberg . . . . .	432
Platen, siehe Laubmann.	
Prahl, siehe Hoffmann von Fallersleben.	
Ranftl, Ludwig Tieck's Genoveva als romantische Dichtung betrachtet (Wolfgang von Wurzbach) . . . . .	161
Richter, Ferd. Freiligrath als Übersetzer (Robert Franz Arnold) . . . . .	366
Robert der Teufel, siehe Tardel.	
Rogge, Bismarck als Redner (Richard W. Meyer) . . . . .	190
Sachs Hans, siehe Mummenhoff.	
Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswezens. 1. Band . . . . .	419
Schillerlitteratur der Jahre 1898 und 1899 (Albert Leitzmann) . . . . .	337
Scheffler, siehe Laubmann.	
Schmidkonz, Untersuchungen über deutsche Ortsnamen (Friedrich Weidling)	333
Schmidt Erich, Lessing. 2. Auflage . . . . .	439
Schmidmayer, Ein lateinisches Preisgedicht auf die Hauptstadt Prag von L. A. Mickl (Adolf Hauffen) . . . . .	690
Schnedermann, Die deutsche Nationallitteratur . . . . .	398
Schönbach, Gesammelte Aufsätze zur neueren Litteratur . . . . .	404
Schönherr's Gesammelte Schriften. 1. Band . . . . .	423
Schüddekopf, Briefwechsel zwischen Gleim und Uz . . . . .	434
Schwab, Der Dialog in den Schauspielen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig (Franz Spina) . . . . .	432
Schwärzler, Dr. Josef Ritter von Bergmann und seine Briefe an Gebhard Maz . . . . .	406
Shakespeare, siehe Vischer.	
Tardel, Die Sage von Robert dem Teufel in neueren deutschen Bearbeitungen und in Meyerbeers Oper (Karl Reuschel) . . . . .	684
Thomas, Die letzten 20 Jahre deutscher Litteraturgeschichte (Richard W. Meyer) . . . . .	666
Tieck, siehe Garnier.	
Tieck, siehe Ranftl.	
Tobias, siehe Wid.	
Treitshke, siehe Freitag.	
Uz, siehe Schüddekopf.	

	Seite
Vermenten, Leven en werken von Jonker Jan van der Noot . . . . .	638
Wiſcher Jr. Th., Shafespeare-Vorträge. 1. Band (Phil. Kronstein) . . . . .	192
Walter, Archiv und Bibliothek des großherzoglichen Hof- und National- theaters in Mannheim . . . . .	420
Warkentin, Heinrich von Kleist in seinen Briefen . . . . .	441
Weilen H. von, Geschichte des Wiener Theaterwesens. Lieferung 4—7 . . . . .	121
Wid, Tobias in der dramatischen Litteratur Deutschlands (Arthur L. Zellinet)	798
Wiederhauser, Eine methodisch-ästhetische Studie im Anschluß an Goethes Iphigenie (Victor Michels) . . . . .	170
Wittowski, ſiehe Goethe.	
 Bericht über die während der Jahre 1898—1899 in Amerika veröffent- lichten Auffätze über deutsche Litteratur. Von Max Poll . . . . .	 195

### Bibliographie.

1. Zeitschriften. Unter Mitwirkung von Julius Jung und August Zauer bearbeitet von Adolf Hauffen . . . . .	203. 383. 639. 820
Aubang. Schweizerische Zeitschriften. Bearbeitet von E. Hoffmann-Krayer	661. 831
Französische Zeitschriften. Bearbeitet von Charles Zenil . . . . .	221. 833
2. Bücher. Unter Mitwirkung von Arnold Berger, Adolf Hauffen, Julius Jung, Richard W. Meyer, Karl Reuschel, Robert Niemann und Karl Zeiß bearbeitet von August Zauer . . . . .	397. 665
 Nachrichten . . . . .	 222. 442. 693. 834
 Nikolaus Dumba. Retrotog . . . . .	 223
 Entgegnung. Von Paul Herrlich . . . . .	 443
Antitritik. Von Josef Müller . . . . .	445
Schlußwort der Redaktion . . . . .	447
Erwiderung. Von Robert F. Arnold . . . . .	694
 Register. Von Franz Spina . . . . .	 836

# Philologische Betrachtungen im Anschluß an Goethes Werther.

Von Bernhard Seuffert in Graz.

Goethe schreibt in den Leiden des jungen Werther, ankämpfend an die Beobachtung, daß die Kinder seine Märchen immer unverändert, selbst in den Incidentpunkten gleich erzählt haben wollten (Weimarer Ausgabe 19, 73, 3 ff.): „Ich habe daraus gelernt, wie ein Autor durch eine zweite veränderte Ausgabe seiner Geschichte, und wenn sie poetisch noch so besser geworden wäre, nothwendig seinem Buche Schaden muß. Der erste Eindruck sündet uns willig, und der Mensch ist gemacht, daß man ihn das Abenteuerlichste überreden kann; das haftet aber auch gleich so fest, und wehe dem, der es wieder ausfragen und austilgen will!“ Diese Anklage findet sich ohne sachliche Verschiedenheit von der ersten bis zur letzten Ausgabe. Und doch hat bekanntlich Goethe im schroffen Gegensatz zu ihr eine nicht geringfügige Neugestaltung des Romans vorgenommen, in der, um nur eine Neuerung anzuführen, die Hebung der Person Alberts gewiß ein veränderter Incidentpunkt ist, ja für den Dichter mehr als Neben Sache war. Beachtet man dazu, daß Werther jene Aeußerung nicht über das Buch eines anderen thut, sondern über seine eigenen Geschichten, daß sie also zweifellos nicht eine rasche, zufällig nebenher entschlüpfte Meinung, sondern ein Bekenntnis Goethes enthält, so hat man hier ein Beispiel für die Befangenheit des Autors in seinem Texte: selbst bei jahrelanger Beschäftigung mit der tief eingreifenden Umgestaltung ist sie nicht gewichen, sonst wäre die Stelle getilgt worden.

Die Sache greift, dünkt mich, beträchtlich über die Unebenheiten und Widersprüche hinaus, die man in diesem Roman und in andern größeren Dichtungen findet. Und ich frage: wenn wir nicht urkundlich wüßten, daß auch die Neubearbeitung des Werther

von Goethe stammt, würde jene Stelle nicht für unbedingt beweiskräftig gehalten werden müssen, sie ihm abzusprechen? und würde nicht der andere Bearbeiter als oberflächlicher Herr gekennzeichnet werden, weil er die Stelle überlah, die seine unberufene Thätigkeit verrät? Ich denke an mittelalterliche Uebersetzung: welcher Philologe würde es wagen, daraufhin den Autor der ersten Fassung auch für den der zweiten zu halten? zumal er die Beobachtung durch den Nachweis bekräftigen kann, daß der Stil des ganzen Werkes stark verändert ist, daß neue Teile hinzutraten, die empfindlicher vom Alten abstechen als die ungleichen Stücke der Lehrjahre W. Meisters von einander.

Wer im Gebiete der neueren Litteratur zu arbeiten gewohnt ist, wird oft geneigt sein, solche Kombinationen, die mangels äußerer Zeugnisse für alte Litteratur aufgestellt werden müssen, nicht immer für so zwingend zu halten, wie sie einem Erforscher mittelalterlicher Zeit sein dürfen. Es ist selbstverständlich, daß man das abstrakte Gesetz der stetigen Entwicklung da zum Maßstabe nimmt, wo andere Daten fehlen. Nun zeigt aber allerdings die Litteratur der Zeit, die in sichereren und reichlicheren Zeugnissen verfolgt werden kann, daß die Stetigkeit der Entwicklung keine Notwendigkeit ist. Man braucht dabei gar nicht so komplizierte Naturen wie Herder heranzugreifen, man erinnere sich an Schiller und sogar nur an den Schiller der Reife! Wer würde die letzten großen Dramen in ihre historische Folge ordnen und nicht Maria Stuart und die Braut von Messina, nicht die Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell koppeln, wer die Stücke zeitlich so nahe zusammenlegen, wenn er die Entstehungsdaten nicht weiß? Oder, falls die Historie ihm die Daten überlieferte, würde der Forscher trotz Sprache und Metrum die Einheit des Verfassers anfechten wollen und anfechten dürfen und um jener willen einen landschaftlichen Dichterkreis konstruieren. Und gar bei größeren Zeitläufen! Niemand würde im Verfasser der Natur der Dinge den Sänger des Oberon erkennen, kein äußeres, kein inneres Kriterium würde die Identität überzeugend beweisen. Und aus anderem Grunde würde niemand dem Kritiker der französischen Dramatik den Nathan zuschreiben. Und so weiter.

Kreilich, man beruhigt sich dabei, daß die litterarischen Verhältnisse des Mittelalters einfacher lagen, und gewiß ist einwurfsfrei, daß die Produktion gebunden war, genauer gesagt, noch mehr gebunden war, als die neuzeitliche ist. Zimmerhin stellt sich, wie ich nicht zum wenigsten aus Gesprächen mit A. G. Schönbach lerne, bei wachsender Kenntnis heraus, daß auch die damaligen Bildungs- und Lebenszustände mannigfaltiger und verwickelter waren, als man früher meinen zu dürfen glaubte. Und was steht der Ausnahme im



Wege, daß ein Dichter auch damals verschiedene Geschmacksperioden in sich und an seiner Umgebung erlebte! Perioden, die mit absolutem Maße gemessen, sich als Vervollkommnungen keineswegs erkennen lassen müssen. Ein einziges starkes Erlebnis, ein Wechsel des Ortes konnte selbst beim Verbleiben innerhalb derselben Gesellschaftsschichte Anregung zu anderer Stimmung, anderer Ausdrucksform geben in Sprache, Stil und Metrum, die dann wieder verfliegen und einer neuen oder der alten weichen können. War doch ein Walther von der Vogelweide gewiß weniger seßhaft, als ein Wieland und Schiller und Goethe.

Wo immer wir tiefer ins Wissen eindringen, wird der Irrtum des Satzes klar, die einfachste Erklärung sei die richtige. Menschliche Produkte wenigstens sind unter allen Umständen vielfältig ausgekocht und darum weder in glatter psychologischer Rubricierung noch mit dem Maße der abstrakten Perfectionstheorie völlig zu erfassen. Man unterschätzt die Energie der Individualität, man unterschätzt auch die von außen wirkenden Kräfte, wenn man die Erscheinungen der lebenden Natur nach absoluten Normen beurteilt, seien sie gleich aus dem Wesen der Dinge abgeläutert. Ich verkenne nicht, daß man diesen Maßstab nicht entbehren kann, für große Entwicklungsperioden nirgends, für kleine Entfaltungen da nicht, wo andere zureichende Hilfsmittel der Erkenntnis fehlen. Aber man sollte sich mindestens bei den letzteren Beobachtungen und Schlüssen immer klar bewußt bleiben, daß die schematische Prüfung nur ein Nothbehelf ist, der bei aller Stringenz der statistischen Zahlen keinen nützlichsten Beweis erbringen muß. Personen gegenüber, die mehr Künstler als Dichter, mehr Formbildner als poetisch fühlende Naturen sind, die das äußerlich Korrekte weit vor dem innerlich Charakterisierenden gelten lassen, das Normale der Gestaltung vor dem Normlosen der Befeehlung, solchen gegenüber wird man mit jener Betrachtungsweise seltener ins Unrecht verfallen. Aber eine Poetik, die vom vollkommensten Kunsthandwerker ihre Beispiele nimmt und nicht von dem freilich schwerer zu analysierenden poetischen Poeten, kann den Höhen der Litteratur, den bleibenden Wahrzeichen nicht gerecht werden.

Es ist nun selbstverständlich, daß, wo über das äußere und innere Leben eines Poeten und seiner zeitlichen und räumlichen Umgebung reichliche und zuverlässige Nachrichten überliefert sind, das Erfassen des Wesens seiner Dichtung leichter und sicherer gelingt; auch das Unerwartete, eine Umkehr oder Abschwenkung ist bezeugt und kann begriffen werden, man braucht nicht die Dinge dem an sich glaubhaften Normalen zu beugen, noch sie durch das von vorn herein nicht überzeugende Anomale zu erklären. Es baut das Studium

der neueren Litteratur auf festerem Grunde. Und doch giebt es auch hier der Räthsel und Unsicherheiten genug, selbst wenn man in eine Periode sich vertieft, in der die Quellen der Kenntnis ungewöhnlich reich fließen. Ich will an die historische und sachliche Erklärung des Don Carlos, Tasso, Faust, der Wanderjahre Weisters und anderes gar nicht rühren; ich will nicht die Frage der biographischen Ausbeute der Dichtungen aufwerfen: wenn ein einziges Datum uns verschlossen bleibt, würden wir z. B. die Episode zwischen Werther und dem Fürsten auf Goethe und Karl August deuten; ich will mich lediglich auf Textüberlieferung beschränken. Ich erinnere an Goethes kleine Erzählung von den guten Weibern: wie konnte man verstehen, daß Goethe 1800 eine besser ausgestaltete Fassung veröffentlicht hat als 1817? Das Auffinden der Handschrift und erst dieses gab die Erklärung; er hatte seinen Entwurf für 1800 gut überarbeitet, als er noch im Zuge der Abfassung war; er vergaß diese Überarbeitung und griff auf die ältere Niederschrift zurück, die er für den jüngeren Druck verständnisloser durchseilte. Wer würde sich unterfangen, ein derartiges Verhältnis zu kombinieren?

Besonders reich aber sind Werthers Leiden und mit diesem Werke soll sich das Folgende allein beschäftigen. Wie üppig ist gerade hier die Überlieferung und wie vieles bleibt trotzdem unsicher! Wir besitzen vom Text zwei handschriftliche Fragmente, eine vollständige Handschrift und bis zum Todesjahr Goethes über fünfzig Drucke, und doch können wir wohl von der ersten Fassung des Romans, nicht aber von der Umarbeitung einen völlig beglaubigten Text gestalten.

Die handschriftlichen Fragmente sind für jetzt nur durch Schöbils Veröffentlichung zugänglich, das eine facsimiliert. Es ist ein Entwurf des Vorwortes in zweierlei Fassungen, beide unvollständig, beide anders als das kürzere gedruckte Vorwort, das von der ersten bis zur letzten echten Ausgabe unverändert geblieben ist. Der Inhalt giebt keinen Anhalt zur Bestimmung der Abfassungszeit. Der Aufbewahrungsort, das Steinische Archiv, erlaubt auch keinen Schluß darauf: es birgt Blätter aus Goethes Vorweimarer Zeit, wie aus der Periode der Freundschaft mit Charlotte. Höchst wahrscheinlich ist der Entwurf eine Vorstufe für die erste Druckhandschrift. Und ebenso das zweite Fragment. Es bietet aus dem Abschluß „Der Herausgeber an den Leser“ die Stelle, als Werthers Bediente die Pistolen Alberts bringt. Werther spricht in der ersten Person, von Lotte in der dritten; das Stück ist also weder Bericht des Herausgebers noch Brief an Lotte. Aber die Rede springt zur Anrede an Lotte um: am Schlusse des ersten Absatzes heißt es: „das Lebewohl blieb ihr am Gaumen kleben. Leb wohl, leb wohl!“ und nach dem

zweiten Absatz: „Ich bitte dich, sei ruhig.“ Die letztere Wendung könnte eine Selbstmahnung des erregten Schreibers sein; sie könnte allenfalls, obgleich weniger wahrscheinlich, an Wilhelm gerichtet sein, wodurch das Bruchstück zum Briefe an den Adressaten fast aller Wertherbriefe gestempelt würde; zusammengehalten aber mit dem Ende des vorigen Absatzes erscheint sie als Anrede an Lotte und so steht sie auch im gedruckten Texte in einem Briefe an Lotte (189, 26). Sonach wäre die ganze Stelle als Rest eines Tagebuches zu fassen, das Lotte zum Lesen bestimmt war. Nun fällt auf, daß erst in der zweiten Fassung des Romanes ein Tagebuch Werthers erwähnt wird (62, 11) und daß hier auch die Mitteilung eines Selbstgesprächs Werthers sich findet (144, 1), das der Herausgeber lediglich aus einem solchen erfahren haben könnte, da Werther es ohne Zeugen spricht. Hiernach wäre die Zugehörigkeit des Bruchstückes zur zweiten Fassung zu vermuten. Dagegen spricht aber der entschiedene Jugendstil mit voller Bestimmtheit. Es bleibt also die merkwürdige Thatsache, daß Goethe bei der Neubearbeitung des Romanes auf eine Stilform zurückkam, die er im Entwurf der ersten Fassung einmal gewählt, aber dann verlassen hatte. Ich glaube jedoch nicht an ein bewußtes Zurückgreifen: sonst hätte der konsequent stilisierende Dichter der achtziger Jahre die Tagebuchform häufiger und deutlicher verwendet. Ich erkläre vielmehr die einmalige Erwähnung des Tagebuches in einem Zusätze der zweiten Fassung daraus, daß Goethe, während er an ihr arbeitete, „Briefe und viele Papiere“ (darunter doch auch Tagebücher gemeint sind) der Zeit seit 1772 vornahm; er erzählt es in einem Briefe vom 21. November 1782 unmittelbar nach der Mitteilung über seine neue Beschäftigung mit Werther und fügt bei: „Welch ein Aublick! mir wirts doch manchmal heis dabey. Aber ich lasse nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehen wie ein lauges durchwandertes Thal vom Hügel gesehen wird . . . Auf alle Weise machts Epoche in mir.“ (Briefe 6, 96, 15.) Man vergleiche hiermit den Zusatz im Werther: „Mein Tagebuch . . . fiel mir heut wieder in die Hände, und ich bin erstaunt, wie ich so wissentlich in das alles Schritt vor Schritt hinein gegangen bin! Wie ich über meinen Zustand immer so klar gesehen und doch gehandelt habe wie ein Kind, jetzt noch so klar sehe, und es noch keinen Anschein zur Besserung hat.“ Das dünkt mich die Umsetzung des eigenen Erlebnisses in Werthers Lage zu sein. Ein äußeres Erlebnis also, ein Zufall des Tages, nicht künstlerische Überlegung, nicht die Absicht, den Briefroman durch Tagebücher zu erweitern, hat den Zusatz der neuen Fassung veranlaßt. Nach meiner Meinung wenigstens: sicheren Beweis geben alle Nachrichten nicht.

Die vollständige Handschrift der ersten Gestalt des Werkes ist nicht in des Dichters Besitz geblieben (Gespräche, herausgegeben von Biedermann 7, 195). Das Druckmanuskript der zweiten Fassung ist aber im Goethearchiv erhalten. Seine Vorgehichte ist nicht ganz durchsichtig.

Goethe „ging“ einen Druck „durch“ und ließ den Roman wieder ins Manuskript schreiben (Briefe 6, 96,<sup>11</sup>). Bei der großen Zahl der Veränderungen erscheint es nun ausgeschlossen, daß auch nur ihre Mehrheit in ein Druckexemplar eingetragen worden wäre; die Zusätze allerdings konnten auf eigenen Blättern beigelegt werden. Und da Goethe in jenem Briefe vom 21. November 1782 fortfährt: „Werther kehre in seiner Mutter Leib zurück, Knebel solle ihn nach seiner Wiedergeburt sehen: da er sehr gesammelt sei, so fühle er sich zu so einer delicatesen und gefährlichen Arbeit geschickt“, so erhellt, daß die Hauptarbeit noch bevorstand, nachdem der Druck durchgegangen war. Sie wird beim Diktieren der Handschrift geleistet worden sein. Tagebücher, die dies bezeugen könnten, sind aus der Zeit nicht erhalten.

Anfang Mai 1783 hat Goethe Werther „wieder“ vorgenommen, um „ihn noch einige Stufen höher zu schrauben“. Dabei war „unter andern seine Intention, Alberten so zu stellen, daß ihn wohl der leidenschaftliche Jüngling, aber doch der Leser nicht verkenne“ (Briefe 6, 157,<sup>12</sup>). Dies wird am diktierten Manuskript geschehen sein, das nun Goethes Diener Seidel zur Reinschrift erhielt. Ende Juni wurde sie Frau von Stein vorgelegt, und sie ist bis auf den Schlußbericht in Seidels Hand im Druckmanuskript erhalten, das seinem Aussehen nach bestimmt kein Diktat ist.

Diese Seidelsche Kopie enthält noch nicht die Bauernburchepisode: sie ist von Vogels Hand geschrieben dem Druckmanuskript eingelegt. Diese Teile dürften etwa im Sommer 1785 hinzugedichtet sein, weil damals Goethe schreibt, er habe von den Leiden des jungen Werther manche Leiden und Freuden gehabt (Briefe 7, 76,<sup>5</sup>).

Zum Juni 1786 „forrigierte“ er wieder am Werther (Briefe 7, 231,<sup>15</sup>). Wie viele der zahlreichen eigenhändigen Besserungen des Manuskriptes erst jetzt eingetragen wurden, steht dahin. Ebenso, ob erst jetzt Goethes eigenhändige Zusätze (der mißvergnügte, menschenverachtende Brief vom 8. Februar 1772 und der kurze tagebuchartige Erguß vom 16. Juni 1772) dazu gekommen sind: sie entsprechen der düsteren Stimmung dieser Zeit, in der er fand, er hätte sich nach geendigter Schrift erschießen sollen; aber auch sie sind durchforrigiert und können also früher entstanden sein. Endlich wurde im Juli und August des gleichen Jahres die „Erzählung am Schluß“ verändert, weil Herder ihre Komposition mißbilligt hatte. Die erste

Fassung dieses Herausgeberberichtes war ja durch die neue Einlage zur Endigung der Bauernburkschepisode zerstört; sie ließ sich nicht so leicht einhängen, wie die brieflichen Berichte über deren Anfang sich zwischen andere Briefe hatten einschleiben lassen. So wurden die Seidelschen Blätter und die auch hier voranzuziehende Vogelsche Einlage weggenommen (sie sind nicht erhalten) und durch eine Neubearbeitung ersetzt, die Vogel ins Kleine schrieb; nur die Ostianübertragung und die sechs letzten Druckseiten blieben in Seidels Abschrift bestehen.

In diesen vier Phasen mag der neue Text gebildet worden sein. Ein sicherer Beweis ist nicht zu gewinnen und ohne die brieflichen Nachrichten könnte man überhaupt nur feststellen, daß der Grundstock von einem Schreiber, Nachträge und Ergänzblätter von einem zweiten, Zusätze und Korrekturen von einem dritten, einige Verbesserungen von einem vierten (Herder) herrühren; nichts weiter. Die Zuverlässigkeit der Schreiber des Druckmanuskriptes kann um deswillen nicht eingeschätzt werden, weil ihre Vorlage, die vermutete diktirte Handschrift, nicht erhalten ist. Sie scheint undeutlich oder lückenhaft gewesen zu sein, da Seidel in seiner Kopie nemmal kleine Lücken lassen mußte. Oder nahm er an den Textstellen Anstoß? Einmal läßt er das Schimpfwort Hund aus (122, 3), vielleicht weil es kurz vorher (121, 13, auch 52, 6) umgangen worden war: Goethe hat es nachgetragen, kam es aber auch beim Diktat zum Erscheun ausgespart und dann doch auf Ergänz verzichtet haben. Und ebenso kann Seidel zweimal „all“ und viermal „io“ ausge lassen haben, weil er bemerkte, daß Goethe die Wörtchen sonst oft getilgt hatte (was ein Zurückgehen der Handschrift auf den korrigierten Druck oder solche Korrekturen in dem Diktat voraussetzen würde), oder Goethe griff bei der Nachbesserung der Seidelschen Abschrift auf die ältere, früher beiseitigte Lesart zurück.

Beide Schreiber, Seidel mehr als Vogel, der allerdings weniger geschrieben hat, neigen zu vollen Formen. Besonders die erste Person des Präsens und der Dativ Singular werden mit dem Schluß-e versehen; aber auch der Genitiv Singular und die dritte Person des Präsens erhalten ihr e, und ebenso: erimere, Lebewohl, Bindewörtchen u. a. m. Dazu treten dann Judikativformen, wie hielte, fodhte, der Imperativ siehe, Nominative wie Stirne, Gehirne, Geschöpfe, Gesichte, Adverbien gerne, zurücke, drimme; das enklitische 's wird zu es vervollständigt. Daß dies Eigenheiten der Schreiber sind, darf vermutet werden, weil Goethe diese Abweichungen von den älteren Drucken zumeist wieder beiseitigte. Auch in der Lautschreibung gehen sie ihre Wege: Gebäth, heurathen, schrecklich, Gebürge, wie sie häufiger schreiben als die schwankenden älteren Drucke.

Man sieht, auch Goethes Schreiber haben ihre eigenfönnige Sprachneigung, wie mittelalterliche Kopisten. Und sie haben auch deren Mängel. In der Flexion schlüpfen einige Unrichtigkeiten unter, ohne daß eine bestimmte Richtung zu erkennen wäre. Die Orthographie ist ungleich. Auslassungen geschehen zum Theile durch Abirring, zum Theile ohne ersichtlichen Anlaß. Ein paar Doppelschreibungen fallen nicht ins Gewicht. Starke Beteiligung des Ohres beweisen Schreibungen wie: „ausgestichen“ für „ausgestiegen“, „versenkt“ für „versenkt“, „Historikuschreiber“ für „Historienchreiber“, falls die Irrtümer nicht aus dem älteren Diktat vererbt sind.

Goethe selbst hat die Handschrift in sehr unfaßender Weise durchlorrigiert, von der Interpunction und Orthographie an bis zur Umgestaltung von Wendungen, wobei auch solche betroffen werden, die schon neu gebildet waren. Ein hübsches Beispiel findet sich 52,5. „Der alte W. ist ein geiziger rangiger Hund“ wurde ursprünglich gelesen; „Hund“ wurde bei der Neubearbeitung ersetzt durch die Wendung: „Krämer, den Rahmen Handelsmann verdient er nicht“; die Herabwürdigung des Standes der Krämer wurde beim Überlesen anstößig, die Phrase gestrichen und durch das kurze „Fülz“ ersetzt. Ferner 92,21: Werther ergrimmt sich, daß sein Gesandter seinen Grafen bekräftelt: „Darüber hätte ich ihn gern ausgeprügelt, denn weiter ist mit den Kerls nicht zu raisonniren, da das aber nun nicht angienig, so focht ich mit ziemlicher Heftigkeit, und jagt ihm, der Graf sey ein Mann“ u. s. w. Die Handgreiflichkeit sollte fallen und wurde bei der Umarbeitung ersetzt durch folgende Sätze: „Dazu machte er eine Miene, als ob er sagen wollte: Fühlst du den Stich? Aber es that bey mir nicht die Wirkung, ich verachtete den Menschen, der so denken und sich so betragen konnte. Ein Vorgesetzter, der ohne Noth seinem Untergebenen im Dienste was hartes sagt, ist ungeheist, und außer dem hat er gar kein Recht, er vergißt wer er ist, und es wäre kein Wunder wenn man es auch vergäße. Ich hielt ihm Stand, und fochte mit ziemlicher Heftigkeit und jagte, der Graf sey ein Mann“ u. s. f. Der Satz: „Ein Vorgesetzter“ bis „vergäße“, der den Sinn des alten ersten Satzes versteckt enthält, wird in der Handschrift gestrichen; er paßte nicht gut, da er ausschließlich das Verhältnis des Gesandten zu Werther betraf, während das Gespräch bei dem Urtheil des Gesandten über den Grafen verweilt, von dem Werther nur mittelbar getroffen wird.

Au einigen Stellen muß Goethe für seine Korrektur der Handschrift eine vor ihr liegende Fassung benützt haben. Von den Lücken, die Zeidel gelassen, füllt er fünf so aus, wie die älteren Drucke sie füllten und einmal wenigstens (74,1 „der sanfte Fluß“) ist ein

zufälliges Zusammentreffen ausgeschlossen. Und auch da, wo der Kopist etwas übersprungen hatte, ohne eine Lücke in der Zeile zu lassen, setzt Goethe zuweilen das ein, was vordem zu lesen war: so fügt er 24,<sup>22</sup> die fehlenden neun Worte genau nach den älteren Drucken ein, 39,<sup>11</sup> das unnötige Wort „große“ u. s. f. Daraus ist ein Vergleichen der Handschrift mit einem älteren Texte bewiesen.

Goethes Aufmerksamkeit war aber beim Collationieren nicht immer gleich. Sonst hätte er in der Ossianübersetzung den unbedingten Wegfall eines Relativsatzes (173,<sup>12</sup>) beachtet; vielleicht hat er hier, wo er den fremden Text nur selten und leise hatte modeln können, den Vergleich mit der Vorlage unterlassen. Ebenso wenig merkwürdig wie diese und andere kleine Übersetzen und Versetzen im Romantexte selbst — die erstaunlichste ist vielleicht, daß er 190,<sup>25</sup> dem grauen Wertherfrack nicht seine schon typisch gewordene Farbe gab — ist, daß der vom ersten Drucke an vererbte Fehler „Stimme“ statt „Stirne“ 170,<sup>23</sup> nicht gefunden wurde, denn auch er gab keinen Widerstimm; die Stelle, die zu Goethes Lebzeiten nie gebessert wurde, ist nur insofern interessant, als sie beweist, daß Goethe weder den Originaltext („brow“), noch seine alte Übertragung der Gesänge von Selma („Stirne“) aufgeschlagen haben kann: hiernach sind also seine Änderungen an der Ossianeinlage nicht Berichtigungen, sondern freie stilistische Glättungen.

Auffälliger ist, daß Goethe trotz der wiederholten Revision Unebenheiten stehen ließ, nicht nur den geringfügigen Wechsel der Anrede: Er und Sie, Du und Sie, sondern sachliche. So schreibt Werther 52,<sup>3</sup>, er sehe Lotte bei seiner Freundin; wir hören aber nirgends, daß er eine solche habe, sie würde sich auch schwer in den Verkehrskreis und in die poetischen Verhältnisse Werthers fügen; hier liegt offenbar ein alter Irrtum vor: Werther sieht Lotte bei einer Freundin, einer ihrer Freundinnen. Eine andere Bemerkung (129,<sup>18</sup>) weist über die Ereignisse des Romanes hinaus: „Heute (8. November 1772) saß ich an dem Aleck,“ schreibt Werther, „wo Sie neulich aus der Kutsche stiegen.“ Eine derartige Situation wird im Romane nicht erzählt; nur genau ein Jahr und vier Monate früher, eine andere bei der Kutsche: hier stieg Lotte nicht aus, sie stieg ein und „schnte sich heraus“. Weil die Anknüpfung fehlt, wurde sowohl in einigen älteren Drucken als in der Handschrift das Pronomen klein geschrieben, also nicht auf Lotte, sondern auf eine Gesellschaft bezogen. Und ebenso erfährt man erst 179,<sup>18</sup> davon, daß Lotte einmal mit Werther in einer fatalen Gesellschaft war und ihm danach Blumen geschickt habe zum Ersatz für den Händedruck, den sie ihm nicht reichen konnte. Der erste Teil dieser Scene erinnert an Werthers Zusammentreffen mit Fränlein von B. im Hause des

Grafen, vielleicht wurde um deswillen, damit keine Wiederholung einer ähnlichen Lage stattfindende, die Scene mit Lotte ausgeschaltet; sie mag allenfalls auch mit jener vom 8. Juli 1771, deren Ende bei der Antische Werther erzählt, zusammengehungen haben. Der andere Teil, die Blumenwendung, mag darum an früherer Stelle weggestrichen worden sein, weil er ein zu starkes Entgegenkommen Lottes voraussetzt; daß aber einmal diese Situation erzählt werden sollte, ist bei der erschöpfenden Genauigkeit, mit der sonst alles vorbereitet ist (so kehrt z. B. die blaßrote Schleife dreimal wieder), vorauszusetzen; darum wirft die Stelle in den Entwurf des Romanes ein Licht.

Dünker und andere sind schon darauf aufmerksam gewesen, daß die Daten in den Briefen vom 15. und 16. März 1772 nicht stimmen. Da Werther erst am 16. Fräulein von B. begegnet (104,<sub>11</sub>), kann er sich nicht schon am 15. auf ihr Gespräch berufen (102,<sub>25</sub>); und sie kann nicht sagen, daß sie gestern (den 15.) abends und heute (den 16.) früh über ihren Umgang mit Werther habe Vorwürfe hören müssen (105,<sub>15</sub>), dies muß am 14. abends und 15. früh geschehen sein; danach war der Brief vom 16. vielleicht ursprünglich ein zweites Schreiben vom 15. oder seine Fortsetzung und es wurde die wirksame Verschiebung oder Abtrennung — wirksam weil Werther so nach und nach in seinem Verdruße bestärkt wird — nur im Datum und an einer Textstelle (105,<sub>4</sub> chegestern, d. i. richtig der 14.) vorgenommen: denn daß Goethe es von vornherein versehen hätte, dünkt mich gerade wegen der genauen Zeitangaben unwahrscheinlich. Bei den Revisionen war Goethe auf die Daten überhaupt wenig achtjam; er ließ Juny für July, May für März stehen (48,<sub>19</sub>, 101,<sub>1</sub>); er bemerkte 112,<sub>17</sub> das falsche Datum July für Juny so wenig, daß er davor ein Blatt vom 16. July neu einschleibt, und nicht bedachte, daß Werther am 18. July nicht mehr schreiben könne, er müsse doch noch vierzehn Tage bei dem Fürsten bleiben, „doch“ d. h. obgleich er am 11. Juny schon seine nahe Abreise geplant hatte, und daß Werther nicht mehr vierzehn Tage vom 18. ab bei dem Fürsten bleiben kann, wenn er am 29. desselben Monats den Ort, dem ganzen Inhalte des Briefes nach, seit längerer Zeit gewechselt hat.

Das stärkste Beispiel für die ungenügende Achtjamkeit Goethes bietet der Brief vom 15. August 1771. 72,<sub>17</sub> heißt es: „Heute war ich hinausgegangen, Lottens Clavier zu stimmen: denn die Kleinen verfolgten mich um ein Märchen.“ Diesen sinnlosen Causalatz ließen der Schreiber, Goethe, Charlotte v. Stein, Herder (auch diese haben ja die Handschrift durchgesehen) und alle die wohlgeschulten Setzer und Korrektoren einschließlic des genauen Professors Götting un-



beanstandet. Man müßte ein wunderliches Verwecheln von dem und aber annehmen, wenn die älteren Drucke nicht den ausgefallenen Zwischenatz darreichten: „ich konnte aber nicht dazu kommen“, der den Zusammenhang logisch herstellt. Ich bemerke zu dieser von M. Bernays aufgedeckten Berichtigung, daß in demselben Briefe jene Verurteilung einer zweiten Ausgabe eines Buches steht, über deren Ungeeignetheit in der neuen Bearbeitung eingangs gesprochen worden ist. Bei diesem Stücke fehlte es Goethe also durchaus an Samulnug.

Leichter erklärlich als die Mißachtung dieser Störungen sind kleine Ungenauigkeiten, die beim Einflechten eines neuen Briefes in die Umarbeitung unterliefen; so: daß Werther am 26. Mai auf dem Pflug sitzend zeichnet, auch am 27. noch dieser Stellung Erwähnung thut, während er in dem hinzugedichteten nächsten Briefe vom 30. schreibt, er habe den Pflug gezeichnet. Ein Zeugnis, daß Goethe bei der Ueberarbeitung sich die alten Situationen nicht ganz lebendig vor den Sinn hielt.

Bei der unzureichenden Sorgfalt Goethes wird natürlich manchmal die Richtigkeit einer neuen Lesart unsicher. B. V. (121,<sup>20</sup>) Werther bedauert das Fällen der Nußbäume im Pfarrhofe: „Wie vertraulich sie den Pfarrhof machten, wie kühl! und wie herrlich die Äste waren!“ Früher stand: „wie kühl und wie herrlich die Äste waren.“ Durch die neue Interpunktion wurde das Epitheton von den Ästen auf den Pfarrhof übertragen; war das Goethes Willen oder Klugheit des Schreibers, der die (bei Grimm für Lessing und Goethe ähnlich belegte) Verbindung „kühler Ast“ nicht verstand? Es hatte schon einmal ein Sezer daran Anstoß genommen und darnum konjiciert: wie kühn und wie herrlich die Äste waren; und da dieser Sezer die denkbar beste Vorlage hatte, so wäre nicht ausgeschlossen, daß er das echte Wort liest, zumal kühn und herrlich zusammen paßt; wer aber das vorhergehende „vertraulich“ beachtet, wird diese Wirkung wohl von fühlen, aber nicht von kühnen Ästen ausgehen lassen wollen; und überdies ist an früherer Stelle (12,<sup>13</sup>. 43,<sup>4</sup>) vom „lieblichen Beschatten“ derselben Bäume die Rede, wozu doch nur „kühl“ taugt.

Ein ähnliches Bedenken drängt sich 43,<sup>27</sup> auf: die Jungfer Pfarrerin gefällt Werther nicht übel; „eine rasche wohlgewachsene Brünette, die einen die Kurzeit über auf dem Laude wohl unterhalten hätte“; so stand zuerst in der Handschrift heißt es: die kurze Zeit über. Ist das überlegte Aenderung oder Hör oder Schreibfehler? oder in den älteren Drucken Irrtum? Nachdem eine Seite früher vom Plane des Pfarrers, das Karlsbad aufzusuchen, die Rede war, konnte sich beim Autor wie beim Sezer der Ausdruck „Kurzeit“ durch Association einstellen, obwohl er auf die frühere Stelle

keinen Bezug hat und obwohl an dem Orte des Pfarrhofes auf dem Lande ein Kurzaufenthalt unwahrscheinlich ist.<sup>1)</sup> Es ist also zu vermuten, daß die alten Drucke gefehlt haben und daß es von Anfang an heißen sollte: einem, der wie Werther für kurze Zeit aufs Land kam, war die Pfarrerstochter eine angenehme Gesellschaft. Verwandt sind die in Drucken vorliegenden Fälle 151,<sub>4</sub> und 152,<sub>22</sub>, die darum gleich hier erörtert werden sollen. Werther sieht das Thal, in dem er mit Lotte gewandelt, durch das er zu ihr gegangen ist, überschwemmt: „Liebesthal“ nennen es die zwei ältesten Drucke; der dritte Wengandische schreibt „liebes Thal“ und hat wohl richtiger die Handschrift gelesen. In der anderen Stelle träumt Werther, Lottes Mund zu küssen, den „lieben lispelnden“ Mund lesen die ersten Drucke und so noch einmal aus Versehen oder Absicht der sechste Wengandische: vom dritten an aber heißt es richtig: „Liebelispelnden“, wie Goethe auch in einem Exemplar der ersten Ausgabe verbessert hat. Es erhellt aus den drei Fällen, daß die Handschrift des ersten Werther undeutlich geschrieben war und verschiedene Lesung zuließ. —

Alle diese Beispiele zeigen, daß auch bei einem zeitlich so nahen, in authentischer Handschrift und authentischen Drucken vorliegenden Texte sich Schwierigkeiten über Lesarten ergeben. Der Philologe hat es hier nicht leichter als bei mittelalterlichen Handschriften, eher schwerer, weil nun Autor, Abschreiber, Setzer, Korrektor und die Mechanik der Druckmaschine zusammenwirken, ein complicierterer Apparat. Auch Goethes bei der Neugestaltung des Werther durch Jahre hindurch behätigter Eifer konnte, wie die Handschrift lehrt, weder seine eigene Lässigkeit noch die Willkür der Schreiber und der ihnen vorangegangenen Drucker überwinden.

Und der Entwicklung der Drucke wende ich mich nun zu.

Aus Briefen wissen wir, daß die erste Ausgabe der Leiden Werthers Michaelis 1774 erschienen ist. In alle Exemplare, die ich davon gesehen habe, sind an den gleichen Stellen sechs Blätter eingeklebt, im ersten, dritten, vierten, fünften und ersten Bogen. Der Druck begann vermutlich im Mai (Weimarer Ausgabe 19, 434). Schon am 16. Juni hoffte Goethe das Buch „ehstens“ an Charlotte Kestner schicken zu können (Briefe 2, 168,<sub>12</sub>). Zwischen dem 23. und 28. Juni las der Dichter Lavater aus dem Romane vor, am 30. las Lavater den ersten, am 15. Juli den zweiten Teil. Da es sehr unwahrscheinlich ist, daß Goethe zwei vollständige Manuskripte vom Werther besaß, deren eines in der Druckerei war,

<sup>1)</sup> Einen Erholungsaufenthalt auf dem Lande nannte man damals gewiß noch weniger als heute Kurzeit, es sei denn, daß, wie wir aus dem Bodmerischen Kreise wissen, eine Mollkur damit verbunden war.

deren anderes in Lavaters Hände gegeben werden konnte, wird man lieber annehmen, Goethe habe dem Freunde Korrektur- oder Aus-  
hängebogen vorgelegt. Mußte nun etwa Lavater Bedenken, die zu befehen die Cartons eingelegt wurden? Auf dem ersten ist von „der patriarchalischen Idee“ die Rede, wie die Urväter am Brunnen Bekanntschaft machen; auf dem zweiten wieder vom patriarchalischen Leben; auf dem dritten vom Worte Christi: wenn ihr nicht werdet wie die Kinder; auf dem fünften vom Geiste des Ewigschaffenden, auf dem sechsten von fremden Mächten, die in den Träumen wirken, und davon, ob es vor Gott strafbar sei, daß Werther die Traumfreude an Lottes Umarmung als Seligkeit empfinde. Es sind also auf fünf von den sechs Cartons Themata ange schlagen, bei deren Behandlung es einem Lavater auf ein einziges Wort ankommen konnte: darf man ihm deswegen Einfluß auf die Cartons zuschreiben? Seinen Rat zu hören, war Goethe damals ja geneigt. Diese Cartons sind wohl die Ursache, warum die Fertigmachung des Buches zum Verstand sich bis in die zweite Hälfte des Septembers verzögert hat. Ihr Vorhandensein beweist, daß die erste Ausgabe nicht ohne Sorgfalt hergestellt worden ist.

Die Drucke dieser 1774er Michaelisauflage sind nicht ganz gleich. Daß bei einem Teil der Exemplare in der letzten Zeile einer Seite ein Buchstabe ausfiel, wie Bernays beobachtet hat, ist an sich nicht auffällig: der Seiten schluß ist wie das Zeilenende in älteren und neueren Drucken oft Versümmelungen ausge setzt; allerdings könnte aber auch absichtlich nach dem Abzug einer Anzahl Bogen „härine“ in „härne“ verändert worden sein, zumal ich kein Exemplar zu Gesicht bekam, in welchem für das ausgefallene i noch die Lücke sichtbar war. Ebenso wurde wohl in der Mitte einer Zeile der Mitte der 16. Seite „durgehen“ zu „durchgehen“ verbessert. Schwieriger ist zu erklären, warum die Hiezstriche auf dem ersten Titelblatt in verschiedenen Exemplaren verschieden lang sind: sollte der Zeichner des Faktors diese kleinliche Änderung vor dem Abziehen des Restes verlangt haben? oder wurden die Linien so schnell abgenützt, daß sie ersetzt werden mußten während des Abziehens der Auflage? Wir wissen zu wenig von der Einrichtung der Druckereien, um die mechanischen Ursachen und Möglichkeiten von Änderungen beim Abziehen desselben Satzes — seine Identität läßt sich hier wie sonst an defekten Lettern u. dgl. erkennen — in Anschlag zu bringen. Was wir heute beim Korrigieren unserer Schriften lernen, reicht nicht zu und darf vielleicht bei dem veränderten Maschinenweisen sehr oft gar nicht in Vergleich gezogen werden. Die Vorgänge bei Herstellung einer mittelalterlichen Handschrift festzustellen, bemühen sich die Philologen angelegentlich; denen, die sich mit der jüngeren Zeit

beschäftigen, fehlt es nicht minder an brauchbaren Nachrichten über Druckereieinrichtungen und Setzergewohnheiten. Ich habe diese Kenntnis schon öfter entbehrt und nicht zum wenigsten bei Beurteilung der Wertherdrucke; denn solche Verschiedenheiten wie bei Exemplaren der ersten Ausgabe kommen auch bei anderen Drucken vor.

Noch im gleichen Jahre 1774 oder doch mit der gleichen Zahl erschien bei demselben Verleger Weygand eine zweite Ausgabe, die die hinter der ersten verzeichneten Druckfehler und andere beseitigte, zugleich einige neue Lesarten ohne Gewähr brachte. Der Verleger zählte sie nicht mit, als er 1775 seine „zweite ächte Auflage“ ausgab. Soll der Zusatz „ächt“ den zweiten 1774er Druck als unecht brandmarken? Es ist wenig wahrscheinlich, daß ein Nachdrucker, selbst wenn er den Mut gehabt hat, Weygands Firma zu mißbrauchen, sich die Kosten einer zum Verwechseln ähnlichen Ausstattung auferlegt habe (nur zwei Zeilen sind anders gebrochen); das Kuppferchen auf dem Titel ist allerdings neu gestochen oder wenigstens überarbeitet, aber die Platte war vielleicht durch die Abzüge der ersten Ausgabe zu stark abgenützt worden. Ich finde keinen triftigen Grund, daran zu zweifeln, daß die zweite 74er Ausgabe wirklich von Weygand verlegt wurde, der sie ja auch seiner dritten zu Grunde legte.

Der Ausdruck „zweite ächte Auflage“ auf dieser dritten kann anders erklärt werden. Weygand trat den inzwischen auftauchenden Nachdrucken mit der Bezeichnung echt entgegen; und um etwas vor ihnen voraus zu haben, hatte er sich vom Dichter einen Zusatz an auffälliger Stelle erbeten: die Strophen auf beiden Titeln; um dieser Vermehrung willen mag er die Ausgabe als zweite Auflage gezählt haben; er behielt diese Zählung auf seinen weiteren Abdrücken bei, ebenso die Kupfer, mit denen er beide Titel zur Überflügelung der Nachdrucke neu geziert hat.

Außer den Titelseitstrophen weist die neue Auflage einen einzigen Zusatz auf: vier Zeilen im Texte (53, 21), deren Inhalt so gleichgültig ist, daß man sich nicht erklären kann, warum Goethe sie hinzugegedichtet haben sollte. Bernays hat deshalb angenommen (Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes, S. 19, Anmerkung), daß sie durch Abirrung in den 74er Ausgaben weggefallen sind: der neue Absatz schließt wie der vorhergehende mit den drei Worten: „sie mich liebt“. 1775 endigt der erste Absatz mit Aufzeichen, der neue zweite mit Punkt; der Aberratio entsprechend endigt 1774 der allein stehende erste mit Punkt. Die Erklärung ist einfach und leuchtet ein. Es erhebt sich dagegen nur das Bedenken, daß in einer Ausgabe, die so sorgfältig hergestellt ist, daß sechs Cartons eingelegt und außerdem selbst geringfügige Druckfehler verzeichnet worden

sind, eine Auslassung dieses Umfanges übersehen worden sein müßte. Ist es nicht auch möglich, daß Goethe bei der Korrektur jene Stelle gestrichen habe? Wirklich ist der Druckatz an jener Stelle so weitläufig, daß durch die Einschlebung nur eine Zeile von der zweiten Blattseite auf die nächste hinüberzurücken war. Und vielleicht vermag man den Ausdruck zu erraten, der Goethe Anlaß zur Tilgung des Abjähchens bieten konnte. Werther schreibt:

„ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß sie — O darf ich, tam ich den Himmel in diesen Worten ansprechen? — daß sie mich liebt!

Mich liebt! Und wie werth ich mir selbst werde! Wie ich — dir darf ich's wohl sagen, du hast Sinn für so etwas — wie ich mich selbst anbede, seitdem sie mich liebt.

Und ob das Vermeßlichkeit ist oder Gefühl des wahren Verhältnisses: Ich kenne den Menschen nicht, von dem ich etwas in Vottens Herzens fürchtete. Und doch — wenn sie von ihrem Bräutigam spricht mit all der Wärme, all der Liebe, da ist mir's wie einem, der all seiner Ehren und Würden entsetzt, und dem der Degen abgenommen wird.“

Ich vermute nun, daß Goethe (oder Lavater?) der Ausdruck: „ich bete mich selbst an“ zu stark war; vielleicht mißfiel ihm zudem die Anspielung, daß Werther sich wert werde. So wurde der Absatz gestrichen, da ein Zusammenhang auch ohne ihn vorhanden war. Ich stelle nicht in Abrede, daß der frühere Gedankengang mir etwas fester gefügt zu sein scheint als der zweite. Zur Athetese fehlt für einen neueren Herausgeber des Romanes die Sicherheit.

Jedesfalls aber steht so viel fest: der Saker der „zweiten ächten Auflage“ muß außer seiner Vorlage, dem zweiten 1774er Druck, noch das Mannskript des ersten benützt haben. Daher erklären sich einige berichtigende Lesarten im einzelnen, sowohl gegenüber dem ersten als gegenüber Neuerungen des zweiten Druckes von 1774. Goethes persönliche Beteiligung an dieser Revision darf darnum verneint werden, weil einige der von ihm in einem (uns erhaltenen) Exemplare des ersten Druckes vorgenommenen Verbesserungen hier nicht berücksichtigt sind; der Dichter lieferte also nur die zwei Strophen für die Titel, deren erste er auch in jenes Exemplar am Schluß des ersten Theiles eingetragen hat. Trotzdem ist diese älteste Ausgabe von 1775 sehr wertvoll, weil sie neuerdings auf die Handschrift zurückgeht.

Solcher Weygandischer Drucke von 1775 giebt es mindestens vier, wahrscheinlich mehr; Bernays hat schon drei unterschieden. Es zeigt sich hier, daß wir nicht einmal um fünf Vierteljahrhunderte zurück die Zahl der vorhandenen Drucke, noch dazu eines so hervorragenden Werkes, bestimmen können; in den Weidmannischen Meßkatalogen ist zwischen den Jahren 1774 und 1780 nach Mittheilung des inzwischen verstorbenen, allzeit gefälligen W. Bertsch in Gotha

lediglich eine Ausgabe von 1774 verzeichnet. Daß die Weygandischen Drucke unter einander zusammenhängen, ergibt das Durchlaufen eines falschen Custos am Ende des Bogens L, der überall „ihm“ lautet, obwohl der nächste Bogen überall richtig mit „ihn“ anfängt: eine Starrheit, die nur durch die Vererbung falscher Paginierung in mehreren Nachdrucken von Karlsruhe, Heutlingen und Frankfurt und Leipzig noch überboten wird. Die Reihenfolge der Drucke gleichen Titels läßt sich schon daraus erschließen, daß nach und nach immer mehr neue Zeilenumbrechungen stattfinden und sich fortpflanzen. Dazu tritt die Beobachtung, wo neue Lesarten zuerst auftreten, die sich vererben. Bei jedem Drucke schleichen sich mehr derartige ein, aber es bleibt natürlich auch ein Rest neuer Lesarten, die nur dem einzigen Drucke eigen sind, also als seine Kriterien dienen können. Die Neuerungen sind durchaus nicht immer Verbesserungen. Überlegung und Zufall brachten manches Verfehlete wieder auf den alten richtigen Stand zurück, so daß also in einzelnen ein jüngerer Druck über das Mittelglied hinweg zum älteren stimmt.

Die scheinbare Gleichheit der Wertherdrucke Weygands von 1775 ist ein neues warnendes Beispiel, wie vorsichtig man in Bibliotheken selbst noch für diese Zeit mit der Bezeichnung Doublette umgehen sollte; Titelübereinstimmung, Gleichheit von Seitenzahl und Ausstattung genügen zur Feststellung durchaus nicht. Ich habe die gleiche Erfahrung bei mehr Wielanddrucken gemacht als Milchjack. Die Bibliographie will mit der Akrilie der Münzsammler behandelt sein. Hierzu mahnt noch besonders ein Wertherexemplar im Besitz der Jenaer Universitätsbibliothek: nur bei genauer Prüfung kann man erkennen, daß es aus sechs ganzen Bogen des ersten 1774er und drei ganzen Bogen des zweiten 1775er Druckes Weygands gemischt ist, daß ferner die Bogen C G J N S aus einzelnen Blättern und Lagen der beiden Drucke gemischt sind, und zwar so, daß im dritten Bogen ein Blatt aus beiden Ausgaben vorhanden ist. Die nächstliegende Erklärung hiesfür dürfte sein, daß ein Händler oder Sammler aus zwei defekten Exemplaren, vielleicht besten Glaubens, ein vollständiges herstellte, wenn nicht gar Weygand selbst Lagerreste zusammengelegt haben sollte. Es bedarf wohl nicht eigens der Bemerkung, daß solche Feststellungen nicht lediglich für Bibliographen oder gar nur für Karitätenammler unter den Bibliophilen Wert haben: für die Vererbung der Lesarten, für das Auffinden der Ausgaben, von denen die für die Textgeschichte wichtigen Nachdrucke abstammen, und durch all das für die Herstellung des echten Textes sind sie durchaus nützlich.

Die Beteiligung des Verfassers an den Weygandischen Drucken des Jahres 1775 ist ausgeschlossen: keinerlei Anhaltspunkt ist dafür

erkennbar. Wir müssen seiner Angabe glauben, daß er am 30. April 1780 seinen Werther, seit er gedruckt sei, das erstemal ganz las. Ob sie wirklich alle in dem Jahre, das die Titel nennen, erschienen sind, steht dahin; es ist doch recht fraglich, ob neben mindestens neun Nachdrucken mit dem Titeljahr 1775 innerhalb fünf Vierteljahre mindestens sechs Drucke des ersten Verlegers auf Abjaß rechnen konnten. Wir wissen ja von anderen Drucken her, z. B. von Goethes Faust, daß auch die berechtigten Verleger die Jahreszahlen ihrer Werke nicht immer zuverlässig nennen. Ihre Gründe sind allerdings nicht überall durchsichtig. Am nächsten liegt ja die Annahme, daß dadurch vor dem Autor die Höhe des Abjages verborgen bleiben konnte und so etwa neue Honoraransprüche vermieden wurden. Es ist aber auch nicht bekannt, daß die Stärke der Auflage vertragsmäßig festgestellt zu werden pflegte. Der Verleger ward Eigentümer des einmal erworbenen Werkes. Dagegen hielt sich der Autor für befugt, einen neu bearbeiteten Text einem anderen Buchhändler zu verkaufen, jedenfalls diesen Text in eine Sammelausgabe anderen Verlagsortes aufzunehmen. So wissen wir aus Wielandschen Unternehmungen, so hat Goethe auch den Werther an Göschen und Cotta geliefert und dann doch einer neuen Einzelausgabe Weygands wieder seine Zustimmung gegeben. Man muß deshalb vorsichtig sein, die wahrscheinlich vor dem Autor verheimlichten Nachdrucke der Verleger der ersten Ausgaben als unrechtmäßige Drucke zu brandmarken: in den Zeiten des Kampfes mit den Nachdruckern herrschten im vornehmsten Verlagshandel andere Ansichten, Gewohnheiten und Rechte als heute.

Als Werthers Leiden zuerst erschienen, war der Nachdruck in Blüte. Später wußten die Verleger durch Titelausgaben verschiedener Ausstattungsqualität und durch Verbindung mit Firmen an anderen Orten ihn zu steuern. Aus den Jahren 1775—1779 kenne ich sieben, von 1784—1810 nur sechs (oder sieben, wenn einer, der Göschens Firma trägt, diesem nicht zugehört) unechte Drucke, wobei ich die Weygandschen Drucke von 1787 und 1790, ferner einen auf 1787 zurückdatierten Göschenschen, der aber schon wegen der Fählung der Bogen mit Ziffern statt mit dem Alphabet jünger ist, nicht mitrechnete, da sie als Nachdrucke im strengen Sinne nicht gelten können. Es wird mir ein und der andere entgangen sein (in Bibliographien finde ich noch vier verzeichnet, die ich nicht zu Gesicht bekommen habe), aber viel anders werden sich die Zahlen nicht stellen. Es ist ja selbst bei Umfragen in Bibliotheken nicht leicht, alle zu unterscheiden: tragen doch die Drucke manchmal dieselben Orts- und Jahresbezeichnungen, so daß erst ein Neben einanderlegen ihre Verschiedenheit zeigt. Mit dem fingierten Verlags-

ort Freystadt z. B. sind 1775 drei Drucke erschienen ganz ungleicher Ausstattung. Ein andermal verbirgt ein Nachdruck unter verändertem Titel oder Verlagsort dieselben Textblätter, was die berechtigten Verleger dann den Raubverlegern nachahmten. Der gleiche Satz liegt z. B. dem Texte eines Druckes unter, der auf dem Titel einmal Frankfurt und Leipzig, das anderemal Keutlingen als Verlagsort nennt; ebenso hat Götschen von seiner Ausgabe in den Schriften 1787 drei Titelauflagen der Schriften und vier (oder fünf) Einzelabzüge Werthers veranstaltet.

Die Nachdrucke stehen theils in Abhängigkeit zu einer echten Ausgabe, theils zu einem andern Nachdruck. So ist z. B. der zweite Himbürgische von einem Weygandischen abgezweigt, und wächst weiter in einer unter sich verwachsenen Gruppe von acht zu Karlsruhe, Keutlingen und mit dem fiktiven Verlagsort Frankfurt und Leipzig zwischen 1778 und 1790 erschienenen Nachdrucken. Der letzte dieser und manche andere Drucke benötigen nicht ein Exemplar als Vorlage, sondern zweierlei, worauf ich noch zu sprechen komme. Manchmal rücken Nachdrucke mit verschiedenem Titel durch ähnliche Ausstattung zusammen und verraten so Einen Unternehmer. So hat ein Wahlheim 1777 erschiener zum Theile dieselben Holzstöcke verwendet wie der eine Freystädter von 1775, und da er auch sprachliche Eigentümlichkeiten mit ihm teilt, darf man annehmen, daß er in derselben Druckerei hergestellt ist. Ebenso hat aber ein Druck Frankfurt und Leipzig 1775 mit Ausnahme des Kupfers dieselben Verzierungen wie der älteste Weygandische Druck und ahmt diesen auch in der Seiten- und Zeilenbrechung nach; sollte dieselbe Druckerei, die für Weygand arbeitete — ich weiß nicht, ob sie Eigentum der Verlagsfirma war — ihn unternommen haben? es ist ja möglich, falls diese Art Geschäftsbetrieb nicht zu modern ist, daß mehrere Druckereien von einem Holzschneider die gleichen Cliches bezogen oder daß diese rasch weiter verkauft wurden.

Im ganzen strebte der Nachdrucker gewiß möglichst billige Herstellung an, damit er den Preis der echten Ausgabe erheblich unterbieten konnte. Einzelne haben aber doch durch Bildschmuck und zierliche Ausstattung ihrem Raube den Vorzug vor den echten und den andern unechten Drucken zu verschaffen gesucht. Walther z. B. in Bern gab seinem Werther ein gestochenes Titelblatt und noch zwei Kupfer, von denen allerdings eines keinen Bezug zum Romane hat, also anderswoher entlehnt ist (wie die Bilder mancher Volksbücher). Der Berliner Nachdrucker Himbürg hat sogar Chodowiccki angeworben, als er, wie im gleichen Jahre 1775 Heilmann in Biel, vor dem Verfasser eine Sammlung von Goethes Schriften zu Markt brachte. Er ließ sie auf Papier verschiedener Güte drucken und sein



Erfolg war so groß, daß er vom ersten Bande gewiß viererlei Abzüge nehmen ließ. Der darin enthaltene Werthertext spielt keine Rolle in der Überlieferungsgeichte. Denn Himbürg war so unvorsichtig, für seine zweite Auflage von 1777, die um ein Kupfer bereichert wurde, also nun fünf zählt, nicht seine erste, sondern wieder einen echten Druck Weygands als Vorlage zu wählen. Und so kann auch die durch die Lesarten aufgezwungene Annahme nicht überraschen, er habe einer dritten mit sechs zur Hälfte neuen Kupfern geschmückten Auflage von 1779 zwar seine zweite zu Grunde gelegt, sie aber nach einem neueren Drucke Weygands revidieren lassen. Diese Ausgabe war so gefällig, daß sie Goethe später Götschen als Muster für seine erste echte Sammelausgabe empfahl, wie ihn noch später auch die hübsche Ausstattung der Wiener, bei Strauß und Geistinger verlegten Sammlung veranlaßte, diese zu den guten Auflagen zu rechnen.

Aus den Beobachtungen über die Vorlagen der Himbürgischen und anderer Nachdrucke könnte es gelingen, die Datierung der 1775er Ausgaben Weygands zu finden. Die erste derselben muß so zeitig erschienen sein, daß noch im gleichen Jahre vier Nachdrucke sich ihrer bemächtigen konnten. Die zweite ist noch 1775 ausgegeben worden, weil ein Exemplar den alten handschriftlichen Eintrag dieser Jahreszahl aufweist. Und vielleicht liegt zwischen beiden noch eine Ausgabe Weygands, denn der Himbürgische Druck dieses Jahres vereinigt auffallende Eigentümlichkeiten beider, die auf eine Zwischenstufe als seine Vorlage schließen lassen. Während er nämlich in allen Haupteigenheiten mit der ersten Weygandausgabe von 1775 geht, z. B.: 104,<sup>10</sup> kein Komma nach „ihr“, 125,<sup>20</sup> nach „Sachen“ Punkt statt Komma setzt; 112,<sup>1</sup> „gemeinen“ statt „gemeinem“, 121,<sup>20</sup> „fühu“ statt „füh!“ druckt, hat er wie die zweite: 6,<sup>11</sup> „ich habe“ statt „habe“, 10,<sup>14</sup> „kleines“ statt „krankes“, 30,<sup>26</sup> „weggelassen“ statt „ausgelassen“, 48,<sup>2</sup> „erbärmlichsten“ statt „erbärmlichen“, 83,<sup>13</sup> „wenn's“ statt „wann's“. Zufälliges Zusammentreffen mit einer der beiden Ausgaben ist sonach ausgeschlossen. Möglich wäre allerdings, daß der erste Teil nach der zweiten, der zweite nach der ersten gesetzt wäre; warum sollte aber Himbürg zweierlei Exemplare Weygands als Vorlage benützt haben? Er konnte ja zur rascheren Drucklegung auch Ein Exemplar unter zwei Setzer verteilen. Es ist ferner unglaublich, daß er auf die Abweichungen der äußerlich gleichen Weyganddrucke aufmerksam geworden wäre und also den ersten Teil nach dem jüngeren hätte revidieren lassen. Da bleibt die Vermutung einer mir entgangenen Zwischenstufe zwischen den zwei Weygandischen Ausgaben als seiner Vorlage wahrscheinlicher. Daneben besteht freilich die andere Möglichkeit, daß dieser Himbürgische Druck

nach einem Nachdruck des älteren Weygandischen Textes gesetzt und nach dem jüngeren Weygands zuerst aufmerksamer, dann flichtiger corrigiert sei. An sich hat es wenig Überzeugendes, daß ein Nachdrucker sich doppelte Mühe machte; aber nachdem Himbürg sie für seinen dritten Druck angewendet haben muß, mag er sie auch an den ersten gesetzt haben. Und wirklich habe ich, nach Abschluß der Weimarer Ausgabe, einen Nachdruck erworben, der dessen ursprüngliche Vorlage gewesen sein dürfte: Jrenstadt 1775, 224 SS. Dieser geht von der ersten Weygandischen Ausgabe des Jahres 1775 aus, kann wegen seiner Lesarten und weil er jener seitengleich folgt, nicht von Himbürgs Druck abstammen, besitzt aber ein paar Eigentümlichkeiten, die dieser von ihm geerbt haben könnte; vor allem die Verderbnis des Datums (124,<sub>1</sub>) 10. Oktober statt 12. Oktober. Dadurch wird die Annahme, die erste Himbürgische Ausgabe sei einem mir unbekanntem Mitteldrucke Weygands gefolgt, nahezu entkräftet, und es zeigt sich aufs neue, wie der zufällige Fund eines neuen Textes das Unwahrscheinliche wahrscheinlich machen kann.

1776 war dann der Markt durch die echten und neun Nachdrucke gesättigt, es ist mir kein Nachdruck dieses Jahres bekannt geworden. In diesem oder erst im Jahre 1777 wird die nächste Weygandausgabe erschienen sein, die von Himbürg für seine zweite, und 1778 die letzte mir bekannte, die von dem Berliner für eine selbständige Wertherausgabe von 1778 (unter dem fingierten Druckort Frankfurt und Leipzig ohne Verlagsangabe erschienen, vielleicht zurückdatiert) und die damit im Saxe identische dritte Auflage der Schriften 1779 benutzt worden ist.

1777 hatten sich zwei Nachdrucke eingestellt, 1778 fünf, 1779 einer: danach tritt eine größere Pause ein; nur 1784 wird einer verlegt. Erst mit dem Hervortreten der neuen Bearbeitung regt sich wieder der Wettbewerb: 1787 erscheinen zwei oder drei (wobei ich die Einzelausgaben Weygands, die sich des neuen Textes bemächtigten, mitzähle), 1789, 1790, 1795, 1801, 1810, 1825, 1832 je einer. Aus dieser Uebersicht, die freilich bei allem Bemühen keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben darf, mag man den Grad der jeweiligen Beliebtheit des Romanes und seine Fortwirkung ablesen. Allerdings wissen wir nichts über die Höhe der Auflagen und wir dürfen sie mit heutigem Maßstabe nicht messen; denn das Papier war teurer, das Drucken kostspieliger und beides fiel also bei dem Mangel verhältnismäßig stärker ins Gewicht als die jetzt getriegenen Satzkosten: es konnten sich kleinere Auflagen lohnen als heute.

Aber nicht nur um die Verbreitung eines Werkes annähernd zu schätzen, ist der Blick auf die Nachdrucke zu richten. Sie sind

allgemein interessant für den Philologen, weil sie, die den Handschriftenkopien der Berufsreiber des Mittelalters am nächsten vergleichbar sind, lehren, wie viel an scheinbaren oder wirklichen Verbesserungen einem Setzer zuzutrauen ist und welches die gewöhnlichen Setzfehler sind, und weil sie dadurch ein Urtheil über die Veränderungen der echten Drucke ermöglichen: sie sind für Goethes Werke von besonderem Wert, weil er für echte Ausgaben seiner Schriften wiederholt Nachdrucke benutzt hat, sie also unmittelbar in die Textgeschichte eingreifen. So ist uns z. B. ein Exemplar von Erwin und Elmire, Frankfurt und Leipzig 1775, und ein 4. Band der Hymburgischen dritten Auflage im Goethe-National-Museum erhalten, in die Goethe Korrekturen eingetragen hat. Und für Werthers Leiden hat Bernays nachgewiesen, daß der dritte Hymburgische Nachdruck eine wesentliche Fehlerquelle geworden sei. Wenn wir aber so für Goethes Text Nachdrucke verwertet sehen, dürfen wir die Beachtung der unechten Drucke bei keinem Schriftsteller versäumen, außer wo urkundliche Zeugnisse sie überflüssig machen. Wissen wir doch überdies, daß ein unechter Druck noch im 18. Jahrhundert wie Infimabelu codicis instar gelten kann; man erinnere sich der bekannten Beispiele der Ausgaben von Abichriften Hallerischer und Klopstockischer Gedichte. Es muß also die Stellung der Nachdrucke zu einander und zu den echten Drucken geprüft werden, als ob sie echte Drucke wären; gerade wie bei nur handschriftlicher Überlieferung junge und alte Kopie, muß jedes Stück beurteilt werden, wenigstens nach zuverlässigen Kriterien. Es scheidet erst dann aus dem Stamme der für die Textgeschichte und Textkonstitution wertvollen Überlieferungen aus, wenn seine Vorlage und genügend sichere Merkmale, die sich nicht vererben, gefunden sind. Ein Satz, der ebenso für echte Drucke gilt.

Verfolgt man nun die Nachdrucke Werthers nach diesen Gesichtspunkten — und ich habe es in Stichproben gethan, bis ich hinreichend sichere Kennzeichen für ihre Einreihung gefunden zu haben glaubte — so ergibt sich, daß sie erst vom zweiten Hymburgischen an in die Textgeschichte eingreifen, einem Drucke, der aus der dritten mir bekannten Ausgabe Weygands von 1775 stammt. Er ist reich an groben Verstößen, läßt viele Worte aus, setzt ein paar zu, vertauscht Datumszahlen und Wörter nicht selten. Von seinen Besonderheiten gehen nun gut zwei Drittel in die dritte Auflage desselben Verlegers über; das übrige Drittel ändert diese eigenmächtig oder mit Benützung der letzten Weygandischen Ausgabe des Titeljahres 1775. Das letztere erhellt daraus, daß sie mehrere der Auslassungen der Vorlage richtig ausgefüllt und Änderungen richtig gestellt hat, was ohne Einsicht eines vollkommeneren Textes unmöglich war, und daß

sie Eigentümlichkeiten, die der letzte Wenganddruck allein besitzt, annimmt. So groß war das Vertrauen zu diesem, daß auch leicht erkennbare und gar bei der Vergleichung der Himbürgischen Vorlage unverkennbare Druckfehler, wie z. B. 173, „Freunde“ für „Freunde“ mit übernommen wurden. Und andererseits geschah die Revision doch so oberflächlich, daß noch eine Menge von Fehlern der Vorlage ungebeßert blieben. Diese dritte Himbürgische Auflage hat also thatsächlich den willkürlichsten aller Nachdrucke (der durch die von ihm stammenden in Karlsruhe und Meutlingen nicht viel übertroffen wurde an Unzuverlässigkeit) und den mindestwertigen aller echten Drucke benutzt, den, der sich am weitesten von den nach der ersten Handschrift gesetzten Texten entfernte. Dazu kommt nun noch, daß sie selbst zwar nicht nach der immerhin das Hundert weit übersteigenden Zahl der Eigenmächtigkeiten, wohl aber nach dem Gewicht ihrer Ungenauigkeiten dem zweiten Druck desselben Berliner Verlegers nichts nachgiebt: sie läßt seltener einzelne Wörter, häufiger aber komplexe aus.

Und diesen Druck nun legt Goethe der Neugestaltung seines Romanes 1782 zu Grunde! Er besaß kein Exemplar des Werther mehr; er mußte von Frau von Stein, an die er vor drei Jahren seine Schriften, wohl gerade die ihm von Himbürg geschenkte Ausgabe abgegeben hat, sie erbitten. Es ist doppelt bezeugt, daß Himbürgische Ausgaben in Goethes Besitz waren, es ist aber nicht urkundlich bezeugt, daß er sie für die Werther-Erneuerung benützte. Wenn man jedoch sieht, daß vier Fünftel der nur dem dritten Himbürgdruck eigenen Lesarten sich in der neuen Handschrift erhalten haben, so scheint ein Zweifel ausgeschlossen. Es sei denn, daß ein bisher unentdeckter Druck besteht, der dem Himbürgischen zum Verwechseln ähnlich ist und doch an einer Stelle wenigstens besser ist als er. Alle Exemplare der Himbürgischen Auflage, die ich durch Umfragen erreichen konnte, auch die Einzelausgabe daraus, lassen 98,11 die Sätze ansfallen: „Adieu! Ist Albert bei Ihnen? Und wie —?“ und machen auch durch keine Berichtigung das Versehen gut. Trotzdem enthält die Handschrift diese Sätze, deren Wortlaut der Dichter unmöglich aus dem Gedächtnis ergänzen konnte; woher aber? Bernays hat auf dieses starke Bedenken gegen seinen Nachweis nicht aufmerksam gemacht; sollte er ein Exemplar der dritten Himbürgausgabe benutzt haben, das jene Zeile enthält? Ich habe ja aus dem Zustande der Handschrift erschlossen, daß Goethe sie nach einem zuvor liegenden Text durchgegangen hat; welcher es war, lassen die Korrekturen leider nicht erkennen. Aber wenn er nun an dieser Stelle der Kopie Seidels einen vollständigeren Text unterlegen konnte, warum nicht an anderen? Die Wahrnehmung einer solchen Verderbnis mußte ihn

doch gegen die Vorlage mißtrauisch machen und er konnte dann kaum mehr über andere schwere Lücken hinweggleiten. Hier bleibt ein Dunkel unaufgehellt. Es muß ein Druck gesucht werden, der zwischen der zweiten und dritten Hünburgausgabe steht, dieser näher liegt als jener, aber an der angeführten Stelle und einigen anderen, wo die Handschrift, allerdings vielleicht zufällig, mit der zweiten geht, deren Lesarten bewahrt hat. In ein Stemma für ältere Zeit würden wir das K ohne Bedenken eintragen. Wenn man aber viele Bibliotheken nach einem nur 120 Jahre alten Druck umsonst abgesehen hat, fehlt der Mut dazu. Der glücklichere Finder freilich wird dann, durch den Erfolg überlegen, den bequemen Vorwurf erheben: man habe eben nicht an der richtigen Stelle gesucht.

Die Handschrift selbst, ihre Vorzüge, ihre Mängel habe ich charakterisiert. Aus ihr sind beide ersten Drucke Göschens unmittelbar erschlossen. Dies ergibt sich daraus, daß in der Handschrift die Bogenzählung beider Drucke vom Metteur en pages angemerkt sind; ergibt sich auch daraus, daß jeder Druck Lesarten mit der Handschrift teilt, die der andere verändert hat. Autorisiert waren beide Ausgaben, der Vertrag Goethes mit Göschen spricht von zweien, und wenn Goethe späterhin die geringere Ausgabe verleiht, so kann das nur daher rühren, daß er sich die Edition größeren Formats als eine noch besser ausgestattete erwartet hatte, als die kleinere gut ausgestattete. Beide Drucke sind in Abwesenheit Goethes hergestellt worden: ob Herders Rat, wie Goethe vor der Abreise nach Italien dem Verleger freistellte, eingeholt wurde, ist unbekannt. Sie haben also, weil die Handschrift zugänglich geworden ist, an sich keinen Wert. Sie besitzen aber historischen Wert als Vermittler für die folgenden Ausgaben, und sie haben überdies auch den Wert, daß sie die Unebenheiten der Handschrift in Schreibung, Interpunktion u. s. w. ausgleichen. Man sieht an ihnen, wie viel den Setzern auch an diesem Druckmanuskript, das Goethe „mit viel Mühe recht ausgepust hat“, zu thun übrig blieb; „ein Finger Korrektor muß am Ende doch das beste thun“ hatte der Dichter selbst bei der Übersendung an den Verleger geschrieben (Briefe 8, 11, 9. 15<sup>20</sup>). Und er hat des Guten viel gethan, manchmal, besonders in der Bereicherung der Interpunktionen zu viel. Das Merkwürdige ist aber, daß die beiden Drucke, obwohl jeder selbständig aus der Handschrift abgesetzt worden ist, doch in den Regelungen eine erstaunlich große Übereinstimmung zeigen. In rund 1250 Fällen, wobei Formen der Rechtschreibung, die beim Sprechen nicht zu Gehör kommen, nicht einbezogen sind, gehen sie mit einander gegen die Handschrift. Das übersteigt die Folgen gemeinsamer Erziehung und Anweisung von Setzer oder Faktor derselben Druckerei. Überdies

weichen sie sogar in orthographischen Grundsätzen von einander ab: der größere Druck schreibt „ein Mahl“ u. dgl., der kleinere „einmal“; jener trennt Komposita viel häufiger u. s. w. Und es ist keineswegs ausgemacht, daß die Drucke überhaupt aus einer Officin hervorgegangen seien. Götschen ließ noch später an verschiedenen Orten drucken, z. B. Wielands Werke teils in Leipzig, teils in Basel. Jedenfalls aber muß ein Bezug zwischen den beiden Wertherdrucken bestehen. Da sie vom gleichen Jahre 1787 datiert sind, ist die Priorität der einen schwer festzustellen; auch das zwischen anderen Bänden derselben Ausgaben etwa bestehende Verhältnis muß nicht für diesen Band gelten; sind doch auch von Wielands Ausgaben letzter Hand Bände bald dieser, bald jener zuerst von Götschen in Satz gegeben. Aus den Texten selbst ist ebenso wenig ein zwingender Aufschluß zu gewinnen. Wäre der kleinere Druck genau nach dem größeren verglichen, so wäre manche Übereinstimmung zwischen diesem und der Handschrift in den kleineren Druck gekommen: z. B. „es tostet mich Mühe“ statt „mir Mühe“, „was hilft mich's“ statt „mir's“ u. a. m. Bewahrt doch der größere Druck etwa achtzigmal die Lesart der Handschrift gegen den kleineren. Umgekehrt: wäre der größere genau nach dem kleineren kollationiert worden, so könnten in diesem nicht Auslassungen und Entstellungen sich finden. Es muß also zwar eine Verbindung beider Drucke vorhanden sein, aber die Vergleichung der Texte geschah nicht sorgfältig, oder der Korrektor des kleineren Druckes hielt sich auch da für berechtigt, abzuweichen, wo er zwischen dem größeren und der Handschrift Gleichheit bewahrt sah.

Der kleinere Druck hat sich nicht viel seltener allein von dem Manuskripte entfernt als der größere; aber dieser hat bedeutend schlimmere selbständige Fehler, Auslassungen, die sich jener überhaupt nicht hat zu schulden kommen lassen, Aenderungen, die bei jenem höchstens unnütze Regelungen, bei diesem teilweise tiefer zerstörende Entstellungen sind. Und das Verhängnis wollte, daß diese Ausgabe, wie meines Wissens Dünker zuerst beobachtet hat, für die folgenden Gesamtausgaben benutzt wurde, während der korrektere Druck nur auf unechte und halbechte Einzelansgaben wirkte: so wurde zum zweitenmale an wichtiger Stelle der fehlerhafteste der vorliegenden Texte die Grundlage für die Zukunft. Und das kam so. Goethe benützte einen Götschendruck seiner Werke, vermutlich den besseren, da er die Existenz der geringeren Ausgabe später wie eine Überraschung ansah, um darin „alle Druckfehler, Auslassungen und was ihm sonst vorkam“ zu korrigieren und zu notieren für eine künftige Edition. Das war 1788 und 1791. Nachmals aber, mehrere Jahre vor 1797 war ihm das Exemplar abhanden gekommen, und damit sind also

diese Verbesserungen verloren, bis es etwa einmal irgendwo auftaucht. Damit war Goethe ferner gezwungen, sich vor der Umarbeitung der Werke für die Cotta'sche Sammlung ein Exemplar neu zu erwerben und er erstand offenbar die billigere Ausgabe Götzens.

Diese hat er nun durchgegangen und „jeder einzelnen Produktion die gehörige Aufmerksamkeit“ gewidmet. Hiermit ist erwiesen, daß, entgegen der Auffassung von Bernays, der Werthertext von 1787 nicht die letzte Recensio des Verfassers darreicht, daß er also auch nicht unangetastet beibehalten werden darf, wo jüngere echte Drucke Änderungen bieten. Denn wenn wir auch nur für den ersten von 1808 das eigene Zeugnis besitzen: „Werther absolviert“, so haben wir doch für die zweite Cotta-Ausgabe von 1817 die allgemeiner gehaltene Nachricht, daß sie vorbereitet wurde: möglicherweise hat auch am Werther wie an anderen Bänden Kiemer Beihilfe geleistet; jedenfalls ist dem Verleger ein korrigiertes Exemplar der ersten vorgelegt worden, das für den Stuttgarter wie für den Wiener Parallelruck Verwendung fand. Die Ausgaben letzter Hand mag dann nur Götting zweimal revidiert haben: er genoß aber die Autorisation Goethes und hat über eine Lesung ihn befragt.

Von dem ältesten Abdrucke Cottas kenne ich zweierlei Exemplare, die sich ähnlich verhalten wie die Doppeldrucke der ersten und vierten Wengandischen Ausgabe, geringere Verschiedenheiten haben als die Abzüge der ersten Himbürgischen. Im ganzen ist der Druck recht tren; er regelt Orthographie, Interpunktion, Flexion u. dgl. Das Auffälligste sind zwei Kürzungen von „ward“ zu „war“ vor anlautendem d („dieß, die“), wobei das für den Titel von Dichtung und Wahrheit maßgebende euphonische Gefühl die Erklärung abgeben kann, warum das sachlich Nichtigere beseitigt wurde. Aber es ist auch möglich, daß es sich um einen Druckfehler, um den Abfall des d handelt, der auch sonst vorkommt; so hat der zweite Himbürgische Druck 82,<sub>5</sub> „ward“ in „war“ verderbt ohne nachfolgendes d; so ist in Wilhelm Meisters Lehrjahre gewiß achtmal das Wort entstellt worden, darunter nur dreimal vor d; und einmal finde ich auch das Umgekehrte: „war“ zu „ward“ verdrückt (21, 112,<sub>6</sub>, 199,<sub>25</sub>, 22, 101,<sub>24</sub>, 146,<sub>25</sub>, 221,<sub>19</sub>, 232,<sub>1</sub>, 239,<sub>3</sub>, 242,<sub>6</sub>, 328,<sub>11</sub>).

Bedeutlich ist auch, daß drei Briefdaten verändert wurden, von denen das eine im verbesserten Zwillingdruck mit der alten Ueberlieferung wieder in Einklang gebracht ist: das andere erkennt sich leicht als Druckfehler (Zuni für Juli); soll darum und weil auch anderwärts, besonders im zweiten Himbürgischen Drucke, Datum verderbnisse vorkommen, das dritte neue Datum auch falsch sein? Es ist ja kein zwingender Grund für die Änderung ersichtlich, es ist gleichgiltig, ob der zweite Brief des zweiten Buches vom 10., wie

früher, oder vom 26. November datiert ist, er ist der einzige des Monats; er rückt durch die neue Tageszahl mehr in die Mitte der umgebenden Briefe vom 20. Oktober und 24. Dezember und dem letzteren näher, mit dem er inhaltlich das Verhältnis Werthers zum Grafen C. gemein hat. Jedenfalls ist auch für die Datumsveränderungen in der Handschrift, die als von Goethe angeordnet gelten müssen, kein triftiger Grund da, im Gegenteil sie verderben mehr als sie bessern: die Briefe vom 8. und 17. Dezember sollten der veränderten Komposition des letzten Teiles zuliebe nahe zusammenfallen, darum werden sie auf den 12. und 14. Dezember gerückt; trotzdem behält der zweite Brief die Frist von acht Tagen, die vor dem genau die Zeit zwischen beiden Schreiben traf, bei und weist damit unnötig auf einen bestimmten Tag, für den nun kein Zeugnis der Stimmung mehr vorhanden ist. Das ist also übler als die im Cottadruck vorgenommene Veränderung, deren Unrechttheit mindestens nicht bewiesen werden kann.

Überlegte Änderungen finden sich 111,<sup>26</sup> und 189,<sup>9</sup>. Es stand bis dahin: „Wir (Werther und der Fürst) haben . . . nichts Gemeinsames mit einander“, dafür tritt nun „gemein“ ein; und bis dahin: „es ward nur wenig Edlen gegeben, ihr Blut . . . zu vergießen“, dafür steht nun: „wenigen“; beidemale vermeidet die grammatisch strengere Form die Mißverständlichkeit. Es ist keine Frage, daß alle Änderungen, die in der ersten Cottaausgabe Werthers sich einstellen, einem aufmerksamen und verständigen Setzer und Korrektor zufallen können, z. B. auch „mir versichern“ für „mich versichern“, „mich wurmt es“ für „mir wurmt es“ — derlei findet sich ja auch schon in dem besseren Böschendrucke —, daß anderes sich als Druckfehler erklären läßt, an denen es ja auch in diesem sorgfältigen Drucke nicht ganz fehlt. Nachdem aber Goethes Revision feststeht, muß alles, was nicht offenkundiger Setzfehler ist, als vom Dichter herrührend betrachtet werden.

Und nicht anders gebietet es der gleiche Grund gegenüber dem zweiten Cotta'schen Drucke. An einer Stelle geht auch die Änderung über das von einer Druckerei zu Erwartende etwas hinaus. Am Anfange des Briefes vom 27. Mai stand: „Ich bin, wie ich sehe, in Verzükkung, Gleichnisse und Deklamation verfallen“; aus „Verzükkung“ war in der Handschrift erstaunlicherweise „Zükkungen“ geworden; jetzt wird die alte Lesart, wohl ohne Kenntnis, daß sie die alte ist, wieder aufgenommen.

Zu ganzen entfernt sich der Druck weiter vom ersten Cotta'schen, als dieser von seiner Vorlage abging. Ein Teil der Neuerungen mag auf den mir unauffindbaren Neudruck der ersten Cottaausgabe zurückgehen, der sonst für den zweiten die Vorlage gebildet hat. Gemäß



Goethes Auftrag sind nun viele Kommata gestrichen worden, demungeachtet aber, was dann überflüssig war, eine Anzahl zu Strichpunkten verstärkt; der Setzer neigt zu großen Anfangsbuchstaben nach Ruf- und Fragezeichen und trennt auch damit die Sätze weiter von einander. Andere Neuerungen liegen durchaus in der Bahn der bisherigen Entwicklung. Nur eine gewisse Pedanterie macht sich breit, die ich eher Niemer als Goethe zutragen möchte. 3. B. 29,<sup>15</sup>: „Da ich so selten an ein Buch komme, so müssen sie auch recht nach meinem Geschmacke seyn“, wird grammatisch genau zu „muß es auch recht“ verändert. Oder 57,<sup>8</sup>: „Noch nie war ich glücklicher, noch nie meine Empfindung . . . voller“; vor „meine“ wird „war“ eingeschaltet, wohl wegen des Wechsels der ersten und dritten Person des Subjekts. Ähnlich liegt es 180,<sup>2</sup>: „Dieser Arm hat sie umfaßt, diese Lippen auf ihren Lippen gezittert, dieser Mund an dem ihrigen gestammelt“; es wird nach „Lippen“ und „Mund“ „haben“ und „hat“ eingefügt wegen des Nummernwechsels. 187,<sup>11</sup> fehlt in dem Satze: „nachdem er Feuer nachlegen und sich . . . Wein geben lassen“ das Hilfszeitwort; „hatte“ wird vor „nachlegen“ eingeflickt. Auch die Änderung 100,<sup>17</sup> ist grammatisch pedantisch; es stand: „Lottens Schattenriß von der Wand zu nehmen und sie unter andere Papiere zu begraben“; für „sie“ wird nun korrekt „ihn“ gesetzt. In anderen Teilen beider Cottadrucke, dem ersten und dem zweiten kommen ähnliche Dinge vor, 3. B. 19, 226,<sup>22</sup> und 21, 219,<sup>15</sup>. Ich glaube, daß sie überall die Befugnis, die sich Setzer und Faktor zu erteilen pflegten, überschreiten, habe auch in nicht autorisierten Drucken keine so häufigen Beispiele für derlei beobachtet.

Überdies sind die Lesarten dadurch geschützt, daß auch der Wiener Druck des gleichen Jahres, der ja auf dieselbe Vorlage zurückgeht und darnach als Kontrolle dient, sie so bietet. Dieser Druck ist in anderen Bänden zuverlässiger befunden worden als der Stuttgarter, für den Werther verdient er das Lob so wenig wie für Band 45 der Weimarer Ausgabe; auch hier darf man also von einem Bande nur vorsichtig auf den anderen schließen. Und überhaupt erregt das enge Verhältnis zwischen den beiden Göschenausgaben, die auch aus derselben Vorlage erwachsen und doch so häufig untereinander gegen sie übereinstimmen, Bedenken über den Kontrollwert des Wiener Druckes, den man darnach nicht preisgeben darf, aber doch vielleicht beschränkter gelten lassen muß, als ich früher meinte.

Die drei Ausgaben letzter Hand, die Kleinktav, deren Neudruck und die Großoktav, haben zur Vervollkommnung und Vervorbringung des Textes wenig beigetragen. Götting fand nicht viel zu thun. Auffällig ist, daß die erste 6,<sup>7</sup> für „eine gleichgültige Gegenwart ertragen“ wieder „tragen“ einsetzt, wie in den Drucken vor der zweiten

Handschrift gelesen worden war; daß die Änderung ein Druckfehler ist, ergibt 188,<sup>1</sup> wo die durchgängig überlieferte und bessere Lesart: das Gefirn „ansehn“ ebenso zu „sehen“ vereinfacht ist. Solche Änderungen pflegte meines Wissens Götting nicht anzuordnen, wenigstens nicht ohne Goethes Billigung einzuholen, was hierfür nicht geschah. Auch ist zu vergleichen, daß 45, 204,<sup>2</sup> das richtige „anerkennen“ des Einzeldruckes ebenso vom zweiten Cottaschen Drucke zu „erkennen“ verderbt ist. Die zweite Auflage des Kleinoktavdruckes letzter Hand hat zwar fast die Hälfte ihrer Abweichungen von ihm mit der Großoktavanausgabe gemein, kann also, wie bei anderen Bänden zuweilen, aus der gleichen von Götting abermals überlesenen Vorlage wie diese entstammen, aber nicht deren Vorlage sein, weil sie zu viele Eigentümlichkeiten in Formen allein besitzt. Der letzte Druck sieht näher zum ersten letzter Hand, Druckversehen finden sich auch hier wie überall, daneben ein paar Besserungen im Stile der Göttingischen Revision.

Überblicken wir die lange Reihe der Drucke, so fällt das Hauptinteresse auf die Entwicklung des Textes bis zur Umarbeitung und dem billigeren Göttingischen Drucke. Was danach am Text geschah, ist verhältnismäßig wenig und ändert seinen Charakter nicht erheblich. Für die Textgeschichte sind unmittelbar wichtig: die erste und dritte Weygandische Ausgabe, weil sie die erste Handschrift repräsentieren; die dritte Himbürgische Auflage als die bisher wahrscheinlichste Vorlage für die zweite Handschrift; der geringere Druck Göttings als Vorlage für die späteren Ausgaben; der erste, zweite, dritte und fünfte Druck Cottas als Redaktionen Goethes und seiner autorisierten Helfer. Dazu fügen sich als Glieder der Kette die übrigen Editionen Weygands bis 1775, deren jüngste auf Himbürgs Texte wirkte; die zweite Himbürgische als Vorlage der dritten; der bessere Göttingische Druck wegen seiner Verbindung mit dem geringeren; der Wiener Druck, weil er dieselbe Vorlage hat wie der zweite Cottasche; der vierte Cottasche, weil er vielleicht dasselbe Verhältnis zum fünften besitzt. Alle übrigen Drucke, deren ich noch 33, einschließlich der Titelauslagen, aber ausschließlich dreier von Hirzel verzeichneter und ausschließlich der mir bekannten Doppeldrucke, gesehen habe, und zwar die meisten in mehreren Exemplaren, kommen für den Text nicht in Betracht.

Die Verbindung der Drucke (ohne die vermuteten) wird in dem nebenstehenden Stemma übersichtlich.

An dieser Zusammenstellung wird besonders auffallen, daß mehrmals ein neuer Druck von zwei älteren abgeleitet ist. Ich war selbst von deren wiederholtem Vorkommen, gar unter den Nachdrucken,



die man sich auf die bequemste Weise hergestellt denkt, überrascht. Diese Mißdrucke bieten die Parallele zu den alten Mißhandschriften und ihr Erscheinen unter den Nachdrucken giebt die willkommene Erlaubnis, mit der Ausnahme von Mißhandschriften nicht zu sparen in der bei mir wenigstens früher sehr lebhaften Befürchtung, sie sei nichts als ein Erklärungsnotbehelf.

Miischungen verschiedensten Grades begegnen in den Werthertexten. Ich habe gesagt, daß der dritte Weygandische Druck aus dem zweiten stammt und die handschriftliche Vorlage des ersten daneben benützt hat; ebenso, daß der erste Himbürgische wahrscheinlich aus zwei Vorlagen erwachsen sei. Ein Nachdruck Hanau und Düsseldorf 1775 fußt auf einem Nachdruck Freystadt 1775, 232 SS., eignet sich aber die Zusätze der dritten Ausgabe Weygands an. Die dritte Himbürgische Auflage wurde nach der zweiten abgesetzt, jedoch nach dem sechsten Weygandischen Drucke corrigiert. Die Handschrift der zweiten Fassung muß, falls sie auf dem dritten Himbürgischen Text beruht, wegen der Ergänzung einer Lücke noch einen andern Druck benützt haben. Handelt es sich bis dahin nur um die Verbindung von Varianten einer Fassung, so ist von nun an die Miischung der zwei Gestalten des Romans möglich. Wunderlich ist ein so äußerliches Ansehen an beider Titel, wie es im Nachdruck Frankfurt und Leipzig 1795 geschieht: er folgt nach Stichproben nur dem Texte der besseren Götchenausgabe, hat aber im Titel die Bezeichnung: „Erster Theil. Erstes Buch“, „Zweyter Theil. Zweytes Buch“ neben einander; Teil werden die Hälften in der ersten Fassung, Buch in der zweiten benannt (ich habe diese geringfügige Miischung im Stemma nicht zum Ausdrucke gebracht). Ein Nachdruck Frankfurt und Leipzig 1790 geht auf einen Nachdruck der ersten Fassung Frankfurt und Leipzig 1789 zurück, nimmt aber dazu für seinen ersten Teil noch Lesarten und Stücke aus dem unechten Mißdruck Weygands von 1787, während er für den zweiten Teil sich an dem alten Texte genug sein läßt, so daß also z. B. die Episode vom Banernburischen zwar anfängt, aber nicht abschließt. So blendet diese „neue verbesserte Auflage“ den Käufer auf die schamloseste Weise.

Der Mißdruck Weygands, den dieser Bastard benützt, hat eine lange Währung. Er wurde 1787 hergestellt, als Götchen die neue Fassung des Romans zuerst veröffentlichte. Weygand, bis dahin der berechnigte Verleger, wollte weder seinen Verlagsartikel aufgeben, noch wagte er einen vollständigen Nachdruck der neuen Fassung; so unternahm er eine Miischung aus beiden in der Absicht, damit seine Einzelausgabe konkurrenzfähig zu erhalten. Er schaltete nicht nur die neuen Briefe ein, er übernahm auch die Neukomposition des Schlußberichtes und sogar in die alten Briefe stilistische Neuerungen.

Ich rücke als Probe die beachtenswerten Stellen des Briefes vom 23. Mai (14,<sub>8</sub>) ein, so, daß in der Mitte der Text des Weygand'schen Mißdruckes steht, darüber die Abweichungen des letzten Weyganddruckes von 1775 (E), darunter die Varianten der besseren Götschenausgabe (S).

E	{		manchem				
S		Daß das Leben des Menschen nur ein Traum sey, ist manchen schon so vor-					
E	{	gekommen, . . . . Wenn ich die Einschränkung	so		ansehe, in welche die thätigen		
S					welcher		
E	{	und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt	sind,		Würf		
S				sind; . . . . wie alle Wirt-			
E	{	jamkeit	Zweck	bemahlt.			
S		jamkeit dahinaus läuft, . . Zweck . . . Punkte . . . Ansichten bemahlt — Fimete					
E	{	zurück	Wieder	einig. Daß			
S		Das . . . zurück . . . . Welt! wieder . . . . . darum . . . einig; daß . . herum- darin					
E	{	gleichwie jene nicht	kommen und		Zwecken		
S		taumelt, und wie jene, nicht wissen . . . kommen, und . . . Zwecken . . . regiert und,			regieret		
E	{	werden,	kann's	weiß	diejenige	glücklichsten	
S		werden: das . . . . man kann es . . . weiß . . . diejenigen die glücklichsten sind,					
E	{	die	Kindern	in Tag	Fuppe	Respecte	
S		die, . . . Kindern, in den Tag . . . ihre Puppen . . . mit großem Respecte . . . . Respect					
E	{	herumschleichen	Zuckerbrod			Gewünschte	
S		umhererschleichen . . . . Zuckerbrot hinein verschlossen hat, . . . gewünschte . . . geschloffen					
E	{	Baffen	Mehr! das	glückliche	Geschöpfe!	ist's	an-
S		Baffen . . . Mehr! — das sind glückliche Geschöpfe . . . ist's . . . . . an- Das					
E	{	schreiben. Wohl	der so	dem's		Gärtgen	
S		schreiben. — Wohl . . . . wer da steht . . . . dem es wohl ist, sein Gärtchen . . .					
E	{	zuzustutzen weiß	dann doch		Unglückliche		
S		zuzustutzen weiß . . . unverdroffen			auch der Unglückliche . . .		
E	{	interessirt	sehn, ja!	still	glücklich	dann so	
S		interessirt . . . . . sehn; — Ja der ist still, . . . glücklich . . . dann, so . . . süße					
S		interessirt . . . . . sehn; —					süße
E	{	von					
S		Gefühl der Freyheit . . . .					

Ich denke, die eine kurze Probe genügt, die Mischung klar zu machen. Nach Gründen, warum der Mischdruck doch manche alte Lesart noch behält, obwohl er zumeist die neuere vorzieht, wird man im einzelnen nicht fragen dürfen. In gleicher Weise wählt auch der erste Teil des erwähnten Frankfurt-Leipziger Druckes von 1790 aus seinen zwei Vorlagen willkürlich aus.

Der Weygandische Mischdruck fand nach Jahren eine Art Anerkennung durch Goethe. Der Verleger wünschte fünfzig Jahre nach der bei ihm verlegten ersten Wertherausgabe eine Jubiläumsedition zu veranstalten; für sie gab Goethe auf sein Ersuchen etwas Neues: die Einleitungsverse „Noch einmal wagst du, vielbeweinter Schatten“ u. s. w. Als Textvorlage benutzte Weygand seinen Mischdruck. Kiemer hat die vier ersten Bogen mit Goethe revidiert (es sind wohl nur zwei in die Druckerei gekommen, da man sich über das Honorar für Kiemer nicht verständigte), nahm aber keinen Anstoß an dem Mischtext, den er ja nur bei einer Vergleichung hätte erkennen können. Es ist also wohl die Ausgabe dieses im Oktober 1824 pünktlich erschienenen, vor der Korrektur auch auf dem Titel mit diesem Jahr bezeichneten, dann aber, neuerer Verlagsgepflogenheit gemäß von 1825 datierten Druckes von Goethe autorisiert, damit aber noch nicht der Text (den Weygand 1832 nochmals und nach Bernays später wiederum zu Markte trug). Daß der Weygandische Mischdruck von den Fehlern Himbürgischer Tradition und denen der billigeren Götschenausgabe ungefährdet blieb, verschafft ihm keine textgeschichtliche Bedeutung; diese würde er erst dann gewinnen, wenn alle vor dem Himbürgischen Drucke liegenden Einzelausgaben Weygands verloren wären. Auch eine Bestätigung für die Lesarten der besseren Götschenausgabe, die Bernays daraus gewinnen wollte (S. 17 seiner Schrift, Anmerkung), kam er nicht leisten: denn Götschens Text ist eben seine Vorlage, die er weder bestätigen noch nicht bestätigen kann, so wenig wie eine Mischhandschrift die Lesarten ihrer Vorlagen durch die Herübernahme bekräftigt; hätte Weygand zufällig den geringeren Text Götschens gewählt, so würde er ebenso gut diesen bestätigen, d. h. auch diesen nicht bestätigen.

Nicht immer ist es so leicht wie bei der Weygandischen Ausgabe des Jahres 1787, die sich auf dem Titel als „ächte vermehrte Ausgabe“ anschreibt und die alten Titelverse sowie die eingebürgerten Titelmedaillons beibehält, hier also schon Altes bewahrt und Neues verspricht, einen Mischdruck festzustellen. Man muß sich hüten, bei dem Auffinden von einzelnen gleichen Lesarten in Drucken, die sonst keine Verwandtschaft haben, Mischungen anzunehmen. Zufälliges Zusammentreffen spielt recht oft. So haben von dem im ältesten Druck zur Verbesserung angemerkten Fehlern nicht forrigiert 24,5 „schwerer“:

die Drucke Freystadt 1775 143 SS. und 232 SS. und Biel 1775; 27,<sup>24</sup> und <sup>26</sup> „Vetter,“ „seyn.“: dieselben und Frankfurt und Leipzig 1775, während diese Texte bei der Korrektur der anderen angeordneten Besserungen aneinander gehen. 38,<sup>18</sup> steht „habe allerlei“, dafür hat der Nachdruck Freystadt 1775 143 SS. ebenso wie der jüngere Weygandische Druck, der dritte von 1775, „hab“. 48,<sup>17</sup> steht „drüber“; trotzdem lesen beide „darüber“. 59,<sup>23</sup> steht „andre“; trotzdem beide „andere“. 123,<sup>11</sup> „wollt“; trotzdem beide „wollte“. 138,<sup>9</sup> „Ange- sichte“; trotzdem beide „Angeſicht“. Eine Verbindung beider Drucke besteht aber dennoch nicht. 6,<sup>7</sup> wird bis zum dritten Himburgischen Druck einschließlicly gelesen „tragen“; die Handschrift ordnet „ertragen“ an, aber die Kleinoktavausgabe letzter Hand verfällt in die erste Lesart zufällig zurück. 58,<sup>6</sup> liest schon der Himburgische erste Druck „sehen“ wie der dritte Weygandische von 1775 statt des ihnen über- lieferten „sehn“; ebenso 105,<sup>14</sup> „angesehen“ für „angeſehn“; 62,<sup>24</sup> lesen beide und Freystadt 1775 224 SS. „liebenswürdigen“ für „liebenswürdigen“ u. s. w. Unbegreiflicher ist, daß 10,<sup>14</sup> der zweite Himburgische Text wie die älteren Weygandausgaben „krankes“ liest, während seine Vorlage das auch nicht sinnwidrige „kleines“ ihm bot. Auch die Handschrift, die doch aus dem dritten Himburgischen Drucke oder einem nahen Verwandten abgeleitet ist, trifft etwa siebenzweimal mit Selbständigkeiten des zweiten zusammen, wobei freilich nur ein Fall 95,<sup>15</sup> „Angelegenheit“ für „Angelegenheiten“ einiges Gewicht hat.

Solch zufälliges Zusammentreffen hat also nicht selten statt — ich könnte leicht eine größere Auslese vorlegen, die aber jeder aus den Lesarten zur Weimarer Ausgabe finden kann —, es darf ihm gegenüber den entscheidenden Kriterien der sonstigen Abstammung keine Bedeutung beigelegt werden; auch hier Mißdrucke zu konsta- tieren wäre absurd. Vor- und Rücksprünge in den Lesarten gehören durchaus zur normalen Entwicklung. Beachtenswert ist das Zusammen- treffen höchstens darum, weil man daran Proben von beliebten Ände- rungen findet. Dafür aber bietet die Wandlung des Werthertextes überhaupt reiche Beispiele und es dünkt mich allgemein lehrreich, da- bei zu beobachten, was bei der Vererbung eines Textes zu- fällig und absichtlich entsteht zu werden pflegt. Ich ordne die Beispiele in Gruppen, wie sie mir dienlich schienen.

Gleich der Titel, der uns Philologen besonders gefeilt ist, ge- nießt nicht nur im Munde der Leser, wie man täglich beobachten kann, und bei citierlustigen eiligen Schriftstellern keine Achtung: auch die Drucker mißhandeln ihn. Er lautet zuerst: „Die Leiden des jungen Werthers.“ Trotz dieses Plurals steht gleich im Vorworte der Singular: „Schöpfe Trost aus seinem Leiden“; an einem un-

zuverlässiger überlieferten Werke würden wir Übereinstimmung herstellen. Und in der That hat der Korrektor des Neudruckes der Kleinoktavausgabe letzter Hand gesetzt: „aus seinen Leiden“; aber für ihn war das kaum eine Ungleichung, denn er konnte dem Titel, den er vor sich hatte, nicht ansehen, ob er pluralisch oder singularisch war, der Artikel war weggefallen. Daran sind Himburgs Nachdrucke schuld. Der erste läßt dem Romane vor dem ersten Teile überhaupt keinen Titel (er hat auch die Verse auf beiden Titeln übergangen) und kürzt ihn vor dem zweiten zu „Leiden Werthers“. Die zweite und dritte Auflage Himburgs bewahrt den Titel bis auf den Artikel „Die“, und darnum fehlt dieser auch in der neuen Handschrift und allen daraus fließenden echten Drucken der zweiten Fassung. Man braucht nur an die Titel: Die Laune des Verliebten, Der Triumph der Empfindsamkeit, oder an Die Novelle (wie Goethe wollte), Die guten Weiber, Die Wahlverwandtschaften sich zu erinnern, um zu sehen, daß Goethes Handschrift nicht absichtlich, sondern gedankenlos der willkürlichen Vorlage gefolgt ist.<sup>1)</sup> Die Sorglosigkeit für den Titel kommt auch im Schwanken der Flexion des Eigennamens zur Geltung. In dem von Goethe durchgegangenen ältesten Cotta-Drucke steht im Vorwort: „Die Geschichte des armen Werther“; früher war auch hier flektiert: Werthers. Die jüngere Form ebenso für den Titel anzunordnen überließ der Dichter; aber auf dem von ihm aufmerksam korrigierten Titelblatte der Jubiläumsausgabe akzeptierte er sie. Der Drucker der Taschenausgabe letzter Hand dagegen führte die flektierte Form des Titels, die ihm vorlag, konsequent wieder in das Vorwort ein.

Die Datierung der Briefe unterliegt anfangs geringer Anfechtung. Der dritte echte Druck läßt beim ersten Briefe die Jahreszahl weg, obwohl er sie beim Beginne des zweiten Teiles, wo das Jahr bald wechselt, beibehält: das ändert sachlich nichts. Der vierte verdruckt einmal Juni für Juli (112, 17) und der Irrtum wurde nur vom Reutlinger Nachdrucke 1784, sonst in der echten und unechten Überlieferung nicht mehr berichtigt, obwohl er aus den chronologischen Angaben der umstehenden Briefe ohne besondere Mühe zu verbessern war. Goethe schob bei der Neubearbeitung davor ein Briefchen ein, das nun von Anfang an das falsche Datum Juli bekam: es muß dies von Goethes eigener Hand geschriebene originale Datum geändert werden, weil es auf falscher Voraussetzung ruht.

<sup>1)</sup> Der Titel „Reise der Söhne Megavrazons“ ist nicht so authentisch überliefert, daß er als Gegengewicht auf die Schale gelegt werden dürfte. Im Titel „Unterhaltungen deutscher Ausgewandter“ ist auch der Genetiv ohne bestimmten Artikel.



Im Nachdrucke Freystadt 1775 224 SS. und danach im ersten Himbürgischen Drucke ist der 12. Oktober (1772) in den 10. verderbt worden, obwohl in Folge dessen zwei Briefe vom gleichen Tage stammen. Im zweiten wird 26. Mai (1771) für 16. Juni, 15. Juli für 16., 28. Juli für 18., 6. Juli für 26., 24. Dezember (1772) für 21. August, 26. Oktober für 19. und gleich danach 19. für 26. gedruckt: einige von diesen Verderbniſſen sind erklärlich, andere aber, besonders die, welche Tag und Monat ergreifen, spotten vernünftiger Erwartung. Die in Karlsruhe, Neutzingen, Frankfurt und Leipzig erschienenen Nachdrucke dieses Nachdruckes bessern drei davon aus: bei zweien war es aus den umgebenden Briefen leicht (18. und 26. Juli), das richtige Datum für den dritten (19. Oktober) konnte nicht gefunden werden, weil auch das nächste Datum in ihrer Vorlage verderbt war: es wurde also hier auf einen 16. Oktober geraten.

Daß auch in der Handschrift July für Juny, May für März verschrieben wurde, ist erwähnt: der zweite Fehler blieb bis zum ersten Cottaischen Drucke einschließlic in Geltung: ebenso sind die Datumsveränderungen in diesem Drucke beiprochen. In der zweiten Auflage Cottas sprang beim Drucke 131,<sup>10</sup> die erste Ziffer 2 aus (man sieht den Kamm für sie im Exemplare noch), so daß statt des 21. November der 1. zu lesen stand und auch von den Taschenausgaben letzter Hand gelesen wird.

An den Einschnitten und Abjäten des Romanes ist nicht viel gerückt worden. Am kühnsten versuhr der Berner Druck von 1775: er beseitigt die Zweiteilung ganz und gar. Die unter sich verwandten älteren Nachdrucke von Freystadt 1775, Hanau und Düsseldorf 1775 und Wahlheim 1777 lassen 66,<sup>6</sup> mit „Doch“ einen neuen Absatz beginnen, der das Zwiegespräch Alberts und Werthers deutlich abhebt, aber nicht nötig ist. Umgekehrt hat der Wiener Druck von 1817 95,<sup>24</sup> einen Absatz angegeschlossen, dessen Abtrennung doch wünschenswert war. Auch der Schreiber der Handschrift hat mehrmals angegeschlossen was, nebenbei, die oben vorgetragene Vermutung stützt, daß er eine handschriftliche Vorlage hatte: einer gedruckten gegenüber war das Versehen (schwerer), ein paarmal hat Goethe ihn verbessert, 118,<sup>1</sup> hat er übersehen, 153,<sup>11</sup> kann der gute Anschluß beabsichtigt sein: in dem stark überarbeiteten Schlußberichte mußten ja auch neue Abtrennungen vorgenommen werden. Unter den neuen Zusätzen der zweiten Fassung sticht besonders der Brief über Lottens Kanarienvogel (120,<sup>6</sup>) durch häufigeres Abbiegen heraus, als sie irgend ein anderes Stück aufzeigt: eine mehr dramatische Schreibart zur Verstärkung des Hinüber- und Herüberspieltens der Handlung und des Gespräches zwischen Lotte und Werther.

Auslassungen haben sich viele Nachdrucke, selten echte Ausgaben zu schulden kommen lassen. Gleich der von Straßburg und Nanau 1775 und der damit nicht zusammenhängende Wahlheim 1777 haben 6,<sup>11</sup> in dem Satze: „Ich habe meine Tante gesprochen und habe bei weitem das böje Weib nicht gefunden“ zc. das zweite „habe“ getilgt; auch anderen Setzern war die Konstruktion ohne Grund aufstößig: vom zweiten Weygandischen Drucke des Jahres 1775 an wird dafür wiederholt „ich habe“ und so steht noch in der Handschrift, wo die Worte gestrichen werden, so daß also jene Nachdrucke den berichtigten Text Goethes vorweggenommen haben! — Der Wahlheimer Druck läßt dann 48,<sup>1</sup> den syntaktisch entbehrlichen Satz aus: „und sie nun da liegt in dem erbärmlichen Ermatten“, wozu die Abirring von „und“ zu „und“ verleiten konnte. Von allen mir bekannten Weygandischen Texten läßt nur der letzte des Jahres 1775 ein paar kleine Lücken: 33,<sup>17</sup> fällt das entbehrliche „viel“ („mit viel Bedeutung“), 42,<sup>27</sup> „wie“; es hieß: „Du hättest sie sehen sollen, wie sie . . . beschäftigte, wie sie . . . erhob, . . . wie sie . . . erzählte, . . . und wie sie . . . lobte . . . und wie sie fand . . .“ Die letzte Konjunktion wird beseitigt, dadurch der koordinierte Nebensatz zum isolierten Hauptsatz; ich glaube aber nicht an die Absicht, die lange Periode um ein Glied zu verkürzen, ich glaube an ein Abirren von „wie“ zu dem nächsten Worte „sie“.

Viel leichtsinniger sind die Himbürgischen Setzer verfahren. Der der zweiten Ausgabe läßt nicht weniger als 24 einzelne Wörter aus, zumeist sachlich entbehrliche Einsilbler, einmal zwei Wörter; der des dritten fügt zwar einige derselben wieder ein, läßt aber 41 andere Wörter aus, und zwar bis zu Komplexen von sieben Wörtern. Es fehlen: „die viermal“, des, einem, 's, ihr, drum, her, auf, zu, so (viermal), sehr, gar, je, nun, dann, denn, und (zweimal), fast, vielleicht, alle, kleinen, junges, unerträgliche“; durch Abirring: „ich fürchte; über mein Glend, und spottete; Poffen viel; die eure Dörfer wegspülen; wie ein Meer; die ich höre, es ist Alpins Stimme; ich konnte aber nicht dazu kommen (aberratio von: stimmen); Adien! Ist Albert bei Ihnen? und wie —?“ Nur die beiden letzten Fälle stören empfindlich den Sinn.

Mit Ausnahme der letzten Lücke, deren Füllung dem Schreiber, ich weiß nicht woher, vorlag, blieben alle des dritten Himbürgdruckes in der neuen Handschrift und ihren Nachkommen offen. Ja, der Schreiber vermehrt die Zahl. Davon trägt Goethe einiges nach; anderes kann in des Schreibers Vorlage von ihm gestrichen gewesen sein, er kann es aber auch übersehen haben. Wenn in der Ossian-Übersetzung der Satz: „wo die rothe Frucht vom Baume herblinkt“ ohne jeden erdenkbaren Anlaß und Grund ausgefallen ist, so kann

ebenjo zufällig 10,<sub>19</sub> der Satz in Verlust geraten sein: „Eine traurige Bemerkung hab ich gemacht“ und 126,<sub>9</sub> das Satzglied: „hier ihre Ohrringe auf dem Tischgen“ u. a. m. Es war gewiß der Zustand des Zimmers schärfer gezeichnet, wenn es ursprünglich hieß: Werther jah „rings um sich Lottens Kleider, hier ihre Ohrringe auf dem Tischgen, und Alberts Skripturen, und diese Menubels“ zc., als nach dem Wegfall des Zwischengliedes; immerhin mochten die Ohrringe allzuviel kleines Detail zu sein scheinen. So mag auch 44,<sub>22</sub> die Speise „gebrocktes Brot in Milch“ zur „Milch“ vereinfacht sein. Und das Wort „heimlich“ in dem Satze: „ob er sie nicht manchmal heimlich mit kleiner Eifersüchtelei peinigt“ 59,<sub>28</sub> kann dem Tonfall geopfert sein; das verstärkende „in der Welt“ im Satze: „kein Argument in der Welt bringt mich so aus der Fassung“ 67,<sub>21</sub> kann als überflüssig getilgt worden sein; „thränenreich“ in der Wendung „nicht Eine seltsame thränenreiche Stunde“ 96,<sub>23</sub> mag von nüchternen Erwägung als unverständlich beseitigt sein: die Zeit der Thränenlosigkeit war in den achtziger Jahren erloschen. Doch alles Nachdenken zur Erklärung der Lücken ist vielleicht Afterweisheit, der Zufall, die Unaufmerksamkeit, zu viel und zu wenig Schreibfertigkeit kann alles verursacht haben. Sicherheit ist nicht zu erreichen; und so mag fehlen, was Goethe fehlen ließ außer dem Satze, auf den Cotta sein Recht hat.

Die billige Götschenische Ausgabe ließ dann noch vier einsilbige Wörter aus („stieg, selbst, was, die“), einmal ein attributives Partizipadjektiv („bedrängten“) und einmal durch Abirring einen Satz (83,<sub>17</sub>). Wenn im ältesten Drucke Cottas 78,<sub>8</sub> „um die ich sie seither etlichmal gebeten hatte“ das entbehrliche „sie“ fehlt, so kann das durch den Zusammenstoß der mit *s* anlautenden Wörter verschuldet, aber auch von Goethe korrigiert sein. Auch der Wiener Druck, der neben der zweiten Cottaausgabe hergeht und aus der gleichen Vorlage zu stammen pflegt, hat zwei Einsilbler ausgelassen („nun, stark“), einmal auch zwei sich folgende Wörter „mit einander“. In dem Götschenischen Einzeldruck, der von 1787 datiert, aber sicher wegen der Vogenzählung mit Ziffern statt mit Buchstaben, wegen des Fehlens des *us* u. s. w. erheblich jüngeren Alters ist, fehlt „so, und, habe“ und wohl noch anderes.

Aus den angeführten Beispielen ergibt sich, daß in einem Prosa-Text die einsilbigen Wörter am wenigsten geschützt sind und daß solche, die zum Sinne entbehrlich, wenn auch für die stilistische Färbung wichtig sind, leicht in Verlust geraten, besonders in der Nachbarschaft anderer einsilbiger Wörter. Es zeigt sich ferner, daß auch attributive Adjektive wiederholt verloren gehen. In diesen Fällen hat also der Setzer einen Teil der Vorlage überlesen und

bis er ihn zu Ende setzte, die entbehrlichen Wörter aus dem Gedächtnis fallen lassen. Ein anderes ist es, wenn er von einem gelesenen Wort zum andern, vom Gelesenen zur Vorlage zurückkehrend durch die Gleichheit der an- oder anstauenden Buchstaben und Silben abirrt: dies ist zumeist die Ursache des Wegfalls von Sätzen oder größeren Satzgliedern, wenn auch nicht immer. Für eine Reihe von Auslassungen ist überhaupt kein Anlaß zu erkennen: der Zufall waltet.

Seltener natürlich als Auslassungen kommen Zusätze vor. 42,<sub>16</sub> folgen sich drei parallele Sätze, der dritte mit „und“ angehängt; der dritte Himbürgische Druck giebt auch dem zweiten schon ein „und“. 54,<sub>11</sub> schreibt der zweite dieses Verlegers: „alle ihre Unschuld“, obwohl in der Vorlage „alle“ fehlt und er an anderer Stelle dies Wort tilgt. Der geringere Göschendruck fügt zu „rings um mich“ ein unnützes „herum“ 126,<sub>9</sub>; der Wiener Druck von 1817 vor „oft“ 131,<sub>15</sub> „so“ ein. Die zweite Ausgabe Himbürgs verstärkt den Parallelismus der Sätze 153,<sub>5</sub>: „Ich wünsche nichts, ich verlange nichts“ durch das Einschalten des zweiten „ich“. Der letzte 75er Weygandische Druck setzt 188,<sub>13</sub> das „dir“ hinzu in dem Satze: „Tausend Küsse hab ich dir drauf gedrückt“: doch wohl ein Doppeltsehen des „dr“ in „drauf“, vielleicht auch aus „dardrauf“ oder dergleichen entstanden; auch 75,<sub>11</sub> hat dieser Druck ein „in“ aus dem kurz Vorhergehenden wiederholt, diesmal sinnlos. Alle Zusätze, mit Ausnahme des letzten, zeigen, wie stark die Fehler von dem Stile des Werkes beherrsicht waren: sie müßten als authentisch angesehen werden, wenn sie im ersten Drucke ständen!

Bertauschungen von Wörtern sind häufiger. Im Datum wird „den“ und „am“ wiederholt vor der Tageszahl vertauscht, ohne daß Konsequenz erzielt wird. 15,<sub>21</sub> „der da“ für „der so“; 18,<sub>20</sub> „oder“ für „und“; 66,<sub>17</sub> „die“ für „diese“; 69,<sub>18</sub> „eines“ für „des“ (ohne Recht); 72,<sub>19</sub> „zwar“ für „aber“ (unmöglich); 94,<sub>25</sub> „hernach“ für „nachher“; 101,<sub>17</sub> „nicht“ für „wie“; 101,<sub>20</sub> „Zimmer“ für „Saal“; 103,<sub>5</sub> „vorher“ für „vorhin“; 109,<sub>7</sub> „vorstellen“ für „darstellen“ (dadurch wird zweifelhaft, ob die gleiche Bertauschung in der Handschrift 111,<sub>3</sub> beabsichtigt ist); 137,<sub>26</sub> „einst“ für „sonst“; 191,<sub>2</sub> „sichien“ für „sichon“. Auch hier sind, wie man sieht, zumeist einfüßige Wörter von der Verderbnis getroffen und der Ersatz ist so geartet, daß er den Sinn nur einmal stört; diese Störung, die Bertauschung der logischen Korrelata „zwar“ und „aber“ ist besonders merkwürdig für die psychologische Arbeit des Setzers. Eine andere Reihe zeigt deutlicher als das bisher Verzeichnete den Ursprung in Setzfehlern: 108,<sub>17</sub> „ließ“ für „hieß“, 130,<sub>2</sub> „Mühseligkeit“ für „Mühseligkeit“, 131,<sub>13</sub> „aller“ für „voller“, 132,<sub>26</sub> „himmlische“

für „heimliche“, 186,<sub>3</sub> „auch“ für „ach“; alle neuen Lesungen sind möglich. „Mühheligkeit“ ist vielleicht nicht zufällig entstanden, sondern soll Verbesserung des ungewöhnlichen „Mühdeligkeit“ sein, wie 128,<sub>28</sub> „verlechzter“ für „verlechter“ eingesetzt wurde. Zweifelloser Druckfehler ist jedoch 11,<sub>16</sub> „mein“ für „nein“ in der Brunnenszene (das bekannte „o mein Herr“). Zu diesem Zusammenhang muß die Stelle 30,<sub>7,5</sub> erwähnt werden. Die zwei ältesten Drucke Weygands lesen: „als Werther Lotte über ihre Lektüre urteilen hörte, kam er ganz außer sich, sagte ihr alles, was er mußte“; vom dritten an steht „wußte“; wo liegt nun der Les- oder Satzfehler? 97,<sub>19</sub> hat die zweite Auflage Himburgs „müßte“ statt „wußte“, wo letzteres unbedingt notwendig ist; an der ersteren Stelle kann es aber ebenso gut heißen: sagte ihr alles, was es ihn zu sagen drängte, als: sagte ihr alles, was ihm bekannt war; und nur die im ganzen überlegene Authentizität des jüngeren Druckes zwingt zum letzteren, obwohl es auch hier Fehler oder Konjekturen sein kann.

An den Vertauschungen ist am meisten der nachlässige Setzer der zweiten Himburgischen Auflage beteiligt, und die dritte folgte ihm hier, unbeeinträchtigt durch die verglichene bessere zweite Vorlage. Aber auch andere Nachdrucke, echte Weygandische Drucke, der Wiener Druck von 1817 haben vereinzelt vertauscht; der letzte „Zimmer“ für „Saal“, obwohl er an anderer Stelle dies Wort in Bezug auf den gleichen Raum bewahrt, sonst würde man einen absichtlichen Wechsel annehmen müssen.

Daß Setzer und Korrektoren auch mit Überlegung änderten, vor allem nach ihrer Gewohnheit regulierten, auch richtig ältere Versehen besserten, ist vielfach in allen Drucken zu sehen. Die schwankende Orthographie und Interpunktion der ersten Ausgabe wurde immerfort geregelt, ohne je zu einem starr konsequenten Abschluß zu kommen. Die Drucke nach der zweiten Handschrift haben damit neu anfangen müssen, zumeist Adelsungs Vorschriften haben ihnen und den Nachfolgern nach Goethes Willen geholfen, es bleiben aber doch Sonderneigungen bestehen. Die Götschenischen Drucke haben der Handschrift gegenüber die Interpunktion rund tausendmal vermehrt und normiert. Die Schreiber zeigen sich viel nachlässiger in der Interpunktion, sie sparen sie auch da, wo sie erwünscht, ja notwendig ist: sie setzen nach Strichpunkt großen Anfangsbuchstaben, sie lassen anderes halb. Überall greifen die Setzer normierend ein und sie thun schon damals, wie, nach meiner Erfahrung wenigstens, auch heute, gerne zu viel. Die Vermehrung der Kommata zieht die Verstärkung anderer zu Strichpunkten nach sich. Ein späterer Setzer oder Faktor liebt die Sätze überhaupt durch stärkere Satzzeichen zu zer schlagen und durch große Anfangsbuchstaben nach

Frage- und Auszeichen weiter zu trennen. Sein nächster Nachfolger dagegen hat wieder abgeschwächt. Und doch ist die Interpunktion, selbst das Vermehren oder Vermindern der Kommata, keineswegs gleichgültig: es verändert den Vortrag erheblich, macht ihn stocken oder fließen, erregt oder gelassen. Und daß stärkere Veränderungen den Sinn ergreifen, ist so selbstverständlich, daß kein Beispiel (etwa 55,4) besprochen zu werden braucht.

Auch die Neigung zu vollen oder gefürzten Endungen und Wortformen wirkt auf den Stil, drängt ihn zur gehobenen Schriftsprache oder zur familiären Umgangssprache. Auch darin schwanken die Drucke alle. Der dritte bis fünfte Weygandische Druck vermehrt die vollen Formen; andere apokopieren wenigstens, um den Hiatus zu vermeiden. Im ganzen ist ein Zug für das schulgammatisch Korrekte erkennbar. Die apostrophirten Formen schwinden mehr und mehr; und auch im Jnlaut siegen die Formen: Herren, stehen (besonders seit Bödichen), darauf (für drauf) u. dgl. m. Bezeichnend ist der Fall 135,20, wo aus dem alten „aufgelegt“ durch Druckfehler in der vierten Weygandischen Ausgabe „aufgelget“ wird und daraus dann „aufgeleget“, das allerdings von der dritten Auflage Himbürgs an wieder der ersten Form weicht. Und es lehren auch diese Drucke, daß der Text des Autors in Setzerhänden so wenig vor dem sprachlichen Individualgeschmack und der grammatischen Mode geschützt ist wie in Schreiberhänden. Diese haben die Formen „darinne“, „zurück“ vermehrt; die nach der Handschrift gesetzten Drucke bevorzugen „darin“ u. s. w. Ferner: bis zum sechsten Drucke Weygands und zum dritten Himbürgs steigt die Schreibung „gen“ für die Verkleinerungssilbe an; von der Handschrift an tritt sie zumieist zurück: haben die Schreiber auf Goethes Anordnung oder aus eigenem geändert? wächst die Neigung für „gen“ bis 1779, dringt von der Mitte der Achtzigerjahre an „chen“ vor? Welche Grammatiker stehen sich hier als Führer gegenüber?<sup>1)</sup> Die Schreiber haben die Endsilbenformen ren, len vermehrt, danach weicht sie vor ern, en allmählich zurück. „Ergezen“ und „ergözen“ schwankt durchaus, noch der Neudruck der Kleinoktavausgabe letzter Hand bevorzugt die letztere Schreibung, nachdem zuvor die erstere das Übergewicht bekommen hatte. „Schrecken“ korrigiert Goethe in der Handschrift wiederholt aus „Schröcken“, „heirathen“ aus „heurathen“; und doch treten die früher beliebteren Laute auch später wieder in Drucken auf. „Ahnden“ weicht 1807 dem „ahnen“, „vor“ dem „für“. „Thu“ steht noch häufig unkorrigiert in der Handschrift, die Drucke danach setzen zumieist „nu“. „Denn“ und „dann“ schwankt

<sup>1)</sup> Im Wörterbuch tritt Ableitung für chen gegen Bödiker-Wiwels gen ein.

nach Setzerwillkür, das letztere gewinnt an Übllichkeit. „Gäh“ und „zeither“ werden im besten Götschendrucke gegen die Handschrift zu „jäh“ und „jeither“. Und ebenso hier „drucken, hub, stand“ u. a. zu „drücken, hob, stand“. Ein Nachdruck vom Jahre 1787, der wohl fälschlich Götschens Firma trägt, setzt zuweilen „niber, nibel“ für „über, übel“. Aderwärts schwankt „einzele“ und „einzelne“.

Gerade weil die Nachdrucke dieselben Wandlungen zeigen wie die echten Ausgaben, wird man deren Änderungen nicht alle durch Goethes oder seiner Vertrauensmänner Geheiß erklären dürfen. Die Setzer und Korrektoren sind konsequenter als wenigstens die neueren Schreiber oder gar der Autor. Der Dichter erscheint konservativer, der Schreiber sogar reaktionärer, die Setzer und Faktoren folgen den siegreichen Neuerungen der Grammatiker. Die Schreiber sind vielleicht durchs Akzentdeutsch, den Kurialstil verdorben; anderes mag ihrer Mundart angehören. Die Druckerei dagegen arbeitet auf die Schriftsprache hin, wenn auch die verschiedenen Druckorte in verschiedener Weise; es wird also hier nicht wie im Mittelalter die etwa gewollte Gemeinsprache des Verfassers in Dialekt umgesetzt, sondern umgekehrt, dialektische Besonderheiten des Autors (z. B. „Treppen“ für „Treppe“, „mich weis machen“ statt „mir weis machen“) müssen der Gemeinsprache weichen. Aus gedruckten Sprachformen wird man nie sichere Schlüsse auf Gewohnheiten der Verfasser ziehen dürfen; solche Schriftbilder gar, wie es noch immer geschieht, für Kennzeichen der Autoren anzusehen, daran die Verfasserchaft eines Werkes erraten zu wollen, sollte man ganz vermeiden. Damals wie heute kann ein eigenwilliges Lautbild nur durch hartnäckigen Eigensinn des Verfassers der Druckerei abgerungen werden. Die Orthographie der Dichter ist lediglich aus ihren Niederschriften zu ersehen, die Geschichte der Schriftsprache ist auch zu Ende des 18. Jahrhunderts, und ich glaube noch länger, zuvörderst eine Geschichte der Sprache der Grammatiker und Druckereien, hinter denen man erst den Schriftsteller vorziehen muß.

Die Selbständigkeit der Drucker greift ja bis in die Flexion und Rektion, in Genus und Wortfolge ein.

Der Plural „Sinnen, Schelmen, Phantomen“ weicht vor „Sinne, Schelme, Phantome“ schon an einigen Stellen der Handschrift, häufiger von den Cottadrucken an zurück. Der Genetiv Singular „Frauen“ wird in der zweiten Ausgabe Cottas beseitigt, vielleicht unter Goethes Billigung, weil auch an anderer Stelle „der Frau“ steht, obwohl noch in den Wahlverwandtschaften die alte Form gebraucht wird. Ebenso ist der Genetiv Singular „Pistolen“ im vierten Wegandischen Drucke geändert worden. Der Akkusativ „Wilhelmen“ 153, 17 ist seit dem fünften flexionslos geworden, Albert dagegen bleibt schwankend

flektiert. Der Genetiv des Personalpronomens heißt ursprünglich „unserer“ (90,<sup>13</sup> und 164,<sup>18</sup>); nur an letzter Stelle tritt in der Handschrift „unser“ ein („um unser beider Ruhe“), wofür aber der Setzer des billigeren Göschendruckes wieder die frühere Form giebt.

Das attributive Adjektiv nach stark flektiertem Worte wird immer häufiger schwach gebeugt, wenn auch Reste der starken Flexion sich noch bis in die Ausgaben letzter Hand erhalten haben. — „Wegen“ mit Dativ 34,<sup>17</sup> wird vom dritten Drucke Himbürgs an mit Genetiv verbunden.

Ursprünglich hieß es: „die Kinder nichts weis machen“ 50,<sup>11</sup>; vom sechsten Weygandischen und dritten Himbürgischen Texte an tritt der Dativ der Person ein, wie er 112,<sup>20</sup> von Anfang steht, wo jedoch statt des Akkusativ der Sache ein Daß-Satz folgt. — „Heißen“ wird bald mit Dativ, bald mit Akkusativ der Person verbunden. — Vom Anfang bis zur Handschrift einschließlich steht „mich kostet es, mir rufen, mir wurmt es, mich helfen, mich versichern“; dafür tritt seit Göschens besserer Ausgabe und der ersten Cottas ein: „mir kostet es, mich rufen, mich wurmt es, mir helfen, mir versichern“.

Bis zur fünften Ausgabe Weygands ist „Mayenkäfer“ auf fallender Weise Femininum; von der sechsten und von Himbürgs zweiter an Maskulinum. — Das grammatische Geschlecht bei Bezug auf Frauenzimmer und auf den Titel Fräulein gewinnt allmählich den Vorzug vor dem sächlichen.

Im Numerus wechselt „manche“ und „mancher“ ohne Veränderung des Sinnes. — „Wurzel schlagen“ und „Wurzeln schlagen“, so der Wiener Druck 1817, der aber auch 179,<sup>15</sup> „Blume“ statt „Blumen“ setzt, so daß auch jene Veränderung zufällig sein kann und nicht dem Sprachgebrauch entstammen muß. So wird auch 95,<sup>18</sup> „Angelegenheiten“ in der vierten Weygandischen Ausgabe gelesen statt des Singulars, und umgekehrt 21,<sup>28</sup> „Seltenheit“ vom jungen Göschendruck und 107,<sup>19</sup> „Lamentation“ vom zweiten Himbürgischen für den Plural ihrer Vorlagen. Anders zu beurtheilen als diese aus Versehen geänderten Numeri ist 26,<sup>17</sup>. Goethe gebraucht nach heimlicher Weise „Treppen“ = Stufen, sein Schreiber schrieb „die vorliegende Treppen“ statt des früheren „vorliegenden“; die nachfolgenden Drucke mußten also sich für Singular oder Plural entscheiden und sie wählten den Singular, der ihrem Sprachgebrauch näher lag.

„Wollten Sie mir wohl Ihre Pistolen leihen“ 181,<sup>3</sup> wird vom geringeren Göschendrucke an zu „Wollen“ zc. Außerlich ähnlich ist 48,<sup>14</sup> die indirekte Rede „wollten“ in die direkte „wollen“ verändert. Ferner wird 60,<sup>15</sup> im zweiten Himbürgischen Text für „ich spotte



über mein Glend und spottete derer, die sagen könnten“ u. s. w. gelesen: „und spottete derer“. 32,<sup>15</sup> hieß es „die wenigsten können walzen“; der junge Göschendruck schränkt das auf die damals Tanzenden ein: „konnten“. 133,<sup>24</sup> steht „seh“ in genauer Beziehung zu 133,<sup>21</sup> „gehe“, dazwischen aber steht ein Präteritum, und so wurde vom dritten Himbürgischen Text an „sah“ gelesen. 169,<sup>12</sup> wird „war“ von der vierten Ausgabe Weygands durch „ist“ ersetzt, obwohl das Vorhergehende und Nachfolgende im Präteritum vorgetragen ist, allerdings so, daß einzelne Formen („lehrt“ statt des deutlichen „lehrt“) für Präsens gehalten werden konnten. Und so ist in der Oßianüberetzung wiederholt ein Schwanken in der Auffassung des Verbs als Präteritum oder Präsens bemerkbar, weil die alten Drucke in der Verwendung des Apostrophs unpünktlich waren: z. B. 174,<sup>7</sup> „drückt“: richtig „drückt“ im zweiten Himbürg; 174,<sup>9</sup> „erreich“: richtig „erreichte“ im dritten Himbürg; 174,<sup>13</sup> aber „erschmettern“ mit Ausprägungen ins lebhaftere Präsens: trotzdem „erschmetterten“ vom fünften Drucke Weygands an u. a. m. Nach und nach ging so die ursprüngliche Ruhe und Beweglichkeit der gleichen und ungleichen Zeitwahl verloren.

Diese Fälle sind schon deutliche Angleichungen und stilistische Glättungen. Solcher sind mehr zu verzeichnen. 27,<sup>15</sup> stand: „ihre Handschuh und Fächer zu nehmen“; das wird vom Seker der sechsten Weygandischen Ausgabe gebessert zu: „ihren Handschuh“, in der zweiten Cottaischen Auflage (also vielleicht von Goethe) zu: „ihre Handschuhe und den Fächer“ etc. 19,<sup>6</sup> steht: „Gleichnisse und Declamation“, der Wiener Druck von 1817 gleicht an: „Declamationen“. 51,<sup>9</sup> hieß es: „sie (Lotte) sah mich nicht“; nachdem aber vorher zweimal Lottens Augen Subjekt sind („sie gingen von einem zum anderen, auf mich fielen sie nicht“), bezieht der zweite Druck Himbürgs auch dies Pronomen auf die Augen und setzt: „sie sahen mich nicht“. 151,<sup>17</sup> ist von einem Abgrund die Rede, in den Werther seine Qualen und sein Leiden hinabstürmen will; die dritte Himbürgische Auflage bildet die Vorstellung sümlicher fort und druckt also: „hinabstürzen“. Nur der erste der hier angeführten Fälle beweist Überlegung, die anderen konnten durch Befangensein im Textverlauf unwillkürlich eintreten.

Und so scheint mir an anderen Stellen das dem jeweiligen Drucker Gewöhnlichere bevorzugt. Vom vierten Druck Weygands an wird gelesen „ein Herz, wie das meinige“ 5,<sup>7</sup> für „das meine“; 30,<sup>26</sup> „weggelassen“ für „ausgelassen“; 60,<sup>9</sup> Prätenjion an einen machen wie 123,<sup>11</sup> von Anfang an steht: Prätenjion an etwas haben) für das vorherige „auf einen“; 94,<sup>27</sup> „Mangel an“ für „Mangel von“; 77,<sup>12</sup> Albert in Aften „vergraben“ für „begraben“

(wie 100,<sup>18</sup>, vielleicht tiefer gemeint, steht: den Schattenriß Vottens unter andere Papiere begraben).

Hierher ordne ich auch den Übergang aus dem Positiv in den Komparativ und Superlativ: 38,<sup>16</sup> „meine weiten Wanderungen“; seit dem zweiten Drucke Himbürgs und dem sechsten Weygands: „weiteru“. 50,<sup>11</sup> „immer eifrig fortwunsh“; seit dem dritten Himbürgs: „eifriger“, wobei der Ausgang des vorherstehenden „immer“ eingewirkt haben kann. Umgekehrt wird 63,<sup>6</sup> „nichts Lächerlichs als“ lediglich durch Druckfehler in der zweiten Auflage Himbürgs verderbt zu: „Lächerliches“. Häufiger tritt der Superlativ ein für den Positiv: 33,<sup>13</sup> ihre liebenswürdigste Miene (der junge Druck Gößchens; es gehen drei Superlative vorher; 36,<sup>15</sup> der herrlichste Regen (Weygands Jubelansgabe; 48,<sup>2</sup> in dem erbärmlichsten Ermaten (seit dem vierten Druck Weygands); 62,<sup>21</sup> der liebenswürdigsten Familie (seit dem fünften und schon vorher Freystadt 1775 224 SS. und danach im ersten Himbürg); 90,<sup>12</sup> der Glücklichste (seit der zweiten Auflage Cottas); 176,<sup>6</sup> in der vollsten Verzweiflung (seit dem vierten Drucke Weygands). Nur zweimal fand ich umgekehrt den Positiv für den Superlativ: 36,<sup>16</sup> der erquickende Wohlgeruch (Wien 1810); 127,<sup>16</sup> der natürliche Trieb (sechste Ausgabe Weygands). Ich bemerke übrigens ausdrücklich, daß ich nur die für die Textgeschichte wichtigen Drucke vollständig kollationiert habe, von anderen nur drei Bogen oder irgend eine Summe von Stichproben. Es können also diese Zusammenstellungen nicht als statistisch erschöpfendes Material betrachtet werden: immerhin glaube ich genug gesammelt zu haben, um die charakteristischen Erscheinungen zu fassen.

Endlich sei noch auf ein paar Störungen der Wortfolge hingewiesen. 20,<sup>3</sup> „daß er auf der Wieje sich mit ein paar Gänjen herumjage“; dafür seit dem fünften Druck Weygands: „er sich auf der Wieje“ u. s. f. 21,<sup>8</sup> „viel Mühe hat mich's gekostet“; dafür im Wiener Druck von 1817 „hat's mich“. 105,<sup>6</sup> „Was hat mich's (darans Handschrift: mich es) schon gekostet!“ dafür „es mich“ u. s. w. in der besseren Gößchenschen Ausgabe. 93,<sup>12</sup> „jo will ich zehn Jahre noch mich auf der Galeere abarbeiten“; dafür „noch zehn Jahre mich“ in der zweiten und „zehn Jahre mich noch“ in der dritten Auflage Himbürgs. In allen diesen Fällen handelt es sich um reflexive Wendungen. Es kommt aber auch sonst Veränderung der Wortfolge vor. 138,<sup>20</sup> stand in der ersten Fassung: „als du's vielleicht liejeht“; dafür setzte der Nachdruck Freystadt 1775 (143 SS.) „du es“ und dann sein Nachfolger Wahlheim 1777: „du vielleicht es“.

Gewiß ist ein Teil der Änderungen, die ich in all diesen Gruppen verzeichnete, als Les-, Schreib- oder Setzfehler zu beur-

teilen, ich habe gelegentlich schon darauf aufmerksam gemacht; aber doch nur der kleinere. Die meisten müssen absichtliche Änderungen sein, wozu doch auch die gezählt werden dürfen, die das Neue als das Selbstverständliche unwillkürlich, d. h. ohne das überlegende Suchen nach einer Besserung bringen. Es wird sich die Grenze nicht scharf ziehen lassen. Daneben giebt es eine Fülle einfacher Buchstabenfehler, die keine Beachtung verdienen, weil sie kein neues Lautbild geben. Allerdings ist aber nicht ausgeschlossen, daß solche Fehler auch manchen Änderungen vorausgingen, die dann der Korrektor vornahm, ohne Rücksicht auf die Vorlage. Daß auch Druckfehler im engsten Sinne, Fehler beim Abzug des Satzes Verwirrung anrichten können, ist bei Besprechung der Datierungen (Wegfall einer Ziffer von zweien) berührt. Ein bemerkenswertes Beispiel aus dem Texte ist der Ausfall des t in „herumtrabbeln“ 134,2 in der Taschenausgabe letzter Hand; die beiden so sorgfältigen Nachfolgerinnen, der Neudruck und die Großoktavausgabe, lesen dann wirklich: „herumrabbeln“, das nun einen unverdienten Platz im Grimmschen Wörterbuch gefunden hat. An anderer Stelle wird der Sinn durch das Abfallen eines t im ersten Drucke Cottas — in einigen Exemplaren sieht man noch die Lücke dafür — verdunkelt. „Was brauchts Rahmen! Erzählt die Sache an sich! . .“ steht 60,6 und von der neuen Handschrift an ist mit deutlicherer Hervorhebung des konditionalen Zusammenhanges der Sätze „erzählt“ klein geschrieben. Nachdem aber das t an diesem Verbum abgefallen war, wurde der neue Satz selbständig und darum hat ihn der zweite Cottadruck wieder mit großem Buchstaben eingeleitet. Wie sonderbar ist doch dieses imperative: die Sache soll erzählen! und doch haben es die folgenden echten Drucke bewahrt und den Weg hinter die kleine und doch bössartige Verstümmelung nicht zurückgefunden.

Im großen und ganzen wird man nicht verkennen, daß etliche der an den älteren Drucken vorgenommenen Änderungen Vorbereitungen zur Umarbeitung Goethes bilden. Die Formen unterwerfen sich der fortschreitenden Grammatik des Schriftstiles, einzeln und in Bezug auf die Verbindung „drucken, Schröcken, verdrüsslich“ u. s. w. weicht der heute üblichen Schreibung; „sindt, älteste, chegestern“ wird zum schriftlichen „findet, älteste, chegestern“; „diejenige“ wird nun „diejenigen“ flektiert u. dgl. m. Ich vermag es im einzelnen nicht weiter zu belegen, als es in obigen Ausführungen niedergelegt ist. Auch die Interpunktionswandlungen verhelfen zu dem Gesamteindruck, daß schon vor der handschriftlichen Umarbeitung des Romanes eine Fortbildung des Textes im Sinne der Neustilisierung begonnen war. Selbst der der Neugestaltung charakteristische Wegfall des „so“ und „all“ war schon in Ansätzen vollzogen. Erwägt man nun, daß

die Handschrift aus den am weitesten abgeleiteten Drucken stammt, daß ferner der Schreiber so gut wie die Setzer noch weiter änderte, teils in deren Sinn, z. B. durch Auslassungen, teils nach seinem reaktionären Sprachgefühl, so erhellt, daß der stilistische Abstand zwischen dem ersten Druck und der Umarbeitung keineswegs ausschließlich Goethes stilistische Entwicklung bedeutet. Ja, es muß die Möglichkeit eingeräumt werden, daß Goethe durch jene ungewollte Modellung für die eigene formale Durchbildung des Wertes beeinflusst worden ist.

Aus dieser Sachlage ergibt sich, daß nicht alles, was als Verderbnis der Vorlage der neuen Handschrift erkannt werden kann, in der ursprünglichen Fassung hergestellt werden darf, es muß davon beibehalten werden, was der Gesamtart der Goethischen Stilisierung nach auch er geändert haben würde, wenn er es nicht schon so geändert vorgefunden hätte. Andererseits versteht sich von selbst, daß Goethe manchmal durch Verderbnisse zu Besserungen veranlaßt wurde, die er ohne jene nicht oder nicht so vorgenommen hätte. So stand im alten Text 15,<sup>24</sup> „der so sieht“; daraus bildet die zweite Auflage Himbürgs: „der da sieht“ und dies nimmt der Schreiber in die Handschrift auf; Goethe bessert: „wer da sieht“; die ursprüngliche Lesart hätte er nach anderen Vorgängen wohl geändert in: „wer sieht“. Oder 15,<sup>26</sup>: „wie unverdroffen dann doch auch der Unglückliche . . . fortkeicht“; die dritte Himbürgische Ausgabe verdirbt zu „dann noch“ und dies sinnstörende „noch“ veranlaßt wohl den Wegfall beider Wörter in der Handschrift, der ohne den Druckfehler kaum eingetreten wäre. Oder 59,<sup>23</sup>: „das ist die Sünde, die ich ärger hasse am Menschen als alle andre“; dafür setzt derselbe Nachdrucker thöricht: „als alles andre“ und der Fehler bleibt aufrecht; der erste Text würde wohl zu „als jede andere“ umgebildet worden sein. Hier ist also ein Beispiel, wo Goethe durch die Textentstellung an der Anwendung seiner sonst geübten Stilisierung vielleicht gehindert wurde.

Man sieht hieraus, wie unsicher einzelne Textstellen geworden sind. Und überhaupt: der Herausgeber des Werther steht vor der Notwendigkeit einen Text zu bilden, der so niemals existiert hat. Denn er kann nicht bei der erhaltenen Handschrift stehen bleiben, ob sie gleich durch Goethes Korrektur die stärkste Gewähr für sich hat, könnte es nicht, auch wenn den Schreibern keine Irrtümer und Eigenheiten nachgewiesen wären, nicht, auch wenn sie ganz druckreif wäre: er muß die Fehler beseitigen, die Goethe unabsichtlich aus seiner Vorlage übernommen hat. Niemand wird behaupten, sie seien durch Goethes Handschrift anerkannt, denn es ist Sinnentstellendes darunter, dessen Beachtung sich dem Autor trotz aller Sorgfalt verbar; und

ist dies zu bessern gegen die Handschrift, so ist auch alles andere zu bessern, was vor der Handschrift gefehlt worden war. Alles andere, doch mit der Einschränkung, so weit es nicht im Sinne der neuen Redaktion liegt. Und auch die aus den übernommenen Fehlern entspringenden Irrtümer, wie das Datum 112,<sup>14</sup> sind zu ändern, obwohl Goethe es so und nie anders gesetzt hat. Endlich ist ja nach der Handschrift auch die Redaktion der jüngeren echten Drucke zu berücksichtigen. Thatsächlich also muß ein Idealtext konstruiert werden, der in diesem Wortlaute niemals vom Autor gegeben worden ist; eine Aufgabe, die man bei aller Bevorzugung des irgendwie autoritativ übermittelten Wortbestandes, bei aller Folgestrenge im Einschätzen und Abwägen der Überlieferung nicht ohne willkürliche Entscheidungen des Sprachgefühls leisten kann.

Diese Notwendigkeit darf Philologen, die sich mit Texten alter Zeit befassen, eine gewisse Befriedigung gewähren. Obgleich die Beglaubigung durch den Verfasser, die ihren Handschriften fast ausnahmslos fehlt, in neuer Zeit zumeist vorhanden ist: auch modernen Texten gegenüber bleibt ultima ratio das Sprachgefühl, das bei der gründlichsten Schulung und reizbarsten Feinheit sich irren kann und irrt.

Überhaupt wünschte ich, daß diese Erörterungen nicht einseitig als Darlegung über den Text der Leiden des jungen Werther angesehen werden möchten. Sie wollen durchaus allgemeinen Zwecken dienen. Der Druck der Neuzeit erhellt Probleme, vor die uns die Handschrift des Mittelalters stellt. Der Setzer hat seine Individualität wie der einstige Berufsreiber die seinige. Und der Autor wird durch sie umhüllt. Hinwieder: die Arbeit, die wir Texten von vielhundertjähriger Vergangenheit schulden, bedürfen die um ein Jahrhundert zurückliegenden Schriften nicht minder. Und war die Sorgfalt, die ein Goethe bei seiner ererbten und wenigstens seit der italienischen Reise mehr und mehr bethätigten Sammel- und Ordnungslebe und bei dem Willen, alles Nötige zu thun, auf die Reinheit der Überlieferung seiner Werke wendete, zu klein, sollten alle andern Schriftsteller vor ihm und nach ihm bis heute wachsammer sein? Der Philologe muß es für sie sein. Denn die Grundlage aller Litterarhistorie, aller Poetik alter und neuester Zeit bildet nur: das echte Wort. Soweit möglich es zu finden, ist erste Pflicht.

## Neues über Georg Rudolph Weckherlin.

Von Hermann Fischer in Tübingen.

Der kleinen Mitteilung, die ich unlängst über Weckherlin gegeben habe, kann ich gleich eine größere nachfolgen lassen, die mir durch einen Zufall Jahre lang verborgen geblieben ist. Ich habe 1888 in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 163, einige Nachrichten über den Dichter gegeben aus den reichhaltigen Sammlungen in den Reports of the Commission on historical manuscripts. Seit dem sechsten Report ist nun noch eine ganze Reihe weiterer erschienen, von denen freilich nur in einem einzigen, hier aber an mehreren Stellen, Weckherlins Name vorkommt: in Band 1, 2, 3, 9 des Appendix zum zwölften Report. Es sind hier nicht weniger als 31 Nummern, die seinen Namen enthalten: aus den Jahren 1627, 1632, 1634 und 1640 je eine, 1637 und 1638 je zwei, 1633 und 1635 je drei, 1636 und 1639 je acht; eine ist ohne Datum. Die meisten stammen aus dem Nachlaß von Sir John Coke, der 1632 bis 1640 Staatssekretär war und in dessen Dienste Weckherlin als Untersekretär stand; auch das Dokument von 1627 stammt dorthier, obwohl Weckherlin damals noch unter Cokes Vorgänger Dorchester diente; das späteste ist ein Schreiben von Cokes Nachfolger Sir Harry Vane an Coke vom 4. Februar 1640, worin er sich bereit erklärt, Cokes „servants“ Poole und Weckherlin („Wackerlein“) in seinen Dienst zu übernehmen: den ersteren most willingly, den letzteren ohne solchen Zusatz. Ob vielleicht Weckherlin schon damals suspekt war? Friedrich Althaus hat (Allgemeine Zeitung 1888, Beilage Nr. 145) einige Mitteilungen aus dem Jahre 1640 gemacht; wenn auch die Bemerkung vom 7. Februar über schlechte Einnahmen wenig bejagen will — denn welcher Beamte wird je behauptet haben, er sei zu gut gestellt? — so fällt in das Jahr 1640 das Spottgedicht auf den Hösling Abraham van Dort, in das folgende die durch Keißerscheid aufbewahrten Versuche, eine schwedische Agentenstelle zu bekommen,<sup>1)</sup> und Anderes werde ich nachher anzuführen haben. Althaus weist darauf hin, daß Weckherlin nicht unter den königlichen Beamten war, die durch das lange Parlament in Anklagestand versetzt wurden. Er wird also schon vor dem Februar 1644,<sup>2)</sup> in welchem er Secretary for foreign tongues bei

<sup>1)</sup> Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens 1, 589 ff.

<sup>2)</sup> Nicht 1643, wie Althaus angiebt; er hat die damals noch in England allgemeine Gewohnheit übersehen, die neue Jahreszahl erst an Tütern zu beginnen.

dem neugegründeten Komitee beider Königreiche wurde, nicht zu den engeren Anhängern des Königs gezählt haben.

Natürlich ist das meiste in diesen Dokumenten für Weckherlins Persönlichkeit ohne Bedeutung. Aber aus einigen ist doch etwas zu erfahren. In zwölf Schreiben, welche wohl alle, die meisten ausdrücklich, an Cofe gerichtet sind, ist er nur als dritte Person erwähnt; darunter ist das oben erwähnte undatierte und das vom 4. Februar 1640.<sup>1)</sup> Von diesen sind wieder fünf ganz belanglos.<sup>2)</sup> Vom 12. November 1632 ist ein Schreiben von Robert Sparke an Cofe,<sup>3)</sup> das von Streitigkeiten des Schreibers mit dem Lord von Bangor handelt; es heißt da: Sir, I am weary in opposing greatness, and may no longer resist my Ordinary. All that I desire of Mr. Weckerlin is, that he continue to me as I have proved to him. I wish the great Judge to reveal the truth and to give every one his due. Wenn hier Widerwärtigkeiten angedeutet sind, so heißt es im nächsten Jahre in dem Schreiben von Thomas Witherings an Cofe vom 3. Juli 1633<sup>4)</sup>: Mr. Weckherlin hath from time to time writ me, yet never advised me of the receipt of any. I do not write this for that I doubt the miscarrying of any, but that I think it my duty to give your Honour a punctual account of this His Majesty's service. Am 12. Januar 1637 schreibt John Williams, Bischof von London, an Cofe<sup>5)</sup>, in einer mir nicht bekannten, wie es scheint, skandalösen Sache: Be pleased to let my good friend Mr. Weckherlin keep these frivolous papers until the 3rd of February. Aus zwei Briefen geht etwas über Weckherlins Aufenthalt hervor: am 9. September 1636 berichtet<sup>6)</sup> aus Westminster Peter Heywood über Sicherheitsmaßregeln gegen Plünderung von Häusern: I shall not be lacking in my uttermost care for my neighbour Mr. Weckherlin's house in Gardener's Lane; und am 12. August 1639 schreibt Richard Poole:<sup>7)</sup> Mr. Weckherlin is now in the Forest with his family.

Drei Briefe sind an Weckherlin gerichtet. Am 22. September 1636 schreibt ihm Nathaniel Smith<sup>8)</sup> unter anderm über Instructionen für den Grafen Leicester über einen Vertrag: Your Lordship must take

<sup>1)</sup> Das undatierte, 12. Rep., App. 3, Z. 154, ist bedeutungslos; das von 1640 siehe 12. Rep., App. 2, 251.

<sup>2)</sup> 1627, 4. August: 12. Rep., App. 1, 312; 1633, 22. Mai: 12, 2, 12; 5. August: 12, 2, 27; 1535, 15. Oktober: 12, 2, 98; 1639, 2. Mai: 12, 2, 224.

<sup>3)</sup> 12. Rep., App. 1, 480.

<sup>4)</sup> 12. Rep., App. 2, 25.

<sup>5)</sup> 12. Rep., App. 2, 152.

<sup>6)</sup> 12. Rep., App. 2, 140.

<sup>7)</sup> 12. Rep., App. 2, 240.

<sup>8)</sup> 12. Rep., App. 2, 141 f.

care of two points in your instructions, first not to engage His Majesty into any direct war on contravention of his treaties; and secondly, that all the assistance to be given on His Majesty's part be tied and restrained to the general peace, the liberty of Germany, and the restitution of the Princes.<sup>1)</sup> Am 23. Juni schreibt ihm<sup>2)</sup> aus Mitcham ein mir sonst unbekannter Richard Dayer, offenbar ein Projektenschmied, wie sie sich an unternehmungslustige und geldbedürftige Fürsten gerne heraussuchen (Weckherlin konnte das von seinem württembergischen Herzog Friedrich her sehr gut wissen): er habe seit langem zwei Dinge verfolgt: the planting and propagating of the word of God by redeeming impropriations to the Church, and the planting and increasing of wood and timber. Er will in a lawful way justifiable at a Parliament dem Könige so viel Geld verschaffen, als dieser nur brauche. Mr. Secretary Coke will be pleased to let me know what reward his Honour may judge me worthy of . . . . The King's portion will be so great and the way so easy, that Mr. Secretary may have a good matter out of it, and so likewise yourself, who are now grown ancient in the Court of England and have taken good pains under divers of this Majesty's Secretaries. Man weiß nicht, ob und was Weckherlin geantwortet hat; aber auf Trinkgelder, zu deutsch gesagt, waren Leute seiner Stellung nur zu sehr angewiesen; deutlicher steht das in dem Brief, den Sir Francis Wiat am 11. Juli 1639 an ihn geschrieben hat:<sup>3)</sup> My suit is that my instructions may be signed by His Majesty and returned to me; being on the point to begin my voyage I have deposited with Mr. Lucas six pieces for Mr. Secretary and four for yourself which I desire you to accept.

Die ganze Hälfte aber bilden fünfzehn von Weckherlin selbst geschriebene Briefe, worunter vierzehn an Coke; ich ordne sie der Zeit nach.<sup>4)</sup>

Den 11. September 1634, The Exchange, London. — Thanks I here most humbly yield unto your Honour for your favour in my Warrant. Ist mir dem französischen Gesandten, a very free gentleman, as I found him at this first sight I have had of him, zusammen gewesen.<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> Weiterhin ist auf eine Zwifügigkeit Weckherlins mit Vord Zudamore Bezug genommen. Ich verstehe aber den Zusammenhang nicht recht. Weder Weckherlin noch sein Vorgesetzter Coke hatte den Titel your Lordship; sollte der eigentliche Adressat gar nicht Weckherlin selbst sein?

<sup>2)</sup> 12. Rep., App. 2, 186. Adresse: to Mr. Ralph Weckherlin; man weiß, daß Rudolf Weckherlins Rufname war.

<sup>3)</sup> 12. Rep., App. 2, 236.

<sup>4)</sup> Wo nichts bemerkt ist, ist der Adressat Coke.

<sup>5)</sup> 12. Rep., App. 2, 68.



Den 15. Juli 1635, Whitehall. — I have delivered His Majesty's letter for the Cardinal of Savoy unto the Resident . . . Much more earnestly am I prayed by a particular letter of Mr. Morice, the Queen of Bohemia's Secretary, to crave all possible furtherance for the effectual relief of the Palatine cause: the letter seems to be written with sighs and tears. The third request concerns the bearer, Mr. Hannibal Vivian, a worthy gentleman and ancient friend of mine, who hath done many services to the King and Kingdom.<sup>1)</sup>

Den 8. Oktober 1635, Westminster. — Uebersendet ein Schreiben des außerordentlichen französischen Gesandten an den König.<sup>2)</sup>

Den 24. Mai 1636, Hampton Court. — Hofnachrichten; Epidemie in London.<sup>3)</sup>

Den 30. Mai 1636, Hampton Court. — Hat dem König einen Erlaß zur Unterschrift vorgelegt. Zu der letzten Zeuche sind fast alle Zimmer erbrochen und bestohlen worden; der König macht den Keeper of the house verantwortlich.<sup>4)</sup>

Den 4. Juli 1636, Oatlands. — Diplomatische Korrespondenz. The King hath now commanded me to prepare a letter from him to a Marquis of Brandenburg for the Elks, which are to be brought from Prussia hither: and another letter to the Prince of Orange for his favour and countenance to a merchant that goes hence to redeem some of His Majesty's jewels. Empfiehlt eine Bittschrift von Sir Peter Wentworth.<sup>5)</sup>

Den 8. August 1636, Rufford Abbey. — Coke soll zu einer Audienz erscheinen, die der niederländische Gesandte am Mittwoch bei dem König haben soll.<sup>6)</sup>

Den 7. November 1636, Windsor Castle: Adressat unbekannt.<sup>7)</sup> — Schickt einen Brief des Königs. Mr Secretarie would have written withall himself, but that multitude of affaires hinder him. As myself at this time am by the same reason forced to use all haste and forbear much newes. Howsoever if hereafter your Lordship shall command me anything, either in that or in any other kinde, I shall endeavour to fulfill your pleasure, if not according to your expectation yet according to my small knowledge. And for this I can say no more, but that it seemes that all the concern of the Electoral Dyet — as if they had forgotten for what they met at Ratisbonne — standeth gazing towards Bavaria, longing to see what will be brought into this world by the Dutchesse of Bavaria, begotten in her by her Oncle. I know who wisheth Parturiunt montes. Weiter über die Ereignisse und Ansichten in Deutschland. The French . . . have made an inrode and are gone as farre as to the gates of Cambray, laying in ashes 42 villages, that were very well furnished with corne and other necessaries. May it not be said with reason and without treason, Delirant reges. . .

Den 28. Januar 1637, Hampton Court. — This inclosed Protest coming but now from London, and the King being earlier gone to his new park, I have well perused and considered the same, and find it wholly agreeable and concordant with the Latin, being in a German language and in such

1) 12. Rep., App. 2, 85.

2) 12. Rep., App. 2, 97.

3) 12. Rep., App. 2, 117 f.

4) 12. Rep., App. 2, 118.

5) 12. Rep., App. 2, 123.

6) 12. Rep., App. 2, 132.

7) 12. Rep., App. 9, 9. Der Brief ist aus den Handschriften des Herzogs von Beaufort. Der Anrede mit your Lordship zu Folge kann der Brief nicht an Coke sein, der außerdem im Briefe selbst als „Mr Secretarie“ erwähnt ist.

terms as are usual in the said language, which your Honour knoweth well is very copious . . .<sup>1)</sup>

Den 7. October 1638, Ditton. — Diplomatische Korrespondenz. If I can possibly find myself able to come over, I will come this afternoon to entreat your Honour's leave to absent myself till Wednesday or Thursday.<sup>2)</sup>

Den 8. August 1639, Westminster. — Hofnachrichten. Present from the City of London to the King of 10.000 pounds refused by him. The most gracious inclination of Her Majesty towards the Archbishop is so increased that a most frequent correspondence and conference hath been observed betwixt them, and is not secretly spoken of. Cofe soll rasch kommen; es werden Intriguen gegen ihn geponnen. His Majesty goes to Oatlands. I intend according to the Earl of Holland's will to follow his Majesty, and will for so small a journey use your bay horse. We did daily bait your horses so well that they were fresher at their journey's end here than when they came out of Melbourne. Auswärtiges.<sup>3)</sup>

Den 15. August 1639, Westminster. — Hofgeschichten und Verwandtes. The Elector Palatine is here at leisure to wait on the Queen the Queen Mother and the Duchess of Chevreuse. He had twenty dishes a meal (being served in pewter) which have now been reduced to twelve.<sup>4)</sup>

Den 19. August 1639, Westminster. — Hoffachen. I know not in what terms to express sufficiently how much your Honour's return is desired and without any doubt very necessary and requisite, though I forbear to write the causes. Sometimes accidit in puncto quod non speratur in anno. The Lord Feilding, Sir William Boswell, and Sir Oliver Fleming wish all to see your Honour here to receive their instructions renewed from you before their going over.<sup>5)</sup>

Den 25. August 1639, Whitehall. — Tuesday I went following His Majesty to Oatlands in a continual rain so that nobody except His Majesty and such as prefer hunting to all other recreations did like that journey and abode. And though we did no great business for I wrote but two or three French letters of recommandation for and from His Majesty to the Prince of Orange yet I understood that His Majesty will still be waited on were it but for the foreign news and for pens and paper whereof he twice did make some use to write . . . Tomorrow His Majesty shall go early from hence, his dinner being appointed at eight in the morning at Egham, and so thence to Bagshot. I will follow and wait close. God willing, though I find myself much wearied. I shall now from Bagshot have occasion to see my wife and family sometimes, they being but three small miles from

<sup>1)</sup> 12. Rep., App. 2, 153.

<sup>2)</sup> 12. Rep., App. 2, 196.

<sup>3)</sup> 12. Rep., App. 2, 239. Melbourne südlich von Derby war Cofes Landsitz, wohin jedenfalls die meisten dieser Briefe gerichtet sind.

<sup>4)</sup> 12. Rep., App. 2, 240.

<sup>5)</sup> 12. Rep., App. 2, 241. Sir Oliver Fleming ist derselbe, an den Weckerlin das Gedicht Nr. 283 meiner Ausgabe gerichtet hat. Er kommt in dem Brief vom 4. September 1639 wieder vor, außerdem Report 12, 2, 37; 13, 1, 554. 640. 667. (andere Stellen habe ich nicht zur Hand), und zwar in den Jahren 1633, 1651 f. Er muß diplomatischen Verkehr mit dem Ausland gehabt haben; 1633 war er Agent für His Maj. in Switserland und reiste nach Zürich und Obur, 1652 schreibt die Stadt Zürich im Namen der evangelischen Sache an ihn.

thence at Easthampstead. . . . I am in good hope shortly to fit my Lady Coke with some good German servant for her son . . .<sup>1)</sup>

Den 4. September 1639, Whitehall. — Your Honour's return is so much desired and expected that His Majesty doth now daily inquire after your coming, and hath again this morning commanded me to desire you from him to come unto him from Tottenham hither as soon as possibly you can, and shall be arrived there. Sir Oliver Fleming is to go away with speed, and his instructions are drawing by Sir Frances Windebank, but I believe it is desired that your Honour should add ultimam manum. I hourly will expect your coming.<sup>2)</sup>

Der Ton einiger gerade unter den letzten Briefen Weckherlins an Coke ist ziemlich vertraulich; auch ist deutlich, daß Weckherlin in jenem Jahre noch immer um den König war, wenn sein Vorgesetzter abwesend war. Fünf Monate später fand die Wendung durch Vanes Amtsantritt statt, die ich oben vermutet habe.

Über Weckherlins Sohn Rudolf (1617—1667) habe ich in den Reports nur eine Stelle finden können. Sir Francis Windebank schreibt am 2. März 1636:<sup>3)</sup> There was a note delivered to your servant, young Weckherlin, for a letter to be written from His Majesty to the Emperor in favour of the Duchess of Brunswick. Auf eine bestimmte Stellung des damals noch nicht Neunzehnjährigen kann man daraus nicht schließen; der Vater, 53 Jahre alt, konnte doch nicht mehr „jung“ heißen.

Ein paar andere Notizen kann ich den Sammlungen eines Frühverstorbenen entnehmen. Ernst Martins Schüler Ferdinand Picard (1866—1890) hat mit großem Fleiß und Verständnis für Weckherlin gesammelt und ich habe seine Sammlung auch für die Anmerkungen meiner Ausgabe öfters mit Frucht benutzen können. Folgendes ist daraus geschöpft, da mir die Originalquellen unzugänglich waren.

Vom 19./29. März 1641 ist ein Brief aus Paris von Robert Keade an Thomas Windebank, in dem es heißt: Mr. Weckherlin and Mr. Witherings have sufficiently shown their malicious barbarousness: God reward them for it. Und am 30. April

<sup>1)</sup> 12. Rep., App. 2, 241 f. Weckherlins Frau hat noch am 21. 31. Januar 1641 gelebt, wenn auch sein Ausdruck (Reifferscheid, S. 589) in dem Brief an Oxenstierna von jenem Tage, daß er „Weib und Kinder“ habe, nicht so ganz zweifellos ist, wie unsere Stelle. Seine einzige Tochter Elisabeth war an William Trumbull, Esq. of Easthampstead, Berkshire, verheiratet; da sie am 7. November 1618 geboren war, so könnte sie 1639 schon verheiratet gewesen sein und ihre Mutter bei ihr gewohnt haben (über Weckherlins Sohn siehe nachher). Das Gedicht, in dem Weckherlin sie schon als Frau Trumbull anredet, Nr. 397 meiner Ausgabe, steht aber erst in der Ausgabe von 1648.

<sup>2)</sup> 12. Rep., App. 2, 242.

<sup>3)</sup> 12. Rep., App. 2, 108. Der Adressat ist nicht genannt, ist aber gewiß wieder Coke, aus dessen Sammlung der Brief ist.

10. Mai 1641 schreibt derselbe an denselben: Since I began this I have spoken with Mr. Battiere, and he tells me that about three weeks since he wrote to Mr. Weckherlin not to trouble my Lord's packet with letters to merchants and other people here in Paris which my Lord knew not, Mr. Weckherlin having of late sent many such letters under his Lordship's cover.<sup>1)</sup> Aus Picards Papiere habe ich auch die Notiz, daß Weckherlin, der seit 1644 als Secretary for foreign tongues den hohen Gehalt von 288 Pfund bezog, im Jahre 1645 den Genuß der für das jeweils älteste Mitglied der Familie Weckherlin bestimmten Ulmer Stiftung seiner einzigen noch lebenden Schwester durch ein Schreiben aus London abgetreten hat, daß 1651 die falsche Nachricht von seinem Tode nach Ulm kam und daß er am 26. September 1651 an seine Schwester und an den Bürgermeister Baldinger in Ulm geschrieben hat, der ihn auf einer Reise nach England kennen gelernt hatte.

## Zu Goethes Sonetten.

Von Otto Pniower in Berlin.

Seit dem Erscheinen von Bettinens Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kind“ hat man vielfach darüber gestritten, ob die in den Werken des Dichters zum ersten Mal im Jahre 1815 veröffentlichten, zu einem Cyklus „Sonette“ vereinigten Gedichte Beziehungen zu der glühendsten Verehrerin seines Genius enthalten und in welchem Maße. Bettina selbst betrachtet in dem Briefwechsel sich als den eigentlichen Mittelpunkt der Sammlung. Dazu hatte sie jedoch nur in einem poetischen Sinne ein Recht. In Wirklichkeit spiegelt nahezu die Hälfte der Sonette — das steht jetzt sicher fest — Goethes Neigung zu Minna Herzlieb wider. Andererseits ist aber die noch kürzlich von Kuno Fischer (Goethes Sonettenkranz, Heidelberg 1896) verkündete Ansicht, daß Bettinen kein Anteil an den Gedichten gebühre und sie einzig und allein aus Goethes Beziehungen zu Minna Herzlieb gestoffen seien, auch nicht stichhaltig. Als Kuno Fischer diese Behauptung aufstellte, kannte er noch nicht den in demselben Jahre, in dem seine Schrift erschien, zum ersten Mal in der Weimarer Ausgabe veröffentlichten, nach dem uns vorliegenden Material ersten Brief Goethes an Bettine. Aus ihm ergibt sich, daß die Worte des

<sup>1)</sup> Calendar of State Papers. Dom. Ser. 1640. 41. p. 505 und 562.

Dichters in dem Brief vom 5. September 1807 (des Briefwechsels mit dem Kind): „Mein artig Kind! schreibe bald, daß ich wieder was zu übersetzen habe,“ abgesehen von für uns hier unwesentlichen Änderungen, authentisch sind. Denn jener wirkliche, vom 9. Januar 1808 datierte schließt mit den Worten: „Schreiben Sie bald, daß ich wieder was zu übersetzen habe.“ Wie sie zu verstehen sind, lehrt eine schon vor dem Erscheinen des Briefwechsels mit einem Kind gethane Äußerung Wilhelm Grimms (Meißnerscheid, Freundesbriefe von W. und J. Grimm 1878, S. 140 f.), daß Goethe mehrere Briefe Bettinens in Gedichte überjagt habe. Gestützt darauf suchte ich im Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Altertum von 1898 42, 179 ff. den Beweis zu führen, daß Goethe in der That aus Bettinens Herzensergießungen die stoffliche Anregung zu einigen Sonetten empfang und Motive daraus schöpfte. Die Argumentation war dadurch erschwert, daß mir damals nicht mehr als ein einziger Originalbrief Bettinens vorlag, der erste, den sie an den Dichter schrieb. Ihn hatte Loeper in seiner Publikation „Briefe Goethes an Sophie La Roche und Bettina Brentano“ (Berlin 1879) veröffentlicht. Doch war es mit Hilfe einiger von Loeper noch nicht gekannter Goethischer Briefe an Bettina und auf Grund innerer Judicien möglich, für wenigstens drei Sonette die Benutzung von Stellen aus den Episteln der Freundin an den Dichter nachzuweisen. Leider war mir unbekannt geblieben, daß noch ein zweiter Originalbrief Bettinens an Goethe schon seit dem Jahre 1850 gedruckt vorlag. Auch Loeper und allen Anderen, die sich mit der Frage beschäftigten, war er entgangen. Jetzt liegt er in dem 14. Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft (Goethe und die Romantik, 2. Teil 1899, S. 162 f.) vor, und so wenig umfangreich wie er ist, liefert er für die drei von Anderen und mir den Beziehungen Goethes zu Bettinen zugewiesenen Sonette den unwiderleglichen Beweis des genetischen Zusammenhanges. So haben, wie Schüddkopf in den Anmerkungen zu der erwähnten Publikation bemerkt, seine Schlußworte „und wenn Dein Sinn wäre von Stein wie Dein Bildniß, so müßte ich doch rufen umarme mich, weißer Karrarischer Stein!“ das vierte Sonett veranlaßt. In der That braucht man nur den Anfang des Gedichtes

Du siehst so ernst, Geliebter! Deinem Bilde  
Von Marmor hier wöcht' ich Dich wohl vergleichen

neben die citirten Worte zu halten, um den inneren Zusammenhang der Prosa mit den Versen zu erkennen.

Zu meiner Untersuchung (a. a. O., S. 183 f.) hatte ich vermutungsweise geäußert, daß eine zu diesem selben Gedicht in un-

verkenubarer Beziehung stehende Stelle aus dem „Briefwechsel Goethes mit einem Kind“ im wesentlichen aus dem Original stamme, das dem betreffenden Brief zu Grunde lag. Die Vermutung wird jetzt, wo die citierten Worte vorliegen, wahrscheinlich hinfällig. Indes kann erst die erfreulicherweise bevorstehende Veröffentlichung aller authentischen Briefe Bettinens an Goethe die endgiltige Entscheidung bringen.

Wie für das vierte Sonett, so hatte ich für das neunte angenommen, daß Goethe die Anregung zu ihm aus Bettinens Briefen empfing. Auf Übereinstimmungen mit Wendungen, die im ersten Schreiben an den Dichter begegnen, hatte schon Loeper hingewiesen. Ihnen konnte ich weitere von ihm nicht bemerkte hinzufügen. Jetzt zeigt sich, daß auch der wieder entdeckte Brief Motive spendete. Er beginnt mit den Worten: „Warum muß ich denn wieder schreiben? . . . . zu sagen hab ich nichts.“ Das Gedicht aber hebt an:

Warum ich wieder zum Favier mich wende?  
Das mußt Du, Liebster, so bestimmt nicht fragen:  
Denn eigentlich hab ich Dir nichts zu sagen;

Das siebente Sonett wies ich, ohne daß wörtliche Anklänge vorlagen, aus innern Gründen den Beziehungen Goethes zu Bettinen zu. Daß die Annahme nicht fehlgeht, lehrt ebenfalls der aus Licht gezogene Brief, indem er zu dem innern Moment in schlagender Weise äußere Übereinstimmung fügt. Das „Abschied“ betitelte Gedicht schildert die Trennung des Liebenden von der Geliebten.

War unerfättlich nach viel tausend Küßen  
Und mußt' mit einem Kuß am Ende scheiden.  
Nach herber Trennung tief empfundenen Leiden  
War mir das Ufer, dem ich mich entrißen,

Mit Wohnungen, mit Bergen, Hügeln, Flüssen,  
So lang ich's deutlich sah, ein Schatz der Freuden;  
Zuletzt im Klauen blieb ein Augenweiden  
An fernentwichnen lichten Jüsterrißen.

Hier haben Worte Bettinens nicht nur das Grundmotiv: Abschied zweier sich nahe Stehender, nicht nur bezeichnende Einzelheiten der Ausführung geliefert, sondern auch die innere Form des Sonetts bestimmt. Ja, sein geistiger Gehalt, kurz das ganze Gedicht hat in wenigen Zeilen des Briefes seinen äußern Ursprung. Bettina schreibt: „So wie der Freund Anker löst nach langer Zögerung und endlich scheiden muß: ihm wird die letzte Umarmung was ihm hundert Küße und Worte waren, ja mehr noch, ihm werden die Ufer, die er in der Entfernung ansieht, was ihm der letzte Anblick war. Und

wenn nun endlich auch das blaue Gebirg verschwindet, so wird ihm seine Einsamkeit seine Erinnerung alles.“

Jeder sieht, um mit den äußeren Anklängen zu beginnen, wie die hundert Küsse in dem Brief die tausend des Gedichtes veranlassen, wie die Ufer, von denen die Schreiberin spricht, dem Dichter das Motiv an die Hand geben, den Scheidenden sich an dem Ufer erfreuen zu lassen, auf das er gefühlvoll blickt und das er nach und nach mit allem, was es schmückt: den Wohnungen, Bergen, Hügeln und Flüssen aus dem Gesicht verliert, wie die Augenweide, die zuletzt im Blauen bleibt, eine Reminiscenz an das verschwindende blaue Gebirge ist, von dem Bettina spricht. Und wenn der Dichter weiterhin vom Meere singt, das den Blick des Wandernden umgrenzt, so ist auch das vielleicht von dem Beginn der Stelle angeregt, wo vom Bösen des Ankers die Rede ist.

Ich kenne kein interessanteres Beispiel für die Art, wie die Phantasie eines Dichters von fremden Worten erregt wird und den empfangenen Eindruck vertieft und umbildet, wie dasjenige, das sich uns hier bietet. Und nur auf das empfängliche Gemüt eines Dichters können solche Worte diese eindringliche Wirkung üben. Ein poetisches, tief aber doch unklar empfundenes Bild zaubert ihm eine Situation vor, die er, der erprobte Plastiker, scharf in der Fülle ihrer Einzelheiten sieht und stufenmäßig mit vollendeter Kunst vor unseren Augen enthüllt. Wo die Schreiberin vom Ufer spricht, sieht er zugleich die ganze Landschaft, die zu ihm gehört: die Häuser und Berge, die Hügel und Flüsse. Wo sie des verschwindenden blauen Gebirges gedenkt, sieht er zugleich die vom Abendrot beleuchteten Wolkenmassen. Denn das sind wohl die lichten Finsternisse. Wo sie ahnungsvoll spricht, bezeichnet er klar und deutlich die erregten Gefühle. Sie läßt die Art der Empfindung, von der der Scheidende bewegt wird, unbestimmt. Wenn sie sagt: „ihm wird die letzte Umarmung, was ihm hundert Küsse und Worte waren, ja mehr noch, ihm werden die Ufer, die er in der Entfernung ansieht, was ihm der letzte Anblick war u. s. w.“, so erweckt sie in uns die Vorstellung einer gleichmäßigen Gewalt einer, wir wissen nicht, ob mehr aus Freud oder aus Leid gemischten Empfindung, die der Abschied in dem Scheidenden aufwühlte. Goethe hingegen läßt ihr Wesen unzweideutig hervortreten. Um aber der Darstellung eine künstlerische Wirkung zu sichern, stellt er sie in einen wechselreichen, höchst kunstvoll abgestimmten, bald zart vermittelten, bald säh kontrastierenden Gegensatz. Er spricht von den tief empfundenen Leiden, die die herbe Trennung schuf. Es wird der Schmerz gelindert und nach und nach wird das Ufer mit seiner das Auge erquickenden Umgebung ein Schatz der Freude. Sacht mindert sich jedoch die

Lust, je weiter er dem Ufer rückt; noch bietet aber der Blick auf das Blau der fernen Berge eine Augenweide. Der Freude Flußstrom ebbet nach und nach, und als der Wandernde das Meer erreicht, da ist die Stimmung wieder umgeschlagen. Heißes Verlangen wird in seinem Herzen lebendig und verdrossen sehnt er sich nach dem Verlorenen. Da tritt ein neuer Umschwung ein. Ihm ist, als öffnete sich der Himmel. Nichts, nichts scheint ihm entgangen. Was ihm verschwand, wird ihm zu Wirklichkeiten. Alles, was er je genossen, er glaubt es zu besitzen.

Und endlich, als das Meer den Blick umgränzte,  
Fiel mir zurück in's Herz mein heiß Verlangen;  
Ich suchte mein Verlorenes gar verdrossen.

Da war es gleich, als ob der Himmel glänzte;  
Mir schien, als wäre nichts mir, nichts entgangen,  
Als hätt' ich alles, was ich je genossen.

Man weiß, daß Goethe anfangs eine Abneigung gegen die Form des Sonetts zu überwinden hatte. Erst die Anwesenheit des Sonettenfabrikanten par excellence, Zacharias Werners, im Winter 1807 auf 1808, dessen abstruses, aus seltsamen Gegenätzen gemischtes, genialisches Wesen das Interesse des Menschenbeobachters und Menschendarstellers Goethe weckte, erst der häufige Verkehr mit ihm trieb ihn in die „Sonettenwut“. Die Abneigung beruhete gewiß auch darauf, daß ihm die Vorbilder, die A. W. Schlegel, Werner und Andere geliefert hatten, nicht zusagten. Die Art, wie sie die Dichtform hauptsächlich für didaktisch-philosophische Stoffe verwendeten, konnte nicht seinen Beifall finden, noch ihn zur Nachahmung ermuntern. Er vermißte das, was seiner Lyrik eigen war: lebendiges Gefühl, Handlung, fortschreitende Bewegung. Den Mangel dieser ihm unentbehrlich scheinenden Eigenschaften mochte er aus dem Bau der Strophen herleiten, und so faßte er Widerwillen gegen sie. Dieser Widerwille schwand dem Dichter freilich früh nach dem eigenen Bekenntnis, das wir in dem dem Vorspiel „Was wir bringen“ vom Jahre 1802 zugewiesenen, später auch einzeln unter dem Titel „Natur und Kunst“ bekannt gewordenen Sonett finden. Denn gewiß hat Schipper recht mit der Annahme (Goethe-Jahrbuch 17, 162), daß die Äußerung im dritten Vers des Gedichtes „Der Widerwille ist auch mir verschwunden“ zunächst der Sonettenform gilt. Nach der sorglosen Art, mit der Goethe bei Gelegenheitsdichtungen, aber auch sonst in Fragen der Komposition verfuhr, legte er dies dem Charakter der Dichtform gewidmete Gedicht der „Nymphe“ in den Mund, wodurch es einen andern Sinn erhält, als es ursprünglich hatte. Berechtigt war er wiederum dazu, als sich in ihm in echt



Goethischer Weise das enge, zum Anlaß genommene Thema zu einer tief sinnigen Betrachtung von allgemeinsten Bedeutung erweitert. Die Beschränkung, die dem Dichter die Form auferlegt, der künstliche Bau der Strophen wird ihm zum Symbol aller Bildung, die nur, wenn sie sich dem beschränkenden Gesetz unterwirft, zur Vollendung reiner Höhe aufzusteigen vermag. Wenn der Dichter sich mit Geist und Fleiß von den Fesseln der Kunst hat binden lassen, mag frei Natur im Herzen wieder glühn! Also: der Widerwille gegen die einengende Form des Sonetts war dem Dichter früh verschwunden. Gleichwohl vergehen Jahre, ehe er sich der erst gescholtene, dann gepriesenen Dichtform massenweise bedient. Offenbar hatte er noch nicht die der Architektur des Sonetts entsprechende und zugleich ihm gemäße Behandlung der Strophengruppen gefunden. Auf einmal aber, als sich zur äußern Anregung ein inneres Erlebnis gesellt, als der Verkehr mit Zacharias Werner ihm die Form wieder nahelegt, die erwachte Leidenschaft zu Minna Herzlieb und die phantasiereichen Ergüsse der stürmischen Bettina seinem Gefühlsleben frische Nahrung zuführen, ist sie da. Man vergleiche einmal die bis zum Jahre 1802 entstandenen selbständigen Sonette Goethes — außer dem eben erwähnten das „Sonett“ betitelten, dasjenige aus der „Natürlichen Tochter“ und die beiden Böttiger, Kogebue und Garlieb Merkel gewidmeten sonetti codati (Werke 5, 171 f.) — mit den zum Cyklus vereinigten und man wird einen wesentlichen Unterschied in der innern Struktur wahrnehmen. Dort begegnet im ganzen eine glatte, ebenmäßige, durch alle Strophen unterschiedslos verteilte Entwicklung der Gedanken: hier treffen wir auf scharfe, oft durch Gegensätze gehobene Gliederung der einzelnen zusammengehörigen Versgruppen, die uns jetzt der Natur des Sonetts so gemäß erscheint. Nimmt man etwa die drei ersten Gedichte und das fünfte, so sieht man, wie jeder Strophe ein prägnanter Abschnitt der Handlung zugewiesen ist. Die Darstellung steigt stufenweise, in scharfen Absätzen, zu einem Gipfel auf und öfters läuft das Gedicht in eine epigrammatische Spitze aus (vgl. 6. 11. 13). Von der Art ist nun auch unser siebentes Sonett. Jede Strophe bezeichnet einen entscheidenden Moment der Handlung. Die erste spricht von den Leiden der Trennung. Die zweite bietet trotz dem Enjambement einen konträren Gegensatz dazu, indem sie den Empfindungen der Freunde Ausdruck giebt. Das erste Terzett hingegen beschreibt wieder die tiefe Niedergeschlagenheit des Wandernden, während das zweite von einer himmlisch befriedigten Stimmung zu berichten weiß. Das tiefe Weh, mit dem das Sonett anhebt, ist zum Schluß in höchste Glückseligkeit verwandelt. „Mir schien . . . als hätt' ich alles, was ich je ge-  
noßen.“ Nun heißt es in jener Briefstelle zuletzt: „so wird ihm seine

Einsamkeit seine Erinnerung alles“. Wer sieht nicht, daß auch dieser Schluß dem Dichter von Bettinens Worten eingegeben ist? Ja, wie uns eine poetische Schöpfung öfters erst dann recht deutlich wird, wenn wir die Anregung zu ihr bis ins einzelne kennen, weil der Dichter unter dem Zwange der Form nicht wie der Prosaist alles plan und klar zu sagen im Stande ist, so liefert die Briefstelle zugleich einen Kommentar zu den Versen. Gewiß: keinem, der das Sonett mit ernster Hingabe liest, kann es zweifelhaft sein, daß es die befehlende Erinnerung an das Genossene ist, was dem Wandernden den Himmel öffnet, allein unmittelbar ausgesprochen ist das entscheidende Wort nicht. In dem Brief aber heißt es: „seine Einsamkeit seine Erinnerung wird ihm alles“.

So also hat Goethe Worte Bettinens „übersetzt“. Man verzeihe die umständliche Art, mit der ich den Nachweis zu führen versucht habe. Nicht oft ist die Gelegenheit das Geheimnis der dichterischen Konzeption zu lüften und der künstlerischen Verarbeitung eines empfangenen Eindrucks nachzugehen so günstig wie in diesem Falle, wo der geringe Umfang des Erzeugnisses die Beobachtung so sehr erleichtert. Und noch in einem andern, speciellen Sinne ist die Kenntnis des Anlasses dieses Sonetts lehrreich. Man hat sich allzusehr gewöhnt, Goethes oft citiertes Wort, daß „was von ihm bekannt geworden, nur Bruchstücke einer großen Konfession“, daß seine poetischen Werke Gelegenheitsgedichte sind, zu buchstäblich zu nehmen und auch das nebenächlichste Motiv als Realität aufzufassen. Dem widerspricht ja auch unser Gedicht nicht jenem Bekenntnis. Wie es ein echtes Gelegenheitsgedicht ist, so beruht es auch auf einem Erlebnis. Gleichwohl aber — das lehrt uns sein Ursprung — wäre es falsch anzunehmen, daß der Dichter, ob er gleich von sich in der ersten Person redet, seine Trennung von einem geliebten Wesen darstellt, eine bestimmte Lokalität, etwa Jena, im Auge hat und von einer Reise, die er an die See unternahm, spricht. Daß dieses letzte Moment nicht richtig ist, wußten wir freilich ohnehin. Das Sonett ist vielmehr ein echtes Mollengedicht. Soweit man hier überhaupt die Wirklichkeit heranziehen kann, werden Bettinens Empfindungen geschildert.

Zwar so wie es uns jetzt innerhalb des Zyklus vorliegt, hat es die Bedeutung, daß es die Gefühle des liebenden Mannes darstellt. Ich hatte jedoch schon in meiner Untersuchung (S. 184 ff.) die Vermutung ausgesprochen und dafür eine Reihe von Gründen geltend gemacht, daß es ursprünglich Bettinens Abschied von Goethe zum Gegenstand hat. Jetzt wird die Vermutung durch die Beziehungen des Sonetts zu der Briefstelle aufs wünschenswerteste bestätigt. Und noch besser als früher begreifen wir nun, warum er gerade dieses

Gedicht der jungen Freundin zuhandte, aus deren Nachlaß Hermann Grimm 1890 eine eigenhändige Niederschrift Goethes veröffentlicht hat. Er wollte ihr, deren Worte es hervorriefen, huldigend danken und er wollte zugleich — was ich damals als Möglichkeit aussprach, wird jetzt zur Gewißheit — mit der Gewalt seiner Poesie die Entsagung preisend ihr stürmisches Gemüt besänftigen.

Man könnte erwarten, daß der Zusammenhang der drei Sonette mit dem Brief Bettinens für ihre genauere Datierung eine Handhabe lieferte. Das ist jedoch nicht der Fall. Wir sind ja auch darüber ziemlich gut unterrichtet. Die Zeit der „Sonettenwut“ erstreckt sich etwa über die beiden ersten Drittel Dezembers 1807. Am 16. dürfte das siebzehnte „Charade“ betitelt gedichtet sein. Weihnachten des Jahres ist das zwölfte „Christgeheim“ verfaßt. Von einem, dem vierten, ist das Datum des 6. Dezembers handschriftlich überliefert. Da dies nach Schüddekopf auf der Einwirkung des besprochenen, Ende Novembers geschriebenen Briefes Bettinens beruht, so wird das siebente, „Abchied“, wenn nicht demselben Tag, so einem der nächsten angehören. Ebenso das neunte, zu dem der Brief, wie wir wissen, ebenfalls Motive spendet hat. Zugleich weist das Gedicht, wie wir sahen, Anklänge an die erste, am 15. Juni 1807 verfaßte Epistel Bettinens auf. So ergibt sich die Folgerung, daß der Dichter, was an sich schon wahrscheinlich ist, nicht jedesmal nach Empfang eines Briefes zum „Absetzen“ angeregt wurde, sondern daß ihm erst die Ansammlung mehrerer den Gedanken der Nachdichtung eingab.

## Jean Pauls litterarischer Nachlaß.<sup>1)</sup>

Von Josef Müller in München.

### C. Dritter Hauptteil.

Faszikel Nr. 13 a und b: Selbständige größere Aufsätze.

#### II. Die Schriftstellerthätigkeit in der Universitätszeit.

(Fortsetzung.)

Das nächste größere Werk ist die „Auswahl aus des Teufels Papieren nebst einem nötigen Aviso vom Juden Mendel“. Es erschien 1789 bei Beckmann in Gera, nachdem Autor und Verleger noch zwei Jahre wegen Format und Titel sich herum-

<sup>1)</sup> Vgl. Euphorion 6, 548 ff.; 721 ff.

gestritten. Jean Paul wollte, da noch immer die Marotte in ihm spukte, durch Seltsamkeit aufzufallen, das Werk als „Scherze in Quart“ gedruckt haben, was der Verleger ein Begräbnis vor der Geburt nannte; auch wünschte dieser als Titel „Justin's philosophischer und kosmopolitischer Nachlaß“, dann „Auswahl aus Sir Luzifers Papieren“; man einigte sich endlich auf den gedruckten Titel. Das Buch, obwohl voll der feinsten Satire und von Tieck für das beste Werk Jean Pauls erklärt (Spazier 2, 192), blieb unbekannt und wurde Makulatur, so daß, als die Buchhandlung nach den Erfolgen der späteren Werke eine Rezurrektion erbat, Jean Paul sein letztes Exemplar hergeben mußte. Der Dichter erklärt es im „Kometen“, 13. Kapitel, für „eine erfrorene Scheinleiche, die erst durch das Erwärmen der späteren lebendigen Geschwister wieder die Augen aufschlug“.

Ich bin in der Lage, aus dem ungedruckten Nachlasse eine noch völlig unbekannte Arbeit, die mit dem prächtigsten Jean Paul'schen Humor geschrieben ist und deren Verborgenbleiben mir geradezu unerklärlich ist, an dieser Stelle mitzuteilen. Es ist „Das Umreiten der voigtländischen Ritterschaft“. Die Humoreske war ursprünglich als Episode in die „Unsichtbare Loge“ eingeflochten, wurde aber auf den Rat Ottos, der die Mannskripte des Freundes zu prüfen hatte, von Jean Paul gestrichen. Otto sagt darüber im Brief vom 22. März 1792 (Briefwechsel 1, 108):

„Ich komme nun auf das Umreiten zurück, welches, wie ich oben schon gesagt, hineingedrängt scheint, um auf einmal zwei Schläge zu thun, den Körper und Tadel zu charakterisieren und besonders letzteren dem Leser bekannt zu machen. Diese Absicht scheint zu sehr durch. Die andere Rücksicht, warum ich es ganz und gar herauswünsche, habe ich schon neulich gesagt, als ich Dir schrieb, daß ich Anachronismen der Sitten nicht für erlaubt halte.“

Sobald Du die Sitten der wirklichen Welt, die Sitten irgendeines Zeitalters Deinen Personen eigen gemacht hast, so hast Du, wie ich glaube, die Gesetze derselben angenommen und darfst die Sitten aus keinem anderen Zeitalter hineinziehen und zusammenpaaren, zumal wenn diese durch das Zeitalter abgeordneten Sitten nicht bloß durch die Sonderung der Zeit, sondern durch einen abweichenden Geist dieser Zeitalter voneinander verschieden sind. Du paardest Dein Umreiten aus dem vorigen Jahrhundert mit einem raffinierten Hof, an dem man Schauspiele aufführt. Die Schilderung dieses Umreitens, eine Sitte eines sehr rohen Zeitalters, die nur noch in manchen Gegenden Deutschlands bis zu Anfang dieses Jahrhunderts gedauert hat, macht daher einen zu fremdartigen Kontrast, als daß man nicht wünschen sollte, sie ganz und gar aus Deinem Buche vertilgt zu sehen, wenn man noch dazu sieht, daß sie der zu durchsichtige, hie und da zerrissene Schleier ist, hinter dem es dem Autor nicht gelungen ist, seine listige Meiene zu verbergen.“

Dieses Umreiten, das in einigen Kreisen Deutschlands einst üblich war, bestand darin, daß ein Edelmann mit einem Faß Bier zum zweiten fährt, beide, nachdem das Faß geleert ist, zum dritten u. s. w. „Das Saufen war damals Adelsuniform; der Weg von

der Wiege bis zum Grabe bohrte sich durch lauter Bierfässer durch, die hinter ihren Füßen leer und vor ihrem Kopfe voll waren; ich höre sie noch, diese lebendigen oder vielmehr todten Bierheber, indem sie aus einer Tonne in die andere schwimmen, von einem Jahrhundert herüber in ihren vertrockneten Fischhältern schmatzen und poltern. Zweihunddreißig Ahnen haben heißt oft zweihunddreißig Trinker haben.“ (Nun folgt die Schilderung einer solchen Bierexpedition.)

„Ritter Nr. 1 zog mit seiner kühlen Faßfuhr — der tragbaren Bierarche — samt zwei Bedienten, wovon einer Informator, aus; sechzehn Köpfe stark drehte sich die flüssige Lawine weiter, ballte sich den Herrn Nr. 2 an und seinen Mentor und Sohn, und froch um die allgemeine Bundeslade d. h. einen Eimer Doppelbier. Zwanzig Köpfe stark ging die Faßverbrüderung unter dem Schloßthor von Nr. 3 ein. Die Biercarotte oder Hohlader sprang auf den Tisch. Wars aber bei einem verständigen Edelmann war wie Nr. 3 nötig, dessen Zimmer folgendermaßen waren? In den Fußboden war eine Thür zu einer Treppe gebrochen, die in den Keller langte: der Stammbaum von Nr. 3 drängte seine Wurzeln in die unterirdischen Fässer hinein und hotte wie alle Gewächse mit seinen Saftrohren sein Leben aus der Tiefe. Das Zimmer hatte außer der horizontalen Thür noch zwei vertikale; durch die eine konnte man hinein und herans — wir haben alle solche — durch die andere konnte man beides nicht, sondern bloß in eine Seitenloge, worin jener moralische Lehr- und Beichtstuhl war, auf dem man in wenig Minuten seine eigne Schönheit vergift; ich bin für Hundert verständlicher, wenn ich sage, ich meine den — Abtritt. Sechszwanzig Köpfe stark wurde von Nr. 3 zu Nr. 4 geritten; eine Handwerkslade, in der vier Eimer schäumten, schleifte nach. Der Kollator und Altmeister der Lade Nr. 3 ritt gar auf seinem Geschenk, aber mehr zum Spaß als zum Ernst, daher wir sämtlich lachten. Dreißig Köpfe stark rückte diese Ritterchaft unter das Schloßthor von 5, auf dem Geier wie Schmetterlinge angelagert waren. Das Opfergefäß und der Altar kam in eine Stube, die statt veloutierter Tapeten mit Hasenfellen, deren Eigener der Edelmann selber geschossen hatte, inkrustiert und behaart war. ‚Noch zweihundvierzig Hasen,‘ sagte die Nummer, ‚brauche ich zu schießen, so wäre auch die Erkerstube ausgefüllt‘ und wir sollten es befehen und beriechen. . . . Der Temperenzorden kam nun ins Freie nach Maußenbach und sah dort ein zappelndes Ding wie eine Katete herumhieselzen. . . den Kommerzienagent von Köper. Im achtzehnten Jahrhundert sind viele Menschen erischrocken, z. B. die Jesuiten, die Aristokraten, Voltaire und andere große Autoren — aber im ganzen aufgeklärten Säkul erschrak keiner so als der Kommerzienagent, da er sah, was kam, da er siebenunddreißig Menschenköpfe und siebenunddreißig Köstköpfe und einen Artillerietrain von Hundern über den Berg heranziehen sah, die sämtlich in seinem Schloß nichts zu suchen hatten, aber genug zu finden, denen ein schwaches Pulverfäßchen nachfuhr, das für dieses Volk so viel war wie nichts. Da aber niemand in dem achtzehnten Jahrhundert seltener zu Hause war als er — er wars wohl, verberg sich aber; denn er postierte sich hinter Fenster von Spiegelglas wie hinter Brandmauer und Schanzkörbe, weil sie ihm wie ein Gngesung die Sichtbarkeit benahmen — so war er diesmal für so gar viele Zügetiere über eine Meile entfernt. Sie ritten aber zu und stiegen ab, bohrten das Füßchen auf und leertens aus, holten dann ein Köperisches hervor und stachens an. Diese Töne lockten ihn endlich wie einen Atlas das Leben aus seinem Zouerrain hervor; ich will aber einen genauern Abriss unrerer damaligen hydraulischen Systems geben, als er eintrat und eingriff. Sein sauer erworbenes und saner schmectendes Vermögen oder Faß lag auf dem Tisch (unter dem Tisch lag noch nichts), um die Façade des Faßes hielten sich Leute von Abel auf und schienen nahe die Grenze zu betretten, die den Philosophen vom Züßling scheidet — das Schredliche aber

waren die Informatores. Denn da aus dem einzigen Introitus und Loch des Faßes für so viele bloß ein dürrer Strich- und Staubregen flatterte, so hatten die Pädagogen geschickt eine Hinterthüre oder Foramen ovale hineingebohrt und vier Hofmeister saßen als Hinterräder und Zuffire hinter dem Faß und führten ab. Es war bloß Eitelkeit des jetzigen Biographen, daß er keinen Tropfen versuchte, weiß kein Wein war; denn in Wein beobachtete er die entgegengesetzte Enthalt-samkeit aus der nämlichen Eitelkeit. Körper predigte Mäßigkeit, er stellte die Mäßigkeit in mannigfadem Lichte wie ein Gewissensrat dar: in diätetischem — in moralischem — in ritterschaftlichem — in kameralistischem, aber sie ließen ihn reden und dürsten, und da er sah, daß man ihn und seine Fässer wie Wasserfüchtige — und sie waren — abzapsite, wurde er endlich toll, fehrte der Mäßigkeit und ihrem Richter selber den Rücken und soff für zehn. Die gesamte Bierbose oder Saufkompanie fuhr, seitdem dieser Faselhans wie ein Kälbermagen in sie gefallen war, zerrinnend zusammen und gerann.“

Der nächstfolgende Aufsatz, 1790 geschrieben, ist eine philo-sophische These und führt im ersten Manuskript den Titel: „Es giebt keine eigennützige Liebe, sondern nur eigennützige Handlungen.“ In den gedruckten Ausgaben ist nach Liebe „noch eine Selbstliebe“ eingeschaltet. Die ursprüngliche Fassung, die von der späteren bedeutend abweicht, lautet in den Hauptteilen so:

„Ich will erweisen, daß die Liebe, die ein Geiziger für einen hat, der ihm etwas festiert, ebenso uneigennützig sei wie die, welche ich für den göttlichen Mönch<sup>1)</sup> hege, der für einen andern sich auf die Galeere schmieden ließ; das Wort uneigen-nützig definiert sich nachher von selbst.

Geld ist bei unserm Geizigen kein Gegenstand der Liebe, sondern der Gier und des Gefallens — eine Erzgarve, eine Statue, in der er Geld anträte, ist wieder bloß ein Gegenstand seiner Begierde und mehr nicht. Bekommt er aber dieß nämliche Geld von dem Testator, so hat er Liebe für diesen. Was kann er nun an diesem lieben? Das Geld nunmöglich, weil das bloß gefällt. Auch müßte dann, wenn diese unmögliche Liebe dem Geld zugehörte, sie schon vor dem Testieren da gewesen sein, weil das Geld vorher da war. Also bloß die Gesinnung des Testators, d. h. dessen Liebe für ihn, d. h. dessen vollkommenen Seelenzustand liebt der Geizige. Freilich war das Testat notwendig, wenn jene Gesinnung des Geizigen aufgedeckt werden sollte, aber er liebt doch nicht das Mittel des Zeugens, sondern das Gezeugte. (Hätte er, wie oft der Fall ist, gar keine Liebe, so hätte er auch keine eigennützige.) Worin ist nun der Geizige . . . von dem besseren Menschen verschieden? Darin sind sie eins, daß der vollkommne Zustand oder die Liebe beider Liebe erregt, aber darin trennen sie sich, daß der Geizige einen solchen Zustand nur fühlt, wenn er selbst Gegenstand davon ist, der Bessere dagegen nur andere als Gegenstand davon zu setzen braucht. Warum macht die Liebe, die gegen mich thätig ist, einen tieferen Eindruck auf mich als die, welche gegen andere thätig ist? Darum: von meiner Würdigkeit habe ich einen tausendmal vollständigeren und lebhafteren Begriff als von fremder, und die Empfindung des gewirkten Wohlseins ist bei mir stärker; also muß auch die fremde Liebe darnach um so höher geschätzt und dadurch meine eigne desto höher getrieben werden. Nur im Grad ist Unterschied. Ist aber dann das Gefallen an fremder Vollkommenheit Eigennut? Was wollen wir denn für eine Uneigennützigkeit? Die, daß ich den andern gau; wie mein Ich liebe? Dann

<sup>1)</sup> Im späteren Text ist für Vinzenz von Paul, der unter diesem Mönch zu verstehen ist, der gute aber etwas närrische Onkel Tobn gesetzt — sicher keine glückliche Vertauschung.

wäre kein Ich ja mein's und es bliebe kein Unterchied; die Liebe wäre verpflanzt nicht veredelt, und ich hätte bloß die Ich's getauscht. Die uneigennützigte besteht vielmehr darin, daß meine Natur fähig ist, vom Public einer fremden gerührt zu werden und von ihren Vollkommenheiten solche Eindrücke zu bekommen. Genau genommen giebt's gar keine Selbstliebe, sowie ich mich weder eigennützig noch uneigennützig liebe. Wir können unser Bild im Kopf, d. h. nicht unser Ich, sondern eine ihm ähnliche Person lieben; eine Wirkung kann nie in sich selbst zurückkehren, so kann das Zehen nicht zehen — Eigenschaften werden geliebt, aber Substanzen lieben. Meine Selbstliebe richtet sich aber schlechterdings nicht nach meinen Eigenschaften; sie ist eben so groß, wenn ich mich aus der tiefsten lasterhaftesten Verkommenheit heranzreize, als wenn ich die ätherische Höhe der Tugend weiter hinaufstiege. Noch etwas: Liebe wird schlechterdings nur durch Liebe erregt. Liebt ich mich selbst, so hieße das: ich hätte Liebe für meine Liebe. Alle anderen Eigenschaften enthalten bloß Achtung, Bewunderung . . der Punkt über die Selbstliebe des Ich's ist ein trüber, unabhäbarer Abgrund, in den viele Kantische Sonnen fallen müssen, um ihn Licht zu machen.“

Au diese ziemlich paradoxe These spannt sich eine längere Kritik seitens der Freunde Vogel, Völkcl und Wernlein, der Jean Paul mit Antikritiken begegnete, wie bei Reimer 63, S. 54—75 nachgelesen werden kann. Jean Paul hatte recht darin, daß er die schroffe Gegenüberstellung von Selbstliebe und Uneigennützigkeit, wie sie bei vielen neueren Moralisten gebräuchlich ist, milderte, die wohlwollenden Züge im Eigennutz, die des eigenen Interesses in der Selbstaufopferung hervorstellte, vor allem in dem Nachweis, daß die Liebe gegen ein geistiges Wesen, und wäre sie noch so sehr von selbstnütigen Motiven verursacht, doch immer eine höhere Färbung gewinne, als sie ein totes Metall erregt, daher man nur im uneigentlichen Sinn von Liebe zu Geld, zu Pferden spräche — er fehlte aber durch die ziemlich willkürliche Behandlung des Themas, durch die Aufstellung unbewiesener Sätze, z. B. daß Liebe nur Liebe zum Gegenstand habe, immer auf die Gesinnung des anderen gerichtet sei, daß es also nur einen Gradunterschied derselben gebe, daß Selbstliebe nur auf ein ideales Bild des Ich gehe, im Grunde also keine sei, oder gar gleich groß bleibe, ob man in tiefster Verkommenheit oder in Tugendhöhe sich befände u. i. w. Daß die geschilderte Liebe des Geizigen eine andere der Art und nicht dem Grad nach als die christliche des Mönchs ist, beweist die Thatsache, daß die erstere sich auch dem Grad nach durch ein sehr großes Geizent außerordentlich steigern läßt, ohne im mindesten tugendhafter und weniger anwidernd zu werden. Sie geht eben auf etwas ganz anderes als diese, auf die Selbstbefriedigung, und danach nimmt sie ihren Maßstab. Jean Paul muß consequent die Selbstliebe leugnen und für eine schattenhafte Nächstenliebe ausgeben; er hilft sich mit der Dunkelheit der Selbstliebe; aber nicht die Selbstliebe ist dunkel — sie ist vielmehr sehr klar und helllichtig — sondern das Selbst oder Ich. In dem erweiterten Text geht Jean Paul noch weiter. Es ist

doch unerhört, Sätze zu lesen wie: „Der Grund benimmt der Liebe des eigennütigen Erben von ihrer Reinheit nichts“, oder „die Liebe gegen weibliche Schönheit ist . . . nichts als die Liebe gegen die . . . moralische Schönheit.“ Licht auf Jean Pauls Auffassung wirft der Aphorismus Band 63, S. 107: „Wenn wir einen Mord anhören, steht in uns die weinende Bruderliebe auf und wir fassen nicht, wie der Mörder die seinige überwand, oder wir leugnen, daß er sie hatte. Aber er konnte sie haben, und so stark wie wir, und doch den Mord begehen, weil Rache oder Geld noch stärker reizten.“ Das moralische Feingefühl des Dichters und sein Optimismus läßt ihn Gesinnungen in den Lasterhaften hineininterpretieren, die diesem fremd oder die nur höchst primitiv in ihm sind.

Das Nächste, was wir von den Produktionen des Dichters haben, ist vom Anfang des Jahres 1791 das „Neujahrswünschütlein für seine Gönner von Fortunatus Karl Hofmann“. (Siehe Reimer 64, 217) nebst dem „Ungereimten Schützenkarmen in freiem Metrum von Karl Hofmann, zeitigem Pulcinello“ (ebenda, 219). Dieser Pulcinello oder „Kommun=Sancho=Panía“, wie er sich im ersteren Aufsatz nennt, ist der Dichter selber, der in der Schwarzenbacher Hofmeisterlust zu ausgelassenster Fröhlichkeit herangereift ist. Davon zeugt auch die „Birkenpredigt“ für die neugegründete „Birkenunion“, die beginnt: „Selig sind die Schwarzenbacher; denn sie haben den Birken=Prater und =Paurhall, in den sie gehen können, wenn sie wollen, und in dem alles grün ist, das Breche gestoßene Billard ausgenommen.“ Siehe Wahrheit 4, 248—252. Hier sind einige Fehler: Der „Bircentraiteur“ heißt Depler, nicht Kepler, wie daselbst S. 249, Z. 12 steht, und die Antwort Clöters S. 250, 251 ist verstümmelt.

An Karoline Herold von Hof schrieb Jean Paul am 3. Januar desselben Jahres „Statt eines Neujahrswunsches“ die schwungvolle Phantasie, die unter dem Titel „Mondsfinsternis“ dem „Fizlein“ vorgedruckt ist. Die ursprüngliche Fassung mit den einleitenden und Schlußworten siehe Wahrheit 4, 279—283. Daselbst auch in unmittelbarem Anschluß die Erörterung der Preisfrage der erotischen Akademie: „Wie weit darf die Freundschaft gegen das weibliche Geschlecht gehen und welcher Unterschied ist zwischen ihr und der Liebe?“ Ein in dieselbe Zeit fallendes „Hochzeitgedicht an eine Freundin“ ist in den ersten Band der „Herbstblumene“ aufgenommen worden. An eine seiner Freundinnen ist auch „Der Mond, eine phantasierende Geschichte“ gerichtet (gleichfalls dem Fizlein vorgedruckt) und obiger Karoline ist endlich eine Begründung der Unsterblichkeit unter dem Titel: „Über die Fortdauer der Seele und ihres



Bewußtseins“ 1792 gewidmet. Förster führt in Wahrheit 4, 298 nur den Anfang an. Den Anßatz hat Herrlich in die wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung Nr. 24 und 25, 1881 eingerückt, aber mit wesentlichen Auslassungen. Ein Vergleich mit dem „Kampanerthal“ ist nicht uninteressant. Jean Paul weist zuerst ungenügende Beweise zurück, so die von Mendelssohn, Kästner und Jerusalem. Da Herrlich diesen Passus weggelassen hat unter der Motivierung, er sei ohne Interesse, so soll er hier folgen:

### 1. Zweifel und falsche Beweise für sie.

1. Mendelssohn sagt für die Fortdauer des Bewußtseins: „Alle Veränderungen geschehen durch Übergang. Der Weg von Tag und Nacht geht durch Dämmerung. In der Natur giebt es keinen Sprung. Dauert aber die Seele, so muß sie auch wirken und leiden. Wenn das, so muß sie denken.“ Dagegen wendet Jean Paul ein: Das wäre erstens nur ein Analogiebeweis (Jean Paul sagt fälschlich „Induktionsbeweis“). Dann sei der Obersatz: In der Natur geschehe alles durch Übergänge — fraglich. Wo sei der Übergang zwischen der Ruhe des Schießpulvers und dessen Aufstammen? Übergänge seien überhaupt nicht zu beweisen; wir wollten nur durch eingeschobene Zwischenglieder der Schwierigkeit des Begriffs entwischen, wie Veränderung und Wirkung überhaupt aneinander folgen, da doch eine Veränderung mit Mitteltönen so undenklich bleibe als eine ohne. (Es ist übrigens im Mendelssohnschen Beweis die Fortdauer der Seele überhaupt vorausgesetzt.) 2. Kästner und Jerusalem sagen: „Ohne Unsterblichkeit macht ein Nichtloser sich unabhängig von Gott durch einen Dolch oder ein Lot Arsenik.“ Aber der Fatalist sagt ohnehin, daß ihm der Schöpfer diesen Dolch gereicht; und auch der Freie kann sagen, daß dem Schöpfer zur Beherrschung dieses Nichtlosen die ganze Welt (die zukünftige ausgenommen) zu Gebote steht, und kann ihm den Dolch nehmen. Wer hat die Unabhängigkeit von mir, dem ich selbst die Erlaubnis dazu gegeben?

Auch den dritten (von Herrlich mitgetheilten) aus der Vervollkommnungsidee geführten Beweis, der im Kampanerthal und in der Selina eine so große Rolle spielt, läßt Jean Paul hier nicht gelten. Er sagt: Wenn eine Ephemere aus der Entwicklung, die ihr Eintagsleben bringe, auf eine künftige ungemessene schlosse, da soviel Seelenkräfte unmöglich der Raub des ewigen Moders sein könnten, so könnten wir sie widerlegen. Ebenso schwach sei der apriorische Beweis aus der Unsterblichkeitshoffnung. Ganz anders denkt Jean Paul im Kampanerthal. Dort läßt er nicht einmal Unsterblichkeit der Gattung als Ersatz der persönlichen gelten. Denn dann fände der ewig sände und nie erntende Weltgeist im Univerſum und Geisterall nirgends Ziel und Zweck, „weil der in ein Univerſum aus succedirenden Ephemeren, in eine unsterbliche Legion aus Sterbenden zerteilte Zweck der Entwicklung keiner für die verschiedenen Ephemeren wäre, höchstens für die letzte, die nie kommen kann.“ Dort betont er scharf die Veränderung unserer sittlichen Begriffe, der Liebe, der Freundschaft, wenn die Unsterblichkeit aus der Be-

trachtung verschwände. „Was wäre ein Sittengesetz für Ephemere? Denkt euch eine Statue auf zwei Tage besetzt! Fragt euch, ob ihr es für einen Mord erklärt, sie einen Tag früher zu zerbrechen, als sie ohnehin zu leben aufhört? Was unterscheidet sonst den Tiermörder vom Menschenmörder? . . . Auch die Liebe fordert Leben. Wir sprechen von ewiger Liebe, unendlicher Treue; ohne Unsterblichkeit kann niemand sagen: ich liebte; du kannst nur zeugen und sagen: ich wollte lieben!“

4. „Tugend und Laster müssen ihrem Lohne entgegensterben.“ „Für unsere Minute Arbeit fordern wir eine Ewigkeit voll Lohn?“ Dieses Postulat hat Jean Paul auch im Campanerthal als unzureichend erklärt — sehr bezeichnend für die Reinheit seines Tugendbegriffs, die keine Beimischung unreiner, lohnsüchtiger Motive gestattete. „Die Tugend ist ihr eigener Lohn, sie braucht keinen anderen. Für diese weißglänzende Statue wäre die Zuthat irgendeiner anderen Glückseligkeit nichts weiter als das Farbanstreichen einer Götterstatue.“ Auffallend ist, daß Jean Paul auch dem Sinken der Seelenkräfte im Greisenalter hier noch so großes Gewicht beilegt, während er es im Campanerthal und in der Selina zu bestreiten oder abzuschwächen sucht. Die Abhängigkeit der Seele vom Körper und der Parallelismus zwischen beiden ist in der ersten Schrift noch sehr stark betont, ein Wunder sei das zweite Seelenorgan, das der „entlaubten und herausgeborenen“ Seele wie „das Ammonshäutchen ankleben soll“ (Merklieh hat den Text hier nicht lesen können und deutet das ausgefallene durch . . . an) „ein Wunder ist die ganze Exportation der Seele an einen andern Ort“.

II. „Vermutungen“ (man beachte das Wort!) „und Beweise für Fortdauer“. Merklieh hat den Eingang weggelassen, er hätte aber lieber die mitgeteilte Widerlegung des Materialismus auslassen sollen; denn sie ist nahezu wörtlich mit dem 9. Schalltag des Hesperus identisch. Ich lasse das Ausgelassene hier folgen, da es charakteristisch für den philosophischen Bildungsgang Jean Pauls ist, der sich, wie wir auch aus anderen Produktionen jener Zeit wissen, eng an Leibnitz anschließt.

„Wenn die Fortdauer der Seele, nicht ihres Bewußtseins, metaphysisch bewiesen werden soll, so muß ihre Immaterialität dargethan sein. Die Materie selbst ist immateriell. Denn eine Zusammenfügung aus nichts ist unmöglich, eine aus etwas Zusammengefügten verschiebt nur die Antwort . . . Dieses Etwas, dieses Anzusammengelegte (letzte Seinsprinzip) — man nenne es, wie man will — ich will es Monade nennen — diese Monade trennt sich von meiner geistigen vielleicht nur im Grad . . . Unnötig ist die Leibnitzische Annahme von Ideen bei niederen Monaden; selbst bei uns höheren Monaden sind Ideen nur zurückspiegelte Wirkungen einer ganz anderen Thätigkeit oder Kraft, nämlich der, womit ich meinen Körper bewege, womit ich will und wodurch ich für Leidenschaften, Freuden . . . empfänglich bin.“ (Diese frühe Überwindung des Leibnitzischen Intellek-

tualismus durch den Voluntarismus ist höchst interessant.) „Vielleicht stellen diese unsere geistigen Thätigkeiten höheren dazu organisierten Wesen den sinnlichen Schein der Bewegung, Ausdehnung dar.“ (Höchst phantastisch, aber Leibnitzisch! So schon im Aufsatz über den Insturz und die prästabilierte Harmonie. Dem Materialismus, der durch die Leibnitzische Annäherung des Geistes an die Materie und durch die Jean Paulsche Abichwächung des Intellektuellen zum Voluntaristischen droht, weicht der Dichterphilosoph durch die notwendige Annahme der Teleologie des Weltalls aus. Keine Mischung, kein Zusammenwirken von niederen Monaden kann das bewußte Ich konstituieren.) „Es ist unmöglich, daß eine Monade eine ganz neue Kraft, die sie selbst nicht hat, einer anderen anerschaffe, der sie auf eine unbegreifliche Weise inoliert würde. Auch ist unmöglich, daß diese Kraft unter dem Ganzen so verteilt wäre, daß kein einzelner Teil sie besäße, wie etwa die Vermengung aller Farben das Weiße gebiert; denn ein Ganzes existiert nirgends als in der Vorstellung eines Geistes, der die Theile unter einem Begriff besaß; in der Natur ist jeder Theil nur sein eignes Ganze. Nur ein philosophischer Hermaphrodit wie Wechertlin konnte sagen: Die Uhr bekommt erst durch Zusammensetzung die neue Kraft, die Zeit zu zeigen; denn die gezeigte Zeit wohnt nicht in der Uhr, sondern im Kopf ihres Besitzers. Nur ein solcher philosophischer Kastrot wie Wechertlin, dessen Name ich niemals schreiben lerne, konnte sagen: Die Theile des Auges sehen nicht, aber doch das ganze Auge. Denn auch dieses sieht nicht, wie das tote oder ein tiefer nichtsehender Deuter beweisen, sondern die Seele hinter dem Auge. Für die Einfachheit des denkenden Subjekts ist, wenn nicht Demonstration, doch Wahrscheinlichkeitsgrund die Einheit unseres Selbstbewußtseins, die als ein Resultat mehrerer Monaden 1. nicht so rein und 2. nicht so unverändert bleiben könnte. (Platners Beweis aus der Reflexion: die Schnelle der Seelenwirkung.) Ist aber unser Ich eine Monade, so ist nicht nur die Gewißheit seiner Fortdauer dargethan — weil Vernichtung das größte und unbegreiflichste Wunder wäre — sondern auch die Möglichkeit seines Bewußtseins“ (diese Trennung von Seele und Bewußtsein hat Jean Paul später verworfen, sieh mein Hauptwerk, S. 171—175) „weil die Monade so gut wie vor der Geburt — auch nach dem Atheismus — durch die ewigen Wogen und Stürme des Monadenzoans in einen neuen Menschenkörper — und wenn dieser Erdball der Sonne zutrifft, auch wohl in einen besseren Körper ausgejagt werden kann. Sie kann es aber auch nicht (d. h. es ist möglich, daß Obiges auch nicht eintritt); denn der Zufall kann sie ewig unter ihrem Schutthaufen lassen. Der Geist verdankt der Organisation viel weniger als es scheint. Das Gehirn ist nur der Marktrei, das elektrische Rissen unserer geistigen Elektrifiziermaschine . .“

Das Folgende steht bei Herrlich a. a. O. und im Kern wie schon bemerkt im Hesperus. Weiter führt Jean Paul moralische Beweise ins Feld. „Wozu die edlen Kräfte des Kopfes und Herzens in einem Leben, das sie selten braucht?“ Das vom Standpunkt des Todes „Widernatürliche“ unserer Anlagen namentlich bei den „hohen Menschen“ ist für Jean Paul Bürge der Unsterblichkeit. Die Wahrheit werde öfter vom Herzen als vom Kopf gefunden. Es gebe Dinge, die nur gute Menschen finden und fassen; noch andere gehörten nur für edle Menschen. Der Kantische Beweis (den Jean Paul im Campanerthal mit Hohn übergießt) leuchte und wärme nur im Verein mit den Grundfäden der praktischen reinen Vernunft mit ganzer Stärke. Kant schliesse nicht: weil Tugend und Laster ihren Lohn hienieden nicht finden, finden sie ihn anderswo, sondern weil völlige

Angemessenheit des Willens zum moralischen Gesetz nötig, darum Unsterblichkeit. Schön poetisch, aber weniger beweiskräftig schließt die Abhandlung:

„Sollte das Grab nicht der rettende Hafen, sondern der letzte schluckende Strudel sein und der Tod zerträte die letzten Thränen zugleich mit ihrem Auge, und aus der fliegenden Asche des besten und unglücklichsten Herzens würde vom Schicksal etwa ein neues böses und glückliches gebaden? Wäre der Tod legt keine totale Sonnenfinsternis, unter welcher zwar der Thau sinkt und der Horizont dämmt und die Blume zifällt, die aber bald mit einem nachblühenden Tag schließt, sondern eine ewige Nacht — was hält uns dann, wenn die Vernichtung vor unseren Augen den Freund zerknirscht, noch ab, auch uns ihr in den Klagen zu werfen? Nimm die tröstende Stimme des Predigers vom Gottesacker, so sehen die Gräber gräßlich aus: wie säuende Klagen, die Väter, Freunde, Brüder vor euch zermalmen, und über die Weltgeschichte herrscht ein Dämon, der feind allen Menschen, die sich umschlingen, allemal die eine Hälfte einäschert und an die heiße Brust nicht legt als einen kalten Toten. . . Ach es ist ohnehin bei aller Unsterblichkeit so wenig Trost, wenn dir im Gewühl fremder, stoßender, forschatterender Menschen der einzig bekante, mit dir ausgewachsene aus dem Arm gezogen wird und du allein fortbleibst! . . . Möge mir diese Hoffnung immer so lebendig bleiben, als jetzt, da ich endige! Möge ich und jeder am Tag des Lebens, wie der Grönländer am längsten Tag in der Todesmitternacht, noch die Unsterblichkeitssonne sehen!“

Humoristisch schließt Jean Paul: „Aber Leier wollen so gut hienieden leben als Antores; allein ich schreibe sie tot und dann brauchen sie meinen Erweis ohnehin nicht, wenn ich so fortichreibe.“

Im inneren und zeitlichen Zusammenhang mit den Unsterblichkeitsgedanken des Dichters steht die 1794 entstandene, erst aus dem Nachlaß veröffentlichte Erzählung „Das Leben nach dem Tod“. (Meimer 65, 220—224.) Grundgedanke: „Das Leben ist ein Traum; der Tod ist ein Traum; aus den Träumen werden wir im Himmel wach.“ Mehalla wurde durch einen Genius über den Tod ihres geliebten Hyllo getröstet.

Aus dem Jahre 1794 stammt noch „Des Amtsvogts Josuah Frendel Klaglibell gegen seinen verfluchten Dämon“. Im Nachlaß findet sich die ursprüngliche Fassung unter dem Titel „Schilderung eines Zerstreuten“. Sie ist noch sehr primitiv, weist aber einige Ergebnisse Frendels auf, die in der späteren Bearbeitung wegblieben; so: daß er von einem Lieutenant verhanen wurde, ohne des Abends beim Ausziehen zu wissen, warum der Rücken aufließ. Als er bei der Taufe im Namen des Pather dem Teufel widersagen sollte und all seinen Werfen, jagte er das Gegentheil: „ich war aber mehr zerstreut als goitlos“.

Dem nächsten Jahre 1795 entstammt die herrliche Satire „Des Rektors Florian Fälbels und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelgebirg“.

Sonst befinden sich im Nachlaß noch die Bronillons mehrerer in dieser Zeit entstandener Aufsätze, die in spätere Werke verflochten

wurden, so: „Die Bettler sind neue Varden“. — „Mein Leichenfermon beim Grab eines Bettlers“ (beide Aufsätze bilden den Schluß der „Biographischen Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin“ als „Appendix“) — „Meine Bittschrift an den Klub, der den Hut nicht rührt“ (als „Bittschrift an die deutsche Intunion“ in die „Briefe und bevorstehenden Lebenslauf“, 3. Brief, aufgenommen). — „Über die Titularräte im Konzert zu Saturnopolis“ (steht als „Schwanzstück“ Vults im 25. Kapitel der „Flegeljahre“) — die Humoreske von dem „Vader Kunz“, der zum Ärger des Kantors immer im Chor erscheint, wenn dieser auf dem Wurfschlitten des Orgelsinhs sitzt, und mitsingt, wenn aber der letzte Ton verklungen, eilends vor der Nache des Kantors verduftet. Vader Kunz und Sohn waren eine Woche lang verfeindet und teilten sich die Geschäftsverrichtungen auf Zetteln mit, da sie einander kein Wort gönnten. (Teilweise in den *Hesperus* aufgenommen.) — Es findet sich noch ein Aufsatz über ein Mädchen, das keinen Liebhaber liebte und alle sympathischen Regungen für Freundinnen opferte. Jean Paul trägt ihr seine Liebe an, wird aber zurückgewiesen; alle ihre Liebe gehöre ihren Freundinnen. Der Aufsatz ist für die Hochstellung der Freundschaft bei Jean Paul bezeichnend, findet sich aber nirgends wiedergegeben. Reiche Anklänge daran besitzt der Brief Jean Pauls an Adam Lorenz von Verthel vom 13. Februar 1785 (*Wahrheit* 4, 390—394). Beiderseits dient gewissermaßen als Leitmotiv die Sitte der Morlaaken, Freunde zu kopulieren und feierlich einzuwegnen. — Der ganze Pack Aufsätze ist Otto dediziert. „Ärgere Dich nicht,“ steht darüber, „wenn ich ein Narr bin und mit meinen Blattläuse-Generationen dir nachlaufe, damit Du sie stundenlang besiehst!“

Damit ist der dritte Hauptteil der „selbständigen Aufsätze“ erschöpft; denn die nächstfolgenden Produktionen: „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Wuz“ und „Die unsichtbare Loge“ gehören unverändert dem Druck an und finden sich im Manuskript nicht mehr vor.

#### D. Vierter Hauptteil. Faszikel 14—23: Studienhefte zu einzelnen Werken.

Hier soll bloß das durchaus Neue und Interessante publiziert werden. Daher übergehen wir den ganzen Faszikel Nr. 14, „Bibliana“ und Studien zu den „Biographischen Belustigungen“ enthaltend, und wenden uns sofort zu Nr. 15, den Studien zu den

#### „Flegeljahren“.

Es ist bekannt, mit welcher ungemeiner Sorgfalt Jean Paul die Gestalten und Szenen seiner Romane ausarbeitete. Bis er an die

Niederschreibung eines Werkes ging, mußten erst die darin auftretenden Charaktere bis ins kleinste Detail ihrer Eigenart ausgeführt und bis ins Innerste ihres Seelenlebens beleuchtet sein; immer neue und neue Züge, den mannigfachsten Situationen und Perspektiven entsprechend, entwickelten sich aus der angenommenen Grundform und häuften sich in den Sammelbüchern derart an, daß der Dichter Mühe hatte, auch nur einen Teil im Buche zur Darstellung zu bringen. Desgleichen erwuchs die Fabel des Stückes aus unscheinbarem Keim oft zu breiter und mächtiger Ausföhrung, verschlang sich mit anderen Gedankenkreisen, die den Geist Jean Pauls gleichzeitig beschäftigten, und machte im Fortgang der Entwicklung oft die seltsamsten Wandlungen durch, die den Ausgangspunkt kaum mehr erkennen ließen. Darum ist das Studium der Notizenbücher Jean Pauls so lohnend und interessant: nicht nur das Verständnis der Werke gewinnt überraschendes Licht, wir finden auch eine Menge Neues und im Roman gar nicht Ausgeföhrtes über Wesen und Werden der Charaktere, Sinn und Bedeutung der Fabel, Intention des Verfassers bei Einzeldarstellungen wie bezüglich der Gesamtdichtung, Plan allenfallsiger Fortsetzung und Umgestaltung u. s. w.

In den „Flegeljahren“ ist natürlich das Brüderpaar Walt und Vult, ihre Sonder Eigenschaften, Kontraste und jeelichen Berührungspunkte Zentrum und Seele des Ganzen. In dieser lieblichsten aller Schöpfungen des Dichters wollte Jean Paul die beiden Pole seines Ichs, die ihm gleichberechtigt und zur harmonischen Gestaltung des Gemütslebens unzertrennlich dünkten: den naive-sentimentalen und den kritisch-humoresken in ihrer Isolierung, Aufeinanderwirkung und den daraus entspringenden Konflikten zeichnen.

Das Studienheft beginnt mit zahlreichen Regeln und Angaben über den Charakter der Hauptperson. Nur das Hervorragendste soll hier folgen.

#### Walt.

Zehr werde sein Betragen in Leid und Beleidigung festgesetzt! Stets eines zu suchen und zu entwickeln, das andere nur dessen Grundierung! Fantasia zeige sich recht, stets tomischer Zorn! Allmächtiger Gewinn, Verarmung nur Grundierung. Wuzische Grundierung nur anfangs. Jede lange Schilderung sitze zu einem Faktum! Sternische Raume. Eine einzige große Begebenheit werde an vielen kleineren fortgeföhrt, die aber wieder in eine große übergehen als Vater oder Kind. Die Erbchaft ist nur Rad, nicht Zifferblatt. Vults Charakter so allegorisch wie Walts. Einmal die treue Liebe nach langer Trennung. Nie einzelne kleine Züge vergeuden, sondern gib viele auf einmal! Die Nebenpersonen zeigen die rechten Seiten seiner übertriebenen gegenüber. Mehr phantastischer Charakter wie Thein (aus Sterne) und Schoppe! Walts Sprache in der Begeisterung. Kein menschlich interessante Lagen! Die Kontraste heigern seinen Charakter bloß: Vult schneidend gegen ihn — reale Prosa, Verstand, Strenge. Zum Streben, nicht bloß Genießen der Poesie im Leben und Schreiben

sei Hauptsache, Liebe Nebenfigur! In Szenen, wo er über M. (heißt bei Jean Paul immer „Menschen“) irrt, vergende kein Feuer! Kontrast seiner Elastizität und des Aufbrausens, seiner Milde, Großmut, Lächerlichkeit, étourdi. Er veredelt das Kleine und kämpft dagegen. Komisches des Widerspruchs des Handelns, d. h. Wollens mit der Außenwelt. Das Schlimme gebe Gutes und umgekehrt! Horitz Mixture des Geistigen und Leiblichen. Immer nur das spannende Streben nach Sachen und Personen! Nebenscenen seien nur Räder der Geschichte, nicht der Empfindung, Bestimmung! Nicht Handlungen, die den Charakter begleiten, sondern voransetzen, nur aus ihm kommen. Reden, die einen Charakter gegen unsere Meinung malen, sind Thaten. Thümmels Episode geht in Geschichte über. Ein Zug rag' im Charakter hervor! Male alles aus einem Gesichtspunkt rein, der zweite müdernde komm' erst nach! Auch das Reine und Edle, nicht bloß Poetische zeige sich! Seine Fehler müssen nicht als bloß wahre menschliche Fehler z. B. Zerstreuung aus ihm kommen, sondern als Äußerungen des Edlen in ihm. Male Gestalten wie Homer vollständig, Nebenumstände wie Goethe! Weder Walt noch Vult muß unbedingt oder stets Recht oder Unrecht gegeben werden. Stets nur eine Sache werde lang durchgeführt, dann trete in diese eine zweite längere, dann jene wieder! Wie im Titan schreibe Schilderungen und Ergießungen voraus! Gerate nicht in wilde Faune wie Nabelais! Male lange Einleitungen seiner Erbfeinde! Wechsel zwischen Byzischer Weitläufigkeit und gallischer Kürze, Saß, Entzückung, Liebe, Interesse für das Höchste! Schwäche nicht schwer errungene Dispositionen durch Abgleitung auf Nebengemälde! Wis, wie in Thümmel, kann die unbedeutendsten Gefühle bedeutend erzählen, wenn er sie nur nicht hemmt oder vergißt, sondern bloß fortteilt, koloriert. Walt sage selber stets, wie er die Vornehmen achte! Überall bringe beim Korrigieren jene Humoradverbien nach! NB. Hauptregel: Vor jeder Nummer denke dem romantischen Geist wieder nach! Vults Liebe hat mehr Bestimmtheit. Zieh' noch einmal Streckersje durch! Freundschaft, wie Polarsonne, berührt nur das Meer, geht folglich wieder auf. Er hört sie, wie der Ohnmächtige die nahe Stimme als eine ferne. Walters Demut: der erhabne Spiegel zerstreut die Strahlen, der vertiefte sammelt sie in einen Brennpunkt; Vertiefung gegen außen ist in gutem und bösen Sinn Erhöhung gegen innen. Die Kälte des Egoisten und des großen Mannes: An den Polen fängt das Eis auf der Meeresfläche an, an den Alpen auf den höchsten Gipfeln. Liebe kennt weder fremde, noch eigne Armut. Morgenleid des Mars. Ehrenforte der Milchstraße, wodurch die hohen Geister hinter das Weltall und die Welt ziehen. Alle Parteien treten auf Sprungfedern, die sie auseinanderprengen.

(Nun folgen Notizen über andere Charaktere des Romans, die wir zurückstellen, dann heißt es weiter über Walt:)

Walt hat an den Armen ein Paar Flügel, an den Füßen statt der Stiefel nur dünne Schuhe aus Hühnerleder. Daß er Mittags nicht aß, macht ihn sehr romantisch. Walt — Herder — ein poetisches Kind — ein heftiges Kind voller Liebe — oder auch ein weibliches Wesen voll weiblichen Verstandes, (weiblicher) Besonnenheit, Einwendung und Kavität — Herder — sogleich auffahrend bei nur heftigem Geräusch — nur poetische Heftigkeit, nicht leidenschaftliche, daher mild — zuweilen hat er die räsonnierende Faune und kann nicht heraus. Mangel an Selbstbewußtsein, sogar der Poesie, die er für recht hielt — indeß er von sich geondert das Bewußtsein der Welt hat — ohne es zu wissen kriecht er in alle Charaktere ein; er gefällt ihnen und hält sie für gut — sein Zorn über tauende, singende Nachwächter. Auch seine Liebe und Elternliebe sei eigentlich poetisch; er sieht das nicht, was er liebt. Er hält sich für Goethes Dichter Tasso — sein Gesicht wohlgebildet — sein Körper eckig und vorschnell. Sein Auge ruhig, nicht die Hand. Worüber er richtig urteilt ohne Poesie, das sind die Landleute, worunter er aufgewachsen, und gerade über diese urteilt Vult falsch. Seine Liebe auch gegen Egoisten. Er mache Tieftische Schilderungen über große Menschen. Da er sich mehr dachte und sich

noch dazu so ausgezeichnet vor Bauern fand, und sein eignes zartes Ohr und Gemüt kannte, so glaubte er, Lebensart zu haben. Leichtes Augenblitzen — schnelles Wangenrot — er hält sich für pfliffig im Geschäft, weil er einen Pfliffigen schildern konnte — hat sein eignes Komisches wie Goethe oder Theophrast. Seine Freimütigkeit, da er an aller Güte und an Liebe aller Menschen für Wahrheit glaubt. Sein Lob alles Guten bei jedem Feind. Er war leicht zu bewegen zu allem, traf man den rechten Punkt und ebenso hartnäckig im andern Fall. (Ein echt Jean Paulscher Charakterzug.) Im Leben ist er gerade so religiös ernst wie Tieck oder ich. Vult aber ist da so spielernd, wie er in Gedichten. Seine heilige Unschuld und Scham. Am Gesang der Mägdlein findet er Entzücken. Walt wundert sich über das Anfahren der Geschäftsleute, das doch am Ende nötig ist. Hängt wie Kavalis an der Natur. (Spätere Blätter:) Mangel an Geschmack. Träumerei. Wie Wieland nur im Leben von einer Idee eingenommen, nicht im Schreiben. Zeigt nie Stolz, weil im Bewußtsein zufrieden. Unfähig, Hartes ins Gesicht zu jagen. Glattich bei Milde. Unbesonnen in der Gegenwart, verlegen aus Jener. Worin: a) hart? b) scherzend? c) unnützig? d) unwahr? (Schilberung seines Glücks im Leben). Auch heftige poetische Trauer hab' er. Wäre ihm die Uhr gestohlen worden, er hätte sie nicht beschreiben können. Ihn schmerzt moralische Mätle des Freundes, er glaubt sich weniger geachtet. Vergiebt hundert Dinge andern, nicht sich. Liebt die roten Blumen im Korn. Ist lächerlich in der Freude. Er wußte, da er die Nachtigall hörte. Er sei auch lächerlich im Enthusiasmus! Abergläubisch wie Herder wegen des poetischen Bedürfnisses. Sein schöner Leichtsin, außer in der Ehre. Komisches Sternisches Wachsen des Redefeuers. Er liebt alle Weiber, so wie man die Romanheldin liebt, ohne ihr ungetreu zu werden, in der Fantasie. Wie Trampler aussehend. Liebedienerische Verwicklung. Bei gemeinen Leuten hab' er Betragen! Sobald er einmal aus Witzigem Bequemem hinaus ist, desto mehr Thätigkeit. Wist sich vor, er sei zu stark zornig oder zu selten. Stellt alle Faktoren zu einem Geipenst Rousseaus zusammen. Liebt Tahiti zum Träumen, indische Nichtsphilosophie. Desto stärkeres Gefühl für Erhabnes. Thut alles im Feuer. Schnt sich in drei Vergangenheiten an einmal, nicht in Zukunft, nur nach Italien. Sein warmes und dadurch verdächtiges Lob eines Fürsten. Durch öfteres Schmolten müssen sich seine Gefühle ab, schmolzt länger. Walt fürchtet wie Schlegel das Gewitter, nicht als Natur. Male Walts starke Abneigung vor einer häßlichen Physiognomie sehr! Um mehr lächerlich zu werden, glaube er fest, er habe Welt, sei ungewungen, halte sich für einen Helden aus der Ritterzeit! Er fürchtet sich, einem Hund lange Weile zu machen. Auch Walt ist etwas hart — Lafontaine — Walt griechisch fromm und stolz — Vult philosophisch-verdrießlich, erhaben-melancholisch. Glaubt an Träume. Walts Fehler: Karisatur — zu wenig stolz — ein wenig menschenfeindlich, hält's aber nicht aus — er konnte sich die Prügel von einem Menschen so fest denken, daß ihm der Kopf schmerzte — am wildesten ans Menschenliebe gegen Graname: in der Liebe sei er wie C. (Caroline?) Walt schrieb sich Vults gute Seiten auf, um sich bei Zanf daran zu erinnern, zeigt ihm das Verzeichnis. Vult sann Walts Liebe (gegen Wina) nicht erraten, da dieser beständig für alle Mädchen begeistert ist.

1. Intellektueller Grundzug: poetische Fantasie. a) Tugenden daraus: moralische (unpolierte) Zartheit, Weiberliebe, griechische Lebensfreiheit, Gottvertrauen, keine Leidenschaft. Romantischer Sinn, große Freuden. Liebe älterer Zeiten und höherer Stände, Bewunderung des Vergangenen und Unbekannten, naïv, unschuldig, beweglich und fest. Achtung (Glaube) des Überirdischen, Liebe der Freunde, Ergoßtheit, Mut (Recht) der Fantasie.

b) Fehler (Lächerlichkeiten) daraus: Voll lächerlichen Zehjorns, Aberglaube, Überreibung der erzählten Freuden, Furcht der Zukunft, romantische Träumerei, eingebildete Lebensart und Menschenkenntnis, Rousseauische Verlegenheit aus Jener, heftiges Kind und Weib, schlechter Anstand, beweglich und hartnäckig, Keckheit,



Liebe zum Vergnügen, verliebt, lächerlich in der Freude, Empfindlichkeit, zu großes Lob, oft ebenso klug als dumm.

2. Moralischer Grundzug: Menschenliebe. a) Tugenden daraus: Zehn in andere (kommt von Poesie), Scheu des egoistischen Scheins, bewegliche Stille; dieselbe kommt von Poesie.

b) Lächerlichkeiten: bewundert Unbekannte, wild gegen Menschenfeinde, schwach, nachgebend.

3. Zufälligkeiten des Standes: Walt — Kind, Weib, Herder, Wieland, Wivi. Sein Kampf gegen Schomakers Lebensenge. Walt kann niemand vertheidigen, weil er keine Fasta behält. Thut's nur im Allgemeinen und beschwört's. Wult's Jammer und Stauern. Walt auffahrend ohne alle Leidenschaft, nimmt Gründe nicht an. Wult wirft ihm vor, daß er Dichtkunst in die Wirklichkeit vermenge. Walt bestreitet's; gerade der Dichter könne sein Ideal nicht mit der Wirklichkeit vermengen. Seine Fehler müssen sowohl aus seiner Erziehung als Seele abgeleitet werden. Freude an fremdem Tanz. Walt's Streit gegen Pflichten, die man dem Recht schuldig ist, auf Kosten der Menschenliebe. Eine Menge romantischer Züge (teilweise Jean Paul entnommen) sind im Detail aufgezählt, z. B. die Liebe zum Kapunzelalat, weil er den kommenden Frühling vormale u. s. w.

#### W u l t.

Wult ist eigentlich weniger kunstmäßig als Walt, aber mehr Kritiker und schärfer und bewußter im Fordern. Aus Wult's Liebe kommt Härte, sobald sein Ehrgeiz leidet. Zeigt von der Liebe äußerlich nur das Zürnen, innerlich bloß die Liebe. Zankt sich innerlich den ganzen Tag über die Menschen, als Walt sie lobt. Seine Wut über einen Nachtwächter unter seinem Fenster, dann über einen Vogel, der immer dasselbe und nichts hinaus singt. Sein moralisches Gesetz mehr Neigung als bedacht und erworben. Wult = Hermann in Hof. Seine Kälte gegen Abchiednehmen und letzte Orte. Walt symbolisiert den Menschen (die Frau), der sich von dem fremden Zustand aus betrachtet, also alle Tugenden gegen außen, d. h. die liebenden; Wult umgekehrt den Mann, der andere aus sich betrachtet, also alle Tugenden gegen innen, d. h. die ehrgeizigen. Jener ist Liebe, dieser Ehre. Indes müssen beide in ihrem System ausschweifen, insofern ihnen der imtheferende Dichter fehlt. Kraft und Liebe bedürfen einer höheren Synthese und Einigkeit. Wult = der Verlepsi, Kosmeli (Humorist, den Jean Paul in Weimar kennen gelernt hatte), Hermann, Anebel, Chamfort. Wult hat stets eine Schlafmütze in der Hand, um sich krank anzulegen. Sagt Lob über Gelehrsamkeit nur ironisch. Wirkung des Lanzenwenzels und Tabakschwammes in Rom. Wult's Kern: Freiheitsgeist in Moral und allem, Haß alles Kleinlichen und Freude an benden — wild, bieder und uneigennützig. Sonnenferne: heftig, zornig, verändertlich wie Kosmeli, liebeseiferfüchtig, dann genialisch-grausam, eigennützig aus Stolz und Liebe, Haß gegen Schomaker, nur zum Zorn aufwallend, Walt nur zur Liebe. Wult dachte Satiren bei Adagio's und vice versa — klagt stets über Einladungen und schlägt keine ans — nennt gern den Teufel — englischer Humorist. Walt denkt griechisch über den Tod, Wult physisch; Wult lobt starke, Walt zarte Empfindungen. Gegen niemand großmütig als gegen Arme — wird wie Kosmeli nie überwältigt — still, kalt, anspruchslos — weltlicher Anstand, der nicht nachzumachen, — erträgt keinen fremden Stolz, fängt Händel an. Sei der Philosoph überall, wie Wieland dringe in die Fehler! Wult sage wie Tiedt wilde, hin und her philosophierende Sätze! Wie Tiedt ernst im Leben, leicht in Dichtung. Fürchte sich, Empfindungen zu ver-raten — frage wenig nach Stand. Wult macht aus einem weltklugen Gedicht Walt's falsche Schlüsse. Ich = Wult bringe tolle Möglichkeiten vor. Ärger über Mode-tollheiten. Spricht gern im Bett. Mehr Sternisch als Schoppiß. Ich — meine wahre Bildungsgeschichte, Skeptizismus, Vielerei. Mein erster Lehrer war eine Stöte von Baucanjon (berühmter Uhmacher). Menschenhaß. Ich habe ein Talent,

Tiere zu zähmen. Vult verachtet Geistliche, Walt sieht sie romantisch. Walt in der Freude poetisch schwärmend, Vult melancholisch, in der Trübsal kalt. Vult laufe davon (am Schluß des Romans).

Vult schrieb *epistolae virorum obscurorum*. Sein Haß gegen die Argumente a tuto. Auf Stil erpicht; kein Villet ohne Nachdenken.

Sein Grundfaß: Recht der Vernunft gelte über Empfindung. Hilft sich damit, daß Menschenliebe nur poetisch sei. Vult flucht schreibend, nicht redend. Vults Dissonanzen müssen sich höher lösen, wenigstens bei mir, wenn auch nicht bei ihm (ein eigentümliches Zueinanderspielen von Selbstreflexion und Dichtung). Vult disputiert über Delikatesse. Walt sagt zuletzt, er sehe wohl die Möglichkeit, daß man ihn betrüge und die Feinheit, nur aber habe er nicht den Glauben an die Wirklichkeit. Vult wollte sich oft umbringen, weil ihm alle Menschen so gemein geworden.

1. Intellektueller Grundzug: Verstand. a) Tugenden: Liebe zur Kunst, zu Satire, gerecht, Vorzug des Verstandes vor der Empfindung, Gegenwart des Geistes — seine Kunst mehr Verstand, bei Walt mehr Gefühl. Haß gegen übermäßige Delikatesse — philosophisch — böflich.

b) Fehler daraus: Weiberhaß — philosophisch-cynisch — Gerechtigkeitsucht — Neid — verdeckte Melancholie — System = Ide und Skepsis — intriguenhaft, Eigennutz bloß aus Verstand.

2. Moralischer Grundzug: Selbstachtung oder Kraft. a) Tugenden: Rechtllichkeit, freies Dasein, Uneigennützigkeit, höhere freie Moral, Kühnheit, mehr Freundschaft als Liebe, gerecht, Liebe der Armen, der Eltern, Verschämtheit der Liebe, Haß der Eitelkeit, Worthalten, Haß der Heuchelei, des Stolzes und der Demut, Wagem für Freunde, Haß alles dessen, was Freude raubt, Achtung für jugendliche Lebensfreude und seines Gefühl für fremde Tugend.

b) Fehler: Egoismus, Haß der Ehe, satirische Unwahrhaftigkeit aus Verachtung, heftig, Rache, genial-grausam, Weltjucht und Weltjüden, Kälte, grob, cynisch, Schmollegeist, unfähig, einen Schmerz zu unterdrücken. Ein späterer Nachtrag: Vult sagt Schuldnerin, er sterbe bald, dann erscheine er ihnen gräßlich.

Wir geben nun die Charakteristiken der übrigen Personen.

Schomaker (Lehrer der Zwillingssöhne).

Schomaker giebt sich trunken aus, um kein Dieb zu sein. Unbehilflichkeit: konnte einen geschorenen Spitz nicht mehr — schneidet ein Journal auf, muß es behalten — ging ins Wachsfigurenkabinet, um mutig zu werden — hält eine Aktricefürstin für eine wahre; diese will ihn an sich ziehen — Tölperei — macht sogleich die zweite, dritte — wo er dumm, sei er gutmütig — gebogene, zusammensinkende Schilbungsnie und zusammenschlagende Hände — hielt Brüsseler Spitzen für schmutzig — schreiendes Sprechen — bildet sich beim Ausgang aus Häusern die umgekehrte Wassenfite ein und kann sich nicht helfen — geht auf verbotenen Böschungen — fährt Mädchen im eisigen Schlitten — kauft statt eines neuen einen alten Kalender und richtet sich darnach — konnte nie erraten, ob es ein Kinabe oder Mädchen sei — torrigiert Druckfehler in Zeitungsmakulatur. Schomaker ist Vults Gegenstück — Beweis seines Muts, daß er das Kriegsfach gelesen, wundert sich bei Kinderprügeln, daß sie (die Kinder) nicht Mut genug haben — lieden Talmud — einer sagte zu ihm aus Scherz, die Mondsteine könnten ihn erst schießen: er glaubt es im Ernst: „So kann man nicht sicher auf der Erde gehen, ohne aus Mondbombenwürmern beschossen zu werden.“ Drei Punkte: hypochondrische Furcht, Moralität, orthographischer Neologismus — ein breiter, starker Mann — geht stets die Seitenwege — wünscht, daß man seine Schule zu einem Nyzeum erhebe — seine Furcht wegen Deserteure — Aberglaube — Schomaker liest in einem Part zuerst die Befehlstafeln, Jammer, da er einen Hund dabei hatte —

wiederholt die nämlichen Sachen — Pferd im Schritt (es ist wohl die nicht in diesem Buch, sondern im „Attila Schmetzle“ erzählte komische Geschichte von dem im Schritt durchgehenden Pferd gemeint) — Ehebruch im Traum (ebenfalls erst im Schmetzle ausgeführt) — statt Backenstreich sagt er Wangenstreich — Beilager dünkt ihm unedel statt Hochzeit — Qual der Verdoppelung z. B. Herrgott — Walt sehe in Schomaker sein vergrößertes Urbild — Schomaker sei etwas besonnener, hindert Einfrieren des Glases (im Glas?), weiß überall einen Vorteil. Schomakers Erfindung einer Einschlüferungsorgel für Kinder an die Wiege geschraubt — darf man in einem Brief an den Landesherrn Gedankenstriche machen? — man sollte statt Mondviertel Mondhälfte sagen wegen des „Vollmonds“.

### Wina.

(Der Dichter schwankte lang über die Benennung der adeligen Geliebten Walts; im Anfang taucht immer daneben die Variante „Wiarda“ auf). Wina (Wiarda), eine zarte Mädchenseite, noch dazu in der Lebenszeit, wo ihr die Ideale deutlicher glänzen als die Wirklichkeit. Mag noch die Liebe dazu kommen, sie vollends zu entzünden. Etwas Katholisches, sie halte ein fernes Bild für eine Madonna. Ein naheß Nonnentloster.

### Der General.

Läßt Walt lange warten — hart gegen ihn wegen des Hauses — er sei sein Unterthan — lebt verschwenderisch — gereister Weltmann wie Krüdener, Avenzleben — Ede — seine Mischung von Höflichkeit und Grobheit, Feinheit und Härte — desgleichen von Schulden und Dukaten — wird vom Hof beteltdigt und verkauft das Gut. Czawalina — Konoll — Wlocha — Mosqua — Zablocki (dieser Name wurde gewählt) — Zunda — Kafalski — Winki — Yuba — Golecki — Nowicki — Kurwocki. Er sei höflich, gebe Versicherungen — Gerichtsherr — habe große Prozesse, worauf sein Vermögen steht, in Warschau — er versprecht ihm die Pfarrei! — er will die Tochter nur durch die Mütter von der Religion abwendig machen lassen. Haß des Zablocki gegen Lukas (Vater Walts und Wults) — Zablocki macht Wechsel nach — macht zuletzt Bankrott — durch weicherzigen Egoismus beschneht er — macht andere unglücklich — Prozeß seiner Frau; er ist ein Schlabrend. (Nämlich Schlabrendorf, siehe meine „Jean Paul-Studien“ S. 65—68.)

C. (Rivale Walters) hieß zuerst „der vornehme Freund“, erst später Clothar.

### Flitte.

Französer — Plauderer — höflich — ein prahlender Pügnier — am besten gemalt (dadurch), daß er an zwei Orten zwei verschiedene Dinge sagt — Projektmacher — fängt hundert Dinge an — Lustigkeit — Schmarotzer und nomadische Völker halten sich oft länger an einem Ort auf, als sie Weide haben — galant gegen Damen und uneigennützig — meint's gut — punctum saliens: leichtmüthig — Ehrliche als Eitelkeit — Flitte liebt Wina ernstlich — will ein geliehenes Buch zurück, um es weiter zu leihen — konnte nie allein leben — zeigt ein gerbtes falsches Geldstück vor bei kleinen Ausgaben — Flittes Freude, daß ihn Wina für gelehrt hält — eigentlich sollte Flitte ein apanagirter Prinz sein, kein regierender — wohnt mehr in der Stadt als zu Hause.

### Fasvogel.

Holländer, hält Dichter, wie Türken die Schweine, nur zum Verkaufen — Verleger des Glanz — Bieweg — graue, blitzende Augen — Geiz — Schwanken zwischen Kaufmann und Gelehrten.

## Glanz (Kirchenrat).

Glanz nimmt etwas zwischen die Finger, damit diese im Schlaf nicht wecken — Furcht, daß ihm der Neger im Traum schade, nimmt dagegen ein — Delikatesse aus Eitelkeit — gelehrte Citate — hält seiner Frau vor, sie müsse mehr für sein Vergnügen sorgen, da er helleres Bewußtsein dabei habe, als für der Kinder ihres. — Kosebue, eitel, Autor, hat berühmte Predigten geschrieben — ironischer Schmeichler, Heuchler — der furchtsame Egoist — Sammlung seiner genialen Villetz — Freude, daß man ihm Langweile macht, weil er dadurch vom Denken abgehalten wird. — Wut macht Glanz weis, er sterbe in von Todten abgenommenen Kleidern. — Glanz ist geizig gegen andere, nicht gegen sich: in ihm werde der vornehme Geiz gemalt! — Furcht, daß Nichtstuden auf dem Buch ihn blind machen. — Wird über verbotene Liebe ertappt, gegen die er geschrieben. — Glaubt stets, wenn man von einem großen Manne spricht, er werde gemeint.

## Flachs.

Flachs ist freigebig, liebt Wahrdt, Militär, die allgemeine deutsche Bibliothek, ihm ist alles deutlich auf der Erde — ediert eine Katechese — Marzoll's, Zollikoffers Predigten — wenn er etwas Neues in der Philosophie sieht, bringt er es in Predigten an — Argernis, wenn neue Bände eines Buches von anno 1750 herauskamen (siehe unten) — hegt gewisse päpstliche Aberglauben in Eberhard's „Sonntagen“ — Achtung für Bücher, die viel Gedankenstriche hatten — hat lateinische Wörter — Löwel — konnte nicht glauben, daß vor 1770 etwas Kluges gedruckt wurde — Freiheitsstürmer bei aller Furcht — im Waisenhaus Lehrer — hat seine eigenen Geschwister drinnen — Flachs sei der Furchtsame, dem das Pferd im Schritt durchging (cf. Schomaker); Glanz ist nur egoistisch-furchtsam. — Tom Jones — der Direktor im Titan (nämlich Wehmaier, Titan, 17. Kapitel).

Es sind noch Notizen über einen „Savoyarden“ vorhanden (dessen Person aber fallen gelassen wurde):

Giebt sich für den Verfasser eines Buches aus durch Ausdruck des Namens — ist männliche Philine — Stummstafie — sucht einen Kompagnon mit 2000 Dukaten. (Schluß folgt.)

## Über die Quellen zu Zimmermanns Trauerspiel in Tyrol.

Von Heinrich Röttinger in Wien.

Über den Umfang der Studien, welche Zimmermann 1826 den Quellen seines Trauerspiels in Tyrol gewidmet hatte, berichtet Puttky<sup>1)</sup>: „Mit allen nur erreichbaren Mitteln erforschte er zunächst

<sup>1)</sup> G. zu Puttky, Karl Zimmermann. Berlin 1870. 1, 149. — Der bei Goedeke<sup>1)</sup> 3, 508 angeführte Aufsatz von Julius Willborn, G. zu Puttky und Zimmermanns Andreas Hofer, im Jahrgang 1864 der Hamburger Jahreszeiten blieb dem Verfasser unzugänglich.

die Geschichte des Tyrolerkrieges von 1809. Sein Bruder Hermann, der damals in Göttingen studierte, ward beauftragt, ihm Alles und Jedes zu senden, was darüber aufzutreiben sei; Reisebeschreibungen, historische Schriften, Ansichten des Landes, Portraits, kurz was nur das in dem Dichter reisende Bild vervollständigen konnte.“

Nach einer brieflichen Mitteilung Beers an Schenk<sup>1)</sup> hatte Zimmermann das Drama in drei Wochen gedichtet. Zimmermann selbst giebt, allerdings sieben Jahre nach dem Erscheinen des Trauerspiels, in der Vorrede zu den „Schriften“<sup>2)</sup> vier Wochen als Arbeitszeit an. Jedenfalls war sie bei dem Umfange des Dramas eine überaus kurze. Es ist von vorneherein unwahrscheinlich, daß ein Dichter von so mächtigem Schaffensdrange sich der Mühe unterzieht, alles und jedes durchzustudieren, was über den historischen Stoff seiner Wahl in einer Universitätsstadt wie Göttingen aufzutreiben ist. Vielmehr wird er zuerst nach jenen Büchern greifen, welche ein Gesamtbild der in Betracht kommenden Geschichtsabschnitte zu geben versuchen.<sup>3)</sup>

Deren gab es, als sich Zimmermann zur Behandlung des Hoserstoffes entschloß, für die Geschichte des Jahres 1809 zwei: die 1814 in Berlin erschienene Arbeit Jakob L. Salomon Bartholdys: Der Krieg der Tyroler Landleute im Jahre 1809 und die anonyme Geschichte Andreas Hosers, Sandwirths aus Passyhr von Joseph Freiherrn von Hormann, Leipzig 1817. Daß Zimmermann das Werk Bartholdys für seine Dichtung benutzte, ist durch eine gelegentliche Bemerkung Putlitz' (1, 157) ausdrücklich bezeugt.

Bartholdy, der Oheim Felix Mendelssohn-Bartholdys, wagte als erster eine historische Behandlung des Aufstandes der Tyroler. 1809 hatte er als Officier der Wiener Freiwilligen-Abtheilung mit dem Degen gegen Napoleon gekämpft, nach dem unglücklichen Ende des Feldzuges griff er zur Feder. Im Februar 1812 war sein Geschichtswerk fertiggestellt. Am 24. Oktober 1813, fünf Tage nach der Leipziger Schlacht, schrieb er die Vorrede, und 1814 erschien das

<sup>1)</sup> Michael Beer und Eduard von Schenk. (Ungedruckte Briefe Beers.) Mitgeteilt von G. Manz in „Nord und Süd“, Oktober 1897, Band 94, S. 46. Brief vom 29. Oktober 1827. — Nach Putlitz 1, 149 wurde das Stück in „kaum sechs Wochen“ vollendet.

<sup>2)</sup> Zimmermanns Werke. Berlin (Hempel) o. J. 16, 471. Auf diese Ausgabe wird im Folgenden verwiesen.

<sup>3)</sup> Von einer Beeinflussung Zimmermanns durch ältere Dramatisierungen des Hoserstoffes kann keine Rede sein. Drei Dichter haben vor dem unsern Hoser zum Helden einer Tragödie gemacht: der Hesse Paul Wigand und die Tyroler Johann Kaspar Wörndle und Benitus Mayr. Die Arbeiten der zuletzt Genannten blieben bis heute Handschrift. Sie befinden sich im Besitze des Tyroler Landesmuseums Ferdinandeum in Innsbruck und haben mit Zimmermanns Trauerspiel ebensowenig gemein, wie Wigands 1816 in Frankfurt a. M. anonym erschienener Andreas Hoser.

Buch im Handel. Schon seine Entstehungsgegeschichte sagt uns, was wir von ihm erwarten dürfen. Eine bedächtig abwägende Arbeit kann es nicht sein. Selbst bei politischer Windstille hätte in der Spanne Zeit, die den Ausgang der Erhebung von ihrer Beschreibung durch Bartholdy trennt, eine Klärung der verworrenen Ereignisse nicht eintreten können. An Bemühungen ließ es Bartholdy nicht fehlen. Neben der Benutzung der Hormayrschen Intendantursberichte gingen Erkundigungen bei einer ganzen Reihe von Führern der Erhebung. Aufgewühlt bis auf den Grund, konnten diese Quellen nur trübe fließen. Darunter leidet Bartholdys Buch. In einer klaren Darlegung des Ganges der Ereignisse dringt der Erzähler nirgends durch. Das wichtigste wird nur beiläufig mitgeteilt, die Anekdote überwuchert alles. Das Buch sollte wohl auch keine objektive Darstellung geben. Sein Zweck ist die Verherrlichung der Tiroler und ihrer Kämpfe gegen den Erbfeind. Wegen ihn kehrt es seine Spitze. Bartholdy bemerkt selbst, daß es ihm schwer gefallen sei, „von Mitleiden und Unmuth bewegt, einen einfachen und leidenschaftslosen Ton beizubehalten“. Vor allem stand er im Banne der Erzählungen Speckbachers. Er erklärt geradezu (XIV), ursprünglich habe er im Sinne gehabt, Leben und Thaten Speckbachers allein zu beschreiben. Diese erste Absicht verrät das Buch auf jeder Seite: bei Bartholdy ist der Mann von Kinn der Held der ganzen Erhebung.

Drei Jahre später erschien Hormayrs Darstellung. Macheiserer Johannes' von Müller von Kindesbeinen an, geht er mit der Schulung des Historikers an sein Werk. Manches mag sich in diesen drei Jahren geklärt haben in der Geschichte des Aufstandes, gründlichste Sachkenntnis steht ihm zu Gebote. Und doch entspricht auch seine Arbeit nicht den Anforderungen, die man an ein verlässliches Geschichtswerk zu stellen berechtigt ist. Vor allem ist auch Hormayr nicht unbefangen: er war als Intendant von Tirol mitbetheiligt gewesen an der Erhebung, wenigstens an jenem Teile, der mit dem Abzuge der österreichischen Truppen im August schließt. Auf die Ereignisse dieser Zeit vereinigt er seine ganze Teilnahme. Die folgende, und das ist die Zeit der Blüte Hofers, behandelt er zwar klar und übersichtlich aber ohne die Fülle von Einzelheiten, die ihm für den früheren Abschnitt seine eigene Anschauung geliefert hatte. Dann aber verkennt wie Bartholdy auch er den Helden der Erhebung. War es bei Bartholdy irrtümlich Speckbacher, so ist es bei Hormayr irrtümlich er selbst. Gestützt auf die unfehlbare Unselbständigkeit Hofers, will er glauben machen, daß seine Hand alle die Fäden gehalten habe, an denen sich Hofer bewegte. Er nennt ihn geradezu sein Werkzeug und beansprucht für sich die Ehre, sein Entdecker zu sein.

Damit tritt Normayr in scharfen Gegensatz zu Bartholdy. Auch persönlich. Hatte Bartholdy, getreu der Stimmung in Tirol, die Thätigkeit Normayrs mit halbem Mißtrauen verfolgt, so beschuldigt ihn dieser, „nach Manschelweise“ (262) entstellt und verdreht zu haben. Der hoch gespannten Bewunderung des Berliner Romantikers setzt Normayr die tieferen Einblicke des Realpolitikers entgegen; bei Bartholdy war es das Volk, das die Geschichte des Jahres 1809 sich schuf, nach Normayr haben ein paar Staatsmänner in Wien den Trauf gemischt, er giebt sich als Vertreter der diplomatischen Historik gegenüber dem Geschichtsschreiber im Sinne eines Justus Möser.

Das Trauerspiel in Tyrol zerfällt in zwei Teile. Der eine, vom 8. Auftritte des 3. Aufzuges bis zum Ende des Stückes reichend, begreift ein regelrechtes klassisches Drama vom erregenden Momente bis zur Katastrophe in sich, die eigentliche Tragödie Hofer. Ihr voraus geht eine zwei Aufzüge füllende Schilderung der Iselbergschlacht, einige die Regierungsthätigkeit Hofer's behandelnde, in Zunsbruck spielende Szenen verbinden die beiden Teile.

Das geschichtliche Gerippe des ersten Teiles des Dramas ist das folgende: Nach Hofer's Worten: „Morgen, Fremde! heißt's: die dritte Rettungsschlacht am Berge Isel!“ (17, 43) spielen sich die Vorgänge des 1. Aufzuges am 12. August ab. Lefebvre bricht an demselben Tage von Zunsbruck nach Sterzing auf. Von der Vernichtung seiner Avantgarde bei der Laditscher Brücke und des Oberinntaler Detachements bei Prutz hat er noch nicht erfahren. Speckbacher, Häpinger und andere Führer haben sich mit ihren Aufgeboten auf dem Berge Isel versammelt. Hofer, der auf dem Schönberge lagert, wählen sie zu ihrem Oberkommandanten. Eben verkündigen sie ihm ihren Beschluß, als ein Bote mit der Nachricht eintragt, die Posten, „die bei Tschilfes stehen“, seien mit Lefebvre bereits „im vollen Jenern“. Die Morgendämmerung, in der uns der Dichter in das französische Lager (vor Zunsbruck) geleitet, ist die des 14. August (2. Aufzug). Dahin hat sich Lefebvre nach der Niederlage, die sich an das vergebliche Stürmen auf „Tschilfes und Tschöfes“ knüpfte, zurückgezogen. Die Tiroler halten den Berg Isel besetzt. Donay, den Hofer als Unterhändler sandte, wird von Lefebvre abgewiesen. Die Schlacht entbrennt aufs neue und bringt den Franzosen die völlige Niederlage. Hofer sagt für den nächsten Tag, den 14. August, seinen Einzug in Zunsbruck an.

Bartholdy und Normayr schildern die Kämpfe übereinstimmend in dieser Weise: Nachdem Lefebvre einen Vortrab über den Brenner und ein Streifkorps durch das Oberinntal abgeordnet hat, läßt er die Hauptmacht am 2. August von Zunsbruck aus den Marsch nach Sterzing antreten. Der Vortrab wird am 4. bei der Laditscher Brücke, das Oberinntaler Korps am 8. und 9. bei Prutz aufgerieben. Am

6. trifft Lefebvre selbst in Sterzing ein. Speckbacher und Haspinger, seit dem 7. durch Hofer verstärkt, verstellen ihm mit Erfolg den Weg. Am 10. beginnt Lefebvre, von den Tirolern beständig gefolgt, den Rückmarsch über den Brenner, am 11. trifft er vor Innsbruck ein. Der 12. vergeht mit Vorbereitungen zu der Schlacht, welche er den auf dem Berg Isel Stellung nehmenden Tirolern liefern will. Sie findet am 13. statt und endet mit dem Abzuge Lefebvres. Am 15. betritt Hofer die Landeshauptstadt.

Vor allem ist deutlich, daß Zimmermann die Begebenheiten zeitlich und räumlich konzentriert. Vom Ausbruche Lefebvres bis zu seinem schließlichen Abzuge von Innsbruck vergehen thatsächlich acht Tage. Zimmermann genügen zwei zur Vernichtung der Franzosen. Von diesen acht Tagen brauchen sie sechs zum Marsche von Innsbruck nach Sterzing und wieder zurück. Der Vorstoß, den Zimmermanns Lefebvre gegen Brixen unternimmt, beansprucht einen Tag. Bis Sterzing gelangt der Lefebvre des Dramas überhaupt nicht. Nach Zimmermanns Vorstellung gehen die gesamten Kämpfe zwischen Innsbruck und dem Schönberge vor sich. Bei dieser aus Gründen der Technik vorgenommenen Konzentrierung war sich der Dichter des Widerspruches, in den sein Drama zu den Quellen geriet, sicher bewußt. Sie gewährt also keinen Anhalt zur Ermittlung der Vorlage. Hingegen gibt das Motiv von der Unterredung, um welche Donay in Hofers Auftrag bei Lefebvre ansucht, einen Fingerzeig. Bartholdy blieb diese Thatsache unbekannt. Hormayr hingegen berichtet, am 8. August habe sich Lefebvre zu einer Unterredung mit fünf Aufurgentenhäuptern herabgelassen (365).

Ebdahin weisen die Details, mit denen Zimmermann das Gerüste der historischen Thatsachen dieses ersten Teiles umspinnet. Zahlreiche Flüge bringen Bartholdy und Hormayr übereinstimmend, viele stammen aus Hormayr allein, keiner notwendig aus Bartholdy. Wie Speckbacher und die Brixener Verschwörer ihre Vorbereitungen zum Aufstande treffen, die Schilderung des Kampfes bei der Laditscher und Pontlaker Brücke sind Hormayr entnommen. Daß Hofer in einer Höhle den Beginn der Feindseligkeiten abwartet, weiß nur Hormayr. Sein Buch bot die Angaben über die beiderseitigen Streitkräfte, ihm allein waren die Einzelheiten über das Verhalten Hofers während der Schlacht zu entlehnen.

Schlagende Beweise für Hormayr als Vorlage bieten jene Stellen, wo der flüchtige Dichter seinen Gewährsmann mißversteht. Einige dieser Mißverständnisse haben Zimmermann die Konzentrierung der Iselbergschlacht wesentlich erleichtert. So erwähnt Hormayr (364), General Stengel habe am 8. August „vergebliche Versuche gegen Stilles und Tschöses auf die sehr zweckmäßig gewählte Aufstellung



Speckbachers“ unternommen. Stilles liegt oberhalb, Tschöfes unterhalb Sterzings an der Brennerstraße. Was sich um diese beiden Orte abspielte, sind zeitlich und räumlich getrennte, untergeordnete Episoden aus den Kämpfen im Eisackthale. Unter der hastenden Feder Zimmermanns verwandelt sich „Stilles und Tschöfes“ in „Tschilfes und Tschöfes“. Bei ihm knüpft sich unmittelbar an das vergebliche Stürmen gegen diese Orte, die er sich etwa als ein Doppeldorf in der Nähe des Jselberges denkt, die Niederlage Lesebres vom 12. August.<sup>1)</sup> Ein zweiter Fall: Die Jselbergschlacht vom 14. schildernd, erzählt Hormayr (376): „Am . . . blutigsten war das Raufen an der Sillbrücke, am Wiltaner Wasserfall, . . . der Versuch, den Kapuziner bey der Gallwiese zu umgehen, das Handgemenge auf dem Kirchhof ob dem Schlosse Ambras.“ Er führt also am Schlusse einer Reihe blutiger Episoden den Kampf auf der Gallwiese am linken Flügel der Tiroler und den Kampf bei Ambras an ihrem rechten auf. Zimmermann faßt die beiden Episoden als zwei Momente einer einzigen Episode und verlegt die Gallwiese vor das Schloß Ambras. Sein Lesebre befiehlt somit (17, 60):

Ein Regiment kann durch den Sumpf bei Gallwies  
Den Feinden in die linke Flanke gehn  
Und sie am Schlosse Ambras rückwärts sassen.

Auf einem Irrtume beruht es ferner, wenn Zimmermann den Grafen von Mohr, den Anführer der Vintschgauer, auf dem Schlachtfelde bleiben läßt. Hormayr schreibt (376): „Einer vom Adel, Graf Joseph Mohr, Schwager des eben hier fürs Vaterland gefallenen Grafen Stachelburg, zeichnete sich mit den Vintschgauern vorzüglich aus.“ Ähnliche Fälle finden sich noch einige.

Mehr als in irgendeiner andern dramatischen Schöpfung Zimmermanns macht sich im Trauerspiele in Tyrol seine Neigung geltend, als Schüler der Klassiker sich ihre Formeln für seine Zwecke zunutze zu machen. So ist die Wahl Hofers zum Oberkommandanten der Wahl Karl Moors zum Ränberhauptmann nachgebildet. Die Rolle Spiegelbergs hat bei Zimmermann Kolb. Der mit kunstvollen Schildereien aus der tirolischen Geschichte gezielte Potat des Schupfenwirtes ist eine schwächere Wiederholung des schönen Prachtstückes aus der Prager Bente, das die Kunde um Terzths Tafel macht. Das Bild: Hofer beim Weine sitzend, indeß die Andern die Befreiungsschlacht schlagen, ist nach Hormayrs Angaben entworfen. Die Gebrüder Rainer, durch deren Auftreten in Magdeburg 1826 Zimmer-

<sup>1)</sup> Im ersten Drucke des Trauerspieles heißt der eine der beiden Orte Tschilfes. Im „Hofer“ findet sich die in den „Werken“ durchweg beibehaltene Form Tschilfes.

mann der Hoferstoff näher gerückt worden war (Pulvis 1, 148), auf die Bühne zu bringen, schien ihm offenbar Dankespflicht, mit Hinblick auf Schillers „glaubenswerten Mann Johannes Müller“ und ähnliche Stellen erlaubt. Für die Form der Episode aber — Hofer gibt zwischen den einzelnen Abschnitten des Gesanges seine Schlachtbefehle — war der 14. Auftritt des 5. Actes von Kleists Hermannsschlacht maßgebend.

Die Vorgänge des 4. bis 7. Auftrittes des 3. Aufzuges, das Ränkepiel Donays gegen Haspinger und Speckbacher und der sich daran anschließende Streit der Führer, sind Zimmermannsches Gut. Die Botschaft Kolbs als Flörs von Ebenhauseu hingegen ist bereits wieder Anleihe bei den Räufern, 2. Akt, 1. Scene. Mit dem folgenden 8. Auftritte des 3. Aufzuges setzt die eigentliche Tragödie Hofer ein.

Eisenstecken, den Hofer vom Schlachtfelde weg zum Kaiser gesandt hatte, trifft wieder in Innsbruck ein. Den Kaiser hatte er gar nicht gesprochen. Er war umgekehrt, als ihm das Gerücht vom Friedensschlusse zu Ehren gekommen war. Auf ein bloßes Gerücht hin die Waffen niederzulegen, weist Hofer zurück: er stellt die Forderung nach des Kaisers, seines Kaisers Hand und Siegel (17, 101). Und darauf beharrt er auch in der Unterredung, die er mit dem Vicekönige Eugen zu Villach hat, als General Barragnay mit der Meldung eintritt, im Vorgemache stünde ein Courier des Marschalls Lesebre, der fragen lasse, wohin er einen von ihm aufgefangenen, die Aufforderung die Waffen abzulegen enthaltenden Brief des Hauses Habsburg an die Insurgenten senden solle. Zum zweitenmale trägt also Hofer das Gerücht die Kunde vom Friedensschlusse zu; und außerdem erfährt er, daß ein kaiserlicher Brief, wie er ihn sich wünscht, irgendwo existiere. Sofort steht er von seinem Verlangen nach des Kaisers Hand und Siegel ab, erklärt Eugen seine Unterwerfung und fordert sie in einem Aufrufe auch von seinen Bauern. Kaum haben sie den Widerstand aufgegeben, so fällt ihm wieder seine Forderung ein. Er eilt nach Steinach, wohin Eugen den Brief zu senden versprach, findet ihn nicht vor und nimmt seine Wohnung zur Ruhe zurück. Da tritt noch einmal Barragnay vor ihn und überreicht ihm das gedruckte Friedensinstrument. Von des Kaisers Hand und Siegel ist natürlich keine Spur daran. Aber Hofer scheint vor Gedrucktem Respekt zu haben, er giebt den Gedanken an ferneren Kampf auf und flieht. Nun bricht die Katastrophe herein. Donay läßt sich herbei, Hofers Angeber zu machen. Aus den Händen des Offiziers, der ihn gefangen nimmt, erhält er den gewünschten kaiserlichen Brief. Eugen hatte die Wahrheit gesprochen; nur „graue Frevel“ hatten Hofer den Brief vorenthalten.

Die beiden Historiker stellen das Ende des Aufstandes ungefähr folgendermaßen dar: Am 11. Oktober wurde zwischen Österreich und Frankreich der Friede geschlossen, der Tirol aufgab. Die feindlichen Heere schickten sich zur Besetzung des Landes an. Am 21. Oktober zieht sich Hofer von Innsbruck nach Steinach zurück, in der Nacht vom 29. auf den 30. erhält er hier in einem Handschreiben des Erzherzogs Johann den Rat, sich dem neuen Regimente zu fügen. Hofer stellt die Feindseligkeiten ein und fordert, nachdem die Gefandten, die er zu Eugen nach Villach geschickt hatte, zurückgekehrt sind, am 8. November die Landesverteidiger auf, sich Napoleon zu unterwerfen. Acht Tage später erläßt er, von seiner Umgebung irregeleitet, von seinem Heimathale aus einen neuerlichen Ruf zu den Waffen. Von nun an ist er Rebell. Trotzdem versucht Barraguay, sich in Güte mit ihm aneinanderzusetzen. Statt zu antworten verschwindet Hofer. Hier trennen sich Bartholdys und Hormayrs Darstellungen. Bartholdy berichtet lediglich, daß Hofer Ende Jänner 1810 gefangen genommen worden sei. Hormayr nennt auch den Verräter: Douay. Er hatte Barraguay auf den Bauern Staffel verwiesen, dem der Zufluchtsort Hofers bekannt gewesen war.

Zimmermanns Darstellung hat mit den geschichtlichen Begebenheiten kaum den allgemeinen Gang gemein. Er giebt geradezu eine unter gelegentlicher Aushemmung an die Geschichte frei erfundene Abfolge von Ereignissen, deren letztes die standesrechtliche Verurteilung seines Helden ist. Die Motive, welche sich in diesem Teile des Dramas als Abänderungen der in den Quellen erzählten Thatfachen nachweisen lassen, geben zugleich die Stellen des engsten Anschlusses. So der Ersatz der historischen Verhandlung Douays und Sieberers durch die Unterredung Hofers mit Eugen. In der Schilderung der Katastrophe hält sich Zimmermann mit einigen durch die Ökonomie des Dramas bedingten Abweichungen an den Bericht Hormayrs. Wenn sich der Staffel des Trauerspiels nach dem Verrate erschießt, was der geschichtliche unterläßt, so will Zimmermann, der Niedertracht des Priesters das Ehrgefühl des Bauern entgegensetzend, die Führerrolle motivieren, die er Douay bei der Verhaftung Hofers übernehmen läßt. Durch die Gegenüberstellung des Angebers und seines Opfers gewinnt er eine gute Scene, deren Wirkung gesteigert wird durch die Haltung des Tirolers gegenüber der des französischen Offiziers, dem die Aufgabe zugefallen ist, Hofer einzubringen. Den Widerstreit in der Brust Raynouards hat der Dichter, anknüpfend an eine Bemerkung Hormayrs (450), im 12. Auftritte des 2. Aufzuges sorgsam vorbereitet. Bei Bartholdy kommt der Name Raynouard gar nicht vor.

Durch jene tiefgreifenden Abänderungen der geschichtlichen Wahrheit im 4. Aufzuge des Dramas war allein die Tragödie möglich

geworden. Im Gegensatz zum historischen Hofer, der die Friedensnachricht seines Kaisers erhält und trotzdem wieder zu den Waffen greift, mußte Zimmermanns Hofer die abermalige Erhebung im guten Glauben, von den Franzosen getäuscht worden zu sein, anordnen. Hofer das kaiserliche Handschreiben vorzuenthalten und ihn so zu neuer Erhebung zu spornen, ist also die erste Sorge Zimmermanns. Dazu bedient er sich zweier weit ausgespinnener Motive: des Schwert- und Engelmotives und der Eusepiode. Keines steht zu Hornmair oder Bartholdy in irgendwelchem Bezuge.

Nachdem die auf dem Berge Fiel versammelten Führer Hofer zu ihrem Oberhaupt gewählt haben, sagt Speckbacher (17, 38):

Der Wirth am Fiel hat ein altes Schwert  
Von einem Herrscher aus dem Hause Görz,  
Das hier gewaltet hat vor grauen Jahren.  
Holt es! Wir wollen Hofern damit gürten.  
Der Feldherr führe dieses Ehrenschwert!

Und als er es Hofer überreicht, bemerkt er (17, 44):

Es rühret von den alten Landesherren,  
So wie man sagt, den Grafen her von Görz.  
Wir geben's Dir als Zeichen Deiner Würde.

Er betont also die jagenhafte Provenienz der Waffe.

Die Ähnlichkeit dieses Motives mit dem Motive vom Schwerte Karls des Großen in den Oberhofkapiteln des Romanes Münchhausen fällt sofort ins Auge. Hier wie dort handelt es sich um ein seit langen Zeiten in einem Bauernhanje aufbewahrtes Schwert, das angeblich von einem um das Land verdienten Fürsten des Mittelalters stammt und seinem Besitzer oder Träger eine gewisse Gewalt über seine Umgebung verschafft. Tirolisch ist diese Sage — denn mit einem Sagemotive haben wir es zu thun — nicht; vielmehr ist Westfalen ihre Heimat, und im westfälischen Bauernromane hat sie elf Jahre später ihre richtige Stelle gefunden. Eine schriftliche Fixierung der Sage nachzuweisen, mißlang dem Verfasser. Möglicherweise hatte Zimmermann gar keine gedruckte Vorlage. Das Motiv kam ihm während seiner dreijährigen Dienstzeit in Westfalen durch mündliche Mitteilung bekannt geworden sein.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Die nämliche Sage verwendet Hamerling in seinem „König von Zion“. Der Riese Iolan besitzt ein „wuchtiges Schwert, seltsamlich gestaltet und matt“ (8. Auflage, S. 145), das er Jan von Leiden mit den Worten überreicht:

... Komm hin dies Schwert, du Erkorener!  
Denn dies Schwert nur vermag dir Gewalt zu verteihn auf deutschem  
Boden: es ruht im Geklüft Jahrhunderte lang schon, und immer  
hiebt es der Wissenden einer im Sterben zu hüten dem andern,  
Daß es verichone der Noth, bis gnädig der Himmel den deutschen  
Helden erweckt, es zu führen.

Maßgebend für die Verwendbarkeit des Schwertmotives und für die Form seiner Verwertung war Zimmermann Schillers Vorgang in der Jungfrau von Orleans. Auch Johanna führt ein Schwert, das in unscheinbarer Umgebung seines auserwählten Trägers geharrt hatte. Nur gelangt das Schwert Hofer's auf natürlichem Wege in seinen Besitz, während Johanna „der Geist“ auf das ihre verweist.

Dieses Schwert wirft nun Hofer, durch die Unterredung mit Eugen an seiner Sendung irre geworden, auf dem Wege von Villach nach Steinach in einen Felspalt. Da erscheint dem Schlafenden ein Engel, das eben weggeworfene Schwert in der Hand, und legt es mit den Worten: „Du sollst das Schwert, das Du geführt, behalten“ an seiner Seite nieder. Auf diese Aufforderung des Himmels ruft Hofer seine Bauern aufs neue unter die Waffen.

Niemand hat je bezweifelt, daß dieses Motiv eine Erfindung Zimmermanns sei. Begreiflich genug, da Zimmermann trotz des einmütigen Tadels, den es gefunden, sich öffentlich nie zur Berichtigung des Irrthums herbeiließ. Thatsächlich entlehnte der Dichter die Geschichte von der Wiedertekehr des Schwertes demselben Vorstellungskreise, dem die Geschichte vom Schwerte selbst entstammt. Tradition hat ihm diese Sage, die tirolischen Ursprunges ist, keinesfalls vermittelt. Wahrscheinlich entnahm er sie dem 1810 in München erschienenen Buche „Andreas Hofer und die Tiroler Insurrection im Jahre 1809. Ein historisch-biographisches Gemälde aus ächten Quellen . . . Von dem Verfasser der Beobachtungen aus dem Kriege von 1809.“

Nachdem der unbekante Autor der im bairischen Sinne gehaltenen Flugschrift bemerkt hat, man könnte glauben, daß das Aufwiegelungsproklam vom 15. November von Kolb erlassen worden sei, fährt er S. 111 folgendermaßen fort: „Aber wir wissen bereits, daß Andreas Hofer ein schwacher, unruhiger und abergläubischer Mann war; denn nachdem er wirklich ernstlich abzutreten gesonnen war, legte er in der Nähe seiner Heimath dreimal seine Waffen zu

Später erzählt Tylau von Wittekind und berichtet (269):

. . . nun werd' er hervor bald zieh'n mit gewaltiger Heerschaar,  
Selber zu schau'n was geworden aus jenem geheiligten Schwerte.

Hier ist also Wittekind der ursprüngliche Besitzer des Schwertes. In den Wittekindssagen ist nach W. Diekamp (Widukind, der Sachsenführer, nach Geschichte und Sage. Münster 1877. 1, 60) manches mit Karlsagen identisch. In einer Anmerkung zu der erst citierten Stelle sagt Hamerling, er sei für dieses Detail den vorzüglichsten Werken Levin Schückings über westfälisches Land und Volk verpflichtet. Der Verfasser hat in Schückings Büchern „Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen“ (Leipzig 1855), „Von Minden nach Röhrl“ (Leipzig 1856), „Bilder aus Westfalen“ (Elberfeld 1860) und in dem mit Freiligrath herausgegebenen „Materiellen und romantischen Westphalen“ (Leipzig 1841) nach der Sage gesucht, ohne sie zu finden.

den Füßen der Mutter Gottes in einer Kapelle nieder, und fand solche jedesmal den anderen Morgen wieder vor seinem Bette; er hat darum vielleicht geglaubt, dem Wink des Himmels folgen zu müssen und hat nicht bedacht: daß die jetzigen Gejete, vom Geiste der Zeit diktiert, dergleichen Handlungen nicht mehr durch Wunder entschuldigen.“<sup>1)</sup>

Zimmermann suchte natürlich bei den Klassikern nach einem Muster für die Einleitung des Motivs und fand es abermals in der Jungfrau. Im 10. Auftritte des ersten Aufzuges erzählt bekanntlich Johanna dem Erzbischofe, dreimal sei ihr, als sie unter der „heil'gen Eiche“ geschlafen, Maria mit Fahne und Schwert erschienen und habe sie zum Kampfe gegen die Engländer aufgefordert. Mit Zugrundelegung seiner Sage stellt Zimmermann der Erzählung Johanna's von ihrem Traume eine Erzählung Hofers von einem ähnlichen Traume gegenüber. „Ich hatte einen wunderbaren Traum,“ teilt er Haspinger knapp vor der Schlacht auf dem Berge Ziel mit (17, 52),

Dreimal warf ich das Schwert, das Ihr mir gabt,  
Hinweg von mir in einen tiefen Abgrund,  
Und dreimal bracht' es mir ein Engel wieder  
Und legt' es sacht zu meinen Füßen nieder.

<sup>1)</sup> Platen läßt im Romantischen Edivus seinen Zimmermann auf die Bitte des Publikums, Hofers nicht erschießen zu lassen, antworten (Gesammelte Werke. Stuttgart 1853—1854. 4, 180):

Nicht laß' ich selbst erschießen ihn, ein Engel that's;  
Schon warf in eine Felienüchtlucht das Mordgewehr,  
Vom Kriege matt, der Bauerngeneral Tyrols;  
Ein Engel holt es aber aus der Schüchtlucht zurück,  
Und legt's dem Helden wiederum zur Seite hin,  
Um ihn zu Grund zu richten. Vom historischen  
Abweichen darf ich nimmermehr!

Es ist von vorneherein nicht unwahrscheinlich, daß Platen, welcher von 1806 bis 1810 in der königlichen Kadettenchule in München erzogen wurde, bei seiner Teilnahme an der Erhebung der Tyroler (vgl. Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Stuttgart 1896 ff. 1, 30) das in München erschienene Schriftchen, aus dem Zimmermann das Engelmotiv schöpfte, kennen gelernt habe. Die angezogene Stelle erbringt den Beweis dafür. Wie muß man sie erklären, nimmt man an, daß auch Platen die Engelercheinung für eine Erfindung Zimmermanns gehalten habe? Er würde dann Zimmermann verspotten, weil er, von seiner sonstigen, von Platen so sehr (z. B. in den späteren Versen: „Ich folge tren den reipetiven Zeitungen damaliger Zeit . . .“) getadelten Gewohnheit abweichend, die Handlung seines Dramas einmal durch ein frei erfundenes Motiv zu beleben sucht. Nimmt man jedoch an, Platen habe die Quelle der Engelercheinung gekannt, so birgt der Vers eine beiweitem schärfere Spitze. Platen stellt dem Zimmermann als so geistlos hin, daß er jeden Zug, den er in seiner Vorlage findet, ohne Kritik für historisch hält und unbedünmert, ob er dramatisch verwendbar ist oder nicht, in seine Darstellung hinübernimmt. Überdies stellt Platen in den Worten des Publikums: „Doch werden dann behaupten unsere Kritiker . . .“ (a. a. O., 181) die durchgeheckelte „historische“ Geschichte vom Engel eben in Gegensatz zu der nun vorgenommenen erfundenen Eilievriode.

Zimmermann geht aber noch weiter und verwendet das Motiv ein zweitesmal, und zwar an der Stelle, auf welche es seine Quelle verweist. Nun ist der Engel nicht wie das erstemal ein Traumbild Hofers, von welchem er uns erzählt, sondern er betritt die Bühne, es geschieht vor unseren leiblichen Augen ein Wunder.

Trotz der Einmischung des Engels könnte Hofer noch gerettet werden, wenn der Brief des Kaisers Franz rechtzeitig in seine Hände gelangte. Das zu verhindern ist der Zweck der Eusepijode.

Elfi, die Gattin des Schupfenwirtes Wildmann, hat mit La Coste, dem Adjutanten Lefebres, die Ehe gebrochen. Ihr Gatte weist sie aus dem Hause, La Coste, bei dem sie Hilfe sucht, verleugnet sie. Nun beschließt sie sich zu rächen. Offenbar hat sie erfahren, daß La Coste als Träger des an Hofer gerichteten kaiserlichen Briefes den Berg Isel berühren werde. Darauf baut sie ihren Plan. Während La Coste nachts in ihrem Hause schläft, steckt sie die eigene Heiustätte über dem ungetreuen Liebhaber in Brand. Dann stürzt sie sich in den nahen Abgrund. Der Brief aber wird erst lange nachher unter dem Schutte des Hauses unverfehrt aufgefunden.

Auf die Ähnlichkeit, welche dieses Motiv mit der Rache Thusneldas an Ventidius in Kleists Hermannsschlacht hat, wurde wiederholt hingewiesen. In beiden Fällen haben wir die Frau vor uns, welche, von dem feinen Weltton eines Vertreters des Feindes berührt, mehr oder minder die Sache ihres Volkes an ihn verrät. Da und dort entdeckt die Frau, daß der Mann eigentlich nur sein Spiel mit ihr getrieben hat, und schreitet zu fürchterlicher Rache. Die Ähnlichkeit wächst, beachtet man, wohin Kleist mit diesem Zuge Thusneldas zielt. Sie ist nach seinen eigenen Worten „im Grunde eine recht brave Frau, aber ein wenig einfältig, wie die Weiberchen sind, die sich von den französischen Manieren fangen lassen“<sup>1)</sup>. Zimmermann greift also gewissermaßen auf die kleist'sche Quelle zurück und führt uns in seiner Elfi das Urbild der Thusnelda vor. Weiter erstreckt sich die Ähnlichkeit nicht. Die Kosebueische Mührseligkeit, die in der Epizode vorwaltet, ein Zugeständnis an den Geschmack des Theaterpublikums, ist der Anschauungsweise Kleists nicht fremder als der festen Männlichkeit Zimmermanns.

So frei der Dichter beim Aufbau der Handlung seine Quellen benützt, so enge ist sein Anschluß an sie bei der Zeichnung seiner Charaktere. Er erlaubt sich und versagt sich, was der Hamburger Dramaturg gestattet und verbietet.

<sup>1)</sup> Kleist's gesammelte Schriften. Herausgegeben von Dieck. Berlin 1874. 1, S. XCV.

Für die Figuren der französischen Armee ließen ihn allerdings keine Quellen im Stiche. Er benötigte deren auch wohl keine. Den „Gegensatz zwischen dem rohen Heldenthume der Tyroler . . . und dem seinen Heldenthume der Franzosen“ herauszuarbeiten, stand ihm von vornherein als Ziel vor Augen (17, 11). Ein Jahr vor dem Trauerspiele in Tyrol war Heines Buch *Le Grand* entstanden. Nun sollte auch Zimmermann der litterarischen Mode des Napoleonkults seinen Tribut. „Nachdem der Haß und Abheuen sich an ihm erschöpft hatte, begann eine kindische Vergötterung vor ihm zu keimen,“ kennzeichnet er 1839 selbst die Zeit seiner Arbeit am Hoferdrama (18, 213).

Massen auf die Bühne zu stellen, hat Zimmermann nie verstanden. Die einzige Scene, in der wir die Bekanntschaft der französischen Soldateska machen, ist eine Kopie der 5. Scene des 2. Aufzuges der Jungfrau von Orleans. Auch das tirolische Volk tritt in der 1. Fassung des Dramas eigentlich nur in einer einzigen Scene, der 8. des 1. Aufzuges, auf, und da spricht es im Chorus.

Des Dichters ganze Sorge ist auf die getreue Zeichnung der Bauernführer gerichtet. Auch hiefür ist Hormayr die Quelle. Schon daß dieser S. 52 eine zusammenhängende Charakteristik Hofer's giebt, während die wenigen Angaben Bartholdys über Hofer in seinem Buche zerstreut sind, macht es wahrscheinlich, daß Hormayr Zimmermanns nächste Quelle war. Ein oberflächlicher Vergleich erhärtet die Annahme zur Thatfache. Die Auffassung, die Lesebre Hofer entgegenbringt (17, 26), deckt sich stellenweise wörtlich mit der Hormayr's (59).

Mit der gleichen Sorgfalt zeichnet Zimmermann die Figuren Haspingers, Donays und Kolbs nach Hormayr. Die Person des Schupfenwirtes war Bartholdy unbekannt geblieben. Ubrigens giebt auch Hormayr nicht viel mehr als seinen Namen: Etschmann — und den durfte Zimmermann der schandbaren Gattin wegen, die er dem Wirte angedichtet hatte, nicht verwenden. So nennt er ihn denn Wildmann. In der 2. Fassung, wo mit Ehs's Ehebruch auch dieses Bedenken weggefallen war, heißt er dann richtig Etschmann.

Was für die Zeichnung Speckbachers bei Hormayr zu holen war, verschwindet neben dem eingehenden Berichte, den Bartholdy über diesen seinen Liebling bringt. Auf ihn weisen die Gesamtauffassung wie gewisse Einzelheiten seines Charakters. Für seine Thatkraft, Unermüdllichkeit, Aufricht, die ihn im ersten Theile des Dramas weit über Hofer erheben, wie für seine außerordentliche Schlauheit, die Zimmermann in der großen Wirtshauscene des 1. Aufzuges illustriert, bietet Bartholdy Beispiele in Hülle und Fülle. Der Bartholdysche Speckbacher ist geradezu die Voraussetzung für den Zimmermann'schen — und als der Dichter daran geht, das Außere des Mannes



zu beschreiben, greift er mit Umgehung Bartholdys auf Hormayr zurück.<sup>1)</sup>

Daß dieser Zimmermanns Hauptquelle war, insofge seiner klaren Art darzustellen sein mußte, leidet keinen Zweifel, so eigentümlich es auf den ersten Blick erscheint, daß der Dichter, die begeisterte Schilderung des Romantikers verschmähend, an den kühlen Diplomaten Anschluß nimmt. Ebenso sicher erscheint aus inneren Gründen, abgesehen von dem Zeugnisse Putlis, die Bekanntschaft des Dichters mit dem Geschichtswerke Bartholdys. Nur der Grad seiner Benutzung bleibt noch zu untersuchen. Da ist vor allem auffallend, daß wörtliche Anklänge an Bartholdy im Trauerspiele vollständig fehlen. Einen weiteren Anhalt gewähren die geographischen Verstöße Zimmermanns, wie die irrthümliche Verlegung der Gallwiese vor das Schloß Ambras. Auch ein Lesebre kann, um die auffallendsten hervorzuheben, eine größere Truppenabteilung nicht durchs Zillertal nach Ladisch detachieren, kam sich nicht durchs Sau- und Pusterthal mit Eugen vereinigen; und selbst einem mit dem feinsten Gehörsinne ausgestatteten Alpser ist es unmöglich, wenn er die Straße von Brixen über den Brenner wandert, „Schießen von Prus“ zu hören (17, 18). Diese Irrtümer erscheinen umso merkwürdiger, wenn man weiß, daß dem Bartholdyschen Buche eine „General Charte von Tyrol“ angehängt ist, die den Dichter über die Topographie der Grafschaft zur Genüge hätte aufklären können. Erklärlich werden diese Irrtümer erst, wenn man annimmt, daß Zimmermann bei der Arbeit am Drama das Buch nicht mehr vorlag. Er hatte es zur Einführung gelesen und mitbringend gelesen, wie die lebensvolle Gestalt seines Speckbacher zeigt. Seine eigentliche Vorlage im wörtlichen Sinne bildete aber Hormayrs Buch. Für die ausgedehnte Litteratur, die ihm nach Putlis die Universitäts-Bibliothek in Göttingen liefern mußte, bleibt kein Platz im Drama.

<sup>1)</sup> Wir stellen die Beschreibungen Bartholdys, Hormayrs und Zimmermanns nebeneinander. Die Übereinstimmung der beiden Historiker erklärt sich daraus, daß Hormayr Bartholdy gelegentlich anschreibt.

Bartholdy 53.

Den Kopf hält er vorwärts gebückt . . . Nur wenn vom Kriege die Rede ist, erhebt er das Haupt, die Züge beleben sich, man wird gewahr, daß er zu befehlen gewohnt ist und versiehe.

Hormayr 240.

. . . Speckbacher . . . von . . . vorwärts gebengtem Haupt, und gesenktem Blick. Beyde erhebt er nur, wenn vom Krieg oder vom Vaterland die Rede ist, dann wird das schene Auge blitzschnell durchdringend und wird, der Kopf in befehlender Haltung zurückgeworfen . . .

Zimmermann 17, 18.

. . . Meistens blickt er starr zu Boden. Nur wenn er hörte, Kaiserens Löwe werde Nun bald sein Haupt in Dorf und Stadt erheben, Dann blitze fürchterlich sein Aug' gen Himmel.

Die Handschrift, deren Benutzung nachgewiesen wurde, dürfte kaum viele ihresgleichen neben sich gehabt haben.

\* \* \*

Noch war das Trauerspiel in Tyrol im Drucke nicht erschienen, als Zimmermann bereits aus dem Kreise derer, welche die neue Dichtung zu Gesicht bekommen hatten, Vorschläge zu Änderungen erstattet wurden. Holtei hatte vor einer zahlreichen Zuhörerschaft in Berlin eine Vorlesung des Stückes veranstaltet, welche vier Stunden währte, ohne daß der 5. Aufzug zum Vortrage gekommen wäre (Putliz 1, 151). Für die Aufführung mußte es also gekürzt werden. Auch von anderer Seite wurden, wie Putliz (1, 150) schreibt, in Betreff der Aufführbarkeit „Zweifel und Bedenken“ geltend gemacht, „von denen der Dichter beim Druck des Trauerspieles in einer längeren Vorrede einige zu beseitigen, andere zu widerlegen suchte“. Zimmermann giebt in dieser Vorrede seiner Bereitwilligkeit zu Änderungen Ausdruck und deutet die Richtung an, in welcher sie sich zu bewegen hätten. Nur die Engelercheinung löst er sofort in einer „Variante für die Aufführung“ von der Handlung los. Es bedurfte also weder Börnes noch Platens Mahnung, um dieses Motiv aus der angekündigten Neubearbeitung verschwinden zu machen.

Diese Neubearbeitung war jedenfalls innerhalb der in der Vorrede gesteckten Grenzen bereits vollzogen, als Zimmermann auf den Wunsch der Düsseldorfer Schauspielergesellschaft im Jahre 1829 zur Einstudierung des Stückes schritt: unberührt waren also alle Stellen geblieben, welche den Gegensatz zwischen dem Heldentume der Tiroler und dem der Franzosen ins Licht zu setzen hatten; hingegen fehlten die Partien, in denen das Schwert und der Engel vorkamen, während die Machinationen Donahs im 1. Aufzuge, Kolbs Narretheidung im 2. und die ersten Scenen des 5. Actes „zusammengezogen, in Erzählungen verlegt oder gestrichen“ worden waren (17, 12). Die Brief- und Ehebruchsgeschichte war stehen geblieben (Putliz 1, 202). Diese Änderungen bezeichnen den ersten Zustand der Umarbeitung.

An ihre Tendenzen knüpft Zimmermann an, als er für die Gesammtausgabe seiner Werke im Oktober 1832 eine neuerliche Durchsicht des Dramas vornahm (Putliz 2, 19). Andeutungen darüber gab er bereits 1830 in einem Briefe an Beer.<sup>1)</sup> „Das Kleinfache und Sentimentale soll hinaus,“ schrieb er während der Arbeit an Tietz, „und das Ganze wird auf ein einfaches, großes historisches Motiv gebaut werden.“<sup>2)</sup> Das Kleinfache war die Art, wie er in

<sup>1)</sup> Michael Beers Briefwechsel. Herausgegeben von G. Schenk. Leipzig 1837. S. 155.

<sup>2)</sup> Briefe an V. Tietz. Herausgegeben von Holtei. Breslau 1864. 2, 66.

der ersten Fassung Hofer den Brief vorenthalten hatte, das Sentimentale die Eusepiode, und das einfache historische Motiv ist die Trennlosigkeit des Kanzlers in Wien. Nun kommt also eine neue Scene hinzu: das Wiener Cabinet greift in die Handlung ein. Dieser Zustand bezeichnet die zweite Phase der Umarbeitung.

Mit dem fertigen Manuskripte in der Tasche reiste Zimmermann im Herbst 1833 nach Tirol. Es war natürlich, daß dem Dichter auf dem klassischen Boden seines Dramas, unter dem Volke, dem seine Helden entstammten, manches am Stücke änderungsbedürftig erscheinen mußte. Einzelne Verbesserungen wurden noch auf der Reise vorgenommen, — in dieser Gestalt las es Zimmermann am 15. Oktober in Dresden Tiedt vor (Putzig 2, 45), — die Hauptarbeit wird in die Mäße der folgenden Wintermonate fallen. In dieser letzten Fassung führte er das Trauerspiel im April 1834 auf dem Düssel-dorfer Theater auf (Putzig 2, 65), reichte er es 1835 als „Andreas Hofer“ seinen gesammelten Schriften ein.

Die Veränderungen sind in Kürze also folgende: Die Stellen, an welchen das Schwert und der Engel vorkommen, bleiben weg, wenn auch nicht in dem Umfange wie in der „Variante“; die Erzählung Hofers von seinem Traume und die Deutung Haspingers werden wieder aufgenommen. Kolb verschwindet völlig aus dem Stücke; die Verbindlichkeit Rannouards gegen Hofer wird anders begründet. Donays unheilvolle Thätigkeit erscheint auf den schließlichen Verrat beschränkt. Es fallen somit auch die Zwistigkeiten der Führer in Innsbruck aus. Das Briefmotiv wird wesentlich vereinfacht: der Brief, den im „Trauerspiel“ widrige Zufälle dem Sandwirte vorenthalten haben, existiert im „Hofer“ garnicht; es bedarf somit auch nicht mehr des Ehebruchs und der Rache Elsis. Während der Dichter diese hob, setzt er Metternich und Engen über Gebühr herab. Es war thatsächlich bereits im Oktober von Wien ein Brief an Hofer mit der Mahnung zur Ruhe abgegangen, und Engen hatte nie nötig gehabt, ihn zu belügen.

Nach den Gründen dieser Streichungen wird Niemand in den Quellen suchen. Aber auch für die neu ins Drama gekommenen Personenkreise werden sich solche kaum nachweisen lassen. Hatte sich Zimmermann einmal für die Version entschieden: eine kaiserliche Friedensmahnung wurde nie an Hofer erlassen — so war es am einfachsten, auf der Bühne zu zeigen, warum sie unterblieb. Dabei fand der Dichter Gelegenheit, sich über Metternich und das Legitimitätsprincip der Restaurationszeit auszusprechen. Die andere neu eingeführte Gruppe umfaßt Fran Straubing, ihre Tochter Bärbel und Heinrich Stof. Von Bärbels Seite weg, mit der er eben den Kiltgang hielt, hatte ihn Fran Straubing während des Kampfes

auf dem Hielberge Hofer zugeführt. Ein Kartätchenschuß streckt ihn zu Boden, Wärbel verfällt darüber in Wahnsinn. Der Bräutigam, der von seinem Mädchen in den Schlachtentod eilt, ist ein altüberliefertes Requisite, den Opfermut eines sich erhebenden Volkes zu verdeutlichen.

Das Bestreben, dem diese Episode entsprang, kennzeichnet die ganze Neubearbeitung. Der Dichter sucht die tirolische Landschaft seines Dramas stilvoll zu staffieren; die alten Helden werden mit neuen intimen Zügen ausgestattet, ihre Rede wird teilweise in Prosa aufgelöst und mit prägnanten Ausdrücken und drastischen Wendungen durchsetzt.

Einen Teil dieser Arbeit mag Zimmermann — ob vor oder nach seiner Tiroler Reise steht dahin — auf Grund einer abermaligen Durchsicht Bartholdys und Hormayrs ausgeführt haben. Dahin gehören die Verwertung des Wildschützenstückchens aus Speckbachers Jugend (16, 483, Bartholdy 52), die Erwähnung des Pferdehandels Hofers (16, 508, Bartholdy 64, Hormayr 47) und das Wortgeplänkel zwischen dem Sandwirth und Frau Straubing (16, 508, Hormayr 54). Andere neue Züge und Einzelheiten sind als Ausbente seines Blickes ins Tirol aufzufassen.

Zimmermann erzählt selbst, wie groß das Interesse war, mit dem er seine „historisch-poetische Wallfahrt“ zu all den Stätten (soweit sie im Junthale gelegen sind) unternahm, an welchen seine Helden gewirkt hatten. Daß er mit Fragen nicht gespart hatte, verrät die Beschreibung seiner Reise (10, 233 ff.) wiederholt. In Innsbruck erhofft er sich Dienstliches aus dem Munde des Adlervirtes Niederfirchner (10, 239); die kleinsten Knaben wußten ihm die Geschichte von 1809 zu erzählen (10, 250); und als er erfährt, daß Gschmann, der ehemalige Schnupfemwirth, noch am Leben sei, macht er verschiedene, aber vergebliche Versuche, mit dem Manne zusammenzutreffen (10, 245).

Einige dieser Änderungen lassen sich auf Grund der Reisebeschreibung als bestimmt durch persönliche Erfahrungen Zimmermanns erweisen. „In den Wirthshäusern,“ schreibt er beispielsweise (10, 250), „ist der Wirth und meistens auch die Wirthin die unbekante Zahl X . . . Dagegen ist die Kellnerin . . . das Perpetuum mobile . . .“ Sie muß also in der 2. Fassung an Stelle Wildmanns Speckbacher und Lesebre bedienen. Dabei wird der „Schoppen“ mit dem österreichischen „Seidel“ vertauscht. Ein anderesmal beschreibt Zimmermann mit Interesse einen Spielhahn (10, 242), den er offenbar früher nie gesehen hatte. Die Anwendung macht er im 2. Akte des „Hofer“, wo er den Sandwirth von Heinrich Stoß sagen läßt: „Und Augen, wie der Spielhahn, wenn er singt!“ (16, 509). Nun kommen Worte wie

„Alm“ und „Alpenröslein“ in den Dialog — alles im Bestreben nach echtem Kostüm und wärmerem Kolorit.

Zu Tirol war es auch, wo Zimmermann Ersatz für das ausgeschiedene Schwertmotiv fand. Beim Besuche des Innsbrucker Museums fiel ihm das weiß-blaue Band am Säbel Hofers auf. „Als er nach seiner Erwählung zum Volkshaupt einen Degen haben wollte,“ erfuhr der Dichter (10, 243), „war in dem Augenblicke eben weiter keiner aufzutreiben als der, den ihm ein Tiroler, Namens Schaffer, überreichte. Dieser hatte unter der bayerischen Regierung eine kleine Stelle gehabt. So führte Hofers des Feindes Waffe und Farbe, bis er späterhin einen Ehrensäbel erhielt.“ Zimmermann nahm dieses Motiv unverändert in das Drama auf (16, 498).

Die geographischen Verstöße werden getilgt, wo es angeht. Auf der Höhe des Berges Ziel wird sich der Dichter nach seiner Darstellung (10, 242) über den Irrtum mit der Gallwiese und dem Schlosse Ambras klar (auf den übrigens schon früher Hormayr in seinem Archive für Geschichte u., 1827, S. 782 hingewiesen hatte). Nun läßt er Elfi in der einleitenden Schupfenwirshauszene nicht mehr sagen, Lefebre ziehe ins Land herab, sondern „ins Land“ schlechthin (16, 482).

Als Rest bleiben einige Detailzüge, welche ebensowohl Reise- als Lesefrüchte sein können. Die Stelle des „Trauerspieler“, wo La Coste zu Speckbacher sagt: „Du bist der so berücksichtigt —“, worauf dieser unterbrechend antwortet: „Nein Herr, nicht Soberüchtigt nenn' ich mich“, ändert der Dichter im „Hofers“ folgendermaßen ab: La Coste: „Du bist der Brigand —“, worauf Speckbacher: „Brigand? So steh' ich nicht im Taufbuch, Herr Off'cier.“ (16, 486) „Brigands“ war, wie Hermann Friedländer in seinen „Ansichten von Italien“ (Leipzig 1819—1820, 1, 37) mitteilt, das Schmähwort der Franzosen für ihre Gegner, welches später unter den Landesverteidigern zu einem Ehrentitel wurde. Der dritte der Vierzeiler: „A Büchse! zum Schieß'n . . .“, welche die Brüder Kainer in der 2. Fassung statt des symbolischen Liedes der ersten singen, findet sich schon bei Bartholdy (48). Vielleicht sind die beiden anderen in Tirol angezeichnet. Möglicherweise stammt ebendaher die Klage Haspingers über die von den Feinden verübten Kirchenschändungen (16, 493). Bartholdy und Hormayr wenigstens schweigen darüber. Nun giebt auch Speckbacher seiner Abneigung gegen das österreichische Militär lebhafteren Ausdruck. Er teilt sie mit dem Dichter (10, 244, 240). „Wir ist's recht lieb, daß uns die weißen Röcke, die rothen Hosen jetzt verlassen, denn es waren doch latein'sche Schützen nur, und hatten's falsch mit uns.“ (16, 481). Die rothen Hosen der österreichischen Generale waren

Zimmermann schon 1831 in Mainz aufgefallen (10, 19). Oder er erinnerte sich an die Stelle in Heines „Italien“, wo die Uniform des Kaisers Franz beschrieben wird (Sämtliche Werke herausgegeben von Elster, Leipzig o. J. 3, 238).

## Hebbels Briefwechsel mit Adolf Pichler.

Mitgeteilt von Adolf Pichler in Junsbruck.

### V o r w o r t.

Hebbels Gestalt tritt immer bedeutender in unsere Gegenwart, er hat sogar manches vorweggenommen, was heute die Mode beherrscht. Wir denken an die nordischen Dichter, das durfte H. Werner mit Recht kräftig betonen. Wir sind daher Felix Bamberg aufrichtig zu Dank verpflichtet, daß er seine Tagebücher, seine Briefe in Druck gab. Leider läßt die Ausgabe der letzteren manches zu wünschen übrig; es wurden nicht nur Stellen, die für die Litteraturgeschichte, für die Charakteristik von Hebbels Persönlichkeit wichtig sind, es wurden auch Briefe weggelassen, die man in diesem Sinne mit Bedauern vermißt. Da möchten wir nur für unseren Teil Ergänzungen und Nachträge liefern und wünschen nur, daß es auch von anderer berufener Seite geschehe.

Junsbruck.

Adolf Pichler.

### 1.

An F. Hebbel.

(1849.)

Sie werden sich meiner kaum noch erinnern, da unsere Bekanntschaft in Wien nur kurze Pflege fand. Wenn ich mir dennoch die Freiheit nehme, mich an Sie zu wenden, so ist es weniger meinemwegen, als für eine Sache, der ich möglichstes Gedeihen wünsche.

Es haben sich in Tirol wackere und gebildete Männer zur Herausgabe einer Wochenchrift<sup>1)</sup> vereinigt, die von Neujahr an erscheinen soll und den Zweck hat, der Bildung und dem Geschmac bei uns einen edleren Ansatz zu geben, als dieses durch öterr. Blätter wie Bäuerles Theaterzeitung oder den Humoristen Zaphirs geschieht. Politik und was daran hängt, bleibe bei Seite. Der Unternehmer braucht nun Zützen, daß die Ehre des Blattes eben so fest stehe, als seine Wirkung nach innen den Absichten entspreche.

Ich möchte Sie um irgend ein kleines Gedicht oder einen kleinen Aufsatz bitten, da Ihr Name dem Blatt eine schöne Zierde sein würde. Das erste Quartal

<sup>1)</sup> Der „Rhönir“, der zu Neujahr 1850 begann und immerhin einige Bedeutung für die deutsch-österreichische Litteraturgeschichte besaß.

kann die Redaction freilich kaum Honorar zahlen, doch soll Ihnen ein Freirexemplar sogleich zu Gebot stehen. Sie werden sich dann überzeugen, daß wir Tiroler uns neben den andern Deutschen in Oesterreich nicht gerade zu schämen brauchen, wenn wir endlich schwarz auf weiß vor die Öffentlichkeit treten.

Sollte ich Ihnen für das Heuilleton, das Sie wie ich neulich ersehen, bei einem Wienerjournal übernehmen wollen, einen Dienst erweisen können, so verfügen Sie über Ihren

7. November 1849.

ergebensten Fichler.

2.

Penzing 11. Mai 1851.

Sie haben alle Ursache, mit mir ins Gericht zu gehen, denn wenn im Briefwechsel die Pausen im Allgemeinen auch ebenso erlaubt sind, wie in der Musik, so dürfen sie doch nicht so lange dauern, daß sie den Gedanken an Krankheit und Tod erwecken müßten. Freilich kann ich zu meiner Entschuldigung anführen, daß ich seit Jahren nicht so mannigfaltiges durcheinander gearbeitet habe, wie den letzten Winter und eben darnach nach allen Seiten mit meinen Antworten im Rückstand geblieben bin, so daß ich jetzt eben so viel Gläubiger als Freunde zähle. Dann kam zuletzt auch eine Reise hinzu, die ich nach Berlin machen mußte und die mir, die nöthigen Vorbereitungen mit eingerechnet, doch auch drei Wochen wegnahm. Doch dieses alles begründet keine Rechtfertigung, und die Bitte um Absolution, denn ihr letzter Brief enthielt soviel freundliches, daß ich Ihnen den Dank dafür nicht hätte bis heute schuldig bleiben sollen.

Was Sie über die Darstellung der Judith auf dem Innsbrucker Theater meldeten, hat mich zugleich interessirt und ergötzt und an den mir mitgetheilten Aktenstücken habe ich mich wahrhaft erbaut. Der Artikel des Herrn Studenten-Redacteurs war einfach abgeschrieben, aber aus drei verschiedenen Blättern und auch ein Mosaikstück. Johann Unteraufs Typosition dagegen war sehr natürlich, denn ich habe den guten Mann 1848 in der Augsburger allgemeinen Zeitung einmal sehr nachdrücklich an seine Censurperiode erinnert, als er mir zuweit links abirrte und das mag ihm etwas fatal gewesen sein. Unbegreiflich ist es mir nur, wie die Direction zu dem Drama gekommen ist. In der ursprünglichen Gestalt hat sie es doch unmöglich geben können und die Bearbeitung, welcher ich es für das Burgtheater unterzog, war bisher nur durch mich selbst zu beziehen.

Es thut mir sehr leid, daß Ihre Erfahrungen über die academische Jugend die meinigen nicht nur nicht bestätigen, sondern ihnen auf die schneidendste Weise widersprechen. Freilich stehen Sie den Massen näher, während mir nur die ausgezeichneteren Individuen vor die Augen kommen, so daß ich mich gar wol gereizt haben mag, wenn ich von den Einzelnerscheinungen aufs allgemeine schloß. Ich habe jedoch noch immer die Freude kräftigen jungen Venten zu begegnen und es entschädigt mich für manche Unbill, daß diese sich gerade mir aufstießen. Ihre Schilberung der dortigen gebildeten Stände paßt leider fast auf jede Stadt, mir wird es einem nicht so gut, daß man in einem so urkräftigen kerngesunden Bauernstand, wie es der Tiroler ist, auch anderwärts Erbs für die Wärrern findet, welche diese Misere jedem auflegt. Ich bin noch nie mit einem Handwerker, einem Landmann, einem Matrosen zusammengestoßen, wär's auch nur auf der Landstraße, ohne daß ich irgend etwas neues von ihm erfahren, einen Blick in mir fremde Zustände gethan oder eine originelle Welt- und Lebensanschauung kennen gelernt hätte, während ich bei den meisten Gebildeten ein Omar werde, der alle Bücher verbrennen und, um das Recht dazu zu erlangen, die eigenen zum Adibus hergeben möchte. Das einzige Resultat dieser Dressur, die den heutigen Namen der Bildung usurpirt, scheint darin zu bestehen, daß sie die Adern unterbindet, die das Individuum mit der Natur verknüpfen und so die Circulation des frischen Blutes hemmt, daß sie den Instinkt tödtet, ohne den Verstand oder die Vernunft zu wecken.

Sie erkundigen sich nach der Fortsetzung der Schaniwelerin. Ich habe den ersten Akt bereits vor drei oder vier Jahren geschrieben und bin bis jetzt nicht zu dem Stück zurückgekehrt, das eine ganz eigene gemischte Stimmung erfordert, weil es sich über das gewöhnliche Schaniwiel erhebt und doch nicht Tragödie werden darf, sie wird wol einmal wiederkehren. Es ist inzwischen ein ganz neues Drama, freilich nur in zwei Akten entstanden, Michel Angelo, das auf reiche eigene Erfahrungen gestützt die Konflikte behandelt, welche dem Künstler als Künstler begegnen und sie sittlich zu lödren sucht, indem es sie auf eine höhere Nothwendigkeit zurückführt. An die Subäre der Lorenz Kindelein und Correggio werden Sie hiebei nicht denken; es kann keine größere Verirrung geben, als den Protomangel neben Ideenüberfluß tragisch und ästhetisch genießbar zu finden. An Torquato Tasso bitte ich aber sich auch nicht zu erinnern, denn dieses Stück ist doch nichts anderes, als die interessante Krankheitsgeschichte eines begabten Menschen, der sich sittlich nicht vollendet und kann wahrlich nicht als Typus der Dichternatur gelten. Meinen Vorwurf bildet jener Saureteig, der mit der leeren Tische nichts zu thun hat, durch die Bildung aber auch nicht beseitigt, nur als nothwendig begriffen wird. Ich glaube nicht ganz unter der Aufgabe geblieben zu sein; auch der äußere Erfolg des Dramas war ein sehr günstiger, als Holten es vorlas und das will bei Werken etwas sagen, die mit jener Tinte geschrieben sind, welche erst zu leuchten anfängt, wenn das rechte Auge darauf fällt.

Der erste Akt der „Tarquinier“ hat mir warmes Interesse eingeköst, das wissen Sie vielleicht schon aus einer Journalnotiz. Den Bau des Dramas glaube ich darnach schon übersehen zu können und der hat ganz meinen Beifall. Den Grad der Verlebendigung kann ich allerdings noch nicht ermessen. Mir hat es wol gethan, daß die Tuba durch das ganze hindurchdröhnt. Ob Sie den Akt an Franz schicken sollen, weiß ich nicht; ich sehe das Blatt nicht und habe keine weitere Verbindung mit ihm, als daß ich ihm in Folge seiner Einladung ein Gedicht gab.

Darf ich bitten, Ihre dortigen Freunde von mir zu grüßen, vor allem Herrn Professor Hlr. Kommen Sie im Sommer nicht nach Wien? Den Juli ausgenommen bin ich immer hier und zwar auf dem Lande.

Der Ihrige

F. Hebbel.

### 3.

Wien 13. Av. 1852.

Es hat mich sehr gefreut, gleich nach meiner Rückkehr von München von Ihnen ein Lebenszeichen erhalten zu haben; ich danke Ihnen sehr für Ihr Liebesheit und die Jurische Monographie und werde beide Produktionen selbst am geeigneten Orte anzeigen, wo möglich bald. In Ihren Liedern ist mir von allem übrigen abgesehen, besonders die Einfachheit wohlthuend; ich gestehe, daß ich Dinge wie die Amaranth und ähnliche Barbareien nicht ohne physischen Krampf lesen kann. Die Jurische Arbeit ist meisterhaft und geht hier in Wien auf meine Empfehlung von Hand zu Hand; mir ist eine acutenmäßige Darstellung dieser Art, welche die größte Detailarbeit mit einer solchen Uebersichtlichkeit in einem so lebendigen Stolz verbindet, nicht leicht vorgekommen. Ihr Aufsatz über Michel Angelo erscheint jetzt erst im rechten Lichte.

Mir ist es in München, wo ich sechs Wochen verweilte, obgleich ich nur auf 14 Tage hinging, gut ergangen, für meine physischen Zustände zu gut. Der Wirbel, in den ich hineingerißen wurde, ist mir noch nicht wieder aus dem Kopf; ich leide an bestiger Migräne und habe sonst mit diesem Nebel sehr wenig zu spassien. Kein Wunder, mir ist die einfachste Lebensweise nicht bloß Bedürfniß, sondern auch Genuß und dort kam ich vor lauter Dime's und Zuppe's kaum zu mir selbst. Ihren Glückwunsch zu dem Erfolg meines Stückes kann ich ruhig annehmen, obgleich die Wiener Pubenschaft mit einer Trechtheit, die noch nicht vorgekommen



sein dürfte, die offenkundigen, von Tausenden verbürgten Thatfachen auf den Kopf zu stellen sucht. Die Agnes Bernauer wurde vor einem überfüllten Saale bei schlechtester Besetzung (letzteres durch meine Schuld, weil ich drängte und die Hülf sehr der Hauptmitglieder nicht erwarten wollte) gegeben und der Verfasser dreimal stürmisch hervorgehoben. Der freie Eintritt war vollständig aufgehoben und die Leute drängten sich wahrlich nicht bloß aus Theilnahme für mich ins Theater; im Gegentheil, sehr viele hätten mir gern den Stab gebrochen, weil sie bei ihrem altbairischen Fremdenhaß aus meinem durch die Umstände gebotenen etwas längeren Aufenthalt und aus meinem Umgange mit dem gefürchteten Könige den Schluß zogen, daß ich mich unter ihnen domiciliren ja — so weit ging die Verächtlichkeit — als Kabinetsecretär beim König eintreten möchte. Dennoch konnten sie mir nicht an den Leib, so daß ich alles wol erwogen, unter andern auch die Unzufriedenheit mit einem Drama, das den Staat in seiner sittlichen Berechtigung hinsetzt, ein wenig in Anschlag gebracht, in München durch die bloße Macht des Werkes ein Resultat erringen habe, wie noch nie zuvor. Dem literarischen Vampengefindel gegenüber halte ich, es mag's treiben wie es ihm gefällt, ein unbedingtes Stillschweigen für nothwendig. Ihnen wollte ich aber doch sagen, wie sich die Sache verhält; übrigens wird der Haufe auch bald aufgeklärt werden, denn schon haben Zuttgart, Weimar, Augsburg und Königsberg sich die Agnes verschrieben und das spricht deutlich genug.

Drucken habe ich das Mscr. noch nicht lassen, so daß ich es Ihnen so gern ich's auch thäte nicht schicken kann. Dagegen sende ich Ihnen hierbei eine „actenmäßige“ Anzeige desselben, die Herr Doirer Glaser erbitentlich besamt durch seine Schrift über Schuld und Strafe, seine Uebersetzung Beccarias u. s. w. nach einmaligem Anhören für Ihren dortigen Phoenix aufgesetzt hat. Der Aufsatz dürfte als Beitrag nicht unwillkommen sein; der Verfasser leistet auf alles Honorar Verzicht und bittet sich bloß einen Abdruck aus, den ich ihm einfinden werde. Es ist gut, daß das Blatt in bessere Hände übergegangen ist, nun kann man sich daran beistelligen und das thut wahrlich noth, daß die Gleichstrebenden zusammen halten. Auch wird nächstens etwas schicken, er schreitet bedeutend vorwärts.

Leben Sie wol und lassen Sie mich bald wieder von Ihnen hören.

Ihr aufrichtig ergebener N. Hebbel.

Von Hebbels Brief 12. XI. 52 ist eine Stelle ausgelassen.

#### 4.

So posannten sie eine Nachahmung meines Herodes „Die Maccabäer“ monatelang als ein nie dagewesenes Meisterwerk aus und nun am Tage der Auf-führung fällt es durch wie eine Brechtheriade, am eigenen Bombast erstickend.

#### 5.

19. 11. 52

An N. Hebbel.

Sie haben mir in Ihrem letzten Schreiben vom 18. Aug. 1852 zugewendet, meine Tarquimier dem Burgtheater einzureichen, wie Sie sich ausdrückten, nicht des Erfolges wegen, sondern um auch meinerseits den Beweis in die Hände zu bekommen, wie der edle Reformator jedes tüchtige „Streben“ behandelt. Ich habe das nun gethan. Am 24. October ging das Mscr. nach Wien ab, gestern am 18. November erhielt ich es mit folgender Zuschrift wieder zurück.

„Die Direction des k. k. Hofburgtheaters dankt ergebenst für die Zuwendung des Mscres, der letzte Römertönig (die Tarquimier). Sie bedauert, davon keinen Gebrauch machen zu können, weil ihr das Stück für die Darstellung auf dieser Bühne nicht geeignet erscheint.

Von der k. k. Hofburg-Theater-Direction  
Wien, 13. November 1852.“

Dieser Abfertigung hat mir Herr Laube eigenhändig folgende Zeilen beizufügen geruht.

„Der Absicht und mancher Anlage, verehrter Herr all meinen Respekt, aber die Ausführung erhebt sich nicht zu der Größe, welche einem solchen Stoff unerlässlich ist, wenn er von der Bühne herab wirken soll.

Hochachtungsvoll Laube.“

Uebrigens hat der Donnerstag, den er mir in meine Berge hereingeschleudert, auf mich sehr geringe Wirkung hervorgebracht: nach Ihren Andeutungen dürfte ich dieses ja erwarten.

Hier überfende ich Ihnen eine Kritik von Schads Minnenalmanach, welche der Phoenix in seiner letzten Nummer brachte. Da von Ihren Epigrammen die Rede ist, so dürfte Sie dieselbe interessieren.

Ich lege „die alte Zither“ bei, ein Stück Tirolerleben. Sollte es dem Wanderer zuwagen, so bitte ich es ihm zum Abdruck zu überlassen. Die Verse sind nach Hebungen und Senkungen gebaut, letztere schwanfend von eins zu zwei, ein Auftakt geht voran. Der Stoff erforderte dieses Maß, Jamben oder Trochäen wären ihm nicht gerecht geworden.

Mit herzlichem Grusse Ihr Fichter.

Beim Briefe vom 13. December 1852 fehlt der wichtige Schluß.

## 6.

Erstweilen beziehen Sie sich auf mein Urtheil über die Tarquinier im genannten Briefe abgedruckt, wo und wann es Ihnen gefällt. Können Sie's bis auf die Notiz über das Burgtheater, die meiner Frau wegen wegbleiben mußte, in die A. allgemeine Zeitung bringen, um so besser! Die Maceabäer werden dem Publikum mit Gewalt aufgedrungen, es hilft aber nichts, wenn auch in dieser Zeit von völliger Leere des Theaters natürlich nicht die Rede sein kann. Keulich lud mich Professor Eitelberger zur Mitarbeiterschaft an dem Literaturblatt ein, daß die Wienerzeitung vom 1. Januar an begleiten soll: ich schlug auf der Stelle auch Sie vor und übernahm es Sie einzuladen. Das geschieht denn hiemit; wenn Sie rasch etwas senden können, werden Sie sich am besten empfehlen. Was sich eignet, sagen Sie sich selbst am besten. Mich freut das Ganze; in so engen Schranken es sich auch bewegen wird. Es ist doch ein Anfang. Was Sie haben, schicken Sie es mir an mich, ich besorg' es. Vorgestern sandte ich Ihnen unter Kreuzband die Agnes Bernauer zu, Sie werden sich meiner Bemerkung über die Münchner Angriffe auf dieses Stück aus einem früheren Briefe erinnern und wahrscheinlich ein wenig lächeln. Uebrigens gewinnt dieß Drama überall Boden und sehr viele Leute finden's jetzt gerathen, den Hut wieder abzugeben, wozu der empfindliche Schlag, den Professor Z. Rene Taillandier in seinem Aufsatz in der Revue de deux Mondes über mein Drama für mich führte, stark mit beigetragen haben mag. Diese Instanz wurde früher immer als eine infallible herangeführt und läßt sich nun nicht gut discreditiren.

Vom Herzen

Ihr Hebbel.

Daran schließt sich der Auszug aus einem Briefe der Hofburgtheaterdirektion vom 18. November 1852.

So eben erbatte ich Ihre Bernauer verehrter Herr! von Excellenz mit dem Bemerkten zurück, daß er die Aufführung bestimmt ablehne. Auch der Verus auf den Erfolg hat nur nachtheilig gewirkt, seine Nachrichten aus München wider-

sprechen dem und er ist im ganzen offenbar gegen das Thema eingenommen, welches ihm für ein Hoftheater mißlich erscheint. Da ist nichts mehr zu thun.

Ihr ergebener Laube.

Hebbel hatte diese Antwort Laubes an mehrere Herren, darunter auch an Graf Taaffe geschickt mit dem Ersuchen um ein Gutachten über das Verhalten des Burgtheaters. Hier folgt das meinige.

## 7.

An F. Hebbel.

In den voranstehenden Zeilen wird das Drama Agnes Bernauer von F. Hebbel abgewiesen, weil das Thema für ein Hoftheater mißlich erscheine. Da nun die Direction des Hofburgtheaters desungeachtet die Agnes Bernauer eines andern Dichters<sup>1)</sup> zur Aufführung bringt, so kann ich aus innerer Ueberzeugung dieses Verfahren — nachdem früher Hebbels Werk, das den gleichen Stoff behandelt, abgewiesen wurde, nur als unbillig, ungerecht und meinen Begriffen von Ehre nicht gemäß bezeichnen.

D. Adolf Fichter.

Beim Briefe vom 10. Februar 1853 fehlt der Schluß.

## 8.

Ich sende Ihnen hiebei für den Rhönix acht neue Epigramme. Möchten Sie die Hand ein wenig darüber hatten, daß der Leser den Distichen alle ihre Füße läßt? Wenn es die Oeonomie des Blattes nicht stört, so bitte ich um die Nummer, in der sie Aufnahme finden. Sie fragten mich zugleich ob und wann die Gesamtansgabe erscheinen werde. Ich brenne darauf, sie zu Stande zu bringen, stoße aber auf große Hindernisse. Sie wissen selbst, wie schwer es ist, in der ersten Zeit einen Verleger aufzutreiben und können daraus wol ersehen, daß man, wenn man einen erhält, sich nicht nach allen Seiten verklankuliren kann. Daraus folgt dann viel Fatalles für die Zukunft. Ich bin seit lange mit dem Ordnen dieser Angelegenheiten beschäftigt und werde von Tag zu Tag desperater. Doch verzweifle ich nur noch momentan! Aber da hat man wieder einen Beweis, wie es trotz aller Juristen mit der Ausbildung mancher Rechtsinstitute steht. Fast alle meine Dramen werden in umgearbeiteter Gestalt wieder hervortreten, sobald es zur Gesamtansgabe kommt, aber der neue Verleger will sie doch auch einzeln abgeben können und der alte Campe hat Auflagen gemacht, die an Zahl der Exemplare sechs (es hängt mit der No. 30 nämlich ganz eigen zusammen) überreffen. Wie soll man sich da herausziehen? Und der Dichter, die moralische Person die sich waschen will, kommt am meisten zu kurz. Uebrigens hoffe ich noch und bin ich mit Weber vorerst einig, so kann ich auch für meine Freunde etwas thun, namentlich für Sie. Er ist ungehalten auf mich, weil er meinem Zögern verkehrte Gründe unterlegt.

Wie immer Ihr Fr. Hebbel.

## 9.

22. 12. 54.

Allerdings war es lange, daß ich Nichts mehr von Ihnen vernahm, fast ein volles Jahr, wenn ich mich nicht irre. Ich hatte von Marienbad aus, woselbst ich diesen Sommer, meiner leidenden Frau wegen volle 6 Wochen verbrachte, den Freiherrn F. v. Nechtzig, den Verfasser mehrerer Dramen so wie des höchst bedeutenden Romanes Gustav Holm, der Tirol bereisen wollte an Sie empfohlen, er

1) Das schwache Stück von Melchior Meur.

ist aber nicht angekommen. Sie hatten einen der gebildetsten Männer Deutschlands in ihm kennen gelernt. Suchen Sie sich wenigstens durch die Lectüre seines Werkes zu entschädigen, das, wenn es auch nicht eine rein künstlerische Production ist, doch die größte Verbreitung verdient und sich zu Gutstos's gleichfalls sehr merkwürdigen Mutern vom Geiste ungefähr so verhält wie der Stundenzeiger zum Minnenspeicher.

Ihr Brief traf zu einer Zeit bei mir ein, wo ich gerade in Begriff war meine neue Tragödie abzuschließen, ich hätte aber obnebit auch für Ihre Hymnen nichts thun können, denn ich lebe in Bezug auf Zeitungen und Journale mitten in Wien gewiß noch schlimmer wie Sie in Innsbruck und unterhalte mit absolut gar keiner Redaction eine bleibende Verbindung. Jetzt hat Ernst v. Schwarzer die Donau gegründet, die sich nach den mir zugegangenen Nummern sehr anständig ausnimmt und die eine große wie es scheint, sehr mannigfaltige Beilage bringt. Vielleicht wäre dieser Zeit Ihnen recht und wenn Sie wollten, werde ich den Abdruck zu vermitteln suchen indirect nämlich, denn mit jenem Manne siehe ich nicht in persönlichem Verkehr, nur müßten Sie es mir zu willen thun. — Mich haben Ihre Hymnen innig und warm angezogen, sie sind voll und mächtig und es weht darin der Hauch ächter Begeisterung. Doch zweifle ich, ob diese Form sich jemals in Deutschland einbürgern wird und habe mich ihrer, wie aller verwandten in eigener Praxis bis aufs Fäsißon streng entbunden, obgleich ich die Stimmungen, in denen der Reim eine Fessel scheint, nicht gut kenne. Es ist bis jetzt wenigstens immer mißlungen, von Mopliod und Böh an bis auf Platen herab. Nichts von allem, was versucht wurde, lebt im Volk und ich kann den Grund davon durchaus nicht in den Talenten finden. Nach meiner Meinung ist unsere Sprache bildungsfähig genug, die antiken Maße nachzuschaffen, wenn es sich um die Uebersetzung eines Gebalts handelt, der von ihnen unrennbar ist, aber nicht, sie aus sich selbst mit innerer Nothwendigkeit hervorzutreiben, wie ein Spiegel das Bild, das er treu und klar aufhängt, ja auch nicht weiter als die lateinische, wenn sie reimt; es geht, aber beweist auch nichts weiter, als daß es geht. Doch ist dieß nur eine individuelle Ansicht, die sie vielleicht anregt die Frage noch einmal zu prüfen.

Die Agnes Bernauer wird wol noch lange vor dem Theater stehen bleiben müssen, und mein neues Stück, das bis jetzt mit Ausnahme meiner Frau Niemand auch nur dem Titel nach kennt, halte ich einstweilen selbst zurück, obgleich ich eines schwertlich schon so rund dargestellt habe. Uebrigens habe ich es nicht mit dem Publikum zu thun, sondern nur mit Personen, die sich zwischen mir und das Publikum drängen. Nennen Sie das Buch des Barons Götvös „Ueber den Einfluß der herrschenden Ideen auf den Staat?“ Lesen Sie es! Mir hat der Fürst Schwarzenberg, der sich Ihrer freundlichst erinnert, es gebracht und es gehört zum Gediegensten, was in der politischen Litteratur seit lange hervortrat. Die Widerlegung möchte ich sehen!

Das beste zum neuen Jahr!

Ihr Hebbel.

### 10.

30. 12. 55.

Wenn Sie mir ernstlich ärgerten, so könnte ich es Ihnen kaum verargen. Nichts desto weniger werden Sie mein langes Stillschweigen begreifen, wenn Sie wüßten, was alles zwischen meinem Plat und meinem Dezember liegt. Und warum sollten Menschen, deren Ueberzeugungen und Bestimmungen so hart und unveränderlich sind, wie ihr Knochengebiß nicht nur Ruhe eine Pause machen und doch aufeinander zählen dürfen? Zu diesen gehören wir aber ohne Zweifel alle beide.

Ich habe diesen Sommer volle acht Wochen in Gmunden zugebracht und auch dort sogar ankaufte. Natürlich im allerbescheidensten Sinne. Dennoch macht es mir zwar, sehr ein Häuschen und einen Garten zu besitzen. Nächsten Sommer

gehe ich wieder hin, um dort mit meiner Frau abermals den Feriemonat des Burgtheaters zu verleben und Lust und Wasser zu genießen; letzteres nämlich indem ich im See und in der Traun takt bade. Vielleicht führt Sie Ihr Weg dann auch einmal nach Oberösterreich und wir setzen die in Penzing abgebrochenen Gespräche am Fuß des Traunsteins fort. Alles Schreiben ist doch nur ein trauriger Ersatz für den persönlichen Verkehr und je tiefer man dieses erkennt, um so nachlässiger wird man dabei. Ich wenigstens nehme, wenn mich die Produktion nicht drängt, laun noch die Feder in die Hand und auch jene geht mir nur im Freien unter Gottes blauem Himmel von statten, so daß der Prater meine eigentliche Arbeitsstube ist. Freilich sollte man erwägen, daß der andere immer mehr empfängt, oder doch zu empfangen glaubt, als man sich zu geben einbildet und daß er besser supplirt als man denkt.

Ihr Freund Alex. Kaufmann hat mir geschrieben, aber aus seinem Brief ging nur so gänzliche Unbestimmtheit mit mir und meinen Bestrebungen hervor, daß ich ihm nicht zu antworten vermochte. Ich bin ihm offenbar nur ein Name, der ihm hie und da vorgekommen sein mag, der ihn aber nicht veranlaßt hat, sich den Menschen, der ihn trägt, etwas näher anzusehen; er versprach mir z. B. bei der Redaktion des zuverwendenden Düsseltdorfer Journals die Aufnahme eines dramatischen Beitrages zu „besürworten“; das nahm ich freilich nicht übel, aber ich wußte doch nicht recht, was ich dazu sagen sollte, entschuldigen Sie mich also bei ihm, denn ich lasse sonst nie eine Höflichkeit unerwidert, wenn ich mich auch zu vielen säumig zeige.

Von mir sind zwei Bücher erschienen: Novellen und eine Tragödie. Die Novellen werden schwerlich gefallen, könnens auch nicht wol in einer Zeit, die sogar den Begriff der Gattung verloren hat. Gnges scheint, wenn ich nach Wien urtheilen darf, rascher durchzudringen wie irgend ein anderes Stück von mir, doch hat den eigentlichen Gehalt des Stückes noch niemand gesucht, wo er zu finden ist, nämlich im Charakter des Landauales.

[Schluß: Bamberger, S. 408]. Ihr F. Hebbel.

**Verzeichnis.**

1849	An F. Hebbel.	Nr. 1.
11./5. 1851	An A. Pichler.	Nr. 2.
13./4. 1852	An A. Pichler.	Nr. 3.
12./11. 1852	An A. Pichler.	Bamberg 2, 397.
	Von diesem Briefe ist bei Bamberg eine Stelle weggeblieben.	Nr. 4.
19./11. 1852	An F. Hebbel.	Nr. 5.
13./12. 1852	An A. Pichler.	Bamberg 2, 398.
	Von diesem Briefe fehlt der wichtige Schluß.	Nr. 6.
undatirt	An F. Hebbel.	Nr. 7.
2./1. 1853	An F. Hebbel.	Bamberg 2, 399.
10./2. 1853	An A. Pichler.	Bamberg 2, 400.
	Fehlt der Schluß.	Nr. 8.
24./7. 1853	An A. Pichler.	Bamberg 2, 401.
22./11. 1853	An A. Pichler.	Bamberg 2, 403.
13./1. 1854	An A. Pichler.	Bamberg 2, 403.
26./10. 1854	An F. Hebbel.	Bamberg 2, 404.
22./12. 1854	An A. Pichler.	Nr. 9.
6./1. 1855	An F. Hebbel.	Bamberg 2, 405.
20./6. 1855	An F. Hebbel.	Bamberg 2, 406.
30./12. 1855	An A. Pichler.	Bamberg 2, 408.
	Der fehlende Anfang.	Nr. 10.

## Otto Ludwigs „Maria“.

Von Richard M. Meyer in Berlin.

In seinem gelehrten Aufsatz über Kleists „Marquise von S.“ Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 3, 483 f.) hat bereits Richard Maria Werner, von Erich Schmidts unendlicher Belesenheit unterstützt, die merkwürdige Jugendnovelle O. Ludwigs in den Zusammenhang jener Geschichten gestellt, in denen ein weibliches Wesen, im Schlaf überwältigt, unschuldig die Unschuld verliert (S. 497). Die spezielle Stellung gerade dieser Erzählung konnte Werner nicht beurteilen, weil „Maria“ vor der neuen großen Ausgabe von Ludwigs Werken nicht gedruckt vorlag. In der Einleitung zu dem höchst interessanten Denkmal ist wiederum der verdienstvolle Herausgeber der Erzählungen, Adolf Stern, auf Werners Mitteilungen und Vermutungen nicht eingegangen (Otto Ludwigs Werke 2, 541 f.). So bleibt, wie mir scheint, der Zusammenhang noch aufzudecken, in wem diese zarte und doch so aufregende Novelle zu ihren Verwandten steht.

Zolling bemerkt (vgl. Werner, a. a. O., S. 487), das Motiv sei in Wirklichkeit so alt wie die Erzählliteratur überhaupt und schon oft behandelt worden. Das ist unzweifelhaft richtig. Das Motiv gehört in die große und fruchtbare Reihe der Geschichten von übernatürlicher Empfängnis und Geburt. Die fabelhafte Erzählung, daß eine Frau von einer Frau schwanger wird, taucht sowohl in Agypten (Floß-Bartels, Das Weib<sup>3</sup> 1, 330) als in altkeltischer Sage auf. Unendlich häufiger sind die Legenden von einer Beschattung durch höhere Wesen: und mit ihrem Kreis stoßen wir in der Alkmene-fabel schon in die nächste Nachbarschaft unseres Themas. Der Verfasser der „Marquise von S.“ hat auch die Verwirrung in der Seele der Gattin Alferts behandelt, und Otto Ludwig hat seiner Heldin wohl nicht ohne Absicht den Namen „Maria“ gegeben. Denn hier ist bereits das aufreizende Paradoxon gegeben; wie kann die eingreifendste Veränderung im Sein des Weibes ohne ihr Wissen und Ahnen sich vollziehen?

Es ist klar, daß die sämtlichen Formen dieses Motives im wirklichen Leben anzutreffen sein werden. Wo irgendeine Verführte Aussicht auf gläubiges Gehör hat, liegt die Erfindung nahe; und es fehlt deshalb auch in den literarischen Behandlungen des Themas selten der ausführliche Hinweis auf den Unglauben des Hörenden: so bei Madame de Gomez; Werner, a. a. O., S. 493; bei Kleist; bei O. Ludwig. Aber auch Selbsttäuschungen sind nicht ausgeschlossen,

in denen die Überwältigte selbst den Moment der Verwirrung umdichtet. Wenn deshalb O. Ludwig von einem reichen jungen Voigtländer Leinwandhändler erzählt, der eine Scheintote überwältigt (bei Werner, S. 497) und wenn Kleist ebenfalls eine „wahre Begebenheit“ als Grundlage nennt (S. 496), so beweist dies weder für einen direkten Zusammenhang beider Geschichten noch gegen die literarische Tradition: Anekdoten aus der Gegenwart konnten jederzeit der Überlieferung des Motives zu Hilfe kommen, ohne ihre Kette zu zerstören.

Eine solche Kette stetig sich entwickelnder literarischer Tradition liegt nun aber in einer Anzahl von Romanen und Novellen vor, in deren Reihe Ludwigs „Maria“ einen Wendepunkt bedeutet.

Die romaniſchen Fabuliſten haben den pikanten Stoff auf jene Paradoxie des Nichtwissens zugespitzt: so auch jene Madame de Gomez (vgl. über sie Fürst, Vorläufer der Novelle, S. 107 f.), die auf Kleists Novelle wohl unzweifelhaft eingewirkt hat (vgl. Werner, S. 496; Fürst, a. a. O., S. 209). Doch auch das Problem der schuldigen Unschuld lag ihnen nicht ganz fern, aus dem später der „entschuldigte Verbrecher“ (Fürst, S. 143 f., 209 f.), der Typus Marion de Lorme und Kameliendame herauswuchs. Mit diesem Keim fand Goethe die Tradition bereits ausgestattet, als er in den beiden Erzählungen, die am entschiedensten sich der allgemeineren Art der Romane anschließen, beidemale das Motiv ergriff. „Werthers Leiden“, trotz aller Beziehungen zu Rousseau und Richardson so originell aus der Empfindung heraus, die „Wanderjahre“, trotz aller umgreifenden Berührungen so eigenartig aus der Reflexion, entbehren beide diese Eigenheit. Aber in den „Lehrjahren“ fühlt Wilhelm sich schlaftrunken und von der Fantasie beranscht, plötzlich „von zarten Armen umschlungen, seinen Mund mit lebhaften Küſſen verſchloſſen, und eine Bruſt an der ſeinigen, die er wegzustoſſen nicht Muth hatte“ (Buch V, Kapitel 12; bei Hempel 17, 312). Und in den „Wahlverwandtschaften“ geht in Eduards Seele „eine ſonderbare Verwechſelung“ vor: indem er an Stilian denkt, pocht er an Charlottens Thür, und ſie, die den Hauptmann an der Thür zu hören glaubt, öffnet. Beide ſind aufgeregter, verwirrt: die ausgelöſchte Lampe ſteigert die Unklarheit der Situation; und ſie begehen, ehelich verbunden, einen doppelten Ehebruch, der in den Geſichtszügen des Kindes ſich verrät (Teil I, Kapitel 11; bei Hempel 15, 92 f.).

Man beachte, daß Goethe beidemale mit dieſer Scene ein Kapitel und einen wichtigen Abſchnitt ſchließt. In den „Wahlverwandtschaften“ bezeichnet ſie ja geradezu den Angelpunkt der ganzen Handlung: ein blinder Drang treibt die nicht ernt genug Widerſtehenden zu einem Verbrechen, das ſie ſcheinbar gar nicht begehen. Während alſo ſonſt die im Schlaf Überwältigte ſchuldig ſcheint, ohne es zu ſein, iſt hier

für Goethes strenge Moral das Ehepaar schuldig, ohne so zu scheinen. Aber doch nicht völlig schuldig. In dunkler Verwirrung der Sinne geschah die That: die gelöschte Lampe deutet symbolisch das Verlöschen der Besonnenheit an. Auch dies Motiv hat litterarisch weiter gewirkt, freilich nicht ohne Änderung seiner Bedeutung. Grillparzer hatte in einer Liebesaffaire — auch mit einer Charlotte! — erlebt, daß die Geliebte ihm mit dem Licht folgte, es plötzlich aber niederstellte und ihn umarmte (Loube, Grillparzers Lebensgeschichte, S. 80). Das verwandte er in der Liebestragödie, für deren Schluß das Löschen der Lampe ja altes katastrophisches Moment ist. Hero hat erst mit dem sanften Strahl der Lampe die flimmernden Liebesgedanken auslöschen wollen (Werke, Ausgabe von 1872, 5, 58); dann läßt sie die Leuchte wegstellen, erst (S. 63) aus Vorsicht, dann (S. 70) aus Scham. Auch hier begegnen sich Erlebnis und Überlieferung, eigentliche und symbolische Bedeutung. Wir werden diesem Zug des verlöschten Lichtes noch einmal begegnen.

Ednard und Charlotte also täuschen sich selbst in die Dunkelheit hinein; er „löscht zuletzt mitwillig die Kerze aus“ (S. 94). Wilhelm Meister dagegen ist fast ganz unschuldig; er, immer der passive Held, hat fast ganz die Rolle der Marquise von T. zu übernehmen. Daher weiß er denn auch wirklich nicht genau, wen er umarmt hat; der Zweifel, ob Mignon oder Philine, kehrt bis auf Einzelheiten bei T. Ludwigs Ehener wieder, der bald Maria, bald Julie für seine nächtliche Gefährtin hält. Hierin ist Ludwig selbst ein Genosse der Romantiker und mit ihnen Schüler Goethes und Heines (vgl. Walzel, Anzeiger für deutsches Altertum 25, 312).

Bei Goethe also nähert sich die bis dahin wesentlich nur auf Pikanterie zugeschnittene Fabel bereits symbolischer Deutung. Der Mensch ist nur ein Spielball höherer Mächte. „Ihr läßt den Armen schuldig werden.“ Die Sünde selbst wird fast im Schlaf vollbracht, wie nach der biblischen Legende Eva, die Mutter der Sünde, aus Adams Schlaf erschaffen wurde.

Für die Romantiker mußte natürlich die symbolische Deutung herrschend werden. „Symbol ist Alles, was ihr irdisch nennet.“ Die Romantiker lieben es, ihre Theorie von der unbewußten Empfängnis des Genius in erotischem Abbild zu spiegeln; liebten sie doch überhaupt, das poetische Zeugen mit physischen Analogien wollüstig-geistreich zu erläutern. Aber ihr Spiel wirkt auch auf die Erzählung von dem unbewußten Liebeserlebnis ein. Tieck erzählt, wie William Lovell Amalien aus dem brennenden Zimmer rettet und überwältigt (vgl. Werner, a. a. O., S. 497); der Brand steht symbolisch für die Entzündung aller Sinne. Dies nimmt Kleist in seiner Erzählung auf. Beide bleiben übrigens ganz realistisch. Dagegen steuert Zimmermann



im Vorpiel zum „Merlin“ die Fabel ganz ins alte legendarisch-symbolische Fahrwasser zurück: Placida wird im Schlaf von Lucifer überwältigt — doch erst nachdem er ihre Sinne in Aufruhr gebracht hat. Am andern Extrem steht der schroff anti-romantische Zischotte, auf dessen „Tauschen Rosmarin“ Werner (a. a. O., S. 498) nach Alexander von Weilen verwiesen hat: Lieschen wird ein Opfer ihrer Unschuld, wie Placida ihres Jugendstolzes; aber die Sache ereignet sich unter grotesken Umständen, während im „Merlin“ der Vortrag tragisch und pathetisch ist. Dennoch — symbolisch will auch Zischotte die Erzählung aufgefaßt haben: den Ausspruch des Pfarrers, manche Sünde sei ein dornenvoller Zug der wahren Unschuld, hat schon Werner (S. 499) mit Recht als Grundidee herausgehoben.

Das Junge Deutschland nimmt die Erbschaft an. Wie gewöhnlich stattert es romantische Fabeln mit rationalistischen Zuthaten aus und entstellt sie durch Abßictlichkeit des Vortrages.

In Th. Mundts „Charakteren und Situationen“ (1837) findet sich (2, 36) eine Erzählung mit der charakteristischen Überschrift: „Lebensmagie, Wirklichkeit und Traum“. Das Zueinanderspielen von Wahrheit und Phantasie soll also, wie bei E. T. A. Hoffmann, dargestellt werden. Ein Student hat sich aus einem schüchternen Jüngling in einen Stürmer verwandelt; doch von beiden Phasen heben Elemente in ihm gleichzeitig. Er kommt nach langer Abwesenheit heim und verliebt sich in die schöne Jugendgepietkin Rosalinde. (Der Name ist, wie Ludwigs Julia, aus Shakespeares klassischer Liebestragödie genommen.) Mancherlei Erregungen bringen ihn in aufgeregte Träume, in denen sich die Grenzen der Wirklichkeit ihm verrücken: die Katze — das Lieblingstier der Romantiker — gratuliert ihm zur Hochzeitsnacht; Blumen fangen an zu reden, ein Vogel hält einen Vortrag. Diese „Märchenscherze der Mainacht“ benehmen Emil völlig die Besinnung. „Wie ein verführendes süßes Gift teilte sich ihm im Geheimen der Wahn mit, daß Rosalinde seine Braut, seine Frau, daß diese wunderbar schöne mondhelle Frühlingnacht seine Hochzeitsnacht sei“ (S. 91). Halb unbewußt folgt er der Gestalt, die ihm vor sich weht, in Rosalindens Schlafgemach. Er umarmt die Schlafende. „Sie wehrt nicht gleich dem vermessenen Begünner: von einem Traume befangen, wie ihn der Mythe nach ja selbst die keusche Luna hat, schien sie anfangs dem verführenden Augenblicke sanft nachzugeben“ (S. 94). So wagt er „der Liebe kühnstes Werk“. Plötzlich erwacht sie, erblickt ihn und stößt ihn mit wildem Schrei von sich.

Die weitere Erzählung irrt völlig ab. Das Motiv der künstlichen Dunkelheit wird an die Stelle verlegt, wo Rosalinde dem halbschuldigen Verführer die Folgen jener Nacht zu gestehen hat

(S. 103). Es folgt dann weiter ein wüß abentenerliches Poffenpiel der enttäuschten Mitbewerber um Kofalindens Gunft, für das an ähnliche Erfindungen bei G. Keller (zumal in der „Armen Baronin“) erinnert werden mag; Emil wird wahnfinnig und erwacht nur beim Publikum des ihm wunderbar ähnlichen Senäbleins zu kurzer Befinnung. „Indem er ſich wieder als Kind, als harmlos=ſpielende Erſcheinung zu ſehen glaubte, wurde ſein Wahnſinn ſich in dem ihm ſoſehr gleichenden Kinde gewiffermaßen ſelbſt gegenſtändlich und erhellte ſich allmählich. Lächelnd über dies letzte Wunder des Lebens, daß, als alles Daseins Reſultat, der Menſch wieder zum gotthingegebenen Kinde wird, ſchlummerte er endlich, ſeiner an ihm zehrenden Krankheit erliegend, ruhig zum Todesſchlaf ein“ (S. 152). Also auch hier die ſinnbildliche Deutung: der Menſch iſt eben doch nur ein ſpielendes Kind, und er ſteht umſo höher, je weniger er ſeiner Kindiſchkeit widerſtreitet. Es iſt das bekannte Motiv von Schlegels „Lucinde“ und Wundts „Madonna“, die Umkehr des Gotteswortes „ſo ihr nicht werdet wie die Kinder,“ die Verheiſung: erilis ſicut Deus, nescientes bonum et malum!

Neue Hauptſcene erinnert merkwürdig an die eines ſpäteren Autors, der Wundts Novelle ſchwerlich je geleſen hat. In P. Henjes „Kindern der Welt“ (2, 112 f.) hat Chriſtiane Lorinjer eben zurückgewieſen. „Das Fieber durchſchüttelt ſie, ſie ſieht Geiſtenſter, entſetzliche Träume bringen ſie in eine furchtbare Anſregung.“ In dieſem Zuſtande ſchläft ſie ein und träumt von dem geliebten Edwin; ſie glaubt ihn zu umfangen, ihn zu küſſen. — „Ein gellender Schrei tönte plötzlich durch das ſtille Haus.“ Wild entſetzt weiſt die Unglückliche Lorinjer von ſich und „das Geſicht mit der andern Hand verdeckend, dem Lämpchen den Rücken zugekehrt“ verſchwindet der Verführer. — Mit Recht rühmt P. Lindau (Geſammelte Aufſätze, S. 176) die vollkommene Meiſterſchaft, mit der „dieſe Vermischung des beſeligenden Traums mit der entſetzlichen Wirklichkeit“ dargeſtellt ſei; und bezeichnenderweiſe erinnert auch er an alte Mythen, an Jupiter und Io, wie Wundt an Luna erinnerte.

Aber bei aller Ähnlichkeit in Traum und Erwachen bleibt die Färbung verſchieden. Gerade weil alles realiſtiſcher iſt, fordert es ſtärkere Zweifel heraus. Wunderbar bleibt es, daß Chriſtianens Traum und Lorinjers Anſchlag ſich im ſelben Moment begegnen — wunderbar gerade, weil er ein nichtswürdiger Verführer iſt, während bei den romantiſchen Paaren eine geheime Macht fernwirkender Sympathie, wie zwiſchen Wetter vom Strahl und Käthchen, die Begegnung erklärt. Und wie das Problem der halben Schuld hier mindedeſtens für den Mann ganz in grelle Sünde verwandelt iſt, ſo hat ſich charakteriſtiſch auch das Motiv der Verdunkelung umgeſtaltet:

plötzlich fällt der Strahl der Lampe hinein, Lorinser aber verlöscht sie nicht, sondern verdeckt sie nur, um seine Flucht zu sichern.

Die Scene aus „Wilhelm Meister“ mag eingewirkt haben; die aus der „Lebensmagie“ wohl gewiß nicht. Charakteristisch für Henjes Beziehungen zur Romantik und zum Jungen Deutschland bleibt die Berührung doch. Charakteristischer noch ist die meines Erachtens nicht zu bezweifelnde enge Berührung zwischen Mundts und Ludwigs Novelle.

Eine Neuerung hat Th. Mundt durch Sperrdruck hervorheben zu sollen geglaubt: „der Einfluß des Mondes hatte den armen Nachtwandler diese Abenteuer erleben lassen“ (S. 95). Für den wirklichen Schlaf (Zimmermann), die Schlaftrunkenheit (Goethe) oder die Ohnmacht (Kleist, Zischoffe) ist ein individueller pathologischer Zustand eingetreten, der allerdings genau so sorgfältig durch Erregungen und Abkühlungen vorbereitet wird wie bei allen Autoren von Goethe bis Henje das Eintreten jener allgemeineren Zustände. Das Nachwandeln war ja seit Jahrzehnten der neutrale Boden, auf dem Mystik und Nationalismus sich begegneten. Wie hätten die Jungdeutschen, immer auf der Lauer nach dem aktuellen Interesse, sich eine Tagesfrage entgehen lassen können, die vor kurzem (1831) gar durch Bellini in Musik gesetzt war! — Bloß, indem sie es zu gut machen wollten, verdarben sie es in der Regel. Indem Mundt, um das Symbolische recht nachdrücklich zum Ausdruck zu bringen, das Nachwandeln zum Gleichnis für unser Thun und Sündigen macht, vernichtet er das Sinnbild, denn ein krankhafter Zustand wird nicht mehr als typisch empfunden, nicht mehr als allgemein menschlich aufgefaßt.

Dennoch lag gerade hierin etwas, was Otto Ludwig feststellen mußte. Das Gefährliche rein intuitiven Handelns hat er noch im „Erbförster“ zum Hebel der Katastrophe gemacht. Pathologische Zustände beherrschen auch Cardillac. Und überhaupt konnte dem Schüler und Bewunderer des großen Ernst Theodor Amadeus der Romantismus und die spukhafte Vermischung von Traum und Wirklichkeit, Zwang und Entschluß nicht fern liegen.

Er hat die Jungdeutschen früh angefeindet; dennoch wird hier eine direkte Benutzung schwerlich abzustreiten sein. Ward sie doch sofort zur Umgestaltung! 1842, fünf Jahre nach Mundt, schrieb O. Ludwig in Leipzig die Novelle, die ihm immer lieb blieb, wie auch Ludwig Richter eine große Vorliebe für sie zeigte (Stern, a. a. O., S. 542). Sie steht, wie Adolf Stern hervorhebt, „in ihrer Anlage und Vortragsweise sichtlich unter dem Einfluß der Novellen Goethes und Ludwigs Tiecks“. Das Bildergespräch am Eingang (S. 546) erinnert an „Die Gemälde“, die etwas unerwarteten Betrachtungen

über das Dresdener Theater (S. 630) an Tiecks Neigung, Tagesfragen in der Novelle zu diskutieren; und für die Scene, in der Maria dem Knaben den Kragen umlegt (S. 550), mag wohl Werthers Votte unter den Kindern vorgegeschwebt haben. Die Hauptscene aber selbst (S. 559) kann die Verwandtschaft mit der bei Mundt nicht verlegnen. Nur ist Ludwig — mit gutem Grunde — zu der alten Tradition zurückgekehrt, die Goethe und Mundt darin unterbrochen hatten, daß sie den Mann zum eigentlich Verführten machten. Nachwandlerin ist Maria. Eifriger ist in lebhaftester Glut; „der Duft der Blumen, das Säuseln der Blätter und das ferne Rauschen eines Wehrs wiegten endlich seine erregten Lebensgeister in jenes angenehme Dämmern, in dem der Wechsel der Bilder so schnell erfolgt, daß die ermüdete Aufmerksamkeit weit zurückbleibt, und das Gefühl des Daseins endlich in der Empfindung einer süßen Mattigkeit aufgeht“ (S. 558). Man beachte, wie sorgfältig Ludwigs psychologische Erklärung das Typische des Zustandes betont, aber auch, wie fein „individualistischer Tic“ den vereinzeltten Zug des rauschenden Wehrs hineinbringt! — Aufgeregt ist er im Einschlummern, als das Mädchen im magischen Schlafe zu ihm kommt, wie die Braut von Korinth zu dem übermüdeten Jüngling: es ist aber in der Mondbeleuchtung nicht deutlich zu erkennen, wer genast ist. „Die Nacht der warnenden innern Stimme schwand mit der Besinnung, und der Streit war kurz, in dem die Natur Siegerin blieb.“

Man hatte aber in der Tradition das alte Motiv der unbewußten Empfindung sich längst mit einem grauenhaften andern Motiv verbunden: mit dem der Totenliebe, über dessen gleichfalls nicht fehlende Unterlagen im wirklichen Leben wer will Krafft-Ebing's „*Psychopathia sexualis*“ nachlesen mag. Namentlich die Ballade hatte die Verbindung nahegelegt: Leonore, die Braut von Korinth, lassen den Überlebenden von dem Toten umarmen. So war in verschiedenen Varianten der Fabel der Scheintod an Stelle des Schlafes getreten, besonders bei Madame de Gomez (bei Werner, S. 488); die Ohnmacht bei Tieck und Meißt ist nur eine Abschwächung dieser Situation. Die Anekdote von dem jungen Voigtländer Leinwandhändler ebenda, S. 497, die O. Ludwig als Grundlage seiner „*Maria*“ nennt, erinnert so stark an die Geschichte der Gomez, daß literarischer Einfluß bei ihr wahrscheinlich ist. Zimmerhau Ludwig wagte nicht, das grausige Motiv auszubeuten. Er bringt es nur nachher (S. 588 f.), und nicht eben glücklich, an: der Scheintod Mariens, der Rabel des Vaters und nachher seine Enttäuschung vgl. Werner, S. 489 f. folgen auf die nächtliche Scene. Ebenso auch das Lichtmotiv, wesentlich verändert: Eifriger sieht (S. 589) das Licht sich an den Fenstern bewegen, etwa wie im Eingang von Wildenbruchs

unglücklicher Novelle „Das wandernde Licht“: hier ist dies symbolisch für die plötzlich aufdämmernde Klarheit, wie denn später (S. 585) auch der Regen symbolisch verwandt wird.

Diese Verschiebung wirkt nicht günstig; aber sie ist bezeichnend. Wohl verweist auch Ludwig auf dem Paradoxen der Situation: „ich weiß ja selbst nicht, wie das alles kam“, muß Marie (S. 601) sagen. Niemand glaubt ihr. Aber eben hieraus erwächst Ludwig erst sein eigentliches Hauptmotiv. Nicht in jener peinlich erregenden Scene liegt sein eigentliches Interesse, sondern in dem Problem, wie die Unschuldig-Schuldige entrinnt und dem Vater, dem Geliebten, dem Leben wieder gewonnen wird. Das ist der eigentliche Inhalt der Geschichte. Mundt gab nach der Hauptscene alle Psychologie auf und warf romanhafte Erfindungen in den Kessel; bei Ludwig beginnt nun erst recht die Psychologie der Entwicklung. Mit sehr zarten Linien zeichnet er die Umbildung Mariens und ihres Vaters, die Handlung allerdings bleibt so frei gezeichnet, daß es an Selbstironie streift, wenn der rückkehrende Eisener (S. 639) ausruft: „Nun braucht es nur noch, daß diese schlante Mädchengestalt Mariens Züge trägt, und das Märchen ist fertig.“

Dennoch aber — schon hier ist Ludwig der Realist, der die Wahngelbte einer romanhaft erfundenen Dichtung haßt. Es ist kein Zufall, daß hier schon gegen das „Schillerische Wahnbild“ (S. 575) und den falschen Idealismus (S. 495) geeifert wird; während Goethe selbst in Einzelheiten nachgeahmt scheint: wie Mignon dem Wilhelm Meister nach jener Nacht (a. a. O., S. 312), erscheint Marie ihrem Liebhaber nach jener Nacht größer (S. 561). Vor allem aber liegt in der Gesamtanfassung Ludwigs Gegensatz zu der romantisch jungdeutschen, die freilich auch bei Goethe und vor Goethe angebeutet war. Es soll nicht alle Schuld den unglückseligen Gestirnen zugewälzt werden: Marie soll nicht als Opfer der grausamen Götter sterben. In Wirklichkeit wird sie, meint Otto Ludwig, nicht Mitleid erregen wie es Theklas Anschauung ist — „frei geht das Unglück durch die ganze Erde“ — sondern Verfolgung, Haß, Hohn: besiegt sie die aber tapfer, so wird ihr Glück erblühen aus dem Unglück selbst. So wirft der realistische Optimist den romantischen Pessimisten seine Novelle von Reichtum und Armut, Leiden und Sühne der armen Maria entgegen und mündet in die alte Bahn jener „Heilungsromane“ aus, in denen ein unerträglicher Zustand durch die Tapferkeit des Helden überwunden wird, wie bei Wieland, Thümmel, Fr. H. Jacobi.

Das Motiv hat ihn noch weiter beschäftigt. „Die Psarrose“ (Werke 3, 457 f.), 1845 entstanden, berührt sich mit der „Maria“ in dem Hauptproblem, wie die unschuldig verstoßene Tochter des

Pfarrers Liebe und Achtung wieder erobert, freilich erst als Sterbende. Ludwig hat Rose geradezu das Lied Marias in den Mund gelegt (2, 552 = 3, 471) und auch den Strohhut der Maria hat Rose geerbt (2, 554 = 3, 472). Daneben enthält das mißlungene Intriguendrama freilich auch fernere Reminiscenzen: „Der Eiel ist auch Tschje genug“ (S. 499) wiederholt Ludwig nach Kleists berühmtem „Steht nicht der Eiel wie ein Tschje da!“ Lag doch überhaupt eine direkt benutzte litterarische Quelle — Bürgers Ballade von des Pfarrers Tochter zu Taubenhain — zu Grunde.

So finden wir auch hier, was wir beim Studium bedeutender Autoren so oft finden: je sorgfältiger man ihre Vorgänger vergleicht, umso mehr muß man die Selbständigkeit der glücklichsten Erben bewundern. Otto Ludwig übernimmt ein uraltes Motiv, formt es aus — und giebt ihm eine ganz neue Bedeutung: was Hauptsache war, wird bei ihm Vorstufe; wo die Andern aufhörten, fängt sein Interesse erst an. Und so wird denn auch die Geschichte von Ludwigs „Maria“ zum Gleichnis für des Dichters unbewußte Empfängnis und heimliche Entwicklung.

## Zur Geschichte von C. F. Meyers Gedichten.

Von Heinrich Kraeger in Zürich.

### I.

Die meisten Gedichte des jüngst verstorbenen Schweizer's Konrad Ferdinand Meyer haben eine merkwürdige und sehr lehrreiche Entwicklung durchgemacht, die sich durch die verschiedenen Ausgaben in den wesentlichsten Stadien noch verfolgen läßt. Die erste Sammlung, ein bescheidenes Buch von 145 groß gedruckten Seiten, erschien 1864 unter dem Titel:

### Zwanzig Balladen

von

einem Schweizer

in Stuttgart, im Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung. Aber schon bald darauf ging es mit neuem Aufdruck: „Balladen von Contr. Ferd. Meyer, Leipzig H. Haessel“ an einen andern Verlag über. Der Text ist in beiden Fassungen völlig gleich, und selbst kleine

Versehen in den Noten sind stehen geblieben.<sup>1)</sup> Das Incognito, das der Dichter vorher gewählt hatte, war gehoben, und statt sich in einem wunderlichen Gefühl von Stolz und Bescheidenheit mit dem Namen des Landes zu decken, aus dem er kam, stellte er sich jetzt persönlich vor. Sechs Jahre später veröffentlichte er einen neuen Band: „Romanzen und Bilder von C. Ferdinand Meyer, Leipzig, H. Haefel, 1870“, der nicht bloß Balladen, sondern in einem ersten, freilich kleineren Teil, „Stimmung“, auch Lyrisches ausbot. Der größere Rest der „Romanzen und Bilder“ ist aber unter der Rubrik „Erzählungen“ wieder den Balladen eingeräumt.

Diese beiden Bücher von 1864 und 1870 waren die Vorläufer der großen Gedichtsammlung, die, von 1882 an im Haefelschen Verlage erscheinend, die alten Ausgaben förmlich überhüllte. Diese Sammlung, die man, um sie von den beiden vorausgehenden Ausgaben A und B zu unterscheiden, C nennen mag, brachte neben vielen neuen fast alle die alten Gedichte wieder, aber in völlig veränderter Gestalt.

Conn. Ferd. Meyer hatte dieselben nun derartig um- und durchgearbeitet, daß die Fassung in C mit den älteren in A und B oft in großen Umrissen nur noch den Stoff, aber sehr wenig in der Form gemein hat. Dieser Übergang von A und B zu C ist das Entscheidende in der Entwicklungs-geschichte der Gedichte, eine ungemein glückliche Wandlung, gegen die allerlei kleine Änderungen, die der Dichter später in den neuen Auflagen, C 2, C 3 u. s. w., nach seinem Grundsatz: „Mit dem Stifte lei' ich diese Dinge“ noch weiterhin vornahm, wenig zu sagen haben.

Das Inhaltsverzeichnis der beiden ersten Bändchen unter Hinweis auf die neuen Fassungen in C ergibt folgendes:

A = 20 Balladen, 1864.	Seite	
Der Frühling kommt . . . . .	1	
Die Stadt im Meer . . . . .	5	= C <sup>1</sup> 116. „Auf dem Canal grande“.
Neues Leben . . . . .	16	
Der Mönch von Bonifacio . . . . .	19	= C <sup>1</sup> 250.
Don Juan de Austria . . . . .	26	= C <sup>1</sup> 313. „Das Auge des Blinden“.
Der Zweikampf . . . . .	33	= C <sup>1</sup> 201. „Der Ritt in den Tod“.
Die Hölmerin . . . . .	38	= C <sup>1</sup> 200. „Der Gesang der Parze“.
Siegesfeier am Yeman. (Nach einem Bilde von Gleyre) . . . . .	46	= C <sup>1</sup> 203. „Das Joch am Yeman“.
Der Druidenhain . . . . .	51	= C <sup>1</sup> 211. „Das Heiligtum“.
Jakobs Söhne in Aegypten . . . . .	56	= C <sup>1</sup> 191. „Der Stromgott“.
Theopheus. (Nach Plutarch) . . . . .	66	= C <sup>1</sup> 193.
Die Schlacht bei Iberias . . . . .	72	= C <sup>1</sup> 226. „Der Berg der Seligkeiten“.

<sup>1)</sup> S. 66 „Theopheus. Nach Plutarch.“ Die Anmerkung 4, die S. 145 daselbe sagt, ist daher unnötig. S. 46 „Gleyre 4“ muß „Gleyre 5“ heißen. S. 72 „Iberias 5“ statt „Iberias 6“.

Kaiser Otto's Weihnachten . . . . .	78 = C <sup>1</sup> 259.	„Der gleitende Purpur“.
Königin Mathilde . . . . .	83 = C <sup>1</sup> 262.	„Das Goldtuch“.
Königin Agnes in Königsfelden . . . . .	87 = C <sup>1</sup> 263.	„Frau Agnes und ihre Kommen“.
Die Rebe . . . . .	91 = C <sup>1</sup> 105.	
Die Kovize . . . . .	97 vgl. C <sup>1</sup> 15.	„Hochzeitslied“.
Das Münster . . . . .	104 = C <sup>1</sup> 271.	
Das Bild der Mutter . . . . .	113 = C <sup>1</sup> 101.	„Das Gemälde“.
Die Flucht Karls I. . . . .	121 = C <sup>1</sup> 329.	„Die Rose von Newport“.
Der Hugenot . . . . .	125 = C <sup>1</sup> 326.	„Die Füße im Feuer“.
Fingerhütchen (Anhang) . . . . .	137 = C <sup>1</sup> 23.	
Anmerkungen . . . . .	145	

Abgelöst wurde hinfort der lyrische Vortrang in dem Einleitungs-  
gedichte: „Der Frühling kommt“, woraus Motive freilich in den  
andern Frühlingsliedern des Dichters C<sup>1</sup>, 10 und 38, wiederkehren,  
und ferner die zweite Ballade „Neues Leben“. Bei einigen wenigen,  
„Der Mönch von Bonifazio“ u. s. w., wurde der alte Titel auch für  
die Zukunft beibehalten, alle übrigen verraten schon in der Überschrift  
eine ganz neue Verteilung der Accente.

B = Romanzen und Bilder, 1870.

### Inhalt.

#### Stimmung.

Tag scheint herein! . . . . .	3 = C <sup>1</sup> 111.	
Frühlingslüfte 1 . . . . .	5 = C <sup>1</sup> 39.	vgl. Lenz Wanderer Mörder, Triumphator.
Frühlingslüfte 2 . . . . .	6 = C <sup>1</sup> 36.	„Eppich“.
Evhen . . . . .	8 = C <sup>1</sup> 108.	„Zwingburg“.
Die Ruine . . . . .	9 = C <sup>1</sup> 37.	
Das todte Kind . . . . .	11 = C <sup>1</sup> 47.	„Schwüle“.
Auf dem See 1 . . . . .	12 = C <sup>1</sup> 48.	„Eingelegte Ruder“.
Auf dem See 2 . . . . .	13 vgl. C <sup>1</sup> 177.	„Hirtenseuer“.
Auf dem See 3 . . . . .	13	
Auf dem See 4 . . . . .	15 vgl. C <sup>1</sup> 45.	„Sonntags“.
Im Walde 1 . . . . .	16 = C <sup>1</sup> 166.	„Stavfen“.
Im Walde 2 . . . . .	17 = C <sup>1</sup> 41.	„Wund“. C <sup>2</sup> 44. „Abend= roth im Walde“.
Im Walde 3 . . . . .	18 vgl. C <sup>1</sup> 42.	„Jetzt rede Du“.
Im Walde 4 . . . . .	19 = C <sup>1</sup> 43.	„Die Lautenstimmer“.
Waldraum . . . . .	21 = C <sup>1</sup> 57.	
Weinregen . . . . .	23 = C <sup>1</sup> 74.	
Himmelsnähe . . . . .	25 vgl. C <sup>1</sup> 73.	„Hirnlicht“.
Jungfrau . . . . .	26 vgl. C <sup>1</sup> 73.	„Hirnlicht“.
Im Engadin . . . . .	27 = C <sup>1</sup> 78.	
Das Stöcklein . . . . .	29 = C <sup>1</sup> 54.	„Auf Goldgrund“, auch C <sup>2</sup> 56.
Der Erntewagen . . . . .	30	
Spätjahr . . . . .	32 = C <sup>1</sup> 161.	„Weibegesent“, auch C <sup>2</sup> 169.
Emer Todten . . . . .	34 = C <sup>1</sup> 86.	„Die Felswand“, auch C <sup>2</sup> 91.
Der Pfad . . . . .	36 = C <sup>1</sup> 82.	
Die alte Brücke . . . . .	38 vgl. C <sup>1</sup> 48.	„Eingelegte Ruder“.
Römische Mondnacht . . . . .		



Der schöne Brunnen . . . . .	39 = C <sup>1</sup> 125.	„Der römische Brunnen“.
Die gezeißelte Psyche . . . . .	40 = C <sup>1</sup> 128.	
Kommet wieder! . . . . .	40 =	C <sup>1</sup> 146. „Möwenslug“ und C <sup>2</sup> 141. „Der Gesang des Meeres“.
Karl IX. an Konfard . . . . .	42	
Schon heut! erst morgen! . . . . .	43	
Spielzeng . . . . .	44 = C <sup>1</sup> 160.	
Jedes Ding hat seine Zeit . . . . .	45	

Erzählung.

Die neuen Mäusen . . . . .	49 = C <sup>1</sup> 131.	„Der Mäusenjaal“.
Cäsars Schwert . . . . .	52 = C <sup>1</sup> 210.	„Das verlorene Schwert“.
Pabst Julius . . . . .	54 = C <sup>1</sup> 295	
Michel Angelo . . . . .	58 = C <sup>1</sup> 298.	
Cäsar Borgia . . . . .	60 = C <sup>1</sup> 292.	„Cäsar Borgia's Ohnmacht“.
Margarita . . . . .	63 = C <sup>1</sup> 247.	„Die Ketzerin“.
Der Mars von Florenz . . . . .	67 = C <sup>1</sup> 244.	
Atalante . . . . .	71 = C <sup>1</sup> 291.	„Die Seitenwunde“.
Die Dioskuren . . . . .	74 = C <sup>1</sup> 199.	„Der Botenlauf“.
Die Fahrt des Achilles . . . . .	77 = C <sup>1</sup> 129.	„Der tote Achill“.
Alexanders Fest . . . . .	80 = C <sup>1</sup> 195.	„Der trankene Gott“.
Vercingetorix . . . . .	84 = C <sup>1</sup> 206.	„Das Geisterroß“.
Das Amphitheater . . . . .	88 = C <sup>1</sup> 213.	„Die wunderbare Rede“.
Die Drnade . . . . .	92 = C <sup>1</sup> 19.	„Die Drhas“.
Der Rubin . . . . .	95 = C <sup>1</sup> 224.	„Die Töhne Harun's“.
Liebeszauber . . . . .	99 =	C <sup>1</sup> 231. „Der Pilger und die Sara- zenin“.
Der Klausner . . . . .	106 = C <sup>1</sup> 268.	
Die Spielleute . . . . .	109 = C <sup>1</sup> 229.	„Die Gaukler“.
Das Heimchen . . . . .	112 = C <sup>1</sup> 282.	„Conquistadores“.
Heinrich IV. . . . .	118 = C <sup>1</sup> 323.	„Das Reiterlein“.
Wiltons Wache . . . . .	121 = C <sup>1</sup> 332.	„Wiltons Rache“.

Wir wollen nun im folgenden die Entstehung und Geschichte einiger Lieder und Balladen geben.

1. **Ephen.** B 8.

Ephen, mein alter Hansgeißel,  
 Du bist von neuen Blättern hell  
 In diesen kräftigen Tagen:  
 Dein Wintergrün so still und streng.  
 Wie kann es mit dem Lustgedräng  
 Der Kinder sich vertragen?

— Mein Freund, ein jedes Leben hat  
 Zum alten auch ein junges Blatt,  
 Die grünen dicht beisammen,  
 Eines dunkel, eines hell von Lust,  
 Die beide doch aus einer Krust  
 Aus einer Wurzel stammen.

Die Strophe wurde später in C<sup>1</sup> aus der ungleichen Dreiteilung in die Zweizehl gerückt und die dritte Zeile jenseits ausge-

stoßen, so daß, mit dem Vorgehenden verschmolzen, die erste Strophe dann kürzer lautete:

Eppich, mein alter Hansgeißel,  
Du bist von jungen Blättern hell,  
Dein Wintergrün, so still und streng  
Verträgt sich's mit dem Lenzgedräng?

Der Epheu ist vollstümlicher in „Eppich“ umgetauft, dem er übrigens auch in einem andern Gedichte (B 9 = C<sup>1</sup> 108) weichen mußte: „Der Epheu schwannt im Fenster“ — „Der Eppich schwannt im Fenster.“

Während aber früher die Worte „alter Hansgeißel“ den „neuen Blättern“ in der nächsten Zeile entgegengesetzt waren, entsprechen ihnen jetzt die „jungen Blätter“, eine Antithese, die dann in der folgenden Strophe noch einmal aufgegriffen wird: „alt und junges Blatt“.

„Warum denn nicht? Wie meines hat  
Dein Leben alt und junges Blatt  
Eins streng und dunkel, eines licht  
Von Lenz und Lust! Warum denn nicht?“

Die Antwort ist in Frageform gegeben und von ein- und derselben Wendung: „Warum denn nicht?“ eingeschlossen (statt des früheren, bloß sachlichen Berichtes mit der unständlichen Anrede: „Mein Freund“).

## 2. Die alte Brücke. B 36.

Das Neußthal am Gotthard hat der Poesie schon manche Motive geliefert und mit seiner für das 18. Jahrhundert noch furchtbareren Wildheit auch Goethe in den Liedern des Wilhelm Meister und Schiller im Tell und in den Gedichten inspiriert. Conr. Ferd. Meyer aber, der den Strom oben auf ebenem, sicheren Pfade überschreiten konnte, ruft der verfallenen, einst von Schrecken umgebenen Brücke unten jetzt ein Lebewohl zu. Der Anfang des Gedichtes wollte freilich in der ersten Fassung nicht recht glücken:

- I. Du Brückenbild tief unten hier,  
Schon lange stehst du außer Amt,  
Ein neuer Bau ragt über dir  
Und dich bekleidet grüner Sammt.
- II. Wer dich betrat, bevor bemoost  
Das Alter dich, vergaßest du,  
Du schaust die Neuß, die dich durchstößt,  
Und hörst dem Ried der Wellen zu.

Das „Brückenbild“ ist eine unnötige, akademische Erweiterung des einfacheren „Brücke“, und die Sätze der zweiten Strophe sind ungeeignet verschachtelt. Das neue Gedicht, C 82, das die Reime nicht kreuz-, sondern paarweise stellt, hebt origineller an. Der unbestimmte

Zeitbegriff „lange“ wird begrenzt und statt des „Brückenbildes“ eine eingehende Beschreibung gesetzt, und endlich in einer dritten Strophe der Eindruck der Landschaft noch einmal zusammengefaßt. So heißt es jetzt:

1. Dein Vogen grauer Zeit entflammt,  
Steht manch Jahrhundert außer Amt;  
Ein neuer Bau ragt über dir:  
Dort fahren sie! Du feierst hier.
2. Die Straße, die getragen du,  
Deckt Wuchs und rothe Blüthe zu!  
Ein Nebel netzt und tränkt dein Moos,  
Er steigt aus dumpfem Reußgetos:<sup>1)</sup>
3. Mit einem luftgewobnen Kleid  
Umjähleier dich Vergangenheit  
Und statt des Lebens geht der Traum  
Auf deines Pfades engem Raum.

Die nächste Strophe der alten Vorlage

- III. Was über dir in Luft und Leid  
Kateinisch einst der Schüler sang,  
Verschollen ist es lange Zeit  
Schon zwischen dieser Felsen Hang.

wird in Zukunft in zwei Zeilen erledigt und der Rest aus einer auch sonst in Meyers<sup>2)</sup> Novellen verwerteten dichterischen Anschauung bestritten:

4. Das Carmen, das der Schüler sang,  
Träumt noch im Felsenwiederklang,  
Gewieher und Trommetenhalt  
Träumt und verdröhnt im Wogenschwalf.

Das Wort „Carmen“ führt jetzt anschaulich die Fahrenden des Mittelalters vor, deren früher ganz verklungenes Lied „Verschollen ist es lange Zeit“ jetzt mit einer ammutigen, vielleicht an Lenaus „Sennin“ gelehnten Wendung noch im Echo weiterlebt.<sup>3)</sup>

Auf die niederen lustigen Leute folgen die hohen und ernsten Personen, einst:

<sup>1)</sup> Später G<sup>3</sup>, S. 89 statt „steigt“: „Er dampft aus dumpfem Reußgetos“, mit einer auf das Adjektiv vorbereitenden Lautmalerei.

<sup>2)</sup> „Die Richterin“, Novellen 2, 349. „In den betäubenden Abgrund blickend, hörte er unten einen feindlichen Triumph wie Tuben und Rossgegwieher.“

<sup>3)</sup> Lenau, Die Sennin: Strophe 3 und 4.

Aber einst wie alles flieht,  
Scheidest du mit deinem Lied,  
Wenn dich Liebe fortbewogen  
Ider dich der Tod entzogen.  
Und verlassen werden sieh'n  
Traurig stumm herüberzieh'n  
Dort die grauen Felsenzinnen  
Und auf deine Pieder sinnen.

- IV. Nach Rom der segensreiche Weg  
Ging über deinen Pogen ja,  
Der Kaiser schritt auf deinem Steg  
Und mehr als ein Parricida.

Dafür später unter Vermeidung des Reimflickwortes „ja“:

5. Du warst nach Rom der arge Weg,  
Der Kaiser ritt auf deinem Steg,  
Und Parricida, frevelbläß,  
Ward hier vom Staub der Welle naß!

In den nächsten 8 Zeilen des alten Gedichtes wird nun überflüssigerweise abermals von einem Mörder erzählt, der in dem Wilde Parricidas schon deutlich genug vorher beschworen war:

- V. Von jenseits kam da mancher Brief,  
Der besser in die Kluten fiel,  
Zu dem Verleumdung klüßern schloß  
Und namentloser Klänke Spiel.
- VI. Der Söldner, der im welschen Land  
Geraubt sich Feß und Leichtentuch,  
Der Mörder mit der blutigen Hand,  
Dem an der Zohle hing der Fluch —

Sie schrumpfen späterhin zu 4 Zeilen ein:

6. Du brachtest nordwärts manchen Brief,  
Zu römische Verleumdung schloß,  
Auf dir mit Söldnern beuteichwer  
Schlich Feß und schwarzer Tod daher!

Die letzte Strophe aber:

- VII. Von Allen längst verweht die Spur,  
Du stehst so hell und frisch begrünt,  
Und harmlos hat dich die Natur  
Vom Tritt der Menschen längst entzöhnt.

ist zugleich die einzige, die an die neue Fassung auch alle Reime abgeliefert hat:

7. Vorbei! Vorüber ohne Spur!  
Du siehest heim an die Natur,  
Die dich unwildert, dich ungrünt,  
Vom Tritt des Menschen dich entzöhnt.

Trefflich ist die Menge der einzelnen Personen, „der Menschen“, die über die Brücke gingen, jetzt in das Sammelwort „des Menschen“ übergeführt. So sind die Veränderungen in diesen lyrischen Gedichten zwar oft unnnachrichtig, aber doch immer zum Vortheile der künstlerischen Wirkung vorgenommen. Cour. Ferd. Meyer hatte sich seit jenem ersten Entwurf eine liebevollere Betrachtung der Natur angewöhnt und mit seinen mehr ausgebildeten Augen viele neue, feine Farben der Landschaft entdeckt, wie er sie wohl auf der Wanderung in seinen jungen Jahren noch übersehen hatte.

3. **Weinsegen.**

B 21.

Heut atm' ich mit den Lüften  
Wie lauter Würzen ein!  
O allerfeinstes Düften!

Heut blüht der Klosterwein.  
5 Hier zog die erten Trauben  
Zum Liebesmahl der Abt,  
Der mit dem wahren Glauben

Uns Heiden einst begabt.

Das Kloster ist verschwunden,

10 Zerstäubt mit Gruft und Chor;  
Doch steigt in diesen Stunden,

So heißt's, der Abt empor.  
Nicht will zur Pese kommen

Er, da die Kelter schäumt,  
15 Nein, wie's geziemt dem Frommen,

Wann süß die Blüte träumt.

Wer öffnet leis das Gatter?

Beraucht die Würze mich?

In weißen Kleids Gestatter  
20 Was wandelt feierlich?  
Der Abt! ich sehe bücken  
Das greise Haupt ihn dort,  
Die Nachbarskinder drücken  
Sich durch die Hecke fort.

25 Er prüft die zarte Blüte,  
Die Schosse grün und licht,  
Sein Anlitz voller Güte  
Berührt das Sonnenlicht.

Hochwürden blickt so beiter:  
30 Dies Jahr geräth der Wein!  
Still wandelt aufwärts weiter  
Die Stufen er von Stein.

Schon in der Höhe schreiten

Sch' ich sein hell Gewand,  
35 Bläß sehe noch ich breiten

Sich eine Geisterhand.  
Er segnet seine Reben  
Wie ein geliebtes Kind,  
Uns alle auch daneben,  
40 Die seine Erben sind.

C<sup>1</sup> 57.

Heut atm' ich mit den Sommerlüften  
Die allerfeinsten Würzen ein,  
Ich kenne dieses feltne Düften:  
Heut blüht der echte Klosterwein.

5 Hier zog im Land die ersten Trauben  
Zum ersten Liebesmahl der Abt,  
Der mit dem teuern Christen-  
glauben

Uns öde Heiden einst begabt.

Das Kloster, längst ist's schon ver-  
schwunden,  
10 Zerstäubt mit Altar, Gruft und Chor,  
Doch steigt in diesen Mittags-  
stunden —

So heißt's — der erste Abt empor.  
Nicht will er zu der Pese kommen,

Wo wild die Kelter überschäumt,  
15 Nein, wie sich ziemt für einen  
Frommen,

Wann mystisch süß die Blüte träumt.

Was dort? wer öffnet still das  
Gatter?

Beraucht die starke Würze mich?  
Ein wallend blankes Rockgestatter

20 Bewegt sich sacht und feierlich!  
Es ist der Abt. Ich sehe bücken  
Das edelgreise Haupt ihn dort,  
Die frechen Nachbarskinder drücken  
Sich schnellig durch die Hecke fort.

25 Er prüft genau die zarte Blüte,  
Die jungen Schosse licht und grün,  
Sein Angesicht ist voller Güte  
Und voll von herzlichem Be-  
mühn.

Hochwürden blickt so hell und beiter,  
30 Dies Jahr geräth der Wein wie nie!  
Er wandelt zu den Stufen weiter  
Und geisterleicht ersteigt er sie.

Schon auf des Weinbergs Höhe  
schreitet

Er bei dem kleinen Winzerhaus.  
35 Er setzt sich auf die Bank. Er  
breitet

Die Geisterhände mächtig aus.  
Er segnet seine Klosterreben,

Sein eigen vielgeliebtes Kind,  
Uns Meyer segnet er daneben,  
40 Die seines Weinbergs Erben sind.

Die Zeilen werden in dem späteren Gedichte je um einen Fuß verlängert, so daß die Beschreibung durch die vielen eingeschobenen Worte mehr aufgefüllt und der Vers ruhiger erscheint, als in dem früheren Gedicht, dessen Dreijamber in ihrer Hast manchmal stark gegen die Regeln des Sauberes und Wohlklanges verstieß, z. B. bei der tiefen Anslaffung des Objektes „es“ in den ersten Zeilen. Bei der Gegenüberstellung beider Fassungen wird es ohneweiters klar, was die Schilderung durch die Zusätze, die hier gesperrt gedruckt sind, gewann: Die Unbeholfenheit in der Wortstellung: 13 „Nicht will zur Lese kommen er“ und 31 „still wandelt aufwärts weiter die Stufen er“ sind beseitigt und ein so schlechter Reim, wie später Zeile 26: 28 „licht“ und „Licht“ ausgemerzt worden. Die Zeilen werden rhetorisch verstärkt, wie 5, 6 „Die ersten Trauben zum ersten Liebesmahl“, und 27, 28 „voller Güte und voll von herzlichem Bemühen“. Lebendiger als vorher tritt jetzt nach der Schilderung von Zeit und Ort der Held bei der hinweisenden Frage: „Was dort?“ selber ein; und was durch ein „Wie“ metaphorisch verschleiert gewesen war, 2 „Wie lauter Würze“, 37 „Wie ein vielgeliebtes Kind“, wird jetzt ohne die Vergleichspartikel gegenständlicher und selbständiger: „Die allerfeinsten Wurzeln“, „Sein eigen vielgeliebtes Kind“. Bald springt ein Reimwort, bald ein Hauptwort zur Vervollständigung heran, bis zu jenem treffenden Zusatz: „Wann mythisch süß die Blüte träumt“, wodurch auf die geisterhafte Erscheinung des längst verstorbenen Hüters dieser Berge leise vorbereitet wird. Und in der letzten Strophe übersehe man auch nicht, wie anders der Held Abschied nimmt, und wie die früher so einfache „Höhe“ durch Conliffen, durch den „Weinberg“, das „Winzerhaus“ und die „Bau“ jeuitisch belebt ist. Auch die Staffage hebt sich kräftiger ab: Statt der blassen Gestalt, die durch das zweimalige „Seh' ich . . . sehe noch ich“ recht durchsichtig geworden war, tritt der Abt in eigener Person selbstbewußter und ohne die Vermittlung des Dichters auf: „schreitet er“ . . . „setzt sich“ . . . „Er breitet die Götterhände mächtig aus“, eine Geste, die unvergleichlich mehr Würde als die frühere hat.

Am Schlusse lockert der Dichter dem Humor noch die Zügel, und wie er in der ersten Strophe sich schalkhaft zu den „öden Heiden“ gezählt hatte, mag er sich in der letzten als weinfröhlicher Mann wohl zu den Heben, aber als Ketzer doch nicht zu den Lehren des Abtes bekennen.

#### 4. Das Heimchen. B 112.

Bei dieser Ballade läßt sich die Entwicklung auch für das Auge anschaulich machen. Denn während Cour. Ferd. Meyer sonst wohl

die einzelnen Stoffteile durcheinander schüttelt und das, was ursprünglich in der Mitte stand, zu besserer Wirkung vielleicht einmal an den Anfang oder an das Ende rückt — behielt er hier den früheren Gang der Erzählung bei. Das „Heinchen“ hatte in seiner ursprünglichen Anlage 128 Zeilen in 16 achtzeiligen Strophen, deren jede sich leicht in zwei vierzeilige Abschnitte, a und b, teilen läßt. In seiner späteren Gestalt, mit dem neuen Titel „Conquistadores“, C<sup>1</sup>, 202, besaß dagegen das Gedicht nur 104 Zeilen in 13 Strophen. In der alten und neuen Fassung lassen sich nun scharf je zweierlei Materien scheiden: in der alten, in B: 1. diejenigen Verse, die B jetzt ganz allein besitzt, die also später fortfielen, und 2. die Verse, die sich mit der neuen Fassung in C decken; in der neuen, in C, hinwieder: 1. diejenigen Verse, die C ganz allein besitzt, das heißt, die inzwischen hinzugedichtet wurden, und 2. die Verse, die mehr oder weniger genau sich mit der alten Fassung in B decken.

Wenn man die beiden Gedichte demnach tafelförmig nebeneinander hält, so wird um den gemeinsamen Grundstock in der Mitte nach links alles das abfallen, was als totes Material vom Dichter nicht weiter benützt wurde, und nach rechts hinwieder dasjenige überranken, was bei dem neuen Gedichte auch völlig neu hinzugekommen war.

Aus diesen 4 Stoffmassen ergibt sich der Übergang des einen Gedichtes in das andere. Gestrichen wurden in B an Strophen und Strophenabschnitten: 1a, 2, 4, 6, 7a, 9, 10a, 11b, 14b, 16 = 60 Zeilen. Zugefügt wurden in C: 1b, 4, 5, 6b, 7, 13b = 36 Zeilen, und gemeinsam waren beiden Fassungen die folgenden 68 Zeilen:

B 1 b	=	C 1 a
3		2
5		3
7 b		6 a
8		8
10 b		9 b
11 a		10 a
12 a		10 b
12 b		11 a
13 a		9 a
13 b		11 b
14 a		12 a
15 a		12 b
15 b		13 a

Das würde, um die Rechnung abzuschließen, für das ältere Gedicht einen Bestand von  $68 + 60 = 128$ , und für das jüngere  $68 + 36 = 104$  Zeilen ergeben.

**Das Heimden.**

- 1 a Columbus lenkt das Schiff und schaut  
 Im Geiste das Gestade,  
 Doch seiner Fahrt Genossen graut  
 Auf ödem Meerespfade.
- 1 b Zwei Spanier plaudern auf der Wacht  
 Und einer sagt zum andern:  
 „Mir deucht, Gesell, der Teufel lacht,  
 Daß wir ins Leere wandern!“
- 2 Verwünscht der hohle Träumer dort,  
 Der mich zur Fahrt gedungen!  
 Was hab' ich auch sein Lügenwort  
 So gierig eingeschlungen!  
 Er zeigt' mir Indiens üppig Reich  
 Und Gold in beiden Händen,  
 Ich sprang ins Schiff und meinte gleich  
 Zu sammeln, zu verschwenden.
- 3 Bei Genua haust am Meeresstrand  
 Der Mann und war nicht träge,  
 Herum an einer Kugel fand  
 Nach Indien er die Wege;  
 Die Klugen hat er schlecht erbaut,  
 Doch lockt er alle Thoren,  
 Dem Schwärmer haben wir vertraut  
 Und sind mit ihm verloren!“
- 4 Der Andre fällt ihm in das Wort,  
 Blickt ebenso verwogen:  
 „Wir haben einen kühnen Hort,  
 Sind nicht allein gezogen;  
 Das Diesseits war entleidet mir  
 Aus tausend trift'gen Gründen,  
 Liegt über Meer kein Jenseits hier,  
 So ist's im Tod zu finden.
- 5 Er traf mich elend und verbannt,  
 Ließ mich die Karten schauen,  
 Wohl hat er meinen Muth erkannt  
 Aus meinen finstern Brauen.  
 Was er mir jagt', begriff ich nicht,  
 Ich ließe es alles gelten,  
 Sein übermächtig Angesicht  
 Verhiess mir neue Welten.



**Conquistadores.**

1 a Zwei edle Spanier hatten Wacht  
Und einer spricht zum andern:  
„Señor, mir dünkt, der Teufel lacht,  
Wie wir ins Meer wandern!“

1 b Das Segel rauscht, es rauscht der Kiel,  
Noch keines Strandes Boten —  
Die Hölle treibt mit uns ihr Spiel,  
Wir wandern zu den Todten!

2 Wer einem Gemeinen traut,  
Hat den Verstand verloren!  
Die Klugen hat er schlecht erbaut,  
Doch lockt er alle Thoren —  
Nun sei die Erde, sag er mir,  
Wie Pomeranzentbälle,  
Doch unermesslich flutet hier  
Nur Welle hinter Welle!“

3 Der Andre blickt ins Meer hinaus  
Und runzelt finstre Brauen:  
„Señor, mich zog Columb ins Haus,  
Ließ mich die Karten schauen,  
Was er docirt, verstand ich nicht,  
Ich ließ es alles gelten —  
Sein übermächtig Angesicht  
Verhieß mir neue Welten!“

6 Und nun er mich geworben hat,  
 Soll er mich auch behalten,  
 Soll unbeschränkt an meiner Statt  
 Mit Leib und Leben walten;  
 Ich hab's nun einmal eingesetzt,  
 Es steht auf seiner Karte,  
 Gewinnt er jetzt, verspielt er jetzt,  
 Das ist's, worauf ich warte.“

7 a Der erste lacht mit hellem Hohn,  
 Sie fangen an zu hadern,  
 Auf trotz'gen Stirnen schwellen schon  
 Die blauen Hornesadern —

7 b Da wirbelt zwischen sie hinein  
 Mit tollem Freudenprunze  
 Und hebt zum Jubeltanz das Wein  
 Miquel, der Küchenjunge.

4 Betrog er sich und haben wir  
 Uns in das Nichts verlaufen,  
 Ein ränd'ger Hund, Señor, wie Ihr  
 Darf fröhlich mit erlaufen!"  
 — „Señor, da betet Ihr nicht gut!  
 Zurück Euch in den Wachen  
 Den ränd'gen Hund! Ihr raucht von Blut  
 Und Ihr entsprangt den Wachen!"

5 „Señor, ich dotcht' ein falsches Weib,  
 Bekenn' ich unverhohlen!  
 Nicht hab' dem Bäcker einen Laib  
 Vom Brett ich weggestohlen!  
 Señor, Ihr seid ein Galgenstrick!"  
 — „Señor, Ihr seid nicht besser!"  
 Sie ziehen mit entflammtem Blick  
 Und kreuzen blanke Messer . . .

6 a Da zwischen ihre Messer walzt  
 Zu tollem Freudenprunze,  
 Mit ölgetränkten Fingern schnalzt  
 Miguel, der Küchenjunge.

6 b Er drückt die Lider blinzelm ein  
 Mit schlauem Wimperzwinken,  
 Bald hüpf't er auf dem rechten Bein,  
 Bald hopft er auf dem linken,

7 In Lüften bläht sich sein Gewand,  
 Es puffen ihm die Hosen —  
 Neugierig kommen hergerannt  
 Soldaten und Matrosen.  
 Der Junge redet funterbunt,  
 Als ob's im Kopf ihm fehlte,  
 Dann öffnet er den großen Mund  
 Und singt aus voller Kehle:

8 „Das Heimchen zirpt! das Heimchen zirpt!“  
 So singt und tanzt er ihnen,  
 „Und wenn es nicht vor Freude stirbt,  
 So sitzt es bald im Grünen.  
 Das arme Thierchen hat Verstand  
 Und läßt sich nicht bethören!  
 Mein liebes Heimchen wittert Land,  
 Das will ich euch beidwören.“

9 Da schilt und lacht die ganze Schaar  
 Der bärtigen Genossen:  
 „Beim Kreuz! wir fahren dir ins Haar  
 Zum Lohne deiner Pössen!“  
 Der Junge gleich beruhigt sich,  
 Mit ernstem Angesichte:  
 „Ihr Herren,“ spricht er, „höret mich!  
 Behersigt die Geschichte!“

13 a Erlauchte Herren, gebet Acht!  
 In meinem dunkeln Kämmchen  
 Hat eure Fahrten mitgemacht  
 Ein andalusisch Heimchen.

10 a Es war in Andalusia,  
 Als man das Boot bemannte,  
 Ich lag betrübt im Grafe da  
 Und starrt' ins Unbekannte.

10 b Zum Abschied, o mein Vaterland,  
 Was willst du noch mir schenken?  
 Ein Heimchen zirpt, mit linker Hand  
 Hach! ich's zum Angedenken.

11 a Und als zu Schiffe stiegen wir,  
 Die Zierden aller Lande,  
 Zirpt Heimchen fort im Busen mir,  
 Als saß ich noch am Strande;

11 b Und wie der Wind die Segel bog,  
 Sang's unbekümmert weiter,  
 Da stolz das Schiff von daunen fleg,  
 Sang noch es tek und beiter.

12 Doch als das letzte Grün verschwand,  
 Da ward's dem Heimchen schaurig,  
 Bekommen saß es an der Wand  
 Und wurde faul und traurig.  
 So darbt's und dümmert's lange hin,  
 Ich gab es schon verloren,  
 Und nun, so wahr getauft ich bin,  
 Ist es wie neu geboren!

13 a =

13 b Bedenket, es war gram und lahm,  
 Es war zu nichts zu bringen,  
 Jetzt singt es wie ein Bräutigam  
 Und reibt die dürrn Schwingen.“

8 „Das Heimchen zirpt, das Heimchen zirpt,  
 Stimmt Laudes an und Psalmen!  
 Und wenn's mir nicht vor Freude stirbt,  
 Bald weidet's unter Halmen!  
 Ich schwör' es euch bei Gottes Haupt:  
 Es athmet duft'ge Weiden,  
 Es wittert Wälder dichtbelaubt  
 Und unermessne Haiden!

9 a Erlauchte Herren, gebet Acht,  
 In meinem engen Räumchen  
 Hat unsre Meerfahrt mitgemacht  
 Ein andalusisch Heimchen —

9 b Mitnahm ich's aus dem Vaterland,  
 Mich scheidend zu beschenken,  
 Ich fing's mit stinkem Griff der Hand  
 Zu einem Angedenken.

10 a Da wir zu Schiffe stiegen dort,  
 Die Zierden aller Lande,  
 Zirpt' Heimchen mir im Busen fort,  
 Als weidet's noch am Strande.

10 b Das grüne Vorgebirg verschwand,  
 Dem Heimchen ward es schaurig,  
 Vellommen saß es an der Wand  
 Und wurde faul und traurig.

11 a Sodarb't's und dämmert's langezeit,  
 Schon gab ich es verloren,  
 Und nun, bei meiner Seligkeit,  
 Ist Heimchen neu geboren!

=  
 9 a

11 b Bedenkt, es hockte gram und lahm  
 An Dielen und an Wänden,  
 Jetzt jubelt's wie ein Bräutigam  
 Und kann nur gar nicht enden!“

- 14 a Miquel ist fort und wieder da  
Die Fingerspitze zeigend.  
Da sitzt es ja, da singt es ja!  
Und Alle lauschen schweigend.
- 14 b Das Heimchen zirpt vergnügt fort,  
Es läßt sich gar nicht hören,  
Die Vuriche sprechen nicht ein Wort  
Sie wollen alle hören.
- 15 a Dann sinnen sie der Sache nach,  
Die schlauen Augen glimmen,  
Sie schütteln sich die Hände jach  
Und schreien mit mächt'gen Stimmen:
- 15 b „Das Heimchen zirpt! das Heimchen  
zirpt!  
Es glaubt sich schon im Grünen!  
Wer spielt, gewinnt! Wer wagt, er-  
wirbt!  
Das Glück ist mit dem Kühnen.“
- 16 Columbus lauscht, ihm schwillt die Brust,  
Das Herz ihm freudig zittert,  
Ein Heimchen hat die Heide lust  
Der neuen Welt gewittert!  
Die Segel schwellt ein frischer Wind,  
Das Schiff fliegt wie Gedanken,  
Und trägt der alten Erde Kind  
Aus den gebrochenen Schranken.

Vergleicht man die beiden Gedichte inhaltlich miteinander, so ist der Personenkreis verengert, vor allem Columbus aus der Erzählung, die er früher einleitete und beschloß — „Columbus lenkt das Schiff . . . Columbus lauscht“ — verdrängt worden. Er beherrschte geradezu das Gedicht wie eine Statue vorn in einem Garten unwillkürlich die Augen der Ein- und Austretenden eine Weile auf sich zieht. Aber schließlich war die Figur des Entdeckers von Amerika zu bedeutend, um bloß zur Staffage zu dienen, und das Motiv einer Gegenüberstellung des helllichtigen, gewaltigen Führers und seiner kleingläubigen Begleiter für eine Nebenache viel zu gut. Das neue Gedicht führt gleich zu den unzufriedenen Spaniern, den beiden Titelhelden, „Conquistadores“, die nun, da Columbus am Steuer ver schwand, natürlich sich auch nicht so lange mit seinem vermeintlichen Verrat beschäftigen und bald in ein Wortgemenge geraten können. Während Conr. Ferd. Meyer aber im ersten Entwurf kurz erzählte, daß sie zornig wurden, bringt er im zweiten als Beleg dafür auch alle ihre Scheltworte, vom „räudigen Hund“ bis zum

12 a Miguel ist fort und wieder da,  
Die Fingerspitze zeigend:  
Da füst es ja! da fängt es ja!  
Die Männer lauschen schweigend —

12 b Dann sinnen sie der Sache nach,  
Den Lustgefang im Thre.  
Sie schütteln sich die Hände jach  
Und schrei'n in wildem Chore:

13 a „Das Heimchen zirpt! Das Heimchen  
zirpt!  
Bald schwelgen wir in Peute!  
Wer spielt, gewinnt! Wer wagt, er-  
wirbt!  
Wir sind gemachte Leute!

13 b Die Müste winkt! Das Gold erblinkt,  
Davon die Sagen melden!  
Das Morgen steigt! Das Gestern sinkt!  
Wir sind berühmte Helden!“

„Galgenstrick“ an, die den Charakter der Redner, „Zwei edle Spanier“! humoristisch beleuchten. Ein so lebhaftes Gesecht kann nicht damit enden, daß den Streitenden wie früher bloß die „Zornesadern“ schwellen; auf solche Beleidigungen antwortet ein stürmisches spanisches Blut anders:

Sie ziehen mit entflammtem Müt  
Und krenzen blaue Messer.

So weit der erste ernsthafte, dramatisch zugespitzte Teil der Ballade; nun folgt das Intermezzo: die Ankunft des Küchenjungen, der den Clown an Bord spielt und mit sichtlichem Behagen niederländisch breit vom Dichter gemalt ist. Denn die Gestalt des Friedensboten, der den Streit zu unterbrechen wagt, durfte wegen dieser seiner wichtigen Aufgaben nicht wieder bloß mit knappen 4 Zeilen abgethan werden.

Jetzt werden genauer seine Geberden, sein vergnügter Tanz und die Schneiderarbeit des Windes geschildert, der die Kleidung des lustigen und lustigen Burischen grotesk banstcht. Dann fängt „Miquel“

endlich an zu singen, aber er hört nun auch so bald nicht wieder auf: und während früher die andern Amerikafahrer Einwände machten: „Beim Kreuz, wir fahren Dir in's Haar zum Lohne Deiner Poßen“, und noch besonders beschwichtigt werden mußten — hören sie jetzt in Andacht und schweigend dem Bericht des Jungen zu, der sich durch seine frohe Botschaft selber erhoben fühlt und das „Wir“ besonders betont:

Da wir zu Schiffe stiegen dort,  
Die Zierden aller Lande,

und der jetzt nicht mehr „Eure Fahrten“, sondern „unsere Meerfahrt“ sagt. Erst am Schluß fällt der Chorus ein, der Streit ist vergessen, die Sorgen um die Fahrt sind vorbei, und die beiden „Conquistadores“, die sich als zwei große Lumpen erwiesen, haben sogar — und hier macht sich wieder der Schalk im Dichter geltend — noch die Aussicht, ein paar große Leute zu werden.

Das Morgen steigt, das Gestern sinkt,  
Wir sind berühmte Helden.

Wenn Columbus aus dem Verband des Gedichtes austrat, so haben entschieden dabei die übrigen Personen gewonnen, die sich in der neuen Fassung lebendiger und ansehnlicher als in der alten benehmen. Die Handlung ist vereinfacht, aber dadurch auch zugleich verstärkt und im einzelnen um seine Wendungen bereichert worden.

In seinen historischen Gedichten läßt es aber Conr. Ferd. Meyer selten an einem besonderen Colorit fehlen, und auch die Fremdworte, auf die er nicht aus reiner Prinzipienreiterei verzichtete, helfen Zeit und Boden gelegentlich veranschaulichen. Gleich im Anfang steht statt der alten Anrede „Gezell“ jetzt „Señor“, das mit einem Male trefflich über die Volksart der beiden Streiter aufklärt und nachher in höflicher Wiederholung lustig den Schmähungen der Granden widerspricht. Auch sonst scheut sich der Dichter vor ausländischen Worten nicht, die bei ihm zu keinem gelehrten Prunk, sondern zur Charakteristik dienen. „Was er mir sagt, begriff ich nicht“ wird zu „Was er dociert, verstand ich nicht“, und Miquel animiert seine Gläubigen mit kirchlichen Fachausdrücken: „Stimmt Landes an und Psalmen“. Er versucht die Situation schärfer zu zeichnen, die Zeilen: „Zwei Spanier plündern auf der Wacht und einer sagt zum andern“ bergen eine Tautologie: „plündern“ und „sagt“, was bei der Veränderung: „Zwei edle Spanier halten Wacht und einer spricht zum andern“ geschickt vermieden ist. Die alten Reime, ihnen: Grünen, wir: mir, hin: bin, sind ebenfalls abgestoßen. Wie viel höher deshalb das neue Gedicht über dem alten steht, ist nach diesen Erwägungen leicht abzuschätzen. Denn Conr. Ferd. Meyer war kein



frankhafter Tüftler, bei dem die Arbeit die Kräfte der Phantasie und Sprache schließlich lähmte, sondern ein schaffender Künstler, der sich immerfort selber überbot und daran auch seine Werke teilnehmen ließ.

5. B 95. **Der Rubin.** (Aus Tausend und eine Nacht.)

Um die Entwicklung von der orientalischen Vorlage an, durch die Übergangsform B 95—98 bis hin zu C 224 5 anschaulich zu machen, seien die drei Stufen, die alte Erzählung aus 1001 Nacht und die beiden neuen Gedichte, zur Vergleichung unmittelbar nebeneinander gestellt. Die Verschiedenheit der zwei Balladen unter sich und ihr wechselndes Verhältnis zur Quelle sind ebenso auffällig, wie bei einem andern Gedichte, dem „Pilger und der Sarazenin“, das früher unter dem Titel „Liebeszauber“ erschien und stofflich auch der Sammlung von 1001 Nacht entnommen war. Dem Dichter lagen die Märchen in der 4bändigen Ausgabe von G. Weil, Stuttgart 1837—1842 vor, wo 4, 82—87, in der 754. und 755. Nacht unter der Überschrift „der fromme Sohn Harun Arraschids“ bezeichnet wird:

Es wird auch erzählt: Harun Arraschid hatte einen Sohn, der, als er heshen Jahre alt war, immer mit frommen Einhedlern und Heiligen lebte, stets auf den Gräbern umherwanderte und ausrief: „Ihr habt die Welt belesen, was habt ihr nun davon in euerm Grabe; ich möchte wissen, was ihr Alles in der Welt gesagt und was euch gesagt worden.“

Eines Tages, als er, ein wollenes Oberkleid um den Leib und ein wollenes Tuch um sein Haupt hatte, begegnete ihm sein Vater mit den Bizieren und Großen des Reichs, und es sagte Einer zum Andern: „Dieser Jüngling macht den Fürsten der Gläubigen vor allen Königen zu Schanden: wenn er ihn doch nur zurechtwies, vielleicht würde er seinen Lebenswandel ändern.“ Harun Arraschid sagte ihm dann: „Mein Sohn, du machst mich zu Schande durch deine Eigenheiten.“ Der Jüngling antwortete nicht, sondern rief einem Vogel, der auf dem Dache des Schlosses stand, zu: „O Vogel, bei dem, der dich geschaffen, laß dich auf meine Hand nieder.“ Sogleich flog der Vogel auf des Jünglings Hand. Dann sagte er ihm: „Kehre wieder auf das Dach zurück!“ Da flog der Vogel wieder auf die Stelle, wo er hergekommen war. Dann rief er ihm zu: „Bei deinem Schöpfer, laße dich auf die Hand des Fürsten der Gläubigen nieder!“, aber der Vogel weigerte sich.

[S. 83.] Da sagte der Jüngling zu seinem Vater: „Du machst mich zu Schande unter den Heiligen durch deine Liebe zur Welt, darum habe ich auch beschlossen, mich von dir zu trennen.“ Hierauf ging der Jüngling fort und reiste nach Bassra, wo er mit den Maurern arbeitete und einen Drachmen Taglohn empfing, von welchem er lebte. Abu Amer aus Bassra erzählt von ihm: Als in meinem Hause eine Mauer einstürzte, ging ich auf den Platz, wo die Maurer standen, um einen Arbeiter zu holen, der sie wieder aufbauen sollte. Da fiel mein Auge auf einen hübschen Jüngling mit einem feinen Gesichte, ich ging auf ihn zu, grüßte ihn und sagte ihm: „Mein Freund, willst du Arbeit, so komme mit mir!“ — „Neht gerne,“ antwortete der Jüngling, „doch unter der Bedingung, daß du mir nur einen Drachmen Taglohn gibst, und so oft zum Gebete gerufen wird, mich mit der Gemeinde beten lässest.“ Ich willigte ein, nahm ihn mit mir nach Hause und er arbeitete, wie ich ihn noch nie arbeiten gesehen.

Als ich ihn an das Mittagessen erinnerte, nahm er nichts an und ich merkte, daß er fastete. Als dann das Gebet ausgerufen ward, sagte er: „Erinnere dich unserer Uebereinkunft!“ Ich sagte: „Gut.“ Da löste er seinen Gürtel, wusch sich auf die frommste Weise und ging in die Moschee und betete mit der Gemeinde. Dann kam er wieder und arbeitete mit dem größten Eifer, bis das Nachmittagsgebet ausgerufen ward. Da erinnerte er mich wieder an die Bedingung, ging in die Moschee und betete mit der Gemeinde, dann lehrte er wieder zur Arbeit zurück. Ich sagte ihm: „Mein Freund, sonst arbeiten die Mauerer nur bis zum Nachmittagsgebet.“ Er sagte aber: „Gevrieten sei Gott, ich pflege immer bis Nachts zu arbeiten.“ Als es Nacht war, gab ich ihm zwei Drachmen. Da sagte er: „Was ist das?“ Ich antwortete: „Nur ein geringer Lohn für deine große Arbeit.“ Aber er warf mir sie zu und sagte: „Ich nehme nicht mehr, als ich mir vorbehalten,“ und trotz aller Mühe konnte ich ihn nicht dahin bringen, mehr als einen Drachmen zu nehmen.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche von Scheheriad in der nächsten Nacht mit Abu Amers eigenen Worten fortgesetzt wurde: [754<sup>te</sup> Nacht.] „Am folgenden Morgen ging ich wieder auf den Sammelplatz der Arbeiter; aber ich fand ihn nicht, und als ich nach ihm fragte, sagte man mir, er komme nur jeden Sonnabend. Ich ging Sonnabends wieder, um ihn aufzusuchen, und fragte ihn, ob er in Gottes Namen wieder bei mir arbeiten wolle.“ Er sagte: „Recht gern, nach der dir wohlbelannten Bedingung.“ Ich nahm ihn mit nach Hause und führte ihn an die Arbeit. Da bemerkte ich, ohne von ihm gesehen zu werden, wie er nur eine Hand voll Kehm auf die Mauer warf und plötzlich alle Steine fest aufeinander saßen, und ich dachte, solche Kraft haben nur die Heiligen. Er arbeitete an diesem Tage viel mehr als früher, und des Abends gab ich ihm seinen Lohn, mit dem er fortging.

[S. 85.] Am dritten Sonnabend wollte ich ihn wieder holen, fand ihn aber nicht, und als ich nach ihm fragte, hörte ich, er sei krank und liege in dem Zelte einer alten Frau, die durch ihre Frömmigkeit berühmt war. Ich ging nach dem Zelte und fand ihn darin auf dem Boden liegend, ohne Etwas unter sich zu haben. Ich grüßte ihn und setzte mich ihm zu Häupten und weinte über seine Jugend, die er so in der Fremde zubringen mußte. Ich fragte ihn dann, ob ich ihm irgend einen Dienst erweisen könnte? Er sagte: „Ja wohl; wenn du morgen mich wieder heimsuchst, so wirst du mich todt finden, wasche mich dann, hütle mich in den Oberrock, den ich an habe, und beerdige mich, ohne Jemandem etwas von mir zu sagen. Doch ehe du mich beerdigst, nimm aus den Taschen meines Oberkleides, was darin ist. Wenn mich dann die Erde bedeckt und du für mich gebetet hast, so reise nach Bassra und gib dem Chalifen Harun Arraschid, was du in meiner Tasche findest, und grüße ihn von mir, sage ihm auch, daß ich bis zur Todesstunde mich nach ihm gesehnt, daß weder Haß noch Ueberdruß mich von ihm getrennt, daß ich nur darum in die Fremde wanderte, weil meine Seele zu fern von seiner Welt stand.“ Dann recitirte er noch folgende Verse:

„O Freund, laß dich durch die Annehmlichkeiten des Lebens nicht verblenden: das Leben ist nicht von Dauer und seine Freuden vergehen bald; hast du je das Schicksal eines Volks gekannt, so wisse, daß auch das deine nicht anders sein wird, und hast du je eine Leiche in's Grab geführt, so bedenke, daß man auch dich dahin tragen wird.“

Nachdem er durch diese Verse mich ermahnt hatte, verließ ich ihn, und als ich ihn am folgenden Morgen wieder besuchte, war er todt (Gottes Erbarmen sei mit ihm!); ich wusch ihn, öffnete seine Tasche und fand einen Rubin darin, der tausend Dinare werth war, da dachte ich: Bei Gott, der Jüngling hat der Welt vollkommen entragt! Ich reiste dann nach Bassra, begab mich vor den Palast des Chalifen und wartete, bis Harun Arraschid herauskam; dann trat ich ihm in den Weg und gab ihm den Rubin. Sobald er ihn sah, fiel er in Ohnmacht. Die

Diener hielten mich an; aber als er zu sich kam, sagte er ihnen, sie möchten mich mir loslassen, ließ mich in's Schloß führen, und als ich in seinem Zimmer war, fragte er mich: „Was hat Gott über den Eigentümer dieses Rubins verhängt?“ — „Er ist gestorben,“ antwortete ich, und erzählte ihm, was ich von ihm wußte. Da schrie er schluchzend: „Der Sohn hat das Bessere gewählt und der Vater wird zu Schande!“ Dann rief er einen Frauennamen; da trat eine Frau heraus, die, als sie mich sah, wieder zurücktreten wollte; aber der Chalis sagte ihr: „Bleibe nur, brauchst vor diesem Mann dich nicht zu verbergen,“ und warf ihr den Rubin zu. Sobald sie ihn sah, stieß sie einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, sagte sie: „O Fürst der Gläubigen! was hat Gott über meinen Sohn verhängt?“ Der Chalis bat mich, es ihr zu sagen, denn er konnte vor Thränen nicht sprechen. Als ich ihr seinen Tod erzählte, weinte sie und rief mit herzzerreißender Stimme: „O wie sehne ich mich nach dir, Freude meines Auges, o könnte ich dir doch zu trinken geben, wenn Niemand es thut! O könnte ich dich doch unterhalten, wenn es dir unbeimlich wird!“ Ich fragte dann: „O Fürst der Gläubigen! war denn dieser Jüngling dein Sohn?“ — „Ja wohl,“ antwortete Harun Arrafschid: „er besuchte oft die Gelehrten und Frommen, ehe ich zum Chalifen erhoben worden, sobald ich aber die Regierung antrat, wollte er sich von mir entfernen; da sagte ich zu seiner Mutter: „Dein Sohn will abgeschieden von uns nur Gott allein leben; er wird gewiß hart geprüft werden und in große Noth kommen, gib ihm daher diesen Rubin, damit er in der Noth Etwas habe: ich gab ihr also diesen Rubin, und sie drang in ihn, bis er ihn annahm; so verließ er uns, und wir haben ihn nicht wiedergesehen, bis er aus unsrer Welt geschieden, um mit reiner Seele vor seinen erhabenen Herrn zu treten.“ Dann sagte der Chalis: „Komme mit mir und zeige mir sein Grab!“ Als wir dort anlangten, weinte und seufzte er lange, betete für seinen Sohn und rief: „Wir sind Gottes und zu ihm kehren wir zurück.“ Dann bot mir der Chalis eine Stelle an: ich schlug sie aber ab und sagte: „Ich habe eine Lehre von deinem Sohne angenommen,“ und recitirte folgende Verse:

„Ich bin ein Fremdling, gehöre Niemanden an, wo ich auch weite: ich bin ein Fremdling, habe weder Frau noch Kind; meine Herberge sind die Wüsten, von denen wie mein Herz sich trennt, und dafür danke ich Gott, dem Herrn der Welten!“

## B 95. Der Rubin.

(Aus Tausend und eine Nacht.)

1 Vor den Herrscher tief sich neigend  
Tritt ein Mann in schlichtem Kleid,  
Ueberreicht ihm ernst und schweigend  
Eines Ringes Prachtgeschmeid.  
Blas wird Harun vor dem rothen,  
Warm erhuftenden Rubin,  
Er ergreift die Hand des Boten,  
Mit dem Blicke prüft er ihn.

3 Herr, den besten anserleien  
Hatt' aus dem Gewerk ich mir,  
Kein von Herzen, still von Weien,  
Schlant und jung, ein Knabe schier.  
Friedevollen Angesichtes  
War er rüstig früh und spät,  
Von dem Glanz des Morgentlichtes  
Bis zum Ruf vom Minaret.

2 „Sage mir, bei deinem Leben,  
Wo du das Geschmeid entdeat!“  
„Nur hat es mir gegeben!“  
Kust der Muselmann eridreht.  
„Gartenhaus und Gartenmauer  
Hat er trefflich mir gebaut,  
Nun bin ich um ihn in Trauer,  
Denn ich hab' ihn todt geschaut.“

4 Fragt' ich ihn, von wem er stamme,  
Und aus welchem Lande her,  
Stieg zur Stirn ihm eine Staume,  
Stand wie ein Reichämter er;  
Herr, mich jammerte des Knaben,  
Ich beschwor ihn: Sei mir Sohn!  
Doch von den gebornen Gaben  
Nahm er nichts als seinen Lohn.

- 5 Als ich gehern ihn bestellte,  
 Hand ich auf dem Markt ihn nicht,  
 Hand am Strom, erkrankt im Zelte  
 Ihn, den Tod im Angesicht.  
 Stammelnd tastet er am Ringe,  
 Bis ich ihm Begehr errieth,  
 Daß ich dir ihn überbringe,  
 Mächt'ger Harun Arraidid!"
- 6 Harun blickt auf das Geschmeide,  
 Der Rubin erglüh't so still:  
 „Bruder, höre, was im Leide  
 Harun dir verrathen will!  
 Ernt' ist dieses Ringes Kunde:  
 Als ich stieg auf Bagdads Thron,  
 In der Herrschaft erster Stunde  
 Sprach zu mir mein liebster Sohn:
- 7 Heute wirft auf hoher Zinne,  
 Vater, du den Blicken kund,  
 Laß mich heut, dir zum Gewinne,  
 Tauchen in verborgnen Grund!  
 Wenn du alle deine Brüder  
 Streng beherrscht, ist es gut,  
 Daß ein Tropfen rinne nieder  
 In das Volk von deinem Blut.
- 8 Daß allmächtig du auf Erden,  
 Vater, laßest mir wie Raub,  
 Wirst du doch gerichtet werden,  
 Bist du doch gefornit aus Staub.  
 Dein erhabn Voos zu sühnen,  
 Das sich thürmt den Blicken zu,  
 Laß mich niedrig sein und die-  
 Laß mich in der Tiefe du! [nen,
- 9 Wenn vor dir mit heißer Bitte  
 Ein Bedrängter Recht erfleht,  
 Denk, daß in der Armen Mitte  
 Deines Herzens Liebting steht!  
 Wenn dir dumpfer Grall begegnet,  
 Wenn der Lndank dich berührt,  
 Weißt du einen, der dich segnet,  
 Kennst du einen, der dich liebt.
- 10 Meinen Armen sich entwinden  
 Zah ich ihn und mir entfliehn;  
 Noch, ihn wieder einst zu finden,  
 Drängt' ich auf ihn den Rubin.  
 Den Rubin bringst du mir wieder,  
 Den ein Sterbender dir gab.  
 Komm, wa legtest du ihn nieder?  
 Beten will ich auf dem Grab."

## C 1 224. Die Söhne Haruns.

- 1 Harun sprach zu seinen Kindern Asur, Asjad, Scheherban:  
 „Söhne, werdet ihr vollenden, was ich sühnen Murks begann?  
 Zeit ich Bagdads Thron bestiegen, bin von Feinden ich umgeben!  
 Wie besetzt ihr die Herrschaft? Wie vertbedigt ihr mein Leben?"
- 2 Asur ruft, der feurig schlaute: „Schlenmig werb' ich Dir ein Heer!  
 Zimmre Masten, webe Segel! Ich bevölkre Dir das Meer!  
 Kaffe schul' ich, Säbel schmied' ich. Ich erbaue Dir Castelle.  
 Dir gehören Stadt und Wüste! Dir gehorchen Strand und Welle!"
- 3 Asjad mit der schlauen Miene sinnt und äußert sich bedächtig:  
 „Sicher schaff' ich Deinen Schlummer, Sorgen machen übermächtig.  
 Fraue Deinem Asjad! Wähle mich zum Polizeiminister!  
 Jeden Athemzug belausch' ich, jedes heimliche Geflüster.
- 4 Wirthe, Kuppeler und Barbieri, jedem setz' ich einen Zold,  
 Daß ein jeder mir berichte, wer Dich liebt und wer Dir grollt."  
 Harun lächelt. Zu dem jüngsten, seinem Liebting, sagt er: „Kuhst du?  
 Wie beschämst du deine Brüder? Vater Scheherban, was thust du?"
- 5 „Vater," redet fest der Jüngste leusch erröthend, „es ist gut,  
 Daß ein Tropfen rinne nieder warm ins Volk aus Deinem Blut!  
 Heber ungezählte Voosie bist allmächtig Du auf Erden,  
 Das ich Raub an Deinen Brüdern — und du wirst gerichtet werden!

- 6 Dein erhabenes Loos zu süßnen, das sich thürmt den Flügen zu,  
 Laß mich in des Lebens dunkle Tiefe niedertauchen Du!  
 Such mich nicht! Ich ging verloren! Ende weder Leid noch Freude!  
 Wie der Aermste will ich leben von der Arbeit meiner Hände!
- 7 Mit dem Hammer, mit der Kelle laß mich, Herr, ein Maurer sein!  
 Selber maur' ich mich in deines Glückes Grund und Boden ein!  
 Jedem Hause wird ein Zauber, daß es unzerstörlich dauert,  
 Etwas Liebes, etwas Theures in den Grundstein eingemauert!
- 8 Hörest Du die Straße rauschen unter Deinem Marmorstoß?  
 Morgen bin ich dieser Menge namenloser Fischgenosß —  
 Wenn Dich die Beherrschten lästern, segnet Einer, Herr, Dich händlich!  
 Wenn Dich die Enterbten hassen, Einer, Vater, liebt Dich kindlich!"

Die Erzählung aus 1001 Nacht läßt sich wohl in 3 Abschnitte zerlegen: Der Abschied des Sohnes Assur von seinem Vater Harun, die Beschäftigung dieses Sohnes als Maurer und der Bericht von Assurs Tode, den Amer dem Kalifen überbringt. Die Ballade B 95 dagegen setzt gleich mit der letzten Scene der Vorklage ein; der Dichter wollte also die oben chronikalisch aneinander gereihten Vorgänge gleichsam aus einer einzigen Situation sich entwickeln lassen. Er confrontierte Harun mit Amer und machte die Übergabe des Rubins zum Ausgangspunkt seines Gedichtes, indem nun Amer erst berichtet, wie er zu dem Stein kam, und dann von Harun dafür erfährt, was es mit dem Stein für ein Bewenden hatte. Wie aber in 1001 Nacht steht auch hier das prius hinter dem post. und das zeitlich vorausgehende Ereignis, die Verleihung des Ringes, wird erst erzählt, nachdem wir schon gehört haben, wie traurig das Schicksal des Sohnes mit dem Ringe überhaupt verlaufen war.

Aus dem orientalischen Märchen mußte Cour. Ferd. Meyer aber erst Verschiedenes abtrennen, das für seine dichterischen Zwecke ganz unbrauchbar war. Zunächst vermied er es, den Abschied doppelt zu zeichnen, wie in 1001 Nacht, wo zu Anfang sich der Sohn vom Vater trennt, und am Schluß zu diesem Abschied noch eine Ergänzung, nämlich die Verleihung des Steines nachgetragen wird. Er ließ es bei dem letzteren bewenden und schied die Controverse zwischen dem melancholischen Jüngling, den Großen des Reiches und dem Könige, ebenso wie die Beweise von der Gewalt des 16jährigen Heiligen über die Tiere der Erde aus. Auch die Wunder, die Assur bei seiner Maurerarbeit verrichtet, fallen weg; und die Details seiner Frömmigkeit, Sparbarkeit, Arbeitslust und Demut werden in der 3. und 4. Strophe sehr zusammengeschnitten.

Die bedeutsamsten Veränderungen aber nahm Cour. Ferd. Meyer vor, um die Trennung des Sohnes vom Vater zu begründen. Während die alte orientalische Erzählung durchaus mit religiösen

Stimmungen arbeitet und dem asketischen Bedürfnisse des Jünglings den nur auf irdische Dinge bedachten Hofstaat des Königs gegenüberstellte, führt der moderne Dichter das Motiv der Sohnesliebe ein. Zwar wird das leise auch schon in 1001 Nacht angesprochen, als der Jüngling in der Todesstunde noch behauptet, sich immer noch seinem Vater gesehnt zu haben — aber die Ursache seines Abschiedes liegt doch wo anders, nämlich auf dem Widerspruch seines geistlich-geistigen Wesens mit allen weltlichen Dingen. Der Assur von 1001 Nacht wollte — in gewissem Sinn war das selbstständig — in Zukunft nur seinem Glauben leben, den er im Hause des Königs für gefährdet hielt; der Assur der Ballade dagegen will durch seine Enttugung und den Verzicht auf alle Freuden des Lebens zugleich selbstlos dem Vater zu Hilfe kommen. Der in Schillers „Polykrates“ gesürchtete Reid der Götter spielt mit hinein. Der Sohn will den Himmel versöhnen, indem er sich um so tiefer fallen läßt, je höher sein Vater gestiegen war, und indem er die Unterschiede zwischen dem Herrscher und dem Beherrichten auszugleichen sucht. Denn neben der Sohnesliebe ist es auch ein menschliches Mitgefühl, das ihn zu dieser Aufopferung treibt. Der König soll in Zukunft nicht nur einen Anwalt beim Volk, sondern das Volk durch Assur auch einen Anwalt bei dem König haben, der die Menge umso liebevoller und besser regieren wird, wenn er weiß, daß sich in ihr etwas von seinem eigenen Fleisch und Blut befindet. Statt aus religiöser Idiosynkrasie in 1001 Nacht geht Assur jetzt vom Hof des Königs aus sittlichen und socialen Gründen fort, die seinen Entschluß wärmer und menschlich viel verständlicher und zugleich ergreifender machen.

Auch die Nebenumstände sind geändert. Die Mutter, die dem Sohn den Stein gab, um ihn vor Not zu schützen, tritt nicht mehr auf — statt dessen giebt Harnn selber den Rubin her, um später ein Erkennungszeichen zu haben. Die Schmachten der Eltern beim Anblick des Geichmeides sind selbstverständlich übergangen. Das Gespräch zwischen Harnn und Assur wird „in der Herrschaft erster Stunde“ abgehalten, um die Wichtigkeit des Moments zu erhöhen. Der Kalif äußert in der Ballade nur noch den Wunsch, das Grab des Sohnes zu sehen, während er in 1001 Nacht wirklich dorthin geht. . . Er behält in der Ballade auch das letzte Wort, das in der Vorlage der Nebenperson, dem Fremden, zugeteilt war, der im Sinne Assurs sich auch als Asket von dem weltlichen Herrscher verabschiedet und der religiösen Tendenz der Erzählung mit zum Siege verhilft.

Der zweite Teil der Ballade, Strophe 6—10, ist ganz Contr. Ferd. Meyers Eigentum, der die Erzählung an diesen wichtigsten Stellen selbstständig und gänzlich weitergebildet hat.

In C 224/5 1882 änderte sich zunächst die Form des Gedichtes: an die Stelle der 10 Strophen mit 8 trochäischen (ababedcd) gereimten Vierzeilern traten 8 Strophen von je 4 aabb gereimten Achtzeilern; und während die Reime a und e früher klingend und b und b stumpfen Ausgang hatten, ist, bis auf eine Ausnahme in der dritten Strophe, jetzt a stumm und b klingend geworden. Der Titel lautet: „Die Söhne Harnms“; von dem „Rubin“ ist nicht mehr die Rede, ebensowenig von der orientalischen Quelle, die der Dichter beim ersten Versuch noch gewissenhaft verzeichnet hatte, die aber jetzt bei der zweiten größeren Umgestaltung mit Recht fallen durfte. Der Zusammenhang zwischen B und C ist stark gelockert, nur die Strophen B VII—IX fehlen, zum Teile wörtlich, in C V, VI, VIII wieder, so daß B VII. 5—8 gleich ist C V. 1, 2; B VIII. 1—4 = C V, 3, 4; B VIII. 5—8 = C VI. 1, 2 und B IX. 5—8 = C VIII. 3, 4. Aber auch hier ist der Dichter beständig bei der Arbeit, Lücken auszufüllen und schwere Wendungen durch neue Worte zu stärken; statt „daß ein Tropfen rinne nieder in das Volk von deinem Blut“ heißt es jetzt: „Daß ein Tropfen rinne nieder warm in's Volk aus deinem Blut“. „Daß allmächtig Du auf Erden“ wird nunmehr in's Kleine beschrieben: „Über ungezählte Looße bist allmächtig du auf Erden“, und die subjective Empfindung „Vater, lastet mir wie Raub“ zur kräftigen Thatsache erhoben: „Das ist Raub an deinen Brüdern“. Die rednerische Wendung: „Laß mich niedrig sein und dienen; laß mich in der Tiefe dort“, vereinfacht und veranschaulicht sich: „Laß mich in des Lebens dunkle Tiefe untertauchen du“; und die einander zu Paaren gegenübergestellten Bedingungen und Folgen (B IX) werden miteinander gekreuzt, und außerdem wird durch die Unterbrechung: „Segnet einer, Herr, dich“ . . . „Einer, Vater, liebt dich“ die in B etwas klingklangmäßige, sich wiederholende Wortstellung mit dem viermaligen verbalen Schluß vermieden:

B: Wenn dir dumpfer Groll begegnet,  
Wenn der Uhdant dich betrübt,  
Weißt du einen, der dich segnet,  
Kennst du einen, der dich liebt.

C: Wenn dich die Beherrschten lästern,  
Segnet einer, Herr, dich kühnlich!  
Wenn dich die Enterbten hassen,  
Einer, Vater, liebt dich kindlich.

Sonst wird hier die Fahrt des Jünglings ausführlicher begründet, der Unterschied zwischen reich und arm ausgemalt, und der Beruf, dem sich Assur widmen will, wird mit Zuhilfenahme der Sagen vom eingemauerten Kinde symbolisch erweitert, das Neue an etwas schon Bekanntes geknüpft und dadurch das Opfer des

Jünglings noch verständlicher gemacht. Der „Rubin“ ist ganz aus der Handlung verschwunden, weil es sich jetzt nicht mehr um eine Anagnorisis handelt, die durch den Stein erst vermittelt werden könnte, sondern um den Abschied selber von Vater und Sohn. Während die Hauptscene früher aus der Erinnerung des Kalifen einem Andern vorgetragen ward, spielt sich jetzt der Vorgang selber, wie etwas gegenwärtiges — das praesens herrscht auch fast überall — vor uns ab.

Auch die Geschichte von dem Maurer und seinem Gehilfen (B 1—5) mußte fortfallen: Conr. Ferd. Meyer hat die Ballade jetzt fast vollständig von der orientalischen Vorlage abge schnitten; und statt der Trennung zwischen dem Vater und dem einen Sohn, die sich in 1001 Nacht nicht gerade im besten Einvernehmen Lebewohl sagten, wird an dem Eingang eine wohlwollende Unterredung des Kalifen mit seinen drei Söhnen gestellt. Die Fiktion bringt etwas durchaus Natürliches, daß nämlich ein Vater wie Harun einmal wissen will, wie wohl die Kinder ihm ihre Liebe beweisen und sein Leben und Lebenswerk schützen wollen. Die Charakteristik der drei ist reichhaltig und verschieden, wie bei den drei Töchtern des alten Lear — auf den aufbrausenden, kriegerischen, nach außen drängenden Assur der listige Assad und endlich der liebende, opferwillige, cordelienhafte Scheherban. Man beachte auch die Composition des Gedichtes, das sich ohne Zwang in zwei Teile zerlegen läßt, deren einer Harun und den beiden ältesten und deren anderer ganz allein dem jüngsten Sohne zugehört. Auch in den Reden ist eine Steigerung: erst die von dem Vater kurz gestellte These, die von Assur und Assad schnell beantwortet wird, dann wieder eine kurze Rede des Vaters, die besonders dem jüngsten Sohne gilt, und nun dessen lange Entgegnung. So ist die Erzählung ungemein vereinfacht. Während sich der Dichter in B zum Teile noch trenn an die Überlieferung hielt, hat er sich in C davon befreit und aus den verschiedenen Momenten in der Erzählung des Originals und der Fassung B jetzt das Wichtigste herausgegriffen und allein behandelt. Das Personal der Ballade ist in C trotz der Einführung der beiden andern Söhne doch beschränkt; der fremde Mann, dessen Geschick nur zufällig mit der Familie des Kalifen verquickt war, tritt ab und Harun und die Seinen bleiben übrig. Dadurch wird die Scene zugleich auch intimer, familienthafter.

Aber selbst in der Fassung C<sup>1</sup> genügte das Gedicht noch nicht seinem Dichter, der in der Folge einzelne Stellen retouchierte. Statt „Etwas Liebes, etwas Theures“ setzt in der nächsten Auflage, C<sup>2</sup>, 233, eine Alliteration ein: „Etwas Liebes und Lebend'ges“, und die beiden Schlußzeilen der Ballade hießen in Zukunft:

C<sup>2</sup> 233. Nicht du nieder auf die vielen Unbetamten, die dir dienen,  
Einer segnet dich vom Morgen bis zum Abend unter ihnen.



Endlich war noch in der 3. Strophe der unschöne Reim: „Polizeiminister—Geflüster“ zu entfernen. Von der dritten Auflage an lauten die Zeilen:

C<sup>3</sup> 240. Daß du dich des Lebens freuest, bleibe Vater, meine Sache!  
 Ueber jeden deiner Schritte halten hundert Augen Wache!

## Beiträge zur Kenntnis des Puppentheaters.

Von J. Arnold Mayer in Wien.

### I. Repertoirelisten von Spielern aus Wien und Umgebung.

Moriz Wieland.

Spielte in Wien an verschiedenen Orten, so in Gaudenzdorf, Bäcker-gasse (jetzt XII. Stadtbezirk, Korbergasse), im Gasthaus Rirsch, in Penzing (jetzt XIII. Bezirk), Hollergasse 23; im Sommer auf dem Lande, so in Strigendorf, Preßbaum und sonst.

1891:

1. Königin Rosamunde oder die Unschuld in der Wüste. („Die verstoßene Königin Rosamunda u. s. w.“ spielte auch Vincenz Fichter 1892 in seinem Circus und Marionettentheater in Sloggnitz.) Zum Schluß: Komisches Nachspiel oder Verwandlungsfiguren, wie noch sonst im folgenden.

2. Die vier Wildschützen aus Baiern. (S. Nr. 59 a. 109? 197?)

3. Dr. Fausts Höllenfahrt. (S. Nr. 16 a. 132 a. 152 b. 188 b. 193 d. 213 a. 233 c. 234 g.)

4. Graf Friedo der Streitbare.

Josef Mayer.

Spielte in Wien IV., Gasthaus zur Weintraube, später H. Castellezgasse 4, auch XIX. Theresienplatz und sonst und führte 1886—1894 auf:

5. Wilhelm Tell. (S. Nr. 143 b. 182 a. 188 a.)

6. Die Raubritter von Mainz.

7. Der Fall Clémenceau.

8. Kaiser Josef unter dem Volke. (S. Nr. 220 a. 234 d.)

9. Der Hergottschmüßer von Ammergau. (S. Nr. 59 b.)

10. Wien bleibt Wien.

11. Andreas Hofer. (S. Nr. 175 b.)

12. Kasperl auf Reisen. (S. Nr. 51 a. 194 g. 130? 228 a.)

13. Dornröschen. (S. Nr. 17 a. 30 a. 192 c.)

14. Der Müller und sein Kind. (S. Nr. 152 c. 155 d. 162 a. 174 b. 188 k. 189 b. 211 d. 234 e.)

15. Zwei Gefangene in der Türkei. (S. Nr. 111 a. 192 b. 206? 219 e. 233 e.)

16. Jahn Kasor der Hirte von Penimardh oder Jahn der Herrenmeister.

16 a. Der Faust. (S. Nr. 3.)

17. Eulaliens Schmerz.

## Rudolf Storch.

Wien II. Castellezgasse 4, dann Kleine Pfarrergasse 9 und sonst, auch in der Um-  
gebung von Wien; zuletzt II. Brigittenanerlände 22.

1885—1892:

- 17 a. Dornröschen. (Z. Nr. 13.)  
 18. Die 7 Raben. (Z. Nr. 200 a.)  
 19. Fischlein deck' dich, Eisen streck' dich, Knüttel aus dem Sack.  
 20. Antäbon in der Wildnis oder ein Abenteuer mit Drang Utang. (Z. Nr. 159 e.)  
 21. Der Barometermacher auf der Zauberinsel. (Z. Nr. 27 a. 188 f. 194 e.  
 200 c. 213 c.)  
 22. Ein Sispitaner oder der daumenlange Hansel.  
 23. Ein Böhmi in Amerika. (Z. Nr. 168 a. 174 e. 188 b. 194 d. 214 g. 221 c.)  
 24. Haman und Esther.  
 25. Der Rosenstock oder die Erbischleicher.  
 26. Das Kopanzmännchen oder die 3 Zauberfedern. (Z. Nr. 231 a.)  
 27. Der Waldbauer oder die Rache des Wildschützen.

1893:

- 27 a. Der Barometermacher. (Z. Nr. 21.)  
 28. Prinz Rosenrot und Prinzessin Lilienweiß oder die bezauberte Lilie.  
 (Z. Nr. 65 a.)  
 29. Ritter Klaubart. (Z. Nr. 205 b.)  
 30. Hinto der Freisicht. (Z. Nr. 193 c.)  
 30 a. Dornröschen. (Z. Nr. 13.)  
 31. Die Räuberschente im Wienerwald.  
 32. Der Goldschmied von Bessora.  
 33. Kasperl als Zecrüber. (Z. Nr. 143?)  
 34. Rinaldo Rinaldini. (Z. Nr. 155 e. 194 e.)  
 35. Schinderhannes oder die Räuber im Böhmerwald. (Z. Nr. 143 a.)  
 36. Höllenfürst und Herkules oder der Kampf um die Königstochter.  
 37. Aichenbrödel oder der gläserne Pantoffel. (Z. Nr. 147 a. 159 f. 194 b.  
 201 b. 206 b. 207 e.)  
 38. Kasperl in der Windmühle oder der Räuberhauptmann Störtebeck.  
 (Z. Nr. 62 a.)  
 39. Kohlenmunkpeter oder das steinerne Herz.  
 40. Die Teufelsmühle am Wienerberg. (Z. Nr. 152 a. 159 a. 188 e. 194 f.  
 195 c. 211 f. 235 a.)  
 41. Das Gulenischloß oder Kasperl als Minister. Zauberpiel. (Z. Nr. 197 b.)  
 42. Der Mattenfänger von Hameln. (Z. Nr. 173 a.)  
 43. 44. Korkkappchen. (Z. Nr. 192 i. 195 d. 208 b.) — Hierauf: Der Feuer-  
 baum im Wald und Kasperl im Sumpf. Ritterlustspiel.  
 45. Alpenkönig und Menschenfeind. (Z. Nr. 195 e. 206 a. 211 e.)  
 46. Die Weihnachtsfee. (Z. Nr. 207 a.)  
 47. Das 3. Gebot oder der ewige Schmied.  
 48. Genofeva. (Z. Nr. 137 a. 192 k. 208 a. 214 c. 233 b. 234 a.)  
 49. Schneewittchen und die 7 Zwerge. (Z. Nr. 111 b. 165 a. 181 a. 194 b.  
 200 e. 214 e.)  
 50. Ali Baba und die 40 Räuber. (Z. Nr. 197 a. 231 e.)  
 51. Rosa Zändor. (Z. Nr. 111 c. 159 b. 175 g. 193 f.)

1894:

- 51 a. Kaiser's Reiseabenteuer. (Z. Nr. 12.)  
 52. Franz Guido oder das Zuchen nach Zufriedenheit.

53. Das Geheimnis der Zigeunerin. Großes Sensations-Schauspiel.

54. Wendelin von Höllestein oder die Totenglocke um Mitternacht. (Z. Nr. 159 d. 193 a. 221 a.)

55. Die Reise um die Erde in 80 Tagen nebst einem Vorspiel: Die Wette um eine Million. Spektakelstück. (Z. Nr. 64 a. 184 a. 194 i.)

56. Der tapfere Schneider oder 7 auf einem (so!) Schlag. (Z. Nr. 192 f.)

57. Der verlorene Sohn. (Z. Nr. 149 a. 231 b.)

58. Kaiser Josef und die Glückswaherl. (Z. Nr. 192 g.)

59. Kaiser Josef und der Deferteur.

59 a. Die Wildschützen. (Z. Nr. 2.)

1895:

59 b. Der Herrgottschmizer von Oberammergau. (Z. Nr. 9.)

60. Der Verschwender. (Z. Nr. 146 a. 190 c. 202 a.)

61. Kapuzel oder der Zanbergarten.

62. Don Juan oder das Totengastmahl am Friedhofe. (Z. Nr. 155 a. 155 g.

174 c. 189 c. 233 a.)

62 a. Kasperl als Müllerburtsche und Störbebek der Ränberhauptmann. (Z. Nr. 38.)

63. Der schwarze Graf oder bei den Räubern von Campagna. (Z. Nr. 231 e.)

64. Des Schulmeisters Hochzeit. Bauernkomödie.

64 a. Die Reise um die Erde in 80 Tagen. (Z. Nr. 55.)

65. Das Teufelschloß. Kanbritter-Schauspiel.

1897—1899:

65 a. Prinz Rosenrot u. s. w. (Z. Nr. 28.)

66. Die Räuber um Mitternacht. (Z. Nr. 153 a.)

67. Der Weigerfranzel und die Zwerge.

68. Der Wunderdollar von Paris. (Z. Nr. 188 i.)

69. Die geraubte Königstochter oder der Kampf um ein Königreich. Mitter-  
spiel. (Z. Nr. 230?)

70. Atadin und die Zanberlampe. (Z. Nr. 171 a. 182 d.)

71. Die Belagerung von Persien oder Kasperl als Kriegsheld.

Bei einer Anzahl von Stücken geht mir die Jahreszahl ab:

72. Die Hexe von Hölenthal.

73. Don Kings Reiseabenteuer mit Traug-Utang. (Z. Nr. 20?)

74. Die zwei feindlichen Brüder. (Z. Nr. 88? 159 g.)

75. Die verzauberte Prinzessin. (Z. Nr. 97? 193 e.)

76. 77. Pechvogel und Glückskind. Lustiges Kindermärchen. — Hierauf die  
Kartoffelkomödie Prinzessin Pumpsia oder Räuber Jaromier.

78. 79. Das Königsrätthel oder die lustigen Handwerksburtschen. — Hierauf  
die Kartoffelkomödie Turandot. Schauspiel.

80. Der Diamant des Geisterkönigs.

81. Ein verlorenes Leben oder Dämon Alkohol. (Z. Nr. 231 f.)

82. Das Märchen vom sprechenden Baum. Mitterspiel.

83. König und Bauer oder Kasperl als Kastelbinder.

84. Lustige Studentenstreiche oder das Abenteuer in der Zylvesternacht.

85. Das Geheimnis von Nr. 43.

86. Eine dunkle That oder der Mord im Weinkeller. (Z. Nr. 128?)

87. Das Wirtshaus zum goldenen Kockerl oder das fliegende Geld.

88. Der Brudermörder. (Z. Nr. 74?)

89. Im Circus. Circusburleske.

90. Ein Pariser Tangenichts.

91. Die Leichenräuber von London.
92. Das Geheimnis der Banditen oder der falsche Prinz.
93. Prinz Casimir von Jaromier. Ritterspiel.
94. Heinrich von Eichenfels. (S. Nr. 233 d.)
95. Theron der Eisenkönig oder das Zauberhorn. (S. Nr. 231 d.)
96. Der Goldteufel von Kalifornien.
97. Die Rose von Adelsberg oder die verzauberte Königstochter. (S. Nr. 75?)
98. Doktor Zaffraß oder Kasperl als Professor.
99. Der Ball im Gnomenvolast.
100. Die Waise aus Lowood.
101. Die Totenwache oder der betrogene Teufel.
102. Hansdaps. Lustiges Zaubermärchen.
103. Ein Dorflump oder der geprellte Bürgermeister.
104. Die Räuber im Spejart-Walde oder der Heberfall in der Räuberschenke.
105. Kasperl beim Mönchsfresser. (S. Nr. 136?)
106. Der gestiefelte Kater. (S. Nr. 207 d. 214 d.)
107. Der Millionenbauer. Bavernkomödie.
108. Kasperl beim Großkuttan.
109. Die Wildschützen von Tirol. (S. Nr. 2?)
110. Der lustige Bauer oder die Zaubergaben des Teufels.
111. Bruder Wenzel. (S. Nr. 155 b. 228 b.)

#### Albin K.

1885—1887. Siehe meinen Aufsatz in: Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, Festgabe für Richard Heinzel, 248 f.

- 111 a. Die Gefangenen in der Türkei. (S. Nr. 15.)
- 111 b. Schneewittchen. (S. Nr. 49.)
- 111 c. Rosa Zándor. (S. Nr. 51.)
112. Kasperl als Prinz. (S. Nr. 194 k. 255?)
113. Der Richter von Blunzendorf oder die beiden Nachtwächter.
114. Die lebendig-todten Eheleute.
115. Die Pechheirat.
116. Die beiden Trottel.
117. Kasperl als Hausherr.
118. Im Rinderpark.
119. Thomas der Massenmörder. (S. Nr. 164 b. 182 c.)
120. Auer für alle oder die Allervveltsgevatlerin.
121. Stadt und Land.
122. Die Sprechmaschine.
123. Der Waldteufel.
124. Der bairische Hiesel. (S. Nr. 192 a.)
125. Graf Heinrich oder der Schutzmeister. (S. Nr. 215 a? 233 f.)
126. Jampa.
127. Der Türkenmarr.
128. Der betrogene Jude oder der Mord im Keller. (S. Nr. 86?)
129. Hanswurth's Lebenslauf.
130. Hanswurth's Reise. (S. Nr. 12?)
131. Der Selbstmörder.
132. Der Raubritter von der Gildenburg.
- 132 a. Der Teufelsbanner oder Dr. Faust's Leben. (S. Nr. 3.)
133. Der Hofnarr. (S. Nr. 229?)
134. Der gedungene Raubritter. (S. Nr. 189 a. 193 g. 211 c.)
135. Der Zauberer von Ostrov.

136. Der Menschenfresser. (S. Nr. 105?)  
 137. Der betrogene König.  
 137 a. Genovesa (in zwei Fassungen). (S. Nr. 48.)  
 138. Der Rothmantel.  
 139. Hanswurst bei Kara Mustapha.  
 140. Auf der Leiter.  
 141. Der Gefoppte.  
 142. Die tapfere Kessi. (S. Nr. 159 c. 188 g. 190 a. 219 c. 234 c.)  
 143. Die Seeräuber. (S. Nr. 33?)  
 143 a. Schinderhannes. (S. Nr. 35.)  
 143 b. Wilhelm Tell. (S. Nr. 5.)  
 144. Die Räuber. (S. Nr. 155 f. 164 a. 170 a. 188 d. 190 d. 213 b.)  
 145. Küberzahl. (S. Nr. 155 c. 192 h. 200 b. 214 a.)  
 146. Der Freischütz. (S. Nr. 175 e. 192 e. 201 a. 211 f.)  
 146 a. Der Verschwender. (S. Nr. 60.)  
 147. Die Zaubersföte. (S. Nr. 203 a.)  
 147 a. Aschenbrödel. (S. Nr. 37.)  
 148. Die Wirtin zum grünen Anker.  
 149. Das Testament des Dr. Faust.  
 149 a. Der verlorene Sohn. (S. Nr. 57.)  
 150. Die (so!) lebendige Topha.  
 151. Das abgebrannte Haus.  
 152. Das Mädchen von Heilbronn. (S. Nr. 192 d. 207 c. 214 h. 234 f.)  
 152 a. Die Teufelsmühle am Wienerberge. (S. Nr. 40.)  
 152 b. Dr. Faust. (S. Nr. 3.)  
 152 c. Der Müller und sein Kind. (S. Nr. 14.)  
 153. Die Falschmünzer. (S. Nr. 159 h.)  
 153 a. Die Räuber um Mitternacht. (S. Nr. 66.)  
 154. Der Graf von Atteville. (S. Nr. 238?)  
 155. Das Vater Unser oder die Macht des Gewissens.  
 155 a. Don Juan. (S. Nr. 62.)

## Karoline Kirsch.

IX. Rußgasse 12.

1886—1889:

- 155 b. Bruder Wenzel. (S. Nr. 111.)  
 155 c. Verggeißt Küberzahl. (S. Nr. 145.)  
 155 d. Der Müller und sein Kind. (S. Nr. 14.)  
 155 e. Rinaldo Rinaldini. (S. Nr. 34.)  
 155 f. Karl Moor oder die Räuber. (S. Nr. 144.)  
 155 g. Don Juan oder der Tod als Gast. (S. Nr. 62.)  
 156. Die beiden Grafen. (S. Nr. 193 b. 224 b.)  
 157. Robert der Teufel.  
 158. Das Geisterhloß zu . . . enstein. (S. Nr. 238?)  
 159. Struwwelpeter. (S. Nr. 175 i.)  
 159 a. Die Teufelsmühle am Wienerberg. (S. Nr. 40.)  
 159 b. Kóza Szándor. (S. Nr. 51.)

1890—1896:

- 159 c. Die tapfere Rosa oder der Leichenraub um Mitternacht. (S. Nr. 142.)  
 159 d. Wendetin von Höllenstein oder die Totenglocke um Mitternacht.  
 S. Nr. 54.)  
 159 e. Audibon in der Wildniß. Indianerschauspiel. (S. Nr. 20.)

- 159 f. Nischenbrödel. (Z. Nr. 37.)  
 159 g. Der Bruderhaß. (Z. Nr. 74.)  
 159 h. Die Falschmünzer von Paris oder die Geheimnisse des Ardennenwaldes. (Z. Nr. 153.)  
 160. Hamlet.  
 161. Das vermisste Schloß oder die Here vom Spittelberg. Bauernkomödie.  
 162. Pampazagabundus oder das lieberliche Kleeblatt. (Z. Nr. 188 c. 190 b. 195 a. 207 b. 214 b. 219 f.)  
 162 a. Der Müller und sein Kind. (Z. Nr. 14.)  
 163. Dr. Goldbärchen und die Prinzessin mit der Eisrinde am Herzen. (Z. Nr. 170 b. 175 a.)  
 164. Fortunatus oder die Ehren der Prinzessin von Marokko (so!)  
 164 a. Die Räuber. (Z. Nr. 144.)  
 164 b. Thomas der Massenmörder vom Bremerhafen. (Z. Nr. 119.)  
 165. Ruchst Ruprecht oder der Weihnachtsmann. (Z. Nr. 175 h.)  
 165 a. Schneewittchen. (Z. Nr. 49.)  
 166. Das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär. (Z. Nr. 175 d. 182 b. 194 a. 195 b.)

1897:

167. Die Gigierln von Wien (s. Nr. 175 f. 205 a. 211 b. 221 b.), im Schlußakt: Die alte Frau Wabertl von Rusdorf. (Z. Nr. 182.) Zum Schluß: Begräbniß des alten und Einzug des neuen Jahres mit bengalischer Beleuchtung.  
 168. Prinzessin Tausendschön oder die wilden Schwäne.  
 168 a. Ein Böhmi in Amerika. (Z. Nr. 23.)  
 169. Der Graf von Hammerstein. (Z. Nr. 172 a.)  
 170. Jenneweim der Wildschütz oder das 4. Gebot. (Z. Nr. 174 a.)  
 170 a. Die Räuber. (Z. Nr. 144.)  
 170 b. Dr. Goldbärchen und die Prinzessin mit der Eisrinde am Herzen. (Z. Nr. 163.)  
 171. Hadjchi Voja oder die Einnahme von Serajewo. (Z. Nr. 175 c.)  
 171 a. Madin oder die Wunderlampe. (Z. Nr. 70.)  
 172. Die Kinder des Kapitän Grant. (Z. Nr. 174 d.)

1898:

- 172 a. Der Graf von Hammerstein. (Z. Nr. 169.)  
 173. Ein Krähwinkler Kirchtagfest und seine Folgen.  
 173 a. Der Mattenfänger von Hameln. (Z. Nr. 42.)  
 174. Die Grafenbrant oder das Totenglöcklein von Burgthal.  
 174 a. Jenneweim u. s. w. (Z. Nr. 170.)  
 174 b. Der Müller und sein Kind. (Z. Nr. 14.)  
 174 c. Don Juan oder das Totengastmahl am Friedhof. (Z. Nr. 62.)  
 174 d. Die Kinder des Kapitän Grant. (Z. Nr. 172.)  
 174 e. Ein Böhmi in Amerika. (Z. Nr. 23.)  
 175. Mein Leopold. (Z. Nr. 219 d. 223?)  
 175 a. Dr. Goldbärchen u. s. w. (Z. Nr. 163.)  
 175 b. Andreas Hofer. (Z. Nr. 11.)  
 175 c. Hadjchi Voja oder die Erstürmung von Serajewo. (Z. Nr. 171.)  
 175 d. Das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär. (Z. Nr. 166.)  
 175 e. Der Freischütz. (Z. Nr. 146.)  
 175 f. Die Gigierln von Wien. (Z. Nr. 167.)  
 175 g. Rosa Zandor. (Z. Nr. 51.)

- 175 h. Knecht Ruprecht u. s. w. (Z. Nr. 165.)  
 175 i. Der Struwelpeter oder der Fluch der Waldfee. (Z. Nr. 159.)

1899:

176. Die Nordpolfahrer oder der Kampf mit den Eisbären. Zum Schluß des  
 1. Actes Begräbnis u. s. w.  
 177. Prospero oder die Rache des Zauberers.  
 178. Die Wiener Touristen. Posse.  
 179. Haniel und Gretel. (Z. Nr. 209 d.)  
 180. Von der Dorfmühle in das Grafenschloß oder sich selbst gerichtet.  
 181. Der Glockentönig Klingelinging oder die Rache der Brunnenfee.  
 181 a. Schneewittchen und die 7 Zwerge. (Z. Nr. 49.)  
 182. Ein lustiger Tag in Groß-Wien, zum Schluß: Die alte Frau Wabert.  
 (Z. Nr. 167.)  
 182 a. Wilhelm Tell oder die Verschwörung der schweizerischen Eidgenossen-  
 schaft. (Z. Nr. 5.)  
 182 b. Das Mädchen aus der Feenwelt. (Z. Nr. 166.)  
 182 c. Thomas der Massenmörder. (Z. Nr. 119.)  
 182 d. Aladin oder die Wunderlampe. (Z. Nr. 70.)  
 183. Macbeth oder der Königsmord im Mitternacht.

Johann Trappl.

Kunst- und Zwergetheater, Wien XVII. (Hernals), Antonigasse.

1896?

184. Unter dem Christbaum, Volksstück.  
 184 a. Die Reise um die Welt. (Z. Nr. 55.)  
 185. Eine Nacht in Venedig.  
 186. Die verliebte Prinzessin.

Franz Conicella.

XVIII. Lustandlgasse 21.

1897:

187. Die Rekrutierung in Krähwinkel.  
 188. Junfer Hans von Stein, Mitternachtspiel.  
 188 a. Wilhelm Tell. (Z. Nr. 5.)  
 188 b. Dr. Fausts Schutzgeist. (Z. Nr. 3.)  
 188 c. Lumpazivagabundus. (Z. Nr. 162.)  
 188 d. Die Räuber. (Z. Nr. 144.)  
 188 e. Die Fenselmühle am Wienerberg. (Z. Nr. 40.)  
 188 f. Der Barometermacher auf der Zauberinsel. (Z. Nr. 21.)  
 188 g. Die tapfere Rosa oder der Leichenraub im Mitternacht. (Z. Nr. 142.)  
 188 h. Ein Böhm in Amerika. (Z. Nr. 23.)  
 188 i. Kaspar als Wunderdoctor von Paris. (Z. Nr. 68.)  
 188 k. Der Müller und sein Kind. (Z. Nr. 14.)  
 189. Dreißkönig oder das Wiederfinden auf dem Friedhof. (Z. Nr. 217 a.  
 219 a. 219 g.)  
 189 a. Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer. (Z. Nr. 134.)

Ebenda spielte im Winter 1898

Franz Leipert,

dessen vollständiges Repertoire aus folgenden Stücken bestand:

- 189 b. Der Müller und sein Kind. (Z. Nr. 14.)  
 189 c. Don Juan. (Z. Nr. 62.)  
 Euphorion. VII.

190. Die Drachenhöhle bei Nötelstein.  
 190 a. Die tapfere Rosa oder Vertrauen auf Gott. (Z. Nr. 142.)  
 190 b. Zumpazivagabundus oder das liebedliche Kleeblatt. (Z. Nr. 162.)  
 190 c. Der Berichwender. (Z. Nr. 60.)  
 190 d. Die Räuber. (Z. Nr. 144.)  
 191. Die Räuber auf Maria Kulm. (Z. Nr. 206 c.)  
 192. Der verlorene Erben des Königs.  
 192 a. Der bairische Hiesel. (Z. Nr. 124.)  
 192 b. Zwei Gefangene in der Türkei. (Z. Nr. 15.)  
 192 c. Dornröschen. (Z. Nr. 13.)  
 192 d. Rätchen von Heilbronn oder das heimliche Gericht. (Z. Nr. 152.)  
 192 e. Der Freischütz. (Z. Nr. 146.)  
 192 f. Das tapfere Schneiderlein. (Z. Nr. 56.)  
 192 g. Kaiser Josef und die Glückswahrel. (Z. Nr. 58.)  
 192 h. Küberzahl der Berggeist. (Z. Nr. 145.)  
 192 i. Kottkävchen. (Z. Nr. 43.)  
 192 k. Genovefa. (Z. Nr. 48.)  
 193. Kaspar am Lumpenball. (Z. Nr. 211 a. 225 a.)  
 193 a. Wendelin von Höllenstein oder die Totenglocke um Mitternacht.  
 (Z. Nr. 54.)  
 193 b. Die beiden Grajeln. (Z. Nr. 156.)  
 193 c. Hinko der Freiknecht oder König Wenzel von Böhmen. (Z. Nr. 30.)  
 193 d. Doktor Faust. (Z. Nr. 3.)  
 193 e. Die verwunschene Prinzessin. (Z. Nr. 75.)  
 193 f. Rosa Zandor. (Z. Nr. 51.)  
 193 g. Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer. (Z. Nr. 134.)  
 194. Die Räuber von Hermannstadt.  
 194 a. Das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär.  
 (Z. Nr. 166.)  
 194 b. Nischenbrödel. (Z. Nr. 37.)  
 194 c. Der Barometermacher auf der Zauberinsel. (Z. Nr. 21.)  
 194 d. Ein Böhme in Amerika. (Z. Nr. 23.)  
 194 e. Rinaldo Rinaldini. (Z. Nr. 34.)  
 194 f. Die Teufelsmühle am Wienerberg. (Z. Nr. 40.)  
 194 g. Kaspar auf Reisen. (Z. Nr. 12.)  
 194 h. Schneewittchen. (Z. Nr. 49.)  
 194 i. Die Reise um die Erde in 80 Tagen. (Z. Nr. 55.)

Alex. Barth.

III. Weißgärberstraße 2. Ms. „Regisseur“ unterzeichnet H. Steidl.

1890:

- 194 k. Kasperl als Prinz. (Z. Nr. 112.)  
 195. Albert und Bertha oder Kasperl im Zaak. (Z. Nr. 254?)  
 195 a. Zumpazivagabundus. (Z. Nr. 162.)  
 195 b. Das Mädchen aus der Feenwelt. (Z. Nr. 166.)  
 195 c. Die Teufelsmühle am Wienerberg. (Z. Nr. 40.)  
 195 d. Kottkävchen. (Z. Nr. 43.)  
 195 e. Der Attenkönig und der Menschenfeind. (Z. Nr. 45.)  
 196. Das Stück ist blind.  
 197. Kaspar unter den Wildschützen. (Z. Nr. 2?)  
 197 a. Ali Baba und die vierzig Räuber. (Z. Nr. 50.)  
 197 b. Das Entenloch. (Z. Nr. 11.)  
 198. Das geraubte Grafenkind.



199. Schuri buri, buri schuri, bin, bam, buif oder (nach einer anderen An-  
kündigung): Kaiser als Verglunappe.  
200. Kaisers Reise im Luftballon.  
200 a. Die sieben Raben. (Z. Nr. 18.)  
200 b. Kübezahl der Berggeist. (Z. Nr. 145.)  
200 c. Der Barometermacher auf der Zauberinsel. Z. Nr. 21.)  
200 d. Hänfel und Gretl. (Z. Nr. 179.)  
200 e. Schneewittchen. (Z. Nr. 49.)  
201. Die gute und die böse Fee.  
201 a. Der Freischütz. (Z. Nr. 146.)  
201 b. Aschenbrödel. (Z. Nr. 37.)  
202. Die stolze Hildegarde.  
202 a. Der Verschwender. (Z. Nr. 60.)  
203. Der arbeitliche (so!) Brunnen.  
203 a. Die Zauberflöte. (Z. Nr. 147.)  
204. Waldkönig Laurin.  
205. Die beiden Waisen.  
205 a. Die Gigerln. (Z. Nr. 167.)

V. Buchberger.

Spiette im XVIII. Bezirke, an verschiedenen Orten.

1894—1896:

- 205 b. Ritter Stanbarr. (Z. Nr. 29.)  
206. Kaiser als Gefangener in der Türkei. (Z. Nr. 15?)  
206 a. Alpenkönig und Menschenfeind. (Z. Nr. 45.)  
206 b. Aschenbrödel. (Z. Nr. 37.)  
206 c. Die Räuber auf Maria Thum oder die Kraft des Glaubens. (Z. Nr. 191.)  
207. Ellinora oder die wohlthätige Fee.  
207 a. Die Weihnachtsfee. (Z. Nr. 46.)  
207 b. Punpazivagabundus u. s. w. (Z. Nr. 162.)  
207 c. Rätchen von Heilbronn und das heimliche Gericht. (Z. Nr. 152.)  
207 d. Der gestiefelte Vater. (Z. Nr. 106.)  
207 e. Aschenbrödel in der Küche. (Z. Nr. 37?)  
208. Orpheus in der Unterwelt. (Z. Nr. 220 c.)  
208 a. Genovefa oder die unglückliche Pfalzgräfin von Trier. (Z. Nr. 45.)  
208 b. Kottäppchen. (Z. Nr. 43.)  
209. Ein Traum. Großes Ausstattungstück. (Z. Nr. 240?)  
210. Die Geistermühle.  
211. Udine das Fischer mädchen.  
211 a. Der Pumpenball. (Z. Nr. 193.) Zum 3. Akt Ballet.  
211 b. Die Gigerln von Wien. (Z. Nr. 167.)  
211 c. Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer. Großes Mit-  
Ausstattungstück. (Z. Nr. 134.)  
211 d. Der Müller und sein Kind. (Z. Nr. 14.)

1898—1899:

- 211 e. Alpenkönig und Menschenfeind. (Z. Nr. 45.)  
211 f. Der Freischütz. (Z. Nr. 146.)  
212. Fisch und Floch oder der Kaiser am Meeresgrund.  
213. Kaiser Josef und die Schusterstochter.  
213 a. Dr. Fausts Lebensthaten. Zum Schluß Höllenfahrt. (Z. Nr. 3.)  
213 b. Die Räuber. (Z. Nr. 144.)  
213 c. Der Barometermacher auf der Zauberinsel. (Z. Nr. 21.)

214. Aichenbrödel am Grabe. Im 3. Akt großes Ballet.  
 214 a. Kitzzahl der Berggeist. (Z. Nr. 145.)  
 214 b. Kumpazivagabundus. (Z. Nr. 162.)  
 214 c. Genovefa. (Z. Nr. 48.)  
 214 d. Der gestiefelte Kater. (Z. Nr. 106.)  
 214 e. Schneewittchen und die 7 Zwerge oder die Braut im gläsernen Sarg.  
 (Z. Nr. 49.)  
 214 f. Die Teufelsmühle am Wienerberg. (Z. Nr. 40.)  
 214 g. Ein Böhm in Amerika. Großes Ausstattungsstück. (Z. Nr. 23.)  
 214 h. Das Mätzchen von Heilbronn oder das heimliche Gericht. (Z. Nr. 152.)  
 215. Die Belagerung von Sebastopol.  
 215 a. Die beiden verkleideten Wunderdoctoren von Paris. (Z. Nr. 125?)  
 216. Prinz Wunderhold und Prinzessin Tausend schön. (Z. Nr. 224 a.)  
 217. Von Stufe zu Stufe. (Z. Nr. 219 h. 220 b. 234 h.)  
 217 a. Treffkönig oder das Wiederfinden am Friedhof. (Z. Nr. 189.)  
 218. Ein dunkles Geheimnis.  
 219. Der verzauberte Hirt oder der Geisterteller. Zusammengestellt von A. Freudenreich.

## Johann Flect,

Buchbergers Gehilfe, besaß an Manuscript 1899:

- 219 a. Der Treffkönig. (Z. Nr. 189.)  
 219 b. Von Stufe zu Stufe. (Z. Nr. 217.)  
 219 c. Der tapfere Kosa oder der Reichenraub um Mitternacht. (Z. Nr. 142.)  
 219 d. Mein Leopold. (Z. Nr. 175.)  
 219 e. Graf Paquasil oder Fürst Alexander von Pavia. (Z. Nr. 15.)

## Storian Bachoncl,

Erstes Tafel-Miniatur-Theater, Wien XVIII, Haizingergasse 4 und sonst.

1897—1898:

- 219 f. Kumpazivagabundus. (Z. Nr. 162.)  
 219 g. Der Treffkönig oder das Wiederfinden am Friedhofe. (Z. Nr. 189.)  
 220. Christoph Columbus oder der Entdecker Americas. Historisches Schauspiel.  
 220 a. Kaiser Josef II. im Volke. (Z. Nr. 8.)  
 220 b. Von Stufe zu Stufe. (Z. Nr. 217.)  
 220 c. Typhens in der Unterwelt. (Z. Nr. 208.)  
 221. Der seltene Gast oder der Patermord. Mitterstück.  
 221 a. Wendelin von Höllestein. (Z. Nr. 54.)  
 221 b. Die Giglerin von Wien. (Z. Nr. 167.)  
 221 c. Ein Böhm in Amerika. (Z. Nr. 23.)  
 222. Die tote Braut. Mitterstück.  
 223. Mein Leopold oder das Fässelrutschen. Bearbeitet von St. Lesner.  
 (Z. Nr. 175?)  
 224. Der Dorfclump. Ländliches Volksstück von A. Vogl.

1899:

- 224 a. Prinz Wunderhold und Prinzessin Tausend schön. (Z. Nr. 216.)  
 224 b. Johann Georg Grassl von Horn. (Z. Nr. 156.)  
 225. Das Hochkreuz oder der Prosenbauer von Zehnerhof. Ländliches Volksstück mit natürlichem Wasser und Regen.  
 225 a. Der Kumpenball oder der verhängnisvolle Affe. Mit Feuerwerk.  
 (Z. Nr. 193.)  
 226. Der Tod als Gast. Mitterstück.

227. Ein leichtes Blut. Volksstück.

228. Der Geist Abrakadabra. Räuberlustspiel.

228 a. Kasperls Reise-Erlebnisse. (S. Nr. 12.)

228 b. Bruder Wenzel oder Glück auf! Nur für diese Bühne insceniert von Florian Bachonck. (S. Nr. 111.) Zum Schluß: Großes Theater-Abchiedsfest, verbunden mit Gratis-Lotterie.

Emma Grüttner,

als Direktorin, für die „Regie“ ist unterzeichnet Johann Schönedler aus Berlin. Spiele 1898 in Haching bei Wien (XIII. Bezirk), Hofstraße Nr. 205:

229. Ein Hofnarr in der Türkei. (S. Nr. 133?)

230. Die gefangene Königstochter oder der Zweikampf im Urwald. (S. Nr. 69?)

231. Das 7. Gebot oder unschuldig verurteilt.

231 a. Die 3 goldenen Zauberfedern. (S. Nr. 26.)

231 b. Der verlorene Sohn. (S. Nr. 57.)

231 c. Der schwarze Graf oder die Räuber von Campagna. (S. Nr. 63.)

231 d. Oberon der Elfenkönig oder der Königsmörder. (S. Nr. 95.)

231 e. Ali Baba und die 400 Räuber. (S. Nr. 50.)

231 f. Ein verlorenes Leben. (S. Nr. 81.)

232. Die Rache des Wildschützen.

233. Rübbezahl oder der lustige Schneider.

233 a. Don Juan oder der Sohn der Hölle. (S. Nr. 62.)

233 b. Genovesa die unglückliche Pfalzgräfin. (S. Nr. 48.)

233 c. Dr. Faust. (S. Nr. 3.)

233 d. Heinrich von Eichensfels oder der Prinzenraub. (S. Nr. 94.)

Johanna Schallmayer.

Wien (XV.) Hühnerhaus, Tellgasse 12.

1891:

233 e. Graf Bakrasiel oder die Gefangenen in der Türkei. (S. Nr. 15.)

233 f. Zwei verkleidete Doktoren. (S. Nr. 125.)

234. Der geschundene Raubritter.

234 a. Genoveva. (S. Nr. 48.)

V. Stadefka,

Miniatur-Theater, Wien XVI. Hasnerstraße 4.

1897:

234 b. Von Stufe zu Stufe. (S. Nr. 217.)

234 c. Der Leichenraub um Mitternacht. (S. Nr. 142.)

234 d. Kaiser Josef II. im Volke. (S. Nr. 8.)

234 e. Der Müller und sein Kind. (S. Nr. 14.)

I. J. Rosenbaum,

Wien (XVI.) Reulerchenfeld, Grundsteingasse 9.

1892:

234 f. Rätchen von Heilbronn. (S. Nr. 152.)

234 g. Dr. Fausts Höllenfahrt. (S. Nr. 3.)

235. Othello der Mohr von Venedig.

Nach jeder Vorstellung ein lustiges Nachspiel mit Musik.

## J. Jourdan,

Heiligentreu in Niederösterreich, 1898:

- 235 a. Die Teufelsmühle am Wienerberge. (Z. Nr. 40.)  
 236. Kasperl als Lebensretter.  
 237. Der Kaufmann von Benedig.

Außerdem habe ich aus den Jahren 1886—1892 noch eine Reihe von Stücken notiert, bei denen mir die Namen der Zieler fehlen. So:

238. Das Geißerichloß von Longeville. (Z. Nr. 154? 158?)  
 239. Zwergmännchens Wundergaben.  
 240. Der Traum des Königs Summajummarum. Romant. Feenmärchen.  
 (Z. Nr. 209?)  
 241. Das Zauberichwern. Ritterschaupiel.  
 242. Der Courier des Czaren.  
 243. Die lustigen Weiber von Windsor  
 244. Der kurierte Karitätenjammler.  
 245. Robinson Crusoe.  
 246. Die Zauberrose des Kasperl Yary Yary  
 247. Kbalif Storch.  
 248. Max und Moritz oder die schlimmen Taten.  
 249. Aprian mit dem Zauberpfiegel.  
 250. Kaiser Rothbart.  
 251. 20000 Meilen unterm Meer.  
 252. Die Jungfrau von Orléans.  
 253. Der Zauberfchleier.  
 254. Der böse Geist Nigromantius oder Pirrot im Zaeh. (Z. Nr. 195?)  
 255. Pirrot als Prinz. (Z. Nr. 112?)  
 256. Die Traube oder der schwarze Dietrich.

## M i s c e l l e n.

Aus dem Tagebuch eines württembergischen Regimentsarztes  
im siebenjährigen Krieg.

## 1. Zur Charakteristik von Schillers Vater.

Emanuel Schneider von Bern machte als Regimentsarzt in württembergischen Diensten vier Kampagnen im siebenjährigen Kriege mit; er führte ein Tagebuch und arbeitete dieses in späteren Jahren für seine Kinder aus. Davans sollen diejenigen Stellen herausgehoben werden, in welchen Schneider mit Joh. Kaspar Schiller, dem Vater des Dichters, verkehrte.

Nach der zweiten Kampagne im Mai 1759 wurde Schneider als Regimentsfeldscherer des Regiments von Romau nach Baihingen an der Enz verlegt. Er fand den Regimentsmeditamentenkasten in äußerst mangelhaftem Zustande und konnte vorübergehend durch die Mithilfe des Lieutenants und Adjutants Schiller bei einem Laboranten die notwendigen Arzneimittel sich verschaffen. „Schiller war zuvor seiner Meisters Chirurgus und dabei ein sehr geheimer Mann.“ Schneider hatte fünf Tage Arrest abzuhäsen, weil zwischen ihm und dem Feldmedikus ein sehr

gespanntes Verhältnis bestand. Der Adjutant Schiller hatte Schneider den Befehl zu überbringen, den Degen abzufordern und auch wieder zuzustellen.

Am 28. Oktober 1759 rückte das württembergische Korps zur französischen Armee ab. In Kalbach im Fuldaischen (19. November) waren die Quartiere so eng, daß Lieutenant-Adjutant Schiller, Schneider und zwei andere Offiziere beim Obersten Quartier fanden. „Der Herr Oberst hatte sein eigenes kleines Zimmerlein und wir vier lagen in des Bauern Wohnstube auf der Streue (Stroh). Wir speisten beim Herrn Obristen. Hier mußte meine sählerne Rauchtabakdose herhalten. Den Kaffee zum Deccannieren und zum Nachtsich schaffte der Herr Oberst an, Herr Lieutenant Schiller röstete denselben in einem eisernen Pfännlein. Nachdem er geröstet war, wurde er in eine Serviette eingewickelt. Ich mußte mit einem Beisopfe oder dem dicken Teil eines Handbeites die Wohnen rein zerklopfen und nachher durch meine Tabakdose durchsieben. Herr Lieutenant Schiller kochte denselben in einer Pfanne, goß ihn hernach in einen irdenen Hafen und so wurde er auf des Herrn Obersten Tisch gebracht und mit Rahm und Zucker getrunken.“

Nach dem unglücklichen Ueberfall bei Zulda (30. November 1759) zog sich das württembergische Korps in die Winterquartiere in die Maingegenden. Im Anfange des folgenden Jahres stand das Regiment, in welchem Schneider diente, bei Heidingsfeld am Main. Am 16. Mai morgens machte Schneider mit Hauptmann von Pfuhl und Auditor Weinmann eine Exkursion nach Würzburg, welches sechs Stunden von Heidingsfeld entfernt war. „Wie ich daselbst anlangte, besuchte ich sogleich meinen Freund, Lieutenant und Adjutant Schiller, der im Wirthshaus zum — nahe an der Brücke am Mainfluß einquartiert war. Ich ward nebst seiner Frau Liebsten, die ihm ins Winterquartier nachgefolgt war, recht freundschaftlich empfangen. Ich mußte mit ihnen zu Mittag speisen.“ Da Schneider bei dem Kriegskommissär wegen seiner Forderungen sich melden wollte, so besorgte Schiller die Vermittlung und Schneider wurde vollständig entschädigt. Die Nacht brachte Schneider in der Wohnung Schillers zu. Am folgenden Tage führte Schiller die Offiziere in der Stadt herum und zeigte ihnen unter andern die kopernikanische Uhr mit Sonne, Mond, Sternen und dem ganzen Kreislauf, verfertigt von einem Würzburger Tischler. Nach dem Mittagessen ritten die Herren nach Heidingsfeld zurück.

Am 21. Juni langte endlich der Krankentransport im Generalthospital auf Hohenasperg an; am folgenden Tage meldete sich Schneider auf der Parade beim Herzog und bezog Quartier in Wennenden. „Hier wurde ich gar freundschaftlich auf der Parade von sämtlichen Offizieren begrüßt, vorzüglich von meinem Herzensfreund, Lieutenant und Adjutant Schiller, der diesmal wieder beim Stabe war und den der Herr Oberst wegen seinen Fähigkeiten nicht entbehren konnte.“ Am Mittagstisch, zu welchem Oberst von der Gabelentz die Offiziere eingeladen hatte, fanden sich auch die beiden Freunde, Schiller und Schneider wieder ein.

Die vierte Kampagne führte das württembergische Korps an die Elbe und Saale. In Halle hatte der Oberst von Gabelentz Quartier, also auch Schiller und Schneider. Der ganze Stab machte dem Waisenhanse einen Besuch (September 1760). Auch sonst fehlten die beiden Herren nie, wenn der Oberst zur Tafel einlud, oder seine Besuche bei vornehmen Herren und Damen abstattete. Am 1. Januar 1761 hatte das württembergische Korps wieder heimatlichen Boden betreten und das Regiment des Obersten von der Gabelentz nahm Quartier in Urach. Am 28. Februar, am Geburtstage, wurde der Oberst zum Generalmajor und Schiller zum Stabshauptmann befördert. Damit waren allerlei Festlichkeiten verbunden. „Hauptmann Schiller, Auditor Weinmann und ich haben acht Tage darauf ein selbst verarbeitetes Feuerwerklein auf einer Anhöhe bei der Stadt zu Ehren des Herrn Generals abgebrannt; die Granaten haben wir von Hand geworfen. Bei diesem Anlasse habe ich eine derselben zu lange in der Hand behalten und während des Wurfs, da sie Einem aus der Hand war, zerplakte sie, streifte an dem rechten

Schoß meiner fast neuen Uniform und besengte es, so daß ich es habe wenden lassen müssen.“

Ein Lieutenant von Rogau, ein Verwandter des Herzogs, war eines Diebstahls dringend verdächtig. Um dem Herzog gegenüber sich keine Blöße zu geben, war die äußerste Vorsicht nötig. Hier zeigte Hauptmann Schiller seinen Takt und seine Geschäftlichkeit und es gelang, den Angeklagten zu überführen.

Da nun von Kriegszügen nicht mehr die Rede war, überließen sich die Offiziere friedlichen Liebhabereien und Schneider hatte den Auftrag, Kasse und Schabzieger aus der Schweiz für seinen Chef zu besorgen. „Für mich habe ich einen von den zwei erhaltenen Schabziegerkläsen behalten und selbigen mit meinem lieben Freund Hauptmann Schiller geteilt.“

Im Oktober 1761 erhielt Schneider den erbetenen Abschied und da war es Hauptmann Schiller, der das Schriftstück überbrachte. „Am 18. November nahm ich Abschied von meinem lieben Freund Hauptmann Schiller und seiner Frau Liebsten und Kindern, welches nicht ohne Nührung zuging. Morgens drauf machte ich ihnen noch ein Praesentlein von Zucker, Kaffee u. s. w.“ Schneider hatte eben seine Studien in Straßburg begonnen, als die Anfrage wegen Eintritt in württembergische Dienste kam; nun kehrte er dorthin zurück, um noch anatomische und chirurgische Kurse zu besuchen. Er war schon während der Kampagnen vom sogenannten kalten Fieber häufig heimgesucht worden; dies überfiel ihn auch in Straßburg, hielt ihn einen Monat fest und führte ihn im Besuche der Spitäler. In sehr gedrückter Stimmung schrieb er am 8. Januar 1762 einen Klagebrief an Schiller, worauf dieser am 24. Januar antwortete: Monsieur Schneider, Chirurgien Major, logé chez Mr. Saupé Chirurgien juré et conseiller, demeuré sur la place des poiss-ons à Strassbourg.

„Monsieur et très cher ami! Da Sie mich besser kennen als jemals andere vermögend sind, deren Gemüthscharaktere von unserer Denkmungsart immerdar weit entfernt wird, so ist mir Ihre Zuschrift eine wahre Ehre. Schätzen Sie selbst, mein verehrtester Herr Regimentsfeldscherer, wie sehr ich mit Ihnen wegen Ihrem langwierigen Fieber Mitleiden habe. Denken Sie nicht, daß es eine Strafe für Sie sei; keineswegs! So wenig wir die Wege der Vorsehung voraussehen, eben so leicht fallen wir in Irrtum und Vorurtheile. Die Zeit wird es erklären, daß diese zwischen Ihre Absichten getommene Hindernis Ihnen heilsam gewesen ist. Lassen Sie Ihren Trost sein, daß Ihr freier Wille an dieser Unpäßlichkeit keinen Teil hat, daß Sie alle mögliche Gegenanstalten vorgekehrt und weder Zeit noch Kosten menagiert haben. Erwarten Sie in Geduld der Hülfe Gottes und seine Wege werden Ihre ganze Zukunft verberlichen. Wie weit würden wir wohl kommen, wenn wir uns selbst überlassen unser Schicksal nach unsern sehr mangelhaften Begriffen und Einsichten bestimmen könnten? Wahrhaftig, wir würden in unauflöbliche Zweifel und Labyrinth geraten. Laßt uns daher alle Begebenheiten unsers Lebens als notwendige Folgen ansehen, die von der weisen Vorsicht in dem Generalplan unsrer wahren Glückseligkeit, noch ehe wir zu einem Etwas geworden, bestimmt gewesen, und wenn sie nicht existieren sollten, einen Mangel in dem Zusammenhange der Welt machen würden.“

Ich befinde mich nebst meiner kleinen Familie zum Lobe Gottes gesund und wohl. Für Ihren freundschaftlichen Neujahrswunsch danke ich recht herzlich und wünsche dagegen alles wahre Wohlergehen, empfehle mich zu Ihrem Andenken und bin nebst Compliment von meiner Gattin in zärtlicher Freundschaft und Hochachtung Monsieur et très cher ami votre sincere et tres adonné ami et serviteur Schiller capitain. à Cantstatt le 24. Janv. 1762. vous plait il me reprendre et même entretenir un petit comerce de lettres? vous m'en ferés un assés grand plaisir.“

Schneider vertieß schon im März Straßburg, um in seiner Vaterstadt Bern eine Stelle als Arzt am äußern Krankenhaus anzutreten; er starb 1806.

Minor, Schiller 1, 15 läßt die Gemahlin Schillers nicht nach Würzburg kommen: „So gut wie einer Landsmännin, welche unter ganz gleichen Umständen und Verhältnissen ihrem Manne im Jannar 1760 in das Winterquartier nach Würzburg folgte, wurde es der Mutter Schillers nicht: nur ein Brieflein und viele Grüße durfte sie durch die abreisende Freundin befehlen.“ Allerdings war das für den Jannar richtig; aber im Mai fand Schneider das Ehepaar in Würzburg beisammen.

Minor läßt Schiller nach der zweiten Kampagne in Winnenden (S. 13), nach der dritten in Baihingen (S. 15) Winterquartier nehmen. Nach Schneiders Aufzeichnungen geht Baihingen voran; dann folgt Winnenden.

Minor S. 15 setzt den 17. August 1761 als den Tag an, an welchem Schiller zum Hauptmann befördert wurde. Dies geschah am 28. Februar, am Geburtstage des Herzogs.

Im Feuilleton der Neuen Zürcherzeitung (Beilage zu Nr. 202, 23. Juli 1899) werden aus dem „Schwäbischen Merkur“ Mittheilungen gemacht über den Aufenthalt von Schillers Mutter in Würzburg.

Gestützt auf die Aussagen von Christine Kölen (G. Schwab, Urkunden über Schiller und seine Familie) nahm man bis jetzt an, Schillers Mutter sei im Frühling des Jahres 1768 nicht bei ihrem Manne in Würzburg gewesen. Schneiders Bericht hebt aber jeden Zweifel auf, zumal da auch andere Zeitbestimmungen mit den Angaben in „Stadlingers Geschichte des württembergischen Kriegswesens“ durchaus übereinstimmen.

## 2. Ein württembergisches Kriegsglied.

Zu das Tagebuch eingelegt fand sich das Manuscript eines Kriegsgliedes vor, als dessen Verfasser am Rande Friedrich Zimmetschäuser vom Prinz Friedrich Wilhelmischen Infanterieregiment genannt ist. Diesen Dichter lernen wir als einen Kriegsgesellen Schneiders kennen. In der vierten Kampagne hatte das Regiment, welchem Schneider zugeteilt war, bei Gräfenhainichen „der Vaterstadt des berühmten gelehrten und frommen Professors Gellert zu Leipzig“ Lager bezogen. Da aber die Marktender noch nicht angelangt waren und der Besuch des Städtchens verboten war, war man froh, von Zeitträgern etwas Branntwein und Backwerk kaufen zu können. „Ein schon bejahrter Jähndrich von unserm Regiment, Namens Zimmetschäuser, der ehavor Fourier gewesen, animierte mich, etwelche Gläslein Branntwein mit ihm zu trinken, dessen er, wie des Weines, ein großer Liebhaber war. Ich ließ mich überreden, weil es frostig Wetter und sonst weiter nichts zu bekommen war. Es hat mir aber sehr übel zugeschlagen; denn den ganzen Tag war ich davon so sturm, daß ich fast zu nichts tauglich war. Ich hätte als Regimentsfeldscherer sollen witziger sein.“

Bis dahin kannte man nur Kriegsglieder aus dem preussischen Lager und von österreichischer Seite einige Versuche von Denis (Preussische Kriegsglieder von einem Grenadier, herausgegeben von August Sauer. Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts Nr. 4, Heilbronn 1882.)<sup>1)</sup> Das mitgeteilte Gedicht stammt aus dem französischen Lager, dem die Württemberger zugeteilt waren. Während die preussischen Kriegsglieder in warmem patriotischen Tone gehalten sind, faßt der Württemberger Ereignisse und Folgen in berichtenden Skizzen zusammen, die Flucht des Landgrafen von Hessen (Strophe 1—3), das Treffen bei Sandershausen (4—10), das Treffen bei Lutternberg (11—21). Hier spricht die Kältheit des geworbenen Soldaten und diese legt am Schlusse noch den letzten Anflug kriegerischen Sinnes ab in der letzten Strophe, welche die Verantwortung der ungelungen Kriege auf die regierenden Häupter wirft.

<sup>1)</sup> Herr Professor Dr. Sauer macht mich noch aufmerksam auf Dithfurth, uf die österreichische Revue 1866 und auf Euphorion 3, 19.

Aus der Vergleichung mit den Schlachtberichten (Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland, als eine Fortsetzung der Geschichte des General Moud von G. N. von Zempelhof, Königl. preussischen Obristleutnant. 2. Theil. Berlin 1785, und aus Arnold Schäfer, Geschichte des siebenjährigen Krieges. 2. Band. 1. Abtheilung. Berlin 1770) ergibt sich, daß der Verfasser den Verlauf der Gesichte genau beobachtet und die entscheidenden Vorgänge in scharf gefaßten Zügen in Verse gebracht hat.

Während die Gleim'schen Kriegslieder in die Strophe des alten englischen Tanz und Kriegsliedes von der Chevy Chase gekleidet sind, läuft das besprochene Gedicht in sechszeitigen Stropfen, deren Verse aus jambischen Dimetern bestehen. Der dritte und sechste Vers gehen in männlichen Reimen aus, während die übrigen Verse weibliche Reime tragen.

Der Inhalt, der aus dem Soldaten den Mäusen sprechen läßt, die klare, präcise Skizzirung der Vorgänge und die gewandte Behandlung der metrischen Form verraten einen Mann, der in seiner bescheidenen militärischen Stellung über eine bedeutende Bildung verfügte und so mit Recht ein würdiger Kriegsgenosse Johann Kaspar Schillers genannt werden darf.

### H e r r e n .

1.

Mars höret noch nicht auf zu wüthen,  
Der Landmann steht aus seiner Hütten,  
Der Bürger zittert in der Stadt.  
Der Landesherr erschrickt und fraget:  
Warum sein banges Volk jaget,  
Und was es zu befördern hat?

2.

Die Antwort dringt ihm zum Ohren,  
Der Feind steht schon vor unsern Thoren.  
Dies höret er, erschrickt und schweigt.  
Ihn jammern seine Untertanen,  
Die ihn bereits zum Flüchten mahnen,  
Erbarmend folget er und fleucht.

3.

Er kann sich währenddem Entziehen  
Der bittern Thränen nicht entziehen.  
Er blickt auf sein Land zurück:  
Gott helfe dir, du arme Gegend!  
Zu reden ist er unvermögend  
Dem dies sagt nur sein treuer Blick.

4.

Zum Heer, so nebst den tapfern Britten  
Schon wider viele Feind gestritten,  
Ist allzuweit zur Hülf entfemt.  
Doch kann es diese Post vernommen,  
Als es dem Land zur Hülf zu kommen,  
Geschwinde Märsche machen lernt.

5.

Es suchte nach Marburg zu dringen;  
Alein es wollte nicht gelingen,  
Der Franze wie es zurück.  
Stracks mußte es dann rückwärts fliehen,  
Zur Sicherheit nach Kassel ziehen;  
Istselbst passierte es die Brück.

6.

Die Hessen setzten sich auf Höhen,  
Da Frankreichs Völker unten stehen,  
Und warten da den Angriff ab.  
Die Jäger, so in Büschen stecken,  
Und ihre beide Flanken decken,  
Bereiten manchem schon das Grab.

7.

Doch, da nach zweimal Reponssieren  
Die Franzen mutig avanzieren,  
So kann der Hesse nicht mehr sehn.  
Er flieht und eilt mit vollen Schritten,  
Der Franze folgt mit gleichen Tritten,  
Bis Tag und Sonne untergehn.

8.

Zu dieses Sieges besserm Zeichen  
Zeigt sich ein Heer von Hessen-Leichen,  
Von Blut und Graus ganz überschwemmt,  
Halb tot, halb lebend, untermenget,  
Geschossen oder tot gesprengt,  
Von Mensch und Pferden aufgedämmt.

9.

Nun muß der Landmann Gelder zahlen,  
Zum Proviand die Frisate mahlen,  
Sonst folget Execution.  
Das Futter wird theils zugeführt,  
Theils auf dem Felde forrachiert,  
Das hat das arme Land davon.

10.

Da siehet man die Groß und Kleinen  
Ganz heimlich in den Winkeln weinen,  
Die Augen trocken niemals aus.  
Auf allen Auen und den Fluren  
Sieht man des wilden Krieges Spuren  
Mit Blut, Verwüstung und mit Graus.



11.

Und nun durch ihre starke Waffen  
Sich und dem Lande Recht zu schaffen,  
Rüft Hesse und Hannover an.  
Von Ferdinanden unterstützt,  
Von Berg und Walde stark beschützt,  
So sehen viele tausend Mann.

12.

Sie warten alle mit Verlangen,  
Die Franzosen höflich zu empfangen.  
Allein die Zeit war noch nicht da,  
Bis dann Franz, Schwab und Wittelkünden  
Nebst den Rheinstromern sich einfänden  
Und der Kanonen Schuß geschah.

13.

Von Mut und Vortheil angegriffet,  
Bäume und Kanonen untermischtet.  
Bemerkte man den lästigen Feind.  
Der tapfere Soubise bewies,  
Daß man nicht bloß nach Bäumen schieße,  
Doch wars so böse nicht gemeint.

14.

Chevert mit seinen Wittelkünden  
Wußt Wege durch den Wald zu finden,  
Und schliche auf der Seite an.  
Kaum fernt er, als von Baum- u. Sträucher,  
Von Pferden und von Menschen-Weichen  
Man nichts mehr unterscheiden kann.

15.

Zerquetschet von der Bäume Splintern,  
Und stetiges Kanonen Wittern  
Sag da ein Pferd und dort ein Mann.  
Calbäumen, Dürmer hin und wieder,  
Das Feuer warfe ganze Glieder,  
Ja ganze Pelotons hinan.

16.

Der tapfere Arm von Wittelkünden  
Ließ sich durchaus nicht überwinden;  
Er drang durch Dorn und Sträucher ein.  
Doch mitten in dem Ueberwinden  
Wüncht sich das Herz der Wittelkünden,  
Ihr Feind möcht' Türt', nicht Christe sein.

17.

Von vornen rückten Franz und Schwaben,  
Churpfälzer samt den Schwiberknaben  
Im vollen Feuern herzhafte bei.  
Nun stuzt der Feind; er retirieret  
Und ohn geheißn avanziert  
Des Königs edle Kenteirei.

18.

Wie, wann von Blitz und Donnerknallen  
Die Leute oft zu Boden fallen,  
Als wären wirklich sie entleibt,  
Sich ängstlich hin und wider wänden,  
Und nirgends wissen Lust zu finden,  
So war der Feinde Heer betäubt.

19.

Sie stiechen mit erstarrtem Blicke  
Und sehen nicht einmal zurücker,  
Die Kenteirei haut hinten ein.  
Sie jaget mit verhängtem Zügel  
Dort hinter jenem großen Hügel  
Und bringet viel Gefangene ein.

20.

Canons, Standarts und Pauken liegen  
Bei solchen vorteilhaften Siegen  
Gemeiniglich auch auf dem Platz.  
Die fanden sich dann wirklich heute.  
Man machte sie zur Siegesbente.  
Dies ist des Sieges schönster Schatz.

21.

Nun, Völker, gebet euch zufrieden.  
Euch ist ein gut Quartier beschieden,  
Ihr habt getan, was ehrlich ist.  
Ihr großen Häupter, hielt ihr Frieden,  
So wäre aller Krieg vermieden  
Und jeder bliebe, wie er ist.

Zur Erklärung des Gedichtes: Strophe 1—10.

Nach der siegreichen Schlacht bei Krefeld (23. Juni 1758) befreite Ferdinand von Braunschweig den Rhein von den Franzosen; aber am Mainie hielten sich die Franzosen und von da rückte Soubise mit 25.000 Mann nordwärts. Prinz Sienburg hatte mit etwa 5000 Mann Marburg besetzt, wagte aber nicht, dem andringenden Feinde die Spitze zu bieten, verließ am 16. Juli Marburg und gab am 22. Juli auch Kassel preis. Der Landgraf von Hessen hatte schon am 15. Juli Residenz und Land verlassen. Sienburg hatte sich auf die Höhen bei Sandershausen zurückgezogen. Der Duc de Broglie nahm am 23. Juli Kassel ein und säumte nicht den Hessen nachzurücken. Mit einem Male sah er die kleine hessische Armee vor sich. Prinz von Soubise hatte seinen rechten Flügel auf einer steilen und mit Holz bewachsenen

Höhe an dem Ufer der Fulda, den linken aber an das Holz bei Ellenbach gelegt. Dies Gebüsch war überdies so voller Schilaren, daß es nicht ohne die größten Schwierigkeiten zu passiren war. In dem Holze auf dem rechten Flügel stellte der Prinz die heßischen Jäger und einige Grenadierkompagnien, in dem Gehölze bei Ellenbach aber die hannöverschen Jäger zu Fuß und ein Bataillon Landmiliz. Die Infanterie stand in einem Treffen, die drei Schwadronen Kavallerie auf dem linken Flügel, weil hier allein Terrain war, auf dem sie agiren konnten, und die hannöverschen Jäger zu Pferde und heßischen Husaren deckten die linke Flanke. Als der Herzog von Broglio seinen Gegner in dieser Stellung fand, entschloß er sich, ihn sofort anzugreifen. Er stellte seine Infanterie im ersten, die Kavallerie im zweiten Treffen und in dieser Ordnung rückte er gegen die heßischen Truppen an. Da er aber sah, daß er nicht avancieren konnte, so lange er die Jäger in dem Walde bei Ellenbach in seiner rechten Flanke hatte, so ließ er das Feuer seiner ganzen Artillerie vom rechten Flügel auf sie richten, und die Schweizerbrigaden sich fertig machen, in den Wald zu rücken, die Jäger daraus zu vertreiben. Zugleich machte seine übrige Artillerie ein lebhaftes Feuer auf die Fronte der ihm gegenüber stehenden Heßen. Prinz von Jenburg ließ hierauf seine ganze Linie gegen den Feind avancieren und zwei Schwadronen von Prüssenk vorrücken, um den Feind anzugreifen. Herzog von Broglio ließ seine Kavallerie ebenfalls vorrücken. Die Grenadiere zu Pferd wurden von den Heßen geworfen, diese aber von den Dragonern von Apchon, welche zur Unterstützung herbeieilten, wieder auf ihre Infanterie zurückgetrieben. Um nun dieser Kavallerie Platz zu machen, zog sich die heßische Landmiliz rechts und die französische Kavallerie stürzte gerade in das Feuer des Regiments Mainz, wodurch sie sehr gemüthelt und gezwungen wurde, in der größten Verwirrung die Flucht zu ergreifen. Die heßische Kavallerie wollte sich diese Flucht zu Nutzen machen und verfolgte die französische so hitzig, daß sie ebenfalls durch das Feuer der französischen Infanterie zurückgetrieben wurde. Bisher waren die Vortheile noch auf beiden Seiten gleich. Um nun das Gefecht zur Entscheidung zu bringen, faßte der Prinz von Jenburg den Entschluß, dem Feinde die linke Flanke abzugewinnen, indes die im Gehölz bei Ellenbach postirten Truppen den feindlichen rechten Flügel verhindern sollten vorzurücken. Nachdem beide Teile nach einer gegenseitigen Bewegung endlich Front gemacht hatten, ließ der Herzog von Broglio seine Infanterie vorrücken und die heßische angreifen. Diese that einen hartnäckigen Widerstand. Da sie aber durch die so verwickelte Bewegung schon an sich in Unordnung gekommen war und nunmehr sich überflügelte, in die Flanke genommen und von vorne lebhaft angegriffen sah, so verlor sie bald Terrain und wurde über den Haufen geworfen. Der Prinz von Jenburg setzte sich mit dem Ueberreste seines Korps bei Einbeck, Broglio zog sich nach Kassel zurück. Die im Frühling ausgeführten, aber noch nicht entrichteten baren Zahlungen wurden mit äußerster Strenge beigetrieben. Man rechnete den Betrag der während der beiden Kriegsjahre in Heßen erresten Kontributionen und Lieferungen auf 6,573,788 Gulden.

Strophe 11—21. Soubise lag während des Sommers mit seinen Truppen in Heßen, bis er am 8. September ins Hannöverische einrückte. Ihm schickte Ferdinand von Braunschweig den General Lberg entgegen. Dieser fand schon am 26. September vor Kassel, wagte aber nicht, die Stadt anzugreifen. Da rückten französische Truppen ein. Diese wurden durch 20,000 Mann verstärkt, welche unter dem Oberbefehle von Chevert von Weßfalen nach Heßen marschirten; unter ihnen befanden sich zwölf Bataillone Sachsen und vier Bataillone Pfälzer. Die Württemberger waren auch dabei. General Lberg hatte auf einer steilen Höhe an der Fulda Stellung genommen (9. Oktober). Soubise beabsichtigte, die Allirten auf der linken Flanke zu umgeben und in der Rücken und in der Fronte anzugreifen. Als Lberg aber Morgens 4 Uhr (10. Oktober) seine Truppen zurückzog, beschleunigten Broglio und Chevert ihren Marsch, bis Lberg auf der Höhe vor Lutternberg Halt machte und sein Korps in Schlachtordnung stellte. Da auch in dieser Stellung der

linke Flügel unbedeckt war, zog sich Chevert in zwei Kolonnen in den Wald, um von da aus den Angriff zu machen; der rechte Flügel bestand aus den Infanteriebrigaden Belsunce und einer Brigade Pfälzer, der linke Flügel aus den sächsischen Truppen unter dem sächsischen Prinzen Xaver (unter dem Pseudonym Graf von der Lausitz); zwischen beiden marschierte die Artillerie unter Bedeckung dreier sächsischer Bataillone. Die Kavallerie war hinter diesen Kolonnen verteilt. Der Angriff nahm mit einer lebhaften Kanonade seinen Anfang. Bald darauf avancierte die Infanterie vom rechten Flügel des Herrn von Chevert und die Kavallerie griff die Kavallerie der Alliierten mit vieler Entschlossenheit an, warf sie vermöge ihrer Ueberlegenheit über den Haufen, hieb hernach in die Regimenter Zienburg und Rautz ein und brachte sie zum Weichen. Zu gleicher Zeit griff auch die sächsische Infanterie unter Anführung des Grafen von der Lausitz den General Zastrow auf dem sogenannten Stolberg hinter Siegelstein an, zwang ihn nach einem lebhaften und hartnäckigen Gefechte, diesen Posten zu verlassen und entschied den Sieg. General Tberg, sobald er sah, daß sein linker Flügel geschlagen war, zog sich nach München zurück. Der Verlust der Alliierten bestand in 1210 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen, 28 Kanonen, fünf Fahnen, drei Standarten, zwei Paar Panten und einer beträchtlichen Anzahl Munitionswagen. Dieses Gefecht verschaffte Soubise den Marschallstab.

Aarau.

J. J. Baebler.

### Zu Nr. 50 und 51 von Goethes „Vier Jahreszeiten“.

Um die Entstehungszeit der beiden Dichtchen nachzuweisen, muß ich etwas ansholen.

In Nr. 30 des Beiblattes zur Magdeburgischen Zeitung vom Jahre 1899 war der Besuch Goethes beim Herrn von Hagen in Haus Nienburg im August 1805 nach der Selbstbiographie des Predigers Weiße, die sein Sohn 1841 herausgab, geschildert worden. Daß Goethe selbst in den Tag- und Jahreshesten zum Jahre 1805 der Beschreibung dieses Besuches einen längeren Abschnitt widmet, war dann in Nr. 32 des genannten Beiblattes bemerkt worden. Der Vollständigkeit halber fügte ich in Nr. 6 des laufenden Jahrganges noch hinzu, daß der Bericht des Predigers Weiße schon längst bekannt war, daß er, wie man aus der Hempelschen Goethe-Ausgabe, Teil 27, S. 431, ersehen könne, von Wernhagen von Enje unter dem Titel „Goethe beim tollken Hagen“ dreimal mitgeteilt worden sei. Sodann machte ich auf Michael Bernays' Aufsatz in den Preussischen Jahrbüchern, Band 20 (1867), aufmerksam, in welchem auf Grund des vorhandenen Briefwechsels das Verhältnis Goethes zu dem Philologen Hr. August Wolf in Halle geschildert und dabei auch die Reise besprochen wird, die beide nach Helmstedt unternahmen, um dem Hofrat Veircis einen Besuch zu machen. Dabei wird auf des Veircis bei Herrn von Hagen gedacht, und Bernays knüpft an die Erwähnung des Weißeschen Berichtes die Bemerkung, daß der nach mehr oder minder deutlichen Jugenderinnerungen niedergeschriebene Bericht im Ganzen wie im Einzelnen mit Vorzicht anzunehmen sei; wenigstens müsse er bekennen, daß er auf die Autorität des Berichterstatters hin dem Philologen nicht die zierlichen Versreihen zuschreiben möchte, die ihm hier in den Mund gelegt werden. Nach Weißes Bericht habe nämlich Wolf mit einer bündigen Anwendung geschlossen, die ungefähr so gelaute habe:

Drum, wer den Wein kennt,  
 Weiß auch, wie Durst brennt,  
 Und wer den Zorn des Gottes scheut,  
 Verschmäht nicht, was er freundlich bent.

Man müsse sich hier vielmehr erinnern, daß Weize selbst im Versmachen nicht ungeübt war.

Sehr wichtig aber ist, was Bernays an der genannten Stelle (S. 651) weiter ausführt. Er fand nämlich unter Wolfs Papieren ein einzelnes Blatt, auf beiden Seiten von seiner Hand beschrieben, mit dem Titel: „Reise mit Goethe 1805 vom 14. bis 25. August.“ Auf der einen Seite enthält es unbedeutende Notizen über die Kunstwerke im Dom zu Magdeburg, deren auch Goethe erwähnt; auf der Rückseite aber zeigt es Folgendes:

G. in Stammbücher.

Vieles giebt uns die Zeit und nimmt's auch; a. der Bessern  
Solde Reigung, sie sei ewig dir froher Besiz.

G. für August.

Wer ist der glücklichste Mensch? der fremdes Verdienst zu empfinden  
Weiß, u. an fremdem Genuß sich wie an eiguem zu frem.

Diese beiden Distichen nebst vier andern erschienen zuerst, so schreibt Bernays, in dem von Stille von Goethe redigierten Chaos 1830, Nr. 27, S. 108. Alsdann wurden sie in den ersten Band der Martausgabe (1836) S. 207 aufgenommen; jetzt finden sie sich in den Vier Jahreszeiten, und zwar im Herbst Nr. 51 und 50. Ich schloß mich nun der Meinung von Bernays an, es sei „kaum zweifelhaft“, daß wir in dem Distichon Nr. 51 den Vers besäßen, den Goethe bei seinem Besuche auf Hans Rienburg dem jungen Weize in sein Stammbuch schrieb, das dieser später in seiner Selbstbiographie als in der Franzosenzeit abhanden gekommen bezeichnet. Von dem andern Distichon Nr. 50 nahm ich an, daß es Goethe seinem damals 14-jährigen August in dessen Stammbuch geschrieben habe.

Herr Dr. W. Kimpau in Zblanstedt erklärt nun in Nr. 9 des Beiblattes zur Magdeburgischen Zeitung vom 26. Februar dieses Jahres beides für irrthümlich, denn die beiden Distichen wurden am 19. August 1805 zu Helmstedt seiner Großtante Sophie Henke, der Tochter des Kirchenhistorikers Henke zu Helmstedt, der späteren Frau Bruns, in das Stammbuch geschrieben. Das fragliche Stammbuchblatt befindet sich jetzt im Besitze der Tochter der Frau Sophie Bruns, geborene Henke, der verwitweten Frau Agathe Gmelin zu Stuttgart.

Das erste Distichon Nr. 51 der „Vier Jahreszeiten“ ist von Goethes Hand mit lateinischen Lettern eingetragen:

Vieles giebt uns die Zeit und nimmt's auch; aber der Bessern  
Solde Reigung, sie sei ewig dir froher Besiz.  
Helmstedt, d. 19. Aug. 1805.

Goethe.

Darauf folgt von August Goethes Hand das zweite Distichon (Nr. 50):

Wer ist der glücklichste Mensch? Der fremdes Verdienst zu empfinden  
Weiß und an fremdem Genuß sich wie an eiguem zu frem.  
Helmstedt, d. 19. Aug. 1805.

August Goethe.

Übrigens scheint auch Wolf Fräulein Henke mit einem Distichon bedacht zu haben, denn auf dem erwähnten Blatte steht noch:

Ich p. une mamselle in Helmst.  
Herrlich bewegt der Natur Abglanz sich im sonnigen Thale,  
Aber weit schöneren Glanz giebt ihm ein freundlich Gesicht.

Und Bernays bemerkt hierzu, es dünkte ihn, daß besonders der Hexameter durch eine nicht abzutauende swondeische Steifigkeit seinen philologischen Ursprung verrate.

Wilhelmshaven.

Hugo Holstein.

## Zum Briefwechsel Carl Augusts mit Goethe.

### I.

Während Napoleon 1805 die russisch-österreichische Armee in Mähren schlug, stand die vermittelnde Macht der Preußen thatenlos in Thüringen. Die preussische Kriegspartei drängte auf schnelle Entscheidung. Prinz Louis Ferdinand, der beim Heere war, brannte vor kampfesfroher Ungeduld. Er kannte die Gefinnung des Herzogs Carl August, des preussischen Generalmajors, der gleichfalls eine energische Politik Napoleon gegenüber forderte. So erschien der Prinz um Mitte Dezember im Weimar zu Besuch.

Von dem, was zwischen dem Herzog und dem Prinzen verhandelt worden war, hatte Goethe Kenntnis. Er ging am 15. Dezember, spätestens, nach Jena hinüber, wohin die beiden fürstlichen Herren nachzukommen gedachten.

Carl August schickte Goethe, am 15. Dezember, das folgende Billet nach Jena nach (Briefwechsel 1863. 1, 309): „Es bleibt Alles so, mein Lieber! wie ich es bestellt hatte. Der Prinz Louis Ferdinand kommt mit mir, aber allein; sorge für ein Bett für den Prinzen . . . Behalte Arnim mit zum Souper, wenn er bei Dir ist; es ist ein alter Bekannter von uns Allen.“

Der Schlußsatz blieb dem Herausgeber des Briefwechsels unverständlich; keine erklärende Bemerkung findet sich, das Namenregister läßt im Stich. Auch aus Goethe wächst uns keine Unterstützung zu. Die Frage ist: Wer war jener Arnim? und ich antworte: Arnim war es, Ludwig Achim von Arnim.

Arnim hielt sich auf der Heimreise von Heidelberg im Dezember 1805 in Weimar auf, wo er von Goethe fast väterliche Güte erfuhr und als preussischer Baron bei Hofe eingeführt wurde. Gemeinschaftlich mit Goethe reiste er nach Jena hinüber. Er berichtet selbst über das, was er am 16. Dezember dort erlebte: „Den Mittag sah ich Kostig, einen alten Universitätskammerad, jetzt vom Prinzen Ludwig zum Adjutanten erwähnt . . . Den Abend aß ich im Schlosse mit dem Herzog, dem Prinzen Ludwig und Jagomanns. Der Prinz war herrlich in Hoffnung und Zutrauen, ich trank ihm zu Glück und Sieg, und ein schönes Reich im Süden.“ Nachher bot Arnim dem Prinzen seine Dienste an, wo er ihn brauchen könnte. Der Prinz war sehr freundschaftlich und lud ihn zu sich in sein Hauptquartier. Da kam die Kunde von dem Waffenstillstand nach der Schlacht bei Austerlitz, und alle frisch gefaßten Hoffnungen waren vernichtet.

Also Arnim, wie der Herzog altarisotratisch den Namen schrieb, ist Achim von Arnim. Goethe hat an dem Souper nicht Teil genommen. Sein Tagebuch, das für die letzten Monate des Jahres 1805 gänzlich ausfällt, erwähnt den Prinzen Louis Ferdinand nicht, und sein Gedächtnis erhielt keine Stütze, als er die Tag- und Jahreshefte redigierte. Er fand den Namen erst wieder am 3. Oktober 1806 verzeichnet, an welchem Tage er dem Prinzen in Jena seine Aufwartung machte. „Den Prinzen Louis Ferdinand traf ich nach seiner Art tüchtig und freundlich,“ ist das Wort in den Annalen, mit welchem er des toten Prinzen gedachte.

### II.

Am denselben Tage, wo Goethe dem Prinzen Louis Ferdinand in Jena aufwartete, hatte Carl August als Kommandeur der preussischen Avantgarde sein Standquartier in Erfurt. Von dort richtete er, also am 3. Oktober 1806, ein Schreiben an Goethe, das, weil es nicht in dessen Hände gelangte, auch dem gedruckten Briefwechsel entgangen ist. Ich fand es in den Schweizer Miscellen von 1811 (S. 81) abgedruckt. Die begleitenden Umstände sind merkwürdig genug, um zur Erklärung des Briefes mitgeteilt zu werden.

Ein junger Schweizer aus Zürich, der seinen Namen durch J. H. . . . . r andeutet, begab sich im Herbst 1806 mit drei Landsknechten von Berlin aus auf die Reise nach Heidelberg, um sein Studium der Theologie fortzusetzen. Am 2. Oktober

tamen sie in Weimar an. Noch am Abend fuhren sie auf der Chaussee nach Erfurt weiter. Hier aber gerieten sie in die Postenketten der preussischen Avantgarde, die Erde hatte, alle Passagiere, die ohne allerhöchste Erlaubnis auf der Route von Erfurt nach Eisenach angetroffen würden, unter militärischer Eskorte zum Hauptquartier zurückzuführen. Die Weiterreise war unmöglich.

Auf den Rat preussischer Offiziere beschloffen die Schweizer, beim Herzog von Weimar unmittelbar um Unterzeichnung ihrer Pässe einzukommen. Sie machten untereinander aus, daß J. H. . . . v. mit sämtlichen Reiselegitimationen versehen, beim Herzoge sein Heil versuchen sollte. Im Vorzimmer nahm der Offizier vom Dienst die Papiere in Empfang und brachte sie dem Herzog. Kaum hatte dieser bei der Durchsicht den Namen des Petenten gelesen, als er ihn einzutreten bat, ihn bei beiden Händen nahm und wie einen Bekannten begrüßte. Er erkundigte sich nach seiner Vaterstadt Zürich, fragte nach dem Befinden der Eltern, erklärte, auf die Namensähnlichkeit hin, dem verwunderten Schweizer diese zu kennen, ohne ihm Zeit zur Anklärung des Irrthums zu lassen, bedauerte aber am Ende, daß er die verlangte Erlaubnis nicht ausstellen dürfe. „Gehen Sie,“ fuhr er fort, „nach Weimar zurück, bis der erste Sturm vorüber ist. Ich will Ihnen hier ein paar Zeilen an Goethe mitgeben.“ Er schrieb unverweilt folgendes Billet an Goethe:

Die eiserne Nothwendigkeit zwingt mich, diese Herren, deren Eltern wir beide recht wohl kennen, nicht vorwärts zu lassen. Gingen sie auch heute weiter, was zur Noth möglich wäre, so kämen sie bei andern Leuten, die sie gar nicht kennen, während sie bis jetzt noch unter Bekannten sind. Sorge bestens für sie! Ich habe ihnen gerathen zu warten, bis daß Sr. Maj. der König selbst kommen werden, bei welchem die Herren alsdann ihr Gesuch anbringen mögen. Sollten sie Wechsel verkaufen wollen, so kann jeder Kaufmann in Weimar ihnen aus meinem Kredit anszahlen, was sie verlangen werden. Ich hoffe, daß den Herren bei Dir die Zeit nicht lang werden wird. Lebe wohl!

Erfurt, 3. Okt. 1806.

Carl August.

Die Schweizer gingen also nach Weimar zurück. Aber dort gab man ihnen die Nachricht, Herr von Goethe sei soeben nach Jena abgereist: worauf sie sich nach Leipzig wandten. So blieb das Schreiben des Herzogs unabhgegeben im Besitz des jungen Schweizer's.

Es fragt sich nur noch, wie der Schweizer hieß. Es bleibt doch immer übrig, daß dem Herzog und Goethe eine Züricher Familie seines Namens so vorteilhaft bekannt war, daß sie gerne Etwas für die vermeintlichen Angehörigen derselben gethan hätten. In Heidelberg ist nun, nach gütiger Anstunft von H. Zangemeister und J. Wille, zum Wintersemester 1806 kein Züricher oder Schweizer, auf den die Buchstaben J. H. . . . v. paßten, immatriculiert worden. Möglicherweise aber sind die Reisenden der Kriegswirren wegen in Leipzig geblieben. Ich verjuche indessen, ob sich nach Goethes Schweizer Reiseberichten eine Vermuthung wagen läßt.

Ich komme da auf den Namen Hottinger. Professor und Chorherr Jakob Hottinger war eine litterarische Berühmtheit in Zürich. Er erhielt am 23. October 1797 den ihm unvergeßlichen Besuch Goethes. Später wandte er sich, durch die Staatsumwälzung in seinem Vaterlande bedrängt, an Goethe, der ihm in dem großen teilnahmsvollen Schreiben vom 15. März 1799 antwortete. Seit 1805 (bis 1809) gab Hottinger mit Wieland und Friedrich Jacobs das in Zürich erscheinende Neue Attische Museum heraus. Es ist selbstverständlich, daß der Herzog von den verdienstlichen Bestrebungen dieses Mannes wußte. Selbst im Lagerleben, nahe vor schwerer Entscheidung, glaubte er es sich schuldig zu sein, ihm in seinen Angehörigen, für die er die jungen Schweizer hielt, einen fast freundschaftlichen Dienst zu erweisen.

Friedenau, bei Berlin.

Reinhold Steig.

## Recensionen und Referate.

---

Golz Bruno, Pfalzgräfin Genoveva in der deutschen Dichtung. Leipzig, B. G. Teubner 1897. 5 M.

Kanftl Johann, Ludwig Tiecks Genoveva als romantische Dichtung betrachtet. (Grazer Studien zur deutschen Philologie herausgegeben von Anton E. Schönbach und Bernhard Seuffert. VI. Heft.) Graz, k. k. Universitäts-Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung „Styria“ 1899. 5 M.

Die Geschichte des Genovevastoffes in Deutschland bietet ein wenig erfreuliches Bild. Wenn Golz mit Bedauern konstatiert, daß sich unter den zahlreichen, in Betracht kommenden Werken kein einziges finde, welches man als ein „für alle Zeiten giltiges, klassisches Meisterwerk“ bezeichnen könne, so hat dies wohl vor allem in der Natur des Stoffes selbst seinen Grund. Der völlig passive Charakter der Heldin, welche von ihrem Gatten auf eine Verleumdung hin unschuldigerweise verfolgt wird, eignet sich zur dramatischen Behandlung ebenso schlecht wie die ihr verwandte Gestalt der Griseldis. Der Versuch einzelner Dichter, diesem Grundfehler des Stoffes abzuhelpfen, scheiterte regelmäßig. Abgesehen davon trägt jedoch die Geschichte, welche angeblich von einem Mönche zu Raach im 14. Jahrhundert angeheftet worden sein soll, den Stempel gläubiger Tendenz deutlich an der Stirne. Diese Umstände bringen es mit sich, daß der künstlerische Wert einer Genoveva-Dichtung stets nur ein untergeordneter sein kann, und daß die christliche Dulderin hinsichtlich ihrer Bedeutung für die dramatische Poesie den alten Heiden Hannibal, Cäsar, Nero, Sophonisbe ꝛc. beiweitem nachsteht. Entsprechend dem legendarischen Charakter der Fabel sind die Genoveva-Dramen zum großen Teile nichts anderes als in dialogisierter Form gehaltene Traktatlein. Hierher gehören vor allem die Jesuitendramen über diesen Stoff, deren Golz in dem

wurde, bis 1733 eine große Zahl namhaft zu machen weiß. Verdankte doch die ganze Legende einem Jesuiten (Cesifiers) ihre Verbreitung. Aber auch manches modernere Werk gehört zu diesen Wechselbälgen der Muse. Einen ebenso geringen Wert haben die zahlreichen Puppenspiele (für die Kinderstube eignete sich Genoveva, dank der Hüschtuh, ganz besonders) und die Opern, obwohl Haydn und Schumann ihre Melodien an den Stoff verschwendeten. Abstrahieren wir nun noch den großen Ballast von Genoveva-Dramen, die aus anderen Gründen eine nähere Beachtung nicht lohnen, so bleiben aus der anfangs großen Zahl am Ende vier nennenswerte deutsche Stücke, die aber vom Gipfel der Vollkommenheit sämtlich noch weit entfernt sind; denn Maler Müllers „Golo und Genoveva“ ist eine Ausgeburt poetischer Verirrung, von Tiecks „Leben und Tod der heiligen Genoveva“ wird weiter unten ausführlicher die Rede sein, Raupach machte in seiner „Genoveva“ zwar alle Anstrengungen, um den Stoff bühnengerecht zu gestalten, erzielte jedoch nur ein Zerrbild desselben, wogegen Hebbels Drama als ein Produkt nervöser und hysterischer Gereiztheit erscheint; seine Figuren sind pathologisch wie der Dichter selbst. Wenn der Forscher auf diesem Gebiete etwas bedauern muß, so ist es das Mißgeschick, welches Otto Ludwig abhielt, seine „Genoveva“ zu vollenden. Golz hat sich durch die erste vollständige Publikation der auf uns gekommenen Fragmente dieser Dichtung unseren Dank erworben, da dieselben jedoch an dieser Stelle bereits einer eingehenden Würdigung teilhaft wurden, können wir hier über sie hinweggehen.

Unter allen deutschen Genoveva-Dramen ist jenes von Tieck merkwürdigerweise zu der größten Verühmtheit gelangt, obwohl es ein krasser Beweis für die dramatische Unfähigkeit des Dichters ist. Waren doch selbst die Romantiker in dem Lobe dieser Dichtung nicht ganz einig. A. W. von Schlegel kam später von seiner Begeisterung für dieselbe zurück, und Dichter, welche über der litterarischen Bewegung standen, wie Goethe und Schiller, hielten nicht viel von ihr. Nahm ersterer nur aus persönlichen Gründen von einem Tadel Umgang, so vermißte letzterer — obwohl er Grazie und Phantasie darin fand, dennoch jegliche Kraft und Tiefe. Ranftl, welcher dieses Drama zum Gegenstande einer eingehenden Monographie gemacht hat, betrachtet es als eine der bedeutendsten Enumziationen des zu jener Zeit in Deutschland erwachenden Sinnes für Religion und deutsches Altertum — ein Standpunkt, von welchem aus das Stück vielleicht größere Aufmerksamkeit verdient. Unter „Religion“ ist in diesem Falle jedoch keine bestimmte zu verstehen; gemeint ist jene Frömmigkeit im absoluten Sinne, jene Universalreligiosität, welche für die Romantiker charakteristisch ist. Der Verkehr mit dem früh verstorbenen Wackenroder, die Lektüre von Schleiermachers Reden über die Religion und die Freundschaft mit des letzteren poetischem Interpreten



Novalis-Hardenberg wirkten nach Kaufkts Darlegungen zusammen, um Tieck für einen Stoff wie Geneveva, der dem früheren Anhänger Nicolais recht ferne lag, empfänglich zu machen. Jakob Böhme, der philosophisch-mystische Schuster von Görlitz, zu dem die Romantiker mit großer Verehrung emporsahen, lehrte ihn endlich, gewissen Scenen (Herenzene, prophetische Rede des Unbekannten) ein altertümlich-geheimnisvolles Kolorit zu geben. Er sah das Volksbuch nun mit ganz anderen Augen an und billigte darin vieles, womit er früher kaum einverstanden gewesen wäre.

In der That erlaubte sich Tieck nur sehr wenige und unbedeutende Abweichungen von seiner Vorlage, welcher er mit ungleich größerer Pietät gefolgt ist, als die meisten übrigen Bearbeiter des Stoffes. Seine Änderungen beziehen sich zumeist auf die Charaktere der handelnden Personen, welche der Dramatiker notwendig etwas modifizieren und vertiefen mußte. Shakespeare (Pericles, Wintermärchen) folgte er in der Einführung eines Prologus in der Gestalt des heiligen Bonifacius, der durch einen epischen Bericht dem Leser über das Intervall von sieben Jahren hinweghelfen soll. Am Schlusse, wo das Volksbuch mit Wundern gar zu verschwenderisch ist, sah Tieck sich genötigt, die Vorgänge etwas zusammenzuziehen.

Shakespeare hat, abgesehen von dem Prologus, noch manche Spur in Tiecks Drama zurückgelassen. Am auffallendsten werden wir an die Historien, Romeo und Julia (Gestalt der Amme), den Kaufmann von Venedig und Macbeth erinnert. Von früheren Geneveva-Dramen wirkt bei Tieck nur jenes von Maler Müller nach, welches er im Manuskripte gelesen hat. Es vermittelte ihm, wie Kaufk nachweist, viele Reminiscenzen aus Goethes „Götz“ und „Werther“ und legte ihm den Gedanken eines die ganze Handlung wehmütig durchklingenden Liedes nahe. Calderons Einfluß zeigt sich bei Tieck in der Einführung verschiedener südlicher Versarten und in der Vorliebe für die Allegorie.

Den beiden vorliegenden Werken von Golz und Kaufk ist ein gewisses Verdienst um die litterarische Forschung nicht abzuspochen, das sie jedoch auf verschiedenen Wegen erreichen. Während Golz einen Stoff auf seiner Wanderung durch einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten verfolgt und den Leser mit kühniger Hand durch ein Labyrinth von Dramen leitet, vertieft sich Kaufk mit besonderem Fleiße in die Detailforschung. Während sich jener naturgemäß kurz fassen muß, um eine große Anzahl von Dichtungen zu charakterisieren, kann dieser den Gegenstand seiner Wahl in jeder Hinsicht eingehend würdigen, jeder einzelnen Idee nach Herzenslust nachgehen, sie in den Werken Tiecks weiter verfolgen und ihre Provenienz studieren. In der „Charakteristik des Stückes“ findet er sogar Raum zu einer beachtenswerten Abhandlung über den Stil Tiecks (S. 193—222). Darans ergibt sich jedoch, daß Golz' Werk jedem, der über eine poetische Fassung der Geneveva-Legende unterrichtet sein will, raschestens die gewünschte Aufklärung geben wird, während zu

einer Konsultation von Ranstls Monographie ein Teil jener Hingebung an die Sache erforderlich ist, die den Verfasser in hohem Grade auszeichnet. Holz' Buch trägt, trotz der gründlichen Forschungen, auf welche es basiert ist, einen populär-wissenschaftlichen Charakter, und wird jedem, der für Litteraturgeschichte Sinn und Verständnis hat, interessieren, während sich ein großer Teil des Publikums schon bei dem Anblicke des 258 Seiten starken Bandes über Tiecks Genoveva eines leisen Mißtrauens kaum erwehren dürfte. Über Hamlet, Faust und andere gewaltige Dichtungen, deren Einfluß noch heute in der Litteratur fortlebt, sind Bände solchen und größeren Umfanges geschrieben worden — bei Ranstls Buch über Tiecks Genoveva möchten wir fast sagen, daß der Verfasser an einen Stoff Mühe und Fleiß verschwendet hat, die einer besseren Sache würdig wären.<sup>1)</sup>

Wien.

Wolfgang von Wurzbach.

Hoch<sup>2)</sup> Theobald, Schönes Blumenfeld. Abdruck der Ausgabe von 1601. Herausgegeben von Max Koch. Halle a. S. Max Niemeyer 1899. (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Nr. 157—159.) 1.80 M.

Ein Abdruck des „Schönen Blumenfeldes“ verdient mit Freude begrüßt zu werden. Er verhilft einem hervorragenden Vertreter der deutschen Renaissancepoesie zu längst verdienter philologischer Auferstehung und füllt so eine oft empfundene Lücke in der Textbibliothek des 17. Jahrhunderts aus. Wer bisher den Dichter kennen lernen wollte, war, wenn ihm nicht das Breslauer Exemplar — das einzige, das Goedecke kannte<sup>3)</sup> — zu Gebote stand, auf unzulängliche Proben verwiesen. Hoffmann von Fallersleben hat den Dichter, der sehr bald der Vergessenheit anheimfiel und den Opitz nicht mehr kannte, entdeckt (N. Prutz, Litterarhistorisches Taschenbuch 1845, 401 ff.), Höpfer hat ihn (Reformbestrebungen, S. 32—37) vorwiegend nach der formellen Seite charakterisiert, Lemke (Von Opitz bis Klopstock, 118 ff.) und Wolfan (Geschichte der deutschen

<sup>1)</sup> [Im Gegensatz zu dem Herrn Referenten bin ich vielmehr der Ansicht, daß eine solche erschöpfende Untersuchung einer gewissen Breite nicht entbehren könne und daß Tiecks Genoveva einer solchen Untersuchung durchaus wert ist. Das Kapitel über den Titel ist eine ausgezeichnete, methodisch sichere und in dieser Art bisher einzig dastehende Arbeit, eine notwendige Vorbedingung zu einer deutschen Zügeschichte, die ich für eines der dringendsten Bedürfnisse unserer Wissenschaft halte. A. S.]

<sup>2)</sup> Zo, und nicht Hoec, wie bisher allgemein gebräuchlich war, lautet nach Kochs Feststellungen (Neudruck, X f.) des Dichters Name.

<sup>3)</sup> Koch hat trotz eifriger Umfrage auf 52 Bibliotheken nur vier Exemplare gefunden: das dem Neudruck zu Grunde liegende Breslauer Exemplar und je eines in München, Berlin und Wolfenbüttel. Die Exemplare zeigen trotz des gleichen Erscheinungsjahres zum Teile ganz merkwürdige Abweichungen. (Neudruck, VII ff.)

Litteratur in Böhmen, 364 ff.) haben ihm ausführliche, liebevolle Charakteristiken gewidmet, die des Dichters Wert außerordentlich hoch einschätzen. Mögen diese Urteile, wie Koch meint, allzu hoch greifen: auf jeden Fall spricht aus dem Hock'schen Gedichtbuche — dem ersten deutschen, das sich mit Bewußtsein an den Leser wendet — das innerlich bewegte Leben, die moderne freiere Lebensauffassung eines höfischen, renaissancemäßigen Dichters in frischer, oft derber Naivetät und in einer Form, die gegenüber der des 16. Jahrhunderts, in dem der Dichter nach mancher Richtung wurzelt, als geläutert erscheint. Der Dichter des „Blumenfeldes“ erscheint uns als der bedeutendste Vertreter der neuen Kunst zu Beginn des Jahrhunderts, als einer der bedeutendsten Lyriker des Jahrhunderts überhaupt.

Mit gutem Rechte hatte die Leitung der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen“ einen Abdruck des „Schönen Blumenfeldes“ ins Auge gefaßt. Denn der aus der Rheinpfalz stammende Dichter hat sein Buch auf böhmischem Boden, als Sekretär des letzten Rosenbergers, des kunstsinigen Peter Wok, des Hauptes der protestantischen Opposition in Böhmen, gedichtet. In den nationalen, religiösen und politischen Wirren der Zeit vor dem 30jährigen Kriege, in die Hoch als geschickter, zu den vertraulichsten politischen Missionen<sup>1)</sup> von seinem Herrn herangezogener Geschäftsträger verwickelt wurde, hat er seine merkwürdigen Schicksale erlebt, die heute noch sein Bild in der Geschichte schwanken lassen. Als Günstling des mächtigen Herrn, als Deutscher und Protestant gleichmäßig verhaßt, wurde er nach dem Tode seines Herrn (1611) der eigennütigen Fälschung des Rosenbergschen Testaments, der Adelserschleichung und des Landesverrates angeklagt und trotz seiner Betuerungen durch die Machinationen der Gegner zum Verluste der Güter und zum Tode verurteilt, dem er durch den Umschwung der Mai-Ereignisse des Jahres 1618 mit Not entging. Hock's Schuld ist nicht erwiesen, aber auch nicht seine ganze Unschuld. Koch hat das Verdienst, die nationalgehässige Darstellung, die diese verworrene Frage bei einem Teile der czechischen Geschichtsschreibung gefunden hat,<sup>2)</sup> auf ein richtigeres Maß zurückgeführt und dargethan zu haben, „daß es sich bei diesem Prozesse in der That nicht um eine Rechts-, sondern Partei- und Machtfrage handelte,“ durch deren günstige Entscheidung „eine verlorene Stellung wieder für die katholische Partei zurückgewonnen werden sollte.“ Mit dankenswerter Umsicht hat der Herausgeber nicht nur die ihm entlegenen czechischen Darstellungen herausgezogen, sondern durch glückliche Anfindung Hock'scher Schriften: der Defensionschrift vom Jahre 1619 und des Commonitorium de Roberti

<sup>1)</sup> So z. B. zu den heissen Verhandlungen mit Christian von Anhalt, dem es um die Vereinigung aller Protestanten zu einem Bündnisse und nebenbei um das Rosenbergsche Erbe zu thun war.

<sup>2)</sup> Den extremsten Standpunkt, der den Dichter als abgefeimten, betrügerischen Erbschleicher und Verräter darstellt, nimmt August Sedláček ein (Hradý, zámky a tvrže království českého 3, 246 ff.).

Bellarmini scriptis, einer theologischen Kontroverschrift, wichtiges Material für die Lebensgeschichte beigebracht und dem Charakterbilde des geschmähten Dichters neue sympathische Züge eingefügt. Nach den umfangreichen biographischen Beiträgen Kochs im II. Abschnitt der Einleitung wird die Forschung neben der politischen Thätigkeit Hochs nunmehr die Zeit nach 1620 aufzuhellen haben. Hoch war nach seiner Freilassung Oberst eines Regiments und entschwindet nach der Schlacht am Weißen Berge unseren Blicken. — Ausführlicherer Ergänzungen wird der III. Teil der Einleitung bedürfen, in dem der Herausgeber die Grundlinien zur Würdigung des Dichters zieht. Für den interessanten Dichter, der an der Wende zweier Jahrhunderte steht, die zwei verschiedene Kulturen bezeichnen, wird eine Reihe von litterarhistorischen und formellen Fragen zu erledigen sein. Zunächst seine Stellung in der deutschen Frührenaissance und in Verbindung damit sein Verhältnis zu Opiz. Das bestimmte Hervortreten des Persönlichen in seinen Gedichten, das Bestreben, in der deutschen Poesie mit den romanischen Vorbildern zu wetteifern und die dadurch geforderte Gelehrsamkeit, schließlich die angestrebte Läuterung der Form lassen Hoch als Vorläufer Opizischer Reformen erscheinen (Höpjner). Die recht heterogenen Einflüsse der beiden Zeitalter hat der Herausgeber aufzudecken versucht. Einerseits die Zeichen der modernen Zeit: Kenntnis der alten Litteraturen, die Vorliebe für die Romanen, besonders die Italiener — der Dichter kennt Bojardo, Ariost und höchst seltsamerweise schon Dante — das Hervortreten des galanten Wesens; auf der andern Seite das 16. Jahrhundert: ein mächtiger Einfluß des Volksliedes, der einzelnen Liedern des Dichters Aufnahme in die Volksliedersammlungen verschafft, ausgebreitete Kenntnis der Volkslitteratur des 16. Jahrhunderts überhaupt (vgl. Gedicht Nr. 5), die Verwendung der Priamel, die Beziehungen zu Fischart und zum Grobianismus, aber auch eine sehr wahrscheinliche Einwirkung der Meisterjingerschulen. Dieselbe Zwiespältigkeit zeigt die Metrik, für die sich der Herausgeber auf eine Darstellung der Strophen und der Reimverhältnisse beschränkt. Der Fortschritt besteht in dem kunstvolleren Strophenbau und in der Ahnung des Princips der Hebungenzählung an Stelle der mechanischen Silbenzählung. Aber der Dichter ist nicht imstande, das Prinzip durchzuführen. Er greift zu einer gewaltsamen Art von Silbenverschleifung, die in Verbindung mit der starken mundartlichen Färbung der Sprache die Ursache war, daß er so bald vergessen wurde. So zeigt sich Hoch in jeder Beziehung als das echte Kind des Übergangszeitalters, in dem er lebte. — Möge dem Dichter des „Schönen Blumenfeldes“ recht bald ein ähnlich schöner „fortlaufender Kommentar“ zuteil werden, wie ihn uns Köster für den Dichter der „Geharnschten Venus“ beschert hat!)

Mährisch-Neustadt.

Franz Spina.

) Unter den Druckfehlern sei mir auf Einleitung XV, Zeile 14 von unten hingewiesen, wo es heißen muß: Vers 9 von Nr. 24.

Joseph Eug., Das Heidenröslein. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel) 1897. 2 M.

Im Mittelpunkt der gewandt geschriebenen Erörterungen zu dem vielbesprochenen Gedicht steht eine erneute Betrachtung über das Verhältnis zu Herders Kinderlied „Die Blüte“. Gegen Erich Schmidt und die Mehrzahl der Forscher, die die „Blüte“ allzuwagh für eine „Kontrafaktur“ des „Heidenrösleins“ erklärt hatten, betont Joseph, einen alten Einwand Redlichs wiederholend, das schwere Bedenken, es sei nicht recht zu verstehen, wie ein Dichter vom „Heidenröslein“ zur „Blüte“ habe hinabsinken können. Auch ich gestehe, über dies Bedenken nicht hinwegzukommen bei einem Manne von so feinem Empfinden für echte Lyrik, wie es gerade Herder besaß. Ja, wäre die Dichtung in einer späten Periode entstanden, in der Zeit tiefer Verstimmung und der Deklamationen über Goethes „Unsitlichkeit“, so ließe sich allenfalls die Absicht begreifen, „ein Seitenstück ohne das Erotisch-symbolische des Originals zu schaffen!“ Aber demgegenüber steht fest, daß das Gedicht nicht nach dem April 1771 gedichtet ist, also gar nicht lange, bevor Herder in den „Blättern von deutscher Art und Kunst“, wie Joseph betont, die Mitteilung des „Heidenröslein“ damit begründete, „daß es keine transcendente Weisheit und Moral enthalte.“

Joseph hat nun endlich den glücklichen Gedanken gehabt, der Entstehung der „Blüte“ weiter nachzugehen. Ludwig Plume in seinem Kommentar zu einer Auswahl von Goethes Gedichten (Wien 1893) hat ihm den Weg gewiesen (vgl. S. 108) mit der Bemerkung, daß Herder bei seiner Polemik gegen die Kinderlieder speziell Weißes „Rosensknospe“ in der Sammlung von 1769 im Auge hatte. Als ein verbessertes Gegenstück zur „Rosensknospe“ unter Anlehnung an das Lied bei Paul von der Helst „Sie gleicht wohl einem Rosenstock“ sei die „Blüte“ gedichtet. In den Anmerkungen und Exkursen, die den „zweiten Teil“ des Schriftchens bilden, wird (S. 108 ff.) die Entstehungsgeschichte folgendermaßen ergänzt. Weiß war zu seiner „Rosensknospe“ angeregt durch den 34. Brief in Richardson's „Clarissa Harlowe“, in dem der Schreiber, Lovelace, seinem Freunde sein kleines süßes Mädchen (I call her my Rosebud) ans Herz legt. Herder, der dem Brief eine eigene poetische Uebersetzung widmete (Werke 25, 553), benutzte ebenfalls einzelne Motive. Beachtenswert scheint mir die Parallelisierung von Richardson: I charge thee that thou do not crop my Rosebud. She is the only flower of fragrance und „Blüte“ 2, 1: „Der Knabe sprach ich breche dich, du Knässpigen süßer Düste“, 2, 6: „Knabe, Knabe lasse mich das Knässpigen süßer Düste.“

In überraschender Weise kehrt danach zweitens der Verfasser die Schmidtsche These um und erklärt: „Goethe hat mit dem Herderschen Liede gethan, was Herder mit dem Weißischen. Er hat es mit Hilfe

unseres alten Aelstischen Volksliedes umzuschaffen gesucht.“ In feinsinniger Weise wird das ausgeführt und auch dargethan, wie ein persönliches Moment mitgewirkt hat: der Vollgenuß des Seseheimer Liebesglücks.

Bis hierher möchte ich mich mit Josephs Ausführungen einverstanden erklären mit der Einschränkung, daß die Abhängigkeit Herders von Weiße zwar nicht unwahrscheinlich, aber doch auch nicht ganz so sicher ist, wie Joseph behauptet. Ich zweifle nicht, daß er auch weiterhin im wesentlichen das Richtige trifft, möchte aber doch hervorheben, daß er den Schwierigkeiten, die seiner Auffassung im Wege stehen, nicht scharf genug ins Auge geschaut hat.

Herder bezeichnet in den fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst das „Heidenröslein“ als ein „älteres (!) deutsches Kinderlied“. Er giebt ihm im Register seiner zweiten Volksliedersammlung vom Jahre 1779 den Zusatz „Aus der mündlichen Sage“. Joseph, der diese Daten (nicht ganz korrekt) wiedergiebt, kombiniert die beiden Angaben und interpretiert sie so: Herder habe erstens erkannt, daß das dem „Heidenröslein“ verwandte Aelstische Lied kein Werk erster ursprünglicher Konzeption sei, und Herder habe zweitens das ihm von Goethe zugesandte „Heidenröslein“ hoch erfreut für das noch zu seinen Zeiten im Elsaß gesungene und durch Goethe glücklich gerettete Original des Aelstischen Liedes gehalten (S. 20 ff., vgl. S. 73). Er benützt sogar diese höchst gewagte Interpretation, um einen indirekten Beweis für Goethesche Herkunft des „Heidenröslein“ zu führen und ungefähr so zu argumentieren: das „Heidenröslein“ repräsentiert, wie sich leicht zeigen läßt, nicht die ursprüngliche Gestalt des Aelstischen Liedes, ergo war die (von Joseph supponierte) Herdersche Annahme ein Irrtum, ergo ist es von Goethe. Das Kartenhaus fällt zusammen gegenüber den Erwägungen, daß 1. es nicht erwiesen ist, daß Herder Volkslieder mit so philologisch-kritischen Augen betrachtete wie wir Nachfahren von F. A. Wolf und Lachmann; 2. wenn er im vorliegenden Falle doch etwa schon zu ähnlichen Betrachtungen gedrängt wurde, wir ihm auch den Scharfsinn zutrauen müssen, den Joseph bei seinen Lesern voraussetzt: zu erkennen, daß das „Heidenröslein“ auf keinen Fall die Grundlage des Aelstischen Liedes sein kann, und daß 3. die nahe Verwandtschaft, ja durch zwei Strophen nahezu wörtliche Übereinstimmung mit seiner „Blüte“ ihm unmöglich verborgen bleiben konnte. Der letzte Punkt dünkt mich entscheidend. An die windige Auskunft, daß er, im besten Falle etwa zwei Jahre nach ihrer Abfassung, seine „Blüte“ so gänzlich vergessen haben sollte, daß ihm beim Abdruck des „Heidenröslein“ auch nicht die leiseste Erinnerung gekommen sei, denkt Joseph nicht. Sie wäre leicht genug als unmöglich zu erweisen. Aber er traut Herder zu, er habe die Verwandtschaft zwar erkannt, aber, weit entfernt von Mißtrauen, sich geschmeichelt gefühlt, etwa wie ein Philolog, der einen alten Text aus später Überlieferung wieder hergestellt hat, sich freut, wenn nachträglich

ein alter Roder aufgefunden wird, der seine Konjekturen glänzend bestätigt. Nur schade, daß Herder gar nicht in der Lage des Philologen war und z. B. in der Übereinstimmung der Strophenformen beider Lieder keinen Triumph der Methode, sondern nur einen in das Gebiet des Wanders gehörigen Zufall hätte erblicken können.

Muß man so Herder, um Josephs Annahme zu ermöglichen, zu einem Monstrum an Naivetät oder Gedächtnisschwäche machen, so besteht für Goethe Suphans altes Bedenken nun erst zu vollem Recht: wach ein gewagtes Spiel müßte er mit seinem Lehrer und Freunde gespielt haben! Herder erklärt bekanntlich zum fünften Verse des von ihm in den „Blättern“ mitgetheilten „Nabelliedchens“: „Ich suppliere diese Reihe nur aus dem Gedächtnis.“ Entweder besaß nun Herder eine Goethesche Niederschrift oder Goethe hatte (was Entstehung im Winter 1770/71 voraussetzen würde) es ihm in Straßburg so oft recitiert, daß Herder es auswendig kannte. Im ersten Falle müßte Goethe brieflich ungenauem Kenntniss seines eigenen Gedichtes gedenkt, im letzteren gar eine längere Zeit fortgesetzte Komödie gespielt haben: beides ein unwürdiges Verfahren, wenn dabei ein naiv-gläubiges Gemüt ernstlich hereinfiel.

Für mich liegt demnach die Sache, wenn anders Josephs Behauptung von der Priorität der „Blüte“ Stich hält, notgedrungen so, daß nicht Herder der Mystifizierte ist, sondern daß er seine Leser mystifiziert. Wer die Ausführungen Herders über die alten deutschen Volkslieder liest, wird sich unwillkürlich an Lessings Ausführungen über die alten deutschen Volksdramen erinnert fühlen. Wenn nun Lessing eine eigene Faustscene als Scene aus einem alten Drama einschmuggelte, sollte Herder, der das Versteckspiel als Autor so sehr liebte, sich nicht geradezu verlockt gefühlt haben, auch ein eigenes Liedchen unter die Volkslieder zu mischen?

Ein eigenes: das wird man vielleicht zugestehen. Aber auch ein Goethesches? — Um kurz zu sein: mir scheint, daß, wer mit Redlich (Herders Werke 25, 680) A sagt, gut thut, auch mit ihm B zu sagen und trotz Suphans Widerspruch (5, 721) die Vermutung zu wagen, daß Herder beim ersten Entwurf seines in die „Blätter“ aufgenommenen Briefwechsels über Ossian und die Lieder alter Völker im Juni (oder Juli, siehe Dünker, Zur Goetheforschung, S. 388\*) 1771 wirklich noch beabsichtigte, sein eigenes Lied den modernen Weißeschen Kinderliedern und speziell der „Nosenknospe“ entgegenzustellen, wie Lessing seine Faustscene Gottschedschen Dramen entgegengestellt hatte, indem auch er seine theoretischen Einsichten dadurch sofort in Praxis umsetzte, freilich noch immer mit einem Fuß auf dem Boden der Aufklärung stehen blieb. Inzwischen aber hatte Goethe im jugendlichen Wettstreit mit Herder sein „Heidenröslein“ gedichtet<sup>1)</sup> und

<sup>1)</sup> Ich glaube nicht vor Ende Mai, Anfang Juni, wo die wilden Rosen blühen; Joseph meint „um den April 1771 herum“ (S. 68).

Herder war empfänglich genug für echte Poesie, um zu fühlen, daß sein eigenes Erzeugnis dadurch tief in den Schatten gestellt wurde. Er bezieht die Wendung, mit der er sein eigenes Gedicht einzuführen beabsichtigte, im wesentlichen bei, ersetzte dieses selbst aber durch Goethes glänzendere Schöpfung. Nur Eins übersah er, was wunderlicherweise auch neuere Forscher ignorieren, Nüchternlich vermutlich empfunden hat, daß Goethes „Heidenröslein“ denn doch nur sehr bedingt als ein Lied für Kinder bezeichnet werden kann. Gewiß, Kinder singen's wie manches Volkslied; darum bleibt es nichts desto minder gar sehr ein Lied für Erwachsene. Ohne die eigentümliche, Herder wohlbekanntes Genesis des Liedes wäre er schwerlich auf den Gedanken gekommen, es als Kinderlied zu bezeichnen, während seine „Blüte“ so mit Fug und Recht genannt werden darf.

Eben seiner eigentümlichen Genesis wegen aber konnte ihm nun auch beifallen, das Lied trotz Goethes Autorschaft seiner Volksliedersammlung einzuverleiben. Mit der Strenge, mit der wir Kunstlieder und Volkslieder scheiden, ist Herder überhaupt nicht vorgegangen, und gerade so gut wie manches Shakespeariſche Lied konnte auch das Goethesche Aufnahme finden. Ja es war vielleicht wirklich in seinen Augen in viel höherem Grade ein Volkslied als uns dies heutzutage unmittelbar einleuchtet. Man bedenke: ein Weißesches Kinderlied, ein wirkliches altes Volkslied,<sup>1)</sup> ein eigenes Herdersches Gedicht: sie alle, wohl Goethen im anregenden Gespräch über Volkspoese durch Herder vorgetragen, hatten aus sich heraus ein Neues erzeugt. Dichten sich denn nicht wirklich so die Lieder der mündlichen Sage? Wie viel war hier Goethes Eigentum? Sehr viel, werden wir antworten; aber wir werden doch verstehen, wenn ein Mann, der selber so lebhaft bei der Entstehung beteiligt war (übrigens die persönlichen Beziehungen auf Friederike wohl nicht kannte), hier mehr den dichtenden Volksgeist als individuelle Kunst erblickte. —

Auf die weiteren Einzelheiten des anregenden Schriftchens einzugehen, muß ich mir versagen. Joseph macht den interessantesten Versuch, die Urgestalt des bei Paul v. d. Aelst überlieferten Liedes herzustellen: ich glaube nicht, daß er ihm irgendwie geclückt ist, noch bei der angewandten in Werden und Wachsen dieser Lieder viel zu wenig eindringenden Methode glücken konnte.

Jena.

Victor Michels.

### Über Goethes Iphigenie:

Fischer Kuno, Goethes Iphigenie. Festvortrag gehalten in Weimar bei der dritten Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft. Dritte, durchgesehene Auflage. Heidelberg, Karl Winter 1900. 1.20 M.

<sup>1)</sup> Die Annahme, daß Herder und Goethe außer dem Aelstischen Lied noch ein anderes Volkslied vom „Heidenröslein“ kannte (Joseph, S. 116), halte ich für unwahrscheinlich.



Goethe's Iphigenie auf Tauris with introduction and notes by  
 Charl. A. Eggert. New York, The Macmillan Company 1898.

Iphigenie auf Tauris. Ein Schauspiel von J. W. von Goethe  
 edited with introduction notes and appendices by Karl  
 Breul. Cambridge, at the University Press 1899.

Wiederhauser N., Eine methodisch-ästhetische Skizze im Anschluß an  
 Goethes Iphigenie. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuch-  
 handlung 1897.

Ziemlich zu gleicher Zeit sind zwei neue Ausgaben der Iphigenie  
 mit englisch geschriebenen Zuthaten: Einleitung, Kommentar, Bibliographie  
 erschienen, von Dr. Breul in Cambridge und Dr. Eggert in Chicago,  
 beide nett ausgestattet und von kundiger Hand gemacht, auch deutschen  
 Lesern, etwa Gymnasiallehrern, die das Werk in der Klasse behandeln  
 und die hier alles Wesentliche beisammen finden, zu empfehlen. Von  
 Breul, der auch in Deutschland als Forscher wohlbekannt ist, wird man  
 von vornherein eine tüchtige Leistung erwarten; aber auch Eggerts Arbeit  
 steht durchaus auf der Höhe. Die Ähnlichkeit der Anlage läßt vermuten,  
 daß beide Herausgeber in vielen Punkten unmittelbar an Vorgänger an-  
 knüpfen, die mir unbekannt sind: von der großen Reihe der in den  
 beiderseitigen Bibliographien angeführten „Special Editions“ sind mir  
 die meisten unzugänglich geblieben, da sie auch das Goethe- und Schiller-  
 archiv in Weimar nicht besitzt. Doch zeigt schon die kundige Benutzung  
 selbst der neuesten Litteratur auch die sichere Selbständigkeit der Heraus-  
 geber. Es ist schwer zu sagen, welcher der beiden sich so ähnlichen Aus-  
 gaben man den Vorzug geben soll. Mir will scheinen, daß Eggert in  
 Bezug auf die Einleitung glücklicher ist. Auf die Vorgänger Goethes, die  
 Entstehungsgeschichte des Stückes, Idee und Gang der Handlung geht  
 Eggert sehr gründlich und verständnisvoll ein. Es ist mir eine besondere  
 Freude gewesen zu sehen, daß Eggert sich durch meine Ausführungen über  
 die Lavatersche Version im 39. Bande der Weimariſchen Ausgabe, wie es  
 scheint, in allem Wesentlichen hat überzeugen lassen. Bei Breul sind  
 dagegen die Noten etwas reichhaltiger. So vermiſſe ich z. B. bei Eggert  
 eine Anmerkung zu dem Genitiv „Königes“ Vers 41, wie sie Breul giebt.  
 Man vergleiche ferner etwa, was beide Herausgeber zu Vers 1609 über  
 Delos und Delphi anmerken. Mißverstanden hat Eggert Vers 1185—1187

Von dem fremden Mann  
 Entfernet mich ein Schauer: doch es reißt  
 Mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder,

wenn er erklärt an inward shudder makes me withdraw from the  
 stranger (Pylades), but my inmost heart is powerfully drawn toward  
 my brother. Breul faßt die Stelle richtig. —

Kuno Fischers Festvortrag vom Jahre 1888 bedarf keiner neuen Charakteristik oder empfehlenden Bemerkung. Die dritte Auflage zeigt einige sprachliche Veränderungen, die den sorgfamen Stilisten erkennen lassen, einen Zusatz bezüglich der neuerdings oft angetasteten Authentizität der Ausgaben in der „Italienischen Reise“ (S. 8), Anmerkungen, welche die im Text angeführten Stellen nach der Weimariſchen Ausgabe citieren, und einige andere kleine Neuerungen. Für den sechsten Abschnitt „Iphigenie in Weimar und Italien“ ist jetzt die erste Prosafassung benützt. —

Was Wickerhauser mit seinem verworrenen Geschreibsel will, ist mir trotz der Kurven und Dreiecke, die den Aufbau der „Iphigenie“ verſinnlichen sollen, nicht klar geworden, und ich kann nur die Zöglinge des „gymnastischen Mädchen-Inceums“ in Agram bedauern, daß sie zugleich mit Goethes Rarben die unklaren Phrasen des Verfassers haben über sich ergehen lassen müssen.

Jena.

Victor Michels.

Zunt B., Goethes Fortsetzung der Mozartischen Zauberflöte. Berlin, Alex. Duncker 1899. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Fr. Muncker. Heft 12.) 2 B.

Der Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift hat, so bescheiden er auch in derselben austritt, alle Ursache, auf sein Erstlingswerk stolz zu sein. Nachdem er auf die Ausführung seiner Arbeit lange Zeit und überaus viel Mühe verwendet hat, übergiebt er das Ergebnis seiner Studien der Öffentlichkeit in einem dünnen Büchlein, worin er fast ängstlich sich stets nur auf das beschränkt, worauf es ankommt, und nirgends ein Wort zuviel sagt. So ist das Werkchen vor allem dadurch ausgezeichnet, daß es bei großer Kürze und Knappheit überraschend viel Wissen enthält, und der Verfasser imponiert uns mehr noch als durch seine reichen Kenntnisse und die gründliche und sorgfältige Ausführung seines Themas durch die seltene Gabe weiser Beschränkung.

Zunts Buch gliedert sich in drei Teile. Der Verfasser giebt zunächst eine knappe Entstehungsgeschichte des Goethischen Fragments „Der Zauberflöte zweiter Teil“. In einem zweiten Abschnitt, der die Grundlage für den dritten bildet, führt er uns dann die Entstehung von Schikaneders „Zauberflöte“ vor und behandelt gründlich das Verhältnis Schikaneders zu seinen Quellen, wobei er als Erster den Zusammenhang der Oper mit Terrassons altägyptischem Roman „Setfos“ ausführlich bespricht. Auf diesen Darlegungen baut er dann schließlich den Hauptteil des Werkes auf; eine kritische, philologisch-ästhetische Betrachtung des Goethischen Fragments. Hier nun, indem der Verfasser untersucht, was Goethe aus Schikaneder gemacht hat und machen wollte, indem er das vorhandene Szenar auf den voraussichtlichen weiteren Gang der Handlung

ausdeutet, dabei die einzelnen Paralipomena benutzt und denselben die ihnen wahrscheinlich gebührenden Plätze anweist, zeigen sich der Scharfsinn, die Gewissenhaftigkeit und die methodische Arbeitskraft Junks auf ihrer Höhe.

Wenn irgend etwas in dem Büchlein ist, womit ich nicht völlig einverstanden sein kann, so ist es des Verfassers Entstehungsgegeschichte von Schikaneders „Zauberflöte“. Junk bringt die herkömmliche Geschichte. Schikaneder, durch Theaterspekulationen halb ruiniert, kommt zu Mozart und bittet ihn, zu seiner Rettung eine Zauberoper zu komponieren. Der Text zu dieser Oper rührt größtenteils von Schikaneders Schauspieler Gieseke her; als derselbe Stoff während Schikaneders und Mozarts Arbeit auf dem Konkurrenztheater in der Leopoldstadt aufgeführt wird, muß Schikaneder ändern und nimmt die Freimaurerei zuhülfe. Das ist die alte Meinung des Mozartbiographen Zahn, und Junk läßt sich durch sie verleiten, wiederum die Wiener Theaterliteratur vor 1790, die Tradition und die augenblicklichen Zeitumstände außer acht zu lassen. Auch er sagt, Schikaneder habe das in Wielands Dschinnistan enthaltene Märchen „Lulu oder die Zauberflöte“ dramatisieren wollen und dabei das Märchen von den klugen Knaben benutzt — durch Perinets „Zauberzither“ zur Änderung gezwungen, sei er vom ersten Finale an dem „Eethos“ als einer zweiten Quelle gefolgt, und darin habe er auch alle freimaurerischen Gebräuche gefunden. So gründlich und gewissenhaft Junk seine Untersuchung ausführt, kann ich dennoch die Anwendung solcher methodischer Quellenstudien auf einen „Dichter“ von der Art Schikaneders nicht völlig gutheißen. Die Entstehung der „Zauberflöte“ kann nur aus den zeitlichen und lokalen Verhältnissen heraus erklärt werden. Junks Bemerkungen über Papageno und sein (erstmaliger) Hinweis auf die Abhängigkeit der „Zauberflöte“ von Giesekes „Oberon“ beweisen, daß er dem richtigen Wege nahe war. Ich will eine solche kurzgefaßte Entstehungsgegeschichte im folgenden versuchen und dabei Junks Ausführungen so viel als möglich zu ergänzen trachten.<sup>1)</sup>

Durch Lokalisierung allgemeiner litterarischer Richtungen und Zeitströmungen und deren Verschmelzung mit alten Traditionen des Wiener Theaters begann um 1780 herum eine neue lokale Wiener Dramatik sich zu entwickeln. Eine solche hatte seit langem in Kurz-Vernardous Maschinentomödien bestanden, deren Hauptspäß darin lag, daß man Hans Wurst mit Zauberern und Hexen in Verbindung brachte. Hans Wurst lebte 1781 in seinem Sohn Kasperle wieder auf und mit ihm die alten extemporierten Hanswurstpossen als Kasperliaden. In diese Tradition drangen nun allmählich: die Form des um 1770 neu geschaffenen deutschen

<sup>1)</sup> Was ich hier gebe, werde ich in meiner demnächst erscheinenden Zschitanecker-Monographie ausführlich bringen.

Singspiels (aus dessen anfänglich — nach dem Muster der vorhergegangenen Blütezeit der französischen Operette — einfacher ländlicher Liebeshandlung nicht selten eine Entführungs- oder Befreiungsgeschichte geworden war: geisterhaft durch Aulehnung an das Ritterstück oder drollig durch Einführung des orientalischen Kostüms); die am meisten durch Wieland vertretene morgenländische Märchenpoesie; und die Schauerromantik und Geheimnißthuerie des Ritterdramas. Aus dieser Verbindung der Singspielform mit den eben genannten zauberhaften und geheimnißvollen Neuerungskraften und der lokal-humoristischen Tradition entsteht die Wiener Zauberposse, von der sich kurz nachher (durch den Einfluß der Kockebueischen Ferudramen und der Tradition, in der diese entstanden sind) die erotische Frankoper abzweigt. Diese beiden Gattungen zusammen mit der Travestie und dem neu geformten Wiener Localstück bilden bald eine spezifisch wienerische Theaterliteratur, deren Grundschema ungefähr das folgende ist: ein idealer Held muß seine Geliebte erringen, und dabei leistet ihm Kasperl entweder als Diener oder als einfacher Begleiter, der sich dem Helden aber auf jeden Fall unterordnet, Gesellschaft. Dieses Schema wird dann für die einzelnen Dramengattungen modifiziert. In dem Zauberstück, das auf heimischem Boden oder auch häufig in exotischem Lande spielt, wie in der Frankoper, deren Handlung stets in ideale Kerne verlegt ist, ist die Geliebte entweder von einem bösen Zauberer geraubt und eingeschlossen worden und kann nur durch Erfüllung gewisser Bedingungen vom Helden (einem jungen Ritter oder orientalischen Königssohn aus ihrer Haft erlöst werden; dann treten meist überirdische Helfer dem edlen Jüngling zur Seite und stehen ihm bei (Haupteinfluß von Wielands Märchendichtungen, besonders Oberon und Schimmiistan, auch des Ritterstücks); — oder das Mädchen ist Odaliske eines Paschas, der sie geraubt und in seinen Harem gesteckt hat; der Held entführt sie durch List (altes Pöffenmotiv, Haupteinfluß von Mozarts „Entführung“); — oder aber sie ist der Sproß eines überseeischen Inselvolks, das die Europäer blutig haßt, vielleicht sogar Priesterin einer mit Menschenopfern und gräßlichen Ceremonien verbundenen Religion und darf sich nie vermählen; dann bringt ihre Liebe zu einem Europäer sie und ihn in Lebensgefahr, aber die Liebe besiegt alle Schwierigkeiten und führt zu einer Flucht oder zur allgemeinen Ausföhrung und Abschaffung der Menschenopfer (altes Motiv des Ince- und Parikostoffes [auch durch die „Iphigenie“ nahegelegt], durch Kockebues „Sonnenjungfrau“ mit dem Motiv der Vestalin und den ins Priesterliche übertragenen Ceremonien und Gewölbefdecorationen des Ritterstücks verbunden; zum Teil vorbereitet durch die nach dem Muster der tragédie classique gedichteten erotischen Königs- und Verschwörungstragödien). In allen diesen Fällen hat Kasperl als Diener, Sklave oder Begleiter des Helden reichlich Gelegenheit, durch seine Witz und seine Reizheit zu wirken; ob er sich nun vor dem bösen

Zauberer und dessen Geistern fürchtet oder vor den Schergen des Bassa oder vor den Indianern und Priestern, die ihn Brahma zu Ehren braten wollen. Immer gefräßig und geschwätzig, vorlaut und feig, bewirkt er schließlich eine ausgeprägte Zweiteilung der Handlung in einen pathetischen und einen drolligen Teil, die parallel laufen. Es ist ganz der natürliche Lauf, wenn er allmählich auch eine zu ihm passende Geliebte erhält; dann wird die lustige Liebesgeschichte des männlichen und des weiblichen Kasperl's zu einem komischen Seitenstück zu der ernstern und sentimentalen Liebe des Helden und der Heldin und vertritt zugleich das echte Wienertum in jedem noch so phantastisch-exotischen Zauberstück. (Eine ganz an das alte sächsische Charakterlustspiel erinnernde Zweiteilung desselben Schemas haben wir dann im späteren Lokalsstück; hier werden die Hindernisse in Gestalt des klisternen Vormunds, der tyrannischen Stiefmutter von dem bis Raimund und Nestro) gleich sentimental schablonenhaft bleibenden Liebespaar besiegt, während Kasperl und seine lustige Braut zu Dienstboten geworden sind.) Das sind die dramatischen Voraussetzungen der „Zauberflöte“.

1781 hatte Marinelli das Leopoldstädter Theater gegründet und darauf zunächst mit Kasperl'schen großen Erfolg gehabt, die sich seit 1786 (dem Eintritt des Kapellmeisters W. Müller und dem ersten Auftreten des Theaterdichters Hensler, dem bald Perinet folgte) immer mehr der Zauberoper näherten. Schikaneder hatte dieses Theater gelegentlich seines Wiener Aufenthalts 1785/6 studiert und schon damals die Errichtung einer Konkurrenzbühne geplant, diesen Plan damals aber aufgeben müssen. 1789 kam er wieder nach Wien, wurde Direktor des Freihaus theaters und war nun bestrebt, mit allen Kräften Marinelli zu übertrumpfen. Aus der Fremde brachte er die Gewohnheit prunkvollen Aufwands mit, die er bald mit einem souveränen Erfassen des Wiener Theatergeschmacks vereinigte; Phantasie, Zudigkeit, dramatische Begabung und Gewinnsucht ließen ihn alles aufwenden, um gegen seinen Konkurrenten möglichst bald einen entscheidenden Schlag führen zu können. So bereitete er denn aus der Kasperl'schen Tradition wie aus der Märchenpoesie die Quintessenz, vermischte sie mit Überbleibseln alter phantastischer Ideen des eigenen Kopfes, und bereitete aus ihr eine Prunk- und Zauberoper *κατ' ἔξοχην*, indem er recht unverfroren eine von seinem Schauspieler Gieseke verfaßte Oper „Oberon König der Elfen“, die ihm der Autor aller Wahrscheinlichkeit nach im März 1791 übergeben hatte und die er am 23. Juli aufführte, dazu benutzte, um die darin enthaltene Idee zum Grippe seiner neuen Oper zu machen.<sup>1)</sup> Da Marinelli 1790 mit Hensler's

<sup>1)</sup> Auf diese einfache Weise meine ich den „Entwurf zur Zauberflöte“, den Gieseke Schikaneder übergeben haben soll und von dem man bisher sprach, sowie die eigentliche Autorschaft Gieseke's erklären zu können. Ich merke hiermit an, daß ich zwar selbständig auf den Gedanken gekommen bin, daß aber auch Zunt mir gegenüber in einem Gespräch einmal ihn vermutend ausgesprochen hat.

Oper „Das Sonnenfest der Brahminen“ einen Riesenerfolg erzielt hatte, so war Schikaneder vielleicht von Anfang an geneigt, wenn es ginge, auch den Frieser- und Tempelpomp mit hineinzunehmen; ebenso frech stibigte er noch im Juni 1791 aus Ferinets „Zauberzither“ einige Züge herüber. Da man nirgends noch so viel Kasperl und Zauberei und so viel scenischen Aufwand beisammen gesehen hatte, so mußte ihm die neue Oper Glück bringen. Und es kam ja auch so, hatte doch der vorsichtige Schikaneder, um des Erfolges ganz sicher zu sein, Mozart zur Komposition seines Ragouts bewogen. — So ist, meiner Meinung nach, die Zauberflöte entstanden.

Den Kern der Handlung mag zunächst Giefkes Oberon gebildet haben. Dieser wurde am 23. Juli 1791 aufgeführt, und Schikaneder hatte ihn wohl eben kennen gelernt, als er Anfang März Mozart besuchte. Um diese Grundhandlung nun zu einem alles Bisherige übertreffenden Zauber- und Spektakelstück zu erweitern, benutzte Schikaneder die dreibändige Märchensammlung „Dschinnistan“, indem er daraus das Märchen „Lulu“ besonders herausgriff (auf dieses mag er durch seine Ähnlichkeit mit der Handlung des Oberon gekommen sein) und von den Motiven der übrigen Märchen, was ihm neu und wirksam erschien, dazuthat. Dazu gehören, was Junt übersehen hat, außer den drei Knaben noch die „nächtlich sternflammende Königin“, die ihr Vorbild in dem Märchen „Der Korb“ hat, wo sie Nachts verschleiert auf einem goldenen Thron sitzt, umgeben von ihren fackeltragenden Jungfrauen; der lüsterne Mohr, der bei Schikaneder an die Stelle des Zwerges in „Lulu“ getreten ist (Dschinnistan 1, 85; 2, 162; 2, 313); das alte Motiv von dem Bildnis, das den Helden entflammt, die Jungfrau aufzusuchen („Neangir und seine Brüder“), und was besonders wichtig ist, der tugend- und geheimnisvolle Prediger von „der wahren Liebe, die jede Probe aushalten müsse, da sie sonst Zauberwerk und Täuschung wäre“ (2, 90). Lobpreisungen der Verschwiegenheit und Großmut, schwere Prüfungen sind fast in jedem Märchen enthalten; eines heißt sogar „Der Palast der Wahrheit“, in einem andern giebt es einen „Tempel der Freundschaft“ und einen solchen „der Wohlthätigkeit“. Höchst wichtig aber sind ganz besonders zwei Märchen: „Der Druiden oder die Salamandrin und die Wildsäule“ und „Der Stein der Weisen“; sie sind beide von Wieland selbst verfaßt und „frei erfunden“ und lassen auf genaue Bekanntschaft des Verfassers mit dem „Seihos“ schließen. Der „Seihos“ war ja ein in Freimaurerkreisen sehr beliebtes Buch, und Wieland hat sich gerade in jener Zeit sehr viel mit Freimaurerei beschäftigt und auch 1786 im „Deutschen Merkur“ darüber geschrieben. In dem ersten Märchen erzählt ein ägyptischer Königssohn seine Jugendgeschichte; wie ihn sein Vater aufklärte über die Aufnahme in die wahren Mythen, zu welchen nur langwieriger Fleiß und unermüdetes Forschen vorbereiten könne, und die der

Treue und Weisheit einer kleinen Anzahl von Günstlingen des Schicksals anvertraut seien. Im „Stein der Weisen“ wird ein König von einem Schwindler, der sich für einen Magier ausgiebt, betrogen, und dieser erzählt ansüßlich und breit die Geschichte von der Pyramide, in die er hinuntersteigt, und von dem Durchschreiten von Wasser und Feuer als Prüfung fast wörtlich so, wie sie im Sethos steht.<sup>1)</sup>

Aus alledem wollte Schikaneder nun zunächst weiter nichts machen als eine jugkräftige Zauberoper. Der Prinz Tamino sollte die von einem Zauberer (als solcher war damals vielleicht bloß Monostatos gedacht) gefangen gehaltene Pamina erlösen, das konnte aber nur durch Besiegung großer Hindernisse geschehen. Wie gewöhnlich, wurde er von Kasperl dabei begleitet.<sup>2)</sup> In Papageno (zunächst = Scheramin) schuf Schikaneder, wie Junk richtig bemerkt, ganz aus der Hanswursttradition mit ihren typischen Zügen, die er in Wien vorgefunden hatte, einen mit eigenem phantastischen Glitter behängten concentrirten Kasperl; er mag dazu außer dem einen Stück des Marinellitheaters, das schon Bahn (durch Mittheilung v. von Sonnleithners) gekannt hat: „Kasperl der Vogelkrämer“ (Première am 3. März 1791, bis 1796 im Repertoire) noch Stücke wie „Kasperle der lustige Fehel- und Mausfallenkrämer oder Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“ (1781 (?) bis 1802 ständig gegeben),<sup>3)</sup> „Der Guckguckfänger“ (1783) oder „Der Pfannenslicker“ (1785) benutzt haben. Prüfungen mit großem Aufwand an Dekorationen und Spektakeln dürften nach Art der im Dschinnistan enthaltenen Muster schon beabsichtigt gewesen sein, aber hier als Hindernisse des bösen Zauberers.

<sup>1)</sup> Dieses Märchen hatte Schikaneder schon 1790 in einer Dramatisirung aufgeführt, die in gewissem Sinn jedenfalls eine direkte Vorläuferin der „Zauberflöte“ gewesen ist. Nach Recensionen aus dem Jahre 1804, wo die Oper wieder aufgenommen wurde (vgl. Kozzebues Freimüthiger 1804, Nr. 209; Allgemeine musikalische Zeitung 7, 41), findet man darin einen guten und bösen Genius, ein unschuldiges Paar, das sich zärtlich liebt und viele Hindernisse findet, einen jovialischen Naturmenschen mit einem leichtsinnigen Weibchen, das ihm untreu wird, einen unterirdischen Herrscher Entifronte, einen Chllopenschor und ein Duett im 2. Akte, „wo Lubanara nur mianen kann“. So wahrscheinlich es ist, daß die Oper für die Neuaufführung umgearbeitet worden war, so geht hieraus doch bestimmt hervor, daß „Der Stein der Weisen oder die Zauberinsel“ bereits wichtige motivische Bestandtheile der Zauberflöte schon in seiner ersten Fassung enthalten haben muß.

<sup>2)</sup> Eine schon 1785 in Leopoldstädter Theater gegebene Maschinentouodie „Der Streit zwischen dem Zauberer Zeionco und der Fee Galantine oder Kasperl bleibt Kasperl“ kam vielleicht als eine Art Vorläufer der „Zauberflöte“ betrachtet werden.

<sup>3)</sup> Zwar liefern dieses Stück mit dem gleich betitelten Roman von Zpieß (Goedeke<sup>2</sup> 5, 507, 13) zusammenhängt, der erst 1792 erschien, kam ich nicht sagen. In Anbetracht des großen Einflusses, den Zpieß auf die Wiener Volkstragödie ausübte, wäre vielleicht sein Lustspiel „Die Mausfalle oder die Meise nach Agnupten“ (Prag 1786), das mir bis heute unbekannt ist, mit der „Zauberflöte“ in Verbindung zu bringen. Übrigens giebt es einen „Mausfallenkrämer“ bereits in einer kurzlichen Bernardonniade.

Nun entsteht während der Arbeit ein Ruck, und Schikaneder ändert das schon Geschriebene möglichst um und führt das Stück nicht weiter wie er geplant, sondern er führt eine ägyptische Priesterschar und die Aufnahme der Liebenden in geheimnisvolle Mysterien vor; auch Mozart, der bis zum ersten Finale eine ganz leichte, scherzhafte Musik geschrieben hat, wird von da an ernst und weisevoll. Wie das kommt, ist nicht so einfach zu erklären durch Ferinets Konkurrenzoper; auch Mozart kann nicht von Anfang an eine pathetische Handlung gedacht haben. Und hier hätte man meiner Meinung nach niemals versäumen sollen, sich daran zu erinnern, daß Schikaneder und Mozart bereits 1780 in Salzburg beide zugleich ein Drama kennen gelernt hatten, das im Kostüm völlig, in der Handlung teilweise der „Zauberflöte“ in dieser neuen Gestalt verwandt ist. Dieses Stück ist „Thamos, König von Egypten“, ein heroisches Drama von Tobias Philipp Freiherrn von Gebler, das Schikaneder in Salzburg aufführte, und zu dem Mozart Zwischenaktsmusiken und Chöre schrieb. Die Handlung des Dramas, eine in manchem an die tragédie classique erinnernde exotische Königs-, Priester- und Verschwörungsgeschichte, läßt auf gründliche Benutzung des Sethos schließen. Schon das Local ist das des Sethos, das Stück spielt zum größten Teil im Innern des Sonnentempels zu Heliopolis in Aegypten; auf der einen Seite der Bühne sind die Gemächer der Priester, auf der andern befindet sich die Wohnung der Sonnenjungfrauen. In diesem Tempel herrscht der vor Zeiten vertriebene König Menes als Oberpriester unter dem Namen Sethos, er behütet und beschützt in weiser Großmuth und Milde die Liebe seiner Tochter Tharsis (die ohne ihren Vater zu kennen, ebenfalls unter anderem Namen aufwuchs) und des Thamos, des Sohnes jenes Empörers, der einst Menes vertrieben hatte. Thamos soll nach dem Tode seines Vaters König werden; sein Vertrauter, Pheron, der selber Tharsis liebt und als von ihr gewählter Gemahl König der Aegypter werden will, zettelt eine Verschwörung gegen Thamos an und wird dabei von der Vorsteherin der Sonnenjungfrauen, Mirza, einem wilden, böswilligen Weibe, unterstützt. Schließlich wird im Sonnentempel, als nach dem Tode Thamos in feierlicher Versammlung zum König bestätigt werden soll, die Ausführung von Pherons und Mirzas schwarzen Plänen eben in dem Momente, da die Verschworenen die Waffen ergreifen, durch Sethos, der sich als Menes, den einstigen König zu erkennen giebt, verhindert. Er selbst vereinigt die beiden Liebenden und erhebt sie auf den Königsthron — die Bösewichter aber erhalten die verdiente Strafe. Mirza ersticht sich selbst, Pheron wird durch einen von der erzürnten Gottheit gesandten Blitz erschlagen.

Mozart hatte die Zwischenaktsmusik mit besonderer Liebe und Interesse komponiert und namentlich auf die Komposition der großen Chorchymnen, mit denen das Drama „nach Art der Alten“ versehen war, große Sorg-



salt verwendet. Wenn nun schon diese Priesterchöre (oft sogar durch wörtlichen Anklang) und die Ceremonien in dem Sonnentempel uns lebhaft an die „Zauberflöte“ erinnern müssen, so ist nicht zu leugnen, daß auch die ganze Handlung, abgesehen vom Kostüm, der pathetischen, weisevollen Sprache u. s. w., in ihren allgemeinsten Grundzügen eine Ähnlichkeit mit der Handlung der „Zauberflöte“ aufweist. Wir haben auch hier ein ideales jugendliches Liebespaar, das kindlichen Vertrauens voll seine Wege wandelt. Eine Gruppe von Verschworenen will die Vereinigung dieses Paares hintertreiben, und an der Spitze dieser Bösewichter stehen ein Mann, der es selbst auf das Mädchen abgesehen hat (Pheron-Monostatos), und ein wildes, leidenschaftsglühendes Weib (Mirza-Königin der Nacht). Ein Oberpriester von tiefer Milde und erhabener Größe (Sethos-Sarastro) vereint das liebende Paar den schwarzen Anschlägen der Verschwörer zum Trotz, und die Letzteren werden am Schluß von ihrer erträumten Höhe herabgestürzt.

Es steht fest, daß diesem Drama (gedruckt 1774 der „Sethos“ zugrunde liegt (und zwar der französische, denn Claudius' Übersetzung ist erst 1777 erschienen), und auch hier finden wir wieder Wieland beteiligt; diesem hatte Gebler 1773 den ersten Akt seines Stückes geschickt und von ihm mancherlei Ratschläge erhalten. Vielleicht ist Wieland schon damals durch die Lektüre des Geblerischen Dramas auf den „Sethos“ aufmerksam geworden.

Für mich ist es sicher, daß sowohl Schikaneder wie Mozart bei der veränderten Weiterführung ihrer Oper dieses Stück vorgeschwebt hat. Schikaneder verband es mit den im „Dschinnistan“ gegebenen ägyptischen Mysterien und Tugendprüfungen und den Ceremonien der exotischen Priester im „Sonnenfest der Brahminen“; jetzt erst kam Sarastro in die Handlung, zu dessen Feinden wurden die Königin der Nacht und allmächtig auch Monostatos, der früher allein Paminens Entführer gewesen war; sie wollen Taminos und Paminens Hochzeit hintertreiben, ihre Ränke werden von dem weisen Sarastro, der Tamino gegenüber verleumdet worden ist, zu Schanden gemacht. Was von der Oper, deren schon völlig fertiger Plan fallen gelassen wurde, bereits geschrieben war, blieb (wohl größtenteils der schon geschriebenen Musik wegen bestehen; eine Szene die drei Knaben führen Tamino in den Hain), die erste geheimnisvoll-feierliche der neuen Weiterführung, wurde zwischen die vorletzte und die letzte der geschriebenen Szenen eingeschoben, und von da ab folgte Schikaneder dem neuen Plan. Mozart behielt den bisherigen scherzhaften Ton nur für die Papagenoszenen und ein Lied des Monostatos bei und folgte im übrigen der Richtung, die er in den Hymnen des „König Thamos“ eingeschlagen hatte; seine Begeisterung für die Freimaurerei und vielleicht auch sein naher Tod bewirkten eine unerreichte Höhe seiner Musik und eine Durchgeistigung des ganzen Textes. Wieso

es kam, daß die Oper plötzlich zu einer politischen Kundgebung im Interesse der Freimaurerei gemacht wurde, ist dunkel. Die politischen Zustände waren ganz dafür geschaffen, und ich glaube, daß Schikaneder und Mozart, von welchen keiner schon anfangs das beabsichtigt hatte, von der Loge oder dem Orden damit beauftragt worden sind. Gleichfalls in der Loge dürfte Schikaneder den „Sethos“ gefunden haben. Doch glaube ich, daß man ihm (ausgenommen die Benutzung einiger wörtlicher Stellen) keine so durchgehende Bedeutung als Quelle für die Weiterführung beimessen darf.<sup>1)</sup> In späteren Opern („Babylons Pyramiden“, „Das Labyrinth“) hat ihn Schikaneder gründlicher benutzt; hier paßte er ihm wohl nicht besonders in seinen schon fertigen Plan. Daß Mozart persönlich Schikaneder bewogen haben soll, die Freimaurerei hineinzubringen, glaube ich nicht; warum hätte er damit bis zum ersten Finale gewartet? Ebensovienig ist an eine theatralische Spekulation Schikaneders mit den Ceremonien der Loge zu denken, denn in keiner seiner späteren Opern, die sich meist in Charakter, Kostüm und Szenerie ganz an die „Zauberflöte“ anschließen, kehrt eine einzige ernste und zielbewußte freimaurerische Anspielung wieder.<sup>2)</sup> Gieseles Behauptung, er sei der eigentliche Autor der „Zauberflöte“, führe ich darauf zurück, daß sein „Oberon“ den Hauptkern von Schikaneders Oper bildete, indem Schikaneder ihn noch vor der Auführung ebenso frech benutzte, wie allenfalls den „Guckguckjäger“ oder „Das Sonnenfest der Brahminen“.

Die Nachwirkung der „Zauberflöte“, über die Junk einige recht schätzenswerte Mitteilungen macht, könnte man in einem dicken Buche behandeln, das gar nicht so uninteressant wäre. Hier sei bloß gesagt, daß Schikaneders spätere Opern meist Nachbildungen der Zauberflöte sind; „Das Labyrinth oder der Kampf mit den Elementen“, „Babylons Pyra-

<sup>1)</sup> Eine für die „Zauberflöte“ wichtige Stelle hat Junk übersehen (Übersetzung von Claudius I, 280 f.): „Am Winternacht sahe man aus dem letzten Schwißbogen gegen den Hintergrund des Tempels und von der Seite des Gliffums den Opferpriester . . . herkommen und hinter ihm zwei Reihen Priester, die nach dem Heiligen und der Statue des Isis gingen. Sie wurden von einem musikalischen Chor begleitet, das aus andern Priestern . . . bestand. Wenn der Opferpriester bis an die Statue gekommen war, standen die zwei Reihen stille, trennten sich von einander, und ließen die nachfolgende Opfergabe vorbeigehen.“ — Diese Opfergabe wird von 18 Priesertöchtern gebracht. — Diese Beschreibung entspricht doch ganz dem Beginn des 2. Aktes, und hier haben wir auch die Zahl 18, die Junk aus dem freimaurerischen  $3 \times 6$  herleitet.

<sup>2)</sup> Ich glaube, daß jedesfalls zu einer Profanierung der freimaurerischen Gebräuche dadurch, daß man sie auf die Bühne brachte, die Erlaubnis der Loge nötig gewesen ist, die eben in dem einen Fall die Verwendung ihrer Ceremonien gutheißt. Die einzige Verwendung der Freimaurerei, die halbwegs ernst zu nehmen wäre, findet sich in Schikaneders Oper „Der Spiegel von Arkadien“ (1795), wo die Bewölbung der Zunft von Jupiter mit Hasen und Schaafeln ausgefüllt und ermahnt wird, an „der Gottheit Tempel“ mitzubauen.

miden“, „Der Hölleberg“ enthalten alle als Hauptpunkt die Feuer- und Wasserprobe und erinnern auf Schritt und Tritt an die „Zauberflöte“. Grillparzer, dessen erste Lektüre das Textbuch der „Zauberflöte“ war, steht ganz unter ihrem Bann wie überhaupt unter dem der Wiener Volksbühne; aber Zunk hätte es nicht versäumen sollen, neben ihm auch Raimund zu nennen, der von ihr durch und durch beeinflusst ist. Dieser Einfluß tritt am meisten hervor im „Diamant des Geisterkönigs“ (Weg zwischen Feuer und Wasser, ohne sich umzusehen, Veritatus und die „Insel der Wahrheit“); er findet sich aber tief in Raimunds ganzer dramatischer Produktion. Die „Zauberflöte“ hat im übrigen außer auf die Oper und das Zauberstück auch auf die Litteratur überhaupt mächtig gewirkt, ihr Einfluß dringt bis in den Roman und die Novelle.

Über den Goetheheil von Zunks Arbeit läßt sich nichts sagen, als was schon oben lobend anerkannt worden ist; er bildet ein Muster rechtschaffener, scharfsinniger philologischer Arbeit. Daß Goethe die „Zauberflöte“ wahrscheinlich nicht in Schikaneders Originalausgabe vorliegen hatte, sondern in der Bearbeitung von Vulpius, in der sie 1794 in Weimar gegeben wurde (gedruckt Leipzig 1794), wird Zunk wohl gewußt haben. Zunk ist der Meinung, daß Goethe Schikaneders Oper „Das Labyrinth“ nicht gekannt habe; trotzdem besteht ein gewisser Parallelismus zwischen den beiden „Zweiten Theilen“. Hier wie dort Hochzeit Taminos und Pamina, Übergabe der Krone von Sarastro an Tamino; am Beginn der Handlung die schwarzen Mäntel der Königin der Nacht, die sie den Eingeweihten und dem neuen Königspaar entgegensetzt; am Schluß ein Kampf, in dem die böse Partei besiegt wird. In beiden Stücken nähert sich Monostatos heuchlerisch Papagena, müssen Tamino und Pamina neue Prüfungen bestehen, und erhalten Papagena und Papagena Familie. Erst im August 1803 schreibt Zelter unaufgefordert Goethe den Inhalt des „Labyrinths“ (das 1798 in Wien aufgeführt worden war und nun erst in Berlin gegeben wurde). Warum aber sollte Goethe, der sich doch gewiß für einen „Zweiten Teil der Zauberflöte“ von Schikaneder mächtig interessiert haben dürfte, den Inhalt des „Labyrinths“ nicht schon lange durch Zeitungsnachrichten gewußt haben?

Zunks gewissenhaft und verständnisvoll gearbeitetes Werk ist in mehr als einer Hinsicht verdienstlich; so ist es freudig zu begrüßen als ein erster Hinweis auf den Einfluß der Wiener Zauberoper auf Goethe. Die Andeutungen, die der Verfasser bezüglich der Übereinstimmungen mit dem „Faust“ giebt, würden, wenn man sie zu einer Untersuchung besonders des zweiten Theiles des „Faust“ (und vielleicht sogar auch anderer Dichtungen, wie des Lilienmärchens) erweiterte, vielleicht überraschende Resultate ergeben.

Wien.

Egon von Komorzynski.

## Garnier J. D., Zur Entwicklungsgeschichte der Novellendichtung Ludwig Tiecks. Gießen, Verlag von Emil Roth 1899. 1.20 M.

Als Einleitung giebt der Verfasser, Professor am Gymnasium zu Bourgen-Pressé, eine „vorläufige Übersicht über den Entwicklungsgang des Dichters“, der weder zu dem Bilde Tiecks etwas neues hinzufügt, noch auch durch die Anlage der Schrift nötig erscheint, da im weiteren Verlauf das hier Gesagte in der Hauptsache noch einmal vorgebracht wird. Dieser Mangel einer straffen und übersichtlichen Zusammenfassung macht sich überhaupt in der ganzen Arbeit bemerklich. In einem zweiten Abschnitt charakterisiert Garnier, indem er es verschmäht, von einer aprioristischen Definition der Novelle auszugehen, „mit ungetrübten Augen“, wie er sagt, eine Reihe der bezeichnendsten Novellen Tiecks, zu denen er nicht nur die ausdrücklich als Novellen bezeichneten Werke rechnet, sondern auch unter anderen Tiecks Märchendichtung und die als Roman angegebene Geschichte der Dichterin Vittoria Accorombona. Von jedem dieser Werke giebt er die ästhetische Bilanz. Was er aber mit den Mitteln, die ihm Volkelt (Ästhetische Zeitfragen) und Elster (Prinzipien der Literaturwissenschaft) an die Hand geben, herausbringt, ist gleichfalls weder neu, noch besonders gut gesagt. An entscheidenden Stellen, wo man gerade einmal das Urteil des Verfassers hören möchte, citiert er Köpke, Minor und andere. — Die Periodisierung der Tieckschen Novellen dreht sich nach ihm um die Frage, welche Novellen überwiegend subjektiv und welche überwiegend objektiv angelegt sind. Bei der angewandten „gefühlsmäßigen Beurteilung“, die ihm ohne weiteres gleichbedeutend ist mit der „Vergleichung nach ihrem poetischen Gehalt“, bei seinem Aufsuchen der „objektiven Gefühlswerte“ ist die Betrachtung der Stilunterschiede doch zu sehr in den Hintergrund gerückt. Bei der Besprechung der äußeren Form herrscht nicht immer, so hinsichtlich des Begriffes der Rahmen-erzählung, volle Klarheit. Nach einem großen Aufgebote sehr wortreicher prinzipieller Erörterungen giebt er die Entwicklung der Novellendichtung Tiecks in Anknüpfung an den inneren Entwicklungsgang des Dichters. „Nach einer kurzen Periode der Aufklärung war er ein Vorkämpfer der Romantik geworden; dann wandte er sich von derselben ab und bekämpfte ihre Ausartungen; später nahm er seine Jugendideale gegen die Jungdeutschen wieder an; und schließlich schien er zu den Jungdeutschen übergehen zu wollen“ (S. 47). Dem entspricht der Zweck, den Tieck mit den Novellen dieser vier Perioden verfolgt. Auf die Periode romantischer Schwärmerei folgt (nach 1819) eine Periode, in der die Novelle den Zweck erfüllt, gewisse Moden und Richtungen der Zeit zu bekämpfen. Die Bekämpfung des Uechten in der Romantik führte ihn zur Schilderung wahrer und großer Künstlerindividualitäten, wie vor allem der Shakespeares („Dichterleben“). Nach 1830 kämpft er gegen das junge

Deutschland, zu dem er dann mit der Vittoria Accorombona (1840), die mit dem jungdeutschen Ideal der emanzipierten Frau übereinstimme, übergeht; die Höhe der Tieckschen Novellendichtung sieht Garnier mit Recht in den Künstlernovellen, sonst findet er überall ein so starkes Überwiegen von Tendenz und Polemik gegenüber dem poetischen Gehalt, daß er sich dem Urteil Minors anschließt und zum Schluß den Novellen im großen und ganzen nur einen geringen poetischen Wert zuspricht. Ist diese Freiheit des Urteils sowie die intensive, auf das Eindringen in das Wesen der Tieckschen Novellendichtung verwandte Arbeit anzu erkennen, so scheint uns der aufgebotene Apparat deskriptiver Ästhetik doch in einem Mißverhältnis zu den erlangten, keineswegs neuen Resultaten zu stehen. Die im Anhang gegebenen umfangreichen und wenig übersichtlichen Tabellen, in denen die Novellendichtung Tiecks nach Personenzahl, nach Zusammenfügung und Umfang des Stoffes, nach Wirkung, mit Rücksicht auf den Anteil der Subjektivität des Verfassers u. s. w. statistisch aufgenommen wird, erscheinen uns recht überflüssig. Die Statistik in der Literaturgeschichte fängt nachgerade an, unheimlich zu werden. Die einschlagende Fachliteratur ist in der Hauptsache vollständig benutzt. Die Ausgabe Klees jedoch scheint dem Verfasser nicht vorgelegen zu haben; auch Spielhagens gründliche Untersuchungen über das Wesen der Novelle hätten, da der Verfasser doch auch ab und zu Prinzipielles vorbringt, mit Nutzen herangezogen werden können.

Dresden.

R. Reiß.

Krauß Rudolf, Schwäbische Literaturgeschichte. 2. Band. Die württembergische Literatur im 19. Jahrhundert. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr 1899. 8 M.

Mit dem zweiten Band, der von Umland bis zur Gegenwart reicht, hat R. Krauß seine schwäbische Literaturgeschichte zu Ende geführt. Die Aufgabe war für diesen Zeitraum schwieriger, da an Vorarbeiten weniger geleistet war, aber auch dankbarer, da erst von Umland an eine zusammenhängende Literaturentwicklung auf schwäbischem Boden nachzuweisen ist. Das Material dazu hatte Krauß selbst eist herbeizuschaffen, und es ist sein Hauptverdienst, daß er mit einem Fleiß, der nichts zu wünschen läßt, alles zusammengetragen, auch geschickt geordnet und gefällig verknüpft hat, was in Württemberg vornehmlich in der Dichtkunst, aber auch in anderen Zweigen der Literatur geleistet worden ist. Wie in einer Auslage ist der ganze Reichtum des schwäbischen Schrifttums ausgebreitet. Neben den Großen, die eingehend charakterisiert sind, werden die Kleinen mit nicht geringerer Sorgfalt behandelt, selbst die unbedeutenden vergessenen Totalgrößen erhalten ihr Fach und ihr Plätzchen. Auch den Wissenschaften ist eine Stelle eingeräumt, sogar den Naturwissenschaften und der Medizin.

Bei allen Autoren sind die persönlichen Verhältnisse angegeben; die Urtheile sind durchweg wohlwogen, gerecht, nirgends suchen sie durch gesuchte Originalität zu verblüffen. Über einzelnes kann man natürlich bei einem Buch, das bis zu den Lebenden vordringt, verschiedener Meinung sein, aber im ganzen gewährt es eine vollständige und bequeme Übersicht über das vielseitige geistige Leben in dieser Provinz. Man kann sich freilich eine schwäbische Literaturgeschichte noch in anderem Sinne aufgefaßt und durchgeführt denken, nämlich so, daß nicht sowohl auf die Vollständigkeit der Autorennamen, als auf die Triebkräfte und den inneren Zusammenhang der litterarischen Bewegung der Nachdruck gelegt wird, wobei denn freilich auch auf den Zusammenhang mit der allgemeinen deutschen Litteratur größere Rücksicht genommen werden müßte. Krauß schildert sehr gut, wie die schwäbische Romantik sich aus der romantischen Schule im Norden abzweigte, aber von da an schränkt er den Gesichtskreis durchaus auf die Grenzen Württembergs ein. Der Streit zwischen den Schwaben und dem jungen Deutschland ist z. B. nur ganz flüchtig gestreift, während seine Beleuchtung doch auch zur schärferen Charakteristik der Schwaben dienen müßte. Es ist doch kein Zufall, daß Menzel, der in das Kapitel der „Zugewanderten“ verwiesen ist, von Stuttgart aus seine Fehden mit den Jungdeutschen auskämpfte. Ein ähnlicher Gegensatz zwischen den Schwaben und den Norddeutschen macht sich wieder in den jüngsten Jahrzehnten geltend: an den ungeduldrigen Anlässen der Moderne haben sich die Schwaben so gut wie gar nicht beteiligt, sie wird in Schwaben bis jetzt vollständig abgelehnt. Das ist natürlich auch bei Krauß erwähnt, aber ohne daß er auf die tieferen Ursachen einging, wobei auf die Vorzüge wie auf die Schwächen der einheimischen Geschmacksrichtung ein schärferes Licht hätte fallen müssen. Im ganzen scheint sich zu wiederholen, was Treitschke in das zweischneidige Urtheil gefaßt hat: „Es war das Verdienst der Schwaben, daß das junge Deutschland niemals in unserem Oberland Fuß faßte, sondern immer nur ein Sumpfgewächs der großen Städte des Nordens blieb . . . . Eine Schwäche der schwäbischen Dichter läßt sich freilich nicht verkennen: wenn das junge Deutschland völlig in der Tendenz aufging, so standen sie den Leidenschaften des Tages allzu fern; ihre sinnige, friedliche Dichtung vermochte die Gedanken einer gährenden und kämpfenden Zeit nicht zu erschöpfen.“ Die Frage ist nun aber die, ob die Schwaben „mit ihrem Stil- und Formgefühl, mit ihrem geklärteren Kunstgeschmack“, wie Krauß sagt, einfach auf derselben Stufe geblieben sind wie damals, als sie es mit dem jungen Deutschland zu thun hatten. Man gewinnt in dieser Beziehung aus unserem Buch keinen bestimmten Eindruck: sind die Schwaben seit der Zeit Ahlands und seiner Freunde vorwärts gekommen, stehen geblieben oder zurückgekommen? Indem die einzelnen Persönlichkeiten aneinandergereiht werden, gelangen die allgemeinen geistigen Strömungen weniger zu ihrem Recht. Die jung-

hegelsche Richtung, die in den vierziger Jahren die Universität Tübingen beherrschte, hätte es verdient, im Zusammenhang gewürdigt zu werden. Die flüchtige Erwähnung der „bedeutsamen“ Jahrbücher der Gegenwart (1843—1848) genügt nicht. Schon die Namen ihrer Mitarbeiter, Schwegler, Vischer, Strauß, Zeller, N. Köstlin und andere zeigen, daß hier ein völlig neues in der heimischen Literatur auftrat. Diese Junghegelianer hatten nicht bloß gegen den mächtigen Pietismus anzukämpfen, sie begegneten auch dem Mißtrauen und der Abneigung des politischen Altliberalismus: sie störten die gewohnten Kreise. Daß diese Richtung gleichwohl aus den gesündesten Kräften des schwäbischen Geistes herangewachsen ist, zeigt sich an ihrer Auflehnung gegen die Naserei der Berliner Junghegelianer — auch hier in neuer Form und Mischung der alte Gegensatz. Das Jahr 1848 hat den Jahrbüchern der Gegenwart den Garauß gemacht, aber durch den Einfluß der Universität ist die Wirksamkeit der Schule eine dauernde gewesen. Man spürt sie in der Läuterung der ästhetischen Begriffe, in der Befestigung des Geschmacks, aber auch in der poetischen Produktion selbst: es ist dieser unzweifelhaft ein neues Element zugeführt worden, ein philosophisches Satz, das den älteren Schwaben geschelt hat. Die Einzelheiten findet man auch bei Krauß, aber verzettelt, es kommt zu keiner Gesamtwirkung. Kurz, auch nach seinem Buche ist Raum für eine Geschichte der schwäbischen Literatur, die mehr nur auf den Höhepunkten verweilt und deutlicher die Abwandlungen, den inneren Gang der Entwicklung erkennen läßt. Aber auch so, wie Krauß sich die Aufgabe gestellt hat, ist es eine Arbeit, die gethan werden mußte, und man darf ihm dankbar sein, daß er sie mit erschöpfendem Fleiß und mit Geschick gelöst hat. Es ist ein Buch, aus dem man viel Belehrung schöpft, ein nützlichcs Handbuch, das nicht leicht im Stich lassen wird.

Stuttgart.

W. Lang.

Fischer Hermann, Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens. Zweite Reihe. Tübingen, H. Laupp. 4 M.

Den ersten Band seiner Beiträge zur schwäbischen Literaturgeschichte hatte H. Fischer seinem Vater, dem Dichter B. G. Fischer zum 75. Geburtstag gewidmet. Den neuen Band eröffnet ein Lebensbild des im Jahre 1897 81 Jahre alt verstorbenen Vaters, der lange Jahre als Nestor unter der jüngeren Dichtergeneration seiner Heimat verehrt wurde. Das Biographische und die Charakteristik des Dichters sind geschickt ineinander verwoben, und man freunt sich an der tüchtigen, gesunden, kraftvollen Natur des Mannes, dessen Eigentümlichkeit als Pyriker in einer hochgespannten, bald trunkenen, bald grübelnden Natursymbolik bestand. Es versteht sich, daß dieses Lebensbild mit besonders liebevollem Anteil gezeichnet ist, der gleichwohl die Anlegung eines kritischen Maßstabes nicht vermissen läßt. Es folgt eine

Charakteristik Fr. Fischers, die schon darum Beachtung verdient, weil sie auf die Erfahrung eines längeren persönlichen Umgangs sich gründet. Die weiteren Aufsätze leuchten in weniger bekannte Gegenden des schwäbischen Parnasses, aber sie zeigen, daß ein tieferes Eindringen in dieselben wohl die Mühe lohnt. Der eine untersucht die geschichtlichen Grundlagen in dem Roman von Hermann Kurz: Schillers Heimatjahre. Der Verfasser findet darin „das fatteste und wahste Bild der württembergischen Dinge und Menschen um 1780“. Dem Freundeskreise von Hermann Kurz gehören zwei andere Dichter an, für deren Würdigung der Verfasser neue Quellen erschlossen hat: Ludwig Zeeger und Rudolf Kausler. Beide unter sich so unähnlich wie möglich: dieser, eine zarte, feine, aristokratisch in sich zurückgezogene Natur, während Zeeger ein derber, vollstämmlicher, übersprudelnder Kraftmensch war. Er ist auch von beiden der bekanntere, als politischer Dichter und namentlich als Übersetzer von Béranger, von Aristophanes und Shakespeare, während Kausler, der Verfasser einer Anzahl romantischer Erzählungen, seine Spuren nur schwach in die Litteratur eingedrückt hat. Fischer weiß aber auch für ihn, seine Individualität, seine Anlagen und Pläne ein lebhaftes Interesse zu erwecken. Auch er ist ein Beispiel dafür, wieviel echtes, poetisches Talent sich in Schwaben findet, das nicht zur Reife, nicht zur Entfaltung und Ausprägung gelangt und dessen Reiz mehr nach der biographisch-psychologischen als nach der litterarischen Seite hin liegt.

Stuttgart.

W. Lang.

Krumm Joh., Friedrich Hebbel. Der Genius. Die künstlerische Persönlichkeit. Drama und Tragödie. Drei Studien. Hlensburg, Huwaldsche Buchhandlung, D. Hollesen 1899. 1.50 M.

Die drei aus Vorträgen hervorgegangenen Aufsätze sind reife Früchte eines eindringenden Verständnisses für die Eigenart Hebbels. Krumm steht dem Dichter keineswegs blind gegenüber, wenn er ihn auch tief verehrt; er macht keinen Gott aus ihm, verfällt aber auch nicht in den Fehler der Rörgler und Kritiker, sondern weiß, daß Menschenwerk immer nur nach dem Grad des Gelingens, nicht absolut wertvoll ist. Der Verfasser folgt mit großem Geschmac den Winken, die Hebbel selbst gegeben hat, und erzielt dadurch eine gewisse Einheit, nicht durch die Themen, wohl aber durch die Methode der Betrachtungsweise. Im ersten Aufsätze „Der Genius“ zeichnet er mit großen Strichen die innere Entwicklung Hebbels, indem er nacheinander erwägt, was ihm von außen geboten wurde; er betrachtet die Natur, die Familie, die äußeren Verhältnisse, die Schule, die Bildungsmittel und kommt zu dem Resultat, daß sich der Genius Hebbels „nicht durch, sondern trotz der Umstände entwickelt“ habe. Dieses Phänomen wird wohl immer eines der größten Probleme bleiben, die sich in der



Geschichte der Kunst darbieten; es mit Konsequenz aufzuzeigen ist gewiß verdienstlich, besonders wenn es so liebevoll geschieht wie hier. Sehr glücklich ist eine Wendung, die Krumm S. 34 braucht, Hebbels schlimmster Feind, dessen er Herr zu werden suchte, sei seine eigene Natur, die eigene disharmonische Veranlagung gewesen. Sie bot ihm aber dafür auch das, was ihm seine besondere Stellung in der Litteratur verleiht, sie machte ihn zu der modernen Persönlichkeit, die eine neue Dichtung begann. Im zweiten Aufsatze entwirft Krumm ein Bild der künstlerischen Persönlichkeit; er stellt die theoretischen Ansichten Hebbels über die Dichtung ihrem wesentlichen Kerne nach zusammen und mißt die eigenen Leistungen des Dichters an ihnen, wie an den Werken der Vorgänger. Wieder kann an dem Resultat nicht gerüttelt werden, daß nämlich Hebbel an Tiefe und Geschlossenheit der Kunstansassung, an Ernst und Reinheit des künstlerischen Strebens nicht leicht Einer gleichkomme, daß er als künstlerische Persönlichkeit, mag man über die einzelnen Dichtungen urtheilen, wie immer, vollberechtigt neben die Klassiker treten dürfe. Und besonders ist hervorzuheben, daß Krumm die thörichte Meinung von Hebbels Größenswahn auf Grund der Quellen zurückweist. Einen glänzenden Beleg gewährt ein Aufsatz Hebbels, den Emil Kuh unbegreiflich genug von den Werken ausgeschlossen hat. Als nach der Revolution die Censur gefallen war, da erhoben verschiedene Dramatiker, so Otto Prechtler, ihre Stimme und „interpellierten“ Holbein, warum er nicht ihre bisher verbotenen Stücke auf dem Hof- und Nationaltheater aufführe. Hebbel gesellte sich auch hier nicht dem großen Troß, sondern schrieb, die Direktion habe durch die That geantwortet, indem sie den ganzen Wallenstein darstellte. Für den Dramatiker könne es keine größere Freude geben, freilich auch keine größere Gefahr, als mit den Heroen zu ringen, die man bisher aus ihrem eigenen Tempel ausschloß. Hebbel verlangt also nicht, daß man nun schleunigst seinen Dramen die Pforten öffne, wie die anderen Dramatiker, sondern fordert, man solle die Großen zu Wort kommen lassen, Shakespeare vor allem, dann aber — Heinrich von Kleist. Darin steckt ebensoviel Bescheidenheit als berechtigtes Selbstgefühl, und das ist für Hebbel charakteristisch; er beugt sich vor der Größe, zu der er sich hingezogen fühlt, blickt aber herab auf die Domestiken, die ihr folgen. Er darf es, denn er stellt sich das höchste Ziel beim Dichten und verschmäht den leichten Erfolg. Der letzte Aufsatz Krumms deckt dies in einer gelingenen Analyse der „Agnes Bernauer“ auf, wobei er zuletzt die Frage behandelt, ob Hebbel ein Pessimist sei. Auch hier trifft er den Kern der Sache und zerstört manchen Irrtum, der noch immer im Urtheil über den Dichter unterläuft. Das Büchlein Krumms erfüllt seinen Zweck, das Verständnis Hebbels weiteren Kreisen zu erschließen, vortrefflich, es bietet aber auch dem Kenner vieles und bereitet einen wirklichen Genuß beim Lesen. Kleinere Bedenken auszusprechen, die ich bei Einzelheiten hege, scheint mir unnöthig,

da ich in allem Wesentlichen nur zustimmen kann. Bloß gegen die Behauptung (S. 64) möchte ich den Dichter selbst anführen, daß „er den Reichtum der Empfindungen und Gestalten, die in ihm lebten, aus sich selbst herausstellen mußte, um nicht von ihnen verzehrt zu werden und unterzugehen in Wahnsinn“. Es ist wohl nur eine nicht ganz geglückte Formulierung, denn Krumm erinnert sich unzweifelhaft, wie empört Hebbel war, als ihm Julian Schmidt den Wahnsinn prophezeite, er erinnert sich des Protestes, den Hebbel erhob, da man Shakespeares Zeichnung von Verbrechernaturen dadurch erklärte, daß er sich der in ihm liegenden Verbrechernatur entledigte, er erinnert sich des Hohnes, den Hebbel über Hegel ausgießt, da dieser wegen des Tago auf die zerrissene Natur Shakespeares schloß. Ein einziges Mal kann man bei Hebbel, und da nicht einmal sicher, die Furcht vor dem Wahnsinn feststellen, in einem Auspruch, den ich zuerst (Neue Freie Presse Nr. 12496, Abendblatt vom 8. Juni 1899) veröffentlichte. Allerdings war Hebbel reizbar, wie jeder, der ein fast ausschließliches Innenleben führt und seine ganze Kraft zusammenhalten kann, ohne einen Teil für die Geschäfte des Alltags aufzubrauchen; er hat wohl in späteren Jahren selbst bedauert, daß er kein Amt zu erfüllen habe; Hebbel reagierte auf alle Eindrücke mit großer Heftigkeit und stand dem Unerwarteten leidenschaftlich erregt gegenüber; seine Phantasie arbeitete Tags und Nachts gestaltenbildend, aber sein Verstand kritisierte und zügelte die lustige Phantasie. Die disharmonische Veranlagung Hebbels ist nicht zweifelhaft, deshalb war er aber noch keineswegs ein Kandidat fürs Irrenhaus; sie half ihm beim Dichten, und er spricht es in einem ungedruckten Briefe 1847 selbst aus, er suche die Schönheit zu bringen, die die Dissonanz in sich aufnahm, die alles Widerspännige zu bewältigen wußte, nicht die Schönheit vor der Dissonanz, die Traumschönheit.

Lemberg.

Richard Maria Werner.

Jeremias Gotthelf, Volksausgabe seiner Werke im Urtext. Band VI:

Uli der Pächter. — Schmid und Franke. Bern 1899. 1.60 M.

Beiträge zur Erklärung und Geschichte der Werke Jeremias Gotthelfs.

Ergänzungsband zur Volksausgabe. Ebenda, Bern 1898—99.

Lieferung 3—7. Preis für die Lieferung 80 Pf.

Diese vortreffliche und erstaunlich billige Ausgabe des großen Realisten schreitet rüstig vorwärts. Die Anmerkungen sind auch zur Zeitgeschichte wichtig; sie erklären z. B. Anspielungen auf Snell oder Siebenpfeiffer (S. 95, zu I 139, 7; sollte der Revolutionär Siebenpfeiffer wirklich „zahlreiche Orden“ besessen haben? S. 98 zu S. 183), Fellenberg (S. 119 zu S. 407 f.) und bringen mancherlei zur Schul- und Litteratur-

aturgeschichte der Schweiz. Ein hübscher Zug aus Gotthelfs häuslichem Leben (S. 116 zu S. 346) ist wiederhergestellt. Der Nachtrag zum „Schulmeister“ (Beiträge, S. 123 f.) bringt besonders einen wichtigen Brief Gotthelfs über den Pädagogen von Hofwyl (S. 125). Auch das Vorwort zur 2. Auflage (S. 131) ist charakteristisch. Besonders merkwürdig und lehrreich ist freilich der Apparat zur Textgeschichte. Was Gotthelf getilgt hat, könnte manchen armen Autor reich machen (z. B. die prächtig humoristische Stelle über den magnetischen Rapport, Beiträge, S. 244; gleich darauf die tief ernst scheltende über die Ueberreizung der Kinder, S. 245. Oder die patriarchalische über die rechte Art mit Weibern umzugehen, S. 309, die besonders auffällig an Justus Möser erinnert).

Die Schweiz leistet mit dieser patriotischen That auch Deutschland einen geringen Dienst. Wie sie durch Bächtold für Keller ein unschätzbares Material zur Entwicklungsgeschichte eines Nachklassikers darbietet, so liefert sie jetzt für die Anfänge des modernen Realismus recht eigentlich die litterarhistorische Grundlage. Von dieser Ausgabe Gotthelfs wird eine philologische Entstehungsgeschichte des neuen Stils ausgehen müssen. Was hielt Gotthelf noch selbst für zulässig? was mußte er tilgen? was wurde angefochten? Wie arbeitete er sich selbst zu seiner Eigenart durch? Erst wenn wir ein solches Buch über Gotthelf und ein gleiches über Balzac haben, werden wir die Genesis des modernen Realismus wirklich verstehen können.

Berlin.

Richard W. Meyer.

Französischer Roman, Conrad Ferdinand Meyer. Ein Vortrag. Concordia, deutsche Verlagsanstalt, Berlin 1899. 1 M.

Bei der Denkfeier, die die „Wissenschaftliche Vereinigung zu Berlin“ zu Ehren C. F. Meyers veranstaltete, hielt R. E. Franzos aus langjähriger herzlicher Freundschaft mit dem Verstorbenen eine Rede, die zu den wertvollsten Zeugnissen über den Meister der historischen Novelle gehört. Vor allem was er (S. 27) über den Menschen, über sein Verhältnis zu Keller (S. 23, 30, 37, 39), über sein Feilen (S. 26, 37, mit lehrreichen Beispielen) sagt, wird dauernd zu beachten sein. Stellt er Meyers Lyrik höher als gewöhnlich geschieht (S. 25), so wird er wohl auch damit Recht behalten; schwerlich allerdings, wenn er aus dem feinen Stilisten (S. 23) einen Realisten machen will. Daß niemand in fremder Sprache dichten könne (S. 16), wird doch wohl durch Chamisso's Beispiel widerlegt. — Störend erscheinen Modeworte wie „großzügig“ (S. 28, 30, 32) und amphibische Bildungen wie „selbstbiographisch“ (S. 37, 42, 43), besonders in einem sonst des glänzenden Sprachmeisters (S. 25) würdigen Nachruf!

Berlin.

Richard W. Meyer.

Rogge Chr., Bismarck als Redner. Eine Studie. H. Eckardt, Kiel 1899.

50 Pf.

Der Verfasser, der eine Bismarck-Gesellschaft und ein Bismarck-Jahrbuch von mehr litterarischer Haltung erwünscht, drückt gleichzeitig (S. 3) die heftigste Furcht vor dem „kleinkämmerlichen“ Geist aus, der in die „Goethe-Gemeinden seinen Einzug gehalten habe.“ Er selbst hat sich davon so fern gehalten, daß er jegliche Rücksicht auf die vorhandene Litteratur verschmäht; er wünscht (S. 13) Studien über Bismarcks Bilder und ahnt nichts von der Existenz des Blümmerschen Buches. Kleinlich scheint andererseits uns die politische Gehässigkeit, die (S. 27) in Eugen Richter nur einen Thersites sieht oder (S. 17) über Bismarcks Humor die Bemerkung macht: „Witze oder gar Kalauer à la Alexander Meyer habe ich nie bei ihm gefunden, dazu war er eine viel zu vornehme Natur.“ Das ist ungerecht in doppeltem Sinn: ungerecht gegen einen unserer besten Parlamentsredner, bei dem ich mich nicht entsinnen kann, „Kalauer“ getroffen zu haben; ungerecht aber auch gegen den Reichskanzler, der diese vornehmthuerische Verachtung der Witze und speziell der Wortwitze gar nicht besaß; dazu war er eine viel zu ursprüngliche Natur. Er hat sich über Eulenburgs Calombourg, daß die Kutusoff (die eigentlich nur Kutu hießen) den „Soff“ erst in Rußland sich angeeignet hätten, königlich amüsiert und hat den bösen Wortwitz von den „Herbstzeitlosen“ in einem feierlichen Moment einer großen politischen Rede adoptiert. — Im übrigen ist die Charakteristik nicht übel geraten. Wie Bismarcks Beredsamkeit immer eine „Tugend“ im Sinn Theremins ist, das heißt immer auf Handlungen abzielt (S. 30), wie sie von da ihre Sachlichkeit (S. 25), aber von da auch gelegentlich diplomatische Unaufrichtigkeiten (S. 22) hat, und wie diese „Zielstrebigkeit“ den großen Staatsmann gegen Unterbrechungen so merkwürdig nervös macht (S. 20), das tritt ganz gut hervor. Das historische Moment freilich wird fast nur bei Erwähnung der häufigen Fremdwörter (S. 10) herangezogen.

Berlin.

Richard W. Meyer.

Bulthaupt H., Dramaturgie des Schauspiels. II. Band. Shakespeare.

Sechste, neu bearbeitete Auflage. Oldenburg und Leipzig 1899.

Schulzeische Hofbuchhandlung. 5 M.

Auch der 2. Band von Bulthaupt's „Dramaturgie des Schauspiels“, der Shakespeare zum Gegenstand hat, erscheint nunmehr in neuer (6.) Auflage. Man mag Bulthaupt's ästhetische Auffassung teilen oder nicht, man wird immer eingestehen müssen, daß gerade dieser Band eine Fülle feiner und tiefdringender Analysen, kluger Bemerkungen für den Regisseur und Schauspieler und eine nicht geringe Anregung auch für den Litterarhistoriker

enthält. Vom Standpunkt der deutschen Literaturgeschichte aus ist vor allem anzuerkennen, daß Vulthaupt mit Bewußtsein vermeidet, Shakespeare auf Kosten unserer deutschen Klassiker über sein Maß hinaus zu erhöhen. Das betont er in dem einleitenden Kapitel sowohl gegenüber Gervinus und Otto Ludwig, als auch W. Weg, dem jüngsten der „Shakespeareorthodoxen“. Dieses gerecht abwägende Urtheilen leitet ihn auch bei der Bewertung der schauspielerischen und dramaturgischen Bestrebungen, wie sie vor allem in Deutschland dem britischen Dichter zu gute gekommen sind. Das warme Lob, das er wiederholt den „Weiningerern“ zollt, sticht angenehm ab von der oberflächlichen, nur am Äußeren hastenden Beurteilung, wie sie jetzt hier und da von Superflugen der einzigartigen herzoglichen Truppe zu Theil wird. Er vergißt nicht, daß sie auch auf dramaturgischem Gebiet für Shakespeare das Rechte getroffen haben, und daß er das Wesen ihrer Theaterkunst richtig erfaßt, geht schon aus seinem schönen Wort über ihre Darstellung von „Was Ihr Wollt“ (S. 454 f.), wo es doch so wenig auf „historischen Pomp“ ankam, hervor. Mit vollem Recht sieht er hingegen in den Münchener Bestrebungen (sogenannte Shakespearebühne!) nichts als ein mißglücktes Experiment. Was die Bühnengeschichte der Shakespeareschen Dramen anbetrifft, so hätten wir gewünscht, dieser Band möchte einmal die Bemühungen der deutschen Bühnen um Shakespeare zusammenhängend darstellen und wenn möglich statistisch zusammenfassen. Im Shakespeare-Jahrbuch finden sich ja dazu einige Vorarbeiten. Auch die moderne englische Bühne hätte etwas mehr, als es geschieht, herangezogen werden können. Mit der von Vulthaupt getroffenen Auswahl kann man sich im allgemeinen nur einverstanden erklären; vermißt wird aber „Antonius und Cleopatra“, auch von den Komödien könnte noch die eine oder andere aufgenommen sein.

Eine ins einzelne gehende Beurteilung des Buches ist hier nicht am Platz. Nur soviel sei bezüglich des ästhetischen Standpunktes des Verfassers, im Gegensatz zu dem in der *Anglia* (Beiblatt Mai 1896) von R. Fischer geäußerten Urtheil, bemerkt, daß Vulthaupt uns in der Beurteilung Shakespeares (wie auch der im 3. Bande seiner Dramaturgie besprochenen nachklassischen deutschen Dichter) zu wenig modern erscheint. So z. B. in dem, was er über das Sittliche und die Kunst und über den „letzten ehrlichen Schiedspruch“ des Dichters sagt (S. 17 ff.). Im Vorwort kommt der „naturalistische Aukturm“ recht schlecht weg, obwohl er uns doch ein Stück poetisches Neuland und damit eine vertiefte Einsicht in das Wesen der Kunst gebracht hat. Gerade einem Dichter wie Shakespeare würde eine „naturalistische Ästhetik“ noch manches abgewinnen können, wie sie auch schon an Goethe manches entdeckt hat.

Bischof Friedrich Theodor, Shakespeare-Vorträge. Erster Band. Einleitung. Hamlet, Prinz von Dänemark. Stuttgart, F. W. Cotta 1899. 9 M.

Die Herausgabe von Bischofs Shakespeare-Vorträgen, die von dem Sohne des großen Ästhetikers, Professor Robert Bischof, besorgt ist, ist in der That eine wertvolle Gabe an das deutsche Volk. Dieselben sind aus Kollegienheften und einzelnen Manuskripten zusammengetragen. Der Herausgeber und besonders Professor Dr. V. Morasbach haben in Nachträgen hinzugefügt, was inzwischen durch die neuere Forschung überholt, näher bestimmt oder widerlegt ist. Der erste Band enthält die allgemeine Einleitung und die Besprechung des Hamlet.

Die Darstellung beginnt mit der Bacon-Hypothese, die Bischof entschieden zurückweist. Dann behandelt er Shakespeares Zeitalter, sein Leben und seinen Charakter. Dieser Teil ist glänzend sowohl durch die hohe geistige Stellung und den weiten Ausblick des Betrachters als durch die genaue Kenntnis der Einzelheiten. Bischof läßt jene ganze farbenreiche, frische, fortschreitende und doch noch rohe Zeit vor uns aufleben und erklärt aus ihr Shakespeare und seine Kunst. In der gesamten Shakespeare-Litteratur giebt es wohl kaum etwas, das dieser Darstellung an die Seite zu stellen wäre.

Am schwächsten ist wohl der Abschnitt über die Vorgänger und besonders die Zeitgenossen Shakespeares. Hier hat die neuere Forschung doch manches in anderem Lichte gezeigt. Es geht nicht mehr an, Ben Jonson z. B., den größten unter den Zeitgenossen Shakespeares, einfach als einen Vertreter des gelehrten Dramas zu kennzeichnen. Der Unterschied liegt tiefer, und das Ben Jonsonsche realistische Lustspiel hat neben dem romantisch-phantastischen Shakespeares seine hohe Verechtigung und Bedeutung.

Der Abschnitt über Shakespeares Charakter, Religion, Patriotismus ist glänzend, aber wohl kaum erschöpfend. Was die späteren Aufführungen von Shakespeares Dramen angeht, so ist es nicht richtig, daß sie zur Zeit der Restauration wenig gegeben wurden. Auch damals stand Shakespeare, wenn nicht an erster, so doch an zweiter Stelle. Pepys erwähnt in seinem Tagebuche (1660—1669) zwölf Shakespeare'sche Stücke, die er sah, darunter Macbeth allein achtmal, allerdings in einer opernhaften Umarbeitung im Geschmacke der Zeit.

Jedenfalls wurde Shakespeare damals in England noch mehr gespielt, als das heute leider der Fall ist, wie jeder bezeugen wird, der in England längere Zeit gelebt hat. Im zweiten Teile folgt nun die Besprechung von Hamlet. Zuerst werden die Quellen, die Zeit der Entstehung, die früheren Auffassungen des Dramas erörtert. Dann geht Bischof das Drama Scene für Scene durch. Er giebt zunächst eine Uebersetzung, die eine zum

großen Teile selbständige und meist bedeutend verbesserte Fortbildung der Schlegelschen Übersetzung ist unter Benützung anderer Arbeiten, besonders der Übersetzung von Ludwig Zeeger. Daran schließt sich ein feinsinniger und eingehender Kommentar. — Bishers Auffassung von Hamlet ist, daß er ein „Phantasiegenie“ ist, das mit dem Unglück behaftet ist, daß es immer über die Wirklichkeit hinauschießt, daß ihm That und Vorstellung niemals zusammentreffen. (S. 367) „Hamlet,“ so faßt Bischer seine Auffassung zusammen, „ist ein Stimmungsmensch, ein Cerebral-, ein Nervenmensch, ein nach der Phantasieseite organisiertes Genie, im vollen Gegensatz zu den anderen Arten des Genies, namentlich dem praktischen gestellt, eine Dichternatur, in der sich Shakespeare selber spiegelt, und daher so geneigt, in sich zu leben und das Gefährte in den Nebel seiner Traumwelt abzuwenden zu lassen, daher so schen und so gehetzt von wild aufstürmenden Vorstellungen, die er sich so leicht für That anrechnet, daher so zornig, so toll erregt und wieder so weich. Als Phantasiemensch hat er auch Humor, liebt er das Bildliche in der Sprache, findet er Gefallen am Theater, am künstlerischen Schein überhaupt“ (S. 468). Bischer bekämpft ausdrücklich die Ansicht, die früher auch die seinige war, daß Hamlet ein bloßer Reflexionsmensch sei, der aus dem Gedanken den Weg zum Handeln nicht finden könne. Dazu ist Hamlet zu aufgeregt, zu leidenschaftlich, nicht kühl genug. Sein Denken ist dichterischer Art, bewegt sich durch die Welt der Vorstellungen. Diese Auffassung, die in Hamlet gleichsam eine Art Selbstbekenntnis des Dichters in trüber Stunde sieht, berührt sich vielfach mit den neueren Auffassungen von Türc, Kuno Fischer und Döring. Nur fassen diese den Zustand Hamlets mehr als eine Art Wertherkrankheit des Idealisten, als den typischen Zustand des idealistischen Jünglings bei seiner ersten Berührung mit der rauhen Wirklichkeit auf, während Bischer, was mir richtiger scheint, hier überhaupt den Gegensatz des Phantasiemenschen zum praktischen, handelnden Menschen dramatisch behandelt sieht.

Von gleicher Meisterchaft, wie die Charakteristik Hamlets, zeugt die der übrigen Personen, der Ophelia, des Polonius, des Laertes, des Königs und der Königin, sowie die ganze Analyse der eigentümlichen Handlung, die sich so ganz von selbst ohne die Absicht des Helden, gerade durch sein Zaudern und Zögern, entwickelt und zur Katastrophe führt.

Bishers Hamlet-Erklärung gehört sicherlich zu dem Lesenswertesten in der gesamten großen Hamlet-Litteratur, und wir sehen mit Erwartung den folgenden Bänden der Vorlesungen entgegen.

Berlin.

Phil. Aronstein.

Cross W. L., The Development of the English Novel. New York, Macmillan Co. 1899. S. 150.

Zu dem vorliegenden Buche hat sich der Verfasser das vor fünf Jahren erschienene „University Extension Manual“, „The English

Novel", von W. Raleigh zum Vorbild genommen; nur daß die ältere Periode hier viel dürftiger als bei Raleigh behandelt wird, der neuere Roman seit Scott dagegen, den Raleigh ganz beiseite gelassen hat, mehr als die Hälfte des Buches in Anspruch nimmt.

Die auf den amerikanischen Universitäten übliche Vorliebe für eine anziehende populäre Form im litterargeschichtlichen Unterricht ist für den Verfasser maßgebend gewesen; sein Buch ist offenbar aus Vorlesungen entstanden. Ganz auffallend macht sich hier, wie in so vielen amerikanischen Büchern über Litteraturgeschichte der Einfluß Brunetières geltend; Brunetière beherrscht gegenwärtig, von allen Ausländern wohl am stärksten, die litterarische Kritik in Amerika. Bei populären Darstellungen wie die vorliegende hat jedoch die „doctrine évolutive“ ihre Gefahr; sie verleitet nur zu leicht zu ungenügend begründeten Hypothesen. Ich denke z. B. an Croß' Versuch, zwischen den älteren Verromanen und dem Charakterroman Richardsons eine direkte Entwicklung herzustellen (S. 8. 16). Die Ähnlichkeit zwischen mittelalterlichen Heldentypen wie Amadis de Gaula und Sir Charles Grandison thut nichts zur Sache; viel wichtiger für die Entwicklungsgeschichte des Romans wäre eine eingehendere Behandlung von Richardsons Verhältnis zu damaligen Litteraturgattungen wie den moralischen Wochenchriften oder zu der Charakterdichtung des 17. Jahrhunderts gewesen, welche Croß nur im Vorbeigehen (S. 24) erwähnt. Hervorzuheben ist jedoch seine Anführung früherer Briefromane und Briefsammlungen als Vorbilder Richardsons (S. 23); dagegen will mir seine Behauptung, daß Richardson durch das Drama viel beeinflusst wurde (S. 36 f.), nicht einleuchten.

Was der Verfasser über Sterne und Goldsmith sagt, gehört zum Anziehendsten in seinem Buche, und der Strudel der englischen Romanschreiberei am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts wird geschickt analysiert und in entsprechende Gruppen — „Novel of Purpose“, „Gothic Romance“, „Historical Romance“ u. s. w. — eingeteilt. Im Vorwort spricht der Verfasser die Absicht aus, die kontinentalen Einflüsse auf den englischen Roman in den Vordergrund zu stellen. Leider geschieht dies nicht. Im Gegenteil läßt die Berücksichtigung fremder Einflüsse sehr viel zu wünschen übrig. Den deutschen Einfluß z. B., der bei „Monk“ Lewis und seinem Kreis bestimmend war, erwähnt Croß nur vorübergehend und nicht an rechter Stelle (S. 159); andererseits werden als deutsche Nachahmer Scotts Meris, Freitag, Ebers (!) angeführt, Hauff nicht (S. 137). Bei der Besprechung des englischen Romans im 19. Jahrhundert wird, wenn auch viel von Realismus die Rede ist, der neuere französisch-roman kaum berührt. Gerade hier bin ich mit Croß' Standpunkt wenig einverstanden. Er stellt z. B. Thackeray als Hauptvertreter der Bewegung auf, die er „Return to Realism“ nennt. Aber was soll damit gemeint sein? Croß scheint sich hier ohne viel Bedenken in die



Hände Brunetières gegeben zu haben, der vor sechzehn Jahren in seinem „Roman naturaliste“ George Eliot in wenig überzeugender Weise zu einer englischen Vertreterin des kontinentalen Realismus gemacht hat. George Eliot ist jedoch ebensowenig wie Thackeray Realist in dem Sinn, in welchem das Wort heutzutage gebraucht wird. Der Realismus ist in erster Linie Kunstprinzip und nicht bloß, wie Croß meint, eine litterarische Beschäftigung mit „the world as we find it“: die Anwendung des Wortes auf den englischen Roman der fünfziger und sechziger Jahre führt nur zu ähnlichen Mißverständnissen wie der geläufige englische Gebrauch des Wortes „Romanticism“.

Die beiden hervorragendsten englischen Romanschreiber der Gegenwart Meredith und Hardy werden ziemlich ausführlich besprochen. Es scheint mir aber doch zu viel gesagt, wenn Hardys Roman „Tess“ als eine „mighty production“ (S. 274) oder sein oft sehr ansehnlicher Stil als „fineness of workmanship“ (S. 279) bezeichnet wird. Dem Vielschreiber Trollope, den Croß „the great chronicler of English fiction“ nennt, ist entschieden zu viel Raum gegönnt; ebenso Kingsley. In seinem letzten Kapitel schlägt Croß meines Erachtens den neuesten englischen Roman (Humphrey Ward, Stevenson, James, Howells, Kipling) ebenfalls zu hoch an; es ist allerdings nicht leicht, von Zeitgenossen zu sprechen, ohne die kritische Perspektive zu verlieren.

Croß' Darstellung ist fließend, gewandt und verhältnismäßig frei von dem journalistischen Anstrich der gegenwärtigen Kritik in England. Nur hier und da der Ton der „popular lecture“ zu deutlich angeschlagen; z. B. wenn ein Besatzungsroman wie Hoopes „Prisoner of Zenda“ als typisch für die Entwicklung des historischen Romans angeführt wird (S. 27). Daß Croß' Buch neue kritische Standpunkte oder wesentlich neue Thatfachen brächte, kann man kaum sagen; als populäre Einführung in die Geschichte des englischen Romans ist es jedoch ganz gut geeignet.

Straßburg i. E.

John G. Robertson.

Bericht über die während der Jahre 1898—1899 in Amerika veröffentlichten Aufsätze über deutsche Litteratur.

Im 13. Band der „Publications of the Modern Language Association“ (Baltimore 1898) veröffentlicht J. T. Hatfield die ersten im Druck erschienenen dichterischen Versuche Wilhelm Müllers („The Earliest Poems of Wilhelm Müller“, S. 250—285). Müller hatte nach seiner Rückkehr aus dem Befreiungskriege einen kleinen litterarischen Verein mit gleichgesinnten Freunden in Berlin gegründet, und als die Frucht gegenseitiger Anregung erschienen im Jahre 1815 „Die Bundesblüten“, aus welchen Hatfield wegen der Seltenheit des Buches Müllers

Beitrag, im ganzen 19 Lieder und Romanzen sowie 18 Epigramme, abdruckt. In einer Besprechung des literarischen Wertes dieser Gedichte (S. 282—285) forscht der Herausgeber den verschiedenen Einflüssen nach, unter denen der Dichter bei Abfassung derselben gestanden hat und zeigt, wie wichtig diese Jugendprodukte zur vollen Erkenntnis von Müllers dichterischem Entwicklungsgange sind.

Im 14. Band der „Publications“ (1899) bespricht W. T. Hewett in eingehender Weise das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen Gesamtausgaben von Goethes Werken bis zur Ottaviansgabe von 1827—1830 und untersucht den Anteil des Dichters, sowie Niemers, Eckermanns, Göttlings und anderer an den Revisionen, welche die einzelnen Ausgaben und namentlich die von „Hermann und Dorothea“ nötig machten. Von diesem letzteren Werke teilt der Verfasser, dem wir eine verdienstvolle Ausgabe des Epos mit englischen Anmerkungen verdanken (Boston 1895), die Varianten im Text nicht nur der Gesamtausgaben, sondern auch der Einzeldrucke mit und berichtigt das Verzeichnis der verschiedenen Ausgaben bei Goedeke und Hirzel („A Study of Goethe's Printed Text: *Hermann and Dorothea*“, Heft 1, S. 108—136). — Dieselbe Nummer enthält auch einen Artikel von H. Schmidt-Wartenberg über das „Speculum Humanae Salvationis“ (S. 137—168). Nach einer kurzen Charakterisierung der mittelalterlichen, theologisch-moralisierenden Heilsspiegel geht der Verfasser, an eine Straßburger Dissertation von Paul Poppe („Über das Speculum humanae salvationis und eine mitteldeutsche Bearbeitung desselben“ 1887) anknüpfend, dazu über, die Bibliographie bei Poppe zu ergänzen und in einigen Punkten richtig zu stellen. Von den neu angeführten Handschriften werden die folgenden genauer beschrieben: Eine Berliner, Ms. germ. Quarto 1246, welche außer dem lateinischen versifizierten Speculum eine deutsche Prosaübersetzung enthält; eine niederdeutsche aus der königlichen Bibliothek zu Hannover, Ms. 1, 85, aus dem 15. Jahrhundert, von welcher das 25. Kapitel als Textprobe mitgeteilt wird; eine andere Berliner, Ms. germ. Folio 245, auch aus dem 15. Jahrhundert, vielleicht aus Steinfeld bei Schleiden im ripuarischen Franken stammend; der Prolog, der Anfang des ersten Kapitels und das ganze 25. sind als Proben abgedruckt; schließlich noch ein Fragment in mitteldeutscher Sprache, Quarto 574 aus der Berliner Bibliothek, welches früher im Besiz Hoffmanns von Fallersleben gewesen zu sein scheint.

In den „Modern Language Notes“ (Band 13, Baltimore 1898) interpretiert Otto Heller die einige Schwierigkeit in der Konstruktion darbietenden Verse 106—108 im zweiten Teil des Faust:

Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend,  
Dann aber tausend Strömen sich ergießend,  
Noch in die Lüfte Schaum an Schäume laufend.

auf folgende Weise: „Von Sturz zu Stürzen wälzt er tausend Schaum in die Lüfte, sich legt (= zuerst in tausend, dann in abertausend Strömen ergießend“, indem er die unberechtigte Auslassung eines Kommas nach den Worten „wälzt er“ annimmt (Heft 5, S. 283—284). — Im Anschluß an diesen Artikel mögen mehrere andere angeführt werden, welche auch Kommentare zu unstrittenen Stellen im *Faust* liefern. Heumann Collig bespricht die Rede des Direktors im Vorspiel auf dem Theater (Vers 111—128), in welcher die Verse

Was träumet ihr auf eurer Dichter Höhe?  
Was macht ein volles Haus euch froh?

häufig von Kommentatoren und Übersetzern falsch aufgefaßt worden seien. Der Direktor meine damit: „Von eurer Dichtertiefe aus mag ein volles Haus euch froh machen. Besieht ihr aber die Götter in der Nähe, so werdet ihr anders denken.“ („Zu Goethes *Faust*“, *Americana Germanica*, Band 2, S. 87—91. — Für diejenigen, die mit der *Faust*-Ausgabe von Calvin Thomas (Boston, Heath & Co.) bekannt sind, werden zwei Aufsätze von Interesse sein, die sich gegen einige seiner Texterläuterungen richten. Beide sind in den *Americana Germanica*, Band 2 erschienen (Ch. H. Eggert: „On Some Passages in Goethe's *Faust* and Their Interpretation by Professor Calvin Thomas“, S. 62—71, und Julius Goebel: „Beiträge zur Erklärung von Goethes *Faust* II. Im Anschluß an die Ausgabe von Calvin Thomas“, S. 90—112). — 3. §. Coar sucht in einem „The Parcae in Goethe's *Faust*, Part II, Act I, Scene 3“ (*Modern Language Notes*, 14, 321—328) beittelten Aufsatz einmal den Grund ansündig zu machen, welcher Goethe veranlaßt hat in der Mummenschanzscene von der antiken Auffassung der Thätigkeit der Parzen abzuweichen und die verhängnisvolle Schere der Klotho anzuvertrauen. Er findet die Erklärung dafür in der Annahme, daß der Dichter darin symbolisch seine Anschauung über das willkürliche Walten der Todesgöttin aussprechen wollte, das sich so wenig mit irgend einem philosophischen System in Einklang bringen lasse. Zur Erhärtung dieser Ansicht zieht Coar noch die Stelle in der „*Euphrosyne*“ heran, welche mit den Worten „Ach, Natur, wie sicher und groß in Allem erscheinst du!“ beginnt und in der Goethe schon früher diesen Gedanken von der Willkür des Todes ausgesprochen hat. Sodann wendet sich der Verfasser zur Erläuterung der beiden Verse:

Stunden zählen, Jahre messen,  
Und der Weber nimmt den Strang.

Unter Heranziehung von Parallelstellen aus den Schriften, die Goethe in der letzten Periode seines Lebens verfaßt hat, 3. B. „Was wir bringen. Fortsetzung. Vorspiel zur Eröffnung des Theaters in Halle, im Juli 1814,“ „*Urworte*, *Orphisch*“ u. giebt Coar folgende Auffassung der Thätigkeit

der Lachesis, wie sie sich der Dichter gedacht haben muß, und welche den Sinn der citierten Verse erklärt: Lachesis ist das Symbol der Zufälle des Lebens, die des Menschen Individualität von Geburt an verändern und entwickeln, bis er infolge seiner Vernunft die Kräfte der Natur versteht und beherrscht, so daß dieser Endzweck des Lebens erreicht wird. „Dann ist der Mensch, Dank seiner Vernunft, als ein frei intelligent Handelnder zur Arbeit tauglich, dann ist er im Stande das Leben für eine Strähne verschiedenartiger Erfahrungen zu halten, durch deren Fäden jedoch dieselbe herrschende Eigenschaft seiner Individualität läuft, und sie in das Gewebe der Welt zu verarbeiten. Unter Weber ist daher der vernünftig denkende Mensch zu verstehen.“

In dem 7. Heft der *Modern Language Notes* (Band 13) zählt Georg Hempl alle rechtmäßigen Ausgaben, sowie die ungesetzlichen Nachdrucke der *Minna von Barnhelm* auf, die während Lessings Lebzeiten erschienen sind und stellt ihr Abhängigkeitsverhältnis zueinander fest („The Editions of *Minna von Barnhelm* published during Lessing's Lifetime“, S. 443—447).

Der 14. Band derselben Zeitschrift (1899) enthält einen Artikel von C. Borchling über den jüngeren Titirel, in welchem der Verfasser zeigt, wie Albrecht in seinen langatmigen Schilderungen und Beschreibungen von Waffen und Hüftzeug, Musikinstrumenten, Kleidern, Speisen, Spezereien und andern Dingen auf kurze Andeutungen in Wolframs *Parzival*, Willehalm und *Titurel* zurückgreift und sie weiter ausführt. Hinsichtlich der Beschreibung der Bracke weist Borchling auf die *Eneid* hin, deren Einfluß auch für andere Stellen (*Earg* und *Grab Gahmurets*, *Gralkempel*) nachgewiesen wird („Studies about the Younger *Titurel*“, Heft 3, S. 128—150). — In dem 6. Heft citiert Philip Allen die italienischen Quellen von neun Liedern Wilhelm Müllers. Diese italienischen Volkslieder sind abgedruckt in „*Egeria*“. *Raccolta di poesie italiane popolari, cominciata da Guglielmo Müller, dopo la di lui morte terminata e pubblicata da O. L. B. Wolff*; Lipsia: E. Fleischer, 1829 („*Wilhelm Müller and Italian Popular Poetry*“, S. 329—331). — Für die Quelle eines andern Liedes von Wilhelm Müller, des bekannten Trinkliedes „*Geselligkeit*“, sieht derselbe Verfasser ein Gedicht von Spitz („*Überdruß der Gelahrtheit*“) an, welches am Anfang der von Müller besorgten Ausgabe von Spitz („*Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts*“, I) steht („*Martin Spitz und Wilhelm Müller*“, Heft 7, S. 425—427).

Ein Aufsatz von A. Gerber über Goethes *Homunkulus*, welcher im 12. Bande dieser Zeitschrift (Heft 2, S. 69—79; vgl. *Euphorion* 5, S. 357—358) erschienen und in welchem gegen Valentins Auffassung des *Homunkulus* Stellung genommen war, hat den Anlaß zu einer interessanten Kontroverse zwischen beiden Gelehrten gegeben. Der 13. Band derselben Zeitschrift bringt eine Erwiderung von Valentin („*Goethes*

Homunculus“, Heft 7, S. 432—443 und Heft 8, S. 462—471), in welcher dieser Verbers Theorie zurückweist und in zusammenfassender Weise seine Ansicht noch einmal darlegt, worauf Verber im 14. Bande eine Verteidigungsschrift unter dem Titel „The Homunculus-Helena Theory, and the Evolution of the Helena Drama and its Antecedents“ (Heft 4, S. 204—215) hat erscheinen lassen. Im engen Zusammenhang mit diesem letzten Artikel stehen zwei Aufsätze von demselben Verfasser, welche im 3. Bande der Americana Germanica veröffentlicht worden sind (1899, Nr. 1 „The Evolution of the Classical Walpurgis-Night and the Scene in Hades“, S. 1—26, und eine Ergänzung dazu in der zweiten Nummer „Additional Remarks on the Evolution of the Walpurgis-Night and the Scene in Hades“, S. 212—218). Au der Hand von Goethes eigenen Zeugnissen giebt Verber eine eingehende Entwicklungs-geschichte der klassischen Walpurgisnacht und zeigt, daß zwischen den Jahren 1826—1830 des Dichters Plan, namentlich durch die Umwandlung des Homunculus aus einem „chemisch Menschlein“ zu einer Entelechie solche Veränderungen erfuhr, daß in dem dramatischen Gefüge des zweiten und dritten Actes kein Platz für die Scene im Hades, welche die Veranlassung zur Abfassung der ganzen Walpurgisnacht gegeben hatte, blieb.

Von sonstigen Artikeln in dem 2. Bande der Americana Germanica (1898) sind noch die folgenden zu erwähnen: „Popular poetry of the Russian Jews“ von Leo Wiener (Nummer 1, S. 1—26, Nr. 2, S. 33—58). Der Verfasser giebt zuerst ein anschauliches Bild von den Sitten und Gebräuchen der in Polen, Galizien und Rußland wohnenden Juden und teilt eine Anzahl ihrer Volkslieder mit. Sodann werden die hervorragendsten volkstümlichen Liederdichter wie Ehrenkranz, Broder, Schafir, M. Gordon, Berenslein und andere namhaft gemacht und ihre dichterische Thätigkeit analysiert. — W. A. Haugmann giebt in dem „German-American Hymnology“ betitelten Aufsätze (Nr. 3, S. 1—62) eine Geschichte der verschiedenen in Pennsylvanien sesshaften deutschen protestantischen Sekten und bespricht eingehend die Kirchenlieder, die zwischen den Jahren 1683 und 1800 auf amerikanischem Boden in diesen Kreisen entstanden sind. Eine Liste der deutsch-amerikanischen religiösen Liederdichter und der Drucke der verschiedenen Gesangbücher beschließt diesen Beitrag zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes. — T. S. Baker citiert eine Anzahl Zeugnisse und Urteile aus den Schriften deutscher Dichter und Litterarhistoriker über Lawrence Sterne, um den Einfluß nachzuweisen, welchen der letztere durch „Tristram Shandy“, namentlich aber durch „Die empfindsame Reise“ auf die deutsche Litteratur ausgeübt hat („The Influence of Lawrence Sterne upon German Literature“; Nr. 4, S. 41—56). — C. W. Prettyman weist auf die Möglichkeit hin, daß Canitz für seine Satire „Der Hof“, außer Boileaus Satiren, auch das

Gedicht Hofmanns von Hofmannswaldau „Die Welt“ als Vorbild benützt habe. Als Abfassungszeit könne vielleicht das Jahr 1690 angesehen werden, da sich damals Canitz vom Hofleben zurückgezogen hatte („The Probable Source and Date of Canitz's Eighth Satire ‚Der Hof‘“; S. 61—64).

Von dem 3. Bande der Americana Germanica (1899) liegen bis jetzt nur zwei Nummern vor. Außer den bereits angeführten Artikeln Verbers über die Walpurgisnacht beschäftigen sich noch die folgenden mit deutscher Litteratur: C. A. Eggert bringt eine scharfe Erwiderung auf eine Rede Professor Dowdens, welche dieser unter dem Titel „The Case against Goethe“ vor der englischen Goethe-Gesellschaft gehalten hat. Es bleibt jedoch noch abzuwarten, ob die Worte des englischen Gelehrten von der Londoner Zeitung, aus der Eggert Kenntnis von dieser Rede genommen hat, richtig wiedergegeben sind („Goethe“. A Reply to Professor Dowden's „The Case against Goethe“ (S. 27—45). — D. B. Shumway druckt den Text einer plattdeutschen Ballade ab, die ein ungenannter Göttinger Student über die erfolglose Belagerung Göttingens durch Piccolomini im Jahre 1641 verfaßt hat. Das Manuskript aus der Göttinger Bibliothek (Cod. Philol. 198) ist nichts als eine Abschrift von einem Druck aus dem Jahre 1730, von dem noch ein Exemplar ebendasselbst vorhanden ist. Die Abfassungszeit läßt sich nicht bestimmen, jedoch zeigt Shumway, daß der Verfasser slavisch das volkstümliche Henneke-Knecht-Lied (Böhme, Altdcutsches Liederbuch, Nr. 463) nachgeahmt hat („A Low German Ballad, Commemorating the Siege of Göttingen in the ‚Thirty Years‘ War“; S. 46—59). — Martin Schütze bespricht in einem längeren Artikel die Schönheiten und Schwächen der „Versunkenen Glocke“ und führt eine Anzahl Vorbilder an, wie z. B. Grillparzers Melusine, mehrere Dramen von Aben, Goethes Faust, Fouqués Undine u. s. w., welche Hauptmann bei der Schöpfung seines Werkes vorgeschwebt haben und die sich nicht nur im Gang der Handlung und in der Technik des Dramas, sondern auch in den Hauptcharakteren wiedererkennen lassen. Der Blick, den uns der Verfasser in die Werkstatt des Dichters werfen läßt, fällt häufig auf wenig Erfreuliches („Hauptmann's Die versunkene Glocke“, S. 60—95). — Eine, unter dem Titel „Early Influence of German Literature in America“ im zweiten Heft erschienene Arbeit von F. H. Wilkens (S. 103—205) giebt uns ein anschauliches Bild von den Erzeugnissen der deutschen Litteratur, mit welchen das amerikanische Publikum in der letzten Hälfte des 18. und im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts bekannt wurde, einer Zeit, in der die Unkenntnis der deutschen Sprache den Gebrauch von Übersetzungen notwendig machte. Das Jahr 1762 ist als Anfangspunkt gewählt, weil damals in Philadelphia zum ersten Mal die englische Übersetzung eines deutschen Werkes, es ist Gessners „Abels Tod“, nachgedruckt wurde und 1825 als Ende, weil von der Zeit an, Dank dem bahnbrechenden Vorgange der Harvard-

Universität, das Studium des Deutschen mehr und mehr in Aufnahme kam. Der Titel des Aufsatzes ist etwas irreführend, da es sich in den meisten Fällen nicht um den Einfluß handelt, den die deutschen Werke ausgeübt haben, sondern nur um Übersetzungen oder Nachdrucke englischer Übersetzungen, die auf amerikanischem Boden entstanden sind. Interessant ist es zu sehen gerade welche Werke sich der größten Beliebtheit erfreuten und da finden wir z. B. im Drama, daß die meisten Stücke von Koberne mit Erfolg aufgeführt worden sind, während Lessing und Schiller nur durch vereinzelte Darstellungen der Minna von Barnhelm, der Räuber, des Fiesco, von Kabale und Liebe und des Don Carlos repräsentiert sind. Von Goethes Dramen ist keines auf die Bühne gebracht worden. Auf dem Gebiete der Erzählung scheinen Werthers Leiden, der Geisterseher und die Erzählungen Schokkes den größten Leserkreis gefunden zu haben. Von den Epen waren der Messias und Oberon am beliebtesten. Eine Liste all dieser Übersetzungen schließt den Artikel. — A. E. Miller weist auf die Ähnlichkeit hin, welche „Der ewige Jude“ Wilhelm Müllers von der sechsten Strophe an mit dem ältern Gedicht Wordsworths über denselben Gegenstand, „Song of the Wandering Jew“, zeigt („Wordsworth and Wilhelm Müller“; S. 206—211).

Von der neuen Zeitschrift „The Journal of Germanic Philology“. Edited by Gustav E. Karsten. Published by the Editor, Bloomington, Ind., U. S. A., deren Erscheinen von allen, denen das wissenschaftliche Studium des Deutschen in Amerika am Herzen liegt, mit Freuden begrüßt werden muß, liegen bis jetzt zwei stattliche Bände vor. Der erste Band (1897) beginnt mit einem Aufsatz von H. E. White über die Heimat Walthers von der Vogelweide („The Home of Walther“, S. 1—13). — White bespricht die verschiedenen einschlägigen Hypothesen, von denen er aber keine durch genügende Beweise unterstützt glaubt, um sie als endgiltig annehmen zu können. — H. Schmidt-Wartenberg druckt das lückenhafte Fragment einer niederfränkischen Bearbeitung des Margis d'Aigremont (Berliner königliche Bibliothek, Sammelmappe, Folio 923) zusammen mit den Ergänzungen aus einem andern Bruchstück ab, das von N. de Pauw in „Madelghijs' Kintsheit“, Gent 1889, veröffentlicht worden ist („The Berlin Fragment of the Madelghijs“, S. 239—246). — Derselbe Verfasser teilt auf S. 249—251 Conrad Bollstatters Gedicht von des Teufels Töchtern aus dem Codex Ms. germ. Folio 564 der Berliner königlichen Bibliothek und eine Parallelstelle aus den „Exempla“ des Jacques de Vitry mit. — D. Heller bespricht in einem „Goethe and the Philosophy of Schopenhauer“ betitelten Aufsatz (S. 348—360) den Einfluß, den Goethe wahrscheinlich auf Schopenhauer ausgeübt hat. — Den Schluß des Bandes bildet ein Artikel von M. Watt, welcher Schillers Stellung zur französischen Revolution behandelt („Schiller's Attitude towards the French Revolution“, S. 482—493).

Der zweite Band (1898—1899) enthält außer der Einleitung zu einer längeren Arbeit Ph. S. Allen's über „Wilhelm Müller and the German Volkslied“ (282—322), in welcher der Charakter des Volksliedes analysiert und eine kurze Geschichte desselben nebst dem dichterischen Entwicklungsgange W. Müllers gegeben wird, einen Artikel von J. T. Hatfield, in welchem dieser Ahlands erste Ballade „Das Lied vom armen Vater. Ein Harfnerlied aus einem unvollendeten Gedichte“ bespricht und als Quelle derselben „Das Schloß in Osterreich“ (Deutsches Museum 1776, S. 399—402) ansetzt („Umland's Earliest Ballad and its Source“, S. 1—6).

Kuno Franke hat eine Anzahl Aufsätze, die in verschiedenen amerikanischen Zeitungen erschienen waren und über die bereits früher berichtet worden ist, jetzt in Buchform unter dem Titel „Glimpses of Modern German Culture“ (New-York, Deed, Mead & Co. 1898) veröffentlicht (vgl. Euphorion 1899, S. 593—597).

Cambridge, Mass.

Max Poll.

### Notizen zu Toni Adamberger.

(Vgl. Euphorion 4, 367.)

1. Naden, Theodor Körner und seine Braut S. 36, giebt im Repertoire der Toni Adamberger richtig an, daß sie am 17. Dezember 1808 in der Schillerschen Bearbeitung von Racines Phädra die Rolle der Aricie gespielt habe. Aus Zifflands „Almanach für Theater 1811“, S. 208 kommt neu hinzu, daß die Aufführung zu Schillers Totenfeier für dessen Erben veranstaltet wurde, und daß nach derselben die Hauptfiguren Schillerischer Stücke als „Erscheinungen“ auf die Bühne traten: unter diesen Erscheinungen stellte Toni Adamberger die Johanna d'Arc dar.

2. Zu den Tagebüchern von Friedrich von Gentz 1, 227 ist unter dem 19. Februar 1810 vermerkt: „Le soir j'ai été à un thé chez le prince Lobkowitz. où il y a eu un assez mauvais spectacle allemand joué par les acteurs du grand théâtre, Brockmann, Mlle. Adamberger etc.“

Berlin.

Reinhold Zeig.



# Bibliographie.<sup>1)</sup>

## Zeitschriften.

Bearbeitet von Adolf Hauffen in Prag.

Philologische und litterarhistorische Zeitschriften.

**Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte.** 8. Band (1897). 1. Abtheilung.

I. Allgemeiner Theil. — I, 2. Reifferscheid A., Geschichte der deutschen Philologie. — I, 3. Schwente F., Schrift- und Buchwesen 1896, 1897. — I, 5. Hauffen A., Volkskunde 1896, 1897. — I, 6. Stösner F., Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswezens. — I, 7. Ranmann E., Die Litteratur in der Schule. — I, 8. Golther W., Geschichte der neuhochdeutschen Sprache.

III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. — III, 1. Reifferscheid A., Allgemeines. — III, 2. Drescher A., Poesie. — III, 3. Reifferscheid A., Epos. — III, 4. Creizenach W., Drama. — III, 5. Pariser V., Didaktik.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. — IV, 1. Allgemeines. a) Stern A., Litteraturgeschichte.

**Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur.** Band 43. Heft 4.

Schenk zu Schweinsberg G. Freiherr von, Die Herkunft Erasmus Abers.

**Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur.** Band 25. Heft 4.

Meyer R. M., Bernays: Schriften. Band 3 und 4.

Jellinek M. G., Siebs: Deutsche Bühnensprache. — Mit mehreren Bedenken.

Blöte J. J. F., Wechsler: Die Sage vom Graf.

Walzel D. F., Miegler: Klinger in seiner Reise. — Mit einer Notiz von Miegler zum Goethe-Jahrbuch 9, 10.

**Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur.** Band 24. Heft 3.

Behaghel D., Der Artikel bei Personennamen.

Goetze A., Heukied. — Variante zu Uhlands Volksliedern 2, 604, Nr. 232 mit einer neuen siebenten Strophe, die erst die zweite Rätselfrage beantwortet.

<sup>1)</sup> Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1899 zu ergänzen.

**Zeitschrift für den deutschen Unterricht.** 13. Jahrgang.

Heft 11. Bischoff H., Der Sabbau bei Heinrich von Kleist.

Dünker H., Goethes Entlassung von der Leitung des Weimariſchen Hoftheaters.

Alee G., Wielands Gedicht „Zirt und Märchen“, ſein urprünglicher Plan und ſeine Quelle.

Vene G., Afroſtiſcha in der deutſchen Literatur.

Leſchmann H., Nachträge zur Textkritik von Goethes „Stella“.

Dünker H., Neue Textberichtigungen zum zweiten Teile von Goethes Faunſt.

Dünker H., Die beiden erſten vorgeblichen Paraſipomena zu Goethes Faunſt.

Tomaneſ, Zur Faunſtelle: „Verlaſſen hab ich Feld und Auen“.

Früner F., Zum 6. Bande von Hallerſ Lebens Selbſtbiographie.

Dünker H., Geiger: Goethe-Jahrbuch XX.

Heft 12. Menges H., Zu Müderts Schwalbentied: „Aus der Jugendzeit“.

Mackel G., Wie hat ſich der Lehrer des Deutſchen zu Viejes „Philosophie des Metaphoriſchen“ zu verhalten?

Zurtmüller A. V., Der Buttlerbrief. — Gegen 13, S. 119 ff.

Kunſchel A., Brünner: Das deutſche Volkslied. — Mit Einwendungen.

Alee G., M. Mener: Die deutſche Literatur des 19. Jahrhunderts. — Lebhaft anerkennend.

**Zeitschrift des allgemeinen deutſchen Sprachvereins.** Jahrgang 14.

Nr. 10. Pictich F., „Eine böſen Sieben“.

F., Ueber die franzöſiſchen Benennungen fürſtlicher Wohnſitze und die Hoſſprache. Schumann C., Ueber den Gebrauch einiger Fremdwörter.

Nr. 12. Dünker H., Wider die Engländererei in der deutſchen Sprache.

**Jahrbuch des Vereins für niederdeutſche Sprachforſchung.** 24. Jahrgang.

Nühl G., Die Bordesholmer Marienklage, herausgegeben und eingeleitet. — Mit Muſikbeilagen.

Amz H., Broder Anſche. — Abdruck der niederdeutſchen Dichtung vom Bruder Kaunſch nach dem älteſten Drucke aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Mit kritiſchem Apparat. Die einteilenden Ausführungen ergänzen des Autors Auffaſſ im Euphorion 4, 756—772.

Bed H., Idiotikon von Nordſteinte bei Forſſelde. F.—Z.

Zprenger M., Zur Kritik und Erklärung des Wolfenbütteler Hiops.

Deiter H., Spottgedicht auf die Anhänger der öſtſieſſiſchen Fürſtenfamilie vom Jahre 1725.

Volte J., Märkiſches Hochzeitsgedicht vom Jahre 1637.

**Mitteilungen aus dem Literaturarchive in Berlin.**

Briefe von Ferdinand Gregorovius an Theodor Heſſe. Nr. 1—8 aus Rom 1855—1858. Nr. 9. München, 25. Auguſt 1870.

**Chronik des Wiener Goethe-Vereins.** Band 13.

Nr. 10 11. Fauerl, Frankfurter Goethe-Tage.

Nr. 12. Minor J., Feſtſtrede zur Goethefeier des Wiener Goethe-Vereins.

Frem S. M., Zur Erinnerung an Miſke von Levegow.

Ewald G., Goethe-Feier in London.

Martin G., Goethes Reliquie.

**Literaturblatt für germaniſche und romanische Philologie.** Jahrgang 20.

Nr. 11. Lambel H., Kühnemann: Herders Leben.

Nr. 12. Schullerns A., E. S. Mener: Deutſche Volkskunde.

Bohnenberger A., Erich Schmidt und Hartmann: Ublaud, Gedichte.

Götther W., Horn: Die deutſche Soldatensprache.

**Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.** 9. Jahrgang.

Minor J., Zur Geschichte der deutschen Schicksalstragödie und zu Grillparzers „Ahufrun“. 1. Das Aufkommen der fatalistischen Ideen. 2. Die Dramen von den Mordelktern. 3. Das Wesen der Schicksalstragödie.

Wurzbach Wlfg. von, Die „Jüdin von Toledo“ in Geschichte und Dichtung. Horner Emil, Wauernefelds Fortmat.

Schlossar Ant., Ungedruckte Briefe Adalbert Stifters 1846—1867. An Joseph Dürk, Joh. Gabriel Seidl, Luise Baronesse von Eichendorff, Heliodor Truska, Joh. N. von Krüsch und dessen Gattin, Mariam Tenger (= Marie von Hrussoew), Franz X. Rosenberger.

Glossy Carl, Zur Geschichte des Trauerspiels „König Ottobars Glück und Ende“.

Habenschauer Mich. N., Grillparzer über Hamerling und Hamerling über Grillparzer.

Schreyvogel Jos., Der Roman meines Lebens. Erstes Buch. 2. Brinks Kinder- und Knabenjahre nebst einigen Nachrichten von seinem akademischen Leben. Von ihm selbst beschrieben. Herausgegeben von C. Glossy. — Schreyvogels letzte, Fragment gebliebene Arbeit.

Dingelstedt Franz, Die Poesie in Österreich. Vorwort von C. Glossy. — Wichtige Aufsätze Dingelstedts aus dem von Georg Ed. Neumann herausgegebenen „Frankfurter Telegraf“ 1837: 1. Der Mäusen-Almanach. Österreichische Kritik. 2. Dramatisches und Dramaturgie.

Reich Emil, Robert von Zimmermann. Ein Nachruf. A. S.

**Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen.**

Band 103. Heft 3/4.

Geyer F., Schiller in der heutigen Schme.

Wessely M., Scholz: Geschichte der deutschen Schriftsprache in Augsburg.

Petisch M., Neue Publikationen der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft in Böhmen.

Morris M., Haarhaus: Goethe.

Haal F., Herold: Werthes und die Grimmdramen.

Petisch M., Frömmel: Kinderreime.

**Anglia.** Band 22.

Heft 2/3. Kræger N., Carlyles Stellung zur deutschen Sprache und Literatur.

**Modern Language Notes.** XIV.

Nr. 6. Hüß, Schiller und Goethe.

Nr. 7. Segal, An Estimate of Beranger by Goethe.

Allen, Martin Opitz and Willi. Müller.

Wells, Zaner: Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte.

Nr. 8. Goebel J., Zu Goethes 150. Geburtstag.

**Zeitschrift für französische Sprache und Literatur.** XXI

Nr. 3. Horn W., Zur Lautlehre der französischen Lebu- und Fremdwörter im Deutschen.

**Die neueren Sprachen.** Band 7.

Heft 6. Oswald E., Goethe in England and America. Bibliography II. (Schluß.)

**Neuphilologisches Centralblatt.** 13. Band.

Nr. 9. Hornemann, Grillparzers „Weh dem, der lügt“. (Schluß.)

**Archiv für slavische Philologie.** Band 21. Heft 3/4.

Sceptin J., Wer war Pseudo-Demetrius I.? Beiträge zur Quellenkunde und Quellenkritik der Jahre 1591—1606. II. Fortsetzung.

## Akademischschriften und Verwandtes.

**Berichte des freien deutschen Hochstiftes zu Frankfurt am Main.** Neue Folge.

Band 15. Heft 2. 3/4. Koch M., Neuere Goethe- und Schillerliteratur. XVIII. XIX.

Heft 3 4. Jung R., Johann Jakob Goethe 1694—1717.

Ergänzungsheft. Festreden Schmidt Erich, Goethe und Frankfurt.

Valentin S., Natur und Kunst bei Goethe.

Band 16. Heft 1. Fränkel V., Die drei Wiener Weidmanns und der Weidmannische Faust.

**Göttingische gelehrte Anzeigen.**

Nr. 8. Hauffen M., Murko: Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik. — Mit Nachrichten über die Königinhofer Handschrift, über die tschechischen Rezensionen des Buches und mit einem Exkurs über Goethes „Zwanzöcher“.

Nr. 11. Zingerle C. von, Wackernell: Uidentische Passionsspiele. — Mit wichtigen Nachträgen zu den (die Texte erläuternden) Anmerkungen und zum Glossar.

**Nachrichten von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen.** Philologisch historische Klasse.

Heft 2. Lehmann M., Luthers Verhör vor dem Wormser Reichstag.

**Berichte über die Verhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften.** Philologisch historische Klasse.

I. Schmarjow A., Der Meister G. Z. und das Blockbuch Ars moriendi.

II. Wüller M. F., Briefwechsel zwischen Adolf Ebert und Ferdinand Wolf.

**Sitzungsberichte der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin.**

IV. Vahlen R., Festrede über Friedrich den Großen und d'Alembert.

XXXI. XXXII. Diels H., Festrede über Leibniz und das Problem der Universalisprache.

**Internationale Buchhändler-Akademie.** Band 1. Heft 1.

Hervorragende Fachgenossen: A. Fb. Neclam.

Reinet, Der Märchendichter Musäus und sein Garten.

**Börsenblatt für den deutschen Buchhandel.**

Nr. 246. Höbcher G., Was ist „geistiges Eigentum?“

Nr. 231. Schaefer K., Urheberrecht oder Eigentum an Geisteswerken?

Nr. 257. 261. Eidenburg H. und Springer F., Zum Entwurf eines Gesetzes betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und Tonkunst.

## Historische Provinzial- und Lokalzeitschriften.

**Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins.** 21. Band.

Pauls G., Beiträge zur neueren Geschichte Aachens. 1. Zur Geschichte der Presse und der Censur in Aachen vor 1816. 3. Die Bemühungen der französischen Regierung um die Vermehrung der Mathaus Bibliothek und um die Gründung eines städtischen Museums in den Jahren 1812 und 1813.

**Alemannia.** Jahrgang 27. Heft 1 2.

Albert F., Neue Leiztümmer des Gotteshauses und der Gotteshausleute von Amorbach.

Straganz M., Zum Begharden- und Beghinenkreite in Basel zu Beginn des 15. Jahrhunderts.

- Pfaff J., Eine Teufelsankündigung aus dem Jahre 1701.  
 Clemen D., Eine bisher unbekannte Schrift Daniel Zangenrieds.  
 Clemen D., Die Flugtschrift: Von den vier größten Beschwernissen eines  
 jeglichen Pfarrers (1521).  
 Mupper Ph., Ein Brief über die Verhältnisse im Elsaß 1611.  
 Wihelm J., Die Euphemismen und bildlichen Ausdrücke über Sterben und  
 Totssein und die ihnen zu Grunde liegenden Vorstellungen.  
 Miedel J., Mittwoch Wodanstag.  
 Heilig D., Altdentische Segen aus Heidelberger Handschriften. V. Nachträge  
 zu I, II, III.  
 Weiß C. Th., Sprichwort und Lebensklugheit aus dem 18. Jahrhundert.  
 Cartellieri A., Lebensregeln aus dem Jahre 1541.  
 Bed F., Ein kaum mehr bekanntes Gedicht des Sigwart Mitter. - Trauer  
 gedicht auf den Tod seiner Schwester Anna Maria Mündlerin 1791.  
 Heilig S., Venz: Vergleichendes Wörterbuch des Neuhochdeutschen und des  
 Handschuhshheimer Dialects.  
 Pfaff J., Heilig: Die Mundart des Tauberggrunds. Küffner: Die Deutschen  
 im Sprichwort.

**Neujahrsblätter** der badischen historischen Kommission. Neue Folge. 2.  
 Gothein C., J. G. Schlosser als badischer Beamter.

**Baltische Monatschrift.** Jahrgang 41.

5. 6. Krüger K., Ernst von Siphart.  
 6. 7. Seraphim A., Briefe Otto Hermanns von der Howens 1792-93.  
 11. Diederichs H., Ein Brief von Jakob Grimm an Joh. F. Mecke.

**Altbayerische Monatschrift.** Jahrgang 1.

- Heft 2. Hartmann A., Historische Gedichte aus der Zeit des bayerischen  
 Landeserhebung 1705 und der Rückkehr Max Emanuels nach Bayern. -- Mit  
 zahlreichen Abbildungen der bezüglichen Stiche.  
 Heft 3. Sandberger A., Roland Passys' Beziehungen zur italienischen  
 Litteratur.

Heft 4/5. Weber J., Zur Erinnerung an Anton Wessinger.

Heft 6. Striedinger J., Ein historisches Volkslied vom Schmaltaldischen Kriege.

**Forschungen** zur Geschichte Bayerns. Band VII.

- Heft 2. Geiger L., Bayerische Briefe. III. Briefe von Karl Heinrich von  
 Yang an Theresie Huber, nebst je einem Briefe der letzteren und Heinrich  
 Bichoffes an Yang.

Heft 3/4. Heigel A. Th. von, Ein unbekannter Brief Westenrieders.

**Zeitschrift** des Bergischen Geschichtsvereins. Band 34.

- Hebe, 3 Briefe über Peter Vo's Verhandlungen mit den Wiedertäufern  
 in Blankenberg 1565.

Leithäuser J., Ortsnamen im Wuppergebiete.

**Schriften** des Vereins für die Geschichte Berlins. 35. Heft.

Holke, Bilder aus Berlin vor zwei Menschenaltern.

**Mitteilungen** des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jahrgang 38.

Nr. 1. Jung J., Alfons Huber.

Harzen-Müller A. R., Wallenstein-Dramen und Aufführungen vor Schiller.

Jung J., Litteratur über den Grafen Leo Thun

Nr. 2. Jung J., Heinrich von Reißberg.

- Hausen A., Zur Geschichte der deutschen Universität in Prag. Mit einem  
 bibliographischen Anhang.

Knott A., Ein Bericht über Prag und seine Bewohner aus dem Jahre 1531.

**Brandenburgia. Monatsblatt** der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz **Brandenburg**. Jahrgang 8.

Nr. 3. Finowcr D., Die erste Berliner Zeitschrift in deutscher Sprache. Nr. 7. Poetters A., Noch etwas vom Voeten. — Zum Volksterglauben.

**Archiv der Brandenburgia**. Band 6.

Zeiffert W., Die Strassberger Stadtschule 1430—1818. Beiträge zur Geschichte des märkischen Schulwesens.

**Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte**. Band 12.

Veineweder H., Morgenstern, ein Biograph Friedrich Wilhelms I.

Friebath J., Geistiges Leben der Mark am Ende des Mittelalters.

Tschirch C., Willibald Alexis als vaterländischer Dichter und Patriot.

Berner G., Eine Denkschrift Wilhelm von Humboldts über die Stellung und die Befugnisse des Oberpräsidenten 1817.

Portowski H., Das Tagebuch des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg (1757—1766).

**Erzgebirgszeitung**. 20. Jahrgang. Nr. 1—12.

Urban W., Magister Johannes Mathesius und Kantor Nicolaus Hermann.

Urban W., Volkstümliches aus dem Erzgebirge. — Zegen. Aberglaube.

Urban W., Zur Geschichte der Katechisten in Joachimsthal.

Urban W., Ein Volksschriftsteller Nordwestböhmens. — Heinrich Cuno, der Verfasser der Räuber von Maria Thun. Verzeichnis seiner Schriften. Cuno war Besitzer einer Leihbibliothek in Karlsbad, auf die Goethe 1820 ein Gedicht veröffentlichte.

Urban W., Goethe in Marienbad.

**Jahrbuch** der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu **Eudon**. Band XIII.

Hest 1/2. Deiter, Friesische Gedichte des 17. Jahrhunderts mit Übersetzung. Paunenberg A., Ulrich von Werdum und sein Reisejournal (1673—1677). II.

**Aus der Heimat. Blätter** der Vereinigung für **Gothaische Geschichte** und **Altertumsforschung**. 2. Jahrgang. Hest 2. 3.

Schreiber H., Die Entlehnung des sogenannten Thüringer Volkstiedes „Ach, wie wärs möglich dann“.

Schmidt V., Volksnamen der Pflanzen im Herzogtum Gotha.

**Jahrbuch** des deutschen Gebirgsvereins für das **Tscheken-** und **Tsergebirge**. Jahrgang 9.

Meinel A., Zur Geschichte der Reformation in den Bezirken Friedland und Reichenberg.

Hübler F., Auszählreime und sonstige Kinderreime aus dem Tier- und Zeichengebirge.

**Jahrbuch** des historisch-archäologischen Vereins zu **Karlsburg** in Siebenbürgen (Eykönyve Gynlalehérvárt).

Bericht über einen Codex mit Jesuitendramen aus dem Vathhyanum (bischöfliche Bibliothek) in Karlsburg mit der Bezeichnung Residentiae S. J. Cibini (das ist Hermannstadt) 1736. Die Titel der Dramen lauten: 1. Zeno sive fratrum concordia saeva. 2. Sancta crux. 3. S. Domitianus Cariniae archidux. 4. Fortuna Lunatica. 5. Joannes Baptista. 6. Cyrus. 7. S. Franciscus Xaverius Indiarum apóstolus. 8. Maria Virgo Blasphemiarum vetricis sive Julianns Apostata ob blasphemias divinitus interemptus. 9. Bellonae Indus sive Sebastianus . . . . . Zum Stück 2 wird die Bemerkung

fung gemacht: „Sancta crux tertio per Heraclium imperatorem in monte Calvariae defixa, Tragoedia a juventute Academica Viennae Austriae tertio in scenam data, Anno Domini M.DCXXXIII. die 27. Februarii.“ Zum Stück 6 wird bemerkt: „Cyrus, acta ludis nuptialibus potentissimi Ungariae regis Ferdinandi III. et Mariae a Caesareo et Academico Collegio societatis Jesu Viennae. Authore R. P. Scipione Scambata ex eadem Soc. Jesu.“ Es handelt sich also um Jesuitendramen des 17. Jahrhunderts. — Aus dem 18. Jahrhundert werden unter anderem ungarische Aufführungen eines Brivindramas erwähnt.

**Sitzungsberichte** der **Kurländischen** Gesellschaft für Literatur und Kunst und Jahresbericht des kurländischen Provinzialmuseums aus dem Jahre 1898.

Diederichs H., Überblick über die Entstehung und Geschichte der Gesellschaft für Literatur und Kunst und des kurländischen Provinzialmuseums.

Döring J., Schauspieler, Sänger und Musiker in Kurland 1740—1826.

Lotto G., Kurz-, Liv- und Estländer auf der Universität Leipzig 1409—1556.

**Zeitschrift** des Vereins für die Geschichte **Mährens** und **Schlesiens**. Jahrgang 3.

Heft 4. Wotke K., Der Olmützer Bischof Stan. Turzò von Böhlenfalva (1497—1540) und dessen Humanistenkreis.

Volskani H. von, Schweizer: Die Wallensteinfrage in der Geschichte und im Drama.

**Blätter** des Vereins für Landeskunde von **Niederösterreich**. Jahrgang 22.

Nr. 1. Mayer A., Die Pflege der geistigen Kultur in Österreich mit Ausschluß der Stadt Wien während der 50jährigen Regierung des Kaisers Franz Josef I. Nr. 2—6. Senfelder F., Kaiser Maximilians II. letzte Lebensjahre und Tod.

**Zeitschrift** des historischen Vereins für **Niedersachsen**. Jahrgang 1899.

Thimme F., Zur Geschichte der „Göttinger Sieben“. — Mit Freisen. „Hiernach wird das geschichtliche Urteil über die That der Sieben modifiziert werden müssen.“

Graebert K., Barmhagens erste Predigt in Hildesheim. 1. September 1542.

Vodemann C., Zwei Briefe von Leibniz betreffend eine „Deutsche Gesellschaft“ zu Wolfenbüttel nebst zwei Briefen von J. G. Schottetius an Herzog August von Braunschweig Wolfenbüttel.

Vodemann C., Ein Glaubensbekenntnis Leibnizens.

Vodemann C., Briefe des Königs Friedrich I. von Preußen und seines Sohnes, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm I. an die Kurfürstin Sophie von Hannover.

**Annalen** des historischen Vereins für den **Niederrhein**. Heft 68.

Knob G. C., Rheinländische Studenten im 16. und 17. Jahrhundert auf der Universität Padua.

Roth F. W. G., Adam Volkmar zu Köln in seinen Beziehungen zu Nicolaus Wollck und Heinrich Glareanus 1501—1510.

**Mitteilungen** des **nordböhmisches** Exkursionsklubs. Jahrgang 22.

Heft 1. Volfan K., Ein Lied vom Jahre 1574.

Heft 2. Wilhelm F., Der Waldkönig und die Windsbraut. Sage.

Alliger C., Sagen aus dem Adergebirge und dem Erlitzthale.

Kammel R., Volkstümliche Krankheitsnamen.

Heft 3. Fandler A., Jugendfestlichkeiten. III.

Fandler A., Naturgeschichte im Volksmunde.

Heft 4. Fandler A., Sagen aus Deutschböhmen.

Kantor H., Volkstümliche Krankheitsnamen.

Kallisch W., Brautführer-Handbüchlein.

Kögler A., Lied von den Braunschweiger Totenküpfen

**Mittheilungen des nordböhmischen Gewerbenvereins.** 17. Jahrgang.

Nr. 1. Zwei Fährich-Briefe. — Von dem Maler Fährich an Alois Klar 1836—1837.

Nr. 2. Zwei Goethe-Briefe. — Ein bisher unbekannter Brief Goethes vom 11. Februar 1817 an den Hofmaler Jos. Raabe in Breslau. Titat. Ferner ein Brief von Julius August Walther von Goethe an denselben Adressaten vom Jahre 1816.

**Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg.**

Heft 13. Hampe Th., Die Entwicklung des Theaterwesens in Nürnberg von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis 1806. II. Auszüge aus den Ratsprotokollen. Viele Notizen über Aufführungen Hans Sächsischer Stücke.

— ss., Hermann: Reception des Humanismus in Nürnberg. — „Es würde viel zum Lobe der Arbeit zu sagen sein, wenn nicht überall allzu aufdringlich das Bestreben hervortreten würde, eine humanismusfeindliche Gesinnung des Rats nachzuweisen.“ Nicht eine grundsätzliche Abneigung des Rats, sondern andere Ursachen hätten das langsame Fußfassen des Humanismus in Nürnberg verschuldet.

**Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins.** Neue Folge. Band 14.

Heft 3. Hollaender M., Leidanaiana.

Wille J., Briefwechsel Valth. Neumanns mit Cardinal Schönborn 1728—1730. Nebst einer Zeitschrift von 1749.

Huffschmidt M., Zur Sage vom Enderle von Ketsch.

Svermann M., Neues zur Lebensgeschichte J. Chr. von Grimmelshausens.

Heft 4. Winkelmann C., Zur Geschichte Leidans und seiner Kommentare.

Scher M., Ein Tagebuch über die Zusammenkunft des Kurfürsten Karl Friedrich von Baden mit Napoleon I. in Mainz (September 1804).

Zundt H., Ein Brief J. G. Schloßers an J. C. Lavater.

**Archiv für österreichische Geschichte.**

86. Band. I. Hälfte. Hirn J., Die ersten Versuche Kaiser Rudolfs II., um in den Alleinbesitz der Grafschaft Tirol zu gelangen. (Auch Sonderabdruck, Wien 1898.) — Legt auf Grund neu erschlossener Quellen die historischen Ereignisse dar, die uns wegen Grillparzers Drama „Ein Bruderzwist in Habsburg“ interessieren. (Nach dem 1595 erfolgten Tode Erzherzogs Ferdinand von Tirol, der aus der Ehe mit Philippine Welser nicht erberechtigte Söhne, aus seiner zweiten Ehe mit einer Prinzessin von Mantua nur Töchter hinterließ, fanden langwierige Verhandlungen zwischen den beiden anderen Linien des Hauses Habsburg Ferdinandeischer Abstammung statt. Die Tiroler wollten einen eigenen Landesherren haben, infolge dessen die Prager und die Grazer Regierung sich dahin einigten, abwechselnd einen Gubernator zu ernennen, dem jede der beiden Linien je zwei Assistenzräte an die Seite zu stellen hätte. Kaiser Rudolf ernannte 1602 seinen Bruder Maximilian, den Deutschmeister, der bis 1618 in Tirol herrschte, aber, wie wir jetzt erfahren, auch darüber hinaus bei den Aktionen des Gesamthauses namentlich bezüglich der Successionsfrage nach Rudolf eine führende Rolle gespielt hat. Im Jahre 1603 war Maximilian zweimal in Prag, um den Kaiser zu bestimmen, entweder selbst zu heiraten oder seinem Bruder Matthias die Vermählung zu gestatten, damit eine eheliche Nachkommenschaft erzielt werden könne. Der Briefwechsel der Brüder entbehrt nicht des psychologischen Interesses. Der Kaiser war von Anfang an piquirt darüber, daß man immer wieder die Succession in Erwägung ziehe. Maximilian entschuldigte seinen Bruder damit, daß „Matthias nicht aus überstürzter Liebe gegen eine (bestimmte) Person, deren einige er ja Eurer Majestät zur Auswahl stellt, sondern nur von Gewissenszwang getrieben werde“. Dabei mußte nicht nur an den Kaiser, dessen welcher der „Humor“ stets in Rechnung zu ziehen war, sondern auch immer an dessen allmächtigen Kammerdiener Lang geschrieben werden, der gegen reichliche Belohnung über den erzielten Eindruck nach Innsbruck berichtete.



Das Ergebnis war negativ und seit 1604 das Zerwürfnis der Brüder eine Thatfache.

Diese vertraulichen Korrespondenzen, Konzepte und Originale liegen im Statthaltereiarhive in Innsbruck, das in den letzten Jahren schon viel des Neuen für diese Zeit ergeben hat. Auch der vorliegende Aufsatz hat die Forschungen von Gindely, Stieve und Fischer wesentlich ergänzt. Ueber die Art und Weise, wie am Kaiserhofe regiert wurde, erfahren wir neues Detail; es ist charakteristisch für Rudolf, mit welcher Konsequenz er seiner Feindseligkeit gegen die Brüder Ausdruck gab. Als Maximilian in Ungnade gefallen war, hatte er dies bei seiner Regierung Tirols und der Vorlande sehr zu spüren, da unzufriedene Elemente sich über den Kopf des Gubernators weg nach Prag wendeten und dort den gewünschten Rückhalt fanden. Auch trieb der Kaiser das Mißtrauen so weit, daß er das Thun und Lassen seiner Brüder sehr überwachen ließ; zu welchem Zwecke im Dezember 1604 zwei tirolische Edelleute, Sigmund von Welsberg und einer aus dem Geschlechte der Hintler eigens nach Prag citirt wurden, wo sie entsprechende Instruktionen empfingen; es erfolgte ohne Einvernehmen Maximilians Welsbergs Ernennung zum Hofsteuerrate, während der bisher fungierende Marquart von Gof, der dem Erzherzog befreundet war, seine Entlassung erhielt. Praktiken, die Maximilian persönlich zur Verhandlung brachte, als die Erzherzoge 1605 der Successionsfrage halber nach Prag reisten. Rudolf war irritiert und entzog Maximilian das Gubernament. Er wollte Tirol ganz an sich bringen und eventuell dahin überfiedeln, was zunächst durch das Zusammenstehen der Erzherzoge gegen Rudolf 1606 vereitelt wurde. Spätere Versuche dieser Art gelangten infolge der sich überschießenden Ereignisse nicht zur Durchführung. J. Jung.]

86. Band. 2. Hälfte. Menck J., Ein Tagebuch während der Belagerung von Wien im Jahre 1683. — Vom Grafen Ferdinand Harrach. 1. Juli bis 13. September.

87. Band. Bibl B., Die Organisation des evangelischen Kirchenwesens im Erzherzogtum Oesterreich unter der Enns von der Ertheilung der Religionsconcession bis zu Kaiser Maximilians II. Tode (1568—1576).

Krauß B. von, Itinerarium Maximiliani I. 1508—1518. Mit einleitenden Bemerkungen über das Kanzenwesen Maximilians I.

88. Band. 1. Hälfte. Arneht D. von, Biographie des Fürsten Kaunitz. Ein Fragment.

### **Jahrbuch** der Gesellschaft für die Geschichte des **Protestantismus in Oesterreich**. Jahrgang 20.

Heft 1/2. Joserth J., Der Flacianismus in Steiermark und die Religionsgespräche von Schladming und Graz. Nach den Akten des steiermärkischen Landesarchivs.

Kapper A., Andreas Stöginger und seine Schriften zur Geschichte der Gegenreformation in Steiermark.

Bibl B., Der Briefwechsel zwischen Flacius und Nidbruck. (Schluß.)

Heft 3/4. Etze Th., Die Rektoren der krainischen Landtschaftschule in Laibach während des 16. Jahrhunderts. 1. Rudina. 2. Vochořitsch. 3. Frischlin. 4. Pränstelin. 5. Engelbert Engel. — Frischlins Thätigkeit als Rektor in Laibach Juli 1582 bis August 1584 wird nach Akten des krainischen Landesarchivs im einzelnen geschildert, doch ohne Kenntniss der einschlägigen Arbeiten von Zenjert (Euphorion 5, 257 ff.) und Wallner, Programm Laibach 1888.

Unger Th., Ueber eine Wiedertäufer-Handschrift des 17. Jahrhunderts. Die Täufertlieder nach Ländern geordnet. (Schluß.) Steiermark. Vorarlberg.

### **Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung.**

Band 20. Heft 4.

Stübel B., Einige Relationen über die Armada 1588. — Über gleichzeitige deutsche Zeitungen.

**Fontes rerum austriacarum.** Österreichische Geschichtsquellen. Zweite Abtheilung. Band 49. Zweite Hälfte.

Demetich J. von, Altenstücke zur Geschichte der Koalition vom Jahre 1814.

**Mitteilungen** des historischen Vereins der Pfalz. Band 23.

Roth F. W. G., Hieronymus Bock, genannt Tragus, Prediger, Arzt und Botaniker 1498—1554. Nach seinem Leben und Wirken dargestellt.

Fraun J., Enkomion Spirae. Lobsprüche auf Speier aus dem 16. Jahrhundert.

**Altpreussische Monatschrift.** Neue Folge. Band 36. Heft 5, 6.

Warda A., Die Kant-Manuskripte im Preussia-Museum.

Loeppen M., Michael Kelds Tagebuch 1698—1723.

Sembrigli J., Kants Vorfahren.

**Der Wanderer im Riesengebirge.** Jahrgang 19.

Nr. 2. Körber, Max Heinzel als Mensch und Dichter.

Nr. 8. Hellmann S., Georg Ebers und das Riesengebirge. — Mit einem Gedichte „Mübezahlt“ und zwei Briefen von Ebers.

**Neues Archiv für Sächsishe** Geschichte und Altertumskunde. Band 20.

Schmidt L., Beiträge zur Geschichte der wissenschaftlichen Studien in sächsischen Klöstern.

Ernisch H., Die Zwickauer Stadtbücher und eine Zwickauer Schulordnung des 15. Jahrhunderts.

Bauch G., Dr. Joham von Mitscher. Ein meißnischer Edelmann der Renaissance.

Müller G., Der Unterrichtsbetrieb in den südläusitzer Landschulen um 1770.

Biederlmann W., Freiser von, Vogel: Goethes Leipziger Studienjahre.

**Neujahrsblätter.** Herausgegeben von der historischen Kommission der Provinz Sachsen. 23. Heft.

Piet A., Schiller in Lauchstädt im Jahre 1803. Unter Vermittlung eines vom Major J. D. D. E. Zeidel hinterlassenen Manuskripts dargestellt. A. S.

**Korrespondenzblatt** des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Jahrgang 22.

Nr. 6. 9. 10. Schullerus A., Scheiners Abhandlungen zur Grammatik der siebenbürgisch-sächsischen Mundart.

Nr. 9/10. Schotisch G., J. Franul von Weißenthurns Schauspiel: „Der Wald bei Hermannstadt“.

**IX. Neujahrsblatt** des Kunstvereins und des historisch-antiquarischen Vereins zu Schaffhausen.

Vogler C. H., Der Künstler und Naturforscher Lorenz Spengler aus Schaffhausen. 2. Hälfte: Der Künstler und Naturforscher.

**Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg.** Dritte Folge. 43. Heft.

Unterforscher A., Die Namen des Kalfertales.

Hammer H., Litterarische Beziehungen und musikalisches Leben des Hofes Herzog Siegmunds von Tirol. — I. Einleitung. 1. Verhältnis zu Cnea Silvio. 2. Beziehungen zu Lorenz Blumenau und Gregor von Heimburg. 3. Beziehungen zur Universität Freiburg und zu anderen Universitäten. 4. Beziehungen zum Humanismus. II. Musikalisches Leben.

Ettenhal G. von, Alfons Huber.

**Zeitschrift des westpreussischen** Geschichtsvereins. Heft 41.

Gebre F., Der Geschichtsschreiber Barth. Warzmann im Kreise seiner Abschreiber. Ein Beitrag zur Quellenkunde der Danziger Chroniken im 16. Jahrhundert.

Freitag H., Michael Meurers Leben bis zu seiner Ankunft in Preußen. Heme W., Academia Culmensis, ein Abriß ihrer Geschichte.

Simon P., Ein Beitrag zur Lebensgeschichte von Caspar Schütz.

Günther D., Miscellen aus Danziger Truden und Handschriften. I. Vom Danziger „Nummelbeiß“. — Ein lateinisches Lied zur Bekämpfung dieses Ratzburger Weißbiers.

Jellinek A., Drei politische Gedichte aus der Zeit des polnischen Erbfolgekrieges. (Nachtrag.)

**Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte.** Neue Folge. Jahrgang 8.

Heft 1/2. Stälin von, Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. D. Schwäbisch-württembergische Beziehungen zu Wallenstein.

Heft 3/4. Steiff A., Lobspruch auf Sabina, Gemahlin Herzog Ulrichs von Württemberg 1511.

Steiff A., Sind die Trommelfeine von Herzog Ulrichs Hochzeit echt? — Wahrscheinlich von Jaf. Freischlin 1611 hinzugegedichtet.

**Mitteilungen des Altertumsvereins für Zwidau und Umgegend.**

Heft 6.

Clemen D., Johannes Sitvius Egranus (Wildenauer). — Mit Beilagen: Gedichte und Briefe von Egranus. Briefe an ihn. Verzeichnis seiner Schriften.

Jabian C., Die Einführung des Buchdrucks in Zwidau 1523. — Beilagen: Archivalische Beiträge, Hans Schönsberger und die Zwidauer Druckerei betreffend. Briefe Jörg Gastets. Verzeichnis der ältesten Zwidauer Drude 1523—1526.

### Allgemeines.

**Volksbote.** Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1900. 63. Jahrgang.

Allmers H., Schwurgerichtserinnerungen. Fortsetzung seiner in früheren Jahrgängen veröffentlichten Lebenserinnerungen. A. S.

**Kalender des Deutschen Schulvereins** auf das Jahr 1900. 14. Jahrgang.

Rosegger Peter, Hans Grasberger. Nachruf.

Grasberger Hans (aus dessen Nachlaß), Ein ungewöhnlicher Fasttag, Erzählung. — Der Fflug, Gedicht.

Peter Joh., Dorfanz im Böhmerwalde, Schilderung aus dem Volksleben.

Noë Heinrich (aus dessen Nachlaß), Aus der Höhlenwelt, Landschaftsbild.

Frauk Anton, Was verstehen wir unter Volkstum? Ein Wort zum Verständnis unserer Zeit.

Freudank = Groß A., Franz Freiherr von Gaudi, literarisches Gedenkblatt. A. S.

**Deutsche Rundschau.** 26. Jahrgang.

Oktober. [Nodenberg J.], Die Begründung der deutschen Rundschau. Ein Rückblick. — Zur Vollendung des ersten Vierteljahrhunderts. Mit faksimilierten Briefen von Auerbach, Gustav zu Putlitz, Helmholz, Zobel, Zeller, Du Bois-Reymond, Anton Auerberg, Storm, Geibel, Paube, Fontane und anderen.

Zeller C., Über Systeme und Systembildung.

Dehse Paul, Jugenderinnerungen. I. Berliner Jahre. — Emanuel Geibel und Franz Augter.

Aphorismen aus dem Nachlasse von C. Geibel.

Ein Besuch bei Goethe im Jahre 1808. — Briefe der Frau Caroline Zartorius über ihre Zusammenkünfte mit Goethe Anfang October 1808. Ferner ein bisher nicht veröffentlichter Brief Goethes an sie.

Bölsche W., Novalis und das neue Jahrhundert. — Novalis' Werke herausgegeben von Meißner.

November. Dezenber. Seyse P., Jugenderinnerungen. II. König Max und das alte München.

Frau von Krüdener.

Dezenber. Baillen P., Die Schlacht von Auerstedt. Eigenhändige Relation König Friedrich Wilhelms III.

Zeller G., Ludwig Uhland betreffend. — Äußert seine Bedenken über die Wichtigkeit eines oben S. 4 mitgetheilten Ausbruches, den Uhland über Auerbach gefällt haben soll.

Hüffer H., Zu Heines Geburtstagsfeier. — Für das Jahr 1797.

Erich Schmidts „Leßing“.

### **Nord und Süd.** Band 91.

October. Hund H., Lavaters Aufzeichnungen über sein Zusammensein mit Goethe in Ems 1774. — Mittheilung handschriftlicher Tagebuchnotizen vom 12. bis 18. Juli. Ein gereimter Brief von Venz an Goethe. Improvisationen von Goethe.

November. Landsberg H., Otto Erich Hartleben.

Möhl J., Zur Geschichte des Censurwesens.

Dezenber. Zeittels A., Justus Frey. Ein Charakterbild.

Schneider C., Philojobbie und Psychologie.

### **Preussische Jahrbücher.**

Band 97. September. Bode W., „Meine Religion“ von Goethe. — Zusammengesetzt aus Goetheschen Aussprüchen und Versen.

Goslich Marie, Briefe von Johanna Winkel. (Schluß.)

Schmidt D. A., Klopstock, der Vater unserer Vaterlandsdichtung.

Sandvoß F., Ewart: Goethes Vater. Wetrich: Christian Wagner.

Band 98. October. Harnack T., Zu Goethes 150. Geburtstag.

Kellen Tom, Der Massenvertrieb der Volkslitteratur.

Sandvoß F., Nagl und Zeitler: Deutsch österrreichische Litteraturgeschichte.

November. Külle D., Die ästhetische Gerechtigkeit.

Dezenber. Gallwitz H., Vom deutschen Gott.

Sandvoß F., Goethe Litteratur. — Goethe Jahrbuch. Vogel: Goethes Leipziger Studentenjahre. M. M. Wiener: Goethe 2. Auflage.

Sandvoß F., Volksländliches. — Fahnhardt, Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen. Brunier: Volkstied und Anderes.

### **Deutsche Revue.** 24. Band.

August. Freuchen H. von, Erinnerungen an Theodor Storm.

Dezenber. Hens G., Die Summe des 19. Jahrhunderts in öffentlich geistiger Beziehung.

Lewinsky J., Anzengruber, der Lehrer seines Volkes.

Schiller H., Die alte und die neue höhere Schule.

### **Westermanns Illustrierte deutsche Monatshefte.** Jahrgang 44.

Heft 517. 518. Rudorff C., Briefe von Carl Maria von Weber an Heinrich Lichtenstein.

Heft 518. Kamengießer P., Eduard Mörike.

### **Velhagen & Klasing Monatshefte.** Jahrgang XIV.

Heft 2. Heigel A. von, Die Separatvorstellungen König Ludwig II. von Bayern. — Bemerkenswerte Auswahl der Dramen.

Heft 3. Holzbock A., Bei den Oberammerganern. Begegnungen mit Emanuel Geibel.

### **Heimgarten.** Jahrgang 24.

Heft 1. Pecher J. R., Die erste Goethe-Zakularfeier in Weimar 1849. — Bericht eines Teilnehmers.

Heft 2. Kapfstein Th., Goethe und die Religion.

Heft 3. Bettelheim A., Briefe von L. Nuzengruber an Josefine Gattmayer.

### **Die Gesellschaft.** Band IX.

Heft 2. 3. 5. 6. Gnstrow F., Der Katholicismus und die neue Dichtung. IV. Die Neuroantik. V. VI. Marienhrif. VI. Judex ergo. (Zuschuß.)

Jakobowski L., Wollte Goethe populär werden? Ein Geleitwort zu einer Goethe-Ausgabe fürs Volk.

Heft 2. 5. 6. Steiner R., Myth der Gegenwart. Ein Überblick.

Heft 2. Greinz H., Adolf Fichler.

Heft 5. 6. Das Elend unserer Jugendlitteratur.

Heft 6. Jakobowski L., Litterarische Essays. Eine Übersicht.

### **Neue deutsche Rundschau,** der freien Bühne Jahrgang 10. Heft 10.

Monty J., Vom alten und neuen Drama. — Über die Schriften von Gloger, Steiger, Zittenberger und Andere.

### **Wiener Rundschau.** III.

Nr. 18. Moeller-Bruck A., Zur Kunst des Hintergrundes.

Nr. 25. Gundolf J., Über Bühnenanweisungen.

### **Die Insel.** 1. Jahrgang. Nr. 1—3.

Hudolf A. Schröder, Goethe (Gedicht).

Weier = Gräfe J., Beiträge zu einer modernen Ästhetik.

Brentano Clemens, Von dem Leben und Sterben des Grafen Gaston Phöbus von Foix und von dem traurigen Tode seines Kindes Gaston. A. S.

### **Die Kultur.** Jahrgang 1.

Nr. 1. Schanz, Die geistigen Strömungen der Gegenwart.

Nr. 1. 2. Muth, Unser Verhältnis zu Goethe.

### **Revue franco-allemande.** I.

Nr. 16. Goethes Briefe an Neureuther.

Prodhomme J. G., Goethe et les compositeurs français.

Nr. 18. Schwein H., Hördertin und Riesche.

Prodhomme J. G., Goethe et les musiciens français.

### **Deutsche Dichtung.** Band 27.

Heft 1. Franzos J., Franz Dingelstedt und Ludwig Döbler. — Mit einem ungedruckten Briefe Dingelstedts.

Heft 1. 2. Ewert M., Wittibald Alexis.

Heft 2. 3. Esther C., Ungedruckte Briefe von Heinrich Heine.

Heft 3. Eine Jugendarbeit Ferdinand Freiligraths.

J. C., Pantenus.

Heft 4. Aus Dingelstedts Jugend. — Ein Brief Dingelstedts an Heimide in Gotha 1837.

Liedge an Ebert. — Über „Wasta“. April 1829.

Heft 5. Franzos A. C., Heines Geburtstag. — Hält fest am 13. Dezember 1797.

### **Litterarisches Centralblatt.**

Nr. 51 52. mp. [Winde-Pouet], Kleists Meisterwerke, herausgegeben von Eugen Wolff; Der zerbrochene Krug, Prinz Friedrich von Homburg. — Mit Ausnahme der Untersuchungen Wolffs über die Textgestaltung sehr abfällig beurteilt.

**Deutsche Literaturzeitung.**

Nr. 41. Meier H., Wien: Einfluß der deutschen Literatur auf die niederländische.

Nr. 44. Steig R., Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier vom Hochsitz. Weimars Festgröße. Brockhaus: Zum 28. August 1899.

Nr. 45. Buchner W., Richter: Freiligrath als Übersetzer.

Kürst R., Zu F. Kinders Verichtigung. (Englische Studien XXVI, 320.)

Nr. 46. Rieter C., Mettner: Ueber den religiösen Gehalt von Lessings Nathan.

Nr. 47. Meyer R. M., Lublinski: Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert.

Nr. 48. Straß A., Morris: Goethe-Studien. II.

Nr. 50/51. Matthias A., Viele: Pädagogik und Poesie.

Nr. 52. Biese A., Bartels: Klaus Groth.

**Allgemeines Literaturblatt.** Jahrgang 8.

Nr. 21. Czerny R., Zittenberger: Dramaturgie der Gegenwart. I.

Nr. 22. Hein W., Johu-Czerny: Egerländer Volkslieder.

Nr. 23. Schönbach A., Arndt: Übergang zum Neuhochdeutschen in der Sprache der Breslauer Kanzlei.

Kralik R. von, Wechsler: Die Sage vom Graf.

Mattcher L., Pataki: Lexikon deutscher Frauen.

F., Die Theater Wiens. I und II.

**Litterarischer Handweiser.** Jahrgang 38.

Nr. 16/17. Trizenschaf J., Salomon: Geschichte des deutschen Zeitungswezens. — Mit Berichtigungen und Ergänzungen.

Nr. 8/9. Hüttstam J., Wienstein: Lexikon katholischer deutscher Dichter. — Ablehnend.

Nr. 18. Hüttstam J., M. Herbert und ihre Gedichte.

**Revue critique.**

Nr. 38. Henry W., Moehler Polte: Kleinere Schriften zur Märchenforschung.

Nr. 41. H. V., Wolff: Die Gesetze der Poesie.

Nr. 44. A. C. [Cunquet], Veitmann: Aus Lichtenbergs Nachlaß. Bischoff: Fied als Dramaturg. Baechtold: Kleine Schriften.

**Das litterarische Echo.** Jahrgang II.

Nr. 1. Brandes G., Weltliteratur.

Conrad H., Fontanes Hamlet.

Jacobowski L., Zu Stingers Gedächtnis.

Hevesi L., Ferdinand Mürrberger.

Möser A., Nachlaßschriften von Bernays.

Kränkel L., Robinsons Weg durch die Weltliteratur.

Nr. 2. Greiner L., Das junge Bavern.

Nr. 1. Geiger, Gertrud Franke-Schievelbein.

Lublinski Z., Wiener Romantik.

Nr. 5. Lange, Hans Hoffmann.

Nr. 6. Borchardt, Georg Freiherr von Smpteda.

Waldberg M. von, Bächtolds Kleinere Schriften.

Nr. 3. Berg L., Der Zukunftsroman.

**Der Thürmer.** Jahrgang II.

Nr. 1. Gerhardt Amnator von, Weltanschauungen am Jahrhundert-Ende.

Mohr J., Justinus Kerner und die Zeherin von Freyort.

Wayne, Der Dichter Herr von Treitschke.

Alexis bei Goethe.

Nr. 3. Fresher, Brandes und seine Schule.

**Die Zukunft.** Jahrgang 8.

Nr. 7. Landauer G., Fritz Mauthner.

Nr. 11. Gumplowicz L., Soziologische Geschichtsauffassung.

**Der Kunstwart.** Jahrgang 13.

Heft 1. Bartels A., Die Modernität. — Servaes: Prästudien. Moeller-Bruct: Die moderne Literatur.

Heft 1. 5. Graf M., Anton Bruckner.

Heft 2. Vom Deutschen in der Kunst.

Heft 2. 3. Hart J., Das fragmentarische Liededrama.

Heft 3. Schielderup G., Ist ein modernes realistischcs Musikdrama möglich?

Heft 4. Reichhaltiger kritischer Weihnachtskatalog.

Heft 5. [Ivenarius], Halbwelt. — Zu der Literatur.

Barla H., Musikalische Weihnachtsspiele.

Heft 6. Dichtung und Kinderstube.

Bartels A., Warum wir uns über die Heimatkunst freuen.

Göhler G., Peter Cornelius.

**Die Gegenwart.** Jahrgang 28.

Nr. 34. Zimchowitz S., Goethe, der Rheinländer. — Aus Goethes Ministerzeit. Mit zwei ungedruckten Briefen.

Nr. 40. Köster K., Klaus Groth und Fritz Reuter.

Nr. 43. Wulfov W., „Unsere beliebteste Schriftstellerin“. — Gegen Natalie von Sibiruth.

Janßen G., Aus dem Archiv der Schillerbühne. — Über Dalbergs Bearbeitung der Künber, über das Soufflierbuch des Fiesko in Schillers Bearbeitung, über Dalbergs Intendanz-Akten.

Nr. 46. Greif M., Erinnerung an Karl du Prel.

Nr. 47. Leicht H., M. Vazarus.

Stövebrandt L., Verbrechen und Wahnsinn in der Literatur.

Nr. 48. Martini W., Theodor Mommsen als Dichter. — Ueber das 1843 von Mommsen mit Storm und seinem Bruder Incho herausgegebene Lieberbuch.

Nr. 50. Ebner Th., Zur schwäbischen Literaturgeschichte.

**Das Magazin für Literatur.** Jahrgang 68.

Nr. 39. 40. Houben H., Goethes Popularität.

Nr. 40. Reuter L., Gerhart Hauptmann in Italien.

Nr. 40. 41. Schmidkunz H., Dichtkunst und Psychologie.

Nr. 45. Michel H., Goethes Euphorjone.

Nr. 47. Jacobowski L., Romantische Lyrik.

Nr. 50. Schmitt H. E., Der sittliche Adel in der Weltanschauung Rickichs.

**Dramaturgische Blätter.** Jahrgang 2.

Nr. 41. 42. Houben H., Zur Bühnengeschichte des Uriel Acosta. (Schluß.)

Nr. 46. 47. Houben H. K., Molières Tartuffe und Gukow's „Arbid des Tartuffe“.

Nr. 49. 50. Steiner K., Goethe als Ästhetiker.

Nr. 51. Landsberg H., Das Heine-Problem.

**Die Zeit.** Band XXI.

Nr. 264. Morold M., Ferdinand von Saar.

Nr. 270. Hoegger F., Plauderei über unsere Sprache.

Nr. 272. Kubinski Z., Freitag und Treitschke.

Schlaf J., Wilhelm Busch in neuer Ausgabe.

**Die Nation.** Jahrgang 17.

Nr. 10. Geiger A., Ein neuer Dill Eulenspiegel. — G. Fuchs' Komödie Dill Eulenspiegel.

Nr. 11. Wiener Nch. M., Der Dichter des „Romanzero“.

Nr. 12. Bittelheim A., Freitag und Treitschke im Briefwechsel.

**Die Wage.** Eine Wiener Wochenchrift. Jahrgang 2.

Nr. 40. 41. Berger A. von, Das Wiener Hofburgtheater.

Nr. 42. Wassermann J., Die Memoiren einer Prinzessin Sophie von Bayreuth.

Nr. 43. Karpeles G., Charlotte Emlden.

Nr. 44. David F. J., Vulthaupt als Dichter.

Nr. 43. Sosnosky Th. von, Romandentsch.

Nr. 46. Berger A. von, Schiller und die Modernen.

Nr. 47. Bartels A., Litterarische Uebersichten: Sommer 1899.

Nr. 48. Jannz, Goethe und die Hurrah-Patrioten.

Conrad M. G., Der Kampf um Niessche.

Nr. 50. Vothar R., Vom Burgtheater. — Mit einer historischen Übersicht der Prinz von Homburg-Aufführungen am Burgtheater.

Nr. 55. Specht R., Epilog zum Heinetag.

**Die Grenzboten.** Jahrgang 58.

Nr. 40. W. L., Karl von Billers und Frau von Staël.

Der deutsche Volksgefang. Fabelbetrachtungen eines Arztes.

Nr. 43. 44. C. J., Tod und Auferstehung der Philosophie.

Nr. 48. A. P., Das Elend unserer Jugendlitteratur. — Referat über Wolgast.

**Ethische Kultur.** Jahrgang VII.

Nr. 4. Kronenberg W., Ethische Probleme und dichterische Stimmungen.

Nr. 9. Bolin W., Humanität und Zivilisation.

Houben H., Friedrich Spielhagen.

**Das neue Jahrhundert** (Adln). 1. Jahrgang.

Nr. 42. Kalkschmidt G., Heimatsdichter und Volkspoeten.

Nr. 46. Scholz W., Wert und Wesen der freien Bühnen.

**Leipziger Illustrierte Zeitung.**

Nr. 2930. Heinemann R., Zu Goethes 150jährigem Geburtstage.

**Die Gartenlaube.**

Nr. 31. Euler C., Bismard und Jahn.

**Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung (Berlin).**

Nr. 40. Ellinger G., Zum Jubiläum von Schillers Glocke.

Nr. 39. 40. Wehe M., Philander von der Linde und sein Kreis. Eine litterarhistorische Studie.

Nr. 41. 42. Schaarichmidt F., Goethe in seinen Beziehungen zu einigen rheinischen Künstlern seiner Zeit. Eine Erinnerung an die Rheinische Goethe-Ausstellung 1899.

Nr. 42. 43. 44. Schneidet G. H., Der deutsche Press- oder Vaterlandsverein im Jahre 1832 33.

Houben H. H., Heinrich Vanbe als Theaterdirektor.

Nr. 43. Wiener N. M., Feuchterleben.

Nr. 48. Kraeger H., Zu Conrad Ferdinand Meyers Gedächtnis.

Nr. 49. Mühl F., Ein thüringisch schwäbisches Urtheil über Goethe aus dem Jahre 1776. — Nach einem Briefe von C. C. Klüpfel, dem Begründer des Gothaischen Hofatenders: „... Goethe ist ein Mann von 26 Jahren, feurig und zu allen Ausschweifungen im großen wie im Kleinen aufgelegt, so wie der Herzog zu den letzteren. Ihre Harmonie geht so weit, daß sie sich schon längst beide nicht anders, als mit Du sprechen. Wie sehr ist ein Land bei einem solchen Herrn zu beklagen. Wieland macht bei alle diesem nicht die tobenswürdigste Figur. Er haßt Goethe im Herzen und doch kriecht er vor ihm und vergöttert ihn sowohl in gebundener als unge-



bundener Rede, nur damit er auch ein wenig unter dem Glanz seiner Strahlen leuchten möge.“

Nr. 50. Fode R., Karl Herloßjohn. Zu seinem fünfzigsten Todestage (13. Dezember 1849).

Nr. 51. 52. Seeger D., Das Erfurter Weihnachtspiel des Johann Leon 1553.

Nr. 52. Schwann M., Jahrhundertwende.

Witte E., Theodor Fontane.

**Vossische Zeitung.** Nr. 496. Abendblatt.

Consentinus E., „Freigeister, Naturalisten, Atheisten“, ein Aufsatz Lessings im Wahrsager.

**Beilage zur Norddeutschen Allgemeinen Zeitung (Berlin).**

Nr. 245. 18. Oktober. Johann Georg Schlosser.

Nr. 251. 25. Oktober. Fiege Rud., Ditters von Dittersdorf.

Nr. 287. 7. Dezember. Renk Ant., Ein Tiroler Bauerntheater. Kultur-  
skizze aus Tirol.

Nr. 288. 289. 8. 9. Dezember. Geiger Ab., Über neuromantische Myth.

Nr. 292. Zieler Gust., Heinrich Heines 100. Geburtstag.

Nr. 294. Gaeders Karl Th., Der Nestor der deutschen Dramatiker. — Heur.  
A. S.

**Berliner neueste Nachrichten.** Nr. 517.

Fürst R., Die böse Schwiegermutter. Ein Beitrag zur Geschichte der Motive.

**National-Zeitung (Berlin).**

Nr. 511. Weißlein G., Aus Weimars Theaterleben 1809. Mit einem unge-  
druckten Briefe von Rudolf Abelken.

Nr. 553. 559. Gleichen-Nußwurm A. von, Vom Traum in der Dichtung.

Nr. 531. 532. Berg L., E. von Fenchtersleben.

Nr. 639 Weißlein G., Johann Christian Brandes.

**Frankfurter Zeitung.**

Nr. 236. Waldmüller R., Zu Schillers Gedächtnis.

Nr. 302. Geiger L., Unbekannte Xenien von David Friedrich Strauß.

**Zeitung für Literatur, Kunst und Wissenschaft.** Beilage des **Ham-  
burger** Korrespondenten.

Nr. 18. Achelis Th., Goethe als Lyriker.

Nr. 21. Fetisch R., Hamburg bei Wilhelm von Humboldt und Eich-  
dorff.

Nr. 23. Sell D., Goethes Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Nation.

**Hannoversches Unterhaltungsblatt.**

Nr. 31. Mielle H., Held und Heldin im deutschen Roman.

**Karlsruher Zeitung.**

Nr. 249. Nilian E., Aus dem Nachlasse von Michael Bernays.

**Leipziger Zeitung.**

Nr. 79. Markgraf R., Zur Geschichte des Zeitungswesens in Leipzig.

Beilage Nr. 121. Seliger P., Johann Georg Schlosser.

**Leipziger Tageblatt.**

Nr. 366. Jofani E., Ernst Scherenberg.

**Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München).**

Nr. 225–227. Ebner-Eschenbach Marie von, Aus den Erinnerungen des  
Feldmarschall-Lieutenants Moriz Freiherrn Ebner-Eschenbach.

Nr. 226. Garr M., G. E. A. Hoffmann als Missionschriftsteller.

Nr. 229. 230. Chamberlain H. S., Paul Deussen und die Bedeutung der  
altindischen Weltanschauung für das Leben der Gegenwart.

- Nr. 230. Bettelheim A., Nachwort zu den Erinnerungen des Freiherrn von Ebner-Eschenbach.  
 Haag A., Die direkte Methode der Mundartenkartographie, ihre sprachwissenschaftliche Bedeutung und innere Nothwendigkeit.  
 Nr. 231. Caro J., Der neusprachliche Unterricht in den höheren Schulen.  
 Nr. 232. Manne H., Umland als Prosaist.  
 Nr. 243. 244. Schuster H., Zum Entwurf eines Gesetzes betreffend das Urheberrecht an Werken der Litteratur und der Tonkunst.  
 Nr. 246. 257. 279. 280. Asbach L., Heine und das Düsseldorf'sche Gymnasium.  
 Nr. 249. Wiener H., Alfred Fleckeisen.  
 Kistan G., Das Mannheimer Theater-Archiv.  
 Nr. 254. Peget E., Der Briefwechsel zwischen Gleim und Uz. — über Schüddkopfs Ausgabe.  
 Nr. 255. 256. Weisen A. von, Neue Romane und Erzählungen.  
 Nr. 260. Heiberger R.; Briefe von Joh. Brahms.  
 Nr. 263. Zittel A. von, Rückblick auf die Gründung und die Entwicklung der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften im 19. Jahrhundert.  
 Nr. 264. Pez A., Die Stammfise der Bayern und Liederreicher.  
 Wurzbach W. von, Eichendorff's Jugend.  
 Nr. 266. 267. Wolff E., Heinrich von Kleist und Ludwig Wieland. — Wendet sich neuerlich gegen die Ausführungen von Wufadinovic in Gegenwart Nr. 28, ohne dessen Nachweise erschüttern zu können.  
 Nr. 269. Kobell Luise von, Aus J. H. von Meyner-Alteneck's Lebens-erinnerungen.  
 Nr. 272. 273. Junck H., Zwölf Briefe von Lavater an Goethe.  
 Nr. 278. Louis R., Arbeit und Rhythmus. — Ueber die zweite Auflage von Büchers Buch.  
 Nr. 285. 286. Dünker H., Neues über Goethes „Faust“. — Pniower: Goethes Faust.  
 Nr. 291. 292. B[uller] L., Chamberlains „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“.  
 Nr. 296. 297. Bettelheim A., Grillparzer und Anzengruber.  
 Nr. 298. Jester R., Zur Entstehungsgeschichte „der Gedanken und Erinnerungen“ des Fürsten Bismarck.

#### **Beilage zur Bohemia (Prag).**

- Nr. 272. Widmann W., Zum Jubiläum der Glocke.  
 Nr. 324. Minor J., Frags deutscher Studenten zum Goethe-Commerz.  
 Nr. 353. 21. Dezember. Hauffen A., Deutsch-böhmische Dialektgedichte.

#### **Neues Wiener Tagblatt.**

- Nr. 278. Just A., Hanswursts Geburtstag (Gottfried Prehauser).

#### **Neue Freie Presse (Wien).**

- Nr. 12617. 7. Oktober. Gleichen Rufwurm Alex. Freiherr von, Zum Jubiläum des „Liedes von der Glocke“.  
 Nr. 12618. 8. Oktober. Th. Herzl, Gedanken über Nestroy.  
 Nr. 12656. 15. November. Ruß Viktor, Ulrike von Levekov.  
 Nr. 12660. 19. November. \* \* Seine letzte Liebe (Ulrike von Levekov).  
 Nr. 12671. 12672. 30. November. 1. Dezember. d'elle Grazie M. E., Ludwig Anzengruber. Zum 60. Geburtstage des Dichters.  
 Nr. 12684. 13. Dezember. Kaufmann Max, Heines „Monche“. Zur 100. Wiederkehr von Heines Geburtstag.  
 Nr. 12695. 24. Dezember. „Wolfram von Eschenbach“. Ein unaufgeführtes Festspiel von Paul Henje. — Autobiographisch. A. S.

## Anhang.

### Französische Zeitschriften.

Searbeitet von Charles Zenil in Paris.

#### **Revue pour les jeunes filles.**

20 juin. 5 septembre. 5 octobre. Tissot Ernest. L'Allemagne de Goethe.  
20 septembre. Souday Paul, Les jeunes filles de Wagner.

#### **Revue des cours et conférences.**

11 mai. Lichtenberger Henri. Henrik Ibsen.  
25 mai. Séailles G., La morale de Kant. Le bien moral.  
21 décembre. Séailles G., La méthode de Kant.

#### **Mercure de France.**

Juin. Octobre. Décembre. Gaultier J. de. De Kant à Nietzsche. L'instinct de connaissance. — Kant et l'Hindouisme. — Transformation philosophique.

#### **Les Etudes.**

25 mai. Prélôt, Bismarck et la transformation de l'Allemagne.

#### **Bibliothèque universelle et Revue Suisse.**

Mai. Dumur F., Un grand écrivain Suisse, Gottfried Keller.  
Décembre. Planchet E., L'Allemagne nouvelle et ses historiens.

#### **Le Correspondant.**

25 juin. M<sup>me</sup> E. Paris. L'art du moyen âge et la Renaissance en Allemagne d'après le récent volume de M. Janssen.

#### **Revue Bleue.**

10 juin. Bouyer S., Beethoven et Wagner.  
30 septembre. Guillaud A., L'Allemagne nouvelle et ses historiens.  
16 décembre. Monod Gabriel, Une idéaliste allemande. Malwida de Meysenbug.

#### **Revue encyclopédique.**

17 juin. Ébray Alcide, L'Allemagne politique.  
18 novembre. A. le Glay, Le cent cinquantième de Goethe.

#### **Revue historique.**

Juillet--août. Mossmann X., La France et l'Alsace après le traité de Westphalie.

#### **Revue des deux Mondes.**

15 septembre. Wyzewa T. de, Le 150<sup>e</sup> anniversaire de Goethe.  
15 novembre. Wyzewa T. de, L'œuvre de Goethe et la critique allemande.

#### **Revue de Paris.**

1<sup>er</sup> octobre. Guillaud A., Henri de Treitschke.

#### **Nouvelle Revue.**

Octobre. Diémy Jean. Le 150<sup>e</sup> anniversaire de Goethe.

#### **Journal des Débats.**

3 juin. Muret Maurice, Les théâtres pendant le congrès de Vienne.  
18 juillet. Scillère Ernest, La vie — d'un superhomme, Max Stirner.  
23 mai. Sorel A. Emile, Le lyrisme moderne en Allemagne jugé par un allemand.

9 mai. Muret Maurice, La jeunesse de Frédéric III.

6 septembre. Barine Arvède, Une publication allemande. Les mémoires de la baronne Cécile de Courtot.

2 août. Barine Arvédé, Les lettres de Goethe à sa femme.  
1<sup>er</sup> septembre. Hallays André, En flânant: Weimar.  
17 décembre. Welschinger Henri, Moritz Busch. 1)

## Nachrichten.

Preisaufrage der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft für das Jahr 1902: Eine Darstellung der Entwicklung der deutschen Kulturgeschichtsschreibung von Herder bis auf Freytag, Niehl und Burckhardt einschließlic. Termin bis 30. November 1902.

J. Arnold Mayer in Wien gibt bei E. Felber in Berlin heraus: Quellen und Darstellungen zur Theatergeschichte Wiens und Deutschösterreichs.

### EXPOSITION UNIVERSELLE DE 1900

### CONGRÈS INTERNATIONAL D'HISTOIRE COMPARÉE

### SECTION D'HISTOIRE LITTÉRAIRE

*Président d'honneur* . . . M. Gaston PARIS, de l'Académie française et de l'Académie des inscriptions, administrateur du Collège de France.

*Président* . . . . . M. Ferdinand BRUNETIÈRE, de l'Académie française.

*Vice-Présidents* . . . { M. Victorien SARDOU, de l'Académie française;  
M. PETIT DE JULLEVILLE, professeur à la Faculté des lettres de l'Université de Paris;

M. Charles DEJOB, maître de conférences à la Faculté des lettres de l'Université de Paris.

M. Joseph BÉNIER, maître de conférences à l'École normale supérieure;

*Secrétaires* . . . . . { M. Gustave LAXSON, maître de conférences suppléant à l'École normale supérieure;

M. Joseph TEXTE, professeur à la Faculté des lettres de l'Université de Lyon.

#### *Membres du Comité:*

MM. ANDLER, maître de conférences à l'École normale supérieure; BESNARD, directeur de la *Revue d'art dramatique*; BOSSERT, inspecteur général de l'Université; BOUVY, chargé de cours à la Faculté des lettres de l'Université de Bordeaux; BRÉAL, de l'Académie des inscriptions, professeur au Collège de France; BRUNOT, maître de conférences à la Faculté des lettres de l'Université de Paris; CROU, maître de conférences à la Faculté des lettres de l'Université de Bordeaux; J. CLARETIE, de l'Académie française, administrateur de la Comédie-Française; H. COCHIN, député; H. DIETZ, professeur de rhétorique au lycée Buffon; JESSEY, ministre plénipotentiaire; KARTE, agrégé de l'Université; LEGER, professeur au Collège de France; LICHTENBERGER, professeur à la Faculté de lettres de l'Université de Nancy;

1) Die Fortsetzung der Bibliographie folgt im nächsten Hefte.

LEGRAS, professeur à la Faculté des lettres de l'Université de Dijon; MOREL, professeur au lycée Louis-le-Grand; MOREL-FATIO, professeur suppléant au Collège de France; OMONT, conservateur à la Bibliothèque nationale; PSICHARI, maître de conférences à l'École des hautes études; comte de PUYMAIGRE; REYNIER, professeur de rhétorique au lycée Louis-le-Grand; ROUANET, publiciste; SIRVEN, professeur agrégé de l'Université; STROEHLIN, professeur honoraire de l'Université de Genève; Téodor DE WYZEWA, publiciste.

*Le Congrès d'Histoire comparée des littératures (6<sup>e</sup> section du Congrès international d'Histoire comparée) se réunira à Paris, au Collège de France, du 25 au 29 juillet 1900. Les adhésions et cotisations sont reçues au Secrétariat général du Congrès, boulevard Raspail, 10, à Paris; au secrétariat de la section (chez M. Gustave Lanson, 9, rue du Val-de-Grâce), et par M. le comte de Tarade, trésorier, rue Cambou, 45, à Paris.*

*Les propositions de communications doivent être adressées au secrétaire de la section, M. Gustave Lanson, 9, rue du Val-de-Grâce.*

### PROGRAMME.

Tout en réservant le principe de la liberté des communications, le Comité d'organisation croit devoir attirer l'attention des personnes qui voudront bien prendre part au Congrès sur l'intérêt particulier et actuel des questions suivantes:

1<sup>o</sup> Questions relatives à l'établissement et à la critique des sources de l'histoire littéraire;

2<sup>o</sup> Questions relatives à la bibliographie de l'histoire comparée des littératures;

Questions relatives à l'étude des grands courants internationaux d'échange et de communication des idées littéraires, en particulier depuis l'époque de la Renaissance;

Questions relatives aux origines étrangères des oeuvres nationales et réciproquement à la diffusion des oeuvres nationales en pays étranger;

3<sup>o</sup> Questions relatives aux méthodes de critique et notamment à la mesure dans laquelle on en peut faire l'assimilation aux méthodes de l'histoire proprement dite et des sciences naturelles.

## Nikolaus Dumba

(† zu Pest am 23. März 1900).

Zu demselben Zeitpunkt, in dem unserer Zeitschrift in einem erleierten Kreise von Wiener Literaturfreunden selbstlose Förderer erstanden sind, haben wir den pflüchtigen Tod eines dieser hochberzigen Wönnner aufs schmerzliche zu betrauern.

Zeit Jahrhunderten spielt das orientalische Element in dem östlich gelegenen Wien eine wichtige Rolle und die Einwanderung aus Griechenland und den Donaufürstentümern führte der österreichischen Hauptstadt immer neues Blut und immer frische Kräfte zu. Groß- und Kleinhandel Österreichs befand sich vielfach in den Händen von Griechen. Noch aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wissen die Reisenden von dem bunten, farbenprächtigen Eindruck der Wiener Bevölkerung zu berichten, wozu die Griechen „in ihrer eigentümlichen Tracht mit langem Bart und hoher Mütze“ das Jbrige beitragen. Dagegen pflegten sich die vielen reichen

Griechen Wiens schon damals in ihrem Äußeren von den übrigen Bürgern nicht mehr zu unterscheiden. Shlenschläger in seinen Reisebriefen will wissen, daß sie fast den vierten Teil der Stadt besäßen. Bekannt ist Zelters Hymnus auf die blendende Schönheit der griechischen Frauen in seinem berühmten Brief an Goethe über seinen Wiener Aufenthalt im Sommer 1819. Der bewundernde Zauber einer dieser Frauen aus griechischem Blut (Marie Daffinger, geborene von Smoleniz) lebt in Grillparzers Dichtungen unsterblich fort.

Aus dieser griechischen Gemeinde Wiens stammt Nikolaus Dumba. Sein Vater war aus Macedonien eingewandert und war hier zu großem Reichtum gelangt; er selbst, in Döbling am 24. Juni 1830 — in demselben Jahre wie Kaiser Franz Joseph und Marie von Ebner-Eschenbach — geboren, war bereits ganz zum Wiener geworden. Ein prachtvolles Jugendbildnis hat uns die südlische Anmut seiner schönen Züge aufbewahrt. Der kaufmännischen Schule des Vaters entwuchs die künstlerische Anlage des durch Studien und Reisen hochgebildeten Jünglings; Musik und später Malerei nahmen seine Seele gefangen und er wurde auf diese Weise zum Kunstfreunde großen Stiles. Der feinsinnige Gönner Makart's und der jüngeren österreichischen Malergeneration, der begeisterte Verehrer Schubert's und des Chortiedes ist mit der künstlerischen Entwicklung Wiens in den letzten drei Decennien unzertrennlich verbunden. Von ehrfurchtsvoller Dankbarkeit gegen die schöpferischen Genien der Menschheit erfüllt, war er die eigentliche Seele aller jener Bestrebungen, die dahin abzielten, Österreichs Dichtern und Musikern in Wien Denkmäler zu errichten und alle diese Opferfeuer flammen jetzt zum Ruhm seiner eigenen einfachen und schlichten Persönlichkeit. Die zahlreichen Wiener Gelehrten und Schriftsteller, die sich in freudiger Erregung dazu vereinigt hatten, um die Feier seines siebenzigsten Geburtstages durch die Herausgabe einer umfangreichen, künstlerisch ausgestatteten Festschrift zu begehen, wußten es, alle zusammen und jeder einzelne, wie auch diese Gebiete des geistigen Lebens Nikolaus Dumba's steter Fürsorge und bereitwilligster Förderung gewiß sein durften. Dankbar und treu werden wir des edlen Gönners Namen stets in Ehren halten.

---

Zu der Handschrift abgezeichnet am 1. Januar, im Satze am 9. Mai 1900.

# Die Quelle von Ayvers Ehrlicher Beckin.

Von Johannes Volte in Berlin.

Unter Jakob Ayvers Fastnachtspielen hat „Die ehrlich Beckin mit iren drey vermeinten Hulern“ (4, 2763—2789 ed. Keller) um der guten Laune willen, mit der hier die Bestrafung dreier ungetreuer Ehemänner durch den Gatten der vergeblich unvorbenen Frau und ihre beleidigten Weiber vorgeführt wird, auch in unserm Jahrhundert (Wien 1876) den Weg auf die Bretter gefunden und Beifall geerntet. Woher aber Ayver den Stoff dieser Fosse entnahm, ist weder von Keller noch von Goedese oder Pfißl<sup>1)</sup> nachgewiesen worden.

Einen willkommenen Fingerzeig gewährt uns Lazarus Sandrubs<sup>2)</sup> 1618 gedruckte „Historia von dreyen Ehebrechern, wie es ihnen ergangen“, die im Gegensatz zu andern Schwänken von der treuen Frau<sup>3)</sup> den Ehemann zu einem Bäcker, die drei Liebhaber zu einem Goldschmied, Schuster und Schneider macht und auch in der Bestrafung der in drei Mehlsäcken auf den Markt getragenen Buhler mit Ayver übereinstimmt. Hier steht nämlich unter der Überschrift die Quellenangabe: „Aus einem Lied in folgenden Reymen verfasst.“

Dies Lied ist in einem Erfurter Flugblatte von 1592 auf der Berliner Bibliothek (Ye 641. 4 Blätter 8<sup>o</sup>) erhalten und lautet folgendermaßen:

Ein schön newes | Lied, von dreyen | Hulern. | Zu Thon. | Wie man den  
Stürzenbecher singt. |

<sup>1)</sup> Quellen für Ayvers Sing- und Fastnachtspiele. Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 6, 430 (1893).

<sup>2)</sup> Delitiae historicae et poeticae Nr. 57 (Neudruck von Milchjad 1878).

<sup>3)</sup> Vgl. die Zusammenstellungen zu Val. Schumanns Nachtbüchlein 1893, Nr. 47 und in Freys Gartengesellschaft 1896, S. 286.

Ein neues Lied vnd kurzweilig Gedicht  
 Wirt euch jezund allhie bericht  
 Von dreien Hulern wol bekandt,  
 Doch hier mit namen nicht genaunt;  
 Dann sie solches nicht gerne leyden,  
 Sie nemmens jetzt die Ehr abschneiden.  
 Werß sagt, dem soll es nicht gelingen,  
 Nicht weniger thut mans singen.  
 Wie ihr drey haben gebulet, ichau,  
 Nach einer schönen Becken Frau,  
 Wie euch diß Liedt berichtet schon;  
 Kanst es singen ins Judenschmidts Thon.

Wer lullen will ohn sorgen,  
 Der kriech in Sack inverborgen.

Gedruckt zu Erfurt, bey Jo- | hann Beck, 1592. |

- [Aib] 1. Hoert zu ein seltsam Ebenthewr,  
 Was sich hat zugetragen hewr  
 Zu Münster in der Statte  
 Mit eines reichen Becken weib,  
 Auch drey Ehemennern drate!
2. Der erste war ein Goldschmid freh,  
 Der ander ein Schuster darbey,  
 Ein Schneider auch darneben;  
 Die giengen der Beckin heimlich nach,  
 Keiner vom andern wußt, merckt eben.
3. Die Beckin der ehren fromm was,  
 Gieng hin, sagt irem Mann bald, das  
 Die drey ihr thun nachstellen  
 Mit guten worten und geschenck,  
 Sie an ihren ehren züfellen.
4. Der Beck war ein listiger Man,  
 Sprach: 'Fraw, merck, wie ich ihm will thun,  
 Gleichsam wöl ich Griefß machen!  
 Schaw, wie du sie bringst in das Hauß,  
 Ich will sie lehrnen baden.
5. 'Doch wil ich sambt unserm Knecht  
 Zu dem Roßstall verbergen recht.  
 Paß ein nach dem andern kommen!'   
 Die Fraw sprach: 'Merck, mein lieber Man,  
 Wie ichs hab fürgenommen!
6. 'Es muß einer den andern erschrecken:  
 Ein will ich in den Backofen stecken,  
 Den andern in ein Sack verbergen,  
 Der dritt muß auch in ein Sack,  
 Mit angst und großen sorgen.' [Aija]



7. Das gefiel dem Beden im [Herzen wol.]  
Die Frau sprach: 'Ein Loß ich dir geben soll,  
Wenn du und der Knecht solt kommen:  
Wenn ich Holß fang zü bauen an,  
So hab ich schon gewonnen.'
8. Also ward der rath beschlossen.  
Die Bedin gieng unverdrossen,  
Wo sie zum Goldschmidt mocht kommen;  
Der war ir doch im herzen hold,  
Das bracht in wenig frommen.
9. Sie ging hin, gab ein jeden bescheid,  
Der erst solt kommen umb achte zeit,  
Der ander umb neun uhren,  
Der dritt umb zehen. Merket mich,  
Was sich da thet da begeben!
10. Als nun der abend kam herzu,  
Der Goldschmid het kein rast noch ruh,  
Die zeit war im gar lange,  
Er hört fleißig auff den Stockenschlag:  
Umb acht kam er gegangen.
11. Die Bedin hett acht auff die Thür,  
Sie trat gar bald zü im herfür,  
Thet in [gar] wol empfangen.  
Er nam sie bey ihr schneweißen Handt,  
Thet sie freundlich umbfangen.
12. Sie giengen in der Stuben warm,  
Er nam sie baldt an seinen Arm,  
Sprach: 'Herzlieb, ihr solt meiner gedenden;  
Den Becher und ein ring von Goldt  
Den will ich euch jetzt schencken.'
13. Das war bey achtzehen Gulden wert. [Nijb]  
Er sprach: 'Das hab ich lang begehrt.'  
Er wolt als mit ihr scherzen.  
Sie sprach: 'Wir wöllen essen zü nacht.'  
Er greiff ihr nach dem Herzen.
14. Als sie zü Tisch waren gefessen,  
Vermeinten zü trincken und zü essen,  
Da thet es neune schlagen.  
Der Schuster kloppfet an der Thür,  
Die Frau fieng an zü klagen.
15. Sie sprach: 'Ach Gott, mein Man ist drauß!'  
Der Goldschmidt erschradt sehr überauß,  
Das scherzen war ihm vergangen.  
Die Frau sprach: 'Wenn er uns findt bensam,  
So leß er uns warlich fangen.'

16. 'Doch wenn ir mir wolt folgen thun,  
So wil ich euch helffen darvon  
Zü morgen frö vor tage;  
So kriecht in Badoffen nein,  
Seid ihr sicher ohne klagen.'
17. Der Goldschmidt froch in Ofen nein,  
Dafür schob sie den Ofenstein,  
Zü der Haupsthir kam sie gegangen  
Und öfnet sie in kurzer ehl,  
Den Schüster thet sie schon empfangen.
18. Sie führt ihn in die Stuben behend,  
Neun Goldgülden hett er in der Heudt,  
Sie danket im mit trewen,  
Sprach: 'Ichs noch wol verdienen wil.'  
Der Narr thet sich frewen.
19. Vermeindt ein güten müz zu haben:  
In [Mija] dem thet der Schneider hertragen.  
Als es zehen thet schlagen,  
Da klopfet er geschwind an der Thür.  
Die Fraw sieng an zü klagen.
20. Sprach: 'Mein Mann und der knecht  
Kommen auß der Mühle schlecht.'  
Sprach: 'Ach Gott, wie soll ichs anfangen!'  
Der Schuster erschrocken war,  
Sprach: 'Wer ich nie auff die Bulschafft gangen.'
21. Sie bracht ein langen Sack herfür,  
Sprach: 'Wenn ihr wolt folgen mir,  
So seid ir ohn alle sorgen.  
So kriecht in disen Sack hinein,  
Da seid ihr wol verborgen.'
22. Der Narr sich überreden ließ.  
Wie bald sie in in Sack nein stieß  
Und thet in oben zübinden  
Und lehut ihn zu andern Secken hin  
Au der Wand wol dahinden.
23. Dem Schneider sie gar bald auffthet.  
Der Narr Gest in henden het,  
Zehen Taler (merckt mich eben),  
Die hatten den Nürnbergger schlag,  
Thet er sein Bulen geben.
24. Sie sprach: 'Herzlieb, in ehl  
Zit an Tisch ein kleine weit!  
Ich will uns Rüche backen.'  
Sie hawet holtz mit geschwinden list,  
Der Beck und knecht thet sich auffmachen.

25. Und klopfjet an der Thür behendt.  
Die Fraw kam in die stuben gerent,  
Sprach: 'Ach wehe, Herzklieb, uns beyden!  
Mein [Mijs] Man und Knecht seindt vor der Thür;  
Wir kommen in großes leiden.
26. Der Schneider sich auch bereden ließ.  
Wie baldt sie in in Sack nein stieß  
Und verbandt ihn wol und eben  
Und trug ihn zü den andern hin.  
Hört, was sich hat begeben!
27. Sie machet auff die Thür behend,  
Der Beck kam hineingerent,  
Sprach: 'Fraw, wir müssen bachen.  
Knecht, thü das Mel in Trog  
Und schick dich zü den Sachen!'
28. Der Knecht in die Stuben kam,  
Den Sack er mit dem Schneider nam,  
Warff ihn in Trog mit gewalte.  
Der Schneider im Sack schrey mordio.  
Der Knecht sprach: 'Das muß der Teuffel walten.
29. 'Was ist das für ein Ebentherer!'  
Sprach: 'Meyster, es ist ungeherer,  
Das Mel ist lebendig worden,  
Oder der Teuffel stecht in dem Sack.'  
Der Beck sprach auß zoren:
30. 'Soll denn der Teuffel im Sacke sein,  
So hab ich droben ein Büchlein klein,  
Damit kan man den Teuffel beschweren.  
Bring mir ein Bengel anderthalb Ellen lang!  
Damit muß ich im die Haut erberen.'
31. Der Beck mit dem Büchle kam,  
Den Bengel inn die Hende nam,  
Creutzweis thet er drein schlagen:  
'Wie seidt ihr in die Sacke kommen?  
Das solt ihr mir sagen.' [14a]
32. Sie schrien in Secken allebend,  
Keiner vom andern wissen thet,  
Ein jeder sprach: 'Ich bin kein Teuffel.'  
Der Beck sprach: 'Wie seyd ihr in mein Sacke kommen?  
Daran trag ich kein zweiffel.'
33. Der Knecht nam den andern Sack,  
Nam den, da der Schuster in stact,  
Und warff in in trog behende  
Uff den Schneider unbarmhertzig.  
Der schrey: 'O Gott, hilf mir an mein ende!'

34. Der Knecht sprach ohn allen spot:  
 'Kein Teuffel schreit nicht zu Gott.  
 Wir wöllens anders machen.  
 Den Backofen will ich heissen thun,  
 Wir wöllens das Mel mit den Ecken backen.'
35. Als der Knecht mit dem Feuer kam  
 Und der Goldschmid den rauch vernam  
 In dem Ofen (merckt eben),  
 Schrey er erbermtlich mit lauter stim:  
 'Ach friste mir mein leben!'
36. Ich will dir geben ein reich geschenk.  
 Der Knecht sprach: 'Das findt seltsame schwenck.  
 Wer hat dich darein tragen?  
 Was gibst mir, ich hilff dir davon?' —  
 'Ein Dolsch mit Silber beschlagen.'
37. Der Knecht ein Sack bracht an dem endt,  
 Sprach: 'Darein krensch du behend!  
 So wil ich dich auff die Gassen tragen.  
 Von [Ab] mir sol es verschwigen sein,  
 Ich wilß auch niemandt sagen.'
38. Der Goldschmid troch auch inn den Sack hinein.  
 Der Knecht trug in auch in die Stuben hinein,  
 Sprach: 'Ich hab noch ein Teuffel gefangen,  
 In diesen Sack hab ich ihn gebunden.'  
 All drey haben sie auffgehangen.
39. Also kamens all drey in die Zech.  
 Zu morgens frü nam sie der Beck,  
 Thets auff den Kornmarkt tragen  
 Und ließ sie ligen in dem Sack.  
 Jederman thet da fragen,
40. Was doch in Ecken wer.  
 Niemandts wist, wo sie kemen her,  
 Der Marktmeister thet sie auffbinden.  
 Werens bey iren Weibern blieben,  
 So hett man sie da nicht dörfen finden.
41. Also wurdenz all drey wol geschmiffen,  
 Zween haben sich darunder beschiffen,  
 Das buten war ihn vergangen.  
 Ja, wenn die Katzen also natschen gehn,  
 Werden sie also gefangen.
42. Also ist diesen dreyen Narren geschehen,  
 Die ander Leut Weiber wöllens versehen  
 Und hetten daheim gnug züschaffen.  
 Darumb kriech keiner in den Sack,  
 Man wirdt soust auch sein lachen.

Die Vergleichung dieses Liedes mit Sandrubs Historia lehrt, daß Sandrub sich durchaus an die ältere Erzählung hält. Daß auch Myrer das Lied benutzte, ist trotz einiger Abweichungen ohne weiteres klar und braucht kaum genauer dargelegt zu werden.<sup>1)</sup> Seine Abweichungen bestehen, abgesehen von den neuen Personennamen und der fortgefallenen Ortsangabe, teils in Zusätzen, teils in kleineren Abänderungen. Hinzugefügt hat Myrer S. 2767—71 die Werbung der drei Buhler, die jeder der Frau Charitas ein Geschenk überreichen und auf zwei Uhr nachts bestellt werden; ferner hat er S. 2771—76 die Scene der auf ihre Männer argwöhnischen Weiber und S. 2784—89 ihr Erscheinen auf dem Markte, wo ihnen der Bäcker die Säcke mit seinen Gefangenen zu Kauf anbietet, eingeschaltet. Während der Possendichter durch diesen letzten Auftritt einen wirksamen Schluß gewonnen hat, erscheint die auf S. 2774—76 vorliegende Änderung der Vorlage minder geschickt; die treue Frau steckt nämlich nicht wie im Liede jeden der nacheinander eintreffenden Buhler sofort in einen Sack, als der folgende anpocht, sondern sie fordert alle drei auf, mit ihr zusammen lustig zu sein, und reicht ihnen erst, als ihr Mann kommt, gleichzeitig drei Säcke, damit sie sich darin verbergen. Auch ist diese List bei Myrer S. 2765,<sup>2)</sup> ein Gedanke des Bäckers, während im Liede (Strophe 6) die Frau darauf verfällt.

Den drei eben besprochenen Bearbeitungen des Schwankes vermag ich schließlich noch eine vierte an die Seite zu stellen. Der Nürnberger Schulmeister Ambrosius Metzger (1573—1633), welcher halberblindet erst im 50. Lebensjahre von Hans Winter die Kunst des Meistergesanges erlernte,<sup>2)</sup> dichtete am 28. April 1625 das nachstehend aus dem Göttinger Cod. philol. 196, S. 31 abgedruckte Meisterlied. Daß er den Stoff aus dem auch sonst von ihm benutzten Buche Sandrubs und nicht aus dem älteren Liede oder aus Myrers Pöffe entnahm, ergibt sich z. B. aus seinen Schlußworten, die bei Sandrub

<sup>1)</sup> Auch sonst hat Myrer aus Nürnberger Meisterliedern geschöpft. So liegt seinem Fastnachtspiele von den verwechsellten Eheleuten und dem Markgrafen von Rom (4, 239f) ein 1541 entstandener Meistergejang des Hans Sachs (gedruckt Forschungen zur brandenburgischen Geschichte 11, 201) und den beiden Pöffen vom verlarvten Franciskus mit der venedischen Wittfrauen (5, 300f. 3025) ein in der Memannia 20, 164 mitgeteiltes Lied Georg Hagers vom Jahre 1588 zu Grunde. Über sein Verhältnis zu Hans Sachsens Schwänken vgl. Pöfft, Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 6, 432; über das Spiel vom Banen mit seinem Gevatter Tod Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 4, 37.

<sup>2)</sup> Dies erzählt Metzger selber in einem 1625 verfaßten Meisterliede (Göttinger Cod. philol. 196, S. 70); vgl. auch Schnorr von Carolsfeld, Archiv für Literaturgeschichte 3, 54. Das Todesjahr 1633 ergibt sich aus den von R. Trescher edierten Nürnberger Meisterlied-Protokollen 1, 317 (1897).

sagt ebenso lauten: „Wenn die Katz gar zu sehr will nasschen, So muß mans vberm Raub erhaschen.“

### Die bedin mit den dreyen bulern.

Zu schwarzen thon Hans Vogels.

#### 1.

Ein beck hett gar ein schönes weib;  
 Der halben er gar viel der neider,  
 Welche war keusch an ihrem leib.  
 Ein goldschmidt, schuster und ein schneider  
 5 Thetten der heimlichen nachstellen,  
 Meinten die an ehren zu sellen

Als sie diß ihrem man macht kund,  
 Befahl er, die lassen zu kommen  
 Zeden zu einer g'wissen stund:  
 10 'Es soll dir bringen sein unfrommen.'  
 Umb nenn uhr b'stellt die frau vernünftig  
 Den goldschmidt auff die nacht zukünftig.

Der mit ein ring die frau begaben,  
 Daß er derselben gunst und huld möcht haben.  
 15 Die frau die setzt ihn an den tisch,  
 Nachdem sie ihn freundlich empfangen.  
 Als beede tranken den wein frisch,  
 Kompt der schuster auch daher gangen,  
 Klovft an der thür mit leisen schlägen.  
 20 Die frau sich thet vom tisch bewegen

#### 2.

Und sagt: 'Mein man der komt nach hauß'  
 Deß empfing der goldschmidt groß schrecken:  
 Als er nicht wußt wo ein noch auß,  
 Thet sie den in einen sack stecken  
 25 Und ließ ein den schuster darneben,  
 Der ihr ward neun goldgulden geben.

Wie beede auch ein kleine zeit  
 Mit worten freundlich theten scherzen,  
 Klovft der schneider, wie er bescheid.  
 30 Deß erschrad der schuster von herzen,  
 Vermeint, das der beck käm vom zehen.  
 Die frau steckt in ein sack den zehen,

Nieß ein den schneider obn umbschweiffen,  
 Welcher der beck'u wolt an die brüüt greiffen,  
 35 Gab der zehen taler wol g'mitt.  
 Die frau nam die und sagt obn b'schwerden:  
 'Darfür bach ich euch kütlein gutt,  
 Wiß unier sachen anderst werden.'  
 Thet heimlich in die luchen schleichen.  
 40 Als ihr man hört das b'stümte zehen,

## 3.

Numoret er in dem hauß fast,  
 Welchs dem schneider groß forcht erwecket.  
 Die beckin den ohn alle raft  
 Den zweyen gleich in ein sack steket.  
 45 Der beck zu seinem knecht thet sagen:  
 'Thu zum bachen die säck hertragen!'

Der beckin knecht diese all drey  
 Ungestüm in den trog thet werffen.  
 Darvon ward ein jämmerlichs g'schren,  
 50 Weil der fall ihren leib thet scherffen.  
 Der beck sagt: 'In säcken ohn sorgen  
 Seind g'wiß etlich teuffel verborgen;

Drumb ich dieselben muß beschweren.'  
 Nam ein beugel, thet die damit hart beren.  
 55 Darvon sie schryen Mordio  
 Und hatten umb gnad ihrer sachen.  
 Nachdem sie lang gebleüt also,  
 Ließ er sie loß mit spott und lachen  
 Und sagt: 'Also muß man erhaschen  
 60 Die tügen, wen sie wöllen naschen.'

## Aus den „Litterarischen Monaten“ 1776/7.

Mitgeteilt von Grich Schmidt in Berlin.

In der zweiten Auflage meines „Lessing“ I, 713 mußte ich den Ausdruck des Bedauerns wiederholen, daß die Wiener Zeitschrift „Litterarische Monate“, worin laut einer alten Journalnotiz Klorens Briefwechsel mit Kiedel stehe, unzugänglich geblieben sei. Bald danach wies mich Schüddetopf an die Halberstädter Gleimsstiftung, von deren liberalem Verwalter, Herrn Rektor Hey, ich umgehend das Buch erhielt: „Litterarische Monate, ein Journal von einer Gesellschaft zu Wien. Erster Band, enthaltend die Monate October, November, December 1776 und den Monat Januar 1777. Wien, auf Kosten der Gesellschaft, gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattner“; die Vorrede verspricht Fortsetzung, doch folgt den 382 S.S. samt Register nur noch angebunden das Februarheft. Damit scheint dies kümmerliche Unternehmen erloschen zu sein, das sowohl eine poetische Blumenlese als Beiträge zur Kritik liefern will und die Begeisterung für Klopstock durch allerlei bardische Nummernschau; mit erklärenden

Zußnoten kundgiebt, doch auch Wieland hochhält und Goethe mehrmals lobt, nur nicht seine Apokopen (S. 281) und den Schwarm seiner Nachahmer. Es lohnt nicht, auf die gehaltlosen, oft kläglichen Verse der Häscha, Mastalier, Denis, Kezer, Alxinger einzugehen. Am reichlichsten ist Häscha vertreten; S. 21 sein „Liebeslied. Ich bin ein deutscher Jüngling“. Niedel steuert S. 16 das „Lied eines alten Croaten“ nach Gleims Art bei, S. 117 einen Lobgesang auf Joseph II., S. 132 gilt der Hymnus „Von Helden und Dichtern“ besonders dem gepriesenen Landon, der leider Mastaliers Verse, und überhaupt Poesien, nicht lese; man ergänze: so wenig wie Friedrich seine Gleim und Kauler.

Der verschollene Band liefert zweifache der Erneuerung werthe Ausbeute.

### I. Nanette Gluck.

In Zeufferts Vierteljahrschrift 1, 27 ff. habe ich zu zeigen versucht, wie tief die Bitte Glucks um ein dichterisches Totenopfer für seine geliebte jungreiche Nichte, die am 21. April 1776 gestorben war, nach Klopstocks Ablehnung und Wielands neuem Vorschlag auf Goethe wirkte. Niedel, ein Schübling des Meisters, tröstet ihn S. 5 ff., Unsterblichkeit predigend, durch „Ein Klaglied und ein Frohlied, beyde zu singen für C. K. v. Gluck“. Dann leiert Häscha S. 8 ff. — sogar ein schlechter Schatteuriß ist vorgedruckt — mit einem die erste Strophe ihres Lieblingsliedes leicht variierenden Motto „Sie war ein deutsches Mädchen“ u. s. w. den fürchterlichen Vardenjang „Cronnan und Minoua an Annas Hügel“ und spielt hier wie im folgenden Gedicht, das auch die „vom Ersten der Varden harfengeadelte Winthem“ zur Trauer ruft, auf Klopstocks Begegnung mit der „Zauberin“ an. Im Novemberheft S. 142 ff. benutzt Niedel die rühmende Anzeige des Souper des Enthousiastes, einer Schrift über die Meeste, zur Abwehr einiger „Coxcombs“, die zu viel des Guten von Gluck und seiner Nichte mitgeteilt fänden. Er sei Glucks Freund, doch Wieland, der ihn nie gesehen, äußere sich im Merkur noch wärmer. Häscha hätte Maria Anna zu heiß besungen? Je heißer, je besser! Zur Rechtfertigung aber bringt Niedel zwei Beilagen, S. 145 und 146 f. „Die erste ist ein Brief, welchen einer der vornehmsten Reichsfürsten, der die Sägerinn in Paris gehört hatte, kurz nach ihrem Tode an den Ritter Gluck schrieb“ — man wird die jugendlichen Worte Carl Augusts gern lesen und sich dann ein humoristisches Blatt Klopstocks (vgl. A. Schmid, Gluck S. 239; Mary 2, 143) gefallen lassen, über dessen Verkehr mit Gluck 1775 in Karlsruhe und Raftatt ja Ming klatschhaft berichtet (siehe D. F. Strauß, Gesammelte Schriften 10, 156; E. Schmidt, Charakteristiken S. 166).



## 1.

„Lieber Ritter Glück! Wie nahe mir der Tod Ihrer liebenswürdigen Richte gegangen, das läßt sich fühlen, nicht sagen. Wohl denen guten Seelen, die nichts mehr von den Leiden der Unterdrückung auf dieser elenden Erde — nicht Erde — die ist gut — sondern Welt finden. Es war eines der liebenswürdigsten Geschöpfe auf Erden. Laßt uns ihren Verlust solange betrauern, solange uns der Schöpfer mit Gefühl begnadiget — nicht trösten. Leiden ist besser, denn sich durch die Kälte dieser Welt unterdrücken lassen. Ihr Geist ist uns in jedem schönen Mondlicht, jedem schönen Abendroth nahe. Geister guter Seelen umschweben uns gute Menschen, und schützen uns für dem vesitentialischen Hauch der kalten, repräsentirenden, feinköpfigten Seelen, unterdrückens, daß diese wohl den Leib, aber nicht die Seele unterdrücken können. Leben Sie wohl, und lassen Sie uns die Nähe der lieben Seligen in jeder schwülen Sommernacht empfinden! Denken Sie manchmal an mich!

Stark August, N. 3. S. W.“

## 2.

„Die zweite Beilage ist von Klopstock. Dieser setzte in einer glänzenden Gesellschaft folgenden Kevers auf, welchen Maria Anna Glück, nebst allen anwesenden, zum Theile durchlauchtigen Zeugen und Zeuginnen, unterschrieb“:

„Ich Gutes unterschriebene, Bezauberin des heiligen Römischen Reichs, wie auch des unheiligen gallikanischen Reichs, erkunde und bekenne hiermit, wasmüssen ich Klopstocken versprochen habe, und verspreche, daß ich, sobald ich, Erzzauberin, in die Erzstadt des Erzhauses, Wien genannt, zurück gefehrt bin, und mich alldort drey Tage und drey Nächte hintereinander von meiner Reise ververlust habe, ich sofort und ohne Verzug, wie auch ohne ferneren Aufschieb ihm zusenden will:

„1) Die Arie, in welcher Orpheus der Euridice nachruft,

„2) Die Arie, in welcher Aeste ihren Kindern nachruft,

Und daß ich unter jede dieser Arien setzen will einige wenige Worte, in welchen enthalten sein soll, soviel nämlich davon in Worten enthalten sein kann, die Art und Weise, Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit, und gleichsam die Schattirung meines musikalischen Zaubervorragens, damit benannter Klopstock diese meine Worte, benebst den Arien, seinerseits wiederum zusenden könne seiner Richte zu Hamburg, welche, seinem Vorgeben nach, der Zauberin auch ergeben sein soll. Urkundlich, gesehen Raßadt am 17ten Martii 1775.“

## II.

Die „Briefe von Klop und Kiedel“, die man ironisch einem weisen Mitverfasser der Nicolaischen Allgemeinen deutschen Bibliothek zu Liebe druckt (Dezember 1776, S. 222—251; Januar 1777, S. 365—382), setzen mit dem kurzen Begleitschreiben zu Kiedels „Theorie“ am 28. Mai 1767 ein und beziehen sich, unter wechselseitigen Komplimenten und Freundschaftschwüren des Klopianismus, sowie Klagen über das geistig öde Jena, vornehmlich auf die Gründung und die ersten Stücke der „Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften“. Manche Namen sind nur angedeutet, die Briefe gewiß mit behutsamen Weglassungen dargeboten, so daß zwar der Grimm gegen Nicolai als ein Hauptmotiv deutlich hervortritt, vom Kampfe mit Lessing aber keine Spur zu finden ist. „Die Berliner geben sich den Ton einer Nationalstimme. Und wer sind

denn diese Leute?“, fragt Klotz; dann heißt es nach acht Kreuzchen: „Dies sind die deutschen Senatoren! Eine feine Gesellschaft!“ Kiedel antwortet am 18. Juni 1767, einen Besuch in Halle ankündigend, den vielleicht Herr Voie mitmachen werde („ein sehr geschickter junger Mann, der voll ist von Enthusiasmus für unsere Litteratur, und der einzige bey nahe hier, mit dem ich de hoc nostro studiorum genere plaudern kann“): er kenne Nicolai nicht und habe kein Leid von ihm erfahren, „der heroische, gebietriiche, despotische Ton in vielen Recensionen will freylich niemanden gefallen. Ich schätze indef die Verdienste und Einsichten mancher Mitarbeiter, und eben deswegen habe ich schon verschiedene Anschläge verhindert, die ein Paar wirklich wigige Köpfe in \*\* geschmiedet hatten, um das ganze Institut lächerlich zu machen“. Klotz bedanert, daß dies unterblieben und die verhaßte Gesellschaft nicht an ihre Sterblichkeit gemahnt worden sei. Von Recensionen und kleinen Händeln ist oft die Rede. Am 9. Juli erbietet sich Kiedel, das bei Weißes Sanftmuth so nötige Gegengewicht Klotzens gegen die Berliner betonend, unverbindlich zu Aufsätzen über Mendelsjohns Phaedon (Deutsche Bibliothek I 1, 124), Ramlers Gedichte (27), den Philosophen Feder (14), Herders Fragmente (161): „Haben Sie die Fragmente schon gelesen? Ein gutes Buch, aber in einer Schreibart, vor welcher Apollo Deutschland bewahren wolle. Aber der Kopf, der es geböhren hat, er sey wer er will, wird künftig alles aus sich machen können, was er nur will. Nur die Auswüchse hinweg!“ In der Beilage von einem Berliner Anonymus gegen die Marktschreierei wird später gerügt, daß sogar Herders Name mehrmals falsch angeführt sei, und Klotz bemerkt auch brieflich (vgl. I 4, 177) Herders böien Lapsus, der aus dem Pariser Tänzer Marcel einen antiken Marcellus gemacht hatte. Kiedel autorisiert den Hallenser, aus seinen Beiträgen alles Ungefällige, Weißende, Kaufische zu streichen. Ob das geschah? Klotz erwidert nur (19. September 1767): „Unser erstes Stück besteht aus Ihren Recensionen, dann hat Jacobi ein Paar [über Bachenschwanz, Klotz und andere] hergegeben, und ich einige, unter welchen auch Ihre Theorie [I 1, 75] ist, bey welcher ich einige, jedoch freundschaftliche Erinnerungen gemacht habe.“ Dazu die für diese Kompilatoren bezeichnende Wendung: „Auf Meinhardts Leben [siehe I 3, 1] bin ich sehr begierig. Wäre dieß nicht die Gelegenheit zu zeigen, was die deutsche Litteratur von der italienischen gewinnen könnte? Sie haben doch den Muratori und Gravina in Jena, aus beyden werden Sie vieles entlehnen können“. Später findet er, Kiedel habe „Duschen zu vielen Weichrauch gestreuet“ (I 1, 183), und will diesen selbst gegen die Berliner verhärten; doch wird in einer Habelnachschrift (27. September) Lessing neben Homer genannt. Kiedel bedauert darauf, weil er täglich etwa

6 Stunden Colleg lese, Herders 3. Teil (siehe aber I 3, 60), Duschens Gedichte u. s. w. gar nicht, Weißes fünften „Beitrag zum deutschen Theater“ erst später recensieren zu können (I 4, 1). Derselbe undatierte Brief, worin Klop prophezeit, das stärkste Wetter nach den ersten Donnererschlägen werde auf ihn selbst losbrechen, gedenkt seines lieber fatalis ziemlich schen: „Mein Gemmenbuch ist fertig geschrieben, und gefällt mir nicht recht. Ich stosse bey jedem Schritte an, und habe niemanden, den ich fragen kann.“ Ohne des „Laotsoon“ zu erwähnen, fügt er bei: „Casanova hat mir den Kopf einer Furie geschickt, den ich in Leipzig stechen lasse. Winkelmann hat gewissermassen Unrecht gegen Casanova. Sie können nicht glauben, wie sehr der erste auf seine eigenen Landsleute schimpft; dies habe ich aus einem durchlauchtigen Munde. Meinhard war sehr nachgebend gegen ihn; und dann ist Winkelmann gut.“ Niedels nächste Briefe (Anfang 1768?) handeln von seiner schwebenden Berufung nach Erfurt, wo er sich allmählich von Klop löste. Nur ein Klop'sches Schreiben, das Nidel endlich mit scherzender Beschwichtigung erwidert, wird noch mitgeteilt, ein interessantes Bekenntnis. Hatte der junge Geheimrat schon früher seinen Enthusiasmus für das Privatleben halb scherzhaft ausgesprochen und lektlin aufgetrumpft, Nidel werde so wenig in Erfurt oder Jena sterben als er selbst in Halle, so macht er nun — auch dieser Brief ist undatiert — sein Testament:

„Ehe ich Ihnen, ewig geliebtester theuerster Freund, für eine Ehre [die Widmung vom Denkmal Membrards] danke, deren Werth ich ganz empfinde, muß ich Ihnen mein Herz öffnen, und — — nennen Sie es Schwachheit, oder Freundschaft — genug es muß heraus!

„Meine Tage sind gewiß bald verfloßen; und ich kann nur wenige Jahre noch zu leben hoffen. Sie überleben mich gewiß, und ich wünsche es mit wahrem Patriotismus. Wenn ich gestorben bin, so schreiben Sie meinen Lebenslauf, ich mag es verdienen, oder nicht. Sie sollen ihn schreiben. Herr Meusel, der mich genau kennt, soll Ihnen dann meinen Charakter schildern, sammt meinen Fehlern. Denn ich habe große Fehler, und keinen derselben sollen Sie verschweigen. In Aufsehung des Guten vergessen Sie nicht der Welt zu sagen, daß ich manches Gute würde haben leisten können, wenn ich in meiner Sphäre gewesen wäre. Allein ich bin in ein Element verlegt worden, in dem ich eben so wenig handeln kann, als der Vogel im Wasser. Meine Neigung ist von Jugend an auf ein geschäftiges Leben gegangen. Ein Mann, der mich liebte, rieth mir, mich auf Staatsfachen zu legen: ich lernte also die Geschichte und die Rechte, um wenigstens das letztere wieder zu vergessen.

„In meiner Philosophie finde ich jenseit des Grabes wenig Arbeit. Aber, ich weiß selbst nicht warum, meinem Namen wünschte ich ein kleines Gedächtniß — doch bloß von Ihnen.

„Sehen Sie dies als das Codicill eines Mannes an, der Sie von ganzer Seele liebt, und, so lange er sich seiner bewußt seyn wird, lieben wird. Bin ich zu unsern Vätern versammelt, so erinnern Sie sich dieser Bitte, die ich an Sie gethan habe; erfüllen Sie solche. Von der Wiederkunft der Dinge werde ich unter allen Sterblichen — dann Unsterblichen — mich erst nach meinem rechtlichen Vater, und dann nach Ihnen umsehen, und beyden danken.“

Dies bei aller Schauspielerei im Grunde doch aufrichtige Codicill zu vollziehen, so erklärt Niedels Fußnote, habe er stracks nach Klozens freundschaftlich beweintem Tod (am Sylvestertag 1771) sich nicht entschließen können; erst wenn der übertreibende oder verkleinernde Parteigeist verbraust sei, lasse sich über einen großen Mann etwas Bestimmtes sagen. Auf eine gleiche festwillige Mahnung pochend, hatte ja Naujen sein Schandbüchlein hingefudelt, Niedel aber sich auch durch keine Beisteuer zu Hagens Briefsammlung kompromittieren wollen, sondern die gewiß schon 1772 zurückgeforderten Blätter noch Jahre lang im Stillen bewahrt, um schließlich in der abgelegenen Wiener Zeitschrift eine vorsichtige Auswahl zu bieten.

## Der Verfasser der „Gedichte eines polnischen Juden“.

Von Daniel Jacoby in Berlin.

Wenn ich die Teilnahme der Leser dieser Zeitschrift für das Leben und die Gedichte eines Mannes erbitte, dessen Name durch Goethes Recension der Vergessenheit entrissen ist, so geschieht es in der Hoffnung, daß meine Darstellung dem Forcher wie dem Freunde unserer Litteratur Anregung geben werde. Was aus den wenigen und dazu noch sich widersprechenden Nachrichten zu bemerken war, fasse ich kurz zusammen und nenne die spärlich fließenden Quellen, aus denen ich geschöpft habe. Geboren 1746 zu Salantiu in Samogitien, wuchs Jajschar Falkenjohn Behr in einem traurigen Erdenwinkel unter seinen gedrückten und halbwildten Glaubensgenossen auf.<sup>1)</sup> In früher Jugend widmete er sich wie sie dem Handel; weniger der Drang nach Bildung als nach Gelderwerb führte ihn nach Preußen. In Königsberg, „der blühenden Stadt, die sich voll Stolz Am beiegelten Hafen thürmt Und ins friedliche Thor handelnde Völker zieht,“ zeigte ihm ein „Goldesverlust“, „Wandelnd Erz sey kein Quell steter Zufriedenheit“.<sup>2)</sup> Karl Lessing erzählt,<sup>3)</sup> Behr hätte das Unglück gehabt, daß ihm ein Stück Sammet gestohlen wurde, worin sein ganzer Reichtum bestand. Aus Furcht, wenn er nach

<sup>1)</sup> Fischer in A. W. Hupels Nordischen Miscellen. 4 Stück. S. 16. — Rede-Kapiersty, Allgemeines Schriftsteller-Verikon der Provinzen Livland, Estland. 1827. 1, 92; vgl. Goedete<sup>2</sup> § 222, 10.

<sup>2)</sup> Die Citate aus Behrs Tode „An die Hoffnung“.

<sup>3)</sup> Lessings Werke. Hemmel 20, II, 480.

Hauje ginge, wegen dieses Unglücks verhöhnt zu werden, habe er sich entschlossen, in Königsberg zu bleiben. Einige Professoren der Universität nahmen sich wohl seiner an, und Behr suchte die deutsche Sprache aus Christian Wolffs mathematischen Schriften zu erlernen. Aber bittere Armut brachte ihn schon der Verzweiflung nahe, da kam er zu seinem Glück mit Empfehlung an Moses Mendelssohn nach Berlin 1768 oder 1769. Eine mitleidige Gottheit, sagt er selbst, leitete seinen Schritt nach Berlin und „empfahl seine Jugend dem Schutz des durch Weisheit Verewigten“. „Hier in der blühenden Künste Pflanzstadt“ wurde sein Ehrgeiz rege. Er lernte neben dem Deutschen auch das Lateinische und Französische und durfte mit Mendelssohns Bekannten und Freunden verkehren.<sup>1)</sup> „Ich konnte,“ erzählt Karl Lessing seinem großen Bruder,<sup>2)</sup> „anfangs wenig mit ihm sprechen; da er aber zugleich mit Lateinisch lernte, so verlangte ich von ihm, mir etwas aus einem deutschen Schriftsteller ins Lateinische zu übersetzen und siehe, er brachte mir einen ganzen Akt aus der Wielandschen Uebersetzung des Romeo. Freilich war diese Uebersetzung toller als meine Verwunderung, und ich konnte nicht anders, als ich mußte seine Kühnheit mehr für Unkunde als für Genieäußerung halten. Aber ich sah mich bald betrogen. Jetzt schreibt er ziemlich gut Deutsch, versteht ein lateinisches und französisches Buch und ist in der Mathematik, Philosophie und Medizin kein Fremdling. Wenn er so fortfährt, kann er es weit bringen.“ Mendelssohn, der bekanntlich selbst gedichtet hat, wurde auf Behrs Begabung aufmerksam: an Mühe und Fleiß ließ dieser es gewiß nicht fehlen. Schon seit 1768, sagt er selbst,<sup>3)</sup> habe er sich den Studien gewidmet; zu dieser Zeit aber als Jüngling noch das lernen müssen, „was sonst ein Kind von sechs Jahren schon weiß, das ist, deutsch und latein lesen“. Kein Zweifel, daß er auch Hamler näher trat, den er in einer Ode gefeiert hat:

Auch mir gab Melpomenens Huld die Laute;  
Doch auf Lithuanien's latten Höhen  
Wild erwachsen rühr' ich sie roher, als der  
Nordwind erbrauset.

Lehre mich, o Meister der deutschen Peyer,  
Lehre mich ein Lied dir nachsacken! Sing' ich  
Je ein Lied der Ewigkeit, ist es dir ein  
Ewiges Danklied.

<sup>1)</sup> Nicht mit Gotthold Ephraim Lessing, wie Kayserling irrtümlich meint, „Der Dichter Ephraim Kuh“. Berlin 1864, S. 45; vgl. Kayserlings Aufsatz „Ein unbekannter Dichter“ im „Jahrbuch für Israeliten“, herausgegeben von Wertheimer und V. Kompert. Wien 1862, S. 4 f., wo derselbe Irrtum sich findet.

<sup>2)</sup> a. a. O.

<sup>3)</sup> Im „Schreiben an einen Freund“ vor den Gedichten S. 12.

Zu einem andern Gedicht<sup>1)</sup> rühmt er, neben Garve und Mendelssohn, „den Barden an der Spree, Rauler, Teutoniens Stolz“. Seine Gedichte schrieb er, wie er selbst berichtet, in den Erholungsstunden, die ihm das Studium der Medizin ließ. Nachdem er dieses noch in Leipzig<sup>2)</sup> fortgesetzt hatte, ging er nach Halle, wo er 1772 die Doktorwürde erhielt. Ob seine Dissertation „Animadversiones quaedam ad illustrandam phrenitidis causam“ in Halle wirklich gedruckt wurde, ist fraglich, denn weder in Berlin noch in Halle ist sie zu finden.<sup>3)</sup> Seine Anhänglichkeit an die Heimat, der er in der Ode „An Curonia“ Ausdruck giebt, führte ihn nach Kurland zurück; eine Zeit lang wirkte er in Hasenpoth, nördlich von Libau; 1779 ging er nach Mohilew in Rußland, bald darauf nach St. Petersburg. Ob er wirklich schon 1781 in Hasenpoth gestorben, ist durchaus nicht sicher bezeugt. Von seinen Verhältnissen ist sonst nichts bekannt. Wenn Karl Lessing erwähnt, er habe Frau und Kinder schon gehabt, ehe er nach Deutschland gekommen sei, so ist das bei den Sitten der polnischen Juden wohl glaublich. Seiner Eltern erwähnt Behr zärtlich und warm in der Ode „An die Hoffnung“; dem Vater widmet er außerdem zum 60ten Geburtstag ein, übrigens mittelmäßiges, Gedicht.

Die ersten Gedichte Behrs wurden, ohne seinen Namen, bekannt im Almanach der deutschen Muses auf das Jahr 1771: drei Lieder „auf eine kleine Schöne“ (Leyer, töne Meine Schöne! Wie sie, schön und klein, Soll dies Liedchen sein); „Der treue Betrüger“ (Aglaja, wie? Nur immer scherzen? Du fühlst im Herzen Die Liebe nie?); „Das Kind“ (Lieber grüner Wald, Du, der Nachtigallen Freyer Aufenthalt). Schon 1771 wußte man, daß eine Sammlung erscheinen werde. Zu dem erwähnten Briefe schreibt Karl Lessing am 11. Juli 1771 aus Berlin, Behr werde Gedichte herausgeben, „von denen einige recht artig sind“. Und Voie berichtet aus Göttingen an Knebel am 30. Dezember desselben Jahres:<sup>4)</sup> „die Gedichte des Litauers sollen auch jetzt gedruckt sein. Sie haben recht, die jüdische Nation verspricht sehr viel, wenn sie einmal erwacht.“ Die „Gedichte von einem polnischen Juden“ sind, ohne Namen, erschienen zu Mitau und Leipzig bei Jacob Friedrich Hinz 1772. 96 S. 8°. Dazu ein „Anhang“ ebenda 1772. 32 S. Dem k. Polnischen Landrat Friedrich

<sup>1)</sup> Ode „An den Apollo“.

<sup>2)</sup> Siehe „Almanach der deutschen Muses auf das Jahr 1773“ im alphabetischen Verzeichniß der Dichter.

<sup>3)</sup> In der königlichen Bibliothek zu Berlin, die die medizinischen Dissertationen der Universität Halle aus dem 18. Jahrhundert besitzt, fand ich sie nicht. Herr Bibliothekar Dr. Roth zu Halle hat sie auch dort nicht ermitteln können.

<sup>4)</sup> K. v. Knebels Nachlaß. Leipzig 1835: 2, 111.

Ewald Fircs hat Behr die Gedichte mit einem öffentlichen Schreiben gewidmet, datiert Berlin d. 26. November 1771. Das Büchlein ist selten geworden: die K. Bibliothek zu Berlin besitzt es nicht. Durch Reinhold Köhlers Güte erfuhr ich vor Jahren, daß er es für die Weimarer Bibliothek erworben habe. Schon im Almanach der deutschen Muses auf das Jahr 1773 urtheilte<sup>1)</sup> der Herausgeber: „Die Talente dieses außerordentlichen Mannes, der die sonderbaren Phänomene auf unserem Parnasse aufs neue vermehrt, sind meinen Lesern schon bekannt. Denn es ist derselbe polnische Jude, von dem ich im zweiten Almanach 3 Lieder und eine Ode mitgetheilt habe. Er heißt Behr. Die Tugenden, welche ich damals an jenen Liedern pries, Naivetät, Zärtlichkeit, Delicatesse trifft man auch in den neueren an.“ Den „spielenden Vorbericht“ tadelt er; von dem „Anhang“ sagt er, er sei der vorigen Gedichte nicht unwürdig und hebt besonders das „Opferlied“ hervor. Die Oden „haben wohl Kamlers Ton, aber nicht Kamlers Präcision“. Dieser nahm in seine „lyrische Blumenlese“ (Leipzig 1774) die beiden Gedichte Behrs „Schwärmerei“ und „Sehnsucht nach dem Frühling“ auf. Wie bei andern Dichtern verfuhr er auch hier: seine Änderungen sind durchaus nicht immer glücklich zu nennen. Ein Urtheil des bekannten K. A. Rütner,<sup>2)</sup> dem andere nachgeschrieben haben, zeigt, wie die meisten Kunststricher des 18. Jahrhunderts dachten: „Einige seiner Lieder haben den altdeutschen biedereren Ton unserer besten Liederdichter, lachende Bilder und Schalkheit und unschuldige Naivetät. Nicht immer weiß er die Mühe zu verbergen, die Silbenmaß und Reim ihm kosteten: viele seiner schönen Gedichte leiden unter dem Zwang der Versifikation. Das musikalische Gedicht „Andromeda“, die reifste Frucht seines Genies, ist einer Meisterhand würdig. Minder glückt es ihm in der höheren Ode: sein Ausdruck ist zu gekünstelt, kalt und ungelent.“ Nachdem Rütner erwähnt hat, daß Kauler zwei seiner Gedichte in seine Sammlung aufgenommen, meint er: „Er steht mit ebenso großem Rechte in einer so ehrenvollen Gesellschaft als Süßkind, der Jude von Trimberg, im Zirkel der Minnesinger.“ Aber weder Süßkind noch Behr zeigen Ursprünglichkeit. So wenig wie Süßkind sich — nach dem unbefangenen Urtheil<sup>3)</sup> Noethes — von den Anschauungen seiner christlichen Kollegen im 13. Jahrhundert im wesentlichen entfernt, so wenig Behr von denen, die der Poesie der Zeitgenossen gemeinsam sind. Wüßten wir es nicht, wir würden auch aus seinen

1) S. 80.

2) Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten. Berlin 1781, S. 494. Von Rütner als Dichter giebt uns Matthijsons Auswahl ein Bild; siehe dessen „Arische Anthologie“, II. Teil, S. 109–124.

3) In der Allgemeinen deutschen Biographie.

Liedern den Juden nicht herauswitern. Und doch, wäre er ein ursprünglicher Dichter von eigenster Kraft und Wärme der Empfindung gewesen, wie hätte er durch Darstellung der Umgebung, in der er aufwuchs und groß geworden war, der Eindrücke, die ihm eine neue Welt gebracht, durch den Mut der Wahrheit ergreifen und erschütterern können!

Das hat der junge Goethe gewußt. In jener bekannten Recension der Frankfurter Gelehrten Anzeigen hob er hervor, was er von diesen Gedichten erwartet hatte und wie er enttäuscht ward. „Es ist recht löblich ein polnischer Jude seyn, der Handelschaft entsagen, sich den Musen weihen, deutsch lernen, Liederchen ründen; wenn man aber in allem zusammen nicht mehr leistet, als ein christlicher Student ein helles Lettres auch, so ist es, dünkt uns, übel gethan, mit seiner Judenschaft ein Aufsehn zu machen. Abstrahirt von allem, producirt sich hier wieder ein hübscher junger Mensch, gepudert und mit glattem Sinn, und grünem goldbesetzten Rock,<sup>1)</sup> der die schönen Wissenschaften eine Zeit lang getrieben hat und unterm Treiben fand, wie artig und leicht das sey, Melodischen nachzutrollern.“ Und gleich darauf Apostrophe an den Genius unseres Vaterlandes seine begeisterte Empfindung in jene weihervollen Worte aus, die wir alle kennen. Am Schluß redet er noch von Behrs Oden: „Was ist da viel zu sagen! Durchgehends die, Göttern und Menschen, verhasste Mittelmäßigkeit.“ Wohlwollend aber wünscht er, „daß der Dichter uns auf den Wegen, wo wir unser Ideal suchen, einmal wieder, und geistiger, begegnen möge.“

So hatte Behr, wie soll ich sagen? das glückliche Unglück, von dem jungen Genie beurteilt und, wie andere auch, beiseite geworfen zu werden. Schlechter sind seine Gedichte nicht als viele von Gleim, Ramler, sogar von Uz, den Dichtern, die für ihn die bewunderten Vorbilder waren. Manche haben schönen Fluß, sind auch nicht ohne Anmut und Grazie, aber die lebendige Schönheit, Wahrheit und Kraft fehlen ihnen, die in den Schöpfungen unserer Großen leben.

Dennoch, selbst nach Goethes und Schillers Auftreten, sind sie nicht ganz in Vergessenheit geraten. Denn Friedrich Matthiesson hat im 9. Band seiner „Lyrischen Anthologie“, der 1805 in Zürich erschien, außer den beiden von Ramler bevorzugten noch vier Gedichte der Aufnahme für wert gehalten: „An den Frieden“, „Das Landleben“, „Opferlied“, außerdem die „Andromeda“, die Behr eine

<sup>1)</sup> Damit spielt Goethe auf die Verse Behrs an im „Schreiben an einen Freund“ vor seinen Gedichten S. 11—12.

<sup>2)</sup> Vgl. Wilhelm Scherer in der Einleitung zum Neudruck, Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts, Nr. 8, S. LXXXIII.



Cantate, Matthijſſon ein lyriſches Monodrama mit Chören nennt. Kleine Änderungen hat Matthijſſon in allen Gedichten gemacht, denn auch er nahm bei der Aufnahme in ſeine Sammlung das Recht in Anſpruch, abzukürzen und abzuändern. Mit Behrs „Andromeda“ hat er ſich ganz beſondere Mühe gegeben. Offenbar iſt für ſie Ramler das Vorbild geweſen. Albert Köſter hat in einem Aufſatz<sup>1)</sup> „über das lyriſche Drama im 18. Jahrhundert“ gezeigt, daß Rouſſeaus „Phygmalion“ für die ſelbſtändige Entwicklung dieſer Gattung der Poeſie den Anstoß gegeben; er wies dabei auf den Einfluß hin, den ſie ſelbſt auf Goethe, und nicht bloß auf ſeine Proſerpina, ebenſo auch auf Schiller gehabt hat. Dabei betont er mit Recht das Anſehen, das Ramler genoß. Ramler allein ſchien des großen Vorbildes, des Metaltaſio, würdig zu ſein. Freilich erſt nach dem Auftreten Behrs erhielt das lyriſche Drama durch die Muſik Georg Bendas zu „Ariadne“, „Medea“, „Phygmalion“ u. ſ. w. ſeine Glanzperiode, etwa in den Jahren 1775—1780. Aber Ramler hat ſchon in den Sechzigerjahren Cantaten gedichtet, die auf Behr Einfluß haben konnten. Außer den geiſtlichen Cantaten 1760 kommen dabei in Betracht „Jno“ 1765, das „Alexanderfeſt“ nach Dryden zur Muſik Händels 1766 und „Phygmalion“ 1768. Zu den beſungenen Frauen der Antike Ariadne, Medea, Kleopatra, Sophoniſte u. ſ. w. tritt alſo auch Behrs Andromeda. Er folgt in der Fabel neben Ovid auch dem Peter Corneille, wie er ſelbſt anführt.<sup>2)</sup> Wir ſind Zeugen, wie die an den Feſſeln gebundene Andromeda, vom Chor beſagt, den Drachen erwartet. Aus ihren Worten geht hervor, wie Perſeus für ſie den Kampf ſiegreich beſteht. Sie ſchwört ihm ewige Liebe, und ſchon ſollen die Liebenden in den Tempel zur Vermählung gehen, da hört Andromeda, wie Hermes den Befehl des Zeus bringt, daß ſie beide in den Himmel verſetzt werden ſollen. Die in Einzelheiten ſorgſame Verbeſſerung Matthijſſons zeigt, daß er, wie Kütner, dieſer Cantate großen Wert zuerkannt hat: ein Beweis mehr, daß er noch 1805 in ſeiner dichterischen Perſönlichkeit mehr der früheren Periode im Grunde angehörte als der Zeit Goethes und Schillers. Einige Stellen aus der Cantate Behrs mit den Änderungen Matthijſſons mögen hier zur Vergleichung ſtehen:

### Andromeda.

Behr.

Erſpare, treues Chor,  
Dein Klagen und dein Flehn;  
Dich hört kein Götterohr.  
Zum Opfer anſerſehn,

Matthijſſon.

Laß ab, o treuer . . .  
Zu klagen und zu flehn!

<sup>1)</sup> Preußiſche Jahrbücher 1891, 68. Band, S. 188 f.

<sup>2)</sup> Behrs Gedichte, S. 85.

- |   |   |
|---|---|
| <p>5 Bin ich am Felsen hier gebunden.<br/>Ach! Trost und Hoffnung sind ver-<br/>schwunden! —<br/>Erspare, treues Chor,<br/>Dein Klagen und dein Flehn;<br/>Dich hört kein Götterohr.</p> <p>35 Verbirg mich, o Erde!<br/>Sie fliegt auf mich, die Brut —<br/>Fels stürz' ein und werde<br/>Mein Grab — sie kömmt — ha!<br/>welche Wuth! —<br/>Bald klebt an ihren Klamm mein<br/>Blut —<br/>.....<br/>Das Chor.</p> <p>93 Tag, der trauervoll begann,<br/>Freudetrunken sollst du enden,<br/>Bündet Hochzeitfacteln an,<br/>Eilet, Becher auszuspenden!<br/>Schmückt den Sieger, schmückt die<br/>Braut,<br/>Mit den schönsten Blumenkränzen;<br/>Drehet euch in Reihentänzen,<br/>100 Singet Hymnen, singet laut!</p> <p>123 O stinmet Lobgesang, ihr Chöre,<br/>Singt meinen göttlichen Freund,<br/>Der, einzig werth der Gottheit Ehre,<br/>Mich gütig mit sich vereint.<br/>Wenn ihr in stillen Nächten<br/>Uns bey den Sternen glänzen seht:<br/>So kniet und dankt den Wächten,<br/>130 Die zum Olympus uns erhöht!</p> | <p>.. an diesen Fels gekettet,<br/>Wo keines Gottes Macht mich rettet.</p> <p>Laß ab, o treuer ...<br/>Zu klagen und zu flehn!</p> <p>.....</p> <p>..... des Irfus Brut!<br/>Stürze Fels ...<br/>... kömmt ...</p> <p>.....<br/>Der ..</p> <p>.... jauchzet ..</p> <p>Zu höchsten Feierton, ..</p> <p>... Götterehre,<br/>.. liebend seinem Geschick ..</p> <p>... schimmern ..</p> |
|---|---|

Die darauf bei Behr noch folgenden zwölf Verse sind von Matthiffson gestrichen worden. Zum Schluß die beiden Gedichte Behrs, die Kamler „verbessert“ hat, zugleich mit den Abänderungen Matthiffsons: lehrreich für den Wechsel des Zeitgeschmacks und nicht ohne Interesse für dichterische Technik.

**I. Schwärmerci.**

<p>Behr. Wie zärtlich senzt die Nachtigall! Gewiß, sie klaget der Natur Des Weibchens Tod: ihr süßer Schall, 4 Voll sanfter Wehmuth, füllt die Flur.</p>	<p>Kamler.<sup>1)</sup> .. senzt (Aedon!?) .. er .. sein Trauerton Erfüllt mit Schmerz die Flur.</p>	<p>Matthiffson. ... schlug .. .. klagte .. ... dem süßen .. .. schwieg ..</p>
--	--	---

<sup>1)</sup> Kyrische Blumenteje 1774, Buch II, S. 118.

<sup>2)</sup> Kamler sagt in der Anmerkung „Die Nachtigall heißt im Griechischen Aedon und wird von dem deutschen Dichter sehr bequem für das Männchen der Nachtigall angenommen, obgleich das Wort bei den Griechen weiblichen Geschlechtes

	Sie ladet mich zu seufzen ein:	Er . .	
	Ich fühle mit ihr ganzes Weh;	Mitleidig fühl' ich seinen Schmerz;	.. fühl' ihr g. tiefes ..
	Ich fühle durch ihr Lied die Pein	.. fühl' ihn doppelt, eigne ..	
8	Bermehrt, in der ich selbst vergeb!	Zerreißt mein weiches Herz.	
	Zu welcher Qual ward mir die Lust, Die ich für unvergänglich hielt,		
	Die ich jüngst an Aglajens Brust	Zeit ich sie an Thami- rens ..	.. an Phlaidens ..
12	In süßer Trunkenheit ge- fühlt.	Voll Trunkenheit ..	
	Ich nenn', als mir ihr Mund gelacht:	Voll Trunkenheit hab' ich gedacht	.. wähu' .. Stief ..
	Die schön, gleich Huldgöt- tinnen, jen,	.. wie H.	
	Die wär' auch von des Todes Macht,	.. jen	
16	Gleich Huldgöttinnen ewig frey.	Wie H. frey.	
	Ist gehn die Tage sü- ßer hin,	Nacht wied mein künfrig Leben sehn,	Zeit . . .
	Der schönen Augen sanftes Licht,	.. himmelblauen Augen ..	
	Das mild, wie Frühlingss- sonnen, sichten,	Wie Frühlingssonnen mild und rein,	
20	Erhellst nun meine Seele nicht. —	.. den Geist mir ..	
	Mit süßer Stimme, Zäugerinn,	Dein Singen lindert deine Pein	Du linderst wohl, o
	Erfinderst du dir deinen Schmerz;	O Medon! du bist be- glückt.	Mit süßer Stimme . . .
	Wie ist die Veränderung nicht verliehn,	Ich muß der V. mich ver- zeihn:	Die V. ist mir . . .
24	Denn stummer Gram zer- nagt mein Herz.	Mein Lied im Mund' er- sticht.	

**II. Sehnsucht nach dem Frühlinge.**

	Behr.	Kantler. <sup>1)</sup>	Matthijson
	Holder · Frühling! kehre wieder,		
	Und belebe die Natur!		
	Gieb der Nachtigall die Lieder,	.. den Nachtigallen ..	.. den Nachtigallen ..
4	Und die Blumen gieb der Flu!	Blumen g. der öden	Blumen g der öden ..

ist". — Ubrigens hat Klopstock einer der frühesten Tden 1748 den Titel „Medone“ gegeben, erst später „Bardale“. Auch im Text war die frühere Lesart Medon, vgl. Klopstocks Tden von H. Borbergger, S. 49.

<sup>1)</sup> a. a. S., Buch V, S. 424.

Sieh das Grün dem Thal und Hügel, Und den Wäldern schenk' ihr Haar, Sieh den Zephyren ihre Flügel, 8 Und die Freude ruf ins Jahr! Daß Hirtinnen dann und Hirten, Um den Schlaf den Blu- mentranz, In dem Schatten dunkler Werten, 12 Froh sich drehn im Kei- bentanz. — Ach! vielleicht ließ Rosa- linde Mir im Aug' dann mei- nen Schmerz; Billigt, was ich hül' em pfünde, 16 Schenkt zu Lobne mir ihr Herz.	.. sein grünes Kleid dem .. .. die Hirten u. Hirinnen Zu dem süßen Buchen- hain Wieder ihren Tanz be- ginnen, Ihren Wettgesang erneu. Und ich meine .. Zu dem süßen Buchen- hain Wieder einsam wandelnd finde Und wir unsern Bund erneu.	.. sein liches Grün dem .. Und dem Hain sein dunk- les ... .. die Stern ... Sich mit Amorn, unter .. Drehn im schönsten ... Die letzte Strophe ge- strichen.
---	---	---

## Der Schuhu in Goethes Vögeln.

Von Max Morris in Charlottenburg.

Am 24. Oktober 1780 schreibt Friedrich Jacobi an Heinze: „Gegenwärtig hat Goethe eine Aristophanische Komödie, „die Vögel“ betitelt, in der Mache, worin Klopstock als Uhu, der junge Kramer als Ente die vornehmsten Rollen spielen. Was mir Knebel davon hinterbracht hat, ist meisterhaft gestellt“ (Zöppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlaß, Leipzig 1869, 1, 40). Diese Ausgabe Jacobis ist bisher fast durchweg acceptiert worden. Nur Julian Schmidt hat einmal darauf hingewiesen, daß die Flüge des Schuhu dazu gar nicht recht stimmen wollen;<sup>1)</sup> aber sein Einspruch hat keine Beachtung gefunden — in den Kommentaren und Biographien findet sich noch immer unweigerlich die Notiz: Im Schuhu ist Klopstock verspottet. Gehen wir einmal durch, was von diesem Schuhu mitgeteilt wird.

„Wir haben gehört, daß auf dem Gipfel dieses überhohen Berges ein Schuhu wohnt, der mit nichts zufrieden ist, und dem wir daß-

<sup>1)</sup> Vgl. auch: Die Vögel, herausgegeben von Arndt, Leipzig 1887.

wegen große Kenntnisse zuschreiben.“ Die Unzufriedenheit mit den Leistungen Anderer könnte für Klopstock allenfalls passen; weshalb er auf dem Gipfel eines überhohen Berges wohnt, bliebe unklar, und große Kenntnisse sind ihm kaum zugeschrieben worden.

„Sie nennen ihn im ganzen Lande den Kritikus . . . . Hier, mein Freund, ist das Rüst- und Zeughaus unseres alten, großglas- äugigen Kritikus . . . . Lanter neue Bücher, die er nach dem Geruche recensirt hat . . . . Sie spüren ihren nächtlichen Feind, den mächtigen Kritikus.“ Klopstock war durchaus kein Kritikus; in seinen sämtlichen Werken finde ich eine einzige Recension (Beurteilung der Winkelmannischen Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in den schönen Künsten) aus dem Nordischen Anseher von 1761. Das war also damals fast 20 Jahre her.

„Er sitzt den Tag über zu Hanse, und denkt alles durch, was die Leute gestern gethan haben, und ist immer noch einmal so geschickt als einer, der vom Rathause kommt . . . . Aber was verlangen die Herren mein Urtheil?“ Klopstock hatte für die Leistungen Anderer gar kein teilnehmendes Interesse.

„Ich habe meine rechte Freude daran, allen Vögeln bange zu machen . . . . Es ist aber auch einer oder der andere sich bewußt, daß ich ihm seine Zungen anatomirt habe, um ihm zu zeigen, wie er ihnen hätte sollen rüstigere Flügel, schärfere Schnäbel<sup>1)</sup> und wohlgebantere Beine anschaffen.“ Das hat Klopstock nie gethan.

„Nimm zuerst diesen knotigen Prügel, womit der Kritikus alles junge Gezeifer auf der Stelle breit zu schlagen pflegt! Nimm diese Peitschen, mit denen er, sich gegen den Muthwillen waffnend, die Ungezogenheit noch ungezogener macht! Nimm diese Blasröhre, womit er ehrwürdigen Leuten, die er nicht erreichen kann, Leitertugeln in die Perrücken schießt.“ Kein Wort trifft für Klopstock zu.

„Hier nimm das Tintenfaß und die große Feder . . . . Die nachbenannten Geräthschaften müssen colossallisch und in die Augen fallend sein, besonders die Feder und das Tintenfaß.“ Klopstock war gar nicht schreiblustig.

„Hier sind die großen Lexika, die großen Kraumbüden der Literatur, wo jeder einzeln sein Bedürfniß pfennigweise nach dem Alphabet abholen kann.“ Klopstock war kein eigentlicher Gelehrter. Und ebenso wenig trifft es für ihn zu, wenn Hoffegut vom Schuhu sagt: „(Er gleicht) dem Gntgnt, denn er legt seine Eier in fremde

<sup>1)</sup> Der Text bietet: „schärfere Flügel, rüstigere Schnäbel“. Die Verbesserung dieses offenbar Diktier- oder Schreibfehlers, der sich bis in die Weimarer Ausgabe fortgeplauzt hat, ist schon von Köpvert (Über Goethes Vögel. Altenburg 1873) verlangt worden.

Nester.“ Diese letzte Wendung giebt uns nun aber die Lösung: Kamler ist gemeint.

Dichtung und Wahrheit, Buch 7: „Kamler ist eigentlich mehr Kritiker als Poet. Er fängt an was Deutsche im Lyrischen geleistet zu sammeln. Nun findet er, daß ihm kaum ein Gedicht völlig genug thut; er muß anlassen, redigiren, verändern, damit die Dinge nur einige Gestalt bekommen. Hierdurch macht er sich fast so viel Feinde als es Dichter und Liebhaber giebt.“ Allgemeine deutsche Biographie: „Die litterargeschichtliche Bedeutung Kamlers besteht in dem Ansehen, welches seine Zeitgenossen seinem kritischen Urtheile beilegten . . . . Nach seinem kritischen Bedünken ohne individualisirende Schonung corrigirte er — und dies wurde mit den Jahren seine bedenklichste, heftig befohlene Eigenthümlichkeit, die Dichtungen vieler Anderer, und gab sie so — mit und ohne deren Erlaubniß und Namen — heraus, L. H. von Nicolay, J. N. Götz, M. C. Kuh, Lichtwer u. s. w. Götz und Kuh besitzen wir in Folge dessen nur in Kamlerscher Verfleidung.“

Das also ist die grausame Anatomierkunst unseres kritischen Schuhu, das ist die Kukuzsart, seine Eier in fremde Nester zu legen. „Ich habe noch nicht gesehen,“ sagt der Papagei von ihm, „daß einer etwas gemacht hat, den er nicht hinterdrein mit der Nase aufs Bessere gestoßen hätte.“ Seine grausame Passion läßt der Schuhu ganz blind und unterschiedslos aus, und es ist ihm im Grunde gleich, was ihm unter die Krallen kommt — er versteht sich also gar nicht auf Singvögel. „Wo er eins (eines Singvogels) habhaft werden kann, schnaps! hat er's beim Kopfe und rupft's. Kaum ein paar hat er auf mein inständiges Bitten hier oben leben lassen, und just nicht die besten . . . Mänje find't er so delicienz wie Lerchen und die schönste Lerche schnabelkirt er wie eine Maus.“ Was von so einem Poeten-Singvogel übrig bleibt, über den der Kritikus kommt, sagt uns der Papagei: „Gebeine und Gerippe . . . das ist alles, was er von seinen Mahlzeiten übrig läßt.“

Das Anatomierbild gehört zum alten Bildervorrat Goethes. Dilettant und Kritiker (Werke 2, 205):

(Seht wohl an;

Aber es fehlt noch manches dran.

Die Federn, zum Exempel, sind zu kurz gerathen. —

Da sing er an, rupft' sich den Praten.

Der Knabe schrie. — Du mußt stärker einsetzen,

Sonst pier's nicht, schwinget nicht. —

Da war's nacht — Mißgeburt! — und in Fetzen.

Mit einem ähnlichen Bilde wie das vom Anatomieren wird Kamler im Neuesten von Plundersweilern verspottet.

Die aufgehängten Becken hier  
 Verkünden Euch den Herrn Barbier,  
 Dem wo er irgend Stoppeln sieht  
 Das Messer untern Händen glüht.  
 Und er rasirt, die Wuth zu stillen,  
 Zwar gratis aber wider Willen,  
 Und bei dem ungebetnen Schnitt  
 Geht auch wohl Haut und Nase mit.  
 Welch ein Palast am End' der Stadt  
 Ist's, wo er seine Bude hat . . .  
 Mit großer Lust und großem Glück  
 Hält ihr Serail hier Frau Kritik.

Den Einfall, Hamler als Barbier darzustellen, hat Goethe von Chodowiecki übernommen. Es war schon seit längerer Zeit bekannt, daß Chodowiecki Hamler wegen seiner eigenmächtigen und willkürlichen Kleistherausgabe verspottet hatte, indem er ihn zeichnete, wie er den im Sarge liegenden Kleist barbirt, und darauf hin hat schon Hentzel, Goethe-Jahrbuch 14, 274, angenommen, daß Goethes Verse von Chodowieckis Zeichnung inspiriert seien. Zum Erweise fehlte aber noch der Einblick in den zeitlichen Zusammenhang und in die Gelegenheit für Goethes Kenntnissnahme von der Zeichnung. Diese selbst ist entweder nicht erhalten oder noch in der Mappe des Sammlers begraben; jedenfalls ist sie in der Kunstwissenschaft unbekannt, wie mir der Chodowiecki-Kenner von Dtingen mittheilt. Es war mir nun zunächst nicht möglich, die Quelle der in verschiedenen neueren Büchern befindlichen Notiz über Chodowieckis Zeichnung aufzufinden; die Nachricht ließ sich nicht über Gervinus zurückverfolgen. Das wird aber auch unnötig durch einen von August Sauer mir freundlich zur Verfügung gestellten ungedruckten Brief Goekingks an Gleim vom 1. Dezember 1778, der dieselbe Thatfache bezeugt: „Bei Chodowiecki hab ich einen sehr angenehmen Nachmittag zugebracht, denn außer seinen Gemälden wies er mir auch Zeichnungen vor, die er wegen ihres satyrischen Inhalts niemals in Kupfer stechen und nie aus den Händen geben wird. Und dennoch thäten sie vielleicht mehr Wirkung als irgend ein Epigram, z. B. die Zeichnung, wo Hamler den im Sarge ausgestreckten Kleist barbiret, mit der Unterschrift: Laßt die Todten ungeschoren.“<sup>1)</sup>

Goethe war nun ein halbes Jahr vor Böckingk während seines Berliner Aufenthaltes zweimal bei Chodowiecki. Er besuchte ihn am 16. Mai und dann noch einmal in Begleitung des Herzogs Karl August am 20. Mai. Daß Chodowiecki seinem großen litterarischen

<sup>1)</sup> Die wörtliche Übereinstimmung dieser Stelle mit der bisher über die Zeichnung umlaufenden Notiz läßt vermuten, daß auch für die letztere der citirte Brief, wenn auch sonst ungedruckt, die Quelle vorstellt.

(Gaste damals unter anderem auch diese litterarische Zeichnung vorgelegt hat, das zeigt sich eben darin, wie dieses aparte Motiv zwei Jahre später im Neuesten von Plundersweilern erscheint. —

Wie kommt nun Kauler unter die Vögel und was will die ganze Satire?

Der Schuhu wohnt auf dem Gipfel eines überhohen Berges. Der Berg ist dann also Preußen, der Gipfel Berlin. Die Wohnstätte des Schuhu ist prächtig genug. „Sieh doch, sieh, das schöne Gemäuer dahinten! Ist's doch, als wenn die Feen es hin gehert hätten. — Hoffegut. Entzückst du dich wieder über die alten Scine?“ Goethe schreibt am 17. Mai 1778 aus Berlin an Frau von Stein von der „Pracht der Königsstadt“.

Dieser Berg, auf dem der Schuhu wohnt, ist also „überhoch“. Das klingt in diesem Zusammenhange schon etwas antipreußisch. Und nun wird dem Vogelmotiv noch eine deutlichere Spitze gegen Preußen abgewonnen. „Im Norden ist jetzt das Bild des Adlers in der größten Verehrung: überall seht ihr's aufgestellt, und wie vor einem Heiligen neigen sich alle Völker, wenn er auch von dem schlechtesten Sndler Gewalt oder geschmißt worden ist. Schwarz, die Krone auf dem Haupt, sperrt er seinen Schnabel auseinander, streckt eine rothe Zunge heraus und zeigt ein Paar immer bereitwillige Klauen. So bewahrt er die Landstraßen, ist das Entsetzen aller Schleichhändler, Tabacksfrämer und Deserteure. Es wird niemanden recht wohl, der ihn ansieht.“ Diese letzte Wendung ist für uns um so wesentlicher, als sie ganz aus dem Tone fällt und also nun ihrer selbst willen dasteht. Trennfremd rühmt ja den Vögeln gerade die Pracht und Würde des Vogelwesens.

Das Preußenwesen war Goethe zwei Jahre zuvor bei seinem Aufenthalte in Berlin nahegetreten. Seine Empfindungen dabei haben wir in dem Briefe an Frau Stein, Berlin, 19. Mai 1778: „So viel kann ich sagen je größer die Welt desto garstiger wird die Farce und ich schwöre, keine Zote und Geley der Hauswurstiaden ist so eckelhaft als das Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen durch einander . . . Aber den Werth, den wieder dieses Abenteuer für mich für uns alle hat, nenn ich nicht mit Nahmen. — Ich bete die Götter an und fühle mir doch Muth genug ihnen ewigen Haß zu schwören, wenn sie sich gegen uns betragen wollen wie ihr Bild die Menschen.“ Das waren seine Berliner Eindrücke. Dazu kam nun noch die bängliche Empfindung, mit der der Weimarijche Minister auf den unbequemen und gewaltjamen Nachbarstaat blickte. Am 18. März 1778 schreibt er an Merck: „Jetzt macht uns aber der Eindringende Krieg ein ander Wesen. Da unser Stahn auch zwischen den Orlogschiffen gequetscht werden wird.“ Und so kam es auch. In



dem nun beginnenden Kriege — es ist der bayrische Erbfolgekrieg — nahmen preussische Husaren vom Korps des Generals Mollendorf auf Weimarischem Gebiete gewaltsame Werbungen vor. Darüber kam es zu einem Notenwechsel mit Friedrich dem Großen. Goethe legt in einer umfangreichen Eingabe an Karl August vom Ende Januar 1779 die schwierige Situation auseinander und bespricht resigniert die geringen Aussichten der verschiedenen Maßregeln, die sich etwa ergreifen ließen. Inzwischen trat das Ende des Krieges ein, und so verlief der Konflikt im Sande. Die Empfindungen des Schwächeren, dem der Starke Unrecht zufügt, hatte Goethe damals Gelegenheit kennen zu lernen. In der Schilderung des Adlers mit den immer bereitwilligen Klauen, bei dessen Anblick niemand recht wohl wird, haben wir die „stille unverfängliche Rache“ des Weimariischen Ministers, die freilich harmlos und milde erscheint, wenn man etwa Heines böse Verse auf denselben preussischen Adler damit vergleicht.

Du häßlicher Vogel! wirst du dereinst  
Wir in die Hände fallen,  
So rupfe ich dir die Federn aus  
Und haue dir ab die Krallen.

Künstlerisch ist die Adlersatire der beiden Dichter gleich unwirksam. Der eine läßt es an dem Tropfen Gift fehlen, der ein solches Getränk würzen muß, der andere füllt das Gefäß bloß mit Gift und Galle.

Bei seiner Umdichtung läßt also Goethe alles Athenische fallen und ersetzt es durch Berlin und das Preussentum. Politisch wird die preussische Art nur in diesen kurz aufblickenden Schlaglichtern gestreift, Kamler aber als der litterarische Vertreter des Preussentums rückt in den Mittelpunkt der Darstellung. In das Bild des Schuhu fließt auch ein Zug von Nicolai ein: die große Feitsche, mit der der Schuhu, sich gegen den Mutwillen waffnend, die Ungezogenheit noch ungezogener macht. Kamler selbst war friedfertig; Nicolai aber, als der nächst Kamler hervorragende Berliner Schriftsteller, gehört ebenfalls hierher, und durch die Aufnahme dieses Nicolaiischen Zuges erweitert sich das Bild des Schuhu zum Spott- und Zerrbilde des preussischen oder berlinischen Litteraten.

Der Schuhu ist also kein ganz einheitliches Gebilde. Es steckt aber in ihm noch eine weitere zunächst ganz fremdartig erscheinende Spitze, und zwar gegen August Ludwig Schlözer in Göttingen.

Von 1776—1782 gab Schlözer, gestützt auf viele persönliche Verbindungen, die er sich auf weiten Reisen erworben hatte, seinen „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts“ in 60 Hefen heraus. Er bringt darin Korrespondenzen aus allen Kulturländern über statistische, kommerzielle, politische, niemals über litterarische

Gegenstände. Die Tendenz ist auf Belehrung, nicht selten aber auch auf Abstellung von Ubelständen gerichtet, und, ganz wie gegenwärtig radikalen Zeitungen, wurden ihm zuweilen auch geheime Aktenstücke und Mittheilungen, die nur durch Bruch der Amtsverschwiegenheit an ihn gelangen konnten, zugestellt, umso mehr, als er die Anonymität seiner Korrespondenten sorgfältig wahrte. Der Briefwechsel fand viel Beachtung und hatte einen starken buchhändlerischen Erfolg, er wurde zeitweilig in mehr als 4000 Exemplaren abgesetzt und eine Anzahl von Heften mußte in verschiedenen Auflagen neu gedruckt werden. Auch Goethe verfolgte das Unternehmen; er schreibt am 2. Mai 1782 an Frau von Steiu: „Dazu hab ich Schlözers Briefwechsel . . . gelesen“ und ebenso am 11. April 1783: „Hier ein Schlözer.“ Eben während die Vögel entstanden, erregte die Angelegenheit des Pastors Waser in Zürich großes Aufsehen. Dieser war wegen eines Artikels in Schlözers Briefwechsel, worin eine Verwendung des Züricher Kriegsfonds zu Privat Zwecken behauptet wurde, in Untersuchung gezogen, und da sich von ihm selbst begangene Fälschungen und Entwendungen herausstellten, am 27. Mai 1780 hingerichtet worden. Lavater verfaßte eine Schrift über die Angelegenheit und schickte sie Goethe zu. Dieser antwortet am 13. Oktober 1780: „Schlözer spielt eine schensliche Figur im Roman und ich erlaube mir eine herzliche Schadenfrende, weil sein ganzer Briefwechsel die Unternehmung eines schlechten Menschen ist.“

Der Schuhu sagt nun: „Ja, ich habe Correspondenz mit allen Malcontenten in der ganzen Welt; da erhalte ich die geheimsten Nachrichten, Papiere und Documente; und wenn man mit Leuten spricht, die unzufrieden sind, da erfährt man recht die Wahrheit.“ Aus dieser Stelle hat Julian Schmidt (Im neuen Reich 1880, 1, 939) geschlossen, daß Goethe hier auf Schlözer zielt, und durch eine Lesart, die Julian Schmidt noch nicht kannte, da sie erst 1894 in der Weimarer Ausgabe herausgekommen ist, erfährt seine Vermutung eine glänzende Bestätigung. Gegenwärtig erwidern nämlich Treufreund, Hoffegut und der Papagei auf die Worte des Schuhu mit ironischen Bestätigungen: „Ganz natürlich.“ — „Ohne Zweifel.“ — „O gewiß.“ In den beiden in Gotha und Weimar befindlichen Handschriften antwortet aber statt dessen Treufreund: „Da können sie ja ehster Tage einen Briefwechsel heraus geben?“ Goethe hat diese Stelle also als gar zu deutlich und verlegend im ersten Druck 1787 gestrichen. Er hatte auch inzwischen Schlözer persönlich kennen gelernt. Am 18. Oktober 1784 schreibt er an Karl August: „Schlözer ist hier und bedauert sehr Ihnen nicht aufwarten zu können. Buchholz hat ihm den Luftballon steigen lassen, ich hoffe, der deutsche Kreim wird von dieser Atherischen Ehrenbezeugung sehr geschmeichelt sein.

Knebel ist feinetwegen aus Jena gewichen und befindet sich in Liefurt."

Auf Schlöszer's Kritik der politischen Dinge in allen Ländern zielt dann noch die weitere Stelle: „Schuhu. Sein Sie versichert, kein Volk in der Welt weiß sich aufzuführen und kein König zu regieren. — Hoffegut. Und Sie leben doch alle. — Schuhu. Das ist eben das Schlimmste.“

Ich habe nun ernstlich geprüft, ob man nicht auf diese zwingende Beobachtung Julian Schmidts hin Ramler fallen lassen müsse, aber das geht durchaus nicht an. Der Schuhu stammt zunächst aus der rein litterarischen Sphäre. Er fragt die beiden Freunde, ob sie Schriftsteller sind, und auf die bejahende Antwort erklärt er: „Da gehören Sie vor meinen Stuhl.“ Auch die grausame Anatomiekunst, die er an Singvögeln übt, von denen er nur wenige, und just nicht die besten, leben läßt, seine Gleichgiltigkeit, ob er eine Lerche oder Mäns vor sich hat, die aus Gebeinen und Gerippen bestehenden Überreste der Vögel, die er unter den Krallen gehabt hat, sein Verhältnis zum Papagei, der den Typus des empfindsamen Lesers vorstellt, die Spizen auf Berlin und Preußen — das alles zeigt deutlich, daß wirklich Ramler, und zunächst er allein, in der Schuhumaskette steckt. Aber Goethe hat das Bild des Schuhu mit einem Zuge von einem anderen superklugen Besserwisser — so erschien es ihm wenigstens — aufgestinkt, der auf politischem Gebiete — gerade wie Ramler auf litterarischem — alles, was in der Welt geschah, hinterdrein vor seinen Richterstuhl zog. Dieser vereinzelte Zug ändert nichts an der dem Ganzen zu Grunde liegenden antipreußischen Gesamttendenz.

Die Satire richtet sich nur gegen den unbequemen Nachbarstaat und das preußische Wesen im allgemeinen, nicht gegen Friedrich den Großen. Die vereinzelte Wendung: „Wir wollen's machen, wie alle Groberer, die Leute todtschlagen, um es mit ihrer Nachkommenschaft gut zu meinen“ zielt wohl nicht auf den großen König speziell.

Die Vögel stehen mit ihrer Tendenz in Goethes Werken nicht ganz einsam da. Goethes ganze Nicolai-Satire, ferner die Auslassungen über die Berliner Akademie in dem verlorenen Gespräch an der Frankfurter table d'hôte, die Mänsen und Grazien in der Mark, die Kenien für Ramler und für Berlin im Almanach gehören in dieselbe Richtung. Und weiter als bis zu einer kühlen und reservierten Beobachtung der berlinischen und preußischen Dinge hat es Goethe auch trotz Zelter nie gebracht.

Satire auf Berlin haben wir übrigens schon im ewigen Juden.

Sie waren bald der Stadt so nah,  
Daß man die Thürme klärtlich sah.  
Ach, sprach mein Mann, hier ist der Ort,  
Aller Wünsche sicher Friedensort,

Hier ist des Landes Mittelthron.  
Gerechtigkeit und Religion  
Spebiren wie der Selzerbrunn  
Festsirt ihren Einfluß ringsherum.

Der protestantische Mittelthron des Landes — das kann wohl nur Berlin sein. Das Gegenstück dazu — Christus in Rom — hat Goethe in Italien geplant.

Neben den besondern antipreußischen Spitzen gelangen nun beiläufig allgemeine Schriftellerschmerzen zum Ausdruck: der Nachdruck und die kärglichen Honorare. Wenn Treufreund mit einem etwas befremdlichen Bilde sein Verhältnis zu den Vögeln darstellt: „Ein Prinz, dessen Eltern von Reich und Krone vertrieben worden, der seiner Sicherheit wegen in armseligen Hütten bei Fischern sein Leben zubringen muß — wird durch den Zufall einem Freunde vom Hause, einem würdigen General entdeckt; dieser eilt ihn aufzusuchen und wirft sich ihm zu Füßen“, so ist das gewiß eine spöttische Inhaltsangabe eines damals beliebten schlechten Romans oder Dramas, dessen Ermittlung aber besser einem glücklichen Zufallsfunde überlassen bleibt, da eine planmäßige Nachforschung einen unverhältnismäßigen Aufwand von Mühe verursachen würde.

Der köstliche Untergrund des Ganzen ist die Abspiegelung menschlicher Art und Unart in den Vögeln. Das Publikum oder die Menschen überhaupt als seine Vögel zu bezeichnen, ist von hier an lange eine Lieblingswendung Goethes geblieben.

Den Hauptteil, die Gründung des Wolfenkufufheim, hat Goethe nicht ausgeführt.<sup>1)</sup> Was er dort bieten wollte, sehen wir in Treufreunds und Hoffeguts Schilderung der Stadt, die zu suchen sie angezogen sind. Sie suchen so eine weiche, wohlgepolsterte Stadt, so eine, wo's einem immer wohl wäre, wo es einem nicht fehlen könnte, alle Tage an eine wohlbesetzte Tafel geladen zu werden, wo vornehme Leute die Vorteile ihres Standes mit den Geringeren zu teilen bereit wären, wo die Regenten fühlten, wie es dem Volke, wie es einem armen Teufel zu Mütze ist, wo reiche Leute Zinsen gäben, damit man ihnen nur das Geld abnähme und verwahrte, wo Enthusiasmus lebte, wo ein Mann, der eine edle That gethan, der ein gutes Buch geschrieben hätte, gleich auf Lebenszeit in allem frei gehalten würde, wo Vater und Mutter nicht gleich so gräßliche

<sup>1)</sup> Wenn Frau Rath an die Herzogin Amalie am 14. Juli 1780 schreibt: „Auf die Weimarer Vögel bin ich außerordentlich neugierig und mich verlangt mit Schmerzen den Dialog zu hören zwischen einem Späzen und einem Zeisgen“, so haben wir darin nicht etwa einen Zug aus der Fortsetzung. Frau Rath kennt ja hier die Vögel noch gar nicht und sie malt sich nur aus, was sie etwa zu erwarten hat.

Gesichter schnitten, wenn man sich ihren lebenswürdigen Töchtern nähert, wo Chemannner einen Begriff von dem bedrängten Zustande eines unverheirateten wohlgeimuten Jünglings hätten, wo ein glücklicher Autor weder Schuster noch Schneider, weder Fleischer noch Wirt zu bezahlen brauchte, wo ihm ein niedliches Schätzchen ihre Annehmlichkeiten gratis aufdränge, weil er einmal gewußt hat, ihr Herz zu rühren. — Sie suchen also das politische und besonders das litterarische Schlaraffenland, und Goethe hätte es hier vor unseren Augen aufgebaut. Die Preußen satire wäre in diesem zweiten Teile als erledigt zurückgetreten, und das bunte Gaukelbild eines litterarischen Volkentufufheim hätte sich erhoben. Scharf und bitter auf dieser Erde beginnend wäre die Dichtung wie eine prächtige bunte Seifenblase ins heitere Reich der Illusionen aufgestiegen. So reich und groß war auch diese Scherz dichtung intendiert.

Von Athen nach Ettersburg war nur durch einen salto mortale zu gelangen, sagt Goethe. Der Sprung ist doch nicht übel gelungen. —

Wie kommt nun Jacobi zu seiner so bestimmt anstretenden Erklärung, in den Vögeln werde Klopstock als Schuhu und Cramer als Ente verspottet werden? Er hat das keineswegs geträumt. Wir haben in seiner Mitteilung in der That die Grundlinien eines älteren Planes zu einer rein litterarischen Vogelfarodie, die ihre Spitze gegen Klopstock richten sollte. Der Engländer Robinson sah in Frankfurt einen jetzt verloren gegangenen ersten Entwurf für das Bild zum Neuesten von Plundersweilern, der aus Kraus' Besitz dorthin gelangt war. Er berichtet darüber: „Another part of the picture was a squib on Klopstock and his idolater. On a German oak sat an owl, from whose body there fell what was gobbled greedily by a duck, but enough of the droppings remained to make the words „Er und über ihn“ the title of a book of extravagant eulogy on Klopstock by . . . (Cramer).“ Weimarer Ausgabe 16, 409.

Das Motiv: Klopstock als Schuhu und Cramer als Ente ist also zweimal geplant und zweimal verworfen worden: 1780 für die Vögel und dann im nächsten Jahre für das Neueste von Plundersweilern. Goethe hat Knebel von seinem ursprünglichen Vögelplan erzählt, den er dann durch die Preußen satire ersetzte, und so erfuhr Jacobi davon, bei dem Knebel im September 1780 drei Tage verweilte. Wie nun dieser Einfall in Goethe entstand, die Ente Cramer verschlingen zu lassen, was die Ente Klopstock fallen läßt, das zeigt das folgende Motto von: „Klopstock. In Fragmenten und Briefen von Tellow an Elise. Von C. F. Cramer. Hamburg 1777—1778.

His flight my Klopstock took; his upward Flight  
 If ever soul ascended. Had he dropt  
 That Eagle genius! O had he let fall  
 One Feather as he flew; I then had wrote,  
 What Friends might flatter; prudent foes forbear.  
 Rivals scarce damn and — reprove.  
 But what I can I must.

Für die Feder, die der Adlergenius Klopstock hier fallen oder nicht fallen läßt, setzt also Goethe — etwas anderes ein, das ihm Cramers durch die Verschlüsse drollig isolierte Wendungen: „Had he dropt! o had he let fall“ nahe legten und aus dem Adler macht er eine Gule. Zu der Darstellung Cramers als Ente mag noch eine Stelle aus dem ersten 1780 eben frisch erschienenen Bande seines „Klopstock. Er und über ihn“ (S. 9) mitgewirkt haben: „Ich schreibe, ich sammle, wie mir der Schnabel meiner Feder gewachsen ist.“ Als Klopstocks Ente hatte Cramer übrigens die Dreifigkeit gehabt, bei Gelegenheit der bekannten Einmischung Klopstocks in Goethes und Karl Augusts Lebensführung Goethen selbst anzuschmatzen. Cramer an Goethe, 11. Oktober 1776: „Übermüthigster aller Übermüthigen. Wir kennen die ganze Correspondenz. Klopstocks erster Brief an Sie war edel, freundschaftlich, offen, war Alles — war Klopstocks würdig, aber nicht Ihrer! Ihr Brief . . . es ist schwer, einen Namen dazu finden! Klopstocks Antwort, sehr gerechte Bezeugung gerechten Unwillens. So wird jeder davon urtheilen, der Menschenjinn hat. Das nennen Sie unerhörte Impertinenz!! Klopstock wandte sich um, als Ihrer gelesen war und sagte so gelassen und kalt wie möglich: *Izt verachte ich Goethen.*“ (Im neuen Reich 1874, 2, 338.)

Das waren also die menschlichen Verhältnisse, die dem ursprünglichen Plan einer satirischen Darstellung des deutschen Literaturwesens im Rahmen von Aristophanes' Vogelkomödie zu Grunde lagen. Klopstock und Cramer hätten als Gule und Ente darin dieselbe Stellung eingenommen wie jetzt der Schuhu und sein Papagei. Die menschlichen Dinge sind wandelbar — sechs Jahre zuvor hatte Lotte den Gefühlsinhalt eines geweihten Augenblicks in dem Namen Klopstock zusammengefaßt und Werther dazu ausgerufen: „Göter, hättest du deine Vergötterung in diesem Blicke gesehen und möchte ich nun deinen so oft entweihten Namen nie wieder nennen hören.“

Der ursprüngliche Plan mußte dann dem frischeren Ärger über das Preußenwesen weichen, und so kam Hamler durch die Konsequenz des satirischen Grundgedankens, nicht durch unmittelbare Bedeutung für Goethe, zu seiner Schuhn-Rolle. Die ursprünglich für Klopstock bestimmte, durch Abminderung aus Cramers „eagle genius“ entstandene Gulemaske wird dabei auch für Hamler festgehalten, und

da dieser keinen solchen Trabanten hat, der in die Entenrolle eintreten könnte, so schafft Goethe zum Ersatz im Papagei ein Spottbild des empfindsamen Lesers und bewahrt so wenigstens die wirksame Gruppe vom Herrn und Diener.

Diese Änderungen geschahen durch wirkliche Umarbeitung. Karl August an Knebel, 15. Juni 1780: „Goethe soll in eben dieser Zeit ein Stück dazu (zu Hers Decorationen) verfertigen; er wirds thun und die angefangenen Aristophanischen „Vögel“ dazu nehmen.“ Ferner Goethe an Knebel, 24. Juni 1780: „Den ersten Akt der Vögel, aber ganz neu, werden wir ehstens in Ettersburg geben.“ Von dem älteren Plane, wie er Karl August und Knebel bekannt war, existierten also, wie diese beiden Stellen zeigen, schon ausgearbeitete Bruchstücke, als die Änderung der Tendenz beschlossen wurde, und von dieser älteren Fassung hat Goethe beim Muddiktieren an das nachschreibende Fräulein von Göchhausen durch Versehen oder Gleichgiltigkeit einige Wendungen zu beseitigen unterlassen, denen noch die Spitze gegen Klopstock anhaftet. Wenn der Schuhu sagt: „Wo finde ich Worte, die eure Ungezogenheit ausdrücken? . . . Schändlich! und was schlimmer ist, abscheulich! und was schlimmer ist, gottlos! und was schlimmer ist, abgeschmackt!“ so hören wir den Goethe und Karl August mit seinen moralisierenden Vorwürfen verfolgenden Klopstock und ihm gelten auch die Worte des Papagei: „So einen ernsthaften Mann, den Vogel der Vögel.“ Das Merkmal der Ernsthaftigkeit wird für Klopstock auch in Dichtung und Wahrheit, Buch 10 hervorgehoben: „Ein gefasstes Betragen, eine abgemessene Rede, ein Lakonismus, selbst wenn er offen und entscheidend sprach, gaben ihm durch sein ganzes Leben ein gewisses diplomatisches, ministerielles Ansehen. . . . Und indem er die Schritte seines Lebens bedächtig vorausmißt . . .“ Der letzteren Stelle entspricht dann genau der auf Klopstock zielende Vers im deutschen Parnas: „Diesen seh ich ernster wandeln.“ (Vgl. Morris, Goethe-Studien 1, 41.)

Daß Knebel noch im September 1780 Jacobi die von dem Dichter inzwischen schon beiseite geschobene Klopstock-Cramer-Satire als den Inhalt der Vögel mitteilt, hat nichts Auffälliges. Goethe schrieb ihm zwar am 24. Juni nach Zürich, daß der erste Akt ganz neu sein würde, aber worin diese Umänderung bestand, konnte er Jacobi, den er auf der Heimreise besuchte, nicht mitteilen. Zwar schrieb ihm Goethe am 13. August: „Du findest sie (die Vögel) in Frankfurt, wo du doch durch mußt,“ aber diese Kombination hat sich entweder nicht verwirklicht oder Knebel hat die eingetretene Änderung der satirischen Tendenz nicht beachtet.

Von dem, was für die ursprüngliche Vögellkomödie an jehemi sehen Bügen in Aussicht genommen war, ist gewiß einiges mehr oder

weniger verändert im nächsten Jahre in das Neueste von Plundersweilern eingegangen, und neben Klopstock ist auch Cramer darin nicht vergessen. Das böse Bild, daß Cramer verschlingt, was Klopstock fallen läßt, malt freilich die geistlose Ausbeutung des gleichgiltigen Beiwerks von Klopstocks Existenz in Cramers weitjchwefeligen Büchern, seine Verwertung von jedem „Quark“ recht lebhaft, und Goethe hat es aus dem ursprünglichen Vögelplan nach dem oben angeführten Zeugnisse Robinsons in den ersten Entwurf zum Neuesten von Plundersweilern noch hinübergenommen, aber in der endgiltigen Form von Bild und Gedicht finden wir statt dessen eine harmlosere Verspottung Klopstocks und Cramers.

Der Mann, den ihr am Bilde seht,  
Scheint halb ein Värde und halb Prophet.  
Seine Vorfahren müßens büßen,  
Sie liegen wie Dagon zu seinen Füßen;  
Auf ihren Häuptern steht der Mann,  
Daß er seinen Helden erreichen kann.  
Kaum ist das Lied nur halbgesungen,  
Ist alle Welt schon siebdurchdrungen.  
Man sieht die Paare zum Erbarmen  
Zu jeder Stellung sich umarmen.  
Ein Bögling kuet ihm an dem Rücken,  
Der denkt die Welt erst zu beglücken;  
Zeigt des Propheten Strümpf und Schuh,  
Bethenert, er hab auch Hosen dazu,  
Und, was sich niemand denken kann,  
Einen Steiß hab der große Mann.

So erklärt es sich nun, daß Jacobi von den Vögeln und Robinson von einem ersten Entwurf zum Neuesten von Plundersweilern dieselbe eigenartige Gruppierung: Klopstock als Ente und Cramer als Ente, berichten kann, ohne daß wir diese Gruppe jetzt in einer der beiden Dichtungen vorfinden.

## Zu den Briefen Hubers an Schiller (1786—1796).

Mitteilung von Ludwig Geiger in Berlin.

Die Briefe Hubers an Schiller waren bis vor kurzem nur zum geringen Teile bekannt. Einige wenige waren als notwendige Ergänzungen der Körnerschen in die Korrespondenz zwischen Schiller



und Körner aufgenommen; <sup>1)</sup> andere waren in Zeitschriften gelegentlich gedruckt; noch andere waren mit wichtigen Dokumenten aus der Schillerzeit in einem Bande vereinigt. <sup>2)</sup> Den Anstoß zu einer planmäßigen Gesamtpublikation der Schiller-Hübnerschen Korrespondenz, die allerdings weder an Umfang noch an Bedeutung der Schiller-Körnerschen zu vergleichen ist, doch in der Zeit der engen Zusammengehörigkeit großen Wert besitzt und auch für die Zeit der räumlichen und gemüthlichen Trennung 1789—1796 — erst 1797 trat völlige Entfremdung und beiderseitiges Schweigen ein — interessante Beiträge zur Litteratur- und Kulturgeschichte liefert, bewirkte die J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Sie veröffentlichte in der Allgemeinen Zeitung <sup>3)</sup> die wertvollsten Stücke dieses Briefwechsels, die sie in ihrem reichhaltigen Archive verwahrt. Andere zur Ergänzung dienende Stücke wurden mir in Abschriften übergeben und sind als Anhang zum 4. Band der neuen Ausgabe des Schiller-Körnerschen Briefwechsels <sup>4)</sup> gedruckt. In jener Ausgabe waren die im Folgenden genannten bisher ganz ungedruckten wichtigen und ausführlichen Briefe Hubers veröffentlicht 4. November 1787, 9. und 24. Juli, 26. August und 20. Dezember 1788, 27. September 1790, 31. Jänner und 20. April 1795, und 19. Jänner 1796 (Band 4, S. 347 f., 353—58, 361—66, 372 f., 386—89, 391—98).

Die äußere Geschichte der Huber-Schillerschen Korrespondenz ist mir nicht vollständig bekannt. Schillers Briefe an Huber, die mit geringen Ausnahmen im Cotta'schen Archiv zu Stuttgart sich befinden, scheinen von der Witwe Hubers, Therese, deren Beziehungen zu dem alten Cotta sehr enge waren, dorthin gelangt zu sein; dagegen bleibt es dunkel, wie ein Teil der Briefe Hubers an Schiller dorthin gekommen ist. Der andere Teil befand sich unter den Schriftstücken, von denen Speidel und Wittmann in ihrem bekannten Buche „Aus der Schillerzeit“ Gebrauch gemacht haben. Die letzteren Briefe, außerdem aber, wie es scheint, andere Schilleriana, die nicht zu jenem Bestande gehört hatten, wurden dann Eigentum der Hörnerschen Buchhandlung in Leipzig. Ein Teil der dort befindlichen Briefe wurde von Herrn Rudolf Brockhaus in Leipzig gekauft; ein anderer Teil, möglicherweise nach Wanderungen, die wir nicht im einzelnen verfolgen können, kam ins Archiv des schwäbischen Schiller-Vereins zu Marbach. Die Herrn Rudolf Brockhaus gehörenden Briefe wurden mir von ihm in seiner gewohnten liberalen Weise zur Verfügung

<sup>1)</sup> Zweite Ausgabe von Karl Goedeke. Leipzig 1874.

<sup>2)</sup> Speidel-Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit. Stuttgart o. J., S. 73 ff.

<sup>3)</sup> Allgemeine Zeitung, Beilage März-April 1892.

<sup>4)</sup> Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur. 4 Bände ohne Jahr, erschienen 1895, 1896. Die Arbeit war Anfang 1894 im wesentlichen abgeschlossen.

gestellt, so daß ich über sie schon in der „Allgemeinen Zeitung“ 1896, Beilage 104, berichten konnte. Die des schwäbischen Schiller-Vereins liegen mir durch die Güte des Herrn Stadtschultheiß Haffner in Marbach nach freundlicher Vermittlung des Herrn Geheimen Kommerzienrat Steiner in Stuttgart zur Benutzung vor.

Um alles Wichtige an einem Orte zusammenzustellen, erinnere ich kurz an das in der „Allgemeinen Zeitung“ Gesagte. Dort ist vollständig zum ersten Male ein Brief Hubers vom 3. October 1785 gedruckt; Ergänzungen, zum Theile recht bedeutender Art, erhalten die Briefe vom 11. und 15. October desselben Jahres.

Im schwäbischen Schiller-Verein befinden sich nun nicht weniger als neun Briefe Hubers. Von diesen bieten drei so gut wie nichts. Die Briefe vom 29. März und 22. October 1793 sind bei Speidel und Wittmann vortrefflich wiedergegeben; außer daß in dem Original statt Körner nur K. steht, einige wenige Lesarten zu verbessern sind: Plane statt Pläne, eins statt eines, ist aus einer Kollation nicht das Geringste zu gewinnen. Auch ein undatiertes Billet (17. April 1787) bietet keine Variante. Es ist rührend, unter den Briefen des schwäbischen Schiller-Vereins auch einen Brief der Dora zu sehen, der auf den ersten Brief Schillers folgte. (Abgedruckt bei Speidel und Wittmann, S. 80 f.) Die dort und auf Grund dieser Angabe auch Schiller-Körner, Band 4, S. 405, Nummerung 71 als Nachschrift Hubers bezeichneten Bemerkungen über die Zeit der Ankunft von Schillers Brief und über den Grund der Verzögerung des neuen Schreibens kann übrigens, nach der Handschrift zu urtheilen, nicht von Huber sein, sondern muß, da sie dem Wortlaut nach nicht von Körner herrühren kann, dessen Frau Minna zugeschrieben werden.

Etwas mehr gewinnt man für den Brief vom 23. April 1786 (Schiller-Körner, 4, 327). Am Schluß nämlich stehen die Worte: „In äußerster Eile“ und die mit Punkten bezeichneten Stellen sind folgendermaßen zu ergänzen:

Ich überarbeite meinen Wolmar nach der Schwierlichkeit, und siehe da! ich habe schon ein paar Augenblicke von Enthusiasmus für meine Arbeit gehabt, so daß ich wirklich einmal darum lebe. Querey und sein gelehrter Commentator mögen also so unrecht nicht haben. Lieb wäre mir's wenn Du mir in dem nächsten Heft einen Platz für die beiden Briefe aufheben wolltest (etwa 3 Bogen) eher etwas mehr. Ich möchte sie nirgends haben als in der Thalia, dies kommt mir vor wie ein Altar sie aufzustellen. Es ist viel Hieroglyphe darum für mich, für Dich, für uns, an der ich mich wohl noch in späten Jahren weiden werde.

Zur Erklärung dieser merkwürdigen Stelle muß Folgendes gesagt werden: Das Wort „Schwierlichkeit“ steht wirklich so da. Es ist nach Grimm, Deutsches Wörterbuch 9, 2623 (vgl. 9, 2571) landschaftliche Entstellung für „Schwierigkeit“ und auch bei Hermes,

Sophiens Reise 5, 183 belegt. Von dem angeführten Werke war bisher nichts bekannt. Ein Fragment davon findet sich unter den Manuskripten des schwäbischen Schiller-Vereins von Hubers Hand geschrieben: Selbig an Wolmar. Wie weit diese Briefe vollendet worden, steht dahin. In die „Thalia“ (vgl. Inhaltsverzeichnis bei Goedeke 5, 175 f.) ist nichts aufgenommen; unter den Schriften und Aufsätzen Hubers (am angeführten Orte, S. 480 f.) wird gleichfalls nichts davon erwähnt. Eine Stelle aus dem sechsseitigen Manuskript mag hier folgen. Vielleicht gehört sie zu denen, in welchen sich Huber über sich und Schiller ausspricht. Immerhin ist dies Fragment wert, der Vergessenheit entzissen zu werden. Litteraturfreunde mögen auf das ganze Werk Hubers hingewiesen sein, das nach seinen Worten bestimmt ist, wichtige Beiträge zu der Jugendentwicklung Schillers zu liefern.

Das Fragment selbst lautet:

Die Geschichte der Revolutionen welche sich in so kurzer Zeit bei Dir ereignet haben, ist mir nicht unerwartet gewesen; und ich ahndete etwas ähnliches, als ich dich in der vollen Trunkenheit deiner Erwartungen von binnen ziehen sah. Alles was dir begegnet ist, gehört zu den mausbleiblichen Folgen des Idealisirens ganz gemeiner Dinge. Anfangs ist die Fantastie lebhaft genug, sich durch nichts stören zu lassen und alles was sie erblickt in das schöne Gemälde überzutragen das sie entworfen hat. Aber diese Spannung kann ihrer Natur nach nicht lange währen, und dann bleibt nichts übrig als auf der entgegengesetzten Seite eben so sehr zu übertreiben. Das Idealisiren verrückt ohnfelbar den wahren Gesichtspunkt der Dinge, vorzüglich wenn es sich an Gegenständen wie diese äußert, die ich Gegenstände der platten Art nennen möchte. Es giebt Dinge welche schlechterdings keine Beleuchtung des Geistes vertragen; sie bekommen durch ihn ein blendendes, unwahres Licht, und wenn es sich endlich aus Eitel zurückzieht, wird wiederum ihr Dunkel weit schwärzer als zuvor.

Auch von der bürgerlichen Thätigkeit hattest Du Dir falsche Ideale gemacht, und weil Du das nicht fandest was Du suchtest, glaubtest Du nichts gefunden zu haben. Aber alle Deine Raisonnements gleichen sehr den Trugschlüssen eines ganz gemeinen Ehrgeizes. Du wolltest gern — vergieb mir den Verdacht, — Du wolltest vielleicht gern eine Rolle spielen, und um diesen äußerst menschlichen Stolz vor Dir selbst zu rechtfertigen, hast Du Dich in hohe Vorstellungen von dem Werthe des Geistes, von würdiger Anwendung ungemeiner Kräfte verloren. Du magst immer diesen Werth so hoch anrechnen als Du willst, Du wirst Dich nie verrechnen: aber wird er etwa erst durch die Größe des Subiects bestimmt um welchem er sich äußert, oder ist er davon unabhängig? Je erhabener, je weit umfassender der Begriff ist den Du Dir von jenem machst, desto weniger, sollt' ich meinen, könntest Du diese in Anschlag bringen. Sonderbare Verwirrung der Leidenschaft die sich gern das Ansehen der Vernunft geben möchte! Ohne es zu wissen, würdigst Du selbst diesen Geist, diese Kräfte für welche Du einen so gerechten Enthusiasmus fühlst, auf eine unverantwortliche Weise herunter, indem Du zufälligen materiellen Formen eine despotische Herrschaft über sie ertleist. Bei einer richtigen Schätzung der Seele kann die irdische Fläche worinn sie sich spiegelt keinen eigenthümlichen Werth behalten. Sie veredelt jeden Gegenstand der ihre Wirkungen empfängt; der größte ist ihr nicht zu groß, der kleinste nicht zu klein. Also kann ihr Wirkungskreis keine absolute Größe besitzen, und es scheint nicht so

ausgemacht daß es durchgängig Bestimmung des Menschen sei, nach dem möglich größten zu streben. Dieses überlas dem Ehrgeize, aber suche ihn nicht zu einem Eifer der Vernunft auszustaffiren; mit diesen Meisteraden richtest Du nichts als Unheil an. Der Dichter, der vom Muth eines ländlichen Kirchhofs in ernsthaft-düstere Betrachtungen gewiegt wird, glaubt in den aufgehäuften Erdhügeln manche Seele zu ahnden, die eines Kromwells, eines Miltons, eines Kaupdens würdig gewesen wäre.

Über diese Wolmarbriefe handelt ein aus anderer Quelle, dem Malkahnschen Nachlasse, mitgeteilter, bisher unbekannter Brief Hubers an Schiller, 11. Mai 1786, der die Lücke, die noch existierte (Schiller-Körner 4, 329, meine Ausgabe) gut ausfüllt. Der Brief ist in der „Gegenwart“ 1898, Nr. 31, S. 70—72 abgedruckt. Er ist für die litterarischen Arbeiten Hubers, besonders für seine Übersetzungspläne wichtig. Da er aber an einem leicht zugänglichen Orte zu finden ist, so ist es nicht nötig, ihn zu excerptieren. (Vgl. Euphorion 5, 812.)

Auch vier andere Briefe Hubers erhalten durch einen Vergleich mit den Originaten merkwürdige Zusätze. Gleich im ersten Brief, nämlich im ersten von ihm separat geschriebenen, der auf Schillers, dem Kollektivschreiben der vier erteilten Antwort folgte, der übrigens im Original deutlich 7. Januar 1784 datiert ist, während es natürlich 85 heißen muß, steht vor der Schlußempfehlung folgende Stelle, die deswegen wichtig ist, weil sie die erste Anknüpfung der für Schiller so bedeutungsvollen Verbindung mit dem Buchhändler Böschken verrät.

— — — — Erlauben Sie mir nun zum Schluß noch eine kaufmännische Frage. Ein hiesiger Buchhändler, der mein Freund ist, wünschte zu erfahren, ob Sie wegen des nicht an Subskribenten verлагten Rests der Auflage Ihrer *Thalia* schon mit irgend einer Buchhandlung in Verbindung ständen? Falls dieses nicht wäre, erbietet er sich zur Uebernehmung desselben und überläßt Ihnen die Festsetzung der Bedingungen. Der Mann will jetzt aus gewissen Ursachen noch nicht genannt seyn; er ist aber brav, und wünschte überhaupt, wenn es irgend sonst eine Gelegenheit gäbe, mit Ihnen in Verbindungen zu treten.

Ein ferneres Billet vom 18. Oktober 1785, das übrigens im Original, im Gegensatz zu dem Druck, sowohl die Unterschrift als das Datum hat (bei letzterem fehlt nur das Jahr) und wo man statt einer „schönen“ Zukunft einer „seligeren“ lesen muß, ist nicht so kurz wie im Drucke (Körner-Schiller, Band 4, S. 223), sondern vor den dort mitgetheilten fünf Zeilen heißt es:

Den 18. Oktober.

Also wird wirklich nichts an meiner Freude fehlen und Du bist gesund? Das hat Dir der Himmel gerathen! Du wirst den Donnerstag [20. Oktober, der 18. fiel auf Dienstag] schon mich sehen nicht die lange, lange Nacht und den langen Morgen mich in Stadt wissen und noch nicht gesehen haben.

Man misräth mir doch Tobak mitzubringen, weil die Herren Visitatoren wenigstens zuweilen Grillen haben. Zingg<sup>1)</sup> ist ein großer Vetter im Tobak schnupfen; vielleicht wird der uns eine gute Adresse geben können. Wir können auch allemal etwa ein Stheil Zentner von Leipzig kommen lassen, und entweder veraccisen oder jemanden anfragen der so viel Ansehen hat daß man nicht scharf nachsucht.

Stärkere Vermehrung erhält der Brief vom 15. April 1786. In ihm hat Huber Verschiedenes unterstrichen. Das charakteristische Wort „Zweiheit“, das darin vorkommt, sogar doppelt; statt „an“ vorigen Mittwoch schreibt er „an der“. Gegen den Schluß heißt es: „Die Leerheit steht fürchterlich vor mir“ statt „liegt.“ Sodann erhält der Brief einen neuen Anfang und einen neuen Schluß, die freilich nicht von sonderlicher Bedeutung sind, dagegen eine für Hubers Stimmung höchst wichtige Mittelstelle, die alle die in den bisherigen Drucken (Körner-Schiller 4, :25 f.) durch Punkte bezeichneten Stellen erklärt. Die Stellen lauten:

Leipzig, d. 15 April, 1786.

Daß ich auf Deinen neulichen Brief nicht geantwortet habe, wirst Du mir wohl nicht übel genommen haben, Lieber; geantwortet ist darauf worden, und das war ja wohl vor der Hand alles was Du wolltest.

— — — — Ich weiß nicht wie das kommt, aber ich habe mich hier nicht wohl, weh auch grade nicht, aber leer! warum das? Ich habe Aeltern, ich habe Freunde hier die ihre herzliche Freude an mir haben, denen meine Gegenwart wirklich einen Zuwachs von Glückseligkeit macht, aber ich bin kälter als sie. Und das närrische dabei ist, daß ich mich fast schäme wenn ich fühle daß ich mich nach Dresden sehne. Ich getraue mir fast nicht mehr mit mehr als alltäglichem Gefühl an das zu denken, ich erinnere mich mit welchem Feuer, mit welchem freudigen Erwarten, mit welchem Blick in eine selige Zukunft ich an Dresden dachte eh' ich hinkam, und die Leerheit der letztverwichenen sechs Monate steht fürchterlich vor mir. Darum will, will ich durchaus mich jetzt dem verrätherischen Enthusiasmus nicht überlassen, der mich noch immer oft genug anwandelt wenn ich an unsre Wiedervereinigung denke. Vor wenigen Tagen schrieb ich in meinem Bette einen Brief an Dich, (im Geiste heißt das) ich war voll Feuer, voll Begeisterung der Freundschaft, ich schief endlich ein, und seitdem hab' ich keinen Funken mehr von dem alten erhaschen können. Kömmt' es denn nicht möglich sein daß bald einmal etwas geschähe, was mir Achtung für mich selbst einflößt? Ich bin mir selbst gleichgültig; so, glaub' ich, heißt meine jetzige Lage. Und sie benimmt mir die dringende Herzlichkeit mit welcher ich Dich fragen könnte, ob ich Dir nicht gleichgültig bin, gleichgültiger wenigstens als sonst und als Du es vielleicht selbst glaubst? Diese Frage hat oft auf meinen Lippen und in meinem Herzen gestanden, aber ich bin jetzt zu — zu laß, um Dir sie ganz, wie ich sie verstehe, vorzutragen. Eine Art von kleiner Probe für Dich mag es sein, wenn Du erfährst daß ich schwerlich vor Ende der Messe wieder nach Dresden kommen kann. Fühlst Du dann daß Dir etwas abgeht, so — so ist das doch noch lange nicht genug, um meine ganze Frage zu beantworten. Ich muß Dir sagen mein Herz ist sehr beklemmt, ich bin wirklich jetzt dem Weinen fast näher als dem Schreiben.

<sup>1)</sup> Über Zingg 1734—1816, Professor an der Dresdner Akademie, vergleiche Charlotte von Schiller und ihre Freunde 3, 11; Schiller-Körner, herausgegeben von Goedeke, 2. Auflage 2, 71.

Körners sind seit voriger Mittwoch fort, künftige Mittwoch kommen sie wieder. Hat er Dir geschrieben daß Du meinen Brief über Dichterberuf in seinem Logis suchst und mir schickst? Aufgetragen hab ichs ihm, aber ich habe ihn seitdem nicht gesprochen und er kömmt es vergessen haben.

— — — Anbei bekömmst Du etliche Luchproben, unter denen Du auswählen kannst. Verwechle die Papiere nicht, weil sie von verschiedenen Kaufleuten sind! Schreib bald was Du gewählt hast damit Körners das Luch mitnehmen können. Ob wohl, und fühlst Du allenfalls daß mir ein Brief von Dir ergötzlich und erprießlich wäre, so laß mir's nicht daran mangeln.

Jünger grüßt.

Huber.

Kunzens grüßen.

Die wesentlichste Bereicherung aber wird dem letzten Briefe Hubers vom 9. März 1796 zuteil. Von ihm stehen (Schiller-Körner I, 399) nur kleine Bruchstücke des ersten Theiles; statt dessen schrieb Huber wirklich die folgenden sehr ausführlichen Auseinandersetzungen.

Höle, den 9 März 1796.

Ich danke Dir, mein Freund, für Deine Beantwortung meiner Fragen: nur sehe ich daß ich mich nicht ganz deutlich angedrückt haben muß, weil Du Herrn v. Zandoz im Fall der französischen Emigrirten zu glauben scheint, was er doch als Schweizer, der in holländischen Diensten war, gar nicht ist. Nach den Tüchtungs- oder Nichttüchtungs-regeln in Ansehung der fr. Emigrirten kann bei ihm also die Frage nicht sein, außer insofern jene Regeln auch Fremde überhaupt angehen möchten. Der Hauptpunkt ist: ob er durch die Verwirrung der holländischen Angelegenheiten genöthigt, nicht allein sich von Stunde an ökonomisch mehr einzuschränken, als er es in seinem eignen sehr theuern Lande vermag, sondern auch eine Anstellung, als Führer und Freund eines jungen Menschen von Stand, entweder auf Reisen oder auf einer Universität, zu wünschen — ob er, sage ich, in diesen beiden Rücksichten wohlthun würde, seinen Aufenthalt einweilen in eure Gegend zu verlegen? Ich sollte demnach denken daß wenn etwa vorläufige Anfragen geschähen, es gar nicht eines Zweifels wegen wäre: ob ihm auch der Aufenthalt gestattet würde? sondern es würde damit bloß versucht: in wiefern sich etwa der Herzog selbst, oder andre wichtige Personen, seiner und seiner Familie erinerten, und deswegen geneigt wären, ihn in ihrer Nähe zu sehen, und bei vorkommenden Gelegenheiten ihm zu seinen Absichten behülflich zu sein? Wenn Du meinen vorigen Brief aufbewahrt hast, so wirst Du, indem Du diesen mit dazu nimmst, die Sache vielleicht noch einmal überdenken. Alle auf den speciellen Fall franz. Emigrirten Bezug habenden Bedenkslichkeiten, kommen in diesem Fall gar nicht in Betracht. Eigentlich, kann es sich bloß, wenn vorläufig von ihm die Rede ist, ausweisen, ob er bei den Personen in dortiger Gegend, denen er und sein Name nicht unbekant sein können, wohl obngefähr auf die Art Achtung und Interesse, auf die Art gastfreundlicher Aufnahme zählen soll, welche die wahrscheinliche Folge jener Bekanntschaft wären?

Es kann Dich vielleicht interessieren daß Kants ewiger Frieden ins Französische übersezt wird: das schreibt mir wenigstens Meier v. Schauenjon in Auerst, ein vortrefflicher Kopf. Ich selbst habe, in Ermangelung der Mühe und Lage die ich brauchte mir mehr zu thun, einweilen doch einen kleinen Versuch gemacht, der mir gelungen ist: ich habe nämlich einen französischen Auszug dieser Schrift gemacht, und anonym mit der Post an den Redacteur des Moniteurs gesandt, der wirklich Gebrauch davon gemacht hat — der Auftrag steht wörtlich obngefähr in der Mitte des letzten nivô-e. Im Grunde giebt es für jetzt wenigstens und so

lange die äußere Gährung anhaltende spekulative Beschäftigung selbst den wenigsten franz. Köpfen, die ihrer fähig wären, unmöglich macht, gar kein Mittel dort die Bahn für wahre Philosophie und Moral zu eröffnen, als in fliegenden Blättern durch abgeriffene Aufsätze einzelne Resultate auszuheben, und zwar so auszuheben, daß sie zu der feurigen, schnellen Empfänglichkeit der Franzosen sprechen können. Mit der wissenschaftlichen Methode würde man zu Anfang gar nichts ausrichten, wohl aber könnte man sie nachfolgen lassen, wenn die Leute den vielen schönen Steinen, die sie mit Vergnügen hätten hinwegwerfen sehen, endlich doch auch anmerken, daß sie zu einem ordentlichen festen Gebäude zusammenzufügen wären, und daß sie alsdann gar das Gebäude ausmachten, das man seither zu errichten suchte. Kurz, die Franzosen müssen gewissermaßen in die Wissenschaft hineinbetrogen werden, die sie anfangs, als solche, unsehbar verschmähren würden.

Ich werde höchst wahrscheinlich im Lauf des nächsten Sommers mit einem hiesigen Freunde eine Reise nach Paris machen, und ich habe Ursache, dort auf sehr gute litterarische Connexionen mir Rechnung zu machen, ja ziemlich auf die besten und nützlichsten von ganz Frankreich. Mein größter Wunsch wäre es, bei der Gelegenheit Grundlagen zu einer näheren Kommunikation zwischen beiden Litteraturen, besonders in Rücksicht auf deutsche Philosophie, zu werfen: dazu aber werden auf beiden Seiten Mehrere gehören — überlege unterdessen im Allgemeinen, inwiefern, wenn ein zweckmäßiger Plan zu Stande käme, Du, Fichte und andre, wohl die Hände dabei bieten könnten und möchten. Die Anfrage ist nothwendig noch viel zu unbestimmt, als daß eine bestimmte Antwort darauf erfolgen könnte; aber was die Meinung im Ganzen sein kann, wird Dir in die Augen fallen, wie auch die verschiedenen Arten und Weisen, auf welche ein Jeder würde mitwirken können, wenn einmal ein ordentliches, regelmäßiges Unternehmen in Gang käme.

Dann folgen die auch im Druck wiedergegebenen sehr bemerkenswerten Ausführungen über die französische Revolution. Darauf kommt eine kleine Stelle, die deswegen recht interessant ist, weil die hier genannte Frau Madame de Charrière, die Freundin Benjamin Constant's, eine bedeutende Schriftstellerin war, die dem Huberschen Ehepaare lange und vertraut verbunden war. (Theresens Tochter aus erster Ehe verweilte lange bei ihr, nachdem Hubers nach Deutschland gezogen waren. Von den Briefen Hubers an die genannte Frau sind einzelne (1810) in Band 2 seiner gesammelten Schriften gedruckt. Die Briefe der Frau von Charrière an das Hubersche Ehepaar, besonders aber an den Gatten, befinden sich in meinem Besitz.)

Diese legte der hier mitzuteilenden Stellen lautet:

Es ist sonderbar zu bemerken, wie so oft den besten Köpfen gerade nur das Eine noththut, um auf den rechten Fleck zu kommen. Hier in meiner Nähe wohnt eine Frau von außerordentlichem und höchst originellem Geist; vielleicht fallen Dir zwei Schriften von ihr in die Hände, die ich aus dem französischen Manuscript überfetzt habe: drei Weiber, was schon ein Weiltchen heraus ist und Honorine v. Werthe, was nächstens herauskommt. Da läßt sich denn ganz eigen sehen, wie man mit ächtem Wahrheitstrieb und großer Fähigkeit, Wahrheit zu finden, Wahrheit doch, sei es auch nur um ein Haar breit, verfehlen kann.

Mit diesen Fragmenten ist, wie man hoffen kann, der Schiller-Hubersche Briefwechsel ganz vollständig geworden.

## Johann Jakob Engels „Herr Lorenz Stark“.

Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Familienromans.

Von Robert Niemann in Leipzig.

Die Geschichte des bürgerlichen Dramas im 18. Jahrhundert stellt, wie kürzlich von Closser<sup>1)</sup> gezeigt worden ist, eine im ganzen wohl übersehbare, stetig fortschreitende Entwicklung dar. Die deutsche Bildung ist das Werk des aufsteigenden Bürgertums,<sup>2)</sup> das jetzt zum ersten Male sich selbst interessant wird und seine Bedeutung zu fühlen beginnt. Im Vordergrund des Interesses steht zunächst der Gegensatz zum Adel, aber mehr und mehr steigt die Schätzung des bürgerlichen Kleinlebens an und für sich. Schließlich wird Schröder der Schöpfer des Familiendramas, und er und Wagner sind die ersten, die das Leben des Bürgerhauses in seiner Intimität darstellen.<sup>3)</sup>

Weit sprunghafter und unregelmäßiger entwickelt sich der deutsche Roman. Die verschiedenartigsten Anregungen laufen durcheinander; der Bruch mit der Vergangenheit ist nicht eklatant genug, um die Verschleppung von Elementen des Abenteuerromans in die moderne Erzählertechnik zu hindern; nur sehr langsam bildet sich eine geschlossene Kunstform heraus, die dem Drama ohne weiteres von der Bühne abgezwungen wird. So erleben wir das sonderbare Schauspiel, daß der englische Roman zunächst das deutsche Drama und erst durch dieses den deutschen Roman fördert.

Die Reste des Abenteuerromans sind am stärksten in Gellerts „Schwedischer Gräfin“ vertreten. Ehebruch und Blutschande spielen ihre Rolle, die Handlung läuft bis nach Ostindien und Sibirien. In „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ bleibt die Geschwister-ehe glücklich unvollzogen, obwohl Hermes zuweilen Wiene macht, aus Sophiens mythischem Liebhaber Leß\*\* ihren Bruder zu machen;<sup>4)</sup> dagegen wird der Konflikt im „Wilhelm Meister“ wieder in seiner ganzen furchtbaren Tragik dargestellt. Andere Motive, wie der Überfall der Kutsche durch Räuber, lassen sich vom „Wohlverdienten Nürnberger“<sup>5)</sup> über Nicolais „Sebaldu Rothanker“<sup>6)</sup> bis in Goethes

<sup>1)</sup> Das bürgerliche Drama. Berlin 1898.

<sup>2)</sup> Ebenda. S. 6. 91 u. ö.

<sup>3)</sup> Ebenda. S. 50. 134.

<sup>4)</sup> „Sophiens Reise.“ 31778. 5, 329 f., 380; 6, 45.

<sup>5)</sup> „Der in Glück und Unglück wohlverdiente Nürnberger oder Lebens Geschichte des Phronaret.“ Frankfurt und Leipzig 1753. S. 282 und 283.

<sup>6)</sup> Vierte Auflage. Berlin und Zettin 1799. 1, 192 u. ö.



großen Bildungsroman verfolgen. Zur Abwechslung erscheint auch wohl einmal ein Überfall durch Piraten<sup>1)</sup> oder eine Entführungsgeschichte.<sup>2)</sup> In ähnlicher Weise wird von den Verfassern der Postfaktischenromane das Zimmerverwechslungsmotiv zu Tode gehetzt.

Beachtungswert ist es, daß der mit Wielands „Agathon“ geschaffene Kulturroman diese Elemente ruhig in sich aufnehmen kann, weil das Abenteuerliche hier keine Stillwidrigkeit bedeutet. Die Ermordungen, Hofkabaln und Orgien im „Agathon“ und „Ardinghello“ sind vollkommen an ihrem Plage; lächerlich aber erscheint es, wenn in „Sophiens Reise“ Koschchen Herrn Malgré mit vergifteter Schokolade aus der Welt schaffen will<sup>3)</sup> oder Puff und Herr Leß<sup>4)</sup> hinter der von Kosacken entführten Sophie auf dem Haß herumkreuzen und sie glücklich befreien — im siebenjährigen Kriege.<sup>5)</sup> Ebenso ist der Kulturroman vor dem Gegenwartsroman im Vorteile hinsichtlich der Abschweifungen. Zwar wird auch bei Wieland und Heinse viel über Philosophie und Kunst gesprochen, aber eine Besprechung von Fragen und Erscheinungen der Zeit ist doch ausgeschlossen. Der bürgerliche Roman ist dagegen überschweimmt mit Kritik. Die große Arbeit von Richard Schwingen über den „Sebaldus Nothanker“ (Schick und Waldbergs Litterarhistorische Vorlesungen. Heft 2. Weimar. 1897.) muß in einem weitläufigen Kommentar über die theologische Satire Nicolais unterrichten.<sup>6)</sup> Die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ lagert sich in ihrer ganzen bündereichen Polemik gegen Intoleranz und Orthodoxie über die dargestellten Bilder aus dem Leben der Gegenwart hin und benimmt dem Werke den Charakter der Kunstschöpfung. Weit schlimmer noch sieht es mit „Sophiens Reise“. Hermes schachtelt in der planlosesten Weise Episoden ineinander und durcheinander;<sup>7)</sup> sein Werk verdient den Titel „Episoden in sechs dicken Bänden“, den er selbst witzelnd in Aussicht stellte.<sup>8)</sup> Muß er doch im letzten Bande nach Erzählung der Geschichte Wagners eingestehen<sup>9)</sup>: „Es kann uns nicht befremden, wenn die Leser jetzt vergessen haben, daß Sophie noch im Bensouischen Hause ist, Zulchen in ihrem Gefängnisse, die Frau Majorin von J. in Handlangers Hütte“ u. s. w. Außerdem aber beantwortet Hermes im Roman an ihu

1) „Wohlverwundter Nürnberg.“ S. 302. — „Ardinghello“ in H. Laubes Ausgabe 1838. 1, 129—138.

2) „Wohlverwundter Nürnberg.“ S. 306. — „Sophiens Reise.“ 31778. 1, 454—630; 4, 466—584; 5, 93—115.

3) Ebenda. 4, 411—584.

4) Ebenda. 5, 598—611.

5) H. a. D., S. 29—103.

6) Vgl. Erich Schmidt, „Richardson, Rousseau und Goethe.“ Jena 1875. S. 40.

7) „Sophiens Reise.“ 31778. 6, 630.

8) Ebenda. S. 136.

gelaugte Briefe,<sup>1)</sup> empfiehlt unter dem Text Mittel gegen Hypochondrie und Zahnschmerzen,<sup>2)</sup> gute Bücher und guten Tabak,<sup>3)</sup> polemisiert gegen Geldspiel<sup>4)</sup> und Selbstmord,<sup>5)</sup> u. s. w. „Sophiens Reise“ ist eine Familienzeitschrift, in der die Romane in Fortsetzungen erscheinen, mit Briefkasten und „häuslichem Ratgeber“ — aber kein Familienroman. Und doch bedeuteten dieses monströse Produkt und der „Sebalduß Nothanker“ für das Gros der deutschen Leserschaft daselbe, was den Höchstgebildeten Wielands „Agathon“ und Goethes „Werther“ gewährten. Auch waren in den Schriften von Hermes und Nicolai mit ihrem lebhaften Interesse für die Gegenwart in der That Reime gegeben, die eine günstige Entwicklung in Aussicht stellten. Die Beseitigung der Reste des Abenteuerromans war schließlich eine Frage der Zeit; der schreiende Widerspruch dieser Elemente zu ihrer neuen Umgebung mußte sich allmählich jedermann aufdrängen. Schwieriger aber war es, für den Roman eine geschlossene Kunstform zu finden, ihn von Episoden und Abichweifungen zu reinigen. Zu dieser Beziehung erscheint als der erste Familienroman von bleibendem Wert Engels „Herr Lorenz Stark“, ein Werk, das in den 70er Jahren begonnen, in den 90er fortgeführt, endlich 1801 vollendet wurde. Dieser Roman verlohnt einer ausführlichen Betrachtung nicht allein um seines Wertes willen, sondern gerade an ihm läßt sich die Entwicklung der Technik im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts zeigen, da Engel in jeder Beziehung bewußt gearbeitet hat. Ich beginne mit einer Analyse des Inhalts, die zum Verständnisse der nachfolgenden Entstehungsgeschichte notwendig ist. Sodann kennzeichne ich die technischen Eigentümlichkeiten Engels und suche jede einzelne so weit möglich bei seinen Vorgängern zu verfolgen. Natürlich gehe ich nur auf diejenigen Erscheinungen ein, die für die Darstellung von Wichtigkeit sind. Die Einwirkung Engels auf seine Nachfolger bleibt einer weiteren Arbeit aufbehalten.

## I. Inhalt.

Engels „Herr Lorenz Stark“ spielt in einem der ersten Häuser einer deutschen — Stadt. Sie hat eine Börse,<sup>6)</sup> aber sonst eine sehr kleinstädtische Physiognomie. Der Konflikt ist der denkbar einfachste.

1) Ebenda. 4, 385.

2) Ebenda. 3, 39—41.

3) Ebenda. 3, 47.

4) Ebenda. 3, 323—327.

5) Ebenda. 5, 97, 100.

6) S. 119. Ich citiere der Einheitlichkeit halber alle Schriften Engels nach der Ausgabe in den „Schriften“, 12 Bände. Berlin 1801—1806. Zu der Mylius'schen Buchhandlung. (Band 12. Herr Lorenz Stark.) Wo aus textkritischen Gründen eine andere Ausgabe herangezogen wird, gebe ich dies ausdrücklich an.

Es handelt sich um den Gegensatz zwischen dem reich gewordenen Vater und dem reich geborenen Sohne. Mit Unwillen sieht Lorenz Stark, der sein Vermögen selbst erworben hat, seinen einzigen Sohn Karl<sup>1)</sup> zum Modeherrn und Verschwender werden; bringt er doch halbe Nächte außer Hause, nach der Meinung des Alten im Kaffeehause und am Spieltische, zu. In Wahrheit aber hat Karl Stark einem sterbenden Kaufmanne, namens Lutz, der vorher sein erklärter Feind gewesen war, das edelmütige Versprechen gegeben, sich seiner Familie anzunehmen und die verwirrten Handlungsbücher zu ordnen. So giebt er plötzlich alle Vergnügungen auf, bringt seine ganze freie Zeit bei der Witwe zu und verliebt sich natürlich sterblich in sie.

Lorenz Stark, der von der wahren Natur der Gänge seines Sohnes keine Ahnung hat, stellt ihn zur Rede. Der Dreißigjährige ist nicht gesonnen, sich wie ein Kind überwachen zu lassen, und beschließt, das Haus zu verlassen. Seine Neigung mag er dem Vater nicht gestehen, weil dieser von Madame Lutz ungünstige Begriffe durch seinen Schützling, den Kaufmann Specht, erhalten hat. Er hofft indessen durch seine Androhung der Abreise dem Vater die Erlaubnis zur Heirat abzuwingen. Doch während die Mutter, die Schwester und deren Gemahl, Doktor Herbst, vergeblich versuchen, Karl Stark von seinem Entschlusse abzubringen, billigt ihn der Alte vollkommen und versetzt dadurch den Sohn in die äußerste Bestürzung. Ratlos bleibt er fürs erste im Hause und schükt Krankheit vor.

Karl Starcks Anündigung, er wolle die Stadt verlassen, versetzt die Witwe in große Bestürzung, da sie eben jetzt von Horn, dem hartherzigsten ihrer Gläubiger, ungestüm bedrängt wird. Sie mag sich nicht um Hilfe an den jungen Stark wenden. So gern sie sonst seine edelmütige Unterstützung annahm — jetzt kann sie es nicht mehr. Sie liebt ihn und will sich nicht vor dem Geliebten in ihrer Blöße zeigen. Lieber wendet sie sich an seinen Schwager Doktor Herbst. Dieser weiß bereits, daß Karl Stark sie liebt, während sie noch keine Erklärung erhalten hat. Herbst will bei Horn sein Bestes versuchen. Vorläufig bringt er auf den dringenden Rat seiner Gattin ihrem Vater bessere Begriffe von Karl Stark bei, indem er ihm von seinem edelmütigen Benehmen gegen den sterbenden Feind und dessen Witwe erzählt.

So scheint sich alles zum Besten zu wenden. Doch noch einmal erfolgt ein Rückschlag durch einen Traum Lorenz Starcks, der ihm die tolle Verschwendung des Lutzischen Hauses zu Lebzeiten des Gatten,

<sup>1)</sup> Der Name kommt erst S. 392 vor, wo der Alte seinen Sohn der Anrede mit dem Vornamen würdigt.

gleichzeitig aber seinen Sohn im zärtlichsten tête-à-tête mit der Witwe zeigt. Der Alte faßt den Entschluß, eine Verbindung seines Sohnes mit ihr, der er die ganze Verschwendung zur Last legt, um jeden Preis zu verhindern.

Inzwischen hat Doktor Herbst etwas eifertig die Schuld der Witwe selbst übernommen, ohne doch imstande zu sein, sie zu zahlen. Die Doktorin überredet daher Madame Lyl, Lorenz Stark um Hilfe anzugehen. Infolge der Schwerhörigkeit des Vaters, der ihre schüchternen Bitten nicht zu beachten scheint, zudem nach seiner Gewohnheit moralische Reden mit eingestreuten Spöttelereien hält, hat sie keinen Erfolg, fällt in Ohnmacht und wird in der Familienkutsche nach Hause gebracht. Als Lorenz Stark erfährt, was sie gewollt hat, ändert sich alles. Er bekommt durch Doktor Herbst die Nachricht, daß nicht Madame Lyl, sondern ihr Gatte der Verschwender war. Herr Specht, von dem die falsche Nachricht herrührt, will sie zum großen Ärger des Alten von ihm selbst haben. Nun wirft sich Lorenz Stark zum Beschützer der Witwe auf, übernimmt ihre Schulden und gestattet seinem Sohne nach einer ernsten Prüfung die Heirat.

Außer den drei Paaren und Herrn Specht tritt noch ein alter ehrlicher Handlungsdiener mit dem sprechenden Namen Schlicht und der erste Buchhalter Burg, den die späte Heirat eines Erbkonkels unzufrieden macht, auf. Sonst wird niemand redend eingeführt.

## II. Entstehungsgeschichte.

Die ersten Eindrücke zum „Herrn Lorenz Stark“ brachte Engel aus Parchim mit, wo er am 11. September 1741 geboren war. Der Vater seiner Mutter, der wohlhabende Krautkrämer und Ratsherr Jacob Braich,<sup>1)</sup> machte auf den empfänglichen Knaben einen Eindruck, der sich nicht wieder verlor, obwohl Engel nur bis zu seinem zwölften Jahre in Parchim blieb. Zeit lebens verkehrte er, der Pastorensohn, gern in Kaufmannskreisen und suchte dort seine Stoffe. Seinem Großvater setzte er in zwei Werken ein Denkmal, in „Eid und Pflicht“ und im „Herrn Lorenz Stark“. Ob der Roman nicht ursprünglich als Drama angelegt war, bedarf einer genaueren Untersuchung, da die verschiedenen Berichterstatter sich widersprechen. Wilhelm von Humboldt, der lange Zeit Engels Schüler gewesen war, sagt ziemlich unbestimmt,<sup>2)</sup> er glaube nicht zu irren, „wenn er das Ganze als einen schon längst für die künftige Ausarbeitung angelegten Plan zu einem Lustspiele ansehe“. Eichenburg „weiß zuverlässig“, daß der Stoff der Erzählung ursprünglich für ein Schauspiel: „Der deutsche Haus-

<sup>1)</sup> Vgl. C. Schröder, J. J. Engel. Schwerin 1897. S. 3. 5.

<sup>2)</sup> W. von Humboldt an Schiller. Tegel, den 20. November 1795.

vater“ bestimmt war, das Engel liegen ließ, als das Stück des Herrn von Gemmingen mit dem gleichen Titel erschien.“<sup>1)</sup> Reichardt will bei Lessings letztem Besuche in Berlin, also Februar 1776, den „Deutschen Hausvater“ und die „Geißel“, später „Eid und Pflicht“ genannt, fast vollendet gesehen haben. „Es stieß sich in beiden Stücken nur noch an einzelne Scenen, mit denen Engel nicht zufrieden war, und die er sich nicht zu Dank dialogieren konnte.“<sup>2)</sup> Die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften“<sup>3)</sup> giebt an, der Stoff des Romans sei ursprünglich von Engel in einem Lustspiel „Der Sparfame“ behandelt worden, das er bis an den Schluß des dritten Aktes fortgeführt habe. Dieser Aktschluß wird angegeben; er deckt sich mit einer Scene des Romans.<sup>4)</sup> „Ein damals in Leipzig mit Recht berühmter Bankier und dessen Verhältnis zu seinem ältesten Sohne gab Engeln die Idee zu diesem Stück.“

Nicolai wendet sich in der 1806 erschienenen „Gedächtnißschrift auf Johann Jakob Engel“ gegen diese Notiz. Er sagt (S. 33 und 34), wenn Engel im Lorenz Stark seinen Großvater habe darstellen wollen, so könne er nicht den Leipziger Bankier als Vorbild genommen haben. Aber die beiden Charaktere brauchten sich nicht anzuschließen, Lorenz Stark kann Züge von beiden haben, und wenn Engel auch den Charakter fertig hatte, so brauchte er doch einen Konflikt, und warum sollte er diesen nicht hier aufgegriffen haben?

Auf noch schwächeren Füßen steht Nicolais Behauptung, der Hauptcharakter des Romans hätte unmöglich der Sparfame heißen können.<sup>5)</sup> Der Alte ärgert sich darüber, daß sein Sohn so viel Geld verausgabt, aber, wenn er eine großmütige Handlung begehen sollte, vielleicht keines Thalers Herr wäre.<sup>6)</sup> Der Sohn behauptet, der Alte spare bei Thalern zusammen, um bei Hunderten wegzuworfen.<sup>7)</sup> Engel selbst sagt von seinem Helden: „Er selbst war der wahre Sparfame, der bei seinem Sammeln und Aufbewahren nicht sowohl das Geld, als vielmehr das viele Gute im Auge hat, das mit Gelde bewirkt werden kann.“ Danach kann es nicht länger zweifelhaft

<sup>1)</sup> Vgl. Neue allgemeine deutsche Bibliothek. 87. 1. 1804. S. 190. — Koberstein, Grundriß<sup>2</sup>. 5, 102.

<sup>2)</sup> Vgl. Reichardt, Vertraute Briefe geschrieben auf einer Reise nach Wien und den Osterreichischen Staaten. Amsterdam 1810. 1, 359—361. — Danzel Gühraner, Lessing<sup>2</sup>. 2, 545.

<sup>3)</sup> Band 71. Erstes Stück. Leipzig 1805. Fälschlich nimmt Koberstein a. a. O. den über dem Aufsatze stehenden Titel der Dramatisierung von F. L. Schmidt: „Lorenz Stark oder die deutsche Familie“ für einen älteren Titel von Engels Stück.

<sup>4)</sup> „Herr Lorenz Stark.“ S. 114—139.

<sup>5)</sup> „Gedächtnißschrift.“ S. 33.

<sup>6)</sup> „Herr Lorenz Stark.“ S. 16. — Vgl. Schriften 11, 364.

<sup>7)</sup> „Herr Lorenz Stark.“ S. 19. Vgl. noch S. 20. 23.

bleiben, daß in den Roman Elemente eines Lustspiels „Der Sparjame“ eingegangen sind.

Fernerhin wendet sich Nicolai<sup>1)</sup> gegen eine Anekdote, nach der Engel von einem freundschaftlichen Streite mit Lessing über Diderots „Hausvater“ Veranlassung genommen haben soll, einen deutschen Hausvater zu schreiben. Als Gemmingens Werk erschienen sei, habe Engel die Arbeit liegen lassen und später einen Roman daraus gemacht. Dagegen führt Nicolai aus, Engel habe ihm schon 1776 den Roman angeboten und die fertigen Blätter mitgeteilt, er habe ihn bald darauf angekündigt. Erst 1776 habe Engel Lessing kennen gelernt, eben beim letzten Besuche in Berlin. Der deutsche Hausvater sei 1781 — richtiger 1780 — erschienen. Er will also den Roman fünf Jahre vor dem Erscheinen dieses Dramas in Händen gehabt haben. Dann sagt er, Engel habe allerdings einen deutschen Hausvater schreiben wollen und sich geärgert, daß ihm Gemmingen zuvor gekommen sei. Dieses Stück hätte aber „Anton Frey“ heißen sollen.

Ob ich aus dieser verwirrenden Fülle von Titeln und Notizen die Entstehungsgeschichte herauszuwickeln suche, ist ein sorgfältiger Vergleich mit den drei genannten Dramen notwendig. Vor allem fällt es auf, daß Lorenz Stark eine ganz andere Persönlichkeit ist, als der in „Eid und Pflicht“, früher „Die Geißel“ dargestellte Welldorf, der die Hauptperson des Dramas bilden sollte, aber erst vom dritten Akte an zuweilen einmal auftritt. An den Roman erinnert die Scene, wo Welldorf seinen Sohn als einen Edelmütigen kennen lernt, während er ihn sonst immer für einen Leichtsinrigen gehalten hat.<sup>2)</sup> Mit Lorenz Stark hat Welldorf nur die unbedingte Rechtschaffenheit gemeinsam, sonst ist er zwar ein Mann von unbeugsamer Entschlossenheit, doch körperlich gebrochen, ein hilfloser schwacher Greis mit rein passiver Widerstandskraft ohne Beweglichkeit und Gewandtheit des Geistes, während sein Sohn leidenschaftlich und unüberlegt, aber thatkräftig handelt. Welldorf mag das trennere Abbild Braschs sein, Lorenz Stark ist fast ein Selbstporträt Engels geworden, der freilich Hagestolz war, aber doch Familiensinn genug besaß, um den ersten tüchtigen deutschen Familienroman zu schaffen.

Wie Lorenz Stark, so hat auch Diderots Hausvater seinen Sohn im Verdachte der Ausschweifung, während er einer ehrbaren Liebe nachhängt, die ihm nichts als Entbehrungen auferlegt. Schließlich erfolgt die Einwilligung des Vaters zu der einwandfrei gewordenen Verbindung. Wenn im „Herrn Lorenz Stark“ die Unwissenheit des

<sup>1)</sup> „Gedächtnißschrift.“ S. 20 und 21.

<sup>2)</sup> Schriften 6, 85. — „Herr Lorenz Stark.“ S. 394.

Alten in betreff des Charakters der Madame Lyl den eigentlichen Konflikt ausmacht, so ist dazu die Äußerung Engels über den Knoten von Diderots „Hausvater“ zu vergleichen. Er liegt nach seiner Ansicht „hauptsächlich in der Unwissenheit aller von Sophiens wahren Herkommen und Stande.“<sup>1)</sup> Das Herkommen der Madame Lyl spielt freilich keine große Rolle, aber Doktor Herbst betont doch, nicht sie, die Tochter des armen Landpastors, könne die Verschwendung in Lysfischen Hause veranlaßt haben.<sup>2)</sup> Über die Persönlichkeit des Diderotschen Hausvaters hatte Engel in der „Mimit“ geäußert:<sup>3)</sup> „Ein Charakter, der mir von allen, die ich kenne, der allerehrwürdigste scheint.“ Doch hat Engel eigentlich in dem steifnackigen Lorenz Stark, der sich selbst einem „knotigen Stamme“ vergleicht,<sup>4)</sup> der niemals sein Selbstbewußtsein verleugnet und immer Herr der Situation ist, ein wahres Gegenstück zu Diderots weichlichem Hausvater geliefert, während die Söhne St. Albin und Karl Stark einander ziemlich ähnlich sind. Bei Engel wie bei Diderot findet sich eine sehr genaue Angabe des Gebärdenspiels, die im „Hausvater“ auf theatralische Effekte abzielt, im Roman die Charakteristik unterstützt, wie ich weiter unter zeigen werde. Der Gang der Handlung ist total verschieden. Bei Diderot herrscht einzig und allein die Nüchternheit, bei Engel äußerst selten;<sup>5)</sup> meistens sieht er die Situationen durch die Brille des lachenden Philosophen. Die größte Ähnlichkeit besteht in der Betonung des „honnête“ der Ehrlichkeit, die beide Dichter eben als ihr Ideal verehrten.

Sie findet sich auch in Gemmingens „Deutschem Hausvater“, der wie der Diderots adelich ist, im Gegensatz zu Lorenz Stark. Auch ist Gemmingens Hausvater sehr mild und nachsichtig und hat keinen Funken von der Spottlust des alten Stark. Gemmingens Hausvater sagt von seiner verstorbenen Gemahlin: „Keine Modedame, die ihren ganzen Tag am Spieltisch und im Gesellschaftssaale verlor, sondern, was eigentlich des Weibes Bestimmung ist, eine gute, fleißige Haushälterin: und, war sie in Gesellschaft, diejenige, die alle aufmunterte.“ In ähnlicher Weise schildert Lorenz Stark sehr oft auf die Vorliebe der Weiber für „Fuß- und Spieltisch“<sup>6)</sup> und erhebt die häuslichen Tugenden. Doch geht diese Polemik durch die ganze bürgerliche Litteratur hindurch. Vielleicht könnte man den Baron

1) „Poetik.“ (Ich citiere die „Theorie der Dichtungsart.“ Schriften, Band XI unter dem kürzeren Titel „Poetik“, den sie in den Schriften trägt.) S. 357.

2) „Herr Lorenz Stark.“ S. 237.

3) Band 2, 256.

4) „Herr Lorenz Stark.“ S. 62.

5) Ebenda. S. 392—395.

6) Ebenda. Besonders S. 230, vgl. auch S. 32—35. 223—225. 237 und 238 u. ö.

von Dromer mit seinen ewigen Komplimenten zu Specht in Parallele stellen oder den Sohn, Graf Karl, Karl Stark ähnlich finden. Alles in allem sind die Ähnlichkeiten recht gering. Die Handlung geht den umgekehrten Gang; bei Gemmingen wird Graf Karl zu der Ehe mit der Bürgerlichen gezwungen. Zudem ist eine Nebenbuhlerin vorhanden, der Bruder ist der Held einer Nebenhandlung, und überhaupt spielt der „Deutsche Hausvater“ in der großen Welt, während Engel im Bürgerhause bleibt, und die Sphäre des Romans unendlich beschränkt ist. Diderot hat geringen, Gemmingen keinen Einfluß auf den „Herrn Lorenz Stark“ ausgeübt.

Desto größeren aber ein anderes, bisher nicht genanntes Werk, nämlich Goldonis 1771 erschienene Komödie „Le bourru bienfaisant“. Hier tritt ein Monsieur Dalancour auf, der sich zu Grunde richtet, um die Wünsche seiner Gattin zu befriedigen, die keine Ahnung von seinen Verhältnissen hat und an seiner Verschwendung insofern unschuldig ist. Der Oheim ihres Gatten ergrimmt über die Tollheit seines Neffen und versagt ihm seine Unterstützung. Da entschließt sich Madame Dalancour, selbst Monsieur Geronde, der eine so schlechte Meinung von ihr hat, um Hilfe anzusuchen. In der achten Scene des dritten Actes richtet sie die dringendsten Bitten an ihn, er weist sie zurück, sie sinkt in Ohnmacht, erweicht dadurch sein Herz und wendet alles zum Besten. Diese Scene hat Engel, der sich auch sonst viel mit Goldoni beschäftigte,<sup>1)</sup> unzweifelhaft benutzt, aber sehr verfeinert. An die Stelle der brüskten Zurückweisung des wohlthätigen Murrkopfes: „Eh! Madame. croyez vous m'abuser?“ setzt er ein bloßes Mißverständnis. Madame Lyf glaubt zurückgewiesen zu sein, deshalb fällt sie in Ohnmacht. Auf diese Art hat Engel den Acten entlastet.

Engel hat „Le bourru bienfaisant“ jedenfalls bald nach Erscheinen kennen gelernt. Wenn er, wie Daffis (a. a. O.) meint, Goldoni las und übersezte, um italienisch zu lernen, so konnte er mit diesem französisch geschriebenen Stücke den Anfang machen, um sich zunächst in die Manier des Dichters hineinzufinden. Außerdem verkehrte Engel seit 1774 sehr intim mit Abel Seyler in Leipzig und in Gotha. Dieser spielte mit seiner Truppe vom September 1772 bis zum Juni 1775 den „Gutherzigen Polterer“ zehnmal, wie Schloßler (Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne. Hamburg und Leipzig. 1895. S. 72 und 76) angiebt.

Nimmt man diese Einwirkungen zu den oben gegebenen Notizen hinzu, so ergibt sich etwa folgendes Bild.

<sup>1)</sup> Vgl. Schröder, J. J. Engel. S. 25 und 49. — Daffis, J. J. Engel als Dramatiker. Berlin 1898. Z. 30—34.



Engel will seinem Großvater Braßch ein poetisches Denkmal setzen. Er macht ihn zunächst zum Helden eines Trainerspiels „Die Geißel“, das er unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege entwirft. Da er an eine Begebenheit im Leben seines Großvaters anknüpfen kann, fällt ihm hier die Ausarbeitung nicht übermäßig schwer.

Im Winter 1767/1768 beteiligt sich Engel mit dem jungen Goethe an den Aufführungen des Breitkopf-Obermannschen Familientheaters und spielt den Comthur in Diderots „Hausvater“. Er faßt jetzt den Plan, seinen Großvater zum Helden eines Lustspiels „Der deutsche Hausvater“ zu machen.

Bald darauf lernt er in Leipzig einen Bankier kennen, der mit seinem lockeren Sohne schwer ankommt. Er beschließt diesen in Kaufmannshäusern typischen Fall, der auch in der zeitgenössischen Litteratur öfters behandelt wurde,<sup>1)</sup> in einem Lustspiele „Der Sparjame“ darzustellen, für das ihn gelegentlich auch der Titel „Anton Frey“ vorschwebt. 1771 erscheint Goldonis Komödie und giebt ihm, vielleicht 1774, den glücklichen Gedanken an die Hand, den Sohn sich in ein Weib verlieben zu lassen, das der Sparjame für verschwenderisch hält. Er muß nun seine Liebe verbergen und dadurch entsteht ein ähnliches Mißverständnis wie in Diderots „Hausvater“. Die Handlung beider Stücke erlangt Verwandtschaft. Gleichzeitig aber auch die Charakterzeichnung; denn Engel hat im Sparjamen einen Vater darzustellen, und unwillkürlich gerät er wieder in die Züge seines Großvaters. Schließlich arbeitet er bewußt nach dieser Richtung hin weiter; der Titel: „Der Sparjame“ erscheint ihm zu enge, und nun erhält dieses Stück den Titel: „Der deutsche Hausvater“. Es wird bis an den Schluß des dritten Aktes vollendet.

In den „Briefen über Emilia Galotti“ erkennt Engel 1775 den Vortheil des Romanschreibers vor dem Dramatiker hinsichtlich der Darstellung einer Charakterentwicklung,<sup>2)</sup> und allmählich steigt ihm der Plan auf, das Lustspiel zu einem Romane umzuarbeiten. Im Februar 1776 sieht Reichardt noch die drei Akte bei ihm. Bald darauf trennt Engel die einzelnen Scenen durch undialogische Zwischenstücke und bietet im selben Jahre Nicolai — den Roman an, ohne zu erwähnen, woraus dieser entstanden ist, vermutlich auch ohne Angabe eines Titels.

Als Gemmingens „Deutscher Hausvater“ erscheint, sieht sich Engel zu einer Veränderung des Titels genötigt und wählt wiederum

<sup>1)</sup> „Sophiens Reise,“ 31778. 3, 545—547. — H. Cioeffler, Das bürgerliche Drama. Berlin 1898. S. 72, 73.

<sup>2)</sup> „Philosoph für die Welt.“ I. 10. S. 150.

einen sprechenden Namen, wie es auch Anton „Frey“ war, nämlich Lorenz „Stark“. Das erste Zeugnis dafür, daß der Gedanke an ein Lustspiel endgiltig aufgegeben ist, bietet der in den „Horen“ 1796 erscheinende Traum des Alten, der im Lustspiele, etwa erzählt, alles verlieren würde. Hiermit reißt sich Engel auch endgiltig los von der blinden Verehrung des Hauptcharakters, da derselbe hier komisch dargestellt wird.

Ein Grund mit für die Verwandlung in den Roman war sicherlich der Mangel an kräftigen Aktchlüssen. Legt man die Dramatisierung von F. L. Schmidt neben den Roman, so sieht man, daß der im übrigen slavisch genaue Bearbeiter drei neue Aktchlüsse selbständig erfunden hat, die übrigens keineswegs wertvolle Bereicherungen bedeuten.<sup>1)</sup> Überhaupt ist das Urteil von Jördens: „Die deutsche Familie ist langweiliger als Herr Lorenz Stark“ vollkommen berechtigt. Engel, der, wie er an David Friedländer schrieb, jetzt überzeugt war: „Der Gegenstand schickte sich garnicht zu einem Drama,“<sup>2)</sup> hatte keine Freude an der Dramatisierung von Schmidt, der später eine von Ziegler an die Seite trat.<sup>3)</sup> Die Pfahlbürger waren dagegen entzückt, ihren Lorenz Stark auch auf der Bühne bewundern zu können und Ziffand spielte den spöttischen Alten mit Vorliebe.<sup>4)</sup> „Diese Rolle muß er spielen,“ sagt die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften,“<sup>5)</sup> „wenn er einem Franzosen oder Engländer zeigen will, daß der echte deutsche Kaufmann eigentümliche Sitten hat, die der Darstellung wert sind.“

Zur Bühnenbearbeitung reizten einzelne Nester von Lustspielsituationen, die im Romane nachweisbar sind. Dahin gehört es, wenn der Sohn in stolzer, pathetischer Rede Lorenz Stark kund thun will, er werde die Stadt verlassen, aber gleich stecken bleibt, zittert, erblaßt und, während der Alte sich liebevoll um ihn bemüht, diesen in der Voransetzung bestätigt, „daß eine Lieblingspeiße, wovon des Mittags zu reichlich genossen worden, an dem ganzen, übrigens unbedeutenden Zufalle Schuld sei.“<sup>6)</sup> Dahin gehört es, wenn Herr Specht, von dem Lorenz Stark die Nachrichten von der Witwe haben will, von Doktor Herbst durch schlaue Kreuz- und Querfragen endlich soweit in die Enge getrieben wird, daß er wiederum den Alten für seinen

1) F. L. Schmidt, Lorenz Stark oder die deutsche Familie. Leipzig 1804. S. 56. 227. 264.

2) Nicolai, Gedächtnißschrift. S. 34.

3) Vgl. Reichardt, Vertraute Briefe u. s. w. Amsterdam 1810. 1, 359—361.

4) Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste. LXXI. 1. Leipzig 1805. S. 161 und 162.

5) Ebenda.

6) „Herr Lorenz Stark.“ S. 104.

Gewährsmann erklärt.<sup>1)</sup> Überhaupt sind Specht und Burg<sup>2)</sup> nur zur Erzielung komischer Effekte vorhanden.

Auf sicherem Boden kommen wir in der Entstehungsgeschichte des Romans mit dem Erscheinen der ersten Stücke im Jahre 1795. Als Schiller Engel für die „Noren“ gewann, hatte er seine Ansichten über ihn schon mehrfach geändert.<sup>3)</sup> Anfangs schätzte er Engels „Philosoph für die Welt“ sehr hoch, wie aus einem Briefe hervorgeht, den er am 26. November 1784 aus Mannheim an Günther Böckingh schrieb. Es handelte sich um die Gründung der „Rheinischen Thalia“, deren Charakter Schiller folgendermaßen schildert: „Ich glaube, daß mein Journal in dem Maße, worin es eigentlich besteht, Aufmerksamkeit erregen wird. Sie können sich vielleicht den besten Begriff davon machen, wenn ich Ihnen sage, daß es nach dem Muster des „Philosophen für die Welt“ (ungefähr, nicht ganz) wird zugeschnitten werden. Die Welt malt sich in jedem Gehirn anders; auch in dem meinigen, und so werden meine Zeichnungen neu sein.“ Vielleicht steckt in dem letzten Satze doch eine Ironie, aber noch 1788 schlug Schiller Gottfried Körner vor, ein kritisches Litteraturblatt in der Art von Lessings Litteraturbriefen und wiederum Engels „Philosoph für die Welt“ zu gründen.

Schon damals betrachtete er Engel als seinen Antagonisten auf dem Theater, weil er seine Abneigung gegen den Sturm und Drang kannte, und war wenig erfreut, als er hörte, daß der Verfasser der „Ideen zu einer Mimik“ an Stelle Döbbelins Direktor des Berliner Theaters geworden war, da er nicht erwarten konnte, daß Engel den „Don Karlos“ zur Aufführung bringen werde.<sup>4)</sup> Aber auf königlichen Befehl wurde das Stück doch am 22. November 1788 in einer Profabearbeitung gespielt, die nicht nur Engels Widerwille gegen das versifficierte Drama,<sup>5)</sup> sondern auch die Unfähigkeit der Schauspieler, in Jamben zu sprechen, notwendig machte. Engel, den Schiller als seinen „erklärten Feind“ betrachtete, hatte die Aufführung sorgfältig einstudiert und mit seltener Aufopferung für eine ihm nicht kongeniale Kunst den Schauspielern ihre Rollen persönlich eingelesen. Da jedoch die Vorstellung von 5 Uhr nachmittags bis 1 $\frac{1}{2}$  11 Uhr abends dauerte, empfahlen sich die Zuschauer größtenteils übermüdet vor Schluß der Vorstellung.<sup>6)</sup> Schiller machte dies wenig Freude und er hatte nur

1) Ebenda. S. 256.

2) Ebenda. S. 202—211.

3) Schröder, J. J. Engel. S. 31.

4) Schiller an Henriette von Wolzogen, den 1. August 1787.

5) Mimik. Zweiter Teil. S. 176—250.

6) Vgl. J. B. Teichmanns Litterarischer Nachlaß, herausgegeben von Franz Dingelstedt. Stuttgart 1863. S. 46.

keinen Spaß daran, „daß Engel und Mauler so armjelige Hunde sind, um nicht einmal ihren Geschmack auf der Bühne behaupten zu können.“<sup>1)</sup>

Auf einem Gebiete, wo Engel von Zeitgenossen und Späteren sehr geschätzt wurde, nämlich als Lobredner, griffen ihn die Xenien an:<sup>2)</sup>

Im Überfahren.

Noch ein Phantom stieg ein. Das las uns eine Gedächtniß-  
Nede auf Preußens Monarch, während wir ruderten, vor.

Das Xenion gehört dem stygischen Cyclus an und wurde, obwohl es ziemlich zahm klingt, nicht veröffentlicht, weil Engel inzwischen in nähere Beziehung zu den Weimarer Größen getreten war.

Als Schiller die „Horen“ vorbereitete, bestellte er sich nicht nur durch Cotta bei Schmieder in Karlsruhe am 2. Oktober 1794 ein Exemplar des „Philosophen für die Welt“, sondern forderte auch, als die drei ersten, Goethe, Garve und Engel zur Mitarbeiterchaft auf.<sup>3)</sup> Engel befand sich damals in Schwerin, da er seine Theaterdirektion verloren hatte und arbeitete an alten und neuen Plänen. Zwar schrieb Körner skeptisch an Schiller (11. Juli 1794): „Engel ist faul und wird wenig liefern,“ aber diese Voraussetzung erfüllte sich nicht. Die Entlassung war ohne Pension erfolgt, und Engel sah sich in die Notwendigkeit versetzt, mit der Feder zu verdienen. Schon Anfang 1795 erhielt Schiller „Die Entzückung des Las Casas,“<sup>4)</sup> eine Traumdichtung, die in das dritte Stück der „Horen“ aufgenommen wurde. Im September folgten die vierzehn ersten Kapitel des Herrn Lorenz Stark,<sup>5)</sup> die im zehnten Stücke erschienen. Mitten zwischen Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ und Karoline von Wolzogens „Agnes von Vilien“ tritt Engels Roman an die Öffentlichkeit, ein ehrlicher Bürger in vornehmer Umgebung. Die Fortsetzung ließ auf sich warten. Am 16. November 1795 versicherte Schiller Cotta: „Engel hat die Fortsetzung des Lorenz Stark als gewiß versprochen,“ am 21. December fand er es räthlich, „Engeln

<sup>1)</sup> Schiller an Körner, den 12. Dezember 1788.

<sup>2)</sup> Vgl. „Xenien“ 1796. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Erich Schmidt und Bernhard Suphan. (Schriften der Goethe-Gesellschaft. Band VIII.) Weimar 1893. S. 53. 179 und 180.

<sup>3)</sup> Schiller an Körner, den 4. Juli, den 29. Dezember 1794; an Cotta, den 10. Juli; an Goethe, den 20. Oktober.

<sup>4)</sup> Schiller an Körner, den 5. Februar und 5. April 1795; an Cotta, den 19. März; W. von Humboldt an Schiller, den 15. August.

<sup>5)</sup> Schiller an Cotta, den 18. und 25. September 1795; an Goethe, den 18. September; an Körner, den 2. November; Körner an Schiller, den 6. November; W. von Humboldt an Schiller, den 20. November; Goethe an Schiller, den 17. Dezember.

zu bezahlen, um seinen Fleiß aufzufrischen.“ So erhielt dieser, der mit Goethe und Herder die Reihe der bevorzugten Mitarbeiter ausmachte, die 5 Louisd'or für den Bogen betamen, durch seinen alten Schüler W. von Humboldt 24 Louisd'or, worauf er im März 1796 drei weitere Kapitel einsandte. Sie erschienen 1796 im zweiten Stück mit der verheißungsvollen Unterschrift: „Der Beschluß künftig“, aber Schiller erhielt ihn niemals, sondern er erschien erst 1801 mit den früher veröffentlichten Stücken in einer neuen Fassung vereinigt, die in 35 Kapiteln die erste vollständige Ausgabe des Romanes bildet. Von ihr weicht die 1806 in den „Schriften“ erschienene Fassung nur in Kleinigkeiten ab.<sup>1)</sup>

Engel hatte den ersten Teil prompt an Schiller eingesandt, mit der Fortsetzung aber ein halbes Jahr gezügert. Nun bemerkt Nicolai in der „Gedächtnißschrift“:<sup>2)</sup> Engel habe an Schiller, „den Anfang, soweit er im Jahre 1776 geschrieben war,“ zum Drucke geschickt. Bezieht man diese Bemerkung auf die rasch eingesandten vierzehn ersten Kapitel und nimmt den Umstand hinzu, daß die in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“ angegebene Schlussscene des dritten Actes des „Sparjamen“ ins vierzehnte Kapitel fällt, so könnte man in der That mit Nicolai annehmen, Engel habe einfach sein altes Manuskript eingesandt, ohne es zu überarbeiten, Kapitel XV bis XVII, die von 1795—1796 entstanden, müßten hiernach der Ausgabe von 1801 sehr viel näher stehen, als die 1776 niedergeschriebenen Kapitel I—XIV. Liegt also bei einer Vergleichung der beiden Teile der Horenfassung untereinander und mit der Fassung von 1801 die Discrepanz zwischen den beiden Teilen, so hat Engel den ersten nicht überarbeitet, liegt sie zwischen Horenfassung und Ausgabe von 1801, so sind beide Teile gleichzeitig entstanden, das heißt 1795—1796.

Vielleicht scheint der Umstand, daß die zweite Partie dreimal „Luf“ statt „Luf“ hat,<sup>3)</sup> darauf hinzudeuten, daß Engel sich frisch in die Fortsetzung des früher begonnenen Werkes hineinarbeiten mußte und dabei noch nicht volle Sicherheit gewann. Leider findet sich aber auch in der ersten Partie, allerdings nur einmal,<sup>4)</sup> „Luf“, so daß man auf einen Druckfehler schließen muß.

Große Ähnlichkeiten der beiden Teile der ersten Fassung gegenüber der zweiten sprechen gegen Nicolais Behauptung. Engel schreibt in der Horenfassung sehr oft Adjektiva und Substantiva auf —

<sup>1)</sup> Um dieser Abweichungen willen wird bei der Vergleichung mit der Horenfassung die Ausgabe von 1801, nicht, wie sonst, die der „Schriften“ citirt.

<sup>2)</sup> S. 20 und 21.

<sup>3)</sup> „Horen“. 1796. II. S. 12. 15. Sonst Luf.

<sup>4)</sup> „Horen“. 1795. X. S. 15.

„icht (igt)“, für die er 1801 die gebräuchlicheren Formen auf — „ich(ig)“ einsetzt.<sup>1)</sup> Für das „fodern“ der Horenfassung tritt „fordern“,<sup>2)</sup> für „Heirat,“ „reiten,“ „gecheutere,“ „Heirat,“ „reiten,“ „gecheidtere“<sup>3)</sup> ein. Den Coniunctivus Imperfecti verbessert Engel häufig in den Praesentis.<sup>4)</sup> Außerdem vermehrt er 1801 die Coniunctionen. Unzählige „ja,“ „auch,“ „also,“ „doch“ zc. dringen in den Text ein und geben ihm eine ungemaine Glätte und Lesbarkeit.<sup>5)</sup> Sodann findet Engel ein sonderbares Vergnügen darin, die Namen so oft als möglich zu setzen, und schreibt statt „er“ „ih“ zuweilen „Herr Stark“, „der Sohn“ u. s. w., fügt auch öfter die Anrede „lieber Specht“ u. s. w. hinzu.<sup>6)</sup>

Zu Parenthese bemerke ich noch, daß die Orthographie der „Horen“ nicht normalisiert wurde. Beispielsweise kommt neben Engels „fodern“ in Aufzügen von anderer Hand sehr oft „fordern“ vor.<sup>7)</sup>

Bei allen angegebenen Änderungen liegt die Discrepanz zwischen der Horenfassung und der Ausgabe von 1801. Man wird daher Nicolais Bemerkung skeptisch betrachten dürfen. Engel hat die 1776 geschriebenen Stücke 1795 überarbeitet, im Winter 1795/1796 um drei weitere Kapitel vermehrt, deren jüngere Entstehung auch der Traum beweist, der dem „Sparjamen“ nicht angehört haben kann, und dann das Ganze liegen lassen. Die Überarbeitung war vermutlich teils stilistischer Natur, teils vermehrte sie die undialogischen Zwischenstücke,<sup>8)</sup> deren Einschaltung 1776 begonnen hatte. Nicolai wollte mit seiner Notiz vielleicht eine kleine Rache an Engel nehmen, weil dieser ihm den Roman versprochen, aber nicht ausgeliefert hatte.

Man sieht übrigens aus den obengemachten Angaben, daß die beiden erhaltenen Fassungen keine erheblichen Verschiedenheiten aufweisen. Nachtragen will ich noch, daß Madame Lf in der Horenfassung sehr viel ärmer ist als später. Hat sie hier „Güter vollends gar nicht“, so dort „vollends nur wenig“. Präsentiert Horn hier eine „nicht unbeträchtliche“ Forderung, so wird sie dort geradezu „nur

<sup>1)</sup> „Horen“. 1795. X. Z. 1 einfarbiges, 24. listichten, 29. knotigter, 30. hartnäckigter, grämlichter, 56. mißsamigt. 1796. II. Z. 6. Käfigt. Dagegen in der Ausgabe von 1801. Z. 3. 51. 64. 66. 120. 155. „Horen“. 1795. X. Z. 15 „löcherichtes“ bleibt 1801, wird erst 1806 verbessert, vermutlich nach hintertlassenen Angaben Engels, der 1802 starb, oder nach Analogie.

<sup>2)</sup> Ausgabe von 1801. Z. 12. 22. 109. 166. 181.

<sup>3)</sup> Ebenda. Z. 6. 9. 17. 21. 90. 94. 143. 180.

<sup>4)</sup> Ebenda. Z. 52. 94. (Bleibt Z. 105 und Z. 113, um 1806 verbessert zu werden.)

<sup>5)</sup> Ebenda. Z. 3. 34. 58. 92. 110. 128. 156. 168. (Erst 1806 wird auf Z. 22 ein „auch“, auf Z. 61 ein „da“ eingefest.)

<sup>6)</sup> Ebenda. Z. 8. 34. 171.

<sup>7)</sup> Vgl. „Horen“. 1795. V. Z. 52. 60. 61 (zweimal), 62 (viermal), 77. 79 u. ö.

<sup>8)</sup> „Herr Voren; Stark“ Kapitel I. V. VI. XII. XIV. XVII.

unbeträchtlich“, obwohl sie dreitausend Mark beträgt. Sonst hat Eugel ab und zu einen Satz umgeschrieben, weggelassen oder hinzugefügt,<sup>1)</sup> ohne die Stiffärbung des Ganzen zu ändern, und einmal eine Ausgabe über mimisches Spiel hinzugefügt.<sup>2)</sup>

Wenn man Merkel Glauben schenken darf,<sup>3)</sup> was schon von vornherein seine Bedenken hat, so unterließ Eugel weitere Einsendungen an Schiller, weil dieser ihm die Arbeit am „Herrn Lorenz Stark“ „durch einige Bemerkung darüber nach seiner Kunstansicht“ verleidet hatte. Merkel behauptet, er habe ihm sein Bedauern gezeigt, daß der Roman Bruchstück geblieben sei, worauf Eugel erwiderte: „Nun fertig ist er im Kopfe: ich brauche ihn nur hinzuschreiben,“ und ihm das Werk, Kapitel für Kapitel, in den gewähltesten Ausdrücken vortrug. Merkel bat ihn, die Dichtung, da sie doch einmal fertig sei, zu Papier zu bringen. „Er entschloß sich endlich dazu, und ich jag' es mit einigem Stolz, das Publikum verdankt den Lorenz Stark gewissermaßen mir.“

Diese Unterredung fand nach Merkel im Winter 1800/1801 in Berlin statt, wohin Eugel von seinem erlauchtem Schüler Friedrich Wilhelm III. zurückberufen worden war. 1801 lag der Roman vollendet vor. Somit wäre alles in Ordnung, aber Merkel ist kein zuverlässiger Berichterstatter. Eine weitere Lorenz Stark Anekdote, die er mit Eugel erlebt haben will, läßt sich direkt widerlegen. Er berichtet,<sup>4)</sup> er habe Eugel eines Abends übelgelaunt gefunden, weil er sich nicht auf einen kaufmännischen Ausdruck besinnen könne. „Indem trat David Friedländer ins Zimmer. Wie nennt ihr Kaufleute,“ rief Eugel ihm entgegen, „das Stück Zeug, das aus dem Ballen herabhängt, um zu zeigen, was drin ist.“ „Das Schauende,“ antwortete Friedländer. „Das ist's! Hätt' ich mich nicht geschämt, Ihnen heute früh darüber ein Billet zu schreiben, so wären ein paar Kapitel vom Stark mehr fertig geworden.“

Merkel will dies im Winter 1800/1801 erlebt haben. Leider aber findet sich die einzige Stelle, wo das Schauende im Romane vorkommt, schon in den vier Jahre früher erschienenen „Noren“.<sup>5)</sup> Der Alte, der vom Charakter Karl Starks einen besseren Begriff als bisher bekommen hat, ärgert sich nur, „daß an einer Waare, die

<sup>1)</sup> Ausgabe von 1801. S. 33. 95. 109. 118. 122. 126. 127. 130. 131. 136. 137. 139. 142.

<sup>2)</sup> Ebenda. S. 156. Von jetzt ab wird wieder einheitlich nach den „Schriften“ citirt.

<sup>3)</sup> „Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche.“ Miga 1812. 8. Heft I. S. 98—101. Abgedruckt bei Jördens, „Denkwürdigkeiten, Charakterzüge und Anekdoten“ etc. Leipzig 1812. Band 2. S. 351—354.

<sup>4)</sup> Ebenda.

<sup>5)</sup> 1796. II. S. 15.

doch tiefer hinein ein so gutes und feines Geipinßt zeigte, „gerade das Schan Ende so schlecht sein mußte.“

Einen Einblick in Engels Art zu arbeiten, gewährt die Anekdote immerhin und wird soweit wahr sein, daß wir nur den eiteln Carlieb Merkel auszusprechen haben, der wenigstens Zuschauer bei einer Begebenheit gewesen sein will, die ihm vermutlich Friedländer erzählt hat. Engel verdankte also die Kenntnis des kaufmännischen Details seinem jüdischen Bekanntenkreise in Berlin. Er hat die Welt des Romanes zwar auch durchlebt, aber als Beobachter. Er ist in ihr zuhause, aber nicht in ihr befangen. So klein und beschränkt der Kreis auch ist, in dem sich Engel bewegt; der Gelehrte, Doktor Herbst, und der Kaufmann, Lorenz Stark, treten doch selbständig einander gegenüber und werden vom Dichter mit gleichem Interesse behandelt. Dadurch wird jenes Spezialistentum vermieden, das bei dem Pastoren Hermes alle Personen über theologische Fragen reden läßt,<sup>1)</sup> bei Nicolai alles vom Standpunkte des Buchhändlers betrachtet. Im Gegensatz zu ihnen stellt Engel mit künstlerischer Freiheit dar und hält keine Reden pro domo.

„Herr Lorenz Stark“ als Roman entstand 1776 aus früheren Lustspielscenen, wurde 1795 überarbeitet und um drei Kapitel vermehrt, denen sich im Winter 1800/1801 achtzehn weitere anschlossen. Der Hauptcharakter soll anfangs einen Leipziger Bankier darstellen, erhält dann Züge von Engels Großvater und Diderots Hausvater und wird schließlich mehr und mehr zum Selbstporträt des Dichters.

### III. Ideenkreis.

Auffällig ist in „Herrn Lorenz Stark“ der Mangel an politischen Tendenzen, die sonst die ganze bürgerliche Litteratur durchziehen. Engel berührt weder das Problem der Mésalliance, das bei Gellert gestreift, bei Hermes, „dem Stifter so mancher mißrathnen Ehe,“<sup>2)</sup> breit behandelt wird,<sup>3)</sup> noch die Verführung der Jose durch den Junker, die im „Sebaldu Rothanker“<sup>4)</sup> und in „Sophiens Reise“<sup>5)</sup> ihre Rolle spielt. Das Bürgertum nimmt im „Herrn Lorenz Stark“ keine Kampfstellung ein; es ringt nicht, um zur Geltung zu kommen,

<sup>1)</sup> Hermes gesteht dies offen ein. „Sophiens Reise.“<sup>3</sup> 1778. 2. B. 580. Vgl. 1. B. 36. 49. 158—160; 2. B. 422—458; 3. B. 525—530. 571—594 u. ö.

<sup>2)</sup> Vgl. Musäus, „Physiognomische Reisen.“ Zweites Heft. Altenburg 1778. S. 22 und 23.

<sup>3)</sup> „Sophiens Reise.“<sup>3</sup> 1778. Band 2. S. 220—237. 251—254. 257—290. 302—332 u. ö.

<sup>4)</sup> „Sebaldu Rothanker.“<sup>4</sup> 1799. Band 2. S. 117 ff.

<sup>5)</sup> „Sophiens Reise.“<sup>3</sup> 1778. 1. B. 454—630; 4. B. 466—584; 5. B. 54—69.



sondern lebt ruhig in seiner Sphäre, unbekümmert um alles, was nicht in sie hineingeht. Mit starkem Selbstbewußtsein fühlt sich der Alte als Beherrscher seines Hauses, das für ihn die Welt bedeutet. Er hängt mit der gleichen Fähigkeit an seinen altbewährten Grundsätzen, wie an der altmodischen Einrichtung,<sup>1)</sup> belehrt andere gern und glaubt selbst ausgelernet zu haben.<sup>2)</sup> „Steif ist sein Rücken und steif ist sein Kopf. Beide würden eher brechen als biegen.“<sup>3)</sup> So schildert er sich selbst.

Eine etwas größere Rolle spielt das Nationale. Von Lorenz Stark hören wir gleich im Anfange, „daß das Außertliche seiner Kleidung und seines Betragens auf den ersten Blick die altdeutsche Einsalt seines Charakters verkündigte“.<sup>4)</sup> Dieses Wort muß man verallgemeinern und auf den ganzen Roman anwenden. Engel prägt nicht wie Hermes dem Romane äußerlich eine patriotische Tendenz auf, die sich in feierliche Phrasen ergießt,<sup>5)</sup> sondern Darstellung und Kolorit verraten die Liebe zum Nationalen. Engel macht sich nicht mit seiner Gefinnung breit, sondern setzt sie schweigend in die That um.

Ähnlich ist die Stellung zur Religion, die im Roman des 18. Jahrhunderts eine große Rolle spielt. Der „Sebalduß Rothauker“ war ein heftiger Protest gegen Pietismus und Orthodorie,<sup>6)</sup> dem Hermes entrüstet entgegentrat,<sup>7)</sup> und beide Schriftsteller überschwemmten ihre Romane mit theologischen Disputen. Engel bringt nur einige kleine Bemerkungen. Ein „Freigeist“ ist ihm etwas Gefährliches,<sup>8)</sup> aber über die pietistische Terminologie, das „Kreuz“, die „Trübsal“, die „Schule der Geduld“ und die „Zerknirschung“, macht er sich in ähnlicher Weise lustig,<sup>9)</sup> wie Nicolai. Mit einem spöttischen Lächeln beschreibt er die wohlgetheilten Kirchgänger, „denen es niemand ansah, wie sehr sie ihrer Sünden wegen waren gescholten worden“.<sup>10)</sup> Eine direkte Anspielung findet sich nur einmal. Als Specht gar nicht damit heraus will, woher er von dem Charakter der Madame Vnf weiß, ruft der Alte aus: „Die Vnf ist heimlich katholisch, und dieser Specht ist ihr Pater.“ Specht tritt „mit wahrhaft protestantischem

1) „Herr Lorenz Stark.“ S. 217.

2) Ebenda. S. 62.

3) Ebenda. S. 64.

4) Ebenda. S. 3.

5) „Sophiens Reise.“ 31778. Band 1. S. 568. 589–591. 625–626. 2. S. 1–9 u. ö.

6) Vgl. H. Schwinger, Friedrich Nicolais Roman „Sebalduß Rothauker.“ Weimar 1897. S. 29–103.

7) „Sophiens Reise.“ 31778. 6. S. 483.

8) „Herr Lorenz Stark.“ S. 57.

9) Ebenda. S. 203–205. 370.

10) Ebenda. S. 350.

Schrecken“ zurück und ruft aus: „Wenn das der Herr Hauptpastor hörte!“<sup>1)</sup>

Leßing und Nicolai waren schärfer gegen den Herrn Hauptpastor vorgegangen; auch Engels religiöse Polemik ist im „Philosophen für die Welt“ noch nicht auf diesen ruhigen Ton herabgestimmt.<sup>2)</sup> Dabei muß man im Auge behalten, daß Engel aus einer Pastorenfamilie stammte.<sup>3)</sup> Sein Vater war ein ebenso getreuer Anhänger der Apokalypse wie der Magister Sebaldus Rothanker und wollte, so berichtet uns Nicolai in der „Gedächtnißschrift“,<sup>4)</sup> sogar den Satiriker Liscow durch Übersendung eines gelehrten Kommentars zu seiner Ansicht bekehren. Dieser erwiderte dem Freunde, was Engel der Sohn vermutlich unterschrieben haben würde: „Wenn es dem heiligen Johannes gefallen hätte, joviell Gelehrsamkeit und Mühe anzuwenden, um in seine Apokalypse Verstand hineinzuschreiben, als der ehrliche Campenius um Verstand hineinzuerklären, so würde sie ein ganz erträgliches Buch geworden sein.“ Wahrscheinlich hat Nicolai diese Anekdote aus Engels Munde, und beide mögen oft über Orthodoxie und Pietismus verhandelt haben.

Daß Engel Madame Lvh zur „Tochter eines armen Landpredigers“ gemacht hat, ist wohl weniger eine Folge seiner Abstammung. Der Landpastor spielt seit Fieldings „Joseph Andrews“ (1742) und Goldsmiths „Vicar of Wakefield“ (1766) eine große Rolle im Roman und findet sich in Thümmels „Wilhelmine“, mehrfach im „Sebaldus Rothanker“, tausendweise in „Sophiens Reise“ vertreten.

Erwähnenswert ist es, daß Engel die Ammenfrage berührt. Lvh hatte von der Mutterliebe seiner Gattin das Opfer gefordert, „den künftigen Säugling nicht mit eigener Brust zu ernähren“. Sie gab nach. Lorenz Stark mißbilligt dies höchlichst,<sup>5)</sup> ohne jedoch pathetisch darüber zu reden wie Hermes.<sup>6)</sup>

Die Liebe wird im „Herrn Lorenz Stark“ sonderbar behandelt. Hier kommt in Engel der Junggeselle zum Vorschein, in dessen Brust noch dazu, joviell wir wissen, niemals eine Leidenschaft eingezogen ist. Engel macht sich über Karl Stark und Madame Lvh in ähnlicher Weise lustig, wie Nicolai über Säugling und Mariane. Freilich wollte dieser eine Satire auf Jacobi und die Phyllispoeten liefern, während Engel hier einfach von seiner Erfahrung und Begabung verlassen wurde.

<sup>1)</sup> Ebenda S. 255.

<sup>2)</sup> 27. Stück. „Das Zanbermahl.“ Schriften. Band 2. S. 85—96. 38. Stück. „An Herrn.“ 3. Über die Aucht vor der Rückkehr des Aberglaubens.“ S. 333—374.

<sup>3)</sup> Schröder, J. J. Engels. S. 3. — Tassits, S. 5.

<sup>4)</sup> S. 32 f., Anmerkung 1.

<sup>5)</sup> „Herr Lorenz Stark.“ S. 240.

<sup>6)</sup> „Sophiens Reise.“ 31778. 2. S. 562; 6. S. 635—638 u. ö.

Mit desto größerer Sicherheit bewegt er sich auf dem Gebiete der Moral, das dem Verfasser des „Philosophen für die Welt“ in allen seinen Teilen geläufig war. Auf diese Schrift weisen auch die Reste allegorisierender Parabeln zurück, die sich im „Herrn Lorenz Stark“ finden. Hatte Engel dort die natürliche Welt in ihren verschiedensten Teilen zur moralischen in Parallele gestellt,<sup>1)</sup> so zieht er im Romane nur die Erfahrungen und Gewohnheiten des Arztes, das heißt des Doktor Herbst, heran. Damals hatte Engel in den „Curmethoden“ durch Gegenüberstellung eines Kraftdoktors und eines süßlichen eine leichtverständliche Satire auf die Genies und die Pietisten geliefert; aber man sah dieser Geschichte an, daß sie behufs der Aufstellung eines moralischen Satzes erfunden war. Im „Herrn Lorenz Stark“ wird man es Doktor Herbst nicht verübeln, daß er alles durch die Brille des Arztes sieht und hiermit seine Umgebung ein wenig ansteckt; denn auch die anderen Personen greifen gelegentlich seine Erzählungen von Kuren und Kranken auf, um einen moralischen Satz durch Analogie zu beweisen. Als Doktor Herbst erklärt,<sup>2)</sup> man dürfe bei einer Krisis nicht eingreifen, zieht der Alte die Lehre daraus, daß er seinen Sohn, dessen Trost seine Krisis erreicht hat, nicht durch eine Bitte zum Bleiben veranlassen dürfe. Der Witz dabei ist der, daß gerade Doktor Herbst den Alten zu dieser Bitte hat veranlassen wollen und ihm nun umständlich auseinandersetzt, warum der Arzt bei einer Krisis nicht eingreifen dürfe. Der Leser merkt sehr bald, wo der Alte mit seinen vielen Fragen hinaus will, und freut sich über die Naivetät des Doktors.

Ähnliche Vergleiche zieht Engel oft,<sup>3)</sup> die kürzeren auch auf anderen als ärztlichem Gebiete. Doch hat er für dieses eine besondere Vorliebe. So vergleicht der Doktor<sup>4)</sup> die Uneinigkeit zwischen Vater und Sohn einer innerlichen Krankheit, die nur durch das Radikalmittel der Verheiratung des Sohnes gehoben werden kann. Alle sonstigen Versöhnungsversuche „pinseln und pflastern an einem Geschwürchen, das, wenn wir es heute heilen, morgen wieder aufbrechen wird“. Nennt der Doktor ein Gesicht, an dem er sieht, daß der Kranke bald sterben wird, ein hippokratisches Gesicht, so behauptet seine Gattin,<sup>5)</sup> das gleiche Gesicht zeige „die Freiheit der armen Mädchen und Witwen, wenn sie im Abfahren begriffen ist,“ und macht sich

1) „Philosophi f. d. W.“ Stück 3. „Die Höhle auf Antiparos.“ 7. „Die Eide und die Eichel.“ 15. „Der Bienenkorb.“ 22. „Die Curmethoden.“ 23. „Der Atna.“ 27. „Das Zaubermahl“ und andere mehr.

2) „Herr Lorenz Stark.“ S. 92—100.

3) „Herr Lorenz Stark.“ S. 272. 273. 331. 332. 333. 356. 377. 378. 379

4) Ebenda. S. 86.

5) Ebenda. S. 314 und 315.

auf den Weg, um bei Madame Lyl nach dem hippokratischen Gesichte zu forschen. Interessant ist es, wie Engel auch das Gebärdenpiel zur Allegorie benützt. Der Doktor bringt dem Alten, der gerade Geldsorten ordnet, die Nachricht, Karl Stark wolle fort. Da fällt dem Alten ein Zweidrittelstück in die Hände, das ihm nicht recht echt scheint. Er besieht es von vorn und hinten, wirft es auf den Tisch, um den Klang zu hören und mustert es endlich aus. „Will von mir? Wohin?“<sup>1)</sup> Hier hat der Leser den Vergleich zu ziehen. Je kürzer die Bilder werden, desto mehr geht die Parabel in die bloße Metapher über, die Engel sonst sparsam verwendet.

In ähnlicher Weise wie Engel geht auch Nicolai im „Sebalduß Nothanker“ vor, ganz im Gegensatz zu Thümmels „Wilhelmine“, deren Fortsetzung doch sein Roman bilden sollte. Thümmel illustriert immer das Augenblicksereignis durch möglichst fernliegende homerische Gleichnisse mit parodistischer Färbung.<sup>2)</sup> Im „Sebalduß Nothanker“ ist bildlicher Ausdruck überhaupt selten,<sup>3)</sup> richtet sich aber sonst in Engels Art auf das Nächstliegende. Herr F. erlebt eine Art von allegorischer Parabel mit einem verhungerten Weber, der ähnliche Wöte auszustehen hat wie die vertriebenen Prediger, „weil die Vorfahren ein Symbolum für die Weber erdacht, und alle Zenge, die man weben soll, auf Tuch, Kasch und Leinwand eingeschränkt haben.“<sup>4)</sup> Der sterbende Major aber beweist den Satz, daß der Mensch nicht mehr zu leisten brauche, als das, wozu ihn Gott befähigt habe, durch einen Hinweis auf seinen Hühnerhund, der keine Sünde begeht, wenn er eine Sau nicht stellt.<sup>5)</sup> Hermes liebt allegorisierende Parabeln nicht. Er tritt bekannte Vergleiche zwar gern breit,<sup>6)</sup> wählt aber, wenn er einen moralischen Satz illustrieren will, eine Anekdote,<sup>7)</sup> die sich oft zu einer breiten Episode auswächst.

Natürlich trägt Engel die Moral nicht nur im Gewande der Allegorie vor. Als Popularphilosoph sucht er aus jeder Situation moralische Sätze zu folgern, obwohl er der Ansicht war, daß die Moral in der Theorie der Dichtkunst nichts zu suchen habe, wenn man sie auch vom Dichter als Menschen verlangen müsse.<sup>8)</sup> Im vierten Kapitel belehrt Lorenz Stark Herrn Specht, wie ein Mann seine Frau behandeln müsse: „Zunmer liebe reich, nie verliebt: ist die

1) S. 66.

2) „Wilhelmine.“ Leipzig 1773. S. 18. 19. 22. 26 u. 3.

3) H. Schwinger, a. a. D., S. 42.

4) „Sebalduß Nothanker.“ 1799. 2. S. 76.

5) Ebenda. S. 133.

6) „Sophiens Reise.“ 1778. 1. S. 305. 346. 383.

7) Ebenda. 2. S. 143 und 144.

8) „Philosoph für die Welt.“ Band 2. Stück 24. „An Hrn. Z\*\*\*. Von dem moralischen Nutzen der Dichtkunst.“ S. 49—67.

Regel.“<sup>1)</sup> Das vierundzwanzigste Kapitel ist ein Dialog zwischen Doktor Herbst und Herrn Specht über die These, daß und wie man die Wahrheit sagen müsse: „Die Art, wie man die Wahrheit sagt, macht den Unterschied; sonst sagt man sie dem Könige wie dem Bettler.“<sup>2)</sup> Der Vorteil ist hier, daß die Moral sich zwanglos aus der Geschichte ergibt, statt daß dem allgemeinen Satze eine Geschichte auf den Leib geschrieben wird.

Ein Element, das sonst im Familienroman reichlich vertreten zu sein pflegt, nämlich die Naturschilderung,<sup>3)</sup> fehlt im „Herrn Lorenz Stark“ völlig. Der Roman spielt im Herbst; denn „der jährliche Abschluß der Handlungsbücher ist nahe,“<sup>4)</sup> die Chaise hat „den ganzen Sommer hindurch in der Trocknis gestanden,“<sup>5)</sup> und Karl Stark macht eine Hasenjagd mit.<sup>6)</sup> Wie leicht hätte sich die kleine Reise, die der Sohn zu seiner Zerstreuung unternimmt, während der Vater ihn krank auf seiner Stube wäht, benutzen lassen! Jeder andere hätte die herbstliche Landschaft mit den Augen des unglücklichen Liebhabers gesehen und geschildert. Aber Engel hat überhaupt nur ein sehr konventionelles Naturgefühl besessen, wie auch die neuerdings von Schröder herausgegebenen Gedichte beweisen.<sup>7)</sup> Dies zeigt auch ein Brief, den er am 21. Januar 1785 an den Hofmaler Frißschrieb.<sup>8)</sup> Er bittet um die Besorgung einer Gartenwohnung, da es ihm in Berlin zu heiß wird. Die Gegend ist ihm gleichgültig; er verlangt „nichts Schönes, nichts Großes und Kostbares; nur gute Wirtskente und trockene Zimmer“. Dort will er in seinem „Überrocke“ Frißsch besuchen, sein „bißchen Essen“ mitbringen und hofft „vorzüglich so manche noch dunkle und unbestimmte Idee von der Kunst durch seine Unterredungen aufklären und berichtigen zu können“. Von irgendwelcher Sehnsucht nach dem Genuße schöner Natur ist in dem Briefe nichts zu finden. So wird es erklärlich, daß auch der „Herr Lorenz Stark“, wie die meisten bürgerlichen Dramen, im Zimmer spielt.

Allerdings macht aber Engel gelegentlich einen Versuch, zum Ersatz für diesen Ausfall die poetische Seite des Kaufmannsstandes in ähnlicher Weise zu fassen, wie später Brentano in „Soll und Haben“. Der eingeschüchterte Specht liefert uns eine treffliche Beschreibung:

1) „Herr Lorenz Stark.“ S. 35.

2) Ebenda. S. 261.

3) „Sophiens Reise“. 31778. 1, 52. 53. 371—373. 2, 149. 287. 3, 29. 30. 46. 47. 4, 310—313. 480—484 u. ö.

4) „Herr Lorenz Stark.“ S. 54.

5) Ebenda. S. 120.

6) Ebenda. S. 288.

7) C. Schröder, J. J. Engel. S. 62—67.

8) Das ungedruckte Original liegt auf der Königl. Bibliothek in Berlin.

„Wenn man denn da in so ein Haus kommt, und alle die großen Kisten sieht, und die ungeheuren Ballen mit Waaren, und das Gerenne und Getreibe der Leute, und die Frachtwagen, die ab- und die aufgeladen werden, und das ganze volle Dutzend Pferde davor: — ach Herr Doktor! es wandelt einen eine Ehrfurcht an, ein Respekt!“

Schon hier sucht der Roman das Volk bei seiner Arbeit.

#### IV. Aufbau.

Der „Herr Lorenz Start“ stellt gegenüber der traurigen Kompositionslosigkeit der meisten zeitgenössischen Romane ein Muster an Straffheit des Aufbaues dar. Der Höhepunkt der Verwicklung, der erfolglose Besuch der Witwe, liegt fast genau in der Mitte. Schmidt hat ihn klügglich in den dritten Akt gerückt, im „Sparjamen“ wäre er in den vierten gefallen — ein technischer Fehler.

Jedes der 35 Kapitel des Romanes bildet ein geschlossenes Ganze, das Engel außerordentlich gewandt entweder mit einer Zusammenfassung der Konsequenzen des Erzählten für die weitere Entwicklung oder mit einer spöttischen Wendung, einem lächelnden Kopfschütteln über das Thun und Treiben der Personen abschließt. Im Anfange scheint das Lustspiel noch durch den Roman durch. Dialogische und nichtdialogische Partien wechseln in den ersten siebenzehn Kapiteln derart, daß zwischen mehrere Gesprächskapitel immer ein erzählendes<sup>1)</sup> tritt. Später findet der Wechsel abatzweise statt. Das fünfte Kapitel ist ein Monolog Karl Startks mit eingeschobenen Einwürfen des Autors, die früher vermutlich eine andere Person zu machen hatte. Schmidt hat sie Doktor Herbst zugeteilt.<sup>2)</sup> Die ursprüngliche Sceneneinteilung macht sich im Anfange auch insofern bemerkbar, als in Kapitel VII—X jedesmal, wenn eine weitere Person ins Zimmer tritt, ein neues Kapitel beginnt.

Die Handlung schreitet vorwärts in der Beseitigung der Vorurteile des Vaters, die von den „Verbündeten“<sup>3)</sup> Stück für Stück aus dem Wege geräumt werden. Führerin der Intrigue ist die Doktorin, die als Erbin der guten Geistesgaben des Alten dargestellt wird.

Schließlich findet sich im Aufbau des Romanes doch eine große Ungeheuerlichkeit, die richtig wieder der litterarischen Tradition zur Last gelegt werden muß. Der Alte ist eigentlich schon vollkommen besänftigt, da erbittert ihn der Traum, in dem er Karl Start und Madame Luf erblickt, aufs äußerste und führt neue Verwicklungen

<sup>1)</sup> Kapitel I. VI. XII. XIV. XVII.

<sup>2)</sup> „Die deutsche Familie.“ S. 37 ff.

<sup>3)</sup> „Herr Lorenz Start.“ S. 129.

herbei. Der Traum hat dem „Sparfamen“ nicht angehört, Schmidt hat ihn unbekümmert gestrichen.

Träume sind im Romane des 18. Jahrhunderts sehr gewöhnlich. Wir lassen es uns auch gern in Thümmels „Wilhelmine“<sup>1)</sup> gefallen, daß ein Traum die entscheidende Rolle spielt; denn hier leben wir in der von Genien und Amoretten durchflatterten Luft der komischen Epopöe; wir lassen Jung Stilling gern mit Träumen und Gesichten operieren; denn er bewegt sich fern von der sinnlichen Welt. Daß Gellerts Graf, als er nach Sibirien geschleppt wird, träumt, seine Gattin komme ihm an einem Flusse entgegen, ist nicht weiter unnatürlich. Auch bei Hermes wird der Traum eines Pastoren, der seine elende zukünftige Pfarre erblickt, als halbe Erinnerung gegeben,<sup>2)</sup> und Wieland macht ganz besonders vorsichtig vom Traume Gebrauch. Agathon erblickt, während er in den Netzen der Danae gefangen ist, Psyche, seine erste ideale Liebe, im Traume. Keineswegs läßt aber Wieland seinen Helden nun spornstreichs in die Arme der Sitte zurückeilen, sondern der Traum hat nur eine leise vorbereitende Wirkung.<sup>3)</sup>

Zu Familienromane, in den vier Wänden des Kaufmanns Stark finden wir einen Traum, der als retardierendes Moment auftritt, ungeheuer und jülwidrig. Doch hat Engel zeitlebens eine besondere Vorliebe für Traumdichtungen gehabt, denen er freilich, weil ihm das eigentlich Traumhafte, wie alles Unklare und Verschwommene, nebst dem associativen Faktor,<sup>4)</sup> verhaßt war, meist eine sehr trockene Ausgestaltung gegeben hat. Mit einer Visionsdichtung, dem „Traum des Galilei“,<sup>5)</sup> eröffnete er 1777 den zweiten Teil des „Philosophen für die Welt“. Er läßt dem italienischen Astronomen den Geist des Copernicus erscheinen, der ihn mit den himmlischen Freunden der Weisen bekannt macht, die ihr Leben der Erforschung der Wahrheit und der Anbetung der Gottheit geweiht haben. Vermessen blickt Galilei auf die blöden Erdbewohner herab; da erwacht er im Gefängnisse. Er beweint seinen Stolz, wird bald darauf befreit und verlebt sein Alter blind, aber ruhig und glücklich in Arcetri.

Da dieses Stück großen Beifall fand, ahmte Engel 1795 sich selbst nach und schickte Schiller die „Entzückung des Las Casas“ für die „Horen“<sup>6)</sup> zu. Auf dem Sterbebette bereut Las Casas, das Glend

1) „Wilhelmine.“ Leipzig 1773. S. 12—16. 50.

2) „Sophiens Reise.“ 1778. 2, 63—67.

3) Wieland, Agathon. (Hempel) I, 210.

4) Er vernachlässigt ihn vollständig in der Abhandlung: „Über die Schönheit des Einfachen.“ Schriften. Band 4, S. 267—296.

5) In der späteren Anordnung: „Philosoph für die Welt.“ I. 16. S. 239 f.

6) Ebenda. II. 35. S. 279.

über die Neger gebracht zu haben. Er hatte empfohlen, sie an Stelle der Indianer zum Sklavendienste nach Amerika zu schaffen. Eine Vision entrückt ihn der Erde, und es wird ihm vergönnt, den Segen zu sehen, den der unselige Rat in Zukunft bringen wird, indem gerade die mißhandelten Sklaven durch das Glend zur Tugend sich bekehren.

Es war Engel aber nicht gegeben, das Bild des freien Weisen zu zeichnen, der „auf seine Höhen tritt und die Welt überschaut, oder sich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott schwingt, und unter Sternen einhergeht.“<sup>1)</sup> Er schlägt in den moralischen Deklamationen der beiden sterbenden Greise den biblischen Ton an, aber nicht entfernt mit der Kraft und Innigkeit wie Klopstock oder Schiller in Franz Moors Vision, an die man zum Unglück für Engel durch die „Entzückung des Las Casas“ erinnert wird. Von einer Psychologie des Traumes ist in diesen erhabenen Visionen vollends nicht die Rede.

Sie findet sich aber im Traume Lorenz Starcks,<sup>2)</sup> einem der ergößlichsten Kapitel des ganzen Romans. Zunächst ist der Traum durch die Erzählung des Doktors von der Aufopferung Karl Starcks für die Witwe beeinflusst; der Alte sieht seinen Sohn die Bücher durcharbeiten. Aber bei dem Namen Lyl erscheint plötzlich die tolle Verschwendung, die zu Lebzeiten des Mannes herrschte. Karl Stark und die Witwe liebängeln in Maskenkleidern. Der Alte stürzt auf den Hansflur, der zum Tanzsaale wird. Eine zweideutige Dame ergreift den würdigen Herrn und tanzt im rasendsten Tempo mit ihm herum, bis er vor einem Spiegel Halt macht, sich darin besieht — aufwacht „und sich völlig so atemlos und so eingefeschtet fand, als ob die geträumte heftige Leibesbewegung wirklich Statt gehabt hätte“.

Hinsichtlich der Ausführung übertrifft Engel hier wieder alle anderen Erzähler. Auch bei Thümmel hat der ehrliche Pfarrer nach der Verlobung einen schweren Traum anzuhalten, aber er wird nur ganz kurz und allgemein charakterisiert.<sup>3)</sup> Lorenz Starcks Traum ist eine hübsche Einlage; nur dürfte er im Aufbau des Romanes, wo er als ein halber deus ex machina auftritt, keine so wichtige Rolle spielen. Die humoristische Behandlung des Stoffes, die den Alten sonst verschont, geht hier bis zur offenen Veripottung seines Philistertums, das ihn „wie als in seiner Jugend ein Tänzchen, und auch da nur ein Ehrentänzchen“<sup>4)</sup> hat machen lassen.

1) „Philosoph für die Welt.“ I, S. 255.

2) „Herr Lorenz Stark.“ S. 168 - 177.

3) „Wilhelmine.“ 1773. S. 50.

4) „Herr Lorenz Stark.“ S. 171.



Überhaupt tritt in dem ganzen Romane keine Figur auf, über die wir nicht einmal lachen dürften, aber stets ist mehr die Situation als der Charakter lächerlich. Die Personen werden vom Dichter ernst genommen, und er mißbraucht sie nicht zum bloßen Possenspiel wie Knigge und zuweilen Thümmel. Auch Nicolai war hierin im „Sebaldus Rothaufer“ viel weiter als Engel gegangen, indem er seinem Helden als Sternisches „Steckpferd“ eine bornierte Anhänglichkeit an die Apokalypse gab, die sich auch in den tragihesten Situationen nicht verleugnet. Engels humoristische Behandlung ähnelt eher der von Musäus, dessen „Volksmärchen der Deutschen“ er gern las.<sup>1)</sup>

(Fortsetzung folgt.)

## Jean Pauls litterarischer Nachlaß.<sup>2)</sup>

Von Josef Müller in München.

### D. Vierter Hauptteil.

Faszikel Nr. 14—23. Studienhefte zu einzelnen Werken.

#### Fliegeljahre.

Schon der Titel machte schwere Qual. Jean Paul schrieb darüber an Otto: „Der vernünftigste Titel wäre: Gottwalts lächerliche Begebenheiten und Meinungen. Aber es giebt bessere: Der schwarze Spiegel, ein historischer Roman — Protokolle, zwölf Aktenstücke — hängende Gärten, ein gelehrter historischer Roman — die Zwillinge — Schwefelpasten — Abgussaal — Fliegeljahre — Hirtenstücke und Mäusejahre — komische Geschichtskarten — Gottwalt, ein komisch-historisches Schauspiel, 1. Band — das Buch der Seligen, 1. Aktenstock — Verwandlungen — Conduitenlisten — Tazchenbuch in Oktav — der Paradiesvogel. Für jeden dieser Titel läßt sich im Werk die vollständigste Beziehung aufstreiben. Die Hauptstadt der Bühne heißt Haslau (ich schwankte lang zwischen Varpula und Haslau), das Dorf Elterlein, der Landesfürst von Bláz (letzteres will meiner Frau nicht gefallen, er wird aber selten genannt). Darf ich ihn den

<sup>1)</sup> Vgl. „Philosoph für die Welt.“ 2, S. 276. — In einem (ungedruckten) Briefe an Friedländer vom 10. Juli 1798 bittet Engel um „irgend ein Opusculum des Weimariſchen Humoristen Musäus“.

<sup>2)</sup> Vgl. Euphorion 6, 548 ff.; 721 ff.; 7, 61 ff.

98., 99. nennen wie in Keuß? Anfangs wollte ich zu einem Markgrafen greifen und kann's noch. Darf ich? Antworte ja und sende dies zurück! Die unterstrichenen Titel gefallen mir besonders.“ (Der Brief steht verstümmelt, namentlich bezüglich des Schlusses, in Wahrheit 6, 285.)

Statt Elterlein hatte Jean Paul das Geburtsdorf der Brüder ursprünglich „Klosterdorf“ nennen wollen; auch der Name Schillingsfürst taucht mitunter auf. Der Anfang wurde völlig verändert und führte ursprünglich nicht, wie in der jetzigen Gestalt zur Testamentseröffnung, sondern direkt in den Schauplatz der Kinderjahre des Helden, ins Dörfchen Klosterdorf. Da ein Vergleich mit der späteren Fassung sehr interessant ist, gebe ich hier den alten Eingang des Romans:

#### Erster Gesang.

Ich halte noch damit zurück. Welchen Helden soll ich singen? Der Leser und die Leserin sollen so lange mit mir marschieren, bis wir ihn erwischen. Wir drei wandern aus dem Festiger Abendthor heraus, bis nach einer Einvierteltagsreise die auf und absteigende Landschaft nur noch die sanften Wellen von Beeten und Rainen gegen die ferne Küste der Berge zieht — die Apfelbäume drängen sich immermehr gegen uns und zuletzt gehen wir oft durch kleine weißrote Waldungen. Endlich folgen wir hinter Hand im Süden den sogenannten Himmelsberg mit seinen Klösterrinnen ganz entlang; mitten an ihm steigt ein grüner Kirchturm weit hinauf und auf seinem Fußgestell schließen sich (lieben sich) drei rotgefärbte und rotbedachte Häuser mit rotblauen und roten Dächern wie gepunktete Schneckenklausen an. Es ist der Ort, wo sich der Held aufhält und heißt Klosterdorf.

Dann erscheint der Schulz und seine Frau, „beide sagen, wie Landgatten pflügen, zu einander nichts“; der Held kommt eben aus der Schule, „ein schwächiger, blasser, kraushaariger Jüngling von 14 Jahren mit einem Folianteu, Quartanteu, Oktav- und Sedezband unter dem hageren Arm und legt alles auf die vierte Treppentafel ab“.

Aus den Aufzeichnungen erfahren wir auch von einer Tochter, die der Schulze im fürstlichen Gebiet geboren werden ließ (sein Haus wurde bekanntlich von der Grenze durchschnitten); die Tochter, welche ein weibliches Gegenstück zu den Brüdern bilden sollte, wurde nachher durch das Judenmädchen Goldine, die verständnisvolle Freundin Walts ersetzt. Es finden sich noch die Angaben: „Das Schloß liegt wie in Gattendorf. Die Vorstadt ist sächsisch. Der Alte hatte dem Sohn ein Museum gebant. Ködiker Thuru, Kreuzgang. Verpfänden heißt den Pelz zum Kürschner schicken. Armut-Eden. Im trüben Januar scheint die Sonne wenig in die alten Eden.“

Der komische Ausritt Walts zu seinem Notariat nach Haslan in Kapitel 12 mit dem klassischen „Schimmel aus der Apokalypse, der statt des eigenen immer nur fremdes Fleisch trug,“ ist einerseits

dem eigenen Ausritt Jean Pauls an die Leipziger Universität nach gebildet, andererseits erinnert der Gaul an Pfarrer Vogels Pferd, auf dessen angeblichen Tod Jean Paul eine so beißende Satire fertigte, daß er sich dadurch eine Zeit lang mit seinem Besitzer verfeindete; vgl. Wahrheit 3, 108 und Spazier 2, 110, 111.

Der Dichter trug sich lang mit einer Fortsetzung der „Flegeljahre“ und sammelte dazu viel Material; die Idee kam aber nicht zur Ausführung. Das Unvollendetlassen begonnener Dichtungen ist überhaupt ein tragischer Zug an Jean Paul; wir begegnen ihm schon bei seinem ersten Roman, der „Unsichtbaren Loge“, der ausdrücklich als erster Band angekündigt wurde; ebenso bei den „Biographischen Bemerkungen“, dem „Siebenkäs“ und später dem „Kometen“. Bei seinem Werk ist aber der Abschluß so jäh als in den „Flegeljahren“. Gerade als der Liebesknoten sich um Walt und Wina zu schlingen beginnt, als der Kampf um die Erbschaft der Krise zweilt, bricht der Roman mit der nächtlichen Entfernung Wults plötzlich ab. Spazier (5, 14 ff.) will dies aus einem richtigen Instinkt des Dichters rechtfertigen: Mit der ausführlichen Darlegung der so verschiedenen und doch sich so anziehenden Naturen der beiden Brüder in langem beisammensein sei der Zweck der Dichtung nach dieser Seite erschöpft gewesen und die Entlassung Wults in die weite Welt „wie das Ziel so das Ende der Dichtung“. Aber auch die Ausspinnung des Liebesverhältnisses des linkischen Walt mit der hochromantischen Wina bis zum endlichen Heiratsband wäre unpassend gewesen; „es wäre so, als wenn Jean Paul eine glänzende Gräfin geheiratet und seine Jodiker Weihnachtsbirken und die Zinkenloben des dortigen Schulmeisters in die mit Teppichen belegten Säle des gräßlichen Palastes seiner Gemahlin mitgebracht hätte.“ Wina müsse für Walt eine Sternengestalt bleiben, von der er wohl träumen, nach der er sich sehnen, die er aber nicht besitzen dürfe, da er sie wohl für sich erweichen, nicht aber sie überwältigen, sie nicht seiner Manneskraft unterordnen könne. Der Dichter habe darum mit Recht den Helden nur bis auf den Berg geführt, wo er in das erstrebte gelobte Land klar und deutlich hineinzusehen vermochte, ohne nur zu versuchen, hinabzusteigen.

Diese Anspannung wird niemand befriedigen. Jean Paul mag das Interesse an seiner Dichtung verloren haben; der Mangel der Ausarbeitung aber ist und bleibt ein bedauerenswerter Fehler. So blieb das schönste Werk Jean Pauls ein Torso. Immerhin aber hat die Fortsetzung den Dichter noch lange beschäftigt. Aus den zahlreichen Notizen darüber will ich folgendes mitteilen:

Walt Jäger (nach der Testamentsklausel G d). Wult prügelt Mitle. (Wults) Entaubein, Erkennen der Eltern, Flucht. Amor — Adelsstolz; wird zuletzt Vater,

adeliges Gut. Vult sei einmal rührend glücklich! Vult sei ärgerlich, daß die Menschen für jede Gabe der Freiheit statt des Dankes bloß die Forderung einer größeren bringen. Vult habe Walt vor einigen Fehlern bewahrt, die im Testament hoch taxiert waren. Vult nimmt nur Monatslogis wegen der Leichtigkeit zu ziehen und zu wechseln. Vults Nachtblindheit, dann Kurzsichtigkeit. Vult giebt sich für einen Nachwandler aus. Vult spielt eine Kokebuerolle, um sie zu verderben. Vults Schlafreden. Vorliebe für Votto. Seidenhandel, Juden gebort. Pferde Dieb, da man seinen Hund erschießt. Redakteur einer politischen Zeitung. Die pikante Doppelrolle, wo er sein Leben spielt und parodiert. Vults Gefallen bei Fürsten. Je älter, desto intoleranter gegen Kopf und toleranter gegen Herz. Achtung für jede jugendliche Lebensfreude, da er sie so lang schon vermisst sah. „Stets acht' ich das Vieh, schon darum, weil es nicht eitel ist.“ Zank gegen die Länge der Oper. Die Liebe will starke Fehler nur bestrafen und dann doch vergeben.

### Unter dem Titel: „Wünsche und Endscenen“ folgt:

Das Vottospiel macht schauerliche Anstalten, läßt ihn schwören. (Vult) kommt mit dem Fallschirm nieder, will bloß das Votto sprengen. Walt besiegt die Nummer. „Wenn ich gestorben bin, erscheine ich dir und jage die Vottonummer.“ Eine Sängerin läßt ihn hoken, weil er geweint bei ihrem Singen. Er lernt Theologie unter der neuen Erönung. Er will eine Woche lang Prediger sein vor der Hochzeit. Der Vater sei gerade in der größten Verlegenheit, wo der Sohn alles Geld gewinnt. Seine komisch wichtige Vorstellung von einem Autor. Ähnlichkeit der Jurisprudenz und Dichtkunst. Ein Geheimnis werde ihm anvertraut. Scene des Gassenlaufes. Geht nach Liebenstein (diese beiden Ideen sind in den Komet verpflanzt worden). Mit Nachwandlern gegangen. Poetische Ehre und dann erst Erbschaft erobert. Walt zuletzt auch menschenfeindlich. Male einmal die wahre, sein (ibr) Ich wegwerfende, verkürzte Jugendhaft! Walt werde zuletzt immer freier und zu sich kontrastiert! Walt verliere alle seine Fehler, aber im letzten Umschlag liegen Bankozettel. Summa: Poesie und Liebe im Kampf mit der Wirklichkeit. Walt wird die Vollziehung seines eigenen Rechtes an anderen so sauer. In Walt muß künftig Veränderung kommen, Schwärmerci.

### Auf einem späteren Blatt:

Walt wird zuletzt überall kräftig. Dedicirt ein Buch dem Fürsten. Fünftes Verzug im Testament entdeckt. Vult sei verheiratet. Walt geht zu einem Nachwandler, merkt nicht, daß es einer ist. Vults Tanz an Haslau, wie ein abgehendes Regiment. Möglichkeiten: Vater der Goldine. Einmal eine recht romantische Geschichtsenföde. Der erkrankene Mohr läßt Farbe abgehen. Fürst gut, aber schwach, streng religiös. Er benennt die umliegenden Dörfer Leipzig, Wien, Berlin, Weimar. Dorf voll Zwerge. Schillingfürst.

Hettners Vermutung bezüglich der Fortsetzung der Fliegelsjahre (Deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts 2, 403): „Wahrscheinlich wurde die Erbschaft durch arglose Unbehilflichkeiten Walts verschertzt,“ erweist sich darnum als falsch. Solch pessimistische Ausgänge lagen dem Dichter fern; zudem wäre durch Ungeschicklichkeiten für Walt wohl eine Verminderung, keineswegs aber ein Entgang der Erbschaft zu fürchten gewesen; die höchste Strafe, ein Viertel, respektive ein Sechstel der Erbschaft ist auf Ehebruch und Verführung (beide ganz undenkbar bei Walt) gesetzt und gegen Prozeßierung

schützt kräftig die 16. Klausel. Dagegen hat Hettner recht mit dem Anschließenden: „ein größeres und höheres Besitztum aber sollte dem strebenden Jüngling zu eigen werden: die Klärung zu dem wahren und echten Idealismus, der nicht von dem Leben abzieht, sondern in durchgebildeter Weise mit dem Leben versöhnt ist und daselbe freischöpferisch fortgestaltet. Gleich Wilhelm Meister sollte der Held, der ausgegangen war, seines Vaters Eelinnen zu suchen, ein Königreich finden.“

Zu Fascikel Nr. 17 stoßen wir auf Ideen zum

„Siebenkäse“.

Ich schicke einige bisher unbemerkt gebliebene Thatsachen voraus: Der philosophische Busenfreund des Helden erhielt vom Dichter den Vornamen Heinrich aus Rücksicht auf Jacobi; siehe Brief Jean Pauls an Jacobi vom 15. Mai 1799, der so anfängt: „Geliebter Heinrich! lasse Dich mit diesem Zaubernamen citiren, den Du von dem besten und sternlichsten König Heinrich IV. von Frankreich geerbt; und wegen dieser Magie wurde auch der an meiner Brust anwohnende Leibgeber so getauft.“ Meimersche Ausgabe 60, S. 10. Die im Siebenkäse auftretende Höfkin und Pfandvermittlerin, die „alte Sabel“ ist nach einer Bekannten Jean Pauls Sabine Schaubert gezeichnet; siehe Brief an Helene Kochler, 22. Juni 1792 in Wahrheit 4, 298. Die satirische Anrede Leibgebers an den Oberjauititätsrat Telhafen im 20. Kapitel ist im wesentlichen schon im Brief Jean Pauls an Hermann, 4. April 1789 (Wahrheit 4, 152) enthalten und knüpft an eine Mitteilung Hallers über einen Narren an, der sich einbildete, er habe keinen Kopf. Nun mögen die Notizen folgen.

Der „Felsfiesel“ (Schwrat) ist eigentlich ihr erster Liebhaber; da sie an einen falschen Namen kopuliert ist, dachte sie, er („Siebenkäse“) sei nicht ihr Mann. Sie liebt den Felsfiesel wegen seines Ernstes. Siebenkäse ertrug alles, nur nicht Angriffe auf seine Ehre. Wer nicht unendlich seine Lebensart hat, gehe in keine Stadt (Berlin), die er nicht genug achtet; seine Gleichgiltigkeit wird noch mehr diesen Mangel an Welt entblößen. Hingegen Achtung, oder doch erzwungene, wird diesen verdecken oder mildern. Es gehört Welt dazu, gering zu achten und doch höflich zu bleiben. Eine Ehe zwischen Kinderlosen muß durchaus neu, ruhig bleiben. Es hatte mich das neunte Kapitel (wo die Mißbilligkeiten mit Venette eine besonders peinliche Höhe erreichen) genährt; wie hätte ich so manches Kapitel zu schreiben aus gehalten, wenn ich nicht den Trost der besseren vorausgesehen! Natalie ist ein seltsames Wesen; da sie mich beinahe liebt, so betommi du einmal etwas Geschicktes ins Dorf.

Das Urbild der Natalie ist Josephine von Sydow, eine innige Freundin des Dichters. Siehe Försters Denkwürdigkeiten 2, 195. 207.

Zu Fascikel 22 unter den „Combinanda“ finden sich Ideen zu einer Fortsetzung des Romans unter der Überschrift „Neuer Siebenkäse“. Daraus bieten wir folgendes:

Er wird geadelt. Die Darstellung des vornehmen Lebens. Kataliens Liebesfreude, wo er einmal erhaben oder empfindsam spricht. Nur Fragmente zu geben. Ihm ließ sie die Mähte gegen Kleidung; nur sie war anders. Sie tabelte überhaupt keine ganze Einrichtung. Ihre und seine Liebe wachsen zugleich bei der klaren Einsicht ihres Wesens.

Auflösung des Knotens: Alles wird durch langsam aufsteigendes Licht vermittelte; das Herz und die Gewohnheit wächst unter der Vermittlung, so wird die Ehe immer süßer. Darüber sieht: Klären des rechten Menschen geschieht durch eine schnelle Belehrung. Ihr war Minut und Reichthum einerteil und ihm auch. Zu ihm wird auf Fehler der Schriftstellerei angezielt; sie ist z. B. ohne Ordnung. Die Liebe muß schlechterdings ertragen lernen; was wäre denn eine, die nichts zu verzeihen vermöchte?

Ein zweiter Abschnitt bereitet die allmähliche Entfremdung der Messalliance vor:

Seine Berechnung ist widerlich. Er sagt z. B.: Hätten wir 15 Kreuzer mehr für das Kraut gegeben, so hätten wir für das ganze Jahr das Beste. Seine Verbältnisse seien recht weitläufig, weil Geschäfte, fünf Kinder, Geschäftsreisen. Wie alle Vornehmen sparte sie nur an Handwerkerleuten, wie bei Gesellschaften. Katalie dem Ertrinken nahe in Arbeiten für ihn. Dieser Scheintod wie bei ihm. Im Leben machte er völlige Umkehrung. Zimmergirn der Gefühle: ihre Vernichtung für die Gegenwart. Zeitgebers Tod zerichneide den Eheknoten! Der Mann beehrt, daß die Frau aus ihrer Alltäglichkeit in seine Erhebung sich süßze. Daher sein Zorn, wenn das Eisen seine Gedanken stören soll. Ziebelkäs hat lauter Töchter. Sie hat mehr Welt und Sutte; er zu heftig; sein spaßhaftes über sich scherzen. Sie, obwohl auch heftig, ist in Gesellschaft geregelt und milde, er zaakhaft, sich um nichts kümmernd. Quarerenda: 1. Stadt, 2. Freund, 3. Freundin, 4. seine Autorarbeiten. Es kommt zur Ehescheidung. Entscheidungspunkt ist bloß eine wahre Belehrung, und zwar von männlicher Seite. Entscheidende Veröhnungsrückreize vor Zeitgebers Tod. Sein fortgehender Ernst: endlich stirbt er mitten in der schönen Wiederherstellung. Erhabene Scene. Charakter der Kinder. Erster Streit über physische Kindererziehung. Er stirbt dem Freunde nach. Er liebt sie mehr, da sie noch das Einzige aus jener Zeit ist. Hält Katalie ihr Thum für Opfer oder für Gleichstimmung? Sie hatte kein Mitleid mit ihm, weil er zu kräftig war, und doch wollte er eines. Alle Fehler gegen Venette wiederholen sich hier; also ist's doch nicht die Lage, sondern die angeborene Natur. Sein Unglaube aus Christen-um. Er hat mein Heiltsieber. Wegen sein Ende wird er erhabner, Venetten ähnlicher, der Gattin gebrüer. Aber sein Scherz gehe immer sanfter vorüber! Nie machte er im Gespräch von der Satire Gebrauch. Ihr so schädlicher Mangel an Scherzhaftigkeit. Bei beiden steigt die zarte Zittlichkeit und Beredlung und die Verwirrung der Uneinigkeit. Ein Mann muß immer die strahlende Sonne für die Frau bleiben; fehlt ihr dies, so bleibt ihr nur Mond übrig. Er sei in einer kleinen Handelsstadt wie Hof, wo der weibliche Kurus stärker ist als in großen Städten. Man sollte die Ehe von vorne an wiederholen, um die nachherige besser zu machen. Ein schnelles Krautsein giebt in der Ehe Veröhnung. Am besten ist es, in der Ehe weder zu bitten noch zu erwarten, sondern zu befehlen. Vor der Ehe ist nur Gesinnung, in ihr That und Handlung; daher der Widerspruch. Lieben ist leicht, aber nicht, es zeigen. Was hilft alles Herz der Weiber, wenn hier nicht ihr Kopf durch Männer zu bilden? Sie werde scheintot bei ihm ausgegeben; ansgeipomene, lange Szenen der ewigen Veröhnung — ewig, weil jeder Einwurf, den der Leser machen kann, im Monolog gegeben ist. Kein einziges Wort der Liebe wirkt so stark auf den anderen als ein Wort des Fehlergeständnisses, worin die meiste Liebe ist. Fehler bestehen macht sie erheben und belohnen. Gerade zwei poetische Seelen vergeben einander am wenigsten. Jede hat ein Surpluß der Liebe. Dies verträgt kein

Freund, Dichterehe. Das Weib denkt sich leicht in ganz angestrengt schaffende Charaktere, aber nicht in ar'ken unsichtbare Schöpfungsminuten. Die Schwangerschaft verdirbt zuerst die Ehe; besser, sie siele gleich in die Klitterwochen. Der Unterschied dieser Ehe, daß sie unmoralisch, sogar in der Zankrede, gehandelt wird. Widerstreit mehr der Menschlichkeit als der Sittlichkeit. In der Ehe schadet es sehr, daß die Frau nicht mehr so sehr auf die ernsthaftesten Worte des Mannes glaubt als in der Liebe. Auf seine Empfindung, auch nicht die stärkste, ist Verlaß, da sie doch nicht dauert — nur der Entschluß daraus — sondern sogar eine entgegen gesetzte wird. Sie haben lange kein Kind. Weiblicher Schmerz darüber. In der ersten Geburt werden viele Dinge gethan und verboten, die man bei der zweiten nicht mehr zu thun und zu verbieten die Mühe sich giebt. Sein Mann versteht das Weib, aber noch weniger das Weib den Mann.

In diese Reflexionen und Schilderungen hat Jean Paul viel von seinen Eheerlebnissen und Stimmungen hineingetragen, so daß er möglicherweise vor Offenbarung zurücksteuete. Vgl. meine „Jean Paul Studien“ S. 75—81: „Das Eheleben Jean Pauls.“

Zu den ausführlichen Mitteilungen, die Förster aus den Studien zum Titan

Wahrheit 6, 281—317 gegeben hat, trage ich einiges von den dort übergangenen Charakterstudien zu Albano und Schoppe nach.

#### Albano.

Albano oder der Kampf der Liebe und Ehrfucht.

Sein Hauptzug: Kraft — Woldemar (Romanziger Jacobus), Meinhard (Maler aus Hof, der vom Plan des Titan unterrichtet war und sogar ein Bild des Helden gemalt und Jean Paul überfandt hatte), Klinger — Blödigkeit und Jagdbüßigkeit. Arbeitet zu Nacht, kann nicht schlafen — heftiges Gefühl des Unrechts. Wenn er lange zu jemand nicht kam, wurde er böse auf ihn. Wie er bei der Phantasie sogleich steigt und alles möglich machen will. Seine Freude am Gewitter, an der Klamme des Tölpers. Nach dem Zorn wurde er weich. Wütig, wenn ihn jemand über seine Thränen beschreiet. Dadurch daß er eine beleidigte, liebte er sie nachher zu stark. An Menschen, die immer an ein dauerndes Gefühl der Freude gewöhnt sind, schleift sich der Schmerz bald zur Freude ab. Will sich in der Liebe dadurch bezähmen, daß er sich seines Wertes erinnert. Er war aufrichtig, weil er mutig war. Die Beleidigung macht ihn stolz und die Liebe demüthig. Widerruft seinen ersten Entschluß. Wie der Brennspiegel wirft er oft in der heißen Sonne der Liebe am wenigsten. Wirkung des Blumengeruchs auf ihn. Zieht eine Gegend nicht gerne zweimal. Seine Sehnsucht nach einem großen Mann. Sucht aufs geradewohl wie Robinson zu reisen. Die Bewunderung des Verstandes verdeckt ihm die Schwärze des Herzens. Fordert, daß alle Menschen Ausdruck und Genie wie er haben sollen. Verzeiht allen Feinden, nicht den Verachtenden. Sein Ausgenießen und Auserkennen der Menschen. Mühen im Loben gegen Lehrer läuft er und umarmt ihn. Widerstreit zwischen Menschliche und Mut. Er sah beim Weinen Funten. Nur in der Leidenschaft setzt er sich über Gebräuche weg, in der Kälte kann er es nicht. Neigung, wie Cardanus Freunde zu beleidigen. Unerfätlich, unruhig, fast hinter der Hülse. Goethes Liebe zur Natur. Es rührt ihn nur, was durchs Medium der Phantasie hindurchging. Alle Vorzüge, wie sie die Mysterien besaßen. Höchste Wahrhaftigkeit. Haßt die Egoisten und ist selbst einer. Wollte sogar in Liebe und Pflicht frei sein. Liebe entschädigt ihn nicht ganz für Stolz. — Sieh Albano mehr Züge, die du bisher Roquairof geben wolltest! Zwingt gern die Weiber zum Gehändnis der Liebe.

## Schoppe.

„Kompejus-Scioppo“ (dieser Name, in Schoppe germanisiert, wurde beibehalten). Swift, Pope, unverheiratet, keusch. Auch darin den Genies ähnlich, daß er das Lächerliche zugleich hatte, fühlte und darstellte. Leibgeber spiegelte sich im Ennischen an Sphex wie Albano an Hoquairrol! Seine Unordnung und Sonderbarkeit in der Kleidung. Seine rührende Liebe zu Albano. Nichts bewegt ihn so sehr wie ein gepörrigter Hund, vielleicht wegen der Seltenheit. Macht sich heiter durch Nektischeßen. Viel Satieren gegen Hoquairrol sind gegen Albano. Seine Qual des Herumreisens und isolierten Lebens. Kindisch verschämt.

Gasparo. Thut wie alle Weltmenschen zu Ostern den alten Menschen ab. Welt und Menschenverachtung, keine Liebe. Liebt keine Musik. Konnte alle Versümmelungen ansehen.

Hoquairrol. Haupttrieb: Egoismus. Wielands Sohn (nach den Worten: Au ihm muß jenes aushöhlende Frühlernen recht ausgemalt werden).

Dian. Herder. Sucht an sich wie an einer Statue die Schönheit der Jugend zu erhalten.

Sphex als Komikus ist im Studienplan sehr weit ausgeführt. Fast alles blieb Rudiment. Der Roman reicht in seinen Skizzen sehr weit zurück (bis ins Jahr 1792) und trug ursprünglich die Bezeichnung: „Das Genie“.

In Faszikel 21 befinden sich gleicherweise die Vorstudien zum Dr. Katzenberger, die aber wenig Mitteilenswertes enthalten. Das Werk ist bezeichnet als „Kontrast zwischen Wissenschaft und Poesie — oder Logik und Blumik — Helle und Dufte; ein weibliches Wesen verbinde die Kontraste oder sonst etwas!“ (Man wird danach verstehen, warum ein Techniker und Mathematiker dem eiteln Theaterdichter von Nieß gegenübergestellt wird. Gerade die sprödesten und Jean Paul entlegensten Wissenschaften: Mathematik (Theudobach) und Medizin (Dr. Katzenberger) treten hier der Poesie gegenüber und nicht zum Vorteil dieser. Dr. Katzenberger ist der einzige Roman, in dem die Dichtkunst in ungünstiges Licht kommt, und zwar aus Abneigung Jean Pauls gegen die Komödianteneitelkeit.)

Als hervorstechendste Charakterzüge Dr. Katzenbergers mögen dienen:

Er gebrauche Ringelmatern, um (Diebe) abzuschrecken. Er ließ sich auf seine Tassen elchaste Dinge malen. In der schönen Natur über Krankheiten reden. Holt sich aus französischen Gärten abends Porzellan für seine spielenden Kinder. Hätte eine Mißgeburt geheiratet (Züge aus Sphex hereingezogen). Deklamator (Nieß) gehört zum Genieskorps.

In Faszikel 15 findet sich die Bemerkung, daß die Kapitel der „Biographischen Belustigungen“ zuerst „Manipel“ hießen; in Faszikel 18 die weitere: „Fizlein wurde allmählich heterodox, aus Furcht inwendhaft.“

Sehr bedeutenden Umfang in Faszikel 16 nehmen ein die Vor- und Nachstudien zum unvollendeten letzten Roman des Dichters, die ihrer Wichtigkeit wegen ausführlicher besprochen werden sollen.



## Der Komet.

Die Entwürfe gehen bis auf das Jahr 1811 zurück. 16 Studienhefte von 1811—1821 liegen vor. Über die Grundidee wirft die Bemerkung im Studienheft von 1815 Licht: „Gieb dem neuen Antititan 10 Titel zugleich!“ Also ein Gegenstück zum Titan, eine Travestie, deren Mittelpunkt ein komischer Held ist à la Don Quichote.

Spazier, dessen einzige Erbschaft aus dem Nachlaß seines Oheims das Kometenbuch geworden, hat sich in seiner Jean Paul Biographie 5, 130—169 über Plan und Ausführung dieser letzten Dichtung eingehend verbreitet und aus den Hefen mannigfache Aufschlüsse geboten. Mir kommt es zu, über dieses höchst merkwürdige Werk einige sorgfältig gewählte Nachträge zu liefern.

Die Hauptzüge seines Charakters: wohlwollend, Sterne, Don Quichote, mächtige Phantasie, Wieland — Gynann — Heftigkeit. Ziel: Menschen beglücken, in welches er donquichotisch das Freuen setzt. Der Zweck muß immer Satire sein oder Lehre. Nur ich (als Autor und Erzähler) darf den Fürsten aus Ironie den „Herrn“ nennen, der Kandidat muß vielmehr Züge von satobianischem Fürsten trotz zeigen. Kandidat und Erzähler müssen geschieden werden — sage nie „wir“! Worble fühlt sich zu mir hingezogen, ich weniger zu ihm. Was kann wahrscheinlich im 3., 4. (Buch) erscheinen? Hofhaltung — Liebshaft. In jedem Falle wird es eine so ichöne, so farbige, so wechselfebe Geschichte geben, als ich nur eine in der Geschichte kenne. Die Moralien aber aus dem 3. Band werden folgende sein: (hier wichtige Einfälle), und hiemit kann sich ein Leser schon befriedigen. Patriotisch, Fürstensöhne, die ihren fürstlichen Bräuten und Vätern entgegenreisen, Herzen, die nach Herzen streben, Leute von Scherz, die nur auf Anstöße passen, Wetterpropheten, die sich zu Romandichtern bilden, Streben und Gegenstreben auf jeder Meile und ein Bermehren der Menschen wie Verbältuisse. Residenz — verbotener Baum im Garten. Succession-house — die weiblichen Fehler wie Sonnenflecken; sind sie 14 Tage unsichtbar gewesen, kommen sie an der Ostseite wieder hervor. Die Geispenster fliehen, wenn am Morgen der Hahn kräht. Revolution.

Reiseplan im 3. Band: An dem Helden ist immer festzubalten. Was der Leser erwartet, ist Charakterstärke. Die erste Residenz, Libettens Aufkommen, Richters Wetter. Nikolaus' Erreichzweck: Braut und Nase und Diamant. Die Inseln könnten für die künftige Planeteneinkleidung dienen. Noch besser ließen sich auf den Inseln alle verschiedenen Völkersitten finden und benützen. Der Hofnarr und Main kommen zu gleicher Zeit. Libette bringe die Geschichte und Worble erzähle sie! Sie sei nur kurze Zeit Hofnarr! Wohin von der Nebelstadt ans? Wie er vom gemeinen Volk geliebt, dann als Fürst anerkannt und so in seinem Glauben bestärkt wird. Bekommt zuletzt soviel Leute, daß er sie nicht beherrschen und ernähren kann. Ein Ziel sei: Entweder seine fortgehende Verunglückung oder das Gegenteil, die Nebenpersonen und ihre Hofabaten seien nur Mittel. Wie er sich in seiner Not durch die seiner Begleiter retten will. Zeige die Not: 1. Verarmung, 2. gelehrte Verlegenheiten, 3. Entdeckung des Diebes (?). Gerade durch Unglück wird Nikolaus am interessantesten. Einmal schone er die wirkliche Braut und falle vor ihr nieder oder den wirklichen Vater. Es wird magnetisch prophezeit, Jean Paul werde den Kometen schreiben. Worble hilft zuletzt durch Magnetismus. Eine Prinzessin findet er nach der anderen. Man liebt ihn immer, weil die Menschenliebe sich immer mehr ins Kleinere verttärt. Der

Roman endige schnell und ganz sentimental, besonders da du das eigentlich Komische einem Nachtrag verparren mußt! Bringe die Reden und Briefe der Mitspieler später als Extrablätter, damit du die eigentliche Geschichte Nicolaiens nicht störst! Einmal nur ist er mehr ins rein Komische zu verwandeln; also höre er edel auf, ja tragisch sogar! Freilich werde das Buch spottend, recht kurz. Allwisserei werde durch Weisheit beschränkt, braucht also nicht durchgeführt zu werden. Das Protegieren der Gelehrten werde sein Unglück! Nicolans wird zuletzt das edelste Wesen nach vielem Unglück! Der Weg zur Vererbung? Schicksal der Begleiter. Ein Diamant in der Nothe wird ihm gestohlen. Er braucht mehr Zeit zum Machen eines Diamants, als er Geld zum Ausgeben hat. Federstadt, weil dort die geringsten Kleinigkeiten schriftlich behandelt werden. Wortles Trunksucht. Die Gesellschaft von Eingebildeten mit gläsernen Hintern. Pfändung. Firnaische Encyclopädie. Sein Zorn über vernachlässigte Ceremonien. Süpticens Angst wegen unkeuschen Scherns, Teufelssthem, Bonnet und Dierteibe. Sein Haß gegen Wortle wegen Geschlechtsmünden; dieser rät ihm an, mehr die Fürsten nachzuahmen. Wortle gerät nachts in eine italienische Masquerade. Seine Neigung zum Katholizismus; ein Pater will ihn belehren

Dann kommen Liebesan=Scenen. Aufbau des Jerusalem für die Juden. Vgl. Kapitel 14, 2. Nebelstadt (Kapitel 16). Merksblätter:

Gefahr: einmal eine Wespe im Mund, wütender Mund. Was sollen wir Froteanten nichts gegen die Päpste sagen, wenn am Gründonnerstag die Päpste uns verdammen? Ein Bauer und frommer Christ kann mehr über sein Inneres inne werden und philosophieren als ein Historiker, der durch die weite lange Außenwelt um ganze Himmelsaren von sich entfernt wird. Ein Mädchen kann ihren Liebhaber am leichtesten an der Behandlung alter Frauen erraten. Wie erbärmlich und eingebrumpft sieht eine abgeblühte Kette aus, wie viel schöner ein abgeblühter Baum! Ein räuchernder Weibrauch ist so angenehm als Geräucherterz. Soviel Farben und Töne man auch herausgefunden, so giebt es doch noch mehr Geschmäcke, einfache Empfindungen, z. B. die reifer Früchte, dann die Küchenmischungen, die nur einfach erscheinen. Zu C. (Caroline?): es ist dein Glück, daß ich in der Herzengüte noch nicht deines Gleichen gefunden; denn dir würde ich dann nützen bei deines Gleichen. In der Jugend erträgt man leichter jede Robheit als im Alter, bloß weil man hier mild wirkt und jene sich in die Robheit findet. Das einzige Mittel, eine Autobiographie recht zu machen: Montaignes essays nachzuahmen, nur aber bei Vorausbestimmung der historischen Gegenstände, die kapitelweise kommen. Frau des Gärtners Meier: der gemeine Mann meint, wenn man etwas in seiner Abwesenheit gethan, ohne sie (die Abwesenheit) zu kennen, man habe sie gelammt, und die Frau meint, ich habe eben wegen ihrer Abwesenheit den Kuchen so verteilt. Wie wir aus den Wolken jede beliebige Gestalt formen, so bilden wir auch aus den Gewölken unseres Lebens beliebige Gestalten so lange und länger, als die Wolke gleich bleibt. Man könnte Skeptiker werden, wenn man sich die Menge Systeme und Ferkelner ausmalte, die in der Zukunft erscheinen müssen. Das Weib ist geschlechtschwach, weil sie angegriffen wird und dazu die weiblichen starken Versuchungen folgen; würden die Männer so angegriffen und bei ähnlicher Stärke (der Genitalien), so fielen sie noch mehr. Eigentlich ist Gott der einzige vertrauteste Freund, vor dem wir in unseren Angelegenheiten uns nicht zu schämen brauchen, da er allein unter allen Wesen keinen Egoismus hat, daher wir bei ihm noch vertrautlicher sprechen können als bei den Menschen. Unterschied zwischen jüdischem Jehovab und dem Christenstater; bloß bei Gott braucht man keine Umstände zu machen weder im Ort noch Wort. Wie kann jemand unglücklich sein, der frei ist, nämlich von innen herans? „Die Peterskirche“ ist falsch, weil ein Nomen proprium keinen Artikel hat und nur das Genitivzeichen, also bloß: Peterskirche.

Der Wahnsinnige braucht Licht, Wirklichkeit, um das Innere nach dem Außen zu regeln, der Dichter braucht Einsamkeit, um das Innere ohne das Äußere hervortreten zu lassen. Ich ärgere mich stets, daß ich alle die Begeisterung, die ich früher an die Höfer Mädchen verschwendet, nicht meiner Frau habe geben können. Der Widerspruch der Delikatesse der königlichen Prinzen mit ihrer lasterhaften Rohheit in duchesse de Genlis und im Coeur humaine dévoilé von Brétonne. Auch vor den Seinigen muß man sich keine Bequemlichkeit der Rede und Denkart hin geben lassen, weil diese gerade da tiefer verstimmt, als sie wirklich ist. Die Welt sieht der Autor in zu gutem Licht, die Familie in zu schwachem. Wir lieben alle aneinander das Göttliche und wissen nicht, wo es in uns ist, wenn wir selber lieben wollen, aber wie kann denn die Gottheit etwas an uns lieben oder gar ihr Göttliches in uns? Jede Frau ist schwach in Widerstand gegen ihre Neigungen und Menschen, aber allmächtig in Verfolgung ihrer Zwecke. Der Staat versperrt der Leidenschaft ihren Spielraum, aber die Liebe thut ihn weit auf ins Persönliche. Ohne die erregte Geschlechtsphantasie schweigt der Leib jahrelang still und der Mensch bemerkt nicht einmal das Schweigen. Ich habe mir das Salzbergwerk des Wissens durch Lesen so ausgehöhlt, daß nur noch einige Säulen stehen. In der physischen Liebe ist lauter Wiederkommen der Wechsel, in der geistigen ist jedes Wesen neu und dieses Neue ist in jeder Empfindung neu. Man muß sich die eheliche Liebe nur klar machen, welche ohne die ungewohnte Reizgestalt und neue Reizwerte eine neue Liebe dem Manne zeigt. So wird der Mann ins Innere getrieben, wo allein doch Liebe haust und nicht auf dem äußeren Gesichtsfelde. Schöner Gegensatz des feststehenden Thurmes und der fließenden Thurmruhmfl. Ich behaupte, keiner der jetzigen Schnellreiber würde sich in seinen Produkten wiedererkennen, wo er nur ganz die Mühe auf sie wendete wie ich, so vortrefflich würden sie sein. Der aufdämmernde Vorkensbaum am Horizont erfreut noch mehr als der blane Himmel, den er anragt. Epilepsie ist in psychologischer Hinsicht wichtig, da die willkürlichen Muskeln ohne das Wollen des Geistes sich bewegen. Anstatt unterwegs die Unähnlichkeit der Frau anzunehmen, male nötiger die Ähnlichkeiten dir aus mit derselben Phantasie! Nicht der Haß, sondern der Ehrgeiz ist das größte Hindernis der Liebe. Wie die akademischen Diplome dasselbe Lob für ungesamte Mitslieder vorausdrücken, so gilt es für das Lob der Könige. In den Tieren ist ein eigener Zug, daß sie stundenlang lauern und warten können für dieselbe Sache. Das Maunah sonst Speise, jetzt Karanz; ebenso das Christentum. Der Kandidat erzählt die Hoffeste wie ein damaliger Jakobiner, der ihn zwar für einen Fürsten hält, aber heimlich über die Größe der Höfe weg sein und spotten will. Er ahmt in jeder Stadt einen anderen Fürsten nach; in der Kunststadt teilt er Prämien aus an die Künstler, in der Soldatenstadt nimmt er den Offizier an, in der Wolluststadt galant. Er läßt sich lieber von seiner Schwester wie von einer Geliebten heimlich besuchen. Er sei eine Satire auf die Einwirkung der Fürsten in allen Staaten; jeder Fürst zieht irgend eine Sache vor, der eine die Jagd u. s. w. In der Gelehrtenstadt Pension. Deditation eines schon fertigen Buches. Worble haßt am meisten Soldaten und Philosophie. Keiner achtet den Worble, weil er nur spielt; er aber sieht die Schwächen aller, zumal in der Kleinstadt, er ist der einzige Großfrüder und Kosmopolit. Münzstadt. Worble stellt ihm vor, die Hauptsache seien Hofleute, da die Banern doch unterwegs nicht arbeiten könnten und jene es nicht brauchten. Unterthanen könnte er haben, wo er Boden hätte. Der Schwierigkeiten wegen passiere er zuletzt nur Marktstellen und Dörfer. Das Geld sei nicht nur zum Beschenken, sondern für weltbessernde Zwecke. Zanf. Der gelehrte Künstler, der umgekehrte, die Ritterbank. Pieß in alle Zeitungen setzen, der Fürst von Hasenkoppen ginge auf Reisen, um mit seinem Vater zusammenzutreffen. Durch die erworbenen Unterthanen erhalte er schon jetzt die fürstliche Verehrung. Er giebt einmal ein Feuerwerk. Amanda. Er nimmt Gelehrte mit, um auch über die Regierung zu lernen. Ob über ein Kaiserthum oder über eine Grafschaft, gleichviel, will nur seine

Leute regieren. Er logiert bei der Kollwenzel. Volle Darstellung ihres Wesens, ihre Liebe zu Jean Paul. Er komme in eigene Verlegenheiten des Untertommens — ihre Freude, welche ich so recht würzen kann. Wie sie ihm die Wahrheit sagt! Durch das Selbstbewußtsein bestimme er fürstlichen Zustand. Reise in eine bigotte Stadt, wo Gouverneur — Putz und Ceremonie — kriechende Hofdiener — unkeusche, grobe, phlegmatische. Durch eine Universität. Trifft mit einer Leiche zusammen, die man nicht durch die Stadt führen darf. Einer hatte in der Zeitung eine Reisegesellschaft gesucht; jetzt werde er Gesellschafter von N. Hätte gern auch Greise und Jubilare gehabt, ja Kinder für seinen Staat. Unterthanenversteigerung in Baiern; sein Aufschaffen der zu regierenden Leute. Gothaischer Hofkaland. Ist Amors Fackel von Talg? von Feh? von Wachs? Dort riecht und dampft sie; nur von Wachs, das Bienen sammelt. Mädchen, die Maibäumen der Jugend. Die Jungfrau ist das Prisma, das den hellen Strahl in Farben teilt; die Jean das zweite, das ihn sammelt in einfaches Weiß. Man spricht von Silberton, Silberblick, nicht von Goldton, Goldblick. Die schöne Seele spricht, die schönere verstummt.

3. Band. Kurzes Vorwort. Nachricht: Die sämtlichen Kapitel werden künftig bloß Inseln genannt. Das nächste heißt: 1. Insel oder Zuckerinsel. Ich habe nämlich im elenden Vorfrühlingswetter mehr als zwanzigmal spazierend auf Mittel nachgehoben, wie ich eine weitläufigere als wichtige Reisegeschichte so erzählen könnte, daß sie zwar allgemein gefiele, aber doch nicht jeden Fahrweg, jede Kneipe, jeden Thorfschreiber, jeden Gasthof aufsuchte, der unterwegs lag. Oder ist es wirklich der Wille der Welt, daß ich meinen noch rückständigen Stummet von Leben, worin ein Tag ein Jahr ist, indes bei Denoch ein Jahr ein Tag, weil er erst im 365. gen Himmel fuhr, damit verprasse, daß ich so erbärmliche Infinitesimaltheilchen von Grabbreiten und -längen sammelte und gebe, als da sind: Von Sabiz nach Niederlehra — von Großwanzer nach Mittelwanzer — von Jobitz nach Festiz, wo sie abends absteigen im goldenen Satan, als ob sie anders von Z. nach P. hätten kommen können, wenn sie nicht mit ihren Pferden darüber flogen! Die bestimmtesten Reiseangaben liegen zwar vor mir. Damit will ich niemand die Meinung einbilden, als ob mir die bestimmtesten Ortsangaben fehlten; das weitläufige Tagebuch des Kandidaten liegt vor mir, und ich schöpfe leicht aus ihm und ohnehin, insofern ich es selber bin, aus meiner eigenen Quelle. Endlich kam ich nach vielen Spaziergängen in Niedets Garten 7. März oder Felicitas auf den einzig guten, glücklichen Gedanken, bloß die wichtigsten Geschäfte der Reise zu geben und das Geographische nur insofern mit aufzunehmen, als jenes sich in diesem begab. Ausritt, Einkehr, Abritt, Eintreffen, Nachtlager, Wirte schneide ich dadurch weg und gewinne herrlichen Platz für manches historische Notosseum. War denn aber nur — das gebe ich zu bedenken — ein glücklicherer Name für solche Kapitel auszusinnen als Inseln, historisch? Besonders wenn sie wie mein Archipelagus mehr aus ephladischen als paradijischen bestehen? Sie sind ja nichts als die aus dem weiten Meer auftauchenden Berghäupter und Bergglazen des unter ihm liegenden, hingestreckten Riesengebirges oder Bergkettengeselles. Dem insularisch nenne ich die Kapitel, weil sie von außen abgerissen erscheinen und doch ihren stillen Zusammenhang unter sich haben und die einzig wahre Geschichte des Helden bilden. Daß ich noch jedes künftige Inselkapitel mit einem besonderen Namen auszeichne, z. B. Spitzbubeninsel, Elbainjel, der auf den inneren Gehalt anspielt, ja anspricht, soll hier nicht weiter hervorgehoben werden. Mir genügt des Lesers eigenes Gefühl. Und so reise ich denn mit einem so großen Riesengesolge ohne alle erlaubte Selbstzufriedenheit dem Kandidaten und dem Reisegesolge nach, und das Erste, was mir alle entdecken, ist die erste Insel oder Zuckerinsel, worüber ich mich ordentlich freue.

Ein späteres Blatt vom 25. August 1820 enthält die Bemerkung:

Auch die Charaktere müssen sich erst noch weiten und sich vom Schlaf zum Handeln ausdehnen, besonders Züptis, Ybelte und Renowan. Beim letzten schmerzt mich die Namensgleichheit mit dem Rüdolstädter Kunsthändler, da leider mein Renowan späterhin unendlich lusthart, lustwarm und herzensstark erscheinen muß. Indes will ich mir durch dieses häßliche Namensdurchschneiden meines Kometen durch eine fremde Bahn nicht den ganzen Lauf desselben hindern lassen.

### E. Korrespondenz.

Faszikel Nr. 24 enthält „Correspondenzblätter“, Briefe aller Art, die aber fast sämtlich publiziert sind. Doch ist für Berichtigung und Ergänzung immer noch Vieles zu thun. Das Wichtigste soll hier folgen.

1. Der Brief Jean Pauls an Adam Lorenz von Verthel vom 5. November 1785 in der ersten Gesamtausgabe 62, 319—323 enthält eine Besprechung des Buches: „Völlig entdecktes Geheimnis der Natur, sowohl in der Erzeugung des Menschen als auch in der willkürlichen Wahl des Geschlechts der Kinder“ von Joh. Christ. Hente, Organist (!) zu Hildesheim, welche ziemlich lückenhaft ist. Der dritte Satz der zweiten Alinea S. 320 muß heißen: „Denn wenn der besagte Mann z. B. einem Knaben das complementum possibilitatis darzureichen beschloffen hat, so kann ihm das kein Mensch verbieten; denn was braucht er mehr als mitten unter der Zeugung mit der einen Hand nach dem rechten Testikel zu fahren und ihn durch eine leichte Handdrückung zum Erguß der männlichen Samenfeuchtigkeit mit leichter Mühe zu vermögen?“ Bei Reimer steht statt des Unterstrichenen: „so sehe mir selbst im Buche nach, wie sein Verfahren sein muß und wie rechts und links zu berücksichtigen ist . . .“ Am Schluß der Alinea werden die Weiber als „angenehmes Marggrafenpulver für die größten Kinder“ statt für „große“ Kinder bezeichnet, was den Gedanken ganz unverständlich macht.

2. In „Wahrheit“ 4, 329 ist ein Bruchstück eines Briefes an Wernlein angeführt, worin Jean Paul die Entstehung und Heilung seines Skeptizismus erzählt. Das Thema ist wichtig genug, um die Kenntnisaufnahme der Fortsetzung wünschenswert erscheinen zu lassen. Hier ist sie:

Ein Hauptgrund meines Skeptizismus war der: Es giebt für jedes Subjekt keine andere Wahrheit als die gefühlte. Die Töne, bei denen ich das Gefühl ihrer Wahrheit habe, sind meine wahren, und es giebt kein anderes Kriterium. Da aber dies nämliche Gefühl auch die Zertümer, die es widerlegt, einmal unterschrieb, da es seine Aussprüche ändert nach Stand und Alter und Zustand und Staaten und Ländern und Weltteilen, woher kann ich denn gewiß wissen, daß das hamäleonische Gefühl morgen oder in drei Jahren das nicht zurücknehme, was es heute beschwört? Und bliebe es auch beständig, könnte es nicht bei einem Irrewahn beständig bleiben? Wer steht mir für die Wahrheit des Gefühles als das Gefühl selber? Denn was

man Gründe nennt, ist nur ein verstelltes Appellationsgericht an dieses Gefühl, weil einen Grund vorbringen heißt zeigen, daß der zu begründende Satz ein Teil, eine Folge eines schon begründeten ist, und dieser letztere, dieser begründete Satz mag sich allemal, wenn wir (hier ist offenbar nicht einzuschalten) ewig von Gott durch Gott zu Gott des Gottes gewiß werden sollen, mit bloß gefühlter Wahrheit stützen, weil sonst die ganze Schlusskette an nichts hinge. Daraus folgt aber auch die Ungewißheit, ob ich existiere; denn dieses Existenzpostulat ist auf das bloße Gefühl gebaut. Ich will hoffen, daß ich existiere; ich wüßte nicht, was Sie an mir lobten, wenn ich gar nichts hätte, nicht einmal Dasein.

3. In dem Trennungsbrief von einer Geliebten in Hof vom 4. Dezember 1794 (nicht 1. Dezember, wie Herrlich S. 182 schreibt), der in Wahrheit 5, 68 mitgeteilt ist, muß nach den Worten: „los-trennen werd' ich mich durch eine stufenweise Absonderung von Ihrem Hause“ eingeschaltet werden: „wo mich ohnehin eins ums andere beleidigt.“ Die Herausgeber des Nachlasses waren in der Rücksichtnahme auf noch lebende Persönlichkeiten sehr ängstlich, wofür außer den gebrachten Proben noch zahlreiche zu liefern wären; so sind im gedruckten Briefwechsel vorkommende Personen meist nur mit Anfangsbuchstaben bezeichnet.

4. Der Brief an Amöne vom 12. Oktober 1796, worin Jean Paul seine Simultanliebe entwickelt (vgl. darüber mein Buch „Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart“, S. 56—63) lautet vollständig:

Es ist gut, daß ins Menschenherz ein wenig mehr Liebe als Blut hineingeht. Ich übe mich zuweilen, daß ich Fremde und Freundinnen und jeden Akteur im Blütenstand der Forcerolle nun mich in einen Zirkel stelle und mich frage: Kannst du sie alle nebeneinander (nacheinander ist's leicht) lieb haben? Der Teufel soll (nicht sollte) die Seele holen, wenn sie's nicht könnte? Aber Übung brauchts und dann ist das ganze Herz geläutert und hat im Fremde nur die Freundschaft lieb, im Menschen die Menschheit. Die Zähheit halten Sie für besiegt, weil sie nicht bestritten wird und vermengen das schweigende Ich mit dem stummgewordenen. Ein gen Himmel wachsendes Herz . . . (unvollendet).

Das Unterstrichene fehlt bei Förster, Wahrheit 5, 175.

5. In dem Brief Jean Pauls an Friedrich von Tertel vom 1. Oktober 1796, mitgeteilt in Försters „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von J. P. Richter, München 1863, I, 2, S. 338 muß es Zeile 16 heißen: „daß ich überall Haß, zumal im Heroldschen Hause fand“ (bei Förster steht „B . . . .ichen Hause“, um die Leser irre zu führen). Hierzu vergleiche meine „Jean-Paul Studien“ S. 63. In dem anschließenden Brief der „Denkwürdigkeiten“ vom 22. Oktober an denselben fehlt der Passus über Goethe: „Goethes Charakter ist fürchterlich; das Genie ohne Tugend muß dahin kommen. Ich antworte nie einem Menschen, der meinen Charakter nicht antastet, obwohl Goethe nur satirisches Kurzgewehr hat und ich Langgewehr. Weh thut es meinem Herzen, daß Goethe ein so nahes wie das des guten Reinharths durchlöchern konnte.“

6. Im Brief an Jacobi vom 6. März 1799, Gesamtausgabe 60, S. 8 muß es am Schluß der zweiten Alinea heißen: „Wenn man aus Ihrer poetischen Welt wieder in die Höfer prosaische zurückgefallen ist, so wundert man sich, daß man ein Zujasse zweier so unähnlicher Welten sein kann. Deutsche Weiber suche ich zuerst in Niedersachsen und gallische und Teufelsgroßmütter viel süüdlicher.“

7. Der Brief an Jacobi vom 4. Oktober 1799 ist in der ersten Gesamtausgabe 60, 17 verstümmelt. In Alinea 2 heißt es dort: „Nichte lei' ich von vorne wieder . . wende aber bei ihm und Bayle, wie die Leute sagen, ein großes Messer an, nicht um damit zu schneiden, sondern um meines daran zu schleifen.“ Es heißt im Brouillon: „Ich wende Nichte und Bayle wie die Leute ein großes Messer an, nicht um damit zu schneiden, sondern um alles daran zu schleifen.“

8. Ebendasselbst S. 39, Zeile 19 und 20 muß es in dem Satz: „Ich möchte wissen, da er alles, was wir bisher für Kenntnisse oder Materie hielten, zum Formalen der Vorstellung zertreibt,“ heißen: „Kenntnis=Materie“.

9. Am schlimmsten steht es mit dem gedruckten Briefwechsel zwischen Jean Paul und Otto, dem umfangreichsten und wichtigsten von allen. Hier haben wir die Hauptquelle für das innere und äußere Leben des Dichters namentlich bezüglich des letzten Decenniums des 18. Jahrhunderts; die Aufschlüsse, die Urteile über Persönlichkeiten u., die Jean Paul hier giebt, sind am unbefangenen, ungetrübten selbst als die seiner Tagebücher, in denen der Dichter doch immer nach dem künftigen Publikum schießt. Eben deshalb unterlagen diese Aktenstücke seitens der Herausgeber am meisten der Schere. Brix von Förster hat im 46. Band von „Nord und Süd“ Heft 138 einige Ergänzungen gegeben und Viertelich im Osterprogramm des Aestianischen Gymnasiums zu Berlin 1889 angeblich eine Zusammenstellung der „wichtigsten“ Differenzen veranstaltet. Es ist nun keineswegs meine Absicht, hier eine Revision des gesamten Briefwechsels zu geben; diese kann zweckmäßigerweise nur in Verbindung mit einer Neuherausgabe dieser Korrespondenz geschehen. Nur einige Bemerkungen und Richtigstellungen sollen hier folgen, die von besonderem Interesse für die Litteraturgeschichte und für den Charakter der beteiligten Persönlichkeiten sind.

Der gedruckte Briefwechsel beginnt mit einem Briefe Jean Pauls vom 15. Juli 1790; es liegen aber auch Briefe an Otto von früherer Zeit unter den Manuskripten. So findet sich in einem Briefe des Dichters an Otto vom 9. April 1790 das wichtige Urteil:

In sieht Wieland, dessen litterarischer Dunstkreis so viele Flecken, Gifte und Blasen an der Sonne um ihn bildet, in seiner nackten Zomengröße. Verwandte Menschen werden am leichtesten verkauft und am ersten für falsch beschrien; daher wurden seine Lobredner so an ihm irre, und es hätten doch bloß seine Tadel werden sollen.

Der Briefwechsel enthält auch nicht die zahlreichen Korrespondenzblätter aus der Bayreuther Zeit, die teilweise vom höchsten Wert sind, ist also auch nach späterhin nicht vollständig.

Was die Verstöße des Druckes selbst betrifft, so ist schon in der Vorrede, S. 10 was Kerrlich nicht berichtet hat, A. von Terthel zweimal ohne h gesetzt. Es sind ferner die markanten Personen, die in den Briefen vorkommen, meist nur mit Anfangsbuchstaben bezeichnet, was ebenfalls Kerrlich nur selten verbessert hat. Nicht einmal daß \*\*\* die Stadt Hof bedeute, hat er angegeben. Manchmal z. B. 1, 321, 3. 9 hat dies Zeichen auch andere Bedeutung. Welche? giebt Kerrlich nicht an. Im Einzelnen diene Folgendes:

Im Band 1, S. 119 ist oben die störende Versetzung des Kommas hinter „gefällt“ statt nach „christliche“. Es muß heißen: „Koms Heidentum war durch frühere Hände gefällt als christliche, durch monarchische“. S. 257, 3. 8 von unten, ist statt „Ausbruch“ „Ausbrütung“ zu setzen. S. 258, 3. 6 von oben statt „müßte“ „muß“. In einem der nächstfolgenden Briefe findet sich die Stelle, die der gedruckte Briefwechsel nicht wiedergiebt:

Ach! ich habe Livys' großen Kupferstich von Goethe gesehen und ich hätte mit den lebenden Lippen auf die himmlischen gestochenen fallen mögen. Schillers Porträt, oder vielmehr seine Nase darin, sahlg wie ein Blitz in mich ein: es stellt einen Cherub mit dem Schm des Abfalls vor, und er scheint sich über alles zu erheben, über die Menschen, über das Unglück und über die — Moral. Ich konnte dieses erhabene Angesicht, dem es einerlei zu sein schien, welches Blut stieße, fremdes oder eigenes, gar nicht satt bekommen.

S. 285, 3. 7 ist statt „seinen Imperativen“ „seinem Imperativ“ zu setzen und „(dic. du.“ zu ergänzen; 3. 13 und 14 sind die Appositionen von „Gerechtigkeit — Menschheit“ in Klammern zu setzen und vor „Chrliebe“ „Menschentliebe, Wahrhaftigkeit“ zu ergänzen. Aus diesem oder einem der folgenden Briefe habe ich mir noch die Stelle notiert, die im gedruckten Briefwechsel fehlt:

Wenn ein großer Mann eine große Laterne hat, so wird er, wie bei uns des Nachts, die ihm nicht nahe genug stehen, mir desto blinder machen: daher giebt jetzt das Kantische System wie jede neue Größe eine Zeit lang allen Köpfen Einseitigkeit und Festheit: das härtere Licht wird selber Gegenstand und stellt sich also zwischen die Gegenstände. Bloß dem mißt jenes System, der schon vorher sein System hatte und der's also in seinem zerlassen kann, oder dem Mann von Kraft (Jacobi), und bloß dem schadet es nicht, der's nicht studiert hat, z. B. ich, und es kann also nicht Herr über mich werden. Will ich's aber einmal verstehen und die kritische Philosophie wirklich davontragen, so ist mir nimmer zu helfen und ich müßte völlig denken, wie sie es haben wollte.



Eine andere Stelle aus einem Briefe an Otto, der aber nicht in Berlin liegt, über die Kantische Autonomie des Willens habe ich anszugsweise (sie ist ziemlich verworren) in meinem Aufsatz „Jean Pauls philosophischer Entwicklungsgang“ im Archiv für Geschichte der Philosophie 1900, S. 381 bekannt gegeben. S. 313, Z. 8 ist P. nicht in „Klotho“, wie Spazier 3, 231 wähnt, auch nicht in „Peter männin“, wie Herrlich schreibt, sondern in „Petermann“ zu ergänzen. S. 359, Z. 9 von unten ist das famose „Edelsteine“, das aber schon im nächsten Jahre bei Herausgabe des 5. Bandes von Wahrheit aus Jean Pauls Leben S. 122 von Förster forrrigiert wurde. Herrlich hat es im Programm, ohne Försters Selbstkorrektur zu erwähnen, nochmals richtig gestellt, in seiner später fertiggestellten Biographie Jean Pauls jedoch S. 267 ganz ruhig wieder die „Edelsteine“ hergenommen. In demselben Briefe ist der Passus ausgelassen:

Mein größtes Pabial außer Herder hier ist meine Hausfrau. Nie war ich so stubenglücklich. Ich will nur etwas von unseren Verhältnissen anführen: Ein au sich geräumiger Nachtopf wollte doch nicht zulangn, wenn ich gerade schrieb, weil er und das Tintenfaß (natürlich im umgekehrten Verhältnis) voll und leer wurde. Die Frau sah, daß ich oft die Treppe herab mußte. Sie brachte mir also einen ganz neuen bowlenmäßigen getragen, bei dem ich acht Seiten schreiben kam. (Man muß bedenken, daß Jean Paul bei der Arbeit sich beständig durch geistige Getränke aufweuerte.)

In dem, nicht im Briefwechsel, aber in Wahrheit 5, 171 reproducierten Brief Jean Pauls an Otto vom 7. September 1796, welcher die Krüdener betrifft, ist Z. 10 statt „und“ „das heißt auf die Kosten“ zu setzen. Z. 14 fehlt der Anfang: „3. Sie kann ja doch dem Abbé trauen. Warum soll sie denn bei der Liebe der Emigranten, bei der Schminke der Aristokratie schlechter sein als ohne? Z. 18 ist statt \* \* \* wie auch Z. 4 Charlotte von Kalb zu setzen. Vgl. meine „Jean Paul-Studien“ S. 176.

In einem ebenfalls nicht in Berlin liegenden Briefe an Otto vom 7. April 1796 kommt die Stelle vor: „Ich habe das eigne Schicksal in der Welt, daß ich von Bayreuth (Elkrodt) bis nach Leipzig und Berlin, ich mag stehen, wo ich will, allemal zwischen zwei Verliebten stehe als der dritte Mann mit einer schönen lichten Glaze.“ (Die erwähnten ungedruckten Briefe sind im Privatbesitz des Enkels Jean Pauls, Oberlieutenant Brix von Förster.)

Im 2. Band S. 165 unten ergänzt Herrlich wohl das B. in Verlepsh, aber nicht das K. in Kalb (wo es sich um die Lüge der letzteren oder ihres Mannes über die angebliche Verheiratung Jean Pauls handelt). Die Parteinahme Försters und Herrlichs für die Kalb ist auffallend. Alles für die letztere Kompromittierende wurde unterdrückt oder gemildert. Ernst Förster hat hier die „Lüge“ in einen „Wahn“

verschönert. Ebenso ist für den Schwiegerjohn des Dichters sehr bezeichnend, daß er S. 188 oben, wo von dem Verhältnis zur Verlepsiß die Rede ist, nach den Worten: „Ich habe Dertel alles erzählt, er mußte mein ganzes Betragen billigen“ den Nachsatz wegläßt: „das nie gegen ein Weib so moralisch war.“ Auch S. 276, Z. 8 hat Förster die Keuschheitsbetenerung Jean Pauls, an Otto 16. Mai 1800 (also kurz vor seiner Heirat) unterdrückt. S. 359, Z. 3 muß nach „andere“ „heißere“ und statt „heißer“ „sinnlicher“ stehen. Ich bemerke, daß diese „heißere Verwicklung, die immer sinnlicher wurde, ohne es zu sehr geworden zu sein“, die Charlotte von Kalb betrifft.

Im 3. Band ist S. 26, Z. 11 für W. Werlein einzusetzen und Z. 14, 19. S. 27, Z. 6 u. s. w. für „Kalb“ „Titanide“, Z. 15 für „öfter“ „dreimal“; statt „revolutionär-fühn“ Z. 16 muß stehen „revolutionär und fühn“, Z. 20 statt „stellte“ stellt“, Z. 24 statt „nach Paris“ „hin“. S. 27, Z. 2 ist statt „von dort“ „von Paris“ zu setzen. S. 30 im Urteil über Schillers Wallenstein Z. 3 statt „gegeben“ „abgespielt“ zu setzen und vorher „über vierhundert Gulden“ (nicht „Thaler“, wie Brix von Förster in Nord und Süd ergänzt) „neue Kleider, weil alles Nacht war,“ einzuschalten. Z. 7 ist statt „fortströmende Handlung“ „starkströmende“ zu setzen, statt „dramatisierter Pöpp“ „dramatischer Pöpp“, Z. 9 ist das „dritte“ nach „fertige“ zu stellen, für \*\*\* ist Z. 18 „Charlotte von Kalb“ zu schreiben und Z. 19 wie auch S. 31, Z. 3 statt „Trennung“ „Scheidung“. Z. 10 ist für „Entsagen“ „Nein“ zu setzen. Ganz weggelassen ist der nachfolgende Satz: „Aber es geht leicht, da ich sie ganz kenne; ich muß ihr nur nicht schreiben, sondern sprechen.“

S. 178, Z. 3 ist nach „dieses“ „Nr. 5“ zu setzen, Z. 14 statt „ihre“ „ihren“. S. 225 letzte Zeile muß es statt „Die gute, sich selber nur nicht fassende Ch. v. K. hat mir eine große Erzhütterung gegeben“ heißen: „hat viel zu verantworten“. Weiterhin S. 226, Z. 5: „Mit der K. bin ich außer Verhältnis, aber durch ihre Schuld“ — im gedruckten Text steht „durch ihren Willen“. Z. 17 ist das K. . . rt in Kühnert zu ergänzen, S. 227, Z. 9 ff. muß es statt „Herder mit seiner Gattin . . . sie väterlich segnet“ heißen: „Herder und seine Frau . . . unsern Bund segnet.“ S. 255 steht der köstliche Unjinn, den Herrlich stehen gelassen hat: „Ich habe endlich ein gewisses logisches Uebergewicht über den göttlichen Pegasus erjodeten“; es muß heißen: „Goetheichen Pegasus.“ S. 256, Z. 10 heißt es im Text statt „Hernach mehr davon“: „Später mehr.“ Folgende Nachricht vom 3. März 1800 ist im gedruckten Briefwechsel nicht zu finden: „Ueber meine Karoline kann ich jetzt wieder nicht reden; du solltest nur wissen, was täglich und wie eilig nicht etwa Welten, sondern Weltssysteme, in Nebelstücken gestaltet, durch meine

Seele brausen. Mich wundert nur, daß ich noch den gemeinen Menschenverstand habe." Am schrecklichsten ist der Brief vom 3. Juli 1800 zugerichtet. Z. 3 ist hinter „Unähnlichkeiten“ „die der Berlepisch“ einzuschalten, Z. 11 ist statt „abgeneigt“ „abspenstig“ zu setzen, Z. 14 statt „übertriebenste“ „wahnjinnigste“, Z. 17 statt „harte Predigt“ „(leere unrechtmäßige) liebende Predigt“; Z. 19 ist vor C. „die ihn ohnehin anbetende“ zu ergänzen, Z. 20 statt „Krämpfe“ „hysterische Krämpfe“, statt „verfiel“ „stürzte“ zu setzen; am Schluß des Satzes fehlt die Einschaltung „(wenigstens nicht vor mir)“. Statt: „die Herder stellte mich mit Heftigkeit zur Rede“ heißt es im Original: „Die Herder hingegen zankte sich, während C. in Zuckungen lag, mit mir mit Zuriengängen — ich war ihr Freund.“ Der Satz: „Sollte ein Mann dies dulden?“ ist von Förster erfunden. Statt „Ich wurde auch wild, aber gewiß nicht zu sehr“ ist das Richtige: „aber nicht zu wild“. S. 301, Z. 2 ff. muß es statt: „stellte ihrem Entscheiden alles anheim, zeigte ihr aber auch die Kraft meines Entschlusses“ im Nachsatz heißen: „legte ihr aber das Nein am nächsten“, Z. 5 statt „wurde ich zum entschiedenen Nein bestimmt“: „Mein zweiter (Brief) sagte das Nein; hier ist der ihre aus Würzburg.“ (Dieser Nachsatz fehlt in der Berichtigung Herrlichs.) Dann muß es heißen statt „Herder schrieb mir auf diese Veranlassung nach Berlin“: „auf Veranlassung Berl.“ (vielleicht Berlepisch); der anschließende Satz fehlt ganz: „Wenn ich den Brief habe, antworte ich der C. auf ihren letzten wieder das stillere Nein.“ Dafür setzt Förster das Richtsjagende: „Aber der Schlag ist geschehen.“ S. 302, Z. 11 muß statt „in weiten ätherischen Räumen“ „in weite ätherische Räume“ stehen und Z. 14 der ausgefallene Satz ergänzt werden: „Der Teufel hole die Sinne und bringe mir Engel!“ S. 332, Z. 1 von unten ist statt A. „Emanuel“ zu setzen. S. 333 ist B. als Berlepisch zu nehmen, Z. 8 ist statt „faßt“ „soußt“ zu lesen und Z. 10 ist nach „Lippen“ zu ergänzen:

Unter Weg ging bergunter das heißt schnell; wir legten in Sekunden Wochen zurück. Sie hatte noch die Brillanten an Finger und Hals, und als ich wahrlich an dem letzteren nicht weiter rückte als ein Käsemesser an unserm — vergieb mir meine Ungebundenheit, da ich heute toll bin! — so schnalzte sie das Collier ab und machte umgeben die tieferen schönen Spitzen auf. Sie hat Perlen lieber als Seenden (ich wollte, das Publikum wäre so rein wie Du: Himmel, welche Herzenslandkarten muß man nicht in der Taube lassen!). Ein vornehmes Wesen hat leichter ein Herz als ein Schneeweltchen darüber (sogar das erriet ich im Hesperus); ihr Globulus hatte die Farbe und Weichheit der Wolkenstöcke; wenigstens drinnen findet ein zeitiger Zion ein Stück Nebel zum. Dabei blieb die Doppelgatt; aber aus ihrem Anwürden und aus ihrem Wunsch, an mir zu schlafen und aus der Klage bei der letzten Umarmung, daß ich sie damit wieder aus ihrer Ruhe gebracht, war zu leicht auf die Zukunft zu schließen. Ich sagte zu ihr: Du (dein das war bald da) weißt den Teufel, wie den Männern ist, und so ging ich.

Σ. 331 (nicht 343, wie Herrlich schreibt), Z. 4 von unten fehlt ein Satz, den ich nicht entziffern konnte; Herrlich schreibt hier einen Uusium aufs Gradewohl: „Auch auf dem Thorzettel standen wir so.“ Σ. 335, Z. 9 hinter Mädchen folgt noch im Text: „(sie müßten dem den Satan nachahmen.)“ Am Schluß der Alinea ist zu ergänzen:

Zu Berlin, bei der größeren (aber auch unmoralischeren) Freiheit küßten sogar Mädchen zuerst. Freilich greife ich jetzt manchen Laster-Schens-fried der Zuchtlichkeit, an dessen listfarbiger Unsichtbarkeit sonst die Göttin schwebte, leicht mit Händen. Ich könnte einer Frau die Augen anstragen, die Sie sinnlich liebten, sagte ein Mann zu mir. Er findet darin gerade die eheliche Eifersucht.

Aus dem Brief vom 12. März 1801 sind auch noch die Worte unbekannt: „Die Kalb ist eine einfältige Lügnerin; so planderte sie mir zwei Drittel ihrer Briefe ab mit Wortbruch.“ (Sie verbrannte die Briefe trotz ihres „Versprechens,“ sie zurückzugeben.) Im Hochzeitbillet an Otto steht: „Tandem felixieß der edle Tessim auf sein Grab setzen“; es muß „Tasso“ heißen.

10. Im Brief von Jean Paul an Heinrich Voß (Sohn des Dichters) vom 5. August 1819 steht: „Die Pantus“ (Sophie P. später Genantlin August W. Schlegels) versichert, Schlegel habe nie ein Wort wider mich gesprochen; wie reinist Du dies mit Deinen Nachrichten?“ Es ist bisher noch nicht beachtet worden, welches Intriquenspiel der junge Voß gegen Schlegel in Scene gesetzt, um Jean Paul mit den Schlegels zu verheizen, wobei er die größten Verleumdungen nicht schente, wie der Briefwechsel zeigt.

11. Im Brief an Heinrich Voß vom 10. März 1819 (Wahrheit 8, 172) fehlt das Urteil über die Ahnfrau: „Deine Rezension der Ahnfrau ist ganz gerecht; nur verbirgt die Überfülle des Gefühls sich nicht genug hinter kalte Gründe und giebt das Ziel statt der Bahn dahin.“ Fein ist damit der leidenschaftliche Haß des jungen Voß gegen alle Romantik gerügt. Das andere Urteil über die Ahnfrau im Brief an denselben vom 7. Januar 1819 siehe Wahrheit 8, 172!

Stellen aus nicht veröffentlichten Briefen:

Der Arzt und der Zergmacher verhalten sich wie der Vogelsteller und der Vogelbauermacher. — Die Priester bringen uns Briefe vom Himmel, aber sie sind nicht frankirt. — Die Geistlichen haben den Teufel zum Feldsichen im geistlichen Weinberg gemacht. — Der Geizige ist ein lebendiger Geldkasten, der das Geld aufbewahrt, ohne es zu genießen. — Die Ordenssterne sind oft Sternschnuppen. Der Mond ist der Patai der Erde. — Die Predigten sind Acherbese, den Teufel aus dem Herzen der Zuhörer wegzubrennen. — Eine Apotheke ist das Zeughaus des Todes, ein Arzt die personifizierte Pest. Der Tod ist der erste Meditaz und hat das erste medizinische Kollegium gelesen. — Das Vordell der Mäusen ist die Mademie. — Die Vielweberei ist wie die Polyhistorie unerlaubt. — Der Puls ist der Perpenditel des menschlichen Uhrwerkes. — Der Mann ist propositio major, das Weib minor, das Kind conclusio. — Der Mond ist die Sonne der Nacht. — O die arme Menschheit! Wenn ich alle drei Fakultäten zu der verwundeten zu-

fammentreten sehe, wie der Theologe durch Inquisition die Glieder sengt und brennt, wie der Jurist das Schwert der Gerechtigkeit gegen die Hände und den Hals erhebt und wie der Arzt für die Labung des Todes das niedere Gerüste baut, so kann ich mich nicht enthalten anzurufen: Das Adertafelmännchen im Kalender hat, so schlimm es mit ihm steht, doch nicht so viel Wunden als die arme Menschheit! (In Briefen an Vogel.)

Wenn Mann und Weib beisammen sind, so nimmt der Schmerz und die Plage keinen Arm als den weiblichen; z. B. wenn ich und Sie beisammen sind, so hat niemand das Vergnügen als ich und niemand Plage als Sie. (An Amöne, 2. Februar 1786.)

In der frühen Maijugend vor dem Ideal des schwachtenden Herzens befindet sich keine Sinnlichkeit den setigen Traum. Dann verfliegen die Ideale, die Sinnlichkeit tritt ihre an — später schlafen wir ohne den schönen Traum der ersten Liebe; jene Magie ist durchstrichen. Der Teufel verdient kein Manifest. Sondere Dein Ich von dem Postament des Ich! (An Tertel, 13. Februar 1797.)

Mant ist ein Dante und Leibnitz; jener hat mehr Dialektik, dieser mehr Metaphysik; jener macht uns seine gelehrten K für ein U des Realen vor, dieser giebt uns dieses. (An Hofgarten, 28. Juni. Jahr nicht angegeben. Da aber im Brief vom Plan des Titan die Rede ist, stammt der Brief wahrscheinlich aus 1797.)

Die ganze idealische Welt kam nur vom innern, nicht vom äußern Menschen beschaunt und betreten werden, und es ist gewiß, daß der Jertum, sie zu verkörpern, der Wunsch, sie zu beleben und zu erleben, noch widersprechender ist als die Tüte der Nordamerikaner, die jeden Traum erfüllen zu müssen glauben und daß es so viel ist als Geister in Körper, Gott in die Welt, Idyllen in Schäferereien verwandeln wollen. (An E. Bernard, geb. Gad; vgl. Deutwürdigkeiten 3, 27. 31.)

Die Ehe ist die Reise der Liebe, die frühere Zeit nur das grüne spätere Statuwerk dazu. (An Ahlfeldt, 12. Juli 1800.)

### Einzelse Stellen aus den „Mixa“ (Faszikel Nr. 25):

Jede Uhr ist eine Weckeruhr, und zwar eine geistige.

Das edelste Säugetier ist eine Amme und eine Mutter.

Der Sonderling ist besser als der Alltagsmensch, der Weise ist besser als beide.

Brief- und Manuskript-Autodase: Verbrennen heißt den fremden Worten die Luft nehmen oder die Stimme rosten machen. Ein Gedanke des überströmenden Herzens wird zu Asche; sogar du kannst ihn nicht wieder erschaffen aus der Phönix-Asche. Ach laßt ihr, die ihr bald selbst zu Asche werdet, nicht auch das Geistige zu Asche werden! Briefe berühmter Männer könnt ihr verbrennen, weil sie in ihren Werken sich schon oft genug wiederholt.

Die meisten glauben zu dichten, wenn sie bloß lieben; sie hatten ihren Amor für Apollo. Kapitel sind die steinernen Bänke auf der langen Kunststraße eines Kunstwerkes, damit man ansitze und übersehe; aber sie dürfen nicht Stationen weit auseinanderstehen. Am Tag mag ich keine Wolke, in der Nacht finde ich sie mir erhaben.

Alle Sterne sind Morgensterne, die Blüten das Brautkleid des Jahres.

Himmel, wie unerwartet alt wird man, wenn man die neue Zeit erlebt!

Wenn man das Ungeheuer bedenkt, was schon die Erde und Zeit vergiftet hat, so müßte jetzt ein Giftstumpf sein. Denn da das Beste nur von Einem, das Schlimme von der Gesellschaft geschieht, so müßte die Welt im Gift untergehen, gäbe es nicht stärkere geheime Gegengifte, die aus Kattern Kraftbrühen bereiten.

Sprichtst du das Wort Vorsehung aus, so sagst du, was die ganze Weidichte hinten und vorne schon gesprochen. Nehmt ihr nicht die Vorsehung an, so nehmt ihr ein mit Grausen von Jahrtausend zu Jahrtausend fortgehendes Getümmel an, und es ist dann nicht begreiflich, warum es eine Ewigkeit früher angestanden und woher so spät die Ordnung kommt.

Ein ewiger Liebhaber setzt eine ewige Liebhaberin voraus, keine Aindbetterin, keine Hausmutter. Aber es ist gut, einmal geliebt zu haben, und hätte es nicht länger gedauert als einen Thomastag.

Es giebt nicht Gute und Schlechte, sondern Bessere und Schlechtere.

Das Genie ist nicht weniger als der Fürst der Träger einer geliebten Würde, und beide dürfen nicht mit ihrem geschenkten Werte der Verhältnisse prahlen; nur was beide durch Fleiß und Moralität zu den Gaben zulegen, gehört unter ihre Verdienste. (Unter einem Bildnis des Dichters, gezeichnet von Ernst Hörner, gestochen von Ziemler.)

Einen Mann bringt nichts mehr auf als Grundlosigkeit. (Aus dem „Grundrissbuch für meine Kinder“.)

Wir schließen mit dem Motto des „Freudenbüchleins“ in Faszikel Nr. 16: „Schreib' keines, du hast es ja gedruckt in der Seele!“ (Über den Optimismus Jean Pauls siehe mein Buch S. 87—116.)

## Nachtrag.

Frau und Fräulein Laura Kallenberg, Enkelin und Urenkelin Jean Pauls, haben die Güte gehabt, dem Herausgeber des Nachlasses einige Blätter zur Verfügung zu stellen, welche Notizen des Dichters enthalten. Denselben entnehme ich folgende Gedanken:

Die Deutschen glauben nicht eher, daß ein Dichter Gedichte machen könne, als bis er hinterher einige Anlagen zur Kritik gezeigt oder doch zur Gelehrsamkeit. Nur die Liebe kam über die Liebe trösten.

Platen: Mit Dichten ist wie mit Zeugen; man liefert durch das Fortsetzen nichts Stärkeres und nicht Üben, sondern Kasten stärkt hier.

Wenn einmal Hohentotho gewiß weiß, daß sein Gebet die Wunder heruntertobt, so darf er sich auch von keiner weltlichen polizeilichen Macht sein Beten und dessen Wirken nehmen und verbieten lassen.<sup>1)</sup>

Die Malerei bekleidet die Welt mit einem verklärten Körper, die Musik begabt sie mit verklärter Seele, und so entsteht aus dem Erdreich ein Himmereich.

Der Stand hat seine Metalkrone, die Dichtkunst hat ihre Blumenkrone; glücklich aber ist, wer beide vereinen kann. (Zum Andenken an die edle und glückliche Besizerin dieses Stammbuchs.)

Es ist leichter als Theetrinkerin in der Gesellschaft zu glänzen und das Gute zu schildern; es ist aber schöner und schwerer, als Hausfrau sich in die Einsamkeit zu hüllen und das Gute zu vollbringen. (Zum Andenken an meine lebenswürdige Hauswirthin.)

### Auf einem besonderen Blatt:

Jeder Liebhaber ist schlecht, der sich auf Kosten des weiblichen Kufs lieben läßt von der Geliebten; es giebt Opfer, die der eine anbietet, aber der andere (besonders der Mann) nie annehmen darf.

Am Ende hat die neue gegen die Ehe predigende Klasse zuletzt, nachdem das arme Wesen den Kuf unnütz geopfert hatte, doch dasselbe geheiratet; zwei Schlegel, Goethe u. s. w.

<sup>1)</sup> Bezieht sich auf die Wunderturen des Fürsten Alexander Leopold von Hohentotho Waldenburg-Schillingsfürst zu Anfang des Jahrhunderts.

Ein Mädchen kann ihren Ruf opfern, wie eine Mutter von Mädchen — deine schuldlosen Töchter tragen künftig alle Folgen des verstimmt und verlorenen Rufes; und es ist noch gut, wenn sie mehr durch Ungerechtigkeit als durch Beispiel leiden. Wünschst du ihnen dein Verhältnis?

Ein Mann ist schlecht, der seine Geliebte an den Ort führt, wo eine fröhlichere von ihm im Wochenbett liegt. Denke dir nur ein solches Verhältnis im Roman geschildert und fühle voraus, ob du es tragen und achten würdest!

Die vier letzten Sentenzen stehen in einem Briefentwurf, der an ein Mädchen gerichtet war, das Jean Paul vor einem Liebhaber Namens Axel warnen wollte. Es heißt von ihm: „Sein Haß gegen die Ehe — wer liebt, wählt hier immer — oder will sie das Schicksal seiner Verlassenen teilen? — Was wird der Vater thun und leiden, wenn ein ähnlicher Brief an ihn kommt wie an mich?“ Jean Paul muß der Adressatin in diesem Betreff schon früher geschrieben haben; denn dieselbe verlangte zu wissen, woher Jean Paul das (offenbar geheim gehaltene) Verhältnis kenne. Der Dichter nennt seine Quelle nicht; Mahlmann, auf den die Schreiberin geraten, sei es nicht; der Schreiber sei „edel, kräftig, unparteiisch, sich nennend, sie verehrend, sogar Axels Genie anerkennend“. Jean Paul erinnert auch an Noquairof im Titan, dem er ihren Geliebten vergleicht. Nach dem Obigen scheint die Adressatin schon Töchter gehabt zu haben, also Witwe gewesen zu sein. Jedenfalls bekundet das Schreiben wieder die Zartheit, die der Dichter für weibliche Ehre empfand.

Es liegt noch ein Briefentwurf an Tieck vor vom 10. Juni, geschrieben vor der Heimkehr aus Dresden, worin sich der Dichter für das poetische „Allerseelenfest für eine Seele“, das ihm Tieck im Familienkreis zum Abschied veranstaltet hatte, innig bedankt. Das Brouillon ist schwer lesbar, enthält auch nichts Besonderes, fällt aber durch die ungewöhnliche Wärme des Tons auf. „Mein teurer Tieck“ ist die Anekdote, es sei „der Güte zu viel“ gewesen und tiefe „Nührung“ versichert der Dichter zu empfinden.

Endlich hat der Dichter zwei Siegelproben für die Bayreuther Harmonie entworfen: eine scherzhafte, die Münze e—h mit fünf Vorzeichen, welche samt den fünf Notentönen in dreifacher Symbolik an die fünf Direktoren erinnern sollen (das h—e deutet auch Anfangs- und Endbuchstaben der Harmonie an) — und eine mehr ernsthaft: Zu ein Fünftel soll Euterpe, die Muse der Harmonie, gegraben werden, „welche die Griechen mit einer Flöte in jeder Hand abbildeten. Beide Flöten könnten dann die zwei Stände andeuten, die bei uns in ein Horn blasen sollen, welches das Oberonshorn des Tanzes sein kann“.

#### Rejume.

Am Schluß meiner Veröffentlichung möchte ich noch dem Wunsch nach Herstellung einer revidierten Gesamtausgabe der Werke

Jean Pauls Ausdruck geben, wobei der Korrespondenz besondere Rücksicht zu schenken wäre. So weit Druckvorlagen vorhanden sind (also vor allem bei den Briefen), ist aber die Textfeststellung zunächst nicht Sache des Philologen oder Litterarhistorikers, sondern des Philosophen, speziell des Graphologen. Es gehört psychologische Methodik dazu, die Handschrift eines namentlich in den Studienbüchern so unleserlich schreibenden Autors wie des unsrigen zu interpretieren. Sind ja doch selbst bei den für den Druck und für Fremde bestimmten Manuskripten, die verhältnismäßig gut geschrieben sind, so heillose Verstöße gemacht worden. Und selbst für den Fachmann ist noch Scharfsinn, umfassende Kenntnis in allen Wissenschaftsbereichen und Einschulung in die Schreibweise des Dichters nötig. Dann erst beginnt die Arbeit des Litterarhistorikers. Hier sind die Lesarten zu vergleichen, vielleicht die Handeremplare des Dichters zu eruieren oder in Ermanglung derselben die von ihm herausgegebene „Ausgabe“ zu Grunde zu legen. Manche in den gedruckten Ausgaben zirkulierende Fehler habe ich in meinen Jean Paul-Büchern corrigiert. Über das jetzt gedruckt vorliegende Material hinauszugehen ist jedoch nicht ratsam. Alles zu veröffentlichen ist ganz unmöglich, und vieles ist keineswegs der Herausgabe würdig, höchstens zum Studium für Spezialarbeiten geeignet; dazu genügen aber die Manuskripte. Ich glaube, mit Geschmack alles ausgewählt zu haben, was auch für den, der den Dichter eingehend kennen lernen will, völlig hinreicht. Eine würdige Herausgabe des nun Vorliegenden aber ist eine Ehrensache der Nation.

## Grillparzerreliquien.

Mitgeteilt von Anton E. Schönbach in Graz.

Durch Vermittlung meines ehemaligen Schülers, Herrn Dr. Josef Zal, werden mir aus dem Besitze des Herrn Landesgerichtsrates Dr. K. A. Wimmer in Graz zwei Blätter übergeben, mit Grillparzers Schrift bedeckt. Das eine (12 und 26 Centimeter), grobes, granes Kanzleipapier, enthält (31 + 31) die ersten 65 Verse des Gedichtes „Phantasie am Morgen der Niederkunft der Erzherzogin Sophie“ (18. August 1830) ohne Überschrift = Jubiläumsausgabe von Grillparzers Gedichten ed. Sauer 1891, S. 237 ff. = Sämtliche Werke, ed. Sauer, 5. Auflage 2, 116 ff. Die Aufzeichnung muß als ein erster Entwurf angesehen werden, an dem zweierlei Korrekturen vorgenommen sind: 1. mit derselben Tinte und Feder



wie die Niederschrift selbst, also im Zuge der Abfassung; 2. nochmals mit Bleistift. Viele von den zweiten Änderungen sind in den gedruckten Text eingegangen, aber keineswegs alle, so daß dieser eine dritte Durcharbeitung darstellt. Ueberdies giebt es ein Paar Verse, wo mir die Handschrift unzweifelhaft im Rechte zu sein scheint gegenüber dem Druck. Jedesfalls gewinnt man angesichts des Blattes die Vorstellung, daß Grillparzer das Gedicht mit besonderer Sorgfalt behandelte: eine mit Rücksicht auf den heiklen Stoff durchaus nicht verwunderliche Wahrnehmung.

Ich vergleiche nun im Folgenden die Handschrift mit dem Druck und führe die beiden Gattungen von Korrekturen als 1 und 2 an: Am oberen Rande des Blattes steht links 58, mit Tinte, rechts 76 mit Bleistift, Ziffern, die einer beabsichtigten Ordnung der Gedichte angehören werden. Die Tinte von 58, ist schwärzer und dicker als die der Handschrift, die Ziffern tragen auch einen späteren Charakter, es könnte also höchstens die Bleistiftzahl mit der Bleistiftkorrektur gleichzeitig sein.

6 [Folstern] so ursprünglich, dann ausgestrichen und daneben Fol- Stern 1. — 9 [Herrschermanern] Herrscher- Manern. — 10 [Herrscherglieder] Königsglieder, übergesetzt: Herrscher 1. — 11 [Und, leicht hingleitend] Und leicht hingleitend. — 20 [Fröhners] Fröhners. — 12 [ruft] spricht, übergesetzt: ruft 1. — 21 [jen.] — 13. 20 [also] all so. — 15 nicht vor irren ist nachträglich eingeschaltet 1. — 17 [sie selbst kein Tadel richtet] von 1, ursprünglich: der Tadel schon Verbrechen. — 18 [einf] statt [Pais] von 1, ursprünglich: sie gleich Pais. — [Gleich] Gleichen. — 19 [sie verdammet] von 1, ursprünglich: richtet. — 21 [ob] von 1, ursprünglich: [ie. — 22 [Erforen] von 2, ursprünglich: Bestimmt sind Recht, statt [i. R. von 1 recht. — 23 [Sie doch der Menschheit Vos] ursprünglich: Daß sie (aus Sie gebessert von 1) der Menschheit Kluch, der; doch, Vos, das von 1. — 24 [seiner Klüchle beiden] seinen Klüchle beiden. — 27 Komma nach Für wahr. — 29 [Lenker des Geschides] ursprünglich: Leiter der Geschichte, am Rande von 1: Lenker seiner Weise. — 30 [Aeid] Aeid. — 31 [Kommata nach Zeit und Kraft fehlen, dagegen stehen sie 32 vor und nach wie im Purpur und nach Vermögen. — 35 [Eta] Eta. — 36 [Der einzge Rückweg] so ursprünglich, von 2 übergesetzt: Die einzge Rückkehr. — 37 [Der würdig ihrer Abkunft, ihres Ants] ursprünglich: Der würdig ihres Laufs und ihres Stamms, von 2 Die übergesetzt: danach Punkt. — 38 [Götteröhne] kein Zeichen. — 39 [ächzend] wimmern. — [wildzerstüchtem] so 2, ursprünglich: halb; — 40 [fühlt dich] Und fühlt dich. — [halb sterbend] selber gleich, von 2 war halb sterbend zuerst über dich selber, dann Fühlst dich halbsterbend gleich an den Rand geschrieben. — [lesten] ärmsten. — 41 [Echoß] Echos. — 42 [wimmern] so ursprünglich, von 2 übergesetzt: aufschreien. — 43 nach bestrafen Punkt. — 44 nach gelangt fehlt das Komma. — 45 [sein] seyn. — [andres] so 1, ursprünglich: anders. — 46 [anders] so ursprünglich, dann von 1 übergesetzt: andres und wieder gestrichen. — nach denkt Komma. — 47 [Eiß] von 1, ursprünglich: Wis. — die beiden Kommata fehlen. — 48 [Eult Weisheit sich mit einmal] so 1, ursprünglich: Weisheit mit eins sich lagert. — 49 Komma fehlt. — 50 [echt] ächt, die Kommata fehlen. — 51 [Wis ihn der Tod, bis lebend ihn das Schicksal] ursprünglich: So tauge bis der Tod, bis ihn das Schicksal — die Änderung von 2. — 52 Durch eines glücklichen Bewerbers

Hand, so unvringlich, von 2. Norr. zu des — 2. mächtige S. — 53 [orn] Grimm 1, Spruch 2 — vor was Komma. — verbüte! verbüthe! kein Gedankenstrich. — 54 Von der ererbten Krone feindlich trennt! Von dem ererbten Reiche (Krone von 2) feindlich scheidet (trennt von 1). — 56 Schmerzbeladene! Schmerzbedrängte. — 58 lebt! spottet. — 60 Bmatt fehlt. — 61 das Herz] die Brunn. — 62 mir dein Bild genacht; ich dieß Blatt ergriff. Von 2 ist an den Rand geiezt: Deiner ich gedacht und über die Zeile mir dein Bild (ohne genacht). — 63 Es nicht] Und nicht. — quäth! quäteft.

Die meisten der vorgenommenen Korrekturen stellen Verbesserungen dar, dagegen werden die Lesarten der Handschrift vorgezogen werden müssen in 13, 20, wo also matt und sinnlos ist statt des überlieferten all so; in 18, wo nur der Dativ gleichen berechtigt ist, da die Konstruktion nicht von richtet abhängt; 21 ist die herkömmliche Lesart mit seiner Fläche beiden nur verlesen aus dem grammatisch und sachlich gleich notwendigen mit seinen Flächen beiden; 35 verstehe ich die Fassung des Druckes gar nicht, der den Götteröhnen ein Amt zuspricht: ihres Laufs und ihres Stamms scheint mir trotz der vier s sachlich und poetisch besser. Auch die Interpunktion gliedert in der Handschrift die Satzgebilde manchmal zutreffender als im Druck. Gewiß sind auch die Änderungen der letzten 20 Verse recht lehrreich, wo mehr als einmal das Poetische gegen das Vorsichtige abgetauscht werden mußte; sie einzeln hier zu erwägen, geht nicht an, es wird Sauer vorbehalten bleiben, sie in größerem Zusammenhange zu verwerten. —

Das zweite Blatt ist ein Brief des alten Grillparzer an Fräulein Katharina Fröhlich. Da die Adresse mit dem Poststempel fehlt, bin ich nicht in der Lage, bestimmt festzustellen, wann dieser Bericht über die Badner Kur geschrieben wurde. Der Inhalt ist ganz unbedeutend, enthält aber doch ein Paar bezeichnende Einzelheiten. Einen Satz unterschlage ich, weil er bloß medizinisches Interesse hat. Das Stück lautet:

Baden, am 12. Juli.

Liebe Matti!

War so brillant als ich neulich nicht bloß schrieb, sondern auch glaubte, steht es mit meiner Gesundheit nicht. Die eigentliche Genesung läßt noch immer auf sich warten, die Besserung aber geht nichts desto weniger von Statten. — Was mich am meisten molestirt, ist die geänderte Lebensordnung. Morgens statt Kaffee den mir widerlichen Thee. Statt weißen Wein rother, der mir den Durst nicht löst, Abends kein Bier, sondern wieder den vom Mittag übrig gebliebenen rothen Wein. Kein Bad in der Schwimmschule, nach dem ich sehnlich verlange. Der Doktor aber ist mit seiner Sorgfalt über alles Lob erhaben. Ich füge mich dem in Gottes Namen. Ich muß durchaus zu Hause essen, so daß ich wenn Sie mich besuchen ich nicht einmal mit Ihnen speisen könnte. Und nichts wird gereicht als Suppe und ein halber gebatener Hund. Der Teufel holt das alles ergeben!

Grillparzer. —

Das Witschen am Schluß kommt doch schon aus der Laune der Gesundheit.

## Miscellen.

### Allerlei Kleinigkeiten.

Wer die goldenen Lehren großer Geister nicht nur äußerlich dem Wortlaute nach kennen will, sondern auch innerlich zu verarbeiten, sich als dauernden Besitz anzueignen, seinem Fleisch und Blut gleichsam einzuverleiben und thatsächlich zu befolgen sich angelegen sein läßt, dem wird Schillers Kernwort von den Herren mit dem kurzen Gedärm einer Sticht Flamme gleich in die Seele zuken, wenn er sich dabei belanert, unvararbeitetes, gelegentlich aufgechnapptes Zeug alsbald weiter geben zu wollen. Bei ganz peinlicher und strenger Innehaltung der Schiller'schen Vorschrift dürften dennach alle kleinen Beobachtungen, Bemertungen, Beiträge, Lückenbüßer, Miscellen u. dgl. auf Daseinsberechtigung keinen Anspruch erheben. Aber wer kann für entlegene Dinge stets allen Stoff zusammenfinden, und wer hat immer Gelegenheit, bereits abgehandelte Dinge wieder aufzunehmen und kleine Nachträge und Beiträge in das Ganze hineinzuweben? Da ist es doch förderlich, wenn von verschiedenen Seiten kleine Funde, die sonst vielleicht Jahre lang nutzlos liegen oder ganz verloren gehen, zur Kenntniß weiterer Kreise gebracht werden, damit andere, denen vielleicht gerade nur eine Kleinigkeit zur Verknüpfung wichtigerer Gedankenreihen fehlte, nicht vergeblich und lange sich abarbeiten um Dinge, die einem andern umgesucht und zufällig ins Gehege kamen.

#### 1. Wedekind, der Krambambulist.

In einem Aufsatze der Altpreussischen Monatschrift (Neue Folge 32, 296—310) habe ich über Person und Lebensumstände Koromandels, unter dessen Gedichten das bekannte Krambambuli-Lied sich befindet, einiges ermittelt. Unter ausdrücklicher Berufung auf diesen meinen Aufsatz als Hauptquelle hat sodann Fränkel in der Allgemeinen Deutschen Biographie einen Lebensabriß Wittelinds, beziehungsweise Wedekinds geboten. Ich hatte dargethan, daß der sonst ganz unbekante Koromandel Wittelind eigentlich Christoph Friedrich Wedekind hieß und daß er um die Mitte der vierziger Jahre Sekretär des Prinzen Georg Ludwig von Holstein-Gottorp war, so lange dieser als Dragonergeneral im Heere Friedrichs des Großen sich befand. Sehr bald nachdem ich meinen Aufsatz veröffentlicht hatte, ging mir von Herrn Bibliothekar Dr. Reide aus Göttingen eine Benachrichtigung zu, wodurch nicht nur meine Schlüsse erfreulich bestätigt, sondern auch weitere bequem ermöglicht wurden, so daß, wenn damals die kleine Beobachtung veröffentlicht worden wäre, Koromandels Lebensgang vielleicht schon in besserem Zusammenhang und größerer Vollständigkeit in der „Allgemeine Deutschen Biographie“ zu lesen stünde. Herr Kollege Reide schrieb mir am 7. August 1895: „Koromandels Nebenständiger Zeitvertreib“ war . . . lange verleben . . . nach Marburg . . . erst vor kurzen kam das Buch zurück, ich . . . finde auf dem Vorsatsblatte die folgende handschriftliche Notiz „Zur Bibliothek der Königl. Deutschen Gesellschaft eingesandt von dem Hn Verfasser, Dem Herrn Wedekind [so!] würtl. Hofrathe bey Ihro Hochf. Durchl. Dem Herzoge von Holstein, Bischöfe zu Lübeck zc. in Gütin 1752.“ Bischof von Lübeck war seit 1751 Friedrich August von Holstein-Gottorp (geboren 1711, gestorben 1785), ein Bruder des Generals, ein ausgezeichneter Fürst, derselbe, der 1774 als Herzog von Oldenburg regierender Landesheer wurde. Wedekind war also von einem Bruder zum andern in den Dienst gekommen und lebte 1752 als Hofrat in Gütin.

Fränkel sagt a. a. O. nicht unzutreffend über diesen Mann, der als Dichter eine sehr niedrige Stufe einnimmt, „sein Name steht und fällt eigentlich mit dem

Krambambuli.“ Indessen sind manche Einzelheiten über Wedekind auch außer dieser Verfasserschaft des Krambambuli-Viedes immerhin erwähnenswert. Im Register zu Lessings sämtlichen Werken, herausgegeben von H. Gothe, 8. Band 1882, findet man „Koromandel (pseud. f. Wittelkind) 1, 42; 7, 377“. An letzterer Stelle wird Koromandel nur angeführt zur Erläuterung eines technischen Ausdrucks aus der Chemie, des Wortes „Capelle“. 1, 42 findet man aber von Lessing selber ein Gedicht „Auf einen elenden komischen Dichter. | Ein elend jämmerliches Spiel | Schrieb Koromandel's stumpfer Met“ . . . wozu der Herausgeber bemerkt „Koromandel ist pseud. f. Wittelkind . . . Im ersten Druck steht statt dieses Namens: Strodenacker's, worunter Lessing höchst wahrscheinlich den Namen seines früheren Zehnjährigen Töffenfelder . . . versetzte.“ Sollte vielleicht aus den Worten Lessings zu schließen sein, daß Koromandel auch das dramatische Gebiet zu betreten gewagt habe? Nach seinen Ansätzen zur komischen Poesie könnte man derartiges dem an Mäße wahrheitslieblich reichen Hofrat wohl zutrauen, aber ebenso wird man nach den bekannten Proben in keinem Zweifel sein, daß die heitere Muse diesem Dichtling niemals zugelächelt haben könne. Doch von den Gedichten des Nebenständigen Zeitvertreibs hat mindestens noch eins außer dem Krambambuli-Viede sich längere Zeit besonderer Vollständigkeit erfreut; das ist S. 114 „Der letzte Wille. 1. Kommt es einst mit mir zum Sterben, | Nun, so lies ich keinen Erben, | Ich mach auch kein Testament“ . . . 17 sechszeitige Strophen. Mit gleichem Anfang oder noch öfter mit dem Anfang „Paulus sagt, ich müßte sterben“ kommt es nicht selten in steigenden Vollstiedrucken vor, gewöhnlich auf diesen oder jenen Fürsten<sup>1)</sup> übertragen, so in den Sammelbänden der Königl. Bibliothek zu Berlin Vd 7901. II. III. IV. Vd 7903 Zürlingbl. (71.) Vd 7910. 53. Vd 7911. 19 (vom Jahre 1797) und 51. Vd 7912. 85 u. ö. Auch das Lied von seiner Torothe „Das größte Kleinod dieser Erben | Ist wohl ein tugendhaftes Weib“ verlangt nicht ganz unbeachtet.

## 2. Marlborough.

Eine Spur, die früher als die sonst bemerkten von dem Vorhandensein des Marlborough Viedes Kunde giebt, hat Volke in einem Aufsatz über „Niederdeutsche und niederländische Volkswesen“ (Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 18. 1892, S. 17) aus einer von ihm in die Zeit um 1770 gesetzten Amsterdamer Handschrift, worin das eine Wort „Marlbroug“ zur Bezeichnung der Gesangsweise vorkommt, nachgewiesen.

Der von Herrn Neichel im Euphorion herangezogene Abschnitt aus Pasquév. v. Bamberg's Buch „Auf den Spuren des französischen Volkliedes“ 1899, S. 84—93, enthält in der That, besonders was die Vorgeschichte des französischen Wortlauts und der Gesangsweise betrifft, ausgezeichnete, fast erschöpfende Bemerkungen. Wenn hier eine frühere „burleske Romanze“ nachgewiesen wird, die „den Tod eines jagenhaften Helden, des Mambri, Mambrou, Mabrou“ behandelt, wenn von diesem auch in Granada gesungen wurde: „Mambrou se fué a la guerra“, wenn ferner die „Schön Doctte“ ganz überraschende Anklänge zu dem Marlborough Viedchen enthält und es in der „Antwort einer Demoiselle auf den Tod des Herzogs Piron“ aus dem 17. Jahrhundert gar wörtlich heißt: „Ihr Page kam zu ihr: | Nun sage, schöner Page, | Was bringt du Neues mir? | Bringst du mir eine Nachricht | Von meinem Liebsten zu? | Ja, sprach er, ja, Madame, | Doch

<sup>1)</sup> Leopold von Dessau † 1747, dessen Sohn Dietrich, unvermählt gestorben 1769, Friedrich der Große und andre mehr. Freiherr von Tisfurth: Die historischen Volkslieder . . . 1763 bis . . . 1812 S. 46, Nr. 25 „Testament Friedrich's des Großen . . . 1. Paulus sagt, ich müßte sterben, | Hab ich aber keinen Erben, | So mach ich mein Testament“ . . . „Der Anfang auch so: Weil ich nun bald werde sterben, Und hab weiter keine Erben etc.“

foslet's enre Ruh" — wenn man diese dankenswerten Nachweisungen vor sich sieht, so wird man kaum ein Glied in der zusammenhängenden Kette der Entwicklung vermissen; zur Entstehung des Marlborough-Liedes gehörte wenig mehr, als daß man den Namen auf einen längst vorliegenden Stoff übertrug, wobei zum Überflus noch zufällig ein fast gleicher Name sich bereits in ähnlichem Sinne darbot.

Tierjot, *Histoire de la chanson populaire en France* 1889, führt mehrfach das Marlborough-Lied an und S. 90 „une chanson, peut-être la plus répandue en France de toutes nos chansons populaires“ beginnend „En revenant des nocces“, worin die wörtlich auch im Marlborough-Lied enthaltenen Zeiten vorkommen „Sur la plus hante branche | Le rossignol chautait.“ Man sieht, wie viele landläufige Wendungen in den Gassenhauer übergegangen sind.

### 3. Aunchen von Tharau.

Was man über das Lied bisher erforscht hat und gegenwärtig weiß, sieht nachzulesen etwas gedehnt bei F. W. Böhme, *Volkstümliche Lieder* 1895, S. 288 — 290. Zur vorläufigen Einführung diene die Stelle bei Hoffmann von Fallersleben, *Unsere Volkstümlichen Lieder*, 3. Auflage 1869, S. 5, Nr. 21: „Aunchen von Tharau ist die mir gefällt!“

„Verfasser Simon Dach, geboren zu Memel 29. Juli 1605, gestorben zu Königsberg 15. April 1659. Zuerst gedruckt als „Aria incerli autoris“ in: *Fünfter Theil der Ariën — Aufz unterschiedliche Arten zum Singen und Spielen* gesetzt von Heinrich Alberten, 1644. Nr. 21. Urspr. Text u. Mel. in *Est, Volkslieder* 2. Th. 3. Heft Nr. 58. — Von Herder ins Hochd. übertragen: *Volkslieder* 1. Th. (Pp. 1778) S. 92—94. Dazu eine sehr beliebte, vielgesungene Melodie von Jrd. Zücher“ . . .

Über dies Lied, das man wohl als das bekannteste Stück aus der ganzen Dichtung des deutschen Nordostens bezeichnen darf, ist viel geschrieben und gefabelt worden. Bis in die jüngste Zeit hat man die sich daran knüpfende Sage über des ostpreussischen Dichters Beziehungen zu der schönen Pfarrerstochter von Tharau dichterisch verherrlicht und auf das kleine Poem langatmige Dichtungen mit wahrhaft erstaunlicher Fertigkeit gepropft. Aber die sehr einfachen und dichterischer Einbildungskraft nicht im geringsten günstigen Thatfachen und Lebensumstände, die dem Gedicht in Wirklichkeit zu Grunde liegen, hat Lestertel in seiner Ausgabe der *Dachschen Gedichte* (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, 130. 1876: Simon Dach herausgegeben von Lestertel) S. 34—39 vollkommen erschöpfend und abschließend gehandelt.

Wenn dabei die Geschichte des Liedes selbst, soweit Simon Dach in Betracht kommt, auch klar genug sich darstellt, in zwei Richtungen würde man doch über die merkwürdigen Schicksale des Liedes mehr wissen wollen, sowohl vorwärts wie rückwärts würde sich eine Klasse finden und würden Ergänzungen nützlich sein, indem nirgends über ein etwaiges Fortleben des Liedes in dem langen mehr als ein Jahrhundert umfassenden Zeitraum von Dach zu Herder etwas gesagt wird und ebenso wenig bisher jemand sich mit der Frage befaßt hat, ob Dach für den Wortlaut und Albert für die Gesangsweise sich an ein Vorbild anlehnten, vielleicht so nahe daran lehnten, daß sie deshalb sich die Urheberchaft nicht ausdrücklich anzueignen wagten und vielleicht deshalb im Druck die Bezeichnung „Aria incerli autoris“ gewählt wurde.

Zu beiden Beziehungen können hier Ergänzungen, wenn auch nur geringfügige, dargeboten werden.

Daß das Lied in Ostpreußen in stetem Gebrauch bis auf Herder geblieben sei, läßt sich wohl annehmen, wenn es auch zu wünschen wäre, daß aus gedruckten oder handschriftlichen Liederansammlungen und fliegenden Blättern jener Gegend das Fortleben des Liedes unzweifelhaft und augenscheinlich belegt würde, was bisher

von keiner Seite gesehen ist. Ob es Herder vielleicht selbst in seiner Heimat hochdeutsch oder niederdeutsch singen hörte oder selbst sang, wird leider auch weder von ihm noch von andersweim berichtet. Einen vereinzelten Beleg dafür, daß das Lied nicht alsbald vergessen wurde, findet man in einem 1725 gedruckten Liederbuche, das aus dem äußersten Westen, also aus dem vom Ursprungsorte des Liedes entferntesten Ende des niederdeutschen Sprachgebietes, nämlich aus Holland stammt. Aus dem „Anke van Tharau“ ist hier, da das kleine preußische Nest außerhalb der nächsten Umgebung unbekannt war und so die Bedeutung seines Namens nicht verstanden wurde, lustig und seltsam genug ein flottes „Anke von Trara“ geworden, und nicht übel heißt es an Stelle der auf Schrauben gestellten Worte des Vorbilds in Strophe 16 „Dit öß dat, Anke“ holländisch „Du bist mijn Anker“. Auch sonst sind zahlreiche Abweichungen in der Reihenfolge der Strophen sowohl als in Einzelheiten des Wortlauts, so daß es wohl angebracht erscheinen mag, die beiden Fassungen zum Vergleich nebeneinanderzustellen und somit für Vesserung des an vielen Stellen durch mancherlei Mißverständnisse („krabbeln“ statt „fabbeln“! „schandig“ statt „vijandig“! u. dgl.) ichlimm genug verdorbenen holländischen Wortlauts eine Grundlage zu bieten.

Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart 130, S. 420:

1.

Anke van Tharau öß, de my gefällt,  
Ze öß mihn lewen, mihn goet on mihn gölt.

2.

Anke van Tharau heft wedder eer hart  
Op my geröchtet ön löw' on ön schmart.

3.

Anke van Tharau mihn rikdom, mihn goet,  
Du mihne seele, mihn fleesch on mihn bloet.

4.

Enöm' allet wedder glih ön ons tho schlahn,  
Wu sun gesöunt by een anger tho stahn.

5.

Krantheit, versälgung, bedröinös on pihn  
Zat unrer löwe vernöttinge sun.

6.

Recht as een palmen bohni über söck söcht,  
Je mehr en bagel on regen anföcht,

7.

Zo wardt de löw' ön ons mächtig on groht,  
Dörch krukts, dörch liden, dörch allerley noht.

8.

Wördest du glih een mahl van my getreunt,  
Veeudest dar, wor ön de sönne kühm leunt,

9.

Ed wöll du fälgen dörch wöler, dörch mär,  
Dörch hßß, dörch ihfen, dörch sibudlödet hähr.

## 10.

Anke van Tharan, mihn licht, mihne sönn,  
Mihne lewen schluht öc ün dihnet hendün.

## 11.

Wat öc geböde, wart van dy gedahn,  
Wat öc verböde, dat lätstu my stahn.

## 12.

Wat heft de löve däch ver een bestand,  
Wor nicht een hart öß, een mund, eene hand,

## 13.

Wor öm söc hartaget, labbelt on schleyht  
Du gliht den hungen on fatten begeht?

## 14.

Anke van Tharan, dat war wy nich dohn,  
Du böst mihn dyhsten, mihn schapfen, mihn bohn.

## 15.

Wat öc begehre, begehrest du öc,  
Ec laht den rock dy, du lätst my de broht.

## 16.

Dit öß dat, Anke, du söteste ruh,  
Een libf on seele wart nht öc on du.

## 17.

Dit mahett dat lewen tom hämmelischen riht,  
Dörch zanden wart et der besten gelihf.

Abb. 5, 21. (An Johannes Portatins und Anna, Andreas Neanders, pfarrers  
zu Tharan, tochter, zur hochzeit 1637).

Thirsis Minnewit, 1, 1725, S. 110.

1. Anke von Trara is die mir gezeld;  
Sy is myn leben min goed und min geld. (I)
2. Anke von Trara, myn Rykdom, myn goed,  
Is miene zeele, mien vleis, und mien bloed. (III)
3. Anke von Trara heeft weder 'er hert,  
Op mier gericht in lieve ond in smert. (II)
4. Komt 'er dat ongeluk om ons to sch[ ]jaen,  
Wie zind gezind by ein ander te staan. (IV)
5. Gelijk wie ein palmboom her uver zich rigt,  
Je meer hem hagel und regen ansigt. (VI)
6. Krankheid, vervolging, bedroefnis und pyn,  
Schal unser bet'er vergnuginge zyn. (V)
7. Ik wil dig volgen durch wasser, durch meir,  
Durch eis, durch eiser, durch schandig heir. (IX)

8. Wat word de leefde in uns machtig und groot,  
Durch kruis, durch lyden, durch allerley noot. (VII)
9. Anke von Trara, mien rykdom, mien zin,  
Mien lebe sluit to dienen hem in. (X)
10. Wat heeft de leefde voor een bestant,  
Wo nicht ein hart is, ein mond, und ein hant. (XII)
11. Wo man zieh haar zagelt, krabbelt, und sleeht,  
Und gleicht wie honden und katten bejeegt. (XIII)
12. Anke von Trara dat waar wie nicht doen:  
Du bist mien duelke, mien schefke, mien hoen. (XIV)
13. Wat ich gebeede, wart van zy gedaan:  
Wat ik verbeede, dat laat zy my -staan. (XI)
14. Wat ich gebeede, begeerest du oock,  
'k Laat di den rok, und du last mi den brook. (XV)
15. Du bist mien Anker mien soeteste ru,  
Und lief und zeele woed ick nu, und du. (XVI)
16. Dat maakt een leben des himmelschen rych,  
Durch zamen werd dat der hellen gelych. (XVII)

Die zweite oben in Aussicht gestellte Ergänzung zur Geschichte des Liedes betrifft etwaige Vorbilder desselben. Da lese man folgendes Gedicht, das dem Tachschon unmerkbar ähnelt. Zwar ist dasselbe ein paar Jahre später gedruckt und wahrscheinlich auch einige Zeit später entstanden als das Tachschon; dennoch wird es diesem schwertlich nachgeahmt sein, sondern beide werden vielmehr ein gemeinsames Vorbild gehabt haben, und für Versmaß und Gesangsweise, vielleicht auch in manchen Gedanken und Wortwendungen ist das plattdeutsche leider verschollene Lied „Allemahl allemahl geht et so to“ Vorbild gewesen.

Adam Fedr. Werners Deutsche Poemata, Kopenhagen, 1647, S. 72 Ude Auff die Weise Allemahl Allemahl geht et so to.

## I.

Liebste Dorinde, mein einiges Bild,  
Du bist mein Trösten, mein Hoffen und Schild.

## II.

Nicht acht ich Ferkeln, nicht Reichthum und Gut,  
Was du bey dir hast, ist Leben und Mut.

## III.

Was dir das Glück schenkt, das gibt mir die Kunst,  
Mein Ruhm und dein Ruhm hat lieben und Günst.

## IV.

Du bist an Jugend und Schönheit zwar reich,  
Doch ist an fromm seyn dir niemand auch gleich.

## V.

Mein Ja ist dein Ja, mein Nein ist dein Nein,  
Was nicht mein Will ist, des lässest du seyn.



## VI.

Du hast den Rock mir, die Hosen hab Ich,  
Wenn ich wil herrschen, so ehrest du mich.

## VII.

Wenn ich wil schlaffen, so schliffst du mit mir,  
Wenn du wilst scherzen, so scherz ich mit dir.

## IX.

Du weist mein Leben, mein Wesen und Ziel,  
Du kennst mein Schreiben, mein Reimen und Styl.

## IX.

Nichts reimt so wol sich, als ich und dein Leib,  
Du bist, Dorinde, mein einiges Weib.

Diese Ode bildet einen Anhang zum „Ehrengedichte Auffs Hn. Bartolus Bartholinus . . . Professors in Kopenhagen Und Jungfrauen Eccilien Marien Glibinn Hochzeitfest“.

Man erklärt sich das „Aria incerti auctoris“ bei Albert vollkommen. Die Melodie, zu welcher Albert eine neue Harmonisierung und S. Dachs einen neuen Text verfaßte, war eine volksmäßige, besonders bei lustigen Hochzeitgedichten gebräuchliche. Sie gehörte zu dem Liede „Allemahl allemahl geht et so to“, das die gelehrten Königsberger aus gedruckten Liederansammlungen nicht kannten, das ihnen aber aus dem Volksmunde der überwiegend plattdeutschen Landbevölkerung vertraut sein mochte; so findet auch die Wahl der niederdeutschen Mundart in diesem einen Falle für das „Ante von Tharau“ durch S. Dachs, dessen zahlreiche Gedichte sonst alle rein hochdeutsch sind, befriedigende Erklärung. Vielleicht gelingt es nun, einen vollständigen Druck des Liedes „Allemahl allemahl geht et so to“, das auf diese Weise zu einer gewissen Bedeutung gelangt ist, nachzuweisen; eine weitere Spur von dem Vorkommen und zugleich von mehr als gewöhnlicher Verbreitung und Beliebtheit des Liedes findet sich in einer jener Mißmachsdichtungen, die man im 16. und 17. Jahrhundert aus allgemein bekannten Liederanfängen und sonst abgerissenen Bruchstücken für fröhliche Kreise zusammenstellte. In jener schmerzigen Sammlung solcher Quodlibets aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts „Sieben lächerliche Geschnälts“ findet man „Alle tag alle tag gehts so zu, wenn man soll essen setz man erst zu“; damit ist unzweifelhaft jenes plattdeutsche Gedicht gemeint, und man ersieht aus diesen abgerissenen Zeilen, die sich offenbar auf die mangelhaften Proben, die eine junge Frau zu Beginn der Ehe von ihrer Kochkunst giebt, beziehen, daß man es mit einem Hochzeitgedichte zu thun hat. Von den „Sieben lächerliche Geschnälts“, mit denen Hoffmann im Weimariſchen Jahrbuch 3, 126 ff. und Lübber in der Zeitschrift für deutsche Philologie 15, 51 ff. sich obenhin beschäftigt haben, soll auch noch etwas neues mitgeteilt werden. (Vgl. jetzt auch „Straßenleben und Straßenszene im Anfang des 17. Jahrhunderts.“ Skizze von Dr. M. Rubensohn. Frankfurter Zeitung, Nr. 44 von Mittwoch den 14. Februar 1900.)

Mit Dachs Urheberschaft des Liedes „Ante von Tharau“, beziehungsweise seinem Anteil daran steht es ganz ähnlich wie mit Hauffs Anteil an seinem berühmten Morgenrotliede. Beide lehnten sich aufs engste an eine vollstündliche Vorlage an, beide wagten zunächst nicht die Urheberschaft für sich zu beanspruchen, wie Dachs nicht in den Arien, so Hauff nicht im Lichtenstein, wo er das Lied noch ohne die Morgenrot-Strophe als Volkslied giebt, und auch noch nicht in den Kriegsliedern vom Jahre 1824, in denen mehrere Nummern von ihm stets mit seinem Namen bezeichnet stehen, das treffliche Reiterlied aber, obschon bereits mit der

Morgenrot-Strophe vermehrt, als namenloses Volkslied gegeben ist. Bei dem Liede vom Munchen wie beim Morgenrot-Liede wurde durch die spätere und bessere, schnell zu allgemeiner Beliebtheit gelangte Fassung die Vorlage verdrängt, und die Arbeiter dieser endgiltigen Fassungen sind auf solche Art zu ihren berühmtesten Viedern und dem besten Teile ihres Dichterruhms gelangt. (Fortsetzung folgt.)

Berlin Witmersdorf.

A. Kopp.

## Ein neues Dokument zur Urgeschichte des Werther.

In seinem Buche „Goethe in Westlar“ erwähnt Wilhelm Herbst eine Garbenheimer Dorftradition, wonach der eine Sohn der jungen Frau im Werther, der, wie im Roman auch in Wirklichkeit Hans, und zwar Hans Bamberger geheissen habe und später nach Norddeutschland ausgewandert sei, sich bei der Teilung des kleinen Erbes seiner Mutter statt alles anderen den Holzstuhl ansgebeten habe, auf dem Goethe einst unter den Linden geessen. Ich war so glücklich, das Schriftstück aufzufinden, auf dem diese Tradition beruht. Der Brief, der eine Reihe interessanter Einzelheiten zur Urgeschichte des Werther enthält, zeigt, daß jenes von Herbst referierte Gerücht nur annähernd das Richtige wiedergab. Ich lasse zunächst den Brief im Wortlaut folgen:

Braunschweig d 12 Xer 1838

Willgeliebter Bruder Hannes ich habe von Meinem Sohn gehört das du den für mich So merkwitichen<sup>1)</sup> Stuhl von gerußamell<sup>2)</sup> hast diesen Stuhl habe ich So Will mahl unter die Linde getragen wo ihm unsere Selige liebe mutter Müste immer The müste machen und er thu unter der linde getrunken hat auch noch den letzten abend vor Seinem ende noch da getrunken hat und mich den abend noch alleine mitnahm weil er mich Vor allen andern Vorzog bis an den Tauben Stein<sup>3)</sup> wo er Sich hinsetzte und mich auf den Schoß nahm und mich So Will küßte und mir dan einen laub Stohler<sup>4)</sup> gab und Sagte ich Solte nun zu Haus gehen und die Eltern grüßen als er das Sagte lifen ihm die Tränen über die backen und leider den andern Morgen um 5 uhr kam Schon ein botte das er Sich erschossen ich und mein lieber Vatter und mutter gingen gleich nach Westlar als wir hinkamen lebt er noch weil der Schoß ander Saite bei dem ihr durch gegangen der Oberpfahrer Reis Sas bei Seinem bett und bette ehm was Vor ergab mit einer bewegung mit dem zu Verstohn das er oles VerStand ich und meine Eltern Müsten zu ihm an das bett treden wo er uns allen die Hand gab und So hat er noch 24 Stunde gelebt nun taust du lieber bruder Selbst dich an meine Stelle denken wie wichtig mir dieser Stuhl ist ich bitte dich lieber bruder die größte liebe die du mir als bruder erzeigst wan du mir diesen mir zu Merkwirdlichen Stuhl Schickst meine Zeelige Mutter Sagte mir noch als ich 1800 zu haus war und meine Scheine zum Meißer werden holte das ich nach ihrem Tod diesen Stuhl Solte haben Sie ist aber nun todt und hat es Vergessen euch zu Sagen ich bin Vest über zeugt hätte Sie es auch gesagt das ihr mir ihn geschickt nun bitte ich dich lieber bruder das du mir die einzige bite nicht ab Schickst und mir diesen Stuhl Schickst was du dafür Verlangst wil dir gerne als dem Elster bruder bezahlen las mich aber nicht Vergeblich biten und Schicke ihn mir du Mußt die beine heraus machen und die leine<sup>5)</sup> los machen und mache dan eine kleine Kiste

1) merkwürdigen.

2) dialektischer Anlaut und Metathesis der Endsilbe.

3) auf halbem Weg zwischen Garbenheim und Westlar.

4) im Original nicht ganz deutlich, ich lese Laubsthaler = Pantthaler.

5) = Lehne.

und packe ihn ein und dan mache das Zeichen H. D. und einen frachtbrief mit dem selben zeichen dabei und Schicke ihn nach Gießen in das Gasthaus zum kirsch da hatt mir auch der Setige Vatter die butter hingeschickt und ich habe es inner erhalten die Altrefse Anden Schneider Meister Bamberger auf dem Vohlbweg hans Romero 1997 ich bin in der Besse erwartung und rechne auf deine Brüderliche liebe meine bite zu erfüllen alle die Kosten die du da Von hast will ich dir als rechtlicher Vender bezahlen ich bitte noch moht ihn mir Sobald als möglich zu Schütten eine größere Freundschaft laust du mir nicht erzeigen als wann du ihn mir Schickst

Ich Verbleibe dein dich liebender Bruder  
nebst Willen grüßen von uns  
Johann Heinrich Bamberger

Der Brief beweist also 1. daß Goethe, wenn er seines Werthers Sommer-treiben in Garbenheim schildert, ihm nicht bloß Züge von sich selbst lieh, sondern daß auch Jerusalem oft und gerne die ländliche Stille des naben Dorfes aufgesucht hat und trotz seines sonst gezeugten menschenscheuen und verschlossenen, ja ver-bitterten und fastlästlichen Weisens sich die innige Zuneigung der einfachen Natur-finder in ungewöhnlichem Grade zu erwerben wußte; 2. daß Jerusalem am Nach-mittag vor seinem Tode noch an seinem Lieblingsplatze war, während man bisher aus dem Bericht Kestners nur wußte, daß er am Abend vorher auf der Starfen-weide, dem lahnabwärts vor dem Silböhferthor gelegenen Stadtwäldchen herumgeirrt sei; er giebt 3. eine Schilderung der letzten Stunden des Unglücklichen aus dem Mund eines ganz naiven Menschen mit neuen Einzelzügen, deren einer die That-sache, daß Jerusalem ohne den furchtlichen Regen bestattet wurde, noch markanter macht, als es bisher schon der Fall war; und endlich 4. erklärt uns der Brief das Entstehen der Legende, daß Jerusalem in Garbenheim in dem Wirtschaftsgarten (jest Hennov) begraben liege, auf Grund deren sich ein während der Freiheitskriege durch Garbenheim kommender russischer General die auf dem angeblichen Grabe zu Unrecht aufgestellte Urne in seine Heimat schicken ließ, und die der Wirt in seinem Interesse ausbentete, bis der Regierungsräsident bei einem Besuche in Garbenheim die Beseitigung des falschen Grabes anempfahl. Davon daß der Brief sprachlich und wegen des naiven Stils an sich nicht ohne Reiz ist, daß wir aus ihm erfahren, daß also Johann Heinrich Bamberger derjenige war, der sich den Stuhl aus-bittet, auf dem Jerusalem (nicht Goethe) zu sitzen pflegte, und zwar von seinem Bruder Hames, ferner daß dieser Johann Heinrich, einer der Söhne der jungen Frau im Werther, nach Braunschweig ausgewanderte und sich dort als ehrfamer Schneidermeister niedertieß, wie schon seine Mutter eine Art Näherin gewesen sein muß (ein ihr von Goethe geschenktes Scheergehänge, am Gürtel zu tragen, mit niedlichen bemalten Kococo-Porzellanbildchen hat mir einer ihrer Nachkommen vor kurzem noch gezeigt) — von alle dem will ich erst in zweiter Linie reden. Jedenfalls ist der Brief ein hübscher Beitrag zur Kenntnis der historischen Grund-lage von Goethes berühmtestem Prosawerk, und als solchen wollte ich ihn dem Leserkreis des Euphorion als eine bescheidene Jubiläumsgabe nachträglich dar-bringen.

Weslar.

Hans Hofmann.

## Zur Geschichte des Fauststoffes.

### 1. Ein Faust-Drama auf der Wiener Possenbühne.

Am 18. Juni 1799 wurde in Wien in dem „k. k. priv. Theater im Frei-hause auf der Wieden“ unter der Diktion Emanuel Schikaneders mit großem Beifall ein Zauberstück aufgeführt, betitelt: „Fausts Leben, Thaten und

Höllenfahrt; ein romantisches Schauspiel mit Arien und Flugwerken in fünf Akten“ von Matthäus Coll, die Musik von Joh. Georg Lickl. Das Stück errang einen vollen und nachhaltigen Erfolg und wurde im Laufe des Jahres 1799 noch zehnmal gegeben. Es wurde nicht gedruckt, und ist daher, da es auch handschriftlich nicht erhalten ist, leider heute völlig unbekannt.<sup>1)</sup> Es befindet sich aber unter den handschriftlichen Aufzeichnungen Leop. von Conzleithners, welche im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien aufbewahrt werden, ein Verzeichniß der in dem Stücke auftretenden Personen, woraus man dennoch wenigstens einigermaßen auf den Inhalt und Charakter desselben schließen kann. Diesem Verzeichniß zufolge treten in dem Stück die folgenden Personen handelnd auf:

Dr. Faust.	Abbadon, erster Fürst der Hölle.
Dorothee, seine Gattin.	Leviathan, ein Fürst der Finsternis.
Raynold } seine Kinder.	Oberin der Feen.
Karl }	Trinkuli, ihr Mann.
Hansjs Vater.	Nadina, ihre Tochter.
Jakob, Fausts Diener.	Kala } Feen.
Wjette, Kammermädchen.	Trilla }
Ein Genius.	Ein Raubgraf.
	Ein Reifiger.

Eslim, Dey in Maroko.

Ali, Harems-Aufseher.

Ein Unbekannter.	1. } 2. } 3. } 4. }	Eslavin.	} Gast einer Dorfschenke.	

Die Vermutung, welche durch den Titel erweckt wird, daß nämlich Volksstück mehr oder weniger nach dem gleichnamigen Roman Klingers gearbeitet sei (derselbe erschien 1791 in erster, 1792 und 1794 in zweiter, 1799 in dritter Auflage), wird durch die Betrachtung dieses Personenverzeichnisses zur Gewißheit. Auch in Klingers Roman werden Fausts Weib, seine Kinder und sein alter grauer Vater<sup>2)</sup> einigemal vorgeführt, zu ihnen kehrt Faust in den Pausen zwischen den einzelnen Abentheuern zurück; bei Klinger erteilt Satan, der Beherrscher der Hölle, seinem Lieblingsteufel Leviathan den Auftrag, Faust zu verführen und dessen Seele der Hölle zuzutreiben; Leviathan begiebt sich mit Faust auf weitausgedehnte Reisen, und unter den mannigfachen Abentheuern, die Faust in Leviathans Begleitung besteht, ist eines die Geschichte von dem Raubgrafen, der ein Dorf hat in Brand stecken lassen, und dessen Schloß Faust, nachdem er die Erzählung eines verwundeten Reifigen angehört, durch Leviathan zerstören läßt.<sup>3)</sup> Es ist also wohl

<sup>1)</sup> Das beklagt unter anderen auch A. von Weilen: Allgemeine Deutsche Biographie 40, 246.

<sup>2)</sup> Der Stoff des Doktor Faust war den Wienern bekanntlich schon 1792 durch Paul Weidmanns allegorisches Drama „Johann Faust“ (Prag 1775; wieder herausgegeben von Carl Engel, Oldenburg 1877) vorgeführt worden, das dem Dichter unseres Stückes in manchem, wie besonders in dem Auftreten von Fausts Vater, vorbildlich gewesen sein mag. Vgl. Horner, Euphorion 5, 554.

<sup>3)</sup> Dieses Motiv der Gegenüberstellung eines in hohem Schloß hausenden hohen Herrn und des bescheidenen Bauerlebens, das der Willkür des Herrn zum Opfer fällt, ist, ein wenig variiert, häufig in Faustdichtungen zu finden. Vergleiche unter anderem die Scene im Urfaust: „Landstraße . . . rechts auf dem Hügel ein altes Schloß, in der Ferne ein Bauerhüttgen“, und die Episode von Philemon und Baucis im zweiten Teil des „Faust“. Es findet sich auch in einem Drama von Mercier „Le Juge“ das Motiv, daß ein Graf die Hütte eines Armen niederreißen läßt, weil sie ihm die Aussicht versperrt. (Anregung Minors im Colleg.)

mit Bestimmtheit anzunehmen, daß das Stück in diesen, zum Teile wesentlichen Punkten eine einfache Dramatisierung der betreffenden Stellen in Klügers Roman gewesen ist. Vielleicht ist auch bei dem Genius, der bei Voll auftritt, an den „Genius der Menschheit“, den Klüger seinem Faust erscheinen läßt, zu denken; vielleicht auch kann man, doch mit ziemlich geringer Sicherheit, aus den vier „Gästen einer Dorfschenke“ auf eine freie Benützung der Scene bei Klüger schließen, in der Leviathan als seiner Herr Faust in seinem Gasthose abholt.

Das Alles ergibt schon ein Gerüste für die Handlung des Wiener Stückes, das jedenfalls ganz in der Tradition der Wiener Zauberposse mit ihren Maschinenstückchen, ihrem derben Humor und ihrem märchenhaften Zauberprunt entstanden ist. Voll, der als Theaterdichter in Wien lebte und von dessen Leben wir nahezu gar nichts wissen, hat auch sonst ganz in dieser Art geschrieben. Es wurde also wohl eine Scene in der Hölle vorgeführt, in der der Höllenfürst Abbaddon (der wahrscheinlich nach Klopstock so getauft worden war) den Fürsten der Finsternis, Leviathan, mit der Verführung Fausts beauftragte; in einer anderen Scene erschien Fausts Häßlichkeit auf der Bühne — vielleicht nahm er auch von den Seinen Abschied. Dann folgten Fausts und seines Begleiters Leviathan abenteuerliche Fahrten, und hier hat der Dichter bloß die eine Episode von dem Rauhgrafen beibehalten, wohl weil es da Feuer und Sturm gab. Die andern Abenteuer, die in Klügers Roman erzählt werden, ließ er unbenutzt, da er sie für seinen Zweck, das ist das Wiener Volk auf die herkömmliche Art durch Wis und Zauberei zu vergnügen, nicht brauchen konnte. Gleichfalls mit Rücksicht auf diesen Zweck gab er dem Faust den traditionellen Bedienten, den er hier Jacob nannte, und der Faust wie herkömmlich auf seinen Reisen begleiten mußte und dabei durch Späße und große Feigheit das Publikum ergözte. Zu der Tradition liegt es ja auch, daß dieser komische Diener ein Seitenstück in einem weiblichen Dienstboten erhält, aber die Naivität des Dichters zeigt sich recht deutlich darin, daß er diesem Seitenstück keinen andern Namen zu geben hat als den typischen des Kammermädchens im Charakterstudium — Nisette. An die Stelle der ersten und oft tief bedeutenden Abenteuer im Roman von Klüger setzte er oft erprobte Elemente, welche das Wiener Publikum gerade in einem Zauberstück sehr schmerzlich vermißt hätte. Er führte einerseits ein Abenteuer Faustens mit einer Feenfamilie vor (es handelt sich dabei wohl um Nadina, die Tochter der obersten Fee; der Name des Feenobersten, Trintuli,<sup>1)</sup> läßt wohl eine komische Figur in ihm vermuthen, also eine Art Bruchstück einer Zauberoper. Ferner brachte er den Doktor Faust ins Morgenland (das war ja damals in Wien ein ebenso beliebter Zug wie die Feenmärchen) und ließ ihn dort in Marocco eine drollige Geschichte à la „Entführung aus dem Serail“ (das ist wohl aus den beiden Slavinnen und der typischen Figur des Harem-aufsehers zu schließen) erleben. Beide Stoffkreise beherrschten ja zu jener Zeit fast völlig die Wiener Volksdramatik (in der Nachfolge einerseits der „Zauberstöße“, andererseits der „Entführung“). In dieser praktischen Weise hat sich der Wiener Dichter den Stoff zurechtgeschnitten und mit Zellen bedacht, von denen er gar wohl wußte, daß sie den Ohren seines Publikums süß tönen würden. Er hatte sich, wie wir ja wissen, damit nicht verrechnet, und auch die Höllensfahrt Dr. Fausts, die wohl den Schluß des Stückes gebildet haben wird, dürfte nicht wenig zu dem großen Erfolg, den das opus erlang, beigetragen haben.

Bei der ersten Aufführung des Stückes wurde Dr. Faust von Herrn Maier, seine Frau von Mlle. Helmböck, die Nisette von Mlle. Wipfel, der Abbaddon von

<sup>1)</sup> Der Name Nadina geht wahrscheinlich auf Wielands „Nadine“ zurück; der Name Trintuli hat sein Vorbild jedenfalls in jenem des Späsmachers „Trintulo“ in Zabalpeares „Sturm“, der 1798 von Henker als „Der Sturm oder die Zaubermusik“ heroisch-komische Oper, Musik von Wenzel Müller, für das Leopoldstädter Theater bearbeitet worden war.

Herrn Reinfäufer, Fausts Vater von Herrn Wiejete (demselben, der sich die Autorität an der „Zauberflöte“ zusprach) dargestellt; die Maske der Rolle, Dr. Fausts lächerlicher Bedienter Jacob, lag in den Händen des bekannten Komikers des Wiednertheaters, Stegmayers.

Wien.

Egon von Komorzynski.

## 2. Eine Faust-Aufführung in Komorn.

In den älteren Jahrgängen der Theater-Zeitschriften und Almanache findet man öfter der Kuriosität halber und zur Kurzweil der Leser jene bekannten markt-schreierischen Komödienzettel der Wandertruppen abgedruckt; sie stehen dort mit den Theater-Anekdoten auf einer Stufe und sind wie diese manchmal auch bloß erschienen. Dieser letztere Fall gilt indes nicht von der nachfolgenden, im Brünner Theater-Taschenbuch für das Jahr 1814, Z. 40 f. orthographisch getreu abgedruckten Ankündigung einer Faust-Aufführung in Komorn durch eine der zahlreichen deutschen Schauspielergesellschaften, die in Ungarn umherzogen:

Wie (?) heute Samstag den 5<sup>ten</sup> Juny 1813.

Zur freyen Einnahme

der

Mara Deicherin, Schauspielerin

gegeben

Ein Schauspiel in 3 Aufzügen genannt

Johann Doktor Faust

oder

Masperl der lustige Geister Zittirer,

wo alle Vorstellungen zum Vorschein kommen

werden. Auch werden heute zwey neue

Schauspielerinne auftreten.

### Personen:

Johann Doktor Faust . . . . .	Hr. Jakob Föbner
Der Fürst . . . . .	Mad. Deicher
Messstofeles . . . . .	Hr. Schreiber
Janulus, Kammerdiener des Faust . . . . .	Hr. Moser
Masperl, ein Faszirender . . . . .	Hr. Deicher
Viele Furien.	

### Testamentarische Vorstellung.

Der Kenische Joseph . . . . .	Hr. Föbner der Junge
Antretina . . . . .	Mad. Keiser
Judit . . . . .	Mad. Berger
Hollofermus . . . . .	Hr. Neumann
Samson . . . . .	Hr. Fagt
Dalila . . . . .	Mad. Föbner.

Hocher Adel! k. k. Militair!

Verehrungswürdige Bürger!

Da dieser Tag bloß zu meiner Einnahme bestimmt ist, um meine wirklich sehr üble umstände zu erleichtern, da ich Hobes Leibes bin, und ich keine sichere Stunde mehr habe, und ich so viele broben, wie auch meine Vorgänger Hier in Komorn glücklich von Ihrer Großmuth und Menschen Lieb empfangen haben, so ist meine große Hoffnung, daß Sie mich auch dießmal nicht verlassen werden, und ich bin dann hintänglich belohnt und werde mich in dieser Ehrfurcht nennen dero unterdänigste Mara Deicherin, Schauspielerin.

Der Anfang ist um halb 8 Uhr.

Dies Zeugnis für das Fortleben des Volkschauspiels vom Doktor Faust auf der lebendigen Bühne auch noch unseres Jahrhunderts ist nicht das erste der Art, vielmehr eine bloße Bestätigung dessen, was wir ohnehin schon wußten. Die beiden Aufführungen, deren Heine in den Erläuterungen zu seinem Tanzpoem „Doktor Faust“ Erwähnung thut, müssen in den zwanziger Jahren stattgefunden haben, und die bei Carl Engel, Deutsche Puppentheater, 9. Heft, S. 12, zusammengestellten Daten über Faust-Aufführungen auf Winkelbühnen in München, Hamburg, Eisenach und ostfriesländischen Städten reichen sogar bis in die dreißiger und den Anfang der vierziger Jahre.<sup>1)</sup> Dies ist nichts Verwunderliches; das Repertoire der Wandertropen war naturgemäß zählbarer und rückständiger Natur. Zunachst für ungarische Provinzler mochte der Faust sogar noch 1813 den Reiz der Neuheit besitzen. Viel wichtiger als dieser äußere Umstand ist die Abweichung von der bisher rekonstruierten Form des Volkschauspiels in einem Punkte: die Erscheinungsscene am Hofe des italienischen Herzogs ist zu einer „testamentarischen Vorstellung“ umgestaltet. Daß die Besetzung der einzelnen Rollen mit Schauspielern, die entweder im ständigen Spiel oder, was wahrscheinlicher ist, im Mono und Dialog agierten, lediglich eine Neueinführung bei der Gesellschaft war, der die Beneficianten angehörte, ist schwerlich anzunehmen; es erleidet somit die fast allgemein verbreitete Ansicht, daß die Erscheinungen nur in Bildern bestanden, die durch eine Zauberlaterne auf eine weiße Wand reflektiert wurden, eine weitestgehende Einschränkung. Ob freilich von einer Tradition gesprochen werden darf und wenn, ob sie alt war, muß dahingestellt bleiben. Das Auskunftsmittel des Erlasses durch Schauspieler ergab sich von selbst, wenn einer Wandtruppe die nötigen Bilder abhanden gekommen oder beschädigt worden waren. Von da zu der weiteren Ausgestaltung in dem Sinne, daß die Darsteller selbst den vordem von Faust gesprochenen erklärenden Text vortragen und hierbei *ex tempore* ausdämmeln, war nur ein Schritt. In unserem Falle muß die „testamentarische Vorstellung“, worin sich übrigens die altrömische Lucretia recht sonderbar ausnimmt, ohne Zweifel etwas Apartes geboten haben. Das erhellt, abgesehen von dem die Kenner reizenden Hinweis der Ankündigung auf das „unvortheilhafteste aller Vorstellungen“ und das Auftreten der zwei neuen, einer Gelegenheit zur Auszeichnung bedürftigen Schauspielerinnen, aus dem Umstande, daß die darin spielenden Personen abgefordert von den übrigen namentlich angeführt werden. Unter den sechs Erscheinungen mögen die ersten beiden Einzelfiguren gewesen sein, während sich die übrigen vier in je zwei Zweiergruppen gliedern. Es kann aber auch sein, daß der heusche Joseph, für dessen Einführung sich in sämtlichen bekannten Fassungen des Volkschauspiels kein Beleg finden läßt, ohne viel Skandal mit der nicht minder heusche Lucretia in irgend einen unheimlichen Zusammenhang gebracht wurde; dann hätten wir in den beiden ein drittes Paar vor uns. In dies richtig und stimmen wir der freilich lähnen Rekonstruktion des jüngsten, geistvollsten, aber auch hypothesenreichsten Interpreten des Volkschauspiels, N. W. Brunner, zu (Zeitschrift für deutsche Philologie 31, 87), dann hat die historische Maria von Burgund, der Archetypus der Figur und ursprünglich die einzige Erscheinung im Stücke, auf ihrem Wege über die heilige Jungfrau Maria hinweg bis zur Lucretia und deren irgendwie motivierten Zugehörigkeit zum heusche Joseph eine höchst merkwürdige Wandlungsfähigkeit an den Tag gelegt.

<sup>1)</sup> Bei dieser Gelegenheit berichtige ich die in meinem Aufsatz „Zur Geschichte des Volkschauspiels vom Dr. Faust in Wien“ (Ein Wiener Stammbuch. Dr. Carl Glossy zum fünfzigsten Geburtstage, Wien 1898, S. 106 ff.) vorgebrachte Ansicht, daß die Faust-Aufführung im Theater am Neustift vom 1. November 1783 die letzte glaubwürdige bezeugte durch Berufschauspieler gewesen sei; sie war nur die letzte im vorigen Jahrhundert, von der wir Kenntnis besitzen.

Über die eigentliche Hamletkomödie läßt sich aus dem Antikündigungszeitel gar nichts herauslesen, was nicht bereits längst bekannt ist, höchstens das Avancement des Gattungsnamens Hamulus zum Range eines Personennamens; offenbar verstand man in diesen Kreisen das Wort nicht mehr. Die an und für sich leichte Rolle des Fürsten, dem nöthigenfalls nichts weiter als seine repräsentative Anwesenheit beim Schauspiel im Schauspiel abverlangt werden konnte, wurde der hochschwangeren Clara Decker mit Rücksicht auf ihren schonungsbedürftigen Zustand zugeteilt; auf das sprichwörtliche Komödiantenelend fällt wieder einmal ein grelles Streiflicht.<sup>4)</sup>

Wien.

Emil Horner.

\*) Aus dem übrigen Inhalt des Brünner Theater Taschenbuchs für das Jahr 1814, gedruckt von J. G. Traßler, hebe ich hervor: S. 74 ff. „Versuch einer Geschichte des Brünner Theaters“, wichtig, weil der anonyme Verfasser zur Geschichte des Theaters im 17. Jahrhundert einen selbstgefundenen Beitrag liefert, indem er schreibt: „Wir finden in den Archiven, daß im Jahre 1669 am 29. November die anwesenden fremden Comödianten um Erlaubniß baten, daß sie in der angehenden Adventszeit, wenigstens in der ersten Woche, und zwar geistliche Comödien agiren mögen.“ Die Erlaubniß ward ihnen auch und zwar in folgenden Ausdrücken ertheilt: „Wird ihnen zwar verwilligt, jedoch: daß sie nichts, was wider gute Sitten oder modestiam der Adventszeit, produziren, sondern in terminis der geistlichen materiae bleiben sollen. Das Nachspiel mit dem Fästelhäring (i. e. Hamuswurf) wird aber aufzuheben sein, es sey denn, daß auch etwas modestes zur geistlichen Ergözung durch züchtige Repräsentirung der Personen vorgebracht werden könnte“. — Diese Nachricht ist neu; in den einschlägigen Werken ist sie nicht verzeichnet. Milles Geschichte des Brünner Stadt-Theaters reicht nicht so weit zurück, J. Meißners Buch über die englischen Komödianten zur Zeit Shakespeares in Österreich noch nicht bis zu diesem Zeitpunkte. — S. 58. Rudolf von Habsburg, Gedicht von Franz Weidmann. S. 62. Theodor Körners Todtenfeier. Gedicht von Paner. S. 66. Charakter Epigramme auf Deutschlands erste Dramaturgen und Donsiker (auf Schiller, Goethe, Kosebue, Aßland, Haydn und Mozart) von Paner. S. 68. Deutschlands Dramaturgen, Gedicht von Paner. S. 85 ff. Der ist der Rechte. Lustspiel in einem Akte von F. J. Koentheuer. S. 127 ff. Der kleine Proteus. Lustspiel in einem Akte von Albin Stet.



## Recensionen und Reserate.

Brenner S., Grundzüge der geschichtlichen Grammatik der deutschen Sprache. München (Schöpping) 1896. 2.10 M.

Wenn sich auch die Anzeige vorliegenden Buches durch einen unliebsamen Zufall sehr verspätet hat, so wird hoffentlich der Dank für die nützliche Gabe dem Herrn Verfasser nicht zu spät erscheinen. Brenners „Grundzüge“ bilden eine Erweiterung zu seiner mittelhochdeutschen Grammatik und Verleslehre, dürfen aber als Ergänzung zu allen vorhandenen deutschen Grammatiken kürzerer und auch längerer Fassung willkommen geheißen werden. Denn sie bieten eine Fülle von Einzelheiten, die man in anderen Compendien oft vergeblich suchen wird; besonders lehrreich sind hier die Bemerkungen über Schreibung, Aussprache und Mundarten, wobei allerdings die oberdeutschen am besten wegkommen. Den Grund hierfür bildet die Bestimmung des Buches „in erster Linie für Lehrer des Deutschen an oberdeutschen Schulen“. Anfänger freilich dürften zuweilen Mühe haben, die etwas knappen Darlegungen sich zu verdeutlichen, z. B. S. 35 unten, wo der historische Zusammenhang nicht klar wird, S. 56, wo lautliche Hinweise fehlen, die die urdeutschen Formen der Adjektivdeklinamtion verständlich machen; auch die Schemata über den Ablant (§ 10) sind offenbar nur als Ergänzung zu des Verfassers Grammatik zu betrachten.

Im Mittelpunkt der Darstellung steht im Wesentlichen das Mittelhochdeutsche, von wo aus rückwärts — wo nötig bis zum Indogermanischen (oder Griechischen) — und vorwärts gegriffen wird. Recht zweckmäßig ist z. B. der Hinweis auf griechisch-lateinische Endungen S. 74 bei der Verbalflexion, nur genügt griechisch-οιεν nicht, um für die 3. plur. conj. praes. die Reihe ahd.-ên, got.-aina, ug.-aind zu verdeutlichen: es mußte bis auf idg. \*oim zurückgegangen werden. Gute syntaktische Darlegungen finden sich trotz des Verzichtes auf Syntax (S. IV) unter andern bei der geschichtlichen Entwicklung der Tempora (Kapitel 6). Vielleicht wäre dem Neuhochdeutschen, besonders der sogenannten Übergangszeit etwas mehr

Kann zu wünschen, obgleich Brenner namentlich in Einzelheiten meist viel mehr bietet, als Bücher von ähnlichem Umfange, die den Titel Deutsche Grammatik führen. Nicht ausführlich und anregend sind die zahlreichen Bemerkungen zu den Pronomina und Adverbia.

An Einzelheiten möge es gestattet sein noch folgendes Wenige nachzutragen. *z.* 2: In Schwester hat sich mundartlich doch auch *ö* gehalten, vergleiche vogtländisch *schwawster*. — Zu den *z.* 5 angeführten Beispielen *barinß* und *Hochzeit* kenne ich ostthüringisch die Aussprache *barbs'ch*, *huchz'ch*. — *z.* 5 unten werden Fälle angeführt, wo sich „gefärbte Endvokale“ erhalten haben, *z. B.* ewig, Bräutigam: das *i* hat wohl der Palatal gedeckt, man denke auch an Wörter wie Spüllicht, Köhrlicht (danach Didicht), wo — *ich* — auf *Suffix* — *ahi* zurückgeht. — Zu französisch (*z.* 9) stelle säkisch = sächsisch. — *ἐζατόν z.* 10 ist kein gutes Beispiel, da *α* erst sekundär wie auch *ahd. u.* — Die Entstehung von *legt* (*ultimus*) auf *z.* 11, unmittelbar aus *lest*, kann mich nicht überzeugen: Entlehnung aus dem Niederdeutschen giebt Kluge (Etymologisches Wörterbuch) an. — Zu *z.* 12 unten: *nau* = *neu* in ostthüringischen Mundarten. — Bei *Lücke*: *Lude*, *zuden*: *juden* (*z.* 13) ist doch die Unterscheidung der Bedeutung Ursache der Doppelform. — Zu den Beispielen mundartlichen Umlantes füge *häupt* = vogtländisch *hēt*. Ebenda auch *ölt* nach *zwölf* (*z.* 14). — Zu *z.* 20: Der Grund dafür, daß wir eigentliche Kürzen wie im Mittelhochdeutschen nicht mehr haben, liegt eben wohl darin, daß das Neuhochdeutsche keine wirklich kurzen offenen Silben mehr kennt (*him-l* u. *j. w.*). Aus den Kinderliedern ist nichts zu beweisen, da in den angeführten Beispielen die Dehnung durch den Rhythmus bewirkt wird. — *z.* 36 wird die handschriftliche Schreibung *cz* für die Affricata erwähnt, wobei Brenner mit Recht bezweifelt, daß diese nach slavischem Vorbilde eingeführt sei: *ich* meine, dort steht *e* für *t*; diese beiden Buchstaben wechseln doch so oft in den Handschriften. — Zu *Quel* = *Wäscher* vergleiche *Zwehle* = *Handtuch*. — *z.* 51 gehören doch vorhanden, zuhanden in die *u*-Klasse. — Zu *Hahn* (*z.* 54) gehört *Hahnenfuß* (Pflanze). — *z.* 80: Gerade die Übergangszeit zum Neuhochdeutschen hält an dem Endungs-*e* des Part. praes. sehr fest. — *z.* 82 zu *wirken*: *worhte* vergleiche ostthüringisch *verworeht* = *verwirrt*. — *z.* 84: wie bei *sol* auf *Schuld*, so konnte bei *man* auf *Münne* hingewiesen werden. — Ob sich die *i*-Verba (*z.* 77) an die reduplicierende Klasse angelehnt haben (*mied* nach *hielt*) bleibt dem Referenten fraglich, da neuhochdeutsche Vermischung verschiedener Klassen nur in einzelnen Fällen, nie aber für ganze Gruppen stattfindet. Eher ist etwa an Dehnung im Plur. praes. zu denken, von wo aus dann wie in anderen Fällen der Vokal des Singular bestimmt wurde. — *z.* 84 wird der Umlaut in können und anderen auf die Nachstellung und engste Verbindung des *i*-haltigen Pron. person. zurückgeführt. Ich wage zu glauben, daß —

Brenners Behauptung, S. 1, daß der Umlaut ü weit häufiger gesprochen wurde, als man gewöhnlich durch die Schrift angiebt, zugestanden! — die Ursache für diesen Umlaut gerade oft die Nachbarschaft von Konsonanten ist, die jene Tonserhöhung erleichtern. Also bei künmen wegen des palatalen k (wie bei wöllen infolge des w; wollen ist nur Angleichung an sollen); süh vielleicht wegen des l wie beim Substantivum Hülfe neben Hilfe (Angleichung an hülfe doch wohl ausgeschlossen); müezen aber mag sich an den organischen Umlaut in grüezen, hüezen, süezen angelehnt haben.

Zum Schluß den Hinweis, daß das Buch einen metrischen Anhang und eine, leider etwas knappe Auslese mundartlicher Sprachproben enthält — beides dankenswerte Beigaben namentlich für Lehrer an höheren Lehranstalten, denen die „Grundzüge“ hiermit überhaupt warm empfohlen seien.

Sondershausen.

Friedrich Weidling.

Schmidkonz J., Untersuchungen über deutsche Ortsnamen im Anschluß an die Deutung des Namens Kissingen. Halle (Niemeyer) 1895. 240 W.

Unter dem vielstimmig klingenden Obertitel „Ortskunde und Ortsnamenforschung im Dienste der Sprachwissenschaft und Geschichte“ wird hier auf 93 Seiten über den Ortsnamen Kissingen gehandelt. Nach einer Einleitung, die manche treffliche Gesichtspunkte für die Methodik der Ortsnamenforschung bietet, unternimmt der Verfasser zuerst eine Prüfung der urkundlichen Formen des Namens Kissingen. Es ergibt sich aber hieraus, daß von 28 Fällen nur etwa die Hälfte mit Sicherheit für den bekannten Badeort an der fränkischen Saale in Anspruch zu nehmen ist, während mit den anderen ein „ausgegangener“ Ort Kinzig(dh) in jener Gegend bezeichnet ist. Als Grundform für die ersteren ist bis auf zwei verschwundene Fälle \*Kizziha oder aber auch \*Kitziha zu erschließen, denn ob die Affricata oder Spirans gemeint ist, erhellt nicht mit Sicherheit (Urkunde Nr. 8 auf S. 24 kommt nicht in Betracht); nur jene zwei Fälle weisen auf ein \*Kinziha zurück. Genane Übereinstimmung mit der heutigen Form findet sich nur ein einziges Mal. Wenn man aber nun weiter (S. 25) findet, daß der Verfasser Kizziha und Kinziha gleichsetzt, und wenn man hier liest, daß „die Lautgruppe in- durch zz (tz) ersetzt“ sei, so muß man bedenklich werden. Es wird also wohl dabei bleiben, daß Kinzig und Kissingen verschiedene, auch etymologisch auseinanderzuhaltende Namen sind. Die folgenden etymologischen („textkritischen“, wie er sie nennt!) Untersuchungen des Verfassers dürften daher nur bedingten Wert haben. Sie gehen von dem Satze aus, daß Chizziha und Chizziha, im 9. Jahrhundert durcheinander gebraucht, Scheidformen einer gemeinsamen Grundform

seien. Aufknüpfend an das Örtchen König an der Odenwaldkinzig, das in der Mundart wie auch in Urkunden Kuntich und Ku(n)n-nich heißt, beruft sich Schmidtonz auf die älteste Schreibung Quinticha und Quinteca, ohne zu bedenken, daß das Q nur dem latinisierenden Schreiber zukommt, und setzt als Grundform für Kissingen \*Quinticha an. Stamm \*quint wird dann zu neuhochdeutsch Kind in Parallele gesetzt, dazu ein Verbum \*quinan = aufgehen, sprießen u. s. w. gewonnen, und \*quint als Brunst, Sprudel gedeutet. Aber nicht zufrieden, jenen Stamm auf die indogermanische Wurzel gen zurückgeführt zu haben, zerlegt der Verfasser diese noch — im ausdrücklichen Gegensatz, wie er zugeibt, zu der allgemeinen Ansicht — in: gue + „Vestimmlaut“ n; diese neue Wurzel soll „ein dauerndes Aufwärtsdrängen“ bedeuten. Eine Begründung solchen Vorgehens fehlt; daß hierbei auch für Kernen, Knie, Kinn und andere mehr ein- und dieselbe Wurzel angenommen wird, dürfte niemandem mehr verwunderlich erscheinen. Die Ausführungen des Verfassers haben, soweit sich Referent erinnert, auch bereits anderwärts Ablehnung gefunden.

Sondershausen.

Friedrich Weidling.

Aus deutscher Seele. Ein Buch Volkslieder, zusammengestellt von Ludwig Jacobowski. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 3.30 M.

Es war gewiß ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, auf die lyrische Produktion der Gegenwart durch eine neuangelegte Sammlung von deutschen Volksliedern in ähnlicher Weise fördernd und befruchtend einzuwirken, als zu Anfang des 19. Jahrhunderts und noch später die Sammlung von Arnim und Brentano, „Des Knaben Wunderhorn“, auf den Umschwung und die Fortentwicklung der damaligen zeitgenössischen Lyrik unverkennbaren Einfluß geübt hat. Genaue Umschau auf dem Gebiete des Volksliederschazes war hierfür ebenso unerläßliche Bedingung als feinfühliges Abschätzen des wahrhaft Bedeutenden unter den Erzeugnissen der Volksmuse.

In der That enthält die vorliegende Sammlung eine nicht geringe Anzahl unvergänglich schöner Lieder. Allein neben solchen echten Perlen deutscher Volkslyrik finden sich doch auch so manche Glasperlen, die in einer Musterammlung nicht am Platze sind und um so weniger darin hätten vorkommen sollen, als der Herausgeber, wie er S. 319 bemerkt, einzig und allein den „ästhetischen Gesichtspunkt, der die Auswahl geleitet, und die Anordnung des Stoffes“ als „das kleine Verdienst“ ansieht, das er beansprucht. Um nur einige Beispiele anzuführen, wären Verse wie „Ich bin ein armer Vogel“ (S. 34), „Leichter Abschied“ (49) oder das Schmadahüpfel (32)

Madl, magst an'n rod'n Wstl?

Madl, magst a'n Wein aa'?

Magst net a wen'g halst'n?

„Ja, ja, i mag aa'!“

jedenfalls zu streichen gewesen. Da der Herausgeber sich gewissermaßen grundsätzlich jeder erläuternden Bemerkung (außer der Erklärung dialektischer Ausdrücke) enthalten zu sollen geglaubt hat, treten mehrfache Dunkelheiten dem Gemisse und Verständnisse der Texte hindernd entgegen, was bei größerer Vorsicht leicht zu vermeiden gewesen wäre. Insbesondere auch hätten Lieder, die schon an und für sich durch ihren mysteriösen undurchsichtigen Inhalt oder durch ihre verderbte Textbeschaffenheit unangenehm auffallen, z. B. „Nachtigall“ (S. 2), „Die schöne Hannele“ (137), nicht aufgenommen werden sollen.

Mit den für die Einteilung des Stoffes nicht immer glücklich gewählten Überschriften stimmen die darunter enthaltenen Lieder nicht durchweg überein, z. B. steht unter der Abteilung „Glückliche Liebe“ eine Reihe von Liedchen und Liedern wie „Das wackre Mägdelein“, „Nachtigall“, „Moralisches Spinnerlied“, „Der ungeheuerliche Freier“, „Armes Mädchen“, „Was fang' ich an?“, „Verschiedene Antwort“, „Tanze, Gretchen, tanze“ u. s. w., die samt und sonders mit dem Blick in der Liebe nicht das mindeste zu thun haben.

Nicht alle der mitgetheilten Lieder können auf echtes Volkseigentum Anspruch machen; stehen solche wie „Die Schwägerin“ (S. 35; mit den in der steierischen Mundart unerhörten Praeteritis ‚ging‘, ‚sah‘), „Des Schiffers Wunsch“ (38), „Verschmähte Liebe“ (58), „Das Mädchen und der Mond“ (61) und andere in erstem Verdacht kunstmäßigen Ursprungs, so stellen sich andere bei näherer Untersuchung tatsächlich als nachweisbare Kunstlieder heraus, z. B. hat „Das Grüberl“ (31) den Dialekt-dichter Ign. Castelli („Gedichte in niederösterreichischer Mundart“, 3. Auflage, Wien 1852, S. 180), „A Diarndl geht um Holz in Wald“ (19) den Freiherrn Anton von Klesheim („s Schwarzblättl aus'm Weanawald“, Wien 1844, S. 17) zum Verfasser, während das Lied „Kimmt a Vogerl geflogen“ (53) aus der Zauberooper „Alie“ von Adolf Bäuerle (Musik von Wenzel Müller) stammt.

Auch die Textierung der einzelnen Lieder läßt hie und da sehr zu wünschen; dem Herausgeber geht vor allem die Kenntnis süddeutscher Dialekte ab; er schreibt den Herausgebern von Volksliedern viele der von ihnen begangenen Unrichtigkeiten nach. Er erläutert z. B. das Wort klieben durch ‚sammeln,‘ während es ‚spalten, schneiden‘ bedeutet; er übersieht in dem Lied „Am Gamsgebirg“ (235), daß in der dritten Strophe ein Vers fehlt; er druckt den von der Zeitschrift „Die Jugend“ veröffentlichten, undeutsch klingenden „Alten Volksreim“ (S. 310) ohne Berichtigung ab u. s. w., u. s. w.

Außer eigentlichen Volksliedern enthält die Sammlung nicht wenige Inschriften, Hans- und Grabsprüche und Stammbuchverse, die strenggenommen in eine Volkslieder-sammlung nicht gehören; unter ihnen befindet sich manche äußerst schwächliche und nichtsagende Ware, z. B.

der Spottreim auf eine Nasengeschwulst (295), der Spruch vom Schnupftabak (296), vom Longinns (ebenda) . . . .

Bei all diesen Mängeln pflichte ich dem Wunsche des Herausgebers bei, daß die Sammlung, in der ein gesunder Lebenshauch weht, zur Erneuerung des Blutes unserer vielfach verstockten und verdorrten Kunstlyrik dienen möge und daß somit der löbliche Zweck, den sich der Herausgeber setzt, erreicht werde.

Graz.

Adalbert Zeittles.

Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben von Karl Kehrbach. I. N. Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten 2. Berlin 1899. 2 M.

Dem ersten Hefte dieser Sammlung mit der ersten Hälfte der lateinischen Schülergespräche der Humanisten, dessen Erscheinen in dieser Zeitschrift 6, 109 fg. angezeigt wurde, ist rasch das zweite gefolgt, das mit gleicher Gründlichkeit und Sorgfalt wie jenes bearbeitet ist. Es umfaßt die Zeit von 1524 bis 1564, also genau 40 Jahre wie das erste Heft (1480—1520). Der erste unter den 9 Verfassern, die diesmal behandelt sind, ist Hadrianns Barlandus, ein Flamländer. Er ist (wie vor ihm Hegendorffius) durch Mosellanus, besonders aber durch Erasmus beeinflusst; seine Gespräche sind satirischer Art, und zwar wird besonders gegen den Adel und die unwürdige Geistlichkeit geifert, während die alten Klassiker in jeder Hinsicht gepriesen werden, Terentius nicht nur als Muster guter Latinität, sondern auch als Führer zur Tugend. Auch Hermannus Schottennius (Hessus) ist durch Erasmus beeinflusst. Seine Gespräche sind durch mancherlei Angaben über Spiele und Gebräuche interessant; er hat den Schülergesprächen auch eine Sammlung anderer angereicht, die nicht für Knaben bestimmt sind, dabei begegnet ein Kneiplied (S. 144 abgedruckt), das, wie der Herausgeber bemerkt, einem alten Vaganten Ehre gemacht hätte. Bei Sebaldus Heyden, der seit 1524 Rektor der Sebaldusschule in Nürnberg war und der als Musiker und Viederdichter sich Ruhm erwarb, haben die Schülergespräche ihre einfachste Form erhalten und dann bei Ludovici Nives (Linguae latinae exercitatio 1539) ihre höchste Vollendung. Von diesen sind nicht weniger als 103 Ausgaben und Übersetzungen (darunter die deutsche von Julius Bröring, Oldenburg 1897) angeführt. Sie wurden ja, wie einer der alten Erklärer sagt, „fast in allen Schulen“ „um die Wette erklärt“. Neben der eleganten Sprache nahm für sie ein, daß sie auf engem Raum das ganze Gebiet des täglichen Lebens umfaßten, und es ist von da, den

Bestrebungen der Zeit nach encyclopädischer Zusammenfassung entgegenkommend, nur noch ein Schritt zum Überblick über das ganze Weltall bei der Einführung in die lateinische Sprache, wie es dann die Janna des Comenius ausführte. Mit dieser teilt das Gesprächbuch des Vives auch das Schicksal, daß frühzeitig mehrsprachige Ausgaben veranstaltet wurden, und daß sie (wie der *Orbis pictus*, der aus der Janna hervorging) bis ins 18. Jahrhundert in Schulen verwendet wurden. — Vives schließt seine Gespräche mit einer Zusammenfassung von richtigen Erziehungsgrundsätzen gegenüber den Grundsätzen der Welt, und auf dieser Bahn schritten dann Nikolaus Wimmannus und Martinus Duncannus weiter fort, die auch durch den Inhalt ihrer Gespräche pädagogisch einwirken, nicht nur die lateinische Sprache richtig gebrauchen lehren wollten. Bonas Philologus und Jakobus Rovitus gehören zu den Vorgängern von Vives; der Franzose Mathurinus Corderius schließt die ganze Reihe ab. Er nimmt wieder die alte Art der Schülergespräche auf, und er hat soviel Beifall gefunden, daß nicht weniger als 108 Ausgaben und Übersetzungen seiner Gespräche gedruckt wurden.

Überall sind die Pitteraturangaben sehr genau und die Feststellung der Thatfachen erforderte überall großen Fleiß und nicht selten auch Scharfsinn, wir sind also dem Herausgeber dieser Hefte für vielfache Aufklärung eines bisher wenig beachteten Gebietes zu vielem Danke verpflichtet.

E a a z.

W. Toischer.

### Schillerlitteratur der Jahre 1898 und 1899.

Seiner größeren Ausgabe von Schillers dramatischem Nachlaß, die, wenn sie auch bei weitem nicht einwandfrei war (außer meinen früheren in dieser Zeitschrift abgedruckten Arbeiten über Demetrius und die Malteser verweise ich jetzt besonders auf Zeuffert in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1898, S. 556), doch einen großen und wesentlichen Fortschritt über Goedekes Ausgabe hinaus bedeutete, hat Gustav Rettner einen kleineren, für weitere Kreise bestimmten Abdruck folgen lassen (Schillers dramatische Entwürfe und Fragmente, aus dem Nachlaß zusammengestellt. Ergänzungsband zu Schillers Werken. Stuttgart, Cotta 1899). Wiewohl diese Ausgabe irgend welchen wissenschaftlichen Wert nicht besitzt und es ihr bei ihrer Bestimmung als Supplement zu den landläufigen populären Schillerausgaben ganz fern liegt, die Mängel und Desiderata der großen Ausgabe, auf die zuletzt Zeuffert energisch hingewiesen hat, irgendwie decken oder befriedigen zu wollen, sei doch mit wenigen Worten auf sie eingegangen. Sie umfaßt die Texte aller Fragmente der älteren Sammlung, die kleineren (Themistokles, Agrippina, Elfrida, Die Polizei, Rosamund, Das Schiff, Die Flüstiers, Das Seestück, das Lustspiel im Geschmack des Bürgergenerals) im vollen und

ungefährzten Wortlaut; bei den größeren (Demetrius, Warbeck, Die Prinzessin von Zelle, Die Mattheser, Die Gräfin von Flandern, Die Kinder des Hauses) versucht der Herausgeber durch Kontamination und Verarbeitung verschiedener, ursprünglich getrennter Abschnitte und Sätze einen zusammenhängenden Text herzustellen, der, leicht und glatt lesbar, einen bequemen Überblick über den geplanten dramatischen Aufbau gestattet, während er abweichende oder parallele Meditationen aus andern als den jedesmal gerade zu Grunde liegenden Skizzenblättern in Anmerkungen unter dem Texte nachträgt. Wenn man den Zweck des Buches erwägt, läßt sich gegen dies an sich unwissenschaftliche eklektische Verfahren nichts einwenden. Kettners Ansichten über den Aufbau der einzelnen geplanten Dramen und die chronologische Entwicklung der Skizzenblätter sind im wesentlichen unverändert geblieben: auch ich mag kleine Ausstellungen und Fragezeichen dagegen an dieser Stelle nicht vorbringen; durch derlei gelegentliche Bemerkungen ist der Sache wenig gedient und die Genese dieser großen Torst wird ja noch auf lange hinaus die wissenschaftlich kombinierende Phantasie zu neuen und tiefer dringenden Lösungsversuchen anreizen. Nicht ganz vollständig ist auch der doch nur kurze Entwurf der Brant in Trauer aufgenommen; anhangsweise sind zwei kleinere dramatische Werke angefügt, die der älteren Ausgabe fehlen, Körners Vormittag und der Anfang der Übersetzung von Racines Britannicus.

Die Texte habe ich durch Anstellung von einigen Stichproben mit dem älteren Abdruck der Handschriften verglichen und im großen und ganzen genau befunden, obwohl hier und da das Kontaminationsverfahren des Herausgebers über den erforderlichen Respekt vor dem Dichtervort hinaus zur Umschmelzung ganzer Sätze oder Konstruktionen geführt hat. Vom Übel scheint mir auch die zwar massenhaft, aber doch nicht ganz konsequent durchgeführte Modernisierung der Sprache Schillers, die man doch nirgends als dem größeren Publikum unverständlich bezeichnen kann; man sollte doch goldene Dichtervorte nicht als Scheidemünze behandeln, vielmehr die Kleinheit der Texte als selbstverständliches oberstes Prinzip für Ausgaben, selbst populäreren Charakters, ansehen. Man mag es für geringwertig oder bedeutungslos halten, wenn bei Kettner die Schiller geläufigen Wortformen „monstros“, „ahnden“, „fodern“, „gerademwegs“ in die heute üblichen umgesetzt werden, wenn die Verteilung der starken und schwachen Nominalflexion gegen des Dichters Sprachgebrauch im heutigen Sinne verändert wird; aber ist unser größeres Publikum wirklich so sprachunverständlich, daß derartige Änderungen notwendig sind? Dann müßten vor allem auch die vielen französischen Eindringlinge in Schillers Umgangssprache (vgl. Euphorion 4, 518), da sie heute nicht mehr üblich, für viele vielleicht nicht ohne Verkon verständlich sind, durch deutsche Worte ersetzt werden. Aber die Stilkorrektur geht bei Kettner noch weiter: ich habe mir Fälle angemerkt, wo er „ins“ in „in das“, „ist“ in „sei“,



„Akt“ in „Aufzug“, „bemerklich“ in „bemerkbar“ ungesetzt hat; das geht jedenfalls über das verzeihliche Maß hinaus, ebenso wie wenn den „Stibustiers“ ihre französische Pluralbezeichnung genommen wird, die Schiller gefälliger war als Archenholzens Form „Stibustier“, die Kettner für weitere Kreise verständlicher zu sein scheint.

Von den in meinen oben genannten Aufsätzen veröffentlichten Korrekturen Kettnerscher Lesungen, die eine Einsicht der Originalhandschriften gewährte, konnten die zu den Maltesern für die vorliegende Ausgabe nicht benutzt werden, da sie noch nicht veröffentlicht waren; so hat sich das unglückselige „Bey . . .“ statt „Berg Eceberras“ (vgl. Euphorion, Ergänzungsheft 4, 83) aus Goedekes und Kettners Drucken nicht nur in Bellermanns Text, sondern auch in diese neueste Ausgabe (S. 226) verschleppt. Anders verhielt es sich mit meinen Besserungen des Demetrius-Textes (Euphorion 4, 528): sie lagen Kettner vor und waren in den neuen Abdruck aufzunehmen; sonderbarerweise ist das aber nur eklettisch geschehen. Die Verse 160, 216, 769, 1302 erscheinen wieder ganz unverändert (S. 38, 40, 59, 81); Vers 720 (S. 56) steht noch immer „schießt vor“ statt „schießt her“, S. 99 „Freiheit“ statt „Frehheit“; im Samborakt Vers 245 (S. 134) ist sogar das für Schiller unmögliche „in jeden Zeiten“, ein Hörfehler Pottens, trotz meiner eingehenden Begründung stehen geblieben. Mir ist dies eklettische Verfahren unverständlich geblieben. Beiläufig seien hier gleich zwei Fehler des Textes der Polizei verbessert: S. 263 (große Ausgabe 78, 1) muß es „verfertigen“ statt „anfertigen“ heißen und S. 257 (71, 6) hat Schiller richtig marayer und nicht marager aus seinem Mercier abgeschrieben (vgl. schon Stettenheim, Schillers Fragment Die Polizei S. 67). Auf andres komme ich später gelegentlich zurück.

Von der richtigen Erwägung ausgehend, daß eine streng chronologische Anordnung der einzelnen Entwürfe noch immer nicht möglich ist, hat Kettner stoffliche Gruppen gebildet: Geschichts-dramen aus moderner Zeit, Dramen mit der einfachen Technik der klassischen Tragödie, phantastisch-romantische Stoffe, Sujet des entdeckten Verbrechens, marine Stücke, Kleines. Diese Anordnung hat mancherlei für sich, wenn man sich gegenwärtig hält, daß die dichterische Phantasie und Invention natürlich von diesem Schematismus und seinen Grenzcheiden nichts weiß, und daß viele Fäden von einem Gebiet ins andre laufen. Meiner Überzeugung nach sollte jedoch die Anordnung einer Ausgabe zu Grunde gelegt werden, die die Entwürfe in Schillers eigenem großen Planverzeichnis (dessen Facsimile dem Kalender beigegeben ist) zeigen. Ich stimme Kettners Ansicht (Schillerstudien S. 1), daß dieses Verzeichnis im Sommer 1802 niedergeschrieben sei, nicht bei, meine vielmehr mit Bellermann (Schillers Werke 10, X), daß sich die Niederschrift durch eine Reihe von Jahren hinzieht und immer vervollständigt wurde, sobald ein neuer Entschluß zur Gestaltung eines

Stoffes gefaßt war. Vellermann nimmt 1798—1803 als Entstehungszeit an; ich möchte den Anfangstermin noch etwas weiter hinaufrücken, rund in die erste Zeit der Verbindung mit Goethe, in der zunächst die Malteser, die an erster Stelle genannt werden, im Mittelpunkt des Interesses standen; auch nach 1803 mag noch einzelnes zugeschrieben sein. Mit Recht betont Vellermann auch, daß Schiller im Jahre 1802 keine Veranlassung haben konnte, sich die Titel längst vollendeter Stücke aufzuzeichnen und gleich wieder durchzustreichen. Trifft diese Auffassung einer sukzessiven Niederschrift das Richtige, so haben wir aber damit, meine ich, eine relative Chronologie für alle Entwürfe, die das Verzeichnis enthält: die wenigen sicheren Daten, die wir haben, passen in den Rahmen dieser Ansicht, soviel ich sehe, trefflich hinein. Natürlich geschah die Fixierung eines dramatischen Planes im Verzeichnis nicht notwendig im Moment des ersten dafür aufsteigenden Interesses, sondern wenn nach mehr oder weniger oft wiederholter Meditation sich die Grundlinien des Planes zu formen begannen oder der feste Entschluß der Bearbeitung sich kristallisierte. Je weiter getrennt in jenem Verzeichnis zwei Dramentitel stehen, um so größeren Zwischenraum werden wir zwischen beiden anzusetzen haben, um so weniger liegt die Möglichkeit vor, beide in dieselbe Phase der Schillerschen Entwicklung zu verlegen: so wird es, um die Endpunkte als instruktivstes Beispiel herauszugreifen, nicht möglich sein, die Elfride in die Zeit der Malteser oder, wie Kettner (S. 19) will, des Wallenstein zu versetzen; daß sie wahrscheinlich ins Jahr 1804 gehört, habe ich schon früher (Euphorien 6, 145 Anmerkung) von einem ganz andern Punkte aus zu erkennen geglaubt, wobei immerhin der erste Gedanke um Jahre zurückliegen mag.

In den Einleitungen zu den einzelnen Plänen orientiert Kettner kurz und übersichtlich über Entstehung, Quellen und dichterischen Wert der Entwürfe, indem er die gesicherten Ergebnisse der bisherigen Forschungen ansprechend zusammenfaßt. Besonders erirendlich war es mir zu sehen, daß Kettner seine frühere Ansicht von Schillers Äußerung an Frau von Staël über seinen Warbeck als einer absichtlichen Mystifikation (vgl. Euphorien 4, 534 und nun auch Vellermann 10, 135) nicht mehr aufrechterhält (S. 9) und daß er mit mir (Euphorien, Ergänzungsheft 4, 86; vgl. wieder Vellermann 10, 3) die älteste Anregung zu den Maltesern bei Watson, nicht mehr bei Vertot sucht. Neues ist mir in der Einleitung, abgesehen von Kleinigkeiten, wie z. B. dem Hinweis auf Platos Gastmahl für die Weiterbildung des Freundschaftsbundes in den Maltesern (S. 16), der mir nicht hinreichend begründet erscheint, nicht aufgestoßen. Die beiden größten Lücken in der Quellengeschichte der Schillerschen Entwürfe sind nach wie vor nuansgefüllt: die historische Ableitung der marinen Dramen und der eigenartigen Gräfin von Flandern muß erst ein künftiger glücklicher Zufall ermöglichen. Daß die letztere im wesentlichen auf freier Er-

findung beruhen soll (S. 21), davon habe ich mich nie überzeugen können. Auch Kettners Hypothese, der Entwurf sei aus der im Jahre 1795 für die Horen geplanten romantischen Erzählung erwachsen, scheint mir nicht glücklich und hat nur das eine Verdienst, die unbewiesenen Vermutungen über diese räthelhafte Novelle in Versen um eine neue ebenso unbewiesene vermehrt zu haben. —

Ich darf hier gleich meine Neubearbeitung eines der wichtigsten von Schillers Briefwechseln anreihen (Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt, dritte vermehrte Ausgabe mit Anmerkungen von Albert Feigmann. Stuttgart, Cotta 1900). Diese neue Auflage des Briefwechsels ist die erste, welche durchweg auf einer Vergleichung der Originalhandschriften beruht und diese ganz unverfälscht zum Abdruck bringt. Die Briefe Schillers, im Humboldtschen Archiv zu Jegel bewahrt und schon von Jonas für seine große Briefausgabe verglichen, ergaben trotzdem noch einige neue Lesungen. Unverhältnismäßig reicher aber gestaltete sich die Ausbente einer Einsicht in die Originalschreiben Humboldts, und ich konnte hier meine ältere Erfahrung aufs neue bestätigt sehen, daß fast kein Satz, jedenfalls aber keine Seite von Humboldt ohne Fehler gedruckt worden ist. Fünf Briefe und ein Gedicht in Canzonnenform aus der Madowitschen Sammlung in Berlin hatte ich schon früher im Euphoriön 3, 64 abgedruckt, das Ergebnis einer Kollation zweier schon gedruckter Nummern aus dem Schillerarchiv in Weimar an derselben Stelle vorgelegt; der ganze übrige Rest der Originale mit einer einzigen Ausnahme, die ich aus Ulrichs' Briefen an Schiller übernehmen mußte, fand sich, von den Sachgenossen unbemerkt und unbeachtet, im Cottaschen Archiv in Stuttgart. Was die Totalität des Abdrucks betrifft, so konnten natürlich die Rücksichten, die Humboldt 1830 bestimmten, den Bestand des Briefwechsels so unbarmherzig zu dezimieren, heute nicht mehr maßgebend sein. Aber auch über die in der zweiten Auflage von 1876 enthaltenen Zusätze hinaus erwiesen sich die Handschriften fast aller Briefe Humboldts reich an bisher ungedruckten, teilweise sehr bedeutenden und interessanten Stellen, von denen ich wenigstens eine Reihe der wichtigsten hier kurz mustern möchte, ohne irgendwie eine erschöpfende Würdigung des neuen Textes geben zu wollen.

Die Hauptmasse der ungedruckten Abschnitte betrifft Goethe. In Bezug auf ihn war der greise Humboldt bei der ersten Redaktion des Briefwechsels für den Druck mit besonders weitgehender Rücksicht und Schonung zu Werke gegangen: da er noch am Leben war, glaubte Humboldt alles, was nicht unbedingt lobend und anerkennend war, und zwar nicht nur jeden Tadel seines Wesens oder seiner Werke, sondern auch jedes kühler abwägende kritische Wort ausmerzen zu sollen. Instrukтив für diese Tendenz ist schon der Vergleich einiger gedruckter Stellen mit dem jetzt zum ersten Mal aus den Handschriften gewonnenen ursprünglichen

Wortlaut: hatte der geschulte Philolog Humboldt seiner Zeit gewiß mit Recht geurteilt, daß Goethe „nur sehr mäßig“ griechisch verstehe (S. 193), so wurde diese Bemerkung 1830 durch Weglassung des „sehr“ abgeschwächt und durch Hinzufügung eines „vielleicht“ eine in Wirklichkeit gar nicht vorhandene Inkompetenz des Beurteilenden angedeutet; das Lob des Goetheschen Märchens, daß ihm nichts in deutscher Litteratur „gleich käme“ (S. 206), wurde noch überboten durch die Hyperbel einer zudem ganz undeutschen Wendung, daß ihm nichts „auch nur von fern ähnlich käme“. Diese Tendenz führte stellenweise bis zu direkter Fälschung in majorem Goethii gloriam. So hatte Humboldt von den Bekenntnissen einer schönen Seele geschrieben: „Es ist nicht zu leugnen, daß das sechste Buch unerträgliche longueurs und Tiraden hat“ (S. 230); daraus wurde 1830: „Der so schwierige Gegenstand des sechsten Buchs ist vortrefflich behandelt.“ Ähnlich an derselben Stelle (S. 231) vom Charakter der schönen Seele: „daß die Heilige dadurch nur noch mehr zu einem trockenen und immer mehr oder weniger widrigen Gerippe herabsinkt“ (über den Sinn von „widrig“ vgl. meine Anmerkung zur Stelle); im Druck gemildert: „dadurch zu einer gewissen Trockenheit herabsinkt.“ Wie wir nun sehen und auch bei seiner scharfen kritischen Beanlagung von vornherein annehmen konnten, war Humboldts Verhältnis zu Goethe in der Mitte der neunziger Jahre durchaus nicht das kritikloser Bewunderung oder Anbetung. So wird an mehreren Stellen (S. 68. 136. 188. 206) mit den damals stückweise erscheinenden Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten scharf ins Gericht gegangen: ihr langweiliger Ton könne das Märchen anstecken, die Reden des Fräuleins seien grob, das Gespräch schleppend, die Geschichte halte sich leidlich u. s. w. Auch das sechste Buch des Wilhelm Meister wird schleppend, vieles darin altfränkisch und kleinbürgerlich genannt (S. 115). Sehr geistvolle kritische Worte widmet Humboldt an einem andern Orte (S. 97) Goethes realistischen Dichterscharakter, mit dessen glänzenden Vorzügen auch gewisse Fehler verbunden seien, die es ihm schwer fallen würde zu vermeiden. Zwei längere Stellen (S. 76. 162) berichten ausführlich von Goethes Aufenthalt in Karlsbad 1795 und mit sichtlich Freude an dem „artigen Abenteuer“ von seinem dortigen Verkehr mit den Südbinnen Marianne Meyer und Rahel Levin. Andres muß hier unerwähnt bleiben. Hingewiesen sei nur noch auf die köstlichen Proben zeitgenössischer Berliner Salonkritik über die römischen Elegien, Wilhelm Meister und die Horen (S. 61. 75. 76. 208): sie lassen uns die psychologischen Stimmungen oder besser Mißstimmungen empfinden, auf deren Boden dann die Saat der Xenien erwuchs.

Auch abgesehen von Goethe enthalten die neuen Zusätze mancherlei Interessantes. Daß Schiller im Herbst 1792 den Plan hatte, gemeinsam mit Humboldt eine Zeitung ins Leben zu rufen (S. 45), war bisher nicht bekannt; man erinnere sich, daß er wenige Jahre später für Cottas

Zeitungsplan trotz aller Bemühungen nicht zu gewinnen war; man darf vermuthen, daß die Entwicklung der französischen Angelegenheiten, für die beide Männer sich lebhaft interessierten, den Gedanken dazu eingab. Hübisch ist eine im ersten Druck wohl als zu anmaßend unterdrückte Stelle in der berühmten Humboldt'schen Analyse der Schiller'schen Dichterindividualität, weil sie uns einen Einblick in Jenaer Gespräche über Klassifizierung dichterischer und philosophischer Genies und die Synthese beider in konkreten Beispielen gewährt: schrieb Humboldt fast gleichzeitig an Jacobi (S. 49), in Schiller strebe der Geist eigentlich das philosophische und poetische Genie ineinander zu verschmelzen, und er sei dadurch Schöpfer einer ganz neuen Art von Poesie, so heißt es hier (S. 197) geradezu, die Idee, die beide in Jena'schen Gesprächen manchmal beschäftigt habe, sei nicht unwichtig, daß nämlich Schiller gleichsam die Veranlagung Kants mit der Goethe's verknüpfe und gerade durch diese Verknüpfung der höchste Dichterkraut zu erringen sei. Wie bedauerenswerth überhaupt, daß sich für Schillers und Humboldt's Gespräche kein Eckermann fand, daß auch Humboldt selbst nie den Versuch gemacht hat, die Gewalt und Herrlichkeit Schiller'scher Rede, die er in der klassischen Vorerinnerung so begeistert schildert, der Nachwelt zu erhalten. — Es erscheint fast selbstverständlich, daß Humboldt in dem berühmten und psychologisch für beide Teile so interessanten brieflichen Waffengang zwischen Schiller und Fichte für jenen gegen diesen, die „osmanastädtische Majestät“, wie er ihn nennt, Partei nahm. Schiller hatte Fichtes Rundgebung vom 27. Juni 1795 an Humboldt nach Jegel gesandt und dieser erwidert mit einer scharf und scharfen Analyse und Kritik des ganzen Mannes als Gelehrten und Menschen, die sich stellenweise zu beißender Satire zuspitzen (S. 58; ähnlich, nur kürzer urteilt er später (S. 99) über einen verlorenen Brief Fichtes an Schiller, denselben, auf den Schillers herrliche Konzepte vom 3. und 4. August des gleichen Jahres die Antwort bilden. Trotzdem später von Seiten Humboldt's Fichtes Persönlichkeit und Philosophie unbefangener Würdigung erfährt, kommt doch in den Zeiten der Gründung der Berliner Universität die alte Antipathie wieder in voller Schärfe zu Tage. — Ferner seien noch erwähnt: eine längere, sehr anerkennende Stelle über Humboldt's Jugendfreund Geng S. 160, deren Unterdrückung wohl durch eine innere Entfremdung motivirt sein mag, die seit den Freiheitskriegen und dem Wiener Kongreß trotz fortgesetzter äußerlich freundschaftlicher Beziehungen und zeitweilig gewechselter Briefe zwischen beiden vorhanden war (vgl. auch Gebhardt, Wilhelm von Humboldt als Staatsmann 2, 448; ein Bericht über Heiberg's Besuch in Jena im September 1794 S. 54; ein treffendes Urtheil über den zweiten Band der Boss'schen Gedichte S. 64. Auch von einer Bearbeitung der Emilia Galotti durch Hamdohr (S. 55) wußte man bisher nichts: das Zeugniß Humboldt's ist von Erich Schmidt in seiner Lessing<sup>2</sup> 2, 628 aufgenommen worden.

Im Anhang ist ein tiefempfundener und gedankenreicher Brief Humboldts an Körner vom 8. Juni 1805 über Schillers Tod mitgeteilt, der, obwohl 1856 in der *Minerva* abgedruckt, doch unbeachtet geblieben war; ich durfte das im Besitz des Schwäbischen Schillervereins befindliche Original vergleichen. An dies Schreiben schließt sich ein kurzer Briefwechsel, den Humboldt und Körner im Februar bis Mai 1830 über die Herausgabe der Schiller-Humboldtschen Korrespondenz geführt haben: die Briefe Humboldts hatte, wenn auch mit Fehlern, schon Jonas in seinen „*Ansichten über Aesthetik und Pitteratur*“ mitgeteilt, die Antworten Körners entstammen dem Archiv in Tegel. Die letzteren bringen manchen kleinen Zug, manche nicht unwichtige Notiz über Schiller aus der rückschauenden Erinnerung des alten Jugendfreundes. Nur eine Stelle will ich hier ausheben, weil sie Licht auf eine noch immer schwebende Kontroverse wirft (vgl. *Euphorion* 6, 139). Humboldt hatte bei Körner angefragt, ob Schiller bei Ausarbeitung der Philosophischen Briefe in der *Thalia* schon Kenntnis von der Kantischen Philosophie gehabt habe; Körner in seiner Antwort verneint das mit vollem Recht und fügt begründend hinzu (S. 332): „Die Philosophischen Briefe entstanden aus Materialien, die er in seinen früheren Papieren gefunden hatte und worzu er damals wenig hinzufügte . . . Mir hatte Schiller die Rolle des Rafael in den Philosophischen Briefen zugeteilt, er verlor aber bald die Lust an dieser Arbeit und vielleicht mit durch meine Schuld.“ Das ist eine urkundliche und durchaus glaubwürdige Bestätigung der Annahme Winors, daß die Theosophie des Julius wirklich aus Schillers Stuttgarter Akademiejahre stammt und in der Dresdener Zeit nur leise überarbeitet wurde; Körners unzweideutige Aussage stimmt also vollständig zu Schillers eigenem Zeugnis (*Sämtliche Schriften* 4, 40), das demnach keine schriftstellerische Fiktion sein kann. Runo Fischers und Harnacks gegenteilige Ansicht, die neuerdings auch Bellermann (13, 75) bestritten, dürfte damit endgiltig widerlegt sein. Auch Harnacks neueste Argumente für Dresdener Entstehung der Theosophie (*Euphorion* 6, 536) sind dadurch gegenstandslos geworden; in einer eigenen speziellen Untersuchung über Sprache und Stil der Philosophischen Briefe hoffe ich später nochmals darauf zurückzukommen.

Eine weitere Neuerung der dritten Auflage gegen die beiden früheren ist der eingehende Kommentar. Statt eines sehr lückenhaften Registers, das die zweite Auflage aufwies, sind ausführliche, dem Text Schritt für Schritt folgende Erläuterungen, eine tabellarische Übersicht über die gesamte ursprünglich vorhandene Korrespondenz auf Grund der Aufzeichnungen in Schillers Kalender und der in den sonstigen Briefwechseln beider Männer enthaltenen Andeutungen und ein erschöpfendes Register beigegeben. Die Einzelanmerkungen habe ich versucht durch einen Text zu verbinden und so das Material für die Geschichte dieses Freundschaftsbundes und das Fortleben Schillers in Humboldts Andenken möglichst

vollständig zusammenzustellen. Ein Jugendporträt Humboldts, der ja in unsrer Schillerlitteratur nur als Greis, wie Schiller ihn nie gekannt hat, abgebildet zu werden pflegt, aus Familienbesitz ist dem Buche als Titelbild beigelegt: es ist ein Reliefmedaillon aus dem Jahre 1796 vom damaligen Weimarer Hofbildhauer Martin Klauer, dessen Medaillonporträts den lebhaftesten Beifall Goethes gefunden haben. —

Von biographischen Werken über Schiller habe ich dem Buche Harnacks schon früher eine besondere Besprechung (Euphorion 6, 135) gewidmet. Eine der drei noch immer fragmentarischen großen Lebensdarstellungen, deren ich dort im Eingange gedenke, ist indessen wenigstens um einen kleinen Schritt vorwärts gekommen: Richard Weltrich hat seinen beiden 1885 und 1889 ausgegebenen Lieferungen eine dritte (S. 641—900), die Schlußlieferung eines ersten Bandes, folgen lassen (Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen. Stuttgart, Cotta 1899) und giebt zugleich (S. 725) die Versicherung ab, daß das ganze Werk in nicht zu fernrer Zeit in drei Bänden abgeschlossen sein soll. Die vorliegende Lieferung behandelt in ihrer vorderen Hälfte (S. 611—722) Schillers letzte Stuttgarter Wochen seit den graubündener Händeln, die den Konflikt mit dem Herzog unheilbar verschärften, bis zu seiner Flucht, über deren Motive und moralische Berechtigung eingehend gehandelt wird; die hintere Hälfte (S. 723—874) bringt in Form eines umfangreichen Anhangs eine lange Reihe „Nachweise und Nachträge“, im ganzen hundert Nummern, von denen die meisten über eine große Zahl von Seiten sich erstrecken; am Schluß ist ein Register zum ganzen Bande und eine Stammtafel der Vorfahren Schillers angefügt.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, Weltrichs biographische Methode nochmals eingehend zu kritisieren; es ist das von berufener wie unberufener Seite oft genug geschehen: was mich persönlich betrifft, so bekenne ich mich im ganzen und einzelnen einig mit der Würdigung, die Minor im Anzeiger für deutsches Altertum 12, 274 seiner Zeit der ersten Lieferung hat zu teil werden lassen. Weltrichs Darstellungsmethode ist natürlich in der vorliegenden dritten Lieferung dieselbe geblieben wie in ihren beiden Vorgängerinnen und ihre von Minor hervorgehobenen starken Mängel, die mir nur teilweise mit dem subjektiven Ideal des Verfassers von einer Biographie zusammenzuhängen scheinen, kann auch der Ansatz einer Selbstverteidigung, der uns jetzt (S. 726. 729) geboten wird, nicht entschuldigen, wie überhaupt die hin und wieder in den Anhang eingestreuten Polemiken zu den unerfreulichsten Teilen des Buches gehören (ergötzlich sind dabei höchstens die Rangunterschiede, die der Verfasser zwischen seinen Gegnern statuiert, vgl. S. 824. 830). Weltrich fällt S. 852 über Hauffs Schubarthbuch das Urteil: „Freilich ist es formlos, ohne jede künstlerische Gestaltung, in den meisten Teilen mehr eine Mate-

riationsammlung, eine kritische Studie über Schubart und die Schubartlitteratur, mehr die Vorarbeit zu einer Biographie als ein biographisches Gemälde; die Masse der litterarhistorisch-kritischen Auseinandersetzungen, welche die Erzählung auf Schritt und Tritt unterbrechen, steht in gar keinem Verhältnis zur biographischen Verarbeitung des Stoffes“; mit diesen Worten charakterisiert er meines Erachtens treffend auch sein eigenes Werk. Die unselbige Neigung zu langen geschichtlichen oder allgemein reflektierenden Exkursen, die ganz unvermittelt in den biographischen Bericht eingestreut sind (vgl. Minor S. 285), herrscht auch in der vorliegenden Festschrift: die 17 Seiten Betrachtungen über die moralische Berechtigung der Flucht Schillers fördern die Erkenntnis der Sachlage recht wenig; kurz dahinter bringt es der Verfasser fertig, die dramatische Spannung der letzten Stuttgarter Tage durch einen trockenen Exkurs über die Geschichte des Theaters in Württemberg und die mangelhafte Entwicklung des dramatischen Sinnes bei den Schwaben 18 Seiten lang aufzuhalten, bis der Leser gänzlich erschläft ist. Fast schlimmer noch wirken die vielfach hart aus Nüchternheit und Schulmeisterliche streifenden Erörterungen all gemeinen Inhalts, die allerorten den Schritt des Lesers wie widerspenstiges Strauchwerk hindern: so über die Prinzipien geschichtlicher Wirklichkeit (S. 665), über den kategorischen Imperativ des Genies (S. 676), über das Ludramatische der schwäbischen Natur, das durch Worte Bishers und Bismarcks erläutert und bis in die altgermanische Urzeit hinaufgeführt wird (S. 679), über die Bevorzugung der Oper vor dem Schauspiel mit einem Ausfall auf das moderne Gesamtkunstwerk, der rein sachlich durchaus zu billigen ist (S. 680), über die verschiedenen Charakterseiten des Menschen, für deren Konstatierung ein Wort von Wolfgang Kirchbach nöthig ist (S. 711), über Vornamenanordnung und Vornamenpsychologie (S. 735) u. s. w. Zu dem biographischen Text der Festschrift möchte ich nur eine kleine Bemerkung machen: die S. 705 versuchte Ehrenrettung Kapfs, dem mit Recht (vgl. Euphorion 6, 141) ein ungünstiger Einfluß auf den Stuttgarter Schiller zugeschrieben worden ist, kommt nur dadurch zu Stande, daß aus seinen afrikanischen Briefen die belastenden Stellen tendenziös verschwiegen werden; das Richtige lehrt Müller, Schillers Jugendsichtung und Jugendleben S. 122.

Aus dem Inhalt des Anhangs möchte ich folgende Stellen hervorheben, um sie und da Bemerkungen anzuknüpfen. S. 725 (vgl. auch S. 762) kurzer Überblick über die neuere Schillerlitteratur: er ist mehrfach stark polemisch gehalten und eine oratio pro domo; die Echtheit des Bildes von Schillers Mutter, das Müllers Buch über sie eröffnet, wird mit Recht bestritten. S. 737 über Schillers Geburtstag: aus einer Kombination aller gesicherten Zeugnisse wird gegen Ulrichs und Dünker der 10. November als nun wohl endlich festgelegtes Datum gewonnen. S. 753 über Schillers Vetter und Paten, den gleichnamigen Studiosus: zum



ersten Mal wird seine Verwandtschaft mit dem Dichter und sein Geburtsdatum richtig festgestellt; danach ist er am 18. September 1737, also sechs Jahre später, als man bisher annahm, als Sohn des Bäckers Hans Georg Schiller, Neffen des Großvaters des Dichters, in Steinheim an der Murr geboren; für die Stelle in Körners bekanntem Londoner Brief, die zweifellos auf Johnson und nicht auf den Studiosus geht, muß uns eine andre nicht minder ergögliche Nachricht entschädigen, die ich schon vor Jahren publiziert habe (Archiv für neuere Sprachen 90, 32 Anmerkung), die aber nicht nur Weltrich entgangen zu sein scheint, weshalb sie hier wiederholt sei.<sup>1)</sup> S. 764 über Schillers Ludwigsburger Kindheit und Karl Engens Einwirkungen auf den Dichter: Kuno Fischers Ansicht von dem magischen Glanze dieser Jugendjahre und seine Hypothesen über das Verhältnis zwischen Herzog und Dichter, sowie seine Auffassung vom Charakter des ersteren werden mit Recht zurückgewiesen; hiermit wie mit seinen Erörterungen über Sturz verfällt er selbst der sonst von ihm so arg verspotteten Entlehnungssucht. S. 766 über Schillers Lehrer an der Ludwigsburger Lateinschule: ihre Persönlichkeiten werden zum ersten Mal genauer bestimmt und charakterisiert; falls Schiller, was wahrscheinlich ist, auch die oberste Klasse besuchte, genoß er den Unterricht Schwindrazheims, dessen Kasualgedichte er später im Repertorium besprach. S. 781 gegen die neuerlich mehrfach hervorgetretene zu günstige Bewertung der Militärakademie als Erziehungsanstalt. S. 788 über den dortigen Unterrichtsgang: das von Minor herausgegebene poetisch-stilistische Schulheft soll kein Diktat in der Stunde, sondern Abschrift eines Manuskripts des Lehrers sein; der neuerdings aufgetauchte Aufsatz über den Einfluß des Weibes auf die Tugend des Mannes ist, wie auch mir scheint, keine Schillersehe Originalleistung, vielmehr vielleicht ein Diktat Abels, leicht

<sup>1)</sup> Reinhold Forster berichtet in einem ungedruckten Briefe an Boie (im Besitze der königlichen Bibliothek in Berlin) vom 12. November 1776: „Ein gewisser schwülftiger Schwabe, genannt Schiller, der den Hawkesworth verundeutlicht hat, übersetzt dies Werk (Robertsons Geschichte von Amerika) für Reich und Weidmanns Erben, welche dem englischen Buchhändler 200 Pfund Sterling bezahlen, um mir die Bögen gleich zu bekommen, wie sie die Presse verlassen. Dieser gute Schiller ist zuweilen etwas verrückt im Kopfe. Einer seiner Landsleute, ein Goldmacher, hat ihn zum Goldmachen und der Rosenkreuzbrudergesellschaft befehrt; da arbeitet nun der Mensch im Kohlenstaube, und da er ohnedem nicht sehr reinlich ist, so wird er vollends ein Cynicus und, um recht fromm zu werden, welches das große Geheimniß erfordert, kasteiet er seinen Leib; dadurch ist nun seine Gestalt der des Don Quixote so ähnlich geworden, daß man ihn nicht unterscheiden kann. Er ist lang, mager, hat tief im Kopfe liegende Augen, die von einem verborgenen Feuer funkeln; er ist so bleich und zugleich so gelb, daß er ansieht wie eine Haut im Ranche. Er ist sehr von sich selbst und von seinen Fähigkeiten eingenommen und glaubt, daß seine Vorrede zum Hawkesworthischen Werke das non plus ultra der Beredsamkeit und des menschlichen Verstandes sei. Ich bitte, lesen Sie dieselbe doch mir! Wehe unserm armen Vaterlande! Mit dieser elenden Brut von Übersetzern werden alle Werke der Ausländer verhunzt in die Hände der Deutschen gegeben.“

überarbeitet, was Weltrich wahrscheinlich zu machen nicht gelungen ist. S. 800 über Schillers Briefe an Dalberg: hier hat sich das betrübende Resultat ergeben, daß der Abdruck bei Jonas auf einer durchweg unzuverlässigen Kollation beruht und abgesehen von vielen Kleinigkeiten selbst eine Reihe grober Entstellungen enthält; Weltrich giebt leider nur den authentischen Wortlaut der von ihm im Texte der Biographie citierten Stellen, während wir für eine vollständige Kollation gern ein Paar Erlese hingegeben hätten. S. 810 zur Lraurfrage: die Persönlichkeit Wilhelmine Andreäs ist nun wohl endgiltig eliminiert (vgl. Euphorion 6, 141); über das sexuelle Element in Schillers Jugendlidung und Jugendleben habe ich mich ebendort und besonders S. 137 ausgesprochen; interessant ist ein briefliches Urteil Reinhardts über die Anthologie (S. 829). S. 834 gegen Kranß' im Euphorion 4, 98 vorgetragene Erklärung des Epigramms „Grabchrift“, die ich für die einzig richtige halte (vgl. Euphorion 6, 142). S. 836—845 Abels handschriftliche Aufzeichnungen über Schiller, soweit sie die Stuttgarter Zeit betreffen: der zusammenhängende Abdruck ist sehr dankenswert, zumal mancherlei neues darin enthalten ist; am interessantesten ist wohl der Bericht vom Bestehen einer „geheimen Verbindung“ zwischen Schülern und Lehrern, zu der auch Schiller gehörte; die Spiegelung des Jünglings in dem Urteil seines bedeutendsten Lehrers verdient durchgängig Beachtung. S. 849 zur Beurteilung Schubarts: besonders die Motive zu seiner Verhaftung werden behandelt und ein kurzer kritischer Überblick über die Litteratur, einen Mann betreffend, gegeben, der leider einen kongenialen Darsteller seines Lebens noch nicht gefunden hat. S. 856 das sehr interessante Urteil Wielands und Goethes über die Räuber in einem Briefe des ersteren an Werthes vom 6. März 1782, dessen Wortlaut in Petersens nachgelassenen Papieren auf uns gekommen ist. Endlich S. 858—874 zur Genealogie der Familie Schiller, die wesentlich durch Forschungen Haffners nunmehr zurück bis in die fünfte Generation vor dem Dichter als sicher aufgehellte gelten darf: nicht, wie man seither annahm, Großheppach, sondern Neustadt bei Waiblingen ist der älteste erkennbare Stammort der Familie. —

Die Beziehungen des Dichters zu Erfurt sind der Gegenstand eines Schriftchens von Albert Piek (Schiller in Erfurt. Halle, Kaemmerer 1898). Dasselbe Thema ist schon 1870 von Borberger ziemlich erschöpfend behandelt worden und nur wenige geringwertige Nachträge konnten beigebracht werden. Wirkliche Beziehungen zwischen Schiller und Erfurt bestanden nur während der Jahre 1789—1791: durch Lotte kam der Dichter Karoline von Dacheröden, der intimen Freundin der Schwestern Lengefeld, und den Freunden des Dacherödenschcn Hauses, in erster Linie Dalberg nahe, mit dem sich dann eine dauernde Verbindung erhielt; während jener Jahre kam er zuweilen nach Erfurt und hielt dort auch seine zweimonatliche Nachtur nach dem Besuche Karlsbads im Herbst 1791.

Später wird uns erst wieder im Mai 1803 ein Besuch einer militärischen Festlichkeit in Erfurt bezeugt. Nur dadurch, daß der Verfasser allerhand Festliches, das nicht Schillers Persönlichkeit direkt betrifft, hineinzog, wie z. B. Timmes Kritik der Räuber, Sophie Albrecht, Fräulein von Arnim, war es möglich, einen zusammenhängenden Faden zu spinnen, und das Gewebe ist noch immer locker und fadenscheinig genug geblieben. Ein Paar Kleinigkeiten seien hervorgehoben: die urkundlichen Daten über Timme (S. 7), ein äußerst spaßhafter Prolog der 1782 in Erfurt spielenden Agnerschen Truppe mit Erwähnung der Räuber (S. 11), Nachrichten über Aufführungen der Räuber in Erfurt 1782 durch Dilettanten und 1805 durch Schuhmachergesellen (S. 12), die biographischen Notizen über die in der Wielandsforschung konfundierten Brüder Vanmer an der Erfurter Universität (S. 18), Sophie Albrechts Hymne auf Schiller (S. 23), zwei Stammbucheinträge Schillers von 1791 für Justi und Engelschall, einer aus Juvenal, der andre aus Wielands Musarion (S. 51). Unangenehm ist die Überfülle von Druckfehlern in dem dünnen Hefchen, dessen Sprache stellenweise schwülzig und phrasenhaft ist; die Darstellung beginnt mit einer Parallele zwischen den verschiedenen „Schillerstädten oder doch Schillerstätten“ und den sieben griechischen Städten, die sich um die Geburt Homers stritten, und schließt mit dem Wortlaut der Erfurter Polizeiverordnung von 1897, die dortige Schillerstraße betreffend! Bedauerlicher als solche Geschmacklosigkeiten ist der Umstand, daß sich der Verfasser sowohl in Schillers Werken wie in der Schillerliteratur häufig mangelhaft orientiert zeigt: bei der in dem Hymnus der Sophie Albrecht gefeierten Schillerschen Leonore fällt ihm Niesco nicht ein und er setzt ein Fragezeichen hinter den Namen (S. 24); die Behauptung, daß Humboldt seine Frau im Winter 1789—1790 kennen gelernt habe (S. 33), ist unrichtig; S. 44 wird noch immer Herchenhahn als Hauptquelle des Wallenstein aufgeführt; nach S. 45 soll Professor Dominikus, von dem wir nur wissen, daß er Schiller beim Quellenstudium für Wallenstein bibliothekarisch unterstützte, der „erste Veranlasser“ der Dichtung gewesen sein; von Schillers geplanter Denkschrift für Ludwig XVI., die durch Zacharias Beder ins Französische übersetzt werden sollte, spricht der Verfasser mit Verufung auf eine obskure Quelle wie von einer unaufgeklärten Sache (S. 56), während wir doch durch Schillers eigene Briefe (3, 231, 233, 234, 246) genau darüber orientiert sind; S. 69 wird berichtet, daß Schillers Exemplar von Murrs Überetzung des „Hoch Nioh Tschuen“ sich jetzt in der Erfurter Bibliothek befindet und daß Schiller eine Neubearbeitung dieses chinesischen Romans geplant habe, nicht aber, daß der Anfang davon erhalten und in den Sämtlichen Schriften 15, 1, 372 gedruckt ist. —

Allgemeinere Themata, größere Ausschnitte aus Schillers Gedankenwelt behandeln die Schriften von Udo Waede (Schillers Abhandlung

über naive und sentimentalische Dichtung. Studien zur Entstehungsgeschichte. Berlin, Dunder 1899), Heinrich Borkowski (Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele in Schillers Leben, Philosophie und Dichtung. Königsberg, Teichert 1898) und Otto Pietsch (Schiller als Kritiker. Königsberg, Gräfe und Ulzer 1898). Waede behandelt nicht die äußere Entstehungsgeschichte der grundlegenden Schillerschen Abhandlung von 1795/96; ihre Daten sind, soweit sie uns aus den Briefen Schillers entgegenreten, hinreichend bekannt und bedurften kaum erneuter Zusammenstellung, zumal keinerlei Vermehrung des Materials zu verzeichnen ist. Er giebt vielmehr eine kurze Übersicht der Gedankenentwicklung der Abhandlung in Rücksicht auf die Genesis und Ausbildung der hauptsächlichsten Begriffe und versucht den Einfluß Kants und Goethes auf sie scharf herauszuarbeiten. Die Darlegung fußt ganz auf den bekannten Arbeiten von Harnack, Berger, Stein und besonders Kühnemann; ich kann nicht finden, daß irgend ein neuer Gesichtspunkt, eine neue Kombination vom Verfasser geliefert worden ist, ja nicht einmal, daß die zu Grunde liegenden Gedankenreihen jener Arbeiten überall ganz klar wiedergegeben sind, so daß mir auch der Zweck der ganzen Schrift nicht klar geworden ist und ich mir nicht recht denken kann, für welchen Leserkreis sie berechnet sein mag. Sehr störend ist, daß Schillers Briefe noch immer nach den Einzelausgaben, die an Goethe sogar nach Nummern citiert werden; man sollte sich doch gewöhnen, ein für allemal nach Jonas' Sammlung zu citieren, zu der ja doch jeder greifen muß, der das Bild des Epistolographen Schiller in seiner ganzen imponierenden Größe erfassen will. Ein recht unangenehmer Druckfehler ist S. 29 in einem Citat stehen geblieben. — Borkowskis Arbeit ist aus einer gelegentlich ausgesprochenen Anregung Kuno Fischers erwachsen, es möge Schillers Verhältnis zum Unsterblichkeitsglauben genauer untersucht werden. Sie verfolgt die Aussprüche des Dichters über eschatologische Dinge, speziell über Natur und Bestimmung des menschlichen Geistes, von der mit dem Kirchenglauben kombinierten Philosophie und Theosophie der Stuttgarter Jugendjahre durch die materialistischen Stimmungen der Folgezeit bis zu der endgültigen Festigung einer spiritualistischen Grundansicht durch Kant, gemäß deren er auf der Höhe des Lebens im lebendigen Gefühle unserer diesseitigen Bestimmung jedes nähere Eingehen auf die an sich postulierte Unsterblichkeit auf sich beruhen ließ, nicht aus Unglauben, sondern in der Überzeugung von der wissenschaftlichen Unlösbarkeit des Problems und aus Widerwillen gegen den sinnlichen Mißbrauch dieser Lehre. Die Darstellungsweise des Verfassers ist häufig recht breit, stellenweise (so in den Speculationen S. 100) auch unklar; sein orthodox-christlicher Standpunkt kommt hier und da (namentlich S. 91 Anmerkung) in einer Form zu Worte, die der Objektivität der Untersuchung nicht vorteilhaft ist. In der Schillerlitteratur zeigt sich der Verfasser ziemlich gut orientiert: nur daß

er die Kinderbriefe an Moser für echt hält (S. 7. 17), hätte ihm nicht zustoßen sollen. Daß die Erwähnung der Seelenwanderung in Schillers Abgangsdiffertation durch Lessings Erziehung des Menschengeschlechts angeregt sein soll (S. 17), ist unwahrscheinlich, da eine Anknüpfung an Bonnets Ansichten weit näher liegt. — Pietsch untersucht in seiner recht brauchbaren und tüchtigen Abhandlung nicht, wie man nach dem Titel erwarten könnte, Schillers kritische Methode, wie sie sich allmählich bei ihm ausgebildet und modifiziert hat, sondern stellt wesentlich referierend in dankenswerter Weise seine kritisch-ästhetischen Überzeugungen und Urteile aus Profaschriften und Briefen zusammen, ohne zur Gewinnung höherer Gesichtspunkte oder größerer Zusammenhänge vorzudringen. Er gliedert Schillers kritische Arbeit in drei Perioden nach Shaftesbury, Kant, Goethe, den sein Geistesleben nacheinander umbildend bestimmenden Persönlichkeiten. In ihrem ganzen Verlauf bemerkt er dementsprechend dreierlei verschiedene Verhalten der ästhetisch-künstlerischen Veranlagung in Schiller zur moralischen: in der ersten Periode wiegen moralische Gesichtspunkte bei weitem vor, in der zweiten regt sich schon stark die Opposition des Künstlers, in der dritten kommt die rein ästhetische Betrachtungsweise zu endgiltigem Durchbruch. Das letztere Faktum spiegelt sich, wie treffend S. 137 bemerkt wird, in der Rangordnung der naiven und sentimentalischen Poesie. Nicht alle einschlägigen Aufsätze Schillers sind vom Verfasser mit gleicher Eingabe und Vertiefung behandelt: während z. B. die in letzter Zeit mehrfach in ihrer großen Bedeutung besser gewürdigte Matthiänonrezension eingehend besprochen, die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung gebührend berücksichtigt wird, ist das, was über Anmut und Würde, über die ästhetischen Briefe und besonders über die Xenien angeführt wird, ganz unzureichend und mager; auch Schillers vornehmste speziell kritische Leistung, die Briefe über Wilhelm Meister, ist nicht glanzvoll genug herausgearbeitet. —

Ein dankbares Kapitel aus der Geschichte der literarischen Nachwirkung Schillers behandelt Gustav Reinhard (Schillers Einfluß auf Theodor Körner. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte. Straßburg, Trübner 1899). Die Arbeit stammt aus Eisters Schule und beruht in Anlage, Gesichtspunkten und Terminologie auf dessen Prinzipien der Literaturwissenschaft, soweit diese überhaupt für das Thema des Verfassers in Betracht kamen. Schillers Einfluß auf Körner, schon zeitgenössischen Freunden und Kritikern des Dichters deutlich und von ihnen bereits mehrfach als verderblich und zu flacher Schablone verführend erkannt, in allen Litteraturgeschichten hervorgehoben, war bisher doch noch nie eingehend untersucht worden; nur gelegentliche Bemerkungen in den Körnerschriften von Bischoff, Feierfeil und Welßmann lagen vor. Auch die vorliegende Arbeit erschöpft den Stoff nicht, stellt vielmehr eine Fortsetzung in Aussicht, in der Körners Syntax und Metrik auf Schillerische Ein-

wirkung hin untersucht werden sollen. Behandelt sind nach einer Einleitung, die die verschiedene Wertschätzung Körners bei Mit- und Nachwelt bespricht, in fünf Kapiteln die psychologischen Beziehungen beider Dichtercharaktere, gemeinsame poetische Motive, sprachliche Anklänge, der bildliche Ausdruck und der Wortschatz. Die beiden Dichtern gemeinsamen Motive, die besonders stark natürlich auf dem dramatischen Gebiete hervortreten, sind mit aller nur wünschenswerten Vollständigkeit zusammengestellt (die von Jonas behauptete Abhängigkeit der Hedwig von Schillers geplautem zweiten Teil der Räuber wird S. 50 mit vollem Rechte als nicht plausibel abgelehnt); höchstens könnte man für den Eingang der Rosamunde (2, 262 Zimmer) einen Hinweis auf Schillers Semele vermissen. Nicht befriedigend wegen der reichen Fülle des wohlgeordneten Materials sind auch die beiden Schlufkapitel über den bildlichen Ausdruck und den Wortschatz, die eine Reihe wertvoller Beiträge zur Erkenntnis auch der Schillerschen Dichtersprache bringen und Goedetes lückenhafte Wortverzeichnisse vielfach ergänzen. Was beider Dichter Vorliebe für neue und kühne Nominalcomposita betrifft, so hätten neben den zahlreichen Übereinstimmungen der Phraseologie auch so individuelle Körnersche Neubildungen wie „Eisenfreude“ und „Eisenbraut“ im Schwertlied (1, 113. 114) gewürdigt werden sollen. Was ich weiter noch durchgängig hier vermissen, ist eine Erwägung darüber, inwieweit etwa beiden Sängern gemeinsame Worte Gemeingut der poetischen Dichtersprache der Zeit oder doch wenigstens ihnen beiden nicht allein eigentümlich gewesen sind. Eine Antwort darauf kann freilich nur auf Grund ausgiebiger eigener Sammlungen lexikalisch-stilistischer Art gegeben werden, da die vorliegenden Wörterbücher meist im Stich lassen; aber wenn der Verfasser z. B. S. 123 von dem Worte „Morgenduft“ behauptet, daß es „im Anfang dieses Jahrhunderts noch seltener“ gewesen sei, so dürfte ihm schon einfallen, daß Goethe es in der „Zueignung“ (Vers 95) verwendet. Im allgemeinen läßt er sich über die Häufigkeit oder Seltenheit einer Komposition bei andern Dichtern überhaupt nicht aus. Eine ähnliche Frage hat man das Recht für die Schillerschen Metaphern in Bezug auf ihre Originalität oder Allgemeingiltigkeit aufzuwerfen; auch hier stehen wir erst in den Anfängen einer vergleichenden stilistisch-litterarhistorischen Betrachtung, die zugleich Wicke in die Psychologie einzelner Dichter gestatten würde; denn es ist nicht ganz dasselbe, wenn z. B. „wilde Triebe“ bei Schiller und Körner (S. 115) und in Fausts Monolog im Studierzimmer (Vers 1182) erscheinen. Erst eine vergleichende Behandlung einer ganzen Periode oder Dichtergeneration, die Gemeinsames und Originelles zu sondern gestattete, würde eine solche Sammlung ihres rein statistischen Charakters entkleiden können. Bei weitem nicht erschöpft hat der Verfasser die Fülle sprachlicher Anklänge an Schiller, die sich sowohl in den älteren lyrischen wie in den dramatischen Werken Körners in fast unzählbarer Menge aufweisen lassen. Dorothea Schlegels Ausspruch, daß

Körners Werke aus lauter Nenninjsenzen aus Schiller beständen, ist zweifellos übertrieben; aber trotzdem giebt es zahllose Stellen seiner Dichtungen, die man kaum anders charakterisieren kann wie als eine Mosaik aus Schiller. Körners Diktion erscheint förmlich durchtränkt von Schillerschen Wendungen. Die kleine Nachlese zu des Verfassers Sammlungen, die ich unten gebe, ist mir aus einer kursorischen Lektüre erwachsen und macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch.<sup>1)</sup> Namentlich würden die „Knospen“ noch eine sehr reiche Ausbeute an Parallelstellen ergeben. Wunderbarerweise sagt der Verfasser S. 58: „Leider ist die Frage, ob Körner wissenschaftlich bei Schiller auch in sprachlicher Richtung Anleihen gemacht hat, nicht zu entscheiden.“ Ich halte wissenschaftliche Benutzung der Schillerschen Diktion für psychologisch höchst unwahrscheinlich, abgesehen natürlich von direkten Citaten wie den S. 65. 97 besprochenen; die Nachahmung ist eine durchaus unbewußte, sie ergab sich unwillkürlich bei einem Jüngling, der seit seinen Kinderjahren „in Schillers Werken lebte und webte“ (S. 48) und sich ohne strenge Selbstkritik dem leichten Flusse seiner poetischen Sprachbehandlung willig hingab. Auch mit einem andern Urteile des Verfassers kann ich nicht übereinstimmen: „Die Fessel Schillers in der Sprache hat Körner nie zerbrechen können, ja er hat es nicht einmal versucht, eigene Bahnen zu gehen“ (S. 70). Schon eine oberflächliche Betrachtung lehrt, daß überall da, wo Körner sich in metrischen Formen bewegt, die Schiller niemals oder doch nur selten gebraucht hat, also namentlich in seinen Alexandriner- und Knittelversdramen der Einfluß der Schillerschen Diktion ganz merklich geringer ist als in den Jambendramen, für die Schillersche Muster in großer Zahl vorhanden waren. Freilich bilden jene Stücke nur eine vorübergehende Episode in Körners dichterischer Entwicklung. Sicher ist jedenfalls, daß keine zweite Dichtergestalt einen stärkeren Einfluß auf Körners Schaffen gewonnen hat als Schiller. Wie selten ist etwa ein Anklang an Goethe: mir ist nur der Schluß des

<sup>1)</sup> „In der Erde dunklem Schoße blühen uns die schönsten Rose“ (1, 9): vgl. Glocke 235. 243. — „Zu den blauen Höb'n“ (1, 10): vgl. Pegasus im Joch 92 und Glenzliches Fest 99. — „Mit Zentnerichwere“ (1, 11): vgl. Verschleiertes Bild zu Sais 46. — „Und knirschend fühlt er da des Staubes Siegel auf seiner Stirn“ (1, 19): vgl. Kettner in der Zeitschrift für deutsche Philologie 17, 412 Anmerkung. — „An Ufers Grün“ (1, 33): vgl. Piccotomini 1761. — „Er weiß, wie die Würfel, die eisernten, fallen“ (1, 49): vgl. Die Schlacht 4 und Hiesco 5, 5. — „Zum Steine süge lähn den Stein“ (1, 76): vgl. Glenzliches Fest 176 und Gnuß des Augenblicks 26. — „Zu der Jüngling Frangen“ (1, 179): vgl. Glocke 62. — „Er ist ein heitres Sternchenkind, wie alle Joviskinder sind“ (1, 205): vgl. Piccotomini 986. — „Wilder stürmt' ich in der Brüder Reib'n“ (1, 217): vgl. Glocke 69. — „Der Schöpfung Markstein“ (2, 44): vgl. Die Größe der Welt 24. — „Fechtranz“ (2, 147): vgl. Piccotomini 1915. — „Und ständ' die Welt in Waffen gegen mich“ (2, 299): vgl. Stictelberger, Parallelstellen bei Schiller S. 111. — „Die Hölle sieht vernichtet; König der Könige, du hast gerichtet!“ (2, 360): vgl. Gang nach dem Eisenhammer 231. Im allgemeinen sei auf Stictelbergers Abhandlung verwiesen.

zweiten Aktes der Hedwig „Der Himmel sinkt, die Hölle hat mich wieder!“ (2, 237) aufgestoßen, dem Fausts Ostermonolog (Vers 784) doch wohl zum Vorbilde gedient hat. Wünschenswert wäre eine Untersuchung über den Einfluß *Novalis'* und *Klopkes* auf *Körners* Dichtungen: jener ist in allen Vergammsliedern und auch etlichen andern Gedichten der „Knospen“ spürbar; an diesen fühlte sich bei den Dramen des Wiener Hoftheaterdichters *Dorothea Schlegel* erinnert, die uns zugleich Lektüre und Hochschätzung *Werners* durch *Körner* bezeugt (2, 139).

Zur Einleitung, die die zeitgenössischen Urteile über *Körner* verzeichnet und bespricht, seien noch ein paar Bemerkungen und Nachträge gegeben. Mit Recht legt der Verfasser auf die sehr ausführlichen Urteile *Wilhelm von Humboldts* und die trotz ihrer Kürze doch inhaltsreichen Bemerkungen *Goethes* besonders großen Wert: von *Humboldts* Charakteristik in seinem Briefe an den Vater *Körner* vom 28. November 1812 sagt er S. 6 treffend, daß sie zum Besten gehöre, was über den Dichter geschrieben worden sei. Leider sind *Humboldts* Worte in dem Abdruck bei *Zonas* (Briefe an *Körner* S. 135), auf den natürlich auch der Verfasser sich stützt, durch zwei belangreiche und einige kleinere Irrtümer entstellt, die ich hier nach der Handschrift berichtige: nicht das „theoretische“, sondern das „theatralische“ Streben hält *Humboldt* (S. 136) für unendlich notwendig für den Dichter neben dem poetischen und meint (S. 137), sein unmittelbares „Geschäft“ (nicht „Gefühl“) bringe den Dichter in Gefahr, für Gehalt zu nehmen, was keiner sei.<sup>1)</sup> Auch den an psychologischen Bemerkungen reichen Brief *Humboldts* vom 1. Juli 1812 (S. 128) hätte der Verfasser citieren sollen, zumal er manche authentische Bestätigung für seine Aufstellungen im ersten Kapitel (3, B. S. 14 über *Körner* als Student, S. 15 über seine Charakterfestigkeit gegen die Gefahren einer großen Stadt) bringt: daß *Humboldt* hier zweimal von *Körners* „entschiedenem Talent“ redet, wörtlich wie *Goethe* in seinem Briefe vom 23. April des Jahres an den Vater des Dichters, erklärt sich vielleicht daraus, daß *Goethe* diese kurze Charakteristik auch mündlich in dieser Fassung anwandte, als er Mitte Juni *Humboldt* bei seiner Durchreise in *Karlsbad* sah (vgl. *Goethes* Tagebücher 1, 294). Weiter kommt ein Brief *Humboldts* an *Goethe* vom 9. (nicht 7.) September desselben Jahres (Briefwechsel S. 245) in Betracht, der ein ausführliches Urteil über den *Trinn* enthält, dessen stumme Katastrophe eine Sonderbarkeit sei (vgl. auch *Dorothea* 2, 138). Was *Goethes* eigene Stellung zu *Körner* angeht, so wäre noch auf sein wohlwollendes Urteil von 1821 (*Goethejahrbuch* 4, 309) zu verweisen, sowie *Biedermann*, *Goethe* und *Dresden* S. 17 zu vergleichen (über *Theodors* projektierten *Weimarischen* Aufenthalt spricht

<sup>1)</sup> Ferner ist zu lesen: 135, 27 „es“ statt „und“; 28 „aber“ statt „eben“; 136, 9 wieder „es“ statt „und“; 23 „ernstieren“ statt „ernsten“; 137, 15 „gehaltreicherem“ statt „gehaltreichen“.



der Vater auch Goethejahrbuch 8, 60); die dort citierte Stelle über den „Vetter aus Bremen“ steht jetzt auch in Goethes Gesprächen 3, 163. Sein Altersfreund Zelter teilte Goethes günstige Meinung durchaus nicht: er findet, Hedwig sei ein den Räubern nachgequältes Stüd, in Kosamunde sei der Stoff durch große lange Worte aufgepreizt und -getakelt (Briefwechsel 2, 164. 3, 334); den „Nachtwächter“ lobt er daneben trotz der „alten Intrigue“ (2, 189). Daß er dem Jüngling jedwede individuelle Entwicklungsmöglichkeit abspriecht („mehr, als er war, wäre er schwerlich worden“ 3, 334), erinnert an die herzlosen Worte Philipp Veits nach Körners Tode (Dorothea 2, 208); hier sah doch wohl der seine Seelenkennner Humboldt klarer, wenn er sich von dem Aufenthalt unter Goethes Augen eine vertiefende Wirkung auf Körner versprach. Daß Zelter mit seiner kritischen Ablehnung in Berlin nicht allein stand, lehrt uns Ludwig Robert (Briefe an Tieck 3, 152), der Körners Popularität und Verdienst an der Größe freilich eines der Gewaltigsten mißt, Heinrichs von Kleist.

Eine Schrift von Emil Wauerhof, nach Kürschner Kunstphilosoph und Kritiker in Rom, (Schiller und Heinrich von Kleist. Zürich und Leipzig, Henckell und Co. 1899) hier als erstgemeinte Leistung zu behandeln würde ich vor den Lesern dieser Zeitschrift nicht verantworten können. Nicht Litteraturgeschichte treibt der Verfasser (nennt er doch S. 7 die Litterarhistoriker mit pharisaischer Einbildung „Vrlehrer der öffentlichen Meinung, nicht so sehr aus Bosheit wie aus Unverstand“), sondern subjektivste Kunstphilosophie. Seine Schrift ist ein himmeltürmender Pauegryens auf Kleist, nebenher auf Shakespeare, und zugleich eine unverschämte Schwähschrift auf Schiller, daneben auch auf Goethe, Heibel und andere: Kleist aber hat solche phrasenhaften Tiraden nicht nötig und gegen die geschmacklose und widerwärtige Verunglimpfung Schillers legen wir die entschiedenste Verwahrung ein. Treffend bemerkt der Verfasser S. 136, „daß die geschwägigen Narren wie gewöhnlich das große Wort in der Welt führen“; seine Ausführungen haben wenigstens das zweifelhafte Verdienst, hie und da zur Erweiterung zu gereichen. Um des Verfassers Stil und Schreibweise zu charakterisieren, seien hier einige der Attribute zusammengestellt, mit denen Schiller und seine dichterischen Gestalten von ihm belegt werden: „knabenhafte Uureise“, „unsinnig“, „Phrase“ (eine Lieblingsbezeichnung), „geschminkte Fragen“, „durch und durch Lüge“, „stumpfsinnig“, „Faselhaas, Faselci“, „koffümierte Wachsfiguren“, „milchfarbener Biederemann“ (vom Wallenstein), „klägliche Ohnmacht des Verstandes“, „Wumpis“, „albern“, „äußerliche Pose“, „Gefaltbader“, „Duafelci“, „studierte Grimassen“, „Pfsucherei“, „Monstrum“, „schenfällige Mißgeburt“, „konfus“, „dickthuierisch“, „Bestie“, „Bombast“, „Flansen“, „streberhaftes Gelüst“ (von Schiller gegenüber Goethe und Shakespeare) u. s. w.; nebenher fällt auch für Goethe einiges derartige ab: „dramaturgische Stämpereien“, „dramatische Fehlgeburten“, „groteske Lüsterheit“, „Kannibalismus“, „ausge-

sprechener Blödsinn“. Derartige gefällige Stilblüten sind fast auf jeder Seite zu finden. Sachlich ist auch nicht das allermindeste beigebracht, was Beachtung verdiente, wogegen der, den es danach gelüftet, allerhand merkwürdige Neuigkeiten hier lernen kann: was Kleists Amphitryon eigentlich bedeutet (S. 13), daß der „Zerbrochene Krug“ eigentlich ein vierter Akt eines Dramas ist (S. 17), daß „der Götheverein“ (!) „jetzt“ Urkunde auf Urkunde aus den Archiven gräbt (S. 24), daß Hebbels Gestalten „mehr oder weniger fast alle verrückt“ sind, „die einen zeitweilig, die andern dauernd“ (S. 116), daß Shakespeares Sturm und Kleists Prinz von Homburg Allegorien sind, jener für den „Künstler und die Gesellschaft“, dieser für „Genie und Vorsehung“ (S. 136), daß Widmanns „Jenseits von Gut und Böse“ in eine Reihe mit Calderon und Grillparzer gehört (ebenda) u. s. w. Daß es auch mit der Bildung des Verfassers nicht weit her ist, nimmt nach dem allem nicht wunder: S. 152 citiert er einen unmöglichen lateinischen Hexameter, der von Horaz sein soll, S. 166 läßt er Decius Mus statt Marcus Curtius einen Abgrund füllen. Die deutsche Sprache darf ihm für die Neuschöpfung der schönen Worte „bühnisch“ (S. 99) und „menschlerlich“ (S. 107) dankbar sein.

Vena.

Albert Feigmann.

Gebhardt B., Wilhelm von Humboldt als Staatsmann. 2. Band.

Bis zum Ausscheiden aus dem Amte. Stuttgart, Cotta 1899.

Wie vorans zu sehen war, ist dieser zweite Band ungleich interessanter und bedeutender als der erste. Wohl umfaßt er bei einer fast gleichen Vogenzahl nur sechs Jahre der staatsmännischen Thätigkeit Humboldts, jener elf, trotzdem wird man diesmal den Vorwurf der Breite, den wir dem ersten Band wenigstens für einzelne Teile machen mußten, nicht erheben können. Das Feld des Humboldtschen Wirkens ist eben für 1813 bis 1819 ein viel weiteres, die Gegenstände desselben viel wichtiger als zwischen 1802 und 1813. Dort waren nur seine Verhandlungen mit der Kurie, seine Leitung des Unterrichtswesens und seine doch ziemlich untergeordnete diplomatische Thätigkeit in Österreich bis zum Prager Kongreß zu verfolgen; hier sein Anteil am Wiener Kongreß, seine Arbeiten zur deutschen und später zur preussischen Verfassung, seine Wirkjamkeit im Staatsrat und als Minister, endlich der Konflikt, der zu seinem Ausscheiden aus dem Amte führte. Alle diese Punkte hat Haym berührt und wem es nur darum zu thun ist, die Grundzüge von Humboldts Wesen als Politiker kennen zu lernen, wird sich immer noch an jenen halten können, auch nach Gebhardt sind die entsprechenden Kapitel Hayms noch nicht veraltet. Aber eine Menge Lücken werden hier ausgefüllt, eine Menge neuer Einzelheiten bekannt gemacht, das wohlbekannte Bildnis durch viele neue Züge neu belebt und das Kolorit erhöht. So was Humboldts Haltung in der polnischen

und sächsischen Frage betrifft, über die Haym mit ein paar Worten hinweggehen mußte. Aber auch Treitschkes Vorwurf, Humboldts Bericht vom 20. August 1814 trage alle Schuld an den Fehlern der preußischen Politik auf dem Wiener Kongreß, kann Gebhardt zurückweisen, er zeigt unter anderem an einer Genzischen Äußerung, daß die Auffassung Humboldts von der Gesinnung Osterreichs gegen Preußen nicht zu optimistisch war. Angenehm empfinden wir die billige Beurteilung der österreichischen Haltung in der sächsischen Frage und die maßvolle Zurückweisung der Treitschkeschen Invektiven auch in diesem Punkte. Wir lernen dann eine Reihe von Denkschriften und Gutachten Humboldts zur deutschen Frage kennen, die eine wertvolle Ergänzung der einschlägigen großen Arbeiten, die schon Perz und Schmidt (Geschichte der deutschen Verfassungsfrage) geben konnten, liefern. Zugleich lehrt eine auf Grund des in den letzten Decennien so reich zu Tage getretenen neuen Materials angestellte Erwägung dessen, was damals überhaupt in der deutschen Frage erreichbar war, daß Hayms scharfes Wort „eine starke deutsche Verfassung half er wesentlich mitverspielen und verscherzen“ ungerecht war, ja daß Humboldt sogar in nicht ganz untergeordneten Dingen einen für die deutsche Sache günstigen Einfluß auf seine Regierung sowohl, wie auf die österreichischen Staatsmänner nahm; so bekämpfte er siegreich die Stein-Hardenbergische Idee von der Anschließung aller ostelbischen preußischen Gebiete, des Erzherzogtums Osterreich und der böhmischen Länder vom Bunde (Protokoll einer Konferenz vom 8. September 1814 und Beilage zum Protokoll vom 9.), so bestimmte er Metternich zu einem entschiedeneren Auftreten gegen die allzu anmaßende bayrisch-württembergische Opposition. Deutlicher als bei Haym treten auch seine Anstrengungen hervor, die Wirkungen des unglückseligen Gespräches Friedrich Wilhelms mit dem Zaren vom 5. November zu parieren. Von Arbeiten zur Ausgestaltung des einmal beschlossenen deutschen Bundes ist seit Haym manches Neue schon vor Gebhardt veröffentlicht worden; so eine große Denkschrift über die Grundzüge einer preußischen Bundespolitik, wie er sie empfahl, vom 30. September 1816 (von Konstantin Nößler in der Zeitschrift für preußische Geschichte IX) eine andere über das Verhältnis des Bundes zur katholischen Kirche (bei Mejer, Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage), eine dritte über die Pressfreiheit (von Ullmann in den Forschungen zur brandenburgisch-preußischen Geschichte VII). Gebhardt benutzt und analysiert sie nicht nur alle, er wägt auch ihre Bedeutung für den Moment sowohl wie für die Zukunft verständig-gewissenhaft ab. Die Denkschrift vom 30. September nimmt er gegen ihren eigenen Herausgeber in Schutz und konstatiert die vielfache Übereinstimmung der Ansichten Humboldts über den Weg, den Preußen am Bunde zu gehen habe, mit denen Bismarcks aus den Fünfzigerjahren. Auch bringt Gebhardt zu dem Neuen noch Allerneuestes, so ein Gutachten vom April 1817 über die Kompe-

tenz des Bundestages Privatbeschwerden gegenüber. Alle die Schriften sind doch auch charakteristisch für den Schriftsteller Humboldt, und wer eine neue Gesamtdarstellung seines Lebens und Wirkens unternähme, dürfte sie nicht übersehen. Seine Stellung zur preussischen Verfassungsfrage war schon Hayn ganz klar, die Denkschrift vom 4. Februar 1819 hat schon Fery bekannt gemacht und auch in die Werke Humboldts wurde sie aufgenommen. Aber höchst erwünscht und lehrreich ist Gebhardts Vergleich derselben mit den gleichzeitigen Ansichten der Doktrinär-Liberalen, wie sie Kottek repräsentiert, der Feudalen vom Schlage Hallers, der Stabilitätsprediger wie Gutz: Humboldt gehört keiner dieser Gruppen an, am meisten berührt er sich mit Dahlmanns vermittelnder Darlegung in dem „Nat über Verfassung“ von 1815. Der Vergleich der Humboldtschen mit einer gleichzeitigen von Hardenberg (bei Stern, Geschichte Europas 1) zeigt — und auch dies ist, glauben wir, richtig — daß in dieser Frage zwischen den beiden Männern gar kein prinzipieller Gegensatz bestand. Wohl war ihr Verhältnis in jenen Jahren nicht das beste, aber dies kam daher, weil Hardenberg fürchtete (mit Unrecht), Humboldt wolle ihn überflüssig machen und an seiner Stelle Staatskanzler werden — Humboldt aber der Meinung war, das Staatskanzleramt, wie es damals bestand, sei ein Hindernis für die Führung der Geschäfte in den Ministerien. Sehr schön faßt Gebhardt am Schluß alle Züge der politischen Wirksamkeit Humboldts zusammen, seine Thaten und seine Schriften, die mehr als bei irgend einem anderen Staatsmann seine wahren Thaten sind. Indem er dann diese Wirksamkeit und ihre Resultate mit der Gesamtpersönlichkeit seines Helden in Beziehung setzt, kommt er freilich genau zu demselben Ende wie Hayn — jener hatte gesagt: „Unendlich mehr wirkte er durch das, was er war, als durch das, was er schuf und handelte,“ und Gebhardt schließt: „Über allem was er geleistet hat, steht was er war.“

Wien.

Eugen Guglia.

Ludwig Börnes Gesammelte Schriften. Vollständige Ausgabe in 6 Bänden nebst Anhang: Nachgelassene Schriften in 2 Bänden. Mit Börnes Porträt, einem Briefe in Facsimile und einer biographisch kritischen Einleitung von Alfred Klaar. Leipzig, Max Hesses Verlag 1899. 6 M.

Während seines kurzen Aufenthaltes in Braunschweig (September 1828) hatte L. Börne mit dem Buchhändler Vieweg jun. fruchtlose Verhandlungen wegen Herausgabe seiner „Gesammelten Schriften“ gepflogen, wozu man ihn in Berlin ermuntert hatte; schrieb ihm doch unter anderem derselbe Jul. Ed. Hitzig, dem er neun Jahre später als Volkshändler galt, er wolle Hans für Hans auf seine Schriften kollektieren gehen. Am Rheine, in Rüdesheim und Geisenheim begann er bereits allmählich mit der Sichtung seiner

zerstreuten Arbeiten und trat zugleich auf Muraten H. Heines mit Campe in Verbindung, welchem er gegen ein Honorar von 4000 Thalern das fünfjährige Verlagsrecht seiner gesammelten Schriften überließ. Ein launiger Prospekt sollte das Publikum zur Subskription einladen. „Freunde haben es mit Verdruß, Gleichgiltige als einen Tadel, auch einige Übelwollende es mit Schadenfreude ausgesprochen: ich könnte kein Buch schreiben. Aber, habe ich denn eines geschrieben? Und was ist's! Ein Buch ist Wein im Tasse, ein Blatt Wein in der Flasche — wenn Wein ist hier und dort: wer trunken will, muß das Faß doch anzapfen, wer lesen will, muß das Buch in Kapitel füllen. Auch habe ich gedacht, für Bücher sei jetzt die Zeit zu eilig und beschäftigt — die Welt ist auf Reisen . . . . Was ich immer gesagt, ich glaubte es. Was ich geschrieben, wurde mir von meinem Herzen vorgefagt, ich mußte. Darum, wer meine Schriften liebt, liebt mich selbst. Man würde lachen, wenn man wüßte, wie bewegt ich bin, wenn ich die Feder bewege, das ist recht schlimm, ich weiß es, denn ich begreife, daß ich darum kein Schriftsteller bin. Der wahre Schriftsteller soll thun wie ein Künstler. Seine Gedanken, seine Empfindungen hat er sie dargestellt, muß er sie frei geben, er darf nicht in ihnen bleiben, er muß sie sachlich machen . . .“

Und die Verlagsbuchhandlung fügte diesen aus „Hannover, November 1828“ datierten Worten folgende geschäftliche Notiz bei: „Wir haben den Verlag dieser Schriften übernommen, und werden uns bestreben, daß sich das Außere derselben durch schönen Druck und Sauberkeit des Papiers vor ähnlichen Werken auszeichne und so den innern Gehalt würdig darstelle. Um die Anschaffung zu erleichtern, eröffnen wir den Weg der Subskription. Das Ganze wird aus mindestens 120 Bogen bestehen, welche in 8 Theile zerfallen. Der Subskriptions-Preis für das Ganze ist 5 Rthlr. Die ersten 4 Theile werden in der kommenden Oster-Messe und die letzten 4 Theile in der darauf folgenden Michaelis-Messe ausgegeben. Nach Erscheinung der ersten Hälfte wird der Subskriptions-Preis erlöschen, und dagegen der Ladenpreis von 8 Rthlrn. eintreten. Das Format wie diese Anzeige wird beibehalten. Sammler, welche uns den Betrag einsenden, erhalten auf sieben Exemplare das achte frei.“ Die meisten Journale nahmen die Ankündigung Bönes in ihre Spalten auf; abfällig äußerte sich nur der Philister mit der Hausnummer 50 in den „Blättern für litterarische Unterhaltung vom 19. Januar 1829“: „Das Misfällige an dieser Ankündigung läßt sich nicht allegiren; wollte man den darin angefügten Ton des Hrn B. unwürdig, also süßlich oder affectirt nennen, oder übertrieben bescheiden, oder gar versteckt anmaßend, so würde man immer noch nicht ganz ausdrücken, was man eigentlich zu sagen beabsichtigte.“ Hingegen jubelte Julius Sobernheim in der „Berliner Schnellpost vom 11. Juni 1829“: „Wenn unter den tausend litterarischen Contrebanden, die so viel Verfasser unserer Tage, um keinen Zoll an die

unparteiischen Douanen des Geistes zu zahlen, in finstrier Gedankennacht und auf ungebahnten Schriftstellerwegen in das geräumige Treibhaus der intellektuellen Welt mühsam hinschleppen, so ist es ein wahres Jubiläum fürs Herz, ein Feiertag für den Geist, ein herrliches Intermezzo für das ewige Bonmot von gestern, wenn ein Mann wie Börne, mit den reifen Früchten seiner Muse am litterarischen Horizonte erscheint. Und es steigt der Cours des Humors, da er auf Börnes Wage liegt und die Akten des guten Geschmacks gehen in die Höhe, und die Lichtfunken des treffenden Wises flammern am Zenith des Gediegeneu. Zählen wir einmal die großen Humoristen Deutschlands, wie viel finden wir? Hamann, Hippel, Nichtenberg, Jean Paul und Hoffmann und zum Theil Ludwig Tieck und endlich Börne und nun Punctum.“ — Fünf lange Wintermonate arbeitete Börne in Hannover mit andauerndem Eifer. Allein der erwartete Erfolg blieb anfänglich aus und trotz alles beinahe enthusiastischen Lobes der künftigen Kritik (W. Meuzel, W. Neumann und Anderer) — auch später. Noch lange mochte H. Heine zu Campe spotten: „Der Börne kostet ihnen zu viel, und will noch immer nicht ziehen,“ und auf die gereizte Antwort Campes: „Aber Börne wird ziehen, wenn Sie längst vergessen sein werden,“ ebenso bissig: „Das ist ein Unglück für ihn und für Sie, daß so lange darauf gewartet werden muß.“ Erst das Erscheinen des sogenannten 9.—14. Teiles, das heißt der „Briefe aus Paris“ veranlaßte eine gesteigerte Nachfrage und dem Verleger lohnenden Ertrag. Der große Humorist — dem es um ein Wort Karl Goedekes zu gebrauchen — nur an Geschlossenheit der Form fehlte, um eine rein künstlerische Wirkung auszuüben, hatte inzwischen der ewig sensationsklüsternden Welt eine Helatombe patriotisch-politischer Pikanterien und Paradoxen . . geboten. — —

Diese erste von L. Börne selbst besorgte Gesamtausgabe umfaßte:

1. (XXX—210 S.) und 2. (VI—198 S.) Dramaturgische Blätter. 1829.
3. (VIII—255 S.) und 4. (329 S.) Vermischte Aufsätze. Erzählungen. Reisen. Zwei Abtheilungen. 1829.
5. (VI—290 S.) Schilderungen aus Paris. 1829.
6. (210 S.) Fragmente und Aphorismen. 1829.
7. (VI—314 S.) Kritiken. 1829.
8. (132 S.) Aus meinem Tagebuche. 1832.
9. (VIII—319 S.) 1832; 10. (VIII—316 S.) 1832; 11. (VIII—326 S.) 1833; 12. (VIII—372 S.) 1833; 13. (VI—312 S.) 1834; 14. (VI—319 S.) 1834; Briefe aus Paris.

Später debütierten Hoffmann und Campe mit einer Reihe von „unveränderten“ und „wohlfeilen“ Titelausgaben; wenigstens liegen mir z. B. nicht weniger als vier verschiedene Exemplare einer „zweiten Auflage“ vor, welche ich des besseren Unterschiedes wegen mit a, b, c, d bezeichnen will.

1. (XXX—210 S.) 1835. 2. (VI—198 S.) 1829.
3. (VIII—255 S.) 1835. 4. (329 S.) 1835.

5. (VI—290 Z.) 1840.
6. (210 Z.) 1840.
7. (VI—316 Z.) 1840.
8. (132 Z.) 1832.

## Exemplar b.

1. (XXX—210 Z.) 1832. 2. (VI—198 Z.) 1829.
3. (VIII—255 Z.) 1840. 4. (329 Z.) 1840.
5. (VI—290 Z.) 1840.
6. (210 Z.) 1840.
7. (VI—316 Z.) 1840.
8. (132 Z.) 1832.

## Exemplar c.

1. (XXX—210 Z.) 1835. 2. (VI—198 Z.) 1835.
3. (VIII—255 Z.) 1835. 4. (329 Z.) 1835.
5. (VI—290 Z.) 1835.
6. (210 Z.) 1835.
7. (VI—316 Z.) 1835.
8. (134 Z.) 1832.

Die letzten zwei Seiten (S. 133—134) füllt folgende kulturhistorisch-interessante, später nicht wieder abgedruckte Erklärung der Verlagsbuchhandlung vom 1. März 1832 „an die geehrten Herren Subscriberen auf Börnes Schriften“.

„Als wir im November des Jahres 1828 die Herausgabe der Börnes'schen Schriften ankündigten, versprachen wir für den damals bestimmten Preis 120 Bogen in 7 oder 8 Theilen zu liefern. Nun füllen die ersten 7 Theile 117 Bogen. Das gegenwärtig erfolgte 8te Bändchen beträgt 8 Bogen; mithin lieferten wir fünf Bogen mehr, als wofür wir uns verpflichtet haben. Der 9te und 10te Band dieser Schriften erschienen, als Fortsetzung, bereits im abgewichenen Herbst, zugleich unter dem zweiten Titel: „Briefe aus Paris 1830—1831“. Dieses ist die Schrift, die, im freilich verschiedenen Sinne, ebenso sehr die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Publikums erregt, als die Beachtung der Regierungen in Anspruch genommen hat, so daß sie in Preußen, Baiern, Dänemark, Hamburg und Frankfurt sogar verboten und confiscirt ist. (Oesterreichs gedenken wir hier nicht, weil dahin dergleichen Bücher überall nicht zugelassen werden.) Ja der Verleger, obgleich derselbe sich bewußt ist, bei dem Verlage dieser Briefe alle Vorschriften der Pressvornundschafft erfüllt zu haben — und während der Verfasser des Buches seinen Namen ehelich auf dem Titel genannt hat — ist wegen der rein mercantilschen Besorgung des Absatzes dieses Buches von dem hiesigen Nizkat peinlich angeklagt worden, wovon der Erfolg zu erwarten steht.

Ein Seitenstück zu dieser Verfolgung der Pressfreiheit ist — in unserem hiesigen Bereiche — das Verbot einer ebenfalls bei uns erschienenen Broschüre, betitelt: „Don Miguel der 1. Usurpator des Portugiesischen Thrones gr. 8. 108 Z.“ eines der Auszeichnungen werthen Büchleins, in welchem die Rechte der Königin Donna Maria da Gloria mit besonderer Sachkenntniß und kräftiger Darstellung vertheidigt sind. Das Buch ist in Folge der Denunciation eines unserer Mitbürger, des hiesigen Kaufmanns de Vivanco, der zugleich Ritter und Königl. Spanischer General-Consul ist, verboten worden und zwar, weil die, in die Ereignisse des unglücklichen Portugals so mächtig eingreifenden Intrigen der verstorbenen Königin von Portugal, die bekanntlich eine Infantin von Spanien war, so ohne Schen zur Schau gestellt sind.“ —

Exemplar d<sup>1)</sup>) unterscheidet sich von Exemplar a nur dadurch, daß der 3. und 6. Teil den Vermerk trägt „Hamb. 1840“ (VIII, 255 S.) Vermischte Aufsätze, Erzählungen, Reisen 1. Abteilung; beziehungsweise 210 S. Fragmente und Aphorismen.

Da diese verschiedenen Exemplare der „zweiten Ausgabe“ verschiedene Typen aufweisen, scheint Campe nicht ohne Grund jenen berichtigten Prozeß und 14-jährigen Kampf mit der pietätvollen Erbin des literarischen Nachlasses heraufbeschworen zu haben, der im Juli 1861 dahin endete, „daß Börnes Werke nicht (mehr) als herrnlose Beute betrachtet werden dürften.“

1837: Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Fünfzehnter Teil: Menzel der Franzosenfresser. Paris, bei Theophile Barrois fils Buchhändler, Rue de Richelieu No. 11. (Gedruckt bei Paul Renouard, rue Garancière No. 5.) IV—160 S.

1838: Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Fünfzehnter Teil: Menzel der Franzosenfresser. Zweite Auflage. Paris, bei Theophile Barrois fils Buchhändler, Rue de Richelieu No. 14. (Gedruckt bei Paul Renouard, rue Garancière No. 5.) IV—158 S.

Nach Börnes Tode erschien bei Fr. Brodhag [Scheible, Nieger und Sautler], mit dem er noch bei Lebzeiten Unterhandlungen wegen einer Neu-Ausgabe gepflogen hatte:

Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Dritte vermehrte und rechtmäßige Ausgabe. Stuttgart, Fr. Brodhagsche Buchhandlung 1840. 8.

1. XXXIII—396—[1] S. — 1 Porträt. Dramaturgische Blätter.

2. VIII—497—[1] S. Vermischte Aufsätze. Erzählungen. Reisen.

3. VI—447—[1] S. Kritiken, Fragmente und Aphorismen.

4. VI—369—[1] S. Schilderungen aus Paris 1822—1823. Aus meinem Tagebuche.

5. VIII—413—[1] S. — 1 Tafel — 1 Facsimile. Vermischte Aufsätze. Dramaturgische Blätter. Aphorismen. Briefe aus Frankfurt. Kritiken.

Diese dritte Ausgabe unterscheidet sich besonders in zwei Beziehungen von den früheren; während die ersten vier Teile eigentlich den acht Bänden der Hamburger Ausgabe entsprechen, sind jetzt mehrere Aufsätze ergänzt und vervollständigt durch Einschaltungen derjenigen Stellen, welche ursprünglich dazu gehörten und welche Börne weggelassen hatte; diese Einschaltungen sind durch besondere Zeichen (\*) kenntlich gemacht. Ueberdies bietet der fünfte Teil oder Supplementband eine Nachlese von solchen Aufsätzen, die aus verschiedenen Zeitschriften jetzt zum ersten Male zusammengestellt wurden. Deshalb veranstaltete damals auch die Brodhagsche

<sup>1)</sup> Von den mir vorliegenden verschiedenen Exemplaren der Teile 9—14 („Bereife aus Paris“) gruppieren sich zwei Exemplare wie folgt: 9. (VIII—230 S.) 1832. 10. (VIII—229 S.) 1832. 11. (VIII—232 S.) 1833. 12. (VIII—256 S.) 1833. 13. (VI—232 S.) 1834. 14. (VI—232 S.) 1834.



Verlagsbuchhandlung einen in Format und sonstiger Ausstattung der ersten Hamburger Gesamtausgabe ganz entsprechenden Neudruck des fünften sogenannten Supplementtheiles als: Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Sechzehnter Teil. Stuttgart, Brodhagische Buchhandlung 1840. VIII—438—[I] S.

Nunmehr veröffentlichten die Erben des litterarischen Nachlasses: Nachgelassene Schriften von Ludwig Börne. Mannheim, Friedrich Bassermann 1844—1850.

1. (VII—349 S. — 1 Porträt) und 2. (VII—318 S.) 1844. Briefe und vermischte Aufsätze aus den Jahren 1819, 1820, 1821, 1822.

3. (VIII—346 S.) 1847. Briefe aus den Jahren 1824, 1825, 1826, 1827, 1828.

4. (VII—367 S.) 1847. Briefe und vermischte Aufsätze aus den Jahren 1828, 1829.

5. (VII—430 S.) 6. (VII—352 S.) 1850. Anhang zu den Briefen aus Paris. Briefe aus der Schweiz 1830, 1831, 1832, 1833. Vermischte Aufsätze und Aphorismen.

Börnes Französische Schriften. Herausgegeben von Cormenin und übersetzt von C. Weller. Bern, Druck und Verlag von Zenn, Sohn 1847 (208 S.), sind eine wortgetreue Übersetzung von: *Fragments politiques et littéraires par Ludwig Boerne. Précédés d'une Note par M. de Cormenin. Et d'une Notice biographique sur l'auteur Pagnèrre. Éditeur Rue de Seine, 14 lrs. 1842. 16<sup>o</sup>. XXXIX—243 S.*

Im Anschlusse an die erste Gesamtausgabe erschien nunmehr: Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Siebzehnter Teil. Französische Schriften und Nachtrag mit einer Biographie des Verfassers. Leipzig, Verlag von Wilhelm Kori 1847. VIII—391—[I] S. [Zweite (Titel-) Auflage. Leipzig, Verlag von E. D. Weller 1849. VIII—391—[I] S.] Der Herausgeber E. Weller vereinigte hier mit seiner oben genannten Übertragung der „Französischen Schriften“ die in Guskows Biographie (Litterarische Anstalt 3. Hütten. Neue Ausgabe, das ist zweite Auflage, Frankfurt a. M. 1845) veröffentlichten Briefe Börnes und die von Arthur Müller im zweiten Bande (S. 3—180) seiner „Modernen Deliquen“ (Berlin, Ad. Gumprecht 1844—1845) gebotene wertvolle Nachlese, als: I. Vermischte Aufsätze: Der allgemeine Anzeiger der Deutschen. Nachträge zum Konversations-Lexikon. Der kleine Hamann. Freiheit und Gleichheit ohne Revolution. Weibliche Beiträge zum Konversations-Lexikon. Vertrauliche Briefe. Der Mitarbeiter wider Willen. An den Herrn Redakteur des echten Schwarzwälders. Die Kunst alt zu werden. Ein Brief aus Frankfurt. II. Kritiken: Die Spanische Johanna von Schaden. Etwas über den deutschen Adel u. s. w. Von Rouqué und Perthes. Mosely-Hall von Cooper. Drei Romane von Cooper. Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielersfreunde von Lembert. Materia medica. Zeitgeschichte. Sendschreiben des Deutschen Michels u. s. w. Romane, keine Romane, mehr als Romane. Deutsches Kochbuch von Hallberg. Moysse par Lemercier.

Deutschland und keine Revolution u. s. w. Souvenirs de la Sicile par Forbin. Abhandlungen aus dem deutschen Civilprozeße von Goldschmidt. III. Fragmente und Aphorismen (1—85). — Damit war die sogenannte erste und relativ vollständigste Gesamtausgabe, welche mit Hinzurechnung der „Nachgelassenen Schriften“ von 1829—1850 dauerte, endlich abgeschlossen. Nach dem feierlichen Friedensschlusse mit „der Verleger aller Blüte“ erschienen:

Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Neue vollständige Ausgabe. Hamburg, Hoffmann & Campe; Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt (Kütten und Löning) 1862. 8<sup>o</sup>.

1. (VI—389 Z. — 1 Porträt.) 2. (VI—422 Z.) Erzählungen. Reisen. Vermischte Aufsätze.
3. (VI—426 Z.) Schilderungen aus Paris (1822 und 1823).
4. (VIII—358 Z.) Dramaturgische Blätter.
5. (VII—390 Z.) Dramaturgische Blätter (Fortsetzung). Kritiken.
6. (VI—456 Z.) Kritiken (Fortsetzung). Briefe aus Frankfurt. Menzel, der Franzosenfresser.
7. (409 Z.) Fragmente und Aphorismen. Französische Aufsätze (Fragments politiques et littéraires).
8. (VIII—296 Z.) 9. (VIII—268 Z.) 10. (347 Z.) 11. (VIII—292 Z.) 12. (399 Z.) Briefe aus Paris.

Diese in Druck und äußerer Ausstattung bis zum heutigen Tage nicht mehr erreichte Ausgabe bietet vor allem einen Neudruck der Stuttgarter Edition, überdies: „Fragments politiques et littéraires“, „Menzel der Franzosenfresser“ und die „Briefe aus Paris“. Dabei sind nicht unwesentliche Änderungen in der Anordnung der Schriften getroffen worden. Die „Briefe aus Paris“ erscheinen mit durchgehends fortschreitender Zahlenbezeichnung aller ursprünglich in drei Sammlungen enthaltenen 115 Briefe; als passender Abschluß der „Aphorismen“ wurde die bisherige vierte Nummer gewählt; der Text überhaupt einer sorgfältigeren Revision unterworfen; wichtig ist auch die von M. Meinganum entworfene biographische Skizze Ludwig Börnes. Bloßer Nachdruck der letzten Ausgabe waren: Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Vollständige Ausgabe. Wien, Tendler und Comp. (Julius Großer) 1868. 12 Bände. 16<sup>o</sup>, und Ludwig Börnes Gesammelte Schriften. Vollständige Ausgabe in drei Bänden. Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. [1877]. 8<sup>o</sup>. Einiges Interesse gewährt nur die dem zwölften Bande der Wiener Ausgabe einverleibte Biographie Börnes von K. Grün, die bei Reclam gänzlich entfällt.

Zwölf Jahre später erschien ursprünglich in Lieferungen eine heute ziemlich selten gewordene, im Bücherlexikon von Heinicus als nicht vollständig und vergriffen bezeichnete neueste Volks- und Familienausgabe: Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Vollständigste Ausgabe. Stuttgart, Wörlein & Co. 1880. 8<sup>o</sup>.

1. (VI—251 S. — 1 Porträt) und 2. (268 S.) Erzählungen. Reisen. Vermischte Aufsätze.
3. (266 S.) Schilderungen aus Paris (1822 und 1823).
4. (IV—210 S.) Dramaturgische Blätter.
5. (IV—242 S.) Dramaturgische Blätter (Fortsetzung). Kritiken.
6. (294 S.) Kritiken (Fortsetzung). Briefe aus Frankfurt. Menzel der Frauensofenfreier.
7. (270 S.) Französische Aufsätze. Fragmente und Aphorismen.
8. (IV—267 S.) 9. (306 S.) 10. (174 S.) 11. (123 S.) Briefe aus Paris. Nachtrag.
12. (V—338 S.) Briefe und vermischte Aufsätze aus den Jahren 1819, 1820, 1821, 1822. Einige Briefe Börnes aus seinen letzten Lebensjahren. Ludwig Börne, sein Leben und Wirken. Erinnerung an Börne. Der Sturm auf Börnes Grab (1840).

Diese Ausgabe schließt sich vollkommen an seine letzten drei Vorgänger an; die wenigen Änderungen sind geringfügiger Natur. So ist z. B. die fortlaufende Zählung der „Briefe aus Paris“ wieder aufgegeben; die französischen Aufsätze erscheinen nicht im Original, sondern in Wellers Übersetzung. Neu hingegen ist der Wiederabdruck der zwei ersten Bände der „Nachgelassenen Schriften“, die Gutzkows Biographie entnommenen „Briefe“ Börnes aus seinen letzten Lebensjahren, sowie eine von den Herausgebern gebotene „Nachlese“ ziemlich verschollener Börniana aus der „Frankfurter Zeitung“, „Gartenlaube“, den „Populär-wissenschaftlichen Monatsblättern zur Belehrung über das Indentum für Gebildete aller Confessionen“ u. s. w. als: „Die Musik“, „Zuschrift an die Voge zur aufgehenden Morgenröthe in Frankfurt a. M.“; Brief an Börnes Vater; Stellen aus einem Vortrag gehalten in der „Voge zur aufgehenden Morgenröthe“ zu Frankfurt a. M. im Jahre 1809. Zwei Briefe Börnes an Dr. Pinhas in Cassel. Ein Brief Ludwig Börnes an seinen Bruder Philipp Jacob Baruch modo Börne. An Herrn Dr. jur. Meingamm in Frankfurt a. M. — Von geringerem Werte ist die biographische Skizze Börnes, sowie die beiden „Gedichte auf Börne“. —

Ludwig Börnes Gesammelte Schriften. Vollständige Ausgabe mit erläuternden und historischen Anmerkungen. Hahn, Verlag von W. Bartels 1884. 12 Bände. 8<sup>o</sup>, sind ein wortgetreuer Abdruck der Wörleinschen Ausgabe auf besserem Papier und schönerem Druck; neu sind nur die übrigen dürftigen erläuternden und historischen Anmerkungen; die fortlaufende Zählung der Briefe aus Paris ist wieder hergestellt; eliminiert die Gedichte: „Erinnerung an Börne. Der Sturm auf Börnes Grab“ (1840). Ludwig Börnes Gesammelte Schriften. Neue, vollständige Ausgabe in 12 Bänden. Berlin, Bibliographische Anstalt [N. Warshawers Buchdruckerei] (1893) ist analog Reclam, ein Nachdruck ohne jeglichen Wert.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Die amerikanischen Gesamtausgaben stehen mir leider nicht zur Verfügung als: Ludwig Börnes sämtliche Werke. 5 Bände. New-York, Josef Wied 1858. 8<sup>o</sup>. Ludwig Börnes sämtliche Werke. 5 Bände. (XXXVI, 368; 365; 387, 414 und 328 S.) Philadelphia, Schäfer und Konradi 1868. 8<sup>o</sup> u. s. w.

Der neueste Herausgeber Alfred Klaar bietet vor allem wiederum einen wortgetreuen nicht immer korrekten Abdruck der von Meinganum besorgten Gesamtausgabe, aus den „Nachgelassenen Schriften“ die beiden ersten Bände vollständig; aus dem vierten Bande den 122. Brief, das heißt den darin mitgetheilten Brief an die Cottasche Buchhandlung vom 1. August 1829, sowie „Fragmente und Aphorismen“; aus dem sechsten Bande „Vermischte Aufsätze und Aphorismen“. Die biographische Einleitung ist eine äußerst stimmungsvolle Verarbeitung des bereits seit Jahren bekannt gewordenen Materials im Anschlusse an die geistvolle Gedekrede A. Klaars anlässlich der Prager Centennalfestfeier Börnes. Leider sind nicht genügend berücksichtigt die seither erfolgten wichtigen Publikationen in der „Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland“, „Euphorion“ u. s. w.

Im Gegensatz zu Heine ist die Börne-Forschung und Börne-Litteratur sehr dürftig. Ohne die Verdienste der neuesten Volksausgabe, das heißt seines Herausgebers irgendwie schmälern zu wollen, kann man beruhigt sagen, das Bedürfnis nach einer würdigen Gesamtausgabe, sowie einer Biographie etwa im Anschlusse an Elsters meisterhafte Heine-Edition bleibt nach wie früher vorhanden.

Wien.

Michael Holzmann.

Nichter Kurt, Ferdinand Freiligrath als Übersetzer. Berlin, A. Duncker 1899. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Franz Munter. Nr. 11.) 2.70 M.

F. Freiligrath hat, wenn wir von vereinzelt, der Kinder- und der Schulstube entstammenden Reimereien (vgl. W. Buchner, Ferdinand Freiligrath 1, 20, 23 f.) absehen, zur selben Zeit, als er sich zuerst in eigener Lyrik versuchte, oder vielleicht noch früher (Buchners Angaben a. a. O. S. 39 scheinen dafür zu sprechen) begonnen, nichtdeutsche Poesie in seine Muttersprache zu übertragen, und ist auf diesem Gebiete noch lange nach dem Erlöschen unmittelbarer Schaffenskraft fast bis an sein Lebensende unermüdet thätig geblieben. Entweder ins Jahr 1826 oder kurze Zeit danach fallen die ältesten seiner Übertragungen, welche ebenso wie die lyrischen Erstlinge sogleich eine stannenswerte Wort- und Versgewandtheit bekunden; und noch nahezu ein Halbjahrhundert später legte die in der „Gegenwart“ veröffentlichte Wiedergabe elf Bret Hartescher Gedichte Zeugnis ab für ungeschwächte Meisterschaft des Nachbildners. Allerdings hat sich Freiligraths Interessentkreis sehr bald nach jenen vielversprechenden Anfängen in gewisser Beziehung merklich verengert: vom Gymnasium her der beiden alten Idiome, von seiner Soester Fehrlingszeit her des Italienischen, Französischen und Englischen mächtig, schränkt er sein Arbeitsfeld schon frühzeitig auf die Litteratur der beiden letztgenannten Sprachen ein; nur

gereimte Übersetzungen das „Odi profanum vulgus“ 1829; zuerst gedruckt 1831, zum Teil wieder Beilage 285 der Münchener Allgemeinen Zeitung 1896) und anderer Horaz-Öden, ferner Proben aus Virgil und Anacreon, so viel ich weiß, ungedruckt, zeigen den jungen Dichter mit dem klassischen Altertum wetteifernd, von vornherein indes im Nachtheil, da hier ganz im Gegensatz zu sonstiger Freiligrathischer Praxis auf die Form des Originals Verzicht geleistet wird; was die italienische Dichtung betrifft, so läßt uns bloß die elegante Wiedergabe eines einzigen Fragments, des Chors aus dem „conte di Carmagnola“ (Akt 2, Scene 6) Manzoni's (zuerst 1838) in den „Gedichten“; jetzt „Gesammelte Dichtungen“ 2, 5 ff. ahnen, was Freiligrath auch hier zu leisten vermocht hätte. Aber selbst die französische Lyrik beschäftigt den Dichter anhaltend nur bis 1838: zuerst und vor allen B. Hugo, dann andere Romantiker, wie Lamartine (ein Nachzügler noch 1849), Musset, Jean Reboul, die Desbordes Valmore. Seine erste und stärkste literarische Liebe, die zur englischen Dichtung, bleibt auch seine letzte: mit Byron und Scott, Wordsworth und Coleridge mißt er sich schon um 1826 und vereinigt dann in den „Gedichten“ (1838) eine vielleicht allzu strenge Auslese aus der Fülle des bis dahin übersetzten Materials zu einer köstlichen Anthologie zeitgenössischer englischer Romantik. Coleridge und Moore nehmen hier den größten Raum ein, an ihnen und an Burns erweist Freiligrath seine völlig ebenbürtige Kunst. In den „englischen Gedichten aus neuerer Zeit“ (1846) verschiebt sich dann das Bild parallel zur gleichzeitigen Entwicklung der Literatur; wohl herrscht die Romantik und namentlich Freiligraths Liebling Felicia Hemans noch vor, schon aber deuten sich neue Richtungen, die soziale mit Ebenezer Elliott wie die speziell sogenannte victorianische mit Tennyson und die nordamerikanische Schule Longfellow an. Die Dichtung der sozialen Anklage (Thomas Hood) wird 1849 und 1851 in den „neueren politischen und socialen Gedichten“ wieder aufgenommen, literarhistorisches Interesse führt den Meister auf Robert Herrick, Edmund Spenser, Philip Sidney, Shakespeare (Benus und Adonis 1849) und andere Renaissancegedichter zurück, und aus der Literatur der Vereinigten Staaten gewinnt Freiligrath dem deutschen Publikum 1857 Longfellow's song of Hiawatha, 1868 den genialen Sonderling Walt Whitman den von neuem zu „entdecken“ einige Journalisten sich im abgelaufenen Jahre ganz überflüssig bemühten und noch 1872, wie erwähnt, Bret Harte, wenigstens den Lyriker Bret Harte. Die zeitgenössischen Engländer treten nunmehr in der anfangs der siebziger Jahre für die Gesamtausgabe zusammengestellten Gruppe „Übersetztes. Neues und Neuestes.“ (Gesammelte Dichtungen“ 4, 17—145) hinter den Cinque- und Seicentisten einer-, den modernen Amerikanern andererseits zurück; dennoch geben auch sie Freiligrath gleichsam noch in zwölfter Stunde Gelegenheit zu zwei unnahelbaren Bravourstücken, wir meinen die Verdeutschung der Macaulay'schen Gedichte „Horatius“

und „Schlacht bei Naseby“. Wie die Thätigkeit des Übersetzers Freiligrath chronologisch über den Zeitraum seiner originalen Dichtung hinausgreift, so überwiegt sie dieselbe auch quantitativ: von den sechs Bänden der jüngsten (6.) Auflage der Gesammelten Dichtungen, nach der wir citieren, enthalten vier fast ausschließlich, dann noch der dritte zu einem nicht unerheblichen Teile Übersetzungen, die denn freilich eben durch Freiligrath weiten Kreisen so vertraut geworden sind, daß das Mißverhältnis zwischen eigenem und fremdem Gut, wenn konstatiert, geradezu überauschend wirkt.

Kurt Richter ist nicht der erste, der an die Bearbeitung eines so verlockenden Themas herantritt. Zwei Vorläufer, D. Weddigen und die Tochter des Poeten, Frau Käthe Freiligrath-Kroeker, nennt er selbst S. 12; wenn ihm ein Planener Programm von 1896 (E. Preitsfeld, F. Freiligraths Übersetzungen aus V. Hugo) entging, läßt sich das wohl entschuldigen. Daß zwei an keineswegs abgelegenen Stellen vor wenigen Jahren veröffentlichte Aufsätze (W. Buchner, Unbekanntes und Ungedrucktes von F. Freiligrath, Euphorion, 1. Ergänzungsheft (1895) S. 122 ff.; J. Schwing, Unbekannte Jugendgedichte und Übersetzungen von F. Freiligrath, Beilage 285 der Münchner Allgemeinen Zeitung 1896) übersehen worden sind, fällt schon schwerer ins Gewicht und hat sich auch unmittelbar gerächt. Würde so die doch wahrhaftig nicht übergroße Freiligrath-Litteratur nicht völlig ausgeschöpft, so gebricht es noch mehr an der Kenntnis der allerdings zahlreichen und nicht immer leicht zugänglichen ausländischen Dichter, welche hier in Betracht kommen, so daß sich Richter wiederholt durch die von Freiligraths Wiedergabe herausgegriffenen Proben zu unzulänglichen oder schiefen Charakteristiken verleiten lassen hat. Besonders auffällig erscheint dabei die Ungleichmäßigkeit in den Angaben benutzter Vorarbeiten oder vielmehr in der Benutzung dieser Arbeiten selbst. Wer sucht überhaupt in einer Studie wie der vorliegenden bibliographische Notizen zu Hugo und Coleridge? Wollte aber der Verfasser in diesen Fällen Rechenhaft über die ihm dienlich gewesenen Vorarbeiten geben, warum fehlen dann analoge Nachweise zu Muffet oder Longfellow? Wenn wir hinzufügen, daß sich Richters Sprache nicht sonderlich gelentig, die Darstellung in unangenehmem Gegensatz zum Dargestellten völlig farblos, keineswegs aber korrekt erweist, so dürfen wir damit die Reihe allgemeiner Gravamina schließen, um, dem Gange der trotz alledem verdienstlichen Untersuchung Richters folgend, ihre Resultate in Kürze wiederzugeben, ihre kleinen Irrtümer zu berichtigen, unsere eigenen Meinungen, wo sie von denen des Verfassers abweichen, zu begründen.

Einleitend (S. 1—4) beleuchtet Richter den innigen Zusammenhang zwischen dem poetischen und dem nachbildenden Schaffen Freiligraths, zwischen diesen „zweierlei Bethätigungen eines und desselben Geistes“, wie

er weiter unten (S. 100) zutreffend sagt, und wendet sich sodann Freiligraths Übersetzungen aus dem Französischen und speciell seinen Verdichtungen Hugoscher Lyrik zu. Zwar sehen wir nicht ein, wie es Richtern „unzweifelhaft“ (S. 7) geworden sein mag, daß jenes handschriftliche Heft aus dem Jahre 1829, von dem Buchner a. a. D. 1, 39 spricht, auch Übersetzungen aus Hugo enthielt oder enthält: das Gegentheil ist wahrscheinlich, da der Inhalt des Heftes, wie von Buchner beschrieben, sich offenbar mit den gleichzeitig in den Münsterschen Allgemeinen Unterhaltungsblättern abgedruckten Übersetzungen deckt und unter diesen (vgl. Euphorien a. a. D.) V. Hugo nicht vertreten erscheint. Freiligraths Beschäftigung mit Hugo dürfte vielmehr kaum über 1832 zurückreichen; wo sich für sie das erste sichere Zeugnis, sei's durch eine Briefstelle, sei's durch den Abdruck eines übersetzten Gedichtes in einer Zeitschrift findet, hätte Richter ermitteln sollen. Genug hiervon; 1836—1838 bildet Freiligrath für den 6., 9. und 11. Band einer von Sauerländer in Frankfurt a. M. publicierten deutschen Gesamtausgabe der bis dahin erschienenen Werke Hugos große Partien der Lyrik nach, veröffentlicht dann 1845 eine einerseits gekürzte, andererseits erweiterte Neubearbeitung seines Anteils an der Frankfurter Edition und nimmt 1870 den 1845er Text, wiederum indes nach Streichung einzelner Gedichte, in den 4. Band der 1. Auflage seiner eigenen Gesammelten Dichtungen auf; eine Anordnung, die in wenig consequenter Weise auch von den nach Freiligraths Tod erschienenen Auflagen, welche doch sonst allenthalten (vgl. 6. Band 1—4) über die vom Dichter gezogenen Grenzen hinausgehen, peinlich respectiert wird. Richter macht dankenswerte Mitteilungen über das quantitative Verhältnis des Textes von 1870 zu denen von 1845 und 1836, schweigt aber leider über die Auswahl, die Freiligrath 1836 aus Hugo selbst getroffen hat; sollte in der (uns nicht zugänglichen) Frankfurter Gesamtausgabe eine lückenlose Übersetzung Hugos vorliegen, so mußte dies konstatiert, im anderen Falle und ebenso auch für 1845 und 1870 der Gesichtspunkt festgestellt werden, von dem aus Freiligrath so viele Gedichte Hugos nach und nach und noch für den Text letzter Hand auszuscheiden für nötig befunden hat.

§. 9—42 erörtert der Verfasser sorgfältig und nicht ohne Feinfühligkeit die von Freiligrath dem französischen Urtexte gegenüber aufgewandte Arbeit, die metrischen, die stilistischen, die sprachlichen Mittel und Kunstgriffe des Übersetzers, die Fülle von Anregungen stofflicher und formaler Natur, die dem Dichter aus solchem Bemühen zu gute kamen. Dem Resultate, welches Richter aus seinen Untersuchungen gewinnt, daß nämlich „V. Hugo in Freiligrath einen geistesverwandten Dolmetscher und einen begeisterten, rasch lernenden Schüler gefunden“ und derart „der deutschen Dichtkunst einen Teil dessen, was er der deutschen Romantik verdankt, reichlich vergolten hat“, wird man unbedenklich zustimmen können. Von den Ansichten freilich, welche der Verfasser über die Übersetzungskunst als solche

entwickelt, gilt dies nicht. Wir können ihm keineswegs folgen, wenn er (S. 10 f.), von unklaren und irrigen Prämissen ausgehend, die Parole ausgiebt, bei antiken Autoren sei für den Übersetzer „manche Abweichung in Sprache und Versmaß“ geradezu „bedingt“, und mit den Verdächtigungen moderner fremder Litteraturen verhalte es sich „ganz anders. In der That ist eine solche Trennung, für die nur eine Uebersetzung des alten Gegensatzes „metricae“ und „rhythmicae“ sprechen könnte, ganz unstatthaft, weder durch die Erfahrung noch im Wesen der Sache begründet. Sowohl die Struktur der deutschen Sprache als die bisher erzielten glänzenden Leistungen deutscher Uebersetzungskunst gestatten, wenn schon irgend etwas normiert werden soll, die Regel aufzustellen: bei Uebersetzung fremdsprachlicher metrischer Dichtung, gleichviel ob antiker, mittel- oder neuzeitlicher, ist das Versmaß des Originals so lange zu wahren, als nur irgend möglich, das heißt, so lange nicht die Uebersetzung, als selbständige deutsche Dichtung betrachtet, erhebliche inhaltliche oder formelle Einbuße erleidet. Freiligrath allerdings hat, wie bereits oben bemerkt, bei Uebersetzung antiker Dichtungen (alle derartigen Versuche fallen in seine Knaben- und frühesten Jünglingszeit) die ursprüngliche Form fallen lassen und den Reim angewendet, dessen er auch in eigener Poesie fast nie entratene konnte, eben weil er dieses Kunstmittel so souverän beherrscht hat wie außer Rückert kein anderer deutscher Dyrker.

Der Verfasser unterzieht ferner die Metrik der Freiligrath'schen Hugo-Uebersetzungen einer genauen Prüfung, konstatiert relativ sehr wenige Abweichungen von den Formen der Originale und begründet dieselben; aus Minors *Neuhochdeutscher Metrik* 1893 S. 263 hätte die Erkenntnis des Freiligrath'schen Alexandriners vertieft werden können. S. 14 lesen wir es handelt sich um äußere, grammatische Motivierung der beim Uebersetzen aus dem Französischen ins Deutsche nothwendigen Abänderungen): „Die französische Sprache ist reich an einsilbigen Wörtern, während sich die deutsche eines Ueberschlusses hieran nicht erfreut; die französischen Konstruktionen sind genauer? als die deutschen Satzgefüge, die allerdings größere Mannigfaltigkeit hierfür entschädigt.“ Von diesen beiden Behauptungen ist uns die letztere nicht ganz verständlich, trifft indes, wenn wir ihren Sinn richtig erfaßt haben sollten, den Kern der Frage ebensowenig als die erstere: eine kleine, eben an B. Hugo und daneben an V. Hugo, zugleich an ihren Uebersetzern vorgenommene statistische Zählung läßt das Ueberwiegen der französischen über die deutschen Monosyllaben keineswegs so groß erscheinen, als daß darin für den deutschen Uebersetzer ein wesentliches Hindernis erblickt werden könnte: in viel höherem Grade käme hier in Betracht, was in der französischen Verslehre *elision* heißt. — Wenn Richter S. 10 einige Litteratur über Theorie und Entwicklung der Uebersetzungskunst zusammenbringt, durfte er neben vielem andern wenigstens F. D. Grupp's (Geschichte der „Deutschen Uebersetzungskunst“ 1859) nicht übersehen,



noch auch sich auf die eine Anführung aus N. W. Schlegel beschränken; vgl., um viele Einzelzitate zu sparen, die treffliche Zusammenstellung bei D. F. Strauß, *Gesammelte Schriften* 2 (1876), 124 ff. — Die Stilmittel, deren sich Freiligrath bedient, um die zwischen Sprache und Sprache klaffenden Abgründe zu überbrücken, sind keine anderen als die allgemein üblichen und jedem Übersetzer fast mechanisch geläufigen; ihre Erörterung hätte deshalb eingeschränkt werden können.

Welchen Gewinn hat nun Freiligrath aus seiner intensiven Beschäftigung mit Hugo für sein eigenes Schaffen gezogen? In der erschöpfenden Beantwortung dieser literarhistorisch gewiß nicht unwichtigen Frage (S. 20—39) liegt das Hauptverdienst der Richterschen Arbeit. Freiligraths geistige Flucht zu den abenteuerlichen Szenen, den brennenden Farben, den wilden Leidenschaften des Orients und wieder seine fast reumütige Rückkehr zu vaterländischen Stoffen findet sich, wie überzeugend dargethan wird, bei B. Hugo bis ins Detail vorgebildet. Den Parallelismus in der eigentümlichen politischen Entwicklung Hugos und Freiligraths hätte der Verfasser durch Hinweis auf das von Schwering a. a. O. abgedruckte Preisgedicht auf Friedrich Wilhelm III. (1829) noch überzeugender gestalten können: der junge Westfale erscheint da in politisch gar nicht so weltferne, wie Richter S. 26 annimmt, sondern bleibt in begeistertem Monarchismus hinter dem Dichter der Ode „La naissance du duc de Bordeaux“ ebenso wenig zurück, als zwanzig Jahre später sein revolutionäres Pathos dem der *châtiments* weicht. Wie im Großen, so berühren sich die beiden Poeten auch im Kleinen in der Vorliebe für effektvolle Greuel- und wieder für idyllische Kinderszenen, in genial phantastischer Naturbeseelung, in den epigrammatisch zugespitzten Abschlüssen, vor allem im Bilderschatz. Der deutsche Dichter geht aus diesem Vergleiche, trotzdem er zunächst immer nur als der Empfänger angesehen werden kann, mit hohen Ehren hervor.

Auf schwachen Füßen steht dagegen, was Richter über die aus B. Hugo stammende Bereicherung des Freiligrathschen Sprach-, speciell Wortvermögens zu sagen weiß. Warum muß der deutsche Dichter den Eigennamen Zannina, der sich S. 39 mitten in eine Menge orientalischer Appellativa verirrt hat, „unmittelbar“ aus B. Hugo entlehnt haben? Zannina, die Hesidenz des durch seine Kämpfe gegen die Sultoten und die Pforte, nicht minder durch den Besuch Lord Byrons allbekannten Ali Pascha (1741—1822)? Wir haben in unserer Geschichte des deutschen Philhellenismus (Euphorion, 2. Ergänzungsheft 1896) S. 99, 140, 142, 167 ff. für die große Popularität Alis von Zannina in Deutschland Belege beigebracht, welche wir heute leicht auf das Doppelte vermehren könnten: hat doch kein geringerer als Goethe eine Episode aus Alis Laufbahn, die Gewinnung der albanesischen Seestadt Parga (1814) als dramatisches Sujet empfohlen (Hempel 29, 647). Und was die angebliehen Gallicismen Freiligraths anlangt, die von Richter S. 40 ff. auf

den Einfluß B. Hugos zurückgeführt werden, so handelt es sich in den von ihm angezogenen Beispielen fast durchwegs teils um echt deutsches Sprachgut, teils um allerdings französische, aber längst vor Freiligrath mehr oder minder fest eingebürgerte Lehnwörter. „Vord“ in der Bedeutung „Ufer“ findet sich, späterer Autoren zu geschweigen, z. B. bei Wieland, Götner, J. G. Voss; „Trott“ bei Zacharia, Wieland, Thümmel, Bürger, Goethe („Spute dich, Kronos! Fort den rasselnden Trott!“), auch Verbindungen wie Freiligraths „Im scharfen Trotte“ schon bei Kretschmann und J. G. Müller. In der Wendung „im Bann sein“ = „im Bereich sein“ („Wär' ich im Bann von Meffas Thoren“) werden wir keinen Gallicismus, vielmehr den auch bei Goethe, Möser und anderen nachweisbaren archaisierenden Gebrauch eines deutschrechtlichen Terminus erblicken; „Lärmfanone“ mag immerhin einem französischen canon d'alarme entsprechen: weder für den Begriff selbst noch für seine Benennung brauchen wir uns den Nachbarn im Westen verpflichtet zu fühlen, vgl. Talvj, Volkslieder der Serben 2 (1826), 155 „Nach dem Thurm kehrt' eilig sie zurücke, Feuert dorten ab die Lärmfanone“. Warum hat der Verfasser nicht die landläufigen Nachschlagewerke zu Rate gezogen?

Kürzer und im allgemeinen zustimmend können wir über den referierenden Teil der Untersuchung berichten, der sich, zumeist chronologisch der Entwicklung folgend, über die Nachbildungen Muffets und anderer Franzosen, sodann britischer und nordamerikanischer Dichter verbreitet. Richter erblickt in dieser Verlegung des Arbeitsgebietes von romanischem auf germanischen Boden zugleich eine Abkehr von der größtönenden Phrase zu unmittelbarerem, wahrerem Gefühlsausdrucke — wenn wir das Enthymem von S. 50 richtig ergänzen —, er zeigt, wie der Übersetzer sich noch enger an die Form der englischen als vordem an die der französischen Originale anschließt, bleibt aber die Erklärung für die von ihm selbst konstatierte Thatsache schuldig, daß Freiligrath gelegentlich längere Verse, als seine Vorlage bietet, verwendet und häufig die der englischen Metrik so lieben Binnenreime beseitigt hat: hier (und nicht bei den Franzosen) hätte von dem Monosyllabenreichtum der zu übersetzenden Sprache, hier sodann von ihrer außerordentlichen Reimerzeugungsfähigkeit die Rede sein müssen.

Überall sucht Richter das Verhältnis Freiligraths zum jeweiligen Übertragungssubstrat für Freiligraths originale Dichtung litterarhistorisch fruchtbar zu machen. Die Nachforschung, inwieweit das Englische, das für Freiligrath ja keineswegs bloß eine Litteratur-, sondern jahrelang auch Geschäfts- und Umgangssprache war, auf seinen deutschen Wort- und Formenschatz eingewirkt hat, ergibt, weil vorsichtiger als die oben erwähnte analoge geführt, Z. 97 f. annehmbare Resultate. Auch in der hohen Bewertung der Übersetzung des Longfellow'schen song of Hiawatha stimmen wir mit Freiligrath selbst und Richter völlig überein. Vor dem ganz

seltamen ästhetischen Urteil über Shakespeares Venus and Adonis (S. 83; vgl. auch S. 28) hätte den Verfasser gerade die dazu citierte Schrift, Max Kochs treffliche kleine Shakespearemonographie S. 124 f., schützen sollen. Mit einem Rückblicke auf das durchwanderte Gebiet schließt Richter sein Buch, dessen Ergebnisse geiatten, auf Freiligrath, wenn auf irgendwen, die Worte seines Jugendliebings V. Hugo anzuwenden: „Les vrais traducteurs ont cette puissance singulière d'enrichir un peuple sans appauvrir l'autre, de ne point dérober ce qu'ils prennent, et de donner un génie à une nation sans l'ôter à sa patrie.“

Einige thatsächliche Berichtigungen und nötige Ergänzungen mögen, ihres ganz accidentellen Charakters halber hier vereinigt, den Schluß der Besprechung bilden. S. 7: V. Hugos Oden sind nicht 1822, sondern von diesem Jahre oder sogar von 1821 an, wenn Luérards La France littéraire 4 (1830), 158 nicht irrt, bis 1828, die „orientales“ nicht 1827, sondern 1829 erschienen. Mit den S. 7 angeführten Titeln ist die Zahl der lyrischen Publicationen Hugos natürlich keineswegs erschöpft. — S. 24 lautet Z. 2 richtig: „Djinns au vol furieux, danses des bayadères.“ — S. 25: Freiligraths Tante und Verlobte hieß Lina Schwollmann. — S. 29: in V. Hugos Orientale „marche turque“ (vgl. Oeuvres complètes, éd. définitive, poésie 2, 99 ff.) handelt es sich nicht um den Gegensatz zwischen dem Mannesideal eines Türken und einem „feigen Christenhunde“, sondern einem tapfern wird ein feiger Muselman kontrastiert. — S. 34 sind zwei Freiligrathsche Titel miteinander verwechselt: der Verfasser meint statt des „Divans der Ereignisse“ das stofflich freilich nahverwandte Gedicht „Der Scheik am Sinai“. — S. 48: der sogenannte Ettrich (nicht Ettrich) schäfer, ein namhafter englischer Naturdichter (1772—1835) heißt richtig Hogg; hier wäre ein kleiner Fehler Freiligraths oder Buchners (I, 114) zu verbessern gewesen. — S. 61: Die Fügung: „Coleridges Christabel, das sich in derselben Atmosphäre bewegt“ weckt in ihrem auffälligen Widerspruch gegen deutschen Sprachgebrauch die Vermutung, dem Verfasser sei das Schauergedicht des lake-poet fremd geblieben: woran freilich nicht viel liegt. — S. 90 ist Cooper mit Comper verwechselt. Wo Bernardin de Saint-Pierre dem Indianer Eingang in den Stoffkreis der französischen Litteratur verschafft haben soll, ist uns nicht bekannt; der Verfasser dachte doch nicht etwa an die „chaumière indienne“? — S. 96: es ist unrichtig, daß erst Ida Freiligrath 1883 Freiligraths Verdeutschung von Byrons „Mazepa“ der Öffentlichkeit übergeben hat; diese Jugendarbeit unseres Dichters erschien bereits 1825 in den Münsterschen Allgemeinen Unterhaltungsblättern vom 2. Oktober bis zum 2. Decemberheft, vgl. W. Buchner, Euphorion, 1. Ergänzungsheft (1895) S. 129. Der 1832 im Windener Sonntagsblatt abgedruckten Übertragungen aus

Byrons *The Giaour* (vgl. Buchner 1, 61) mußte hier unbedingt Erwähnung geschehen. — S. 101: Manzoni's „conte di Carmagnola“ ist nicht das einzige Drama, aus dem Freiligrath eine lyrische Stelle überjagt hat; vgl. 4, 58 das Grablied aus *Cymbeline*. — S. 104: Gustav Vegerlofs Versuch, das berühmte „My heart 's in the Highlands“ in deutschem Dialekt wiederzugeben, sieht nicht so vereinzelt da, als der Verfasser meint; vgl. E. Lindner, *Fartblühdijer züpfercher Viederposchen* (1879), 84. Die mundartlichen Nachbildungen Burnscher Lyrik von B. Prinz (1869),<sup>1</sup> M. Corrodi (1870),<sup>2</sup> J. Ehlers (1877),<sup>1</sup>) uns gleichmäßig unerreichtbar, liefern vielleicht interessante Seitenstücke. Auf die Vorliebe unserer Dialektpoeten für den großen schottischen Volksdichter haben wir gelegentlich hingewiesen, vgl. *Euphorion* 4 (1897), 829.

Noch eine Frage zum Schluß. Welche Bewandnis hat es mit der (uns leider unzugänglichen) Publikation: „Molières sämtliche Werke. Übersetzt von V. Braunfels, F. Demmler, E. Duller, N. Freiligrath, W. von Lüdemann, M. Kunkel, E. Weyden, O. L. B. Wolff, L. Lay und anderen. Herausgegeben von Louis Lar.“, welchem Nachen 1837 f. in fünf Bänden und 1838 einbändig erschien? In welchem Verhältnis steht Freiligrath zu dieser Unternehmung, von welcher der Verfasser gar keine Notiz nimmt? Mag sein, daß Freiligrath hier ebensowenig zur wirklichen Mitarbeiterschaft gelangte wie an den unter Leitung N. Bodenstedts bei Brodhause 1869—1872 erschienenen 38bändigen „Dramatischen Werken“ Shakespeares, deren stattliche Übersetzerliste auf den ersten Bänden der Sammlung mit Freiligraths Namen prunkt, bis an dessen Stelle der des Philologen M. Delius erscheint. Eine Briefstelle (Buchner 2, 374) aus dem Jahre 1867, die Richter nicht ignorieren durfte, giebt nähere Auskunft über die unverwüthliche Arbeitslust des greisen Dichter-Übersetzers, mit welcher nun allerdings die Arbeitsfähigkeit nicht mehr gleichen Schritt halten konnte. „Mein Antheil an Bodenstedts Unternehmen,“ schrieb Freiligrath, „wird sich auf *Lear*, *Cymbeline* und *Wintermärchen* beschränken.“ Daß er diese Arbeit seinem Volke nicht mehr schenken konnte, ist tief zu beklagen.

Wien.

Robert Franz Arnold.

Meyer Richard W., Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts.  
Das 19. Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung . . . Herausgegeben von Paul Schlenker. Berlin, G. Bondi 1900. 10 M.

Das große Sammelwerk, dem das vorliegende Buch angehört, ist in unserer Zeitschrift (6, 772—779) von Jodl bereits charakterisirt

<sup>1</sup>) plattdeutsch.

<sup>2</sup>) schweizerdeutsch; vgl. auch dessen Studie „N. Burns und F. Hebel“ (1873), Nr. 182 der Birkow-Holzendorffschen Vorträge, S. 37 ff.

worden und dort sind auch die Bedenten dargelegt, die sich gegen die Abgrenzung der Geschichte des geistigen Lebens nach Jahrhunderten erheben. Die hundert Jahre von 1800—1900 bilden litterarhistorisch keine Einheit, das Jahr 1800 macht in unserer Litteraturgeschichte keinen Einschnitt oder Abschnitt; kaum die Jahre 1805 oder 1815, eher die Jahre 1830—1832. Meiner Ansicht nach bildet sogar erst das Jahr 1848 die große Wasserscheide zwischen der klassisch-romantischen Litteratur des 18. Jahrhunderts und der neuen heute noch herrschenden Richtung. Sowie der Litterarhistoriker des 18. Jahrhunderts, um eine Einheit zu gewinnen, gezwungen war, bis zum westphälischen Frieden zurückzugehen und seine Darstellung bis zu Goethes Tod fortzuführen, so wird auch der zukünftige Litterarhistoriker des 19. Jahrhunderts in einer abschließenden Darstellung um eine bis zwei Generationen ins 18. Jahrhundert zurückgreifen müssen bis zum Auftreten Klopstocks oder zum mindesten Goethes, und wie weit er seine Grenzpfähle ins 20. Jahrhundert wird vorziehen müssen, das kann heute niemand ermessen. Auch Meyer geht von ähnlichen Voraussetzungen aus, indem er den Schwerpunkt seiner Darstellung in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts verlegt. Er verzichtet auf eine ausführliche Darlegung der kritischen Philosophie, wie sie zum Verständnis unfres Geisteslebens unentbehrlich ist, er verzichtet auf eine zusammenhängende Darstellung des Goetheschen Einflusses, wie sie Jodl in dem Buche Zieglers vermisse, er betrachtet die Romantik durchaus als ein Produkt des 18. Jahrhunderts, mit dem er wie mit einem gegebenen Faktor rechnen kann; selbst eine so fesselnde Erscheinung wie Kleist lockt ihn noch nicht zum Verweilen. Erst bei Raimund und Grillparzer setzt seine eigentliche Darstellung ein. Immermann, Platen, die Droste, Heine sind die ersten Dichter, die er ausführlich charakterisiert. Nun gewinnt die Schilderung mit jedem Decennium mehr an Wärme und Farbe. Gottfried Keller wird als die größte dichterische Erscheinung des Jahrhunderts liebevoll herausgearbeitet. Je mehr er sich der Gegenwart nähert, desto freier und frischer, desto selbständiger und ungezwungener fühlt er sich und bei der Charakteristik der letzten zwei Decennien steht er auf der Höhe seiner Leistung. Meyer macht auch kein Hehl daraus, daß ihm die im Fluß begriffene Entwicklung der Gegenwart wichtiger und sympathischer ist als die abgeschlossenen Phasen der Vergangenheit, daß er mit allen Fasern seines Wesens an der neuesten Litteratur hängt, daß er als ein durch und durch moderner Mensch mit der modernsten, der werdenden, ja der Zukunftslitteratur sich verwachsen fühlt und er ist geneigt, die kritische Betrachtung der Zustände der Gegenwart als die Blüte der Geschichtschreibung anzusehen: nur solche Perioden könnten mit wirklichem Einfühlen und Mitfühlen dargestellt werden, die noch wirksam sind. „Hätte ich nicht mitfühlende Freude an dem Ringen gerade der Gegenwart — ich hätte dies Buch wohl ungeschrieben gelassen“ gesteht er S. 748. Und indem er mit Wundt (Logik

2, 418. 420) an eine Objektivität in der historischen Darstellung nicht glaubt, am wenigsten wenn sie die eigene Zeit betrifft, fährt er fort: „Aber das ist klar, daß hier eben dem Fühlen, dem Raten sogar Raum gestattet werden muß. Ich wenigstens habe nicht, wie vielleicht der oder jener literarische Kritiker, das Gefühl, hoch über der Arbeit des Tages zu stehen — ich fühle mich mitten inne im Gedränge. Und deshalb darf man nicht verlangen, daß ich die Trennungen und Berührungen der Gruppen so klar übersehe, wie es erst möglich sein kann, wenn vieles sich ‚ausgelebt‘ hat, was jetzt noch jung ist. Ganz naiv muß man hier nachzeichnen dürfen, wie die Primitiven: die Perspektive steckt erst in den Anfängen. Manche Figur, die auf dem zweiten Plan steht, wird bei uns noch mit Gestalten des Vordergrundes gleiche Höhe haben. Licht und Schatten können wir noch nicht sein abtönen. Aber wir suchen zu erzählen, was wir erleben; das ist immer etwas.“ In der That liegt in diesem Schlußteil das Hauptverdienst des ausgezeichneten Werkes, und ich für meinen Teil hätte gewünscht, daß Meyer die zwei Kapitel von 1880—1900 ihrer ersten Auflage entsprechend noch viel breiter ausgeführt hätte, während man jetzt die nachträglich kürzende Hand an vielen Orten merkt. So haben Th. Mundt und später R. Krug die Litteratur ihrer Zeit mit Glück zu fassen gesucht; so hat sich der von Meyer leider vernachlässigte Ring zum Werker und Warner der zeitgenössischen Produktion aufgeschwungen. So hat Julian Schmidt durch ein ähnliches Werk einem Mann wie Scherer den vorläufigen Standpunkt der modernen Litteratur gegenüber angewiesen, so ist Schönbach mit seinen Essays in „Lesen und Bildung“ weiten Kreisen zum Führer geworden. Gelingt es Meyer, wie der unerhört rasche Absatz des umfangreichen Buches zu beweisen scheint (die zweite Auflage, das vierte bis fünfte Tausend umfassend, ist bereits erschienen), mit seinen wohlüberlegten, feinsinnigen Urteilen durchzudringen, gelingt es ihm, dem ratlos zwischen den Extremen hin und her taumelnden Publikum Halt und Richtung zu geben und die weitere Forschung und Kritik auf die rechten Wege zu weisen, glückt es ihm gar, einzelne hervorragende dichterische Zeitgenossen über sich selbst aufzuklären, auf ihr Schaffen Einfluß zu gewinnen und ihrer tastenden Unsicherheit zum Leiter zu werden, so wird ihm für seine hingebenden Bemühungen der schönste Lohn zu teil werden.

Obwohl Meyers Buch einer Sammlung angehört, in der jedem einzelnen Zweige der geistigen und materiellen Kultur Deutschlands eine selbständige Betrachtung gewidmet ist, so greift er doch selbst in seiner Darstellung nach allen Seiten möglichst weit aus. Überall betont er den Zusammenhang der geistigen mit der politischen Entwicklung, wie dieser im 19. Jahrhundert — abweichend von anderen Zeiträumen — unverkennbar ist. Ohne die Litteraturgeschichte einseitig für eine Geschichte der Ideen auszugeben, zeigt er doch, wie alle philosophischen, religiösen und sozialen

Richtungen in der Litteratur sich widerspiegeln. Der Geschichte der Wissenschaft räumt er mit Scherer einen bedeutenden Platz in der Litteraturgeschichte ein, und es gehört zu den wichtigsten Resultaten des Buches, wie er Dichtung und Wissenschaft in ihren Wandlungen denselben Entwicklungsgesetzen unterworfen zeigt. Dem gesprochenen Wort schenkt Meyer eine größere Beachtung als alle bisherigen Litterarhistoriker; er skizzirt die Geschichte der Predigt, noch mehr die der parlamentarischen Veredelsamkeit und macht uns auf eine selbständige Darstellung begierig, die er diesem Thema widmen wird. Auf die im Laufe des geschilderten Zeitraumes so mächtig zunehmende Publizistik hat er stets den Blick gerichtet, bedeutende Publizisten, Journalisten und Kritiker werden selbst Gegenstand der Kritik; Männer wie Kürnberger kommen zu ihrem Recht; der einzige Harcourt, den Kaufmann 458 ff. zu Ehren gebracht hat, ist ihm entgangen. Auf die Erwähnung des für die Theatergeschichte epochemachenden Schreyvogel durfte Meyer ebenso wie auf eine ausführliche Charakteristik Raupachs, der Birch-Pfeiffer und anderer Bühnenschriftsteller zu Gunsten der Theatergeschichte verzichten; seine musikalischen Excurse werden ebenso in einem andern Band ihre Ergänzung finden.

Bei alledem steht die Dichtung, die Frage nach dem künstlerischen Wert der einzelnen dichterischen Schöpfungen im Mittelpunkt der Darstellung. Ohne auf ein einzelnes ästhetisches System eingeschworen zu sein, ist er reich an einzelnen wertvollen ästhetischen Urteilen. Für die Übereinstimmung von Inhalt und Form, von innerer und äußerer Form hat er den schärfsten Blick; überall sind Sprache, Stil und Metrik knapp aber bezeichnend beurteilt; die feinsten stilistischen Beobachtungen sind kunstvoll in die Darstellung verwoben. Dennoch ist er gegen das hinter dem gesteckten Ziel Zurückgebliebene, gegen das Mißlungene und Verzehlte nicht allzu schroff oder gar ungerecht und kann daher zusammenfassend in der Einleitung sagen: er bemühe sich, die Geschichte der deutschen Litteratur darzustellen als die Geschichte der litterarischen Bestrebungen unseres Volkes, mögen sie nun zu einer Erweiterung des Stoff- und Formengebietes geführt haben, mögen sie vollendete künstlerische Leistungen ergeben haben oder nicht. (S. 5.)

Wichtiger aber als all dies ist Meyer doch die dichterische Persönlichkeit. „Was würde uns aber schließlich das ganze Bild rastloser Entwicklungen bedeuten, wenn uns die Menschen nicht interessirten, in deren Seele sich dies große Drama vollzog? Daß wir Charaktere und Talente wie Annette von Droste und Heinrich Heine, Gottfried Keller und Theodor Fontane, Marie von Ebner-Eschenbach und Gerhart Hauptmann studieren und schildern dürfen — das bleibt doch das größte Vorrecht, dessen die neuere Litteraturgeschichte sich zu erfreuen hat. Wir fassen also unsere Aufgabe so, daß wir vor allem die Individuen als Träger der Entwicklung darzustellen haben, und die ‚Ideen‘ nur, insofern sie sich in der Folge

dieser Persönlichkeiten abspiegeln. Es ergibt sich damit für uns eine ganz bestimmte Anordnung. Wir wollen die jedesmal frisch auf den Plan tretenden Kämpfer und Eroberer der Reihe nach betrachten und dann, in regelmäßigen Abständen, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt das Ergebnis ihres Wirkens. Für die Autoren selbst halten wir uns im wesentlichen an die Chronologie ihrer Geburtsjahre . . . . Zudem wir jede Figur für sich zu betrachten suchen, glauben wir das leise Wachstum einer stetigen Entwicklung am besten beobachten zu können. Größere Gruppen sind freilich nicht immer zu vermeiden.“ (S. 5 f.)

Die chronologische Reihenfolge der Schriftsteller zum Prinzip ihrer historischen Anordnung zu machen halte ich für sehr richtig. Es ist ungefähr die Generationenlehre von Lorenz, vom politischen Leben auf geistige übertragen. Die geistige Physiognomie der Zeit ändert sich nicht bloß alle dreißig Jahre, wenigstens ist das im 19. Jahrhundert nicht mehr so. Alle fünfzehn, alle zehn, alle fünf Jahre sind solche Änderungen bei näherem Zusehen bemerkbar. Schon vor hundert Jahren sagt einer der zahlreichen Säcularbetrachter (Weissenberg, *Der Geist des Zeitalters*, Zürich 1801, S. 4 f.): „Die Geschichte lehrt, auch abgesehen von jedem Einzelnen besonderen Lebenslaufe, daß gewöhnlich innerhalb zehn Jahren sich alles, oder beynah' alles, was dem Menschen interessant ist (die Natur selbst ausgenommen), wesentlich ändert.“ Am nächsten gehören die Gleichaltrigen zusammen, weil sie trotz aller Verschiedenheit der Geistesanlage denselben Bildungseinflüssen zu derselben Zeit unterliegen, weil sie, selbst wenn ihr tatsächliches Eingreifen in die Literatur durch Decennien getrennt ist, die entscheidende Ausbildung ihres Geistes in denselben Jugendjahren durchmachen. Daß hinter diesen natürlichen Zahlen keine Spielerei und keine Mystik steckt, zeigt leicht eine Musterung der lebenden Schriftsteller, wie ich sie nach diesem Grundsatz im Jahre 1893 vorgenommen habe (Beilage zur *Bohemia* Nr. 130, 132, 136, 142): die Achtziger wie Jordan und Pichler, die Siebziger wie Heyse und die Ebner, die Sechziger wie Wilbrand und Fittger u. s. w. weisen die nächste Verwandtschaft auf und gehören ein- für allemal zusammen. —

Auch das zweite von Meyer angewandte Einteilungsprinzip ist, an und für sich betrachtet, sehr richtig. Fassen wir einmal die Jahrhunderte als Einheiten auf, so ergeben sich die Jahrzehnte als Unterabteilungen von selbst, und wie wir mit den Worten: das 16., das 17., das 18. Jahrhundert bestimmte Begriffe verbinden, so thun wir dies auch, wenn wir von den zwanziger, dreißiger, vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts sprechen. Meyer hat diese landläufigen Ausdrücke schärfer gefaßt und besser begründet und hat mit seinem auf das Wesentliche und Typische gerichteten Blick die Signatur jedes Zeitalters zu erkennen gesucht. Dadurch, daß im 19. Jahrhundert mehrfach wichtige politische und soziale Ereignisse an den Anfang oder an den Schluß eines Decenniums fielen, wie die Juli-



revolution ins Jahr 1830, die Februarrevolution ins Jahr 1848, der deutsch-französische Krieg ins Jahr 1870, die Entlassung Bismarcks ins Jahr 1890, kann das Dekadensystem gestützt werden, obwohl Meyer selbst gelegentlich darauf aufmerksam macht, wie die Einschnitte oft auch in die Mitte der Decennien fallen. (S. 42.)

Jedes der beiden Einteilungsprinzipien läßt sich also an und für sich rechtfertigen. Das Unhaltbare und Verhängnisvolle liegt lediglich darin, daß sie Meyer kombinierte und so keines rein und sicher durchführte. Das Widerspruchsvolle liegt darin, daß das erste Prinzip rein biographisch, das andere rein litterarhistorisch ist. Als Biograph faßt Meyer die einzelnen Persönlichkeiten ganz richtig an der Wurzel, er gräbt eine Schicht tiefer als der Litterarhistoriker graben kann und darf. Darum ist bei jedem Dichter die Jugend das entscheidende; darum brechen so viele selbstbiographische Darstellungen mit dem Beginn der Mannesjahre ab, wie die Goethes; darum wird jede richtig angelegte Dichterbiographie mehr oder weniger einer Pyramide gleichen. Für den Biographen wird die Zeit, in der eine Ansicht, ein Werk, ein Plan sich bildet, wichtiger sein als der Zeitpunkt der Ausgestaltung, des Abschlusses, des Hervortretens, der Wirkung; für den Biographen Fontanes werden die vierziger Jahre, für den Ebner die fünfziger, für den Anzengrubers die sechziger Jahre die kritischen sein. Für den Geschichtschreiber der Litteratur gilt gerade das Umgekehrte. Für ihn ist ein Dichter erst vorhanden im Moment seines litterarischen Auftretens, ein Werk erst im Augenblick seines Erscheinens (als Ganzes oder als Fragment), seiner Aufführung oder seiner handschriftlichen Verbreitung, wenn diese auf weitere Kreise sich erstreckt wie bei Goethes Iphigenie. Die Wirkung eines Werkes ist für den Litterarhistoriker wichtiger als die Entstehung. Von der Dramatikerin Ebner-Eschenbach nahm die Zeit der fünfziger Jahre kaum Notiz — auch Meyer scheint ihre gedruckten Dramen nicht zu kennen (die Wiener Universitätsbibliothek besitzt Exemplare davon), wenigstens charakterisiert er sie nicht mit einigen Worten, wie das sonst auch bei viel unbedeutenderen Werken seine Gewohnheit ist — erst in den siebziger Jahren wird sie als Erzählerin bekannt, erst in den achtziger und neunziger Jahren übt sie eine größere Wirkung aus, deshalb gehört sie in diesen Zeitraum und nicht in jenen, zum mindesten muß sie eine doppelte Behandlung erfahren, wie dies auch für Fontane unvermeidlich ist. Nach Meyers Prinzip würde Goethe als Gesamterscheinung nicht etwa in den neunziger oder achtziger oder siebziger — nein in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu behandeln sein, was selbst für Wieland zu früh wäre. Die konsequente Verfolgung des biographisch-chronologischen Einteilungsprinzipes hätte zu einer natürlichen Gruppenbildung geführt, wie sie uns längst geläufig ist. Die Hallenser Anakreontiker des 18. Jahrhunderts, die Stürmer und Dränger, die Göttinger Dichter, die älteren und die jüngeren Romantiker,

die Freiheitsdichter stehen sich — wenige Ausnahmen abgerechnet — im Alter sehr nahe: an ihrer inneren Zusammengehörigkeit wird daher niemand rütteln. Mehr oder weniger gilt dies auch von dem jungen Deutschland, von den Tendenzdichtern der vierziger Jahre, vom Münchener Dichterkreis, von den Stämmern der achtziger Jahre, wie ja auch Meyer diese Gruppen nicht ganz umgehen kann. Er hätte sie noch stärker zusammenschließen und durch neue vermehren und ergänzen sollen. Oder er hätte das biographische Prinzip ganz fallen lassen müssen und wie Prutz, wie Julian Schmidt synchronistisch — nach Decennien — die „neuen Menschen“ zusammenstellen müssen. Jetzt werden vielfach Persönlichkeiten aneinander gerückt, die wenig oder nichts miteinander zu thun haben, der Widerspruch zwischen Text und Kapiteleinteilung (Kolumnenüberschrift) wirkt verwirrend, falsche Vergleiche, gezwungene Übergänge ergeben sich und der ziemlich einfache Gang unserer Litteratur erscheint auf diese Weise als ein sehr komplizierter.

Noch ein dritter Einteilungsgrund läge nahe, den Meyer in der Vorrede schroff abweist: der landschaftliche. Gewiß hat Meyer recht, wenn er von einer Überschätzung minderwertiger Dialektlitteratur, bodenständiger Mittelmäßigkeit, schwächlicher Heimatskunst nichts wissen will. Aber deswegen, weil ein Prinzip falsch angewendet oder einseitig übertrieben wird, braucht es selbst noch nicht falsch zu sein. Vielleicht gleichen sich die Unterschiede im Charakter der deutschen Stämme und Landschaften einmal so sehr aus, daß man ein einheitliches Bild unserer Litteratur wird entwerfen können. Heute wurzelt sie noch sehr stark in der einzelnen Landschaft, nicht bloß bei den politisch vom Mutterlande getrennten Stämmen, sondern auch im Reiche selbst. Gibt es nun eine so weit verbreitete und reich gegliederte Dialektlitteratur von solcher Kraft, Gesundheit und Urvüchsigkeit, von solcher Eigenartigkeit und wenn man will Rückständigkeit wie die oberösterreichische, steirische, tyrolische, schwäbische, bayrische u. s. w., so muß sie mit die Grundlage der allgemeinen Darstellung der deutschen Litteraturgeschichte bilden, auch wenn nicht alle einzelnen Werke dieser Dialektdichter zum Gemeingut des ganzen deutschen Volkes geworden sind. Hier scheint mir Meyers sonst bewundernswerte Belesenheit, die sich auf alle modernen Litteraturen erstreckt, immerhin Lücken aufzuweisen; wenigstens findet er für Stelzhamer kein bezeichnenderes Wort als einmal ein abgeblaßtes „trefflich“ und ein andersmal ein allgemeines „Originalität“. Hier wäre das Erdreich aufzuwühlen, wie Meyer so viele andere Maulwurfsarbeit mit großem Nutzen vollführt hat. Hier träten die Dichter zu vielfach neuen Gruppen zusammen, neue Vergleichungspunkte ergäben sich und für die meisten der schon jetzt geschätzten und bewunderten Dichter fänden sich neue Beweise für die Wichtigkeit des zeitgenössischen oder historischen Urteils aus den bisher unergründeten Tiefen echter Stammesart. Die deutsche Litteraturgeschichte muß noch einmal von unten auf geschrieben werden;

die Gipfel werden zwar dieselben bleiben, aber sie werden vielfach in neuem und hellerem Licht erstrahlen.

Wenn nun die wenigen Wünsche und Ergänzungen, die ich zum Schlusse vorbringen will, um für die mir gebotene reiche Anregung einigermaßen meine Dankbarkeit zu bekunden, grade Dichter meiner engeren Heimat betreffen, so mag mir das nicht bloß als Überschätzung der heimatischen, von Jugend auf vertrauten Litteratur ausgelegt werden, die ich hier ganz anders bewertet und beurteilt finde, als ich dies zu thun gewohnt bin. Der schöne Abschnitt über Grillparzer macht mir nicht den Eindruck, als ob er mit Hilfe der letzten Auflage der Werke und der jetzt schon ziemlich angewachsenen Litteratur über den Dichter gearbeitet wäre. Daß Meyer die Lyrik Grillparzers ebenso stiefmütterlich behandelt wie die Hebbels und Immermanns, werde ich mit meinem Widerspruch nicht ändern. Aber ungerecht bleibt es immer, einen Lyriker durch seine schwächsten Gelegenheitsgedichte zu charakterisieren. Welch Zerrbild könnte man auf diese Weise von Heines, ja selbst von Goethes Lyrik entwerfen und für eine litterarische Charakteristik ausgeben. Daß die Esther schon 1863 gedruckt war, sei nur nebenbei bemerkt (S. 68).

Eine Überprüfung verlangt der Abschnitt über Bauernfeld. „Der letzte Krieger“ mag fehlen trotz seiner historischen Wichtigkeit. Aber kann man sich von des lebenswürdigen Mannes durch mehr als 70 Jahre erstreckender Thätigkeit eine Vorstellung machen ohne Erwähnung seiner besten Werke, wie „Landfrieden“ oder „Aus der Gesellschaft“. Überhaupt beruht die herkömmliche Klage über unsern gänzlichen Mangel an guten Lustspielen doch auch auf einer mangelnden Kenntnis unsrer Schätze. Kann man sich etwas reizenderes denken als Halm's „Verbot und Befehl“, das alle seine Trauerspiele aufwiegt und das keine Litteraturgeschichte erwähnt? Ubrigens irrt sich Meyer, wenn er aus dem zufälligen Umstande, daß Halm in Krakau geboren ist, einen Einschlag slavischen Blutes bei ihm annimmt. Er ist so wenig ein Pole, wie etwa der in Ungarn geborene Penau ein Magnare oder der in Krain geborene Anastasius Grün ein Slovenc. — Der Zufall offenbar hat Meyer ein vereinzelttes Werk von Entz geführt. Die reiche Schriftstellerei des unglücklichen Mannes, den Bischof mit großer Ungerechtigkeit zum „Philosophen des Wurstelpraters“ gestempelt hat, verdient eine erneute Durchsicht; es ist ein Juwel darunter wie „Don Tiburzio“, den ein Nichtösterreicher wie Vächtold warm ins Herz geschlossen hatte. — S. 576 wäre das Jahr von Morres Tod einzufügen. — Für Anzengruber hat Meyer gute Gewährsmänner gehabt, die er, wie sonst die erreichbare Litteratur, vorsichtig und dankbar benutzt hat. Aber in einem Punkte ließen sie ihn im Stich. Für Anzengruber ist das Wiener Lokalstück der vierziger, fünfziger und sechziger Jahre, das an die Namen Cimar, Toldt, D. H. Berg, Kaiser und viele andere geknüpft ist, zum mindesten ebenso wichtig, wie die ähnliche Produktion von Ferinet bis Bäuerle für

Maïmund. Neben dem Berliner und Hamburger Lokalstück sollte daher das Wiener nicht fehlen. — In einem grundsätzlichen Gegensatz zu Meyer und seinem Gewährsmann (Mecker) befinde ich mich in Bezug auf die Auffassung des schriftstellerischen Charakters der Frau von Ebner, den aus ihren litterarischen Satyren abzuleiten, eine Versündigung an ihrem großen und reichen Talent ist. Doch muß dies einer selbständigen Darstellung vorbehalten bleiben; bedauerlich ist es, daß Meyer die vorzüglichsten Aufsätze von Hofacker über sie, die unsere Bibliographie verzeichnet, entgangen sind. — Dürfte ich mich nun noch mit einigen Namen hervorstrecken, die ich aus dem engeren Heimatskreis vermissen, so wüßte ich nicht, wo ich beginnen sollte: von Castelli bis Misson eine Lücke in unserer Dialektichtung; der teure Name der Gräfin Wickenburg, der edle Grasberger, die feurige delle Grazie, die betriebsame und erfolgreiche Bertha von Suttner, der als Dichter wie Übersetzer als vortrefflich anerkannte Friedrich Adler: sie alle hätten dieselbe oder vielleicht sogar größere Berechtigung genannt zu werden wie viele andre, die Meyer gekannt und gewürdigt hat.

Schlechten Büchern widerspricht man nicht, man ignoriert sie. Meyers Buch hat schon dadurch eine große Lebenskraft bewiesen, daß es viel Widerspruch über sich ergehen lassen mußte. Es wird diesen Widerspruch siegreich überleben und, wie ich hoffe, oftmals und immer neu verjüngt in die Welt ausziehen. Es wird immer neue und immer dankbare Leser finden.

Prag.

August Šaner.

# Bibliographie.<sup>1)</sup>

## 1. Zeitschriften.

Bearbeitet von Adolf Hauffen in Prag.

Philologische und litterarhistorische Zeitschriften.

**Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte.** 7. Band. (1896.) 4. Abtheilung.

I. Allgemeiner Theil. — I, 13. Schmidt Leopold, Münstgeschichte. — IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. — IV, 2. Sauer A., Kritik. — IV, 3. Jüriß R., Epös.

**Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur.** Band 26. Heft 1.

Roethe G., Könnecke: Widerattas. — Anerkennend. Mit wertvollen Berichtigungen, Vorschlägen und Nachträgen. S. 4. Über Murners Handzeichnungen. S. 9. Die Illustrationen der Reformationsfreitschriften. S. 15 ff. Hinweise auf Bilder zur Theatergeschichte. S. 20 ff. Bericht über das reichhaltige Göttinger Silbouetten-Stammbuch von Carl Schubert. S. 24 ff. Porträts.

Nichels W., Schriften über Murner. — Uhl, Voß, Litt, Popp. — Mit Beobachtungen zur Merit Murners.

Hoenig B., Jüriß: Vorläufer der modernen Novelle.

Bondrat W., Murko: Deutsche Einflüsse auf die böhmische Romantik.

**Zeitschrift für Deutsche Philologie.** 32. Band. Heft 1.

Vinz G., Ein Basler Fastnachtspiel aus dem 15. Jahrhundert.

Behaghel D., Ich habe geschlafen. — Über die Verbindung von haben mit dem praeicipium praeteriti intransitiver Verba.

Köhler W., Voß: Murners An den großmächtigen Adel. Kück: Die Schriften Cronbergs.

Bahder R. von, Kern: Das starke Verb bei Grimmeszhausen.

Meyer Richard M., Variels: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. — Ablehnend.

Krauß R., Erich Schmidt und Hartmann: Gedichte Uhlands.

Meier John, Horn: Deutsche Soldatensprache. — Mit Nachträgen.

Menßing D., Evers: Deutsche Sprach- und Litteraturgeschichte. I.

Ellinger G., Rubensohn: Griechische Epigramme.

<sup>1)</sup> Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1899 zu ergänzen.

Seedorf H., Bericht über die Verhandlungen der germanischen Sektion der 15. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Bremen.

Geiger L., Zu Goethes Clavigo. — Zu Zeitschrift 32, 384—386.

**Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte.** Neue Folge.

Band 13. Heft 4 5. Band 14. Heft 1/3. Gaismaier J., Über Kerner's „Reisehatten“. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. I. Entstehung. II. Schattenspiele. Marionetten. III. Die Satire auf die Gegner. IV. Die übrigen Personen der Dichtung. V. Volksbücher, Volkslieder, Märchen. VI. Aufnahme und Verbreitung.

Band 13. Heft 4 5. Fränkel L., Andrea Guarna, Johann Spangenberg und das „Bellum grammaticale“. 1. Allgemeine Orientierung. 2. Übersicht der Hauptgegenargumente.

Aspelin C., Lamottes Abhandlungen über die Tragödie verglichen mit Lessings Hamburgischer Dramaturgie. III. IV. (Schluß.)

Bormann W., Zwei Hauptstücke von der Tragödie. — Einleitung. I. Schuld und Sühne. 1. Der Tod in seiner besonderen Bedeutung in der Tragödie. 2. Alte und neue Tragödie. Schicksal, Weltordnung, Zufall. 3. Charaktere, Schicksalslage und Handlung. Das Dichterschaffen. 4. Poetische Gerechtigkeit und Notwendigkeit und ihr Ausdruck durch den Tod. Abweisung der Straftheorie. 5. Tod als Handlung, Sinnbildlichkeit des dramatischen Spiels. Pessimismus. Die Seele als Kraft gegenüber der Welt. 6. Versöhnung und Erhebung. Der irdisch glückliche Ausgang. 7. Offenbarung der Seele in ihrem ganzen Reichtum und ihren edlen Kräften. Niedrige Charaktere. Selbstmord. 8. Leiden und Buße. 9. Unverdientes Leiden. Großes Vergehen. 10. Verdientes Leiden. Bewunderung. 11. Bewußtsein und Schuld. Mißverstandene Idealisierung der Straftheorie. 12. Grauen des Todes. Der Tod als Art. Einheit der antiken und modernen Tragik.

Geppert F., Zwei Lustspiele Ludwigs Wielands. — Vergleicht die von E. Wolff für Kleist'sch erklärten Lustspiele mit anderen Arbeiten L. Wielands und bringt neue innere und äußere Beweisgründe für Wielands Verfasserschaft bei.

Volte J., Über den Ursprung der Don Juan-Sage. I. Der Burtador de Sevilla. II. Die Leontinsage. III. Die Sage von dem zu Gast geladenen Totenschädel. IV. Die Elemente des Burtador.

Rehring W., Anklänge an das Nibelungenlied in mingrelischen Märchen?

Lutz K., Bemerkungen zu Friedrich Rückert's Poetischem Tagebuch.

Volte J., Goltz; Genovesa.

Farinelli A., Schneider: Spaniens Anteil an der deutschen Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts. — Ablehnend. Mit einer großen Reihe wichtiger Nachträge und Berichtigungen.

Heft 6. Treischer K., Zu Arigos „Blumen der Jugend“.

Natona L., Die Fensterhandschrift der Gesta Romanorum.

Menschel M., Die Quelle von Chamisso's Gedicht „Die Jungfrau von Stubbenhammer“.

Band 14. Heft 1/3. Landau W., Die Erdemwanderungen der Himmlischen und die Wünsche der Menschen.

Distel Th., Kleine Lesefrüchte und Archivspitter. VI. Ein Urteil Friedrich Wagners über Theodor Körner. VII. Müllner und Schreyvogels „Dionna Diana“. VIII. Ein Kotschrei der Witwe Müllners. IX. Travestie des Spruches: „Ich will heut schlafen gehen, Zwölf Engel . . .“.

Alte F., Zu den Faustspittern. I. Ein Zeugnis. II. Faustanecdoten.

Goltz L., Die neueste Genovesa-Litteratur. — Görres. Brüll. Ranftl.

**Zeitschrift für den deutschen Unterricht.** 14. Jahrgang.

Heft 1. 2. Staedler K., Das wahre Lied von der Stoecke. Zum Jubiläum.

Heft 1. Bencklag F., Volkskunde und Gymnasialunterricht.

Münch W., Sprache und Ethik.

Heft 2. 3. 4. Schwarze W., An Goethes Hand unter südlichem Himmel.

Heft 3. Mähly J., Sprache und Sprachlaune.

Von D., Der Entwurf eines Gesetzes betreffend das Urheberrecht und das deutsche Lesebuch.

Sprenger R., Zu Akeft, Prinz von Homburg, Vers 734.

Glöde D., Zum mecklenburgischen Wortschatz.

Nr. 4. Heynemann D. F., Kupfernichel, Nidel und Kobalt. — Namen-erklärungen.

Reuschel A., Nächtlicher Gottesdienst auf dem Meere. Drei deutsche Dichtungen und ihre Vorlage. — Chamisso, Die stille Gemeinde. Frutz, Bretagne. Eichendorff, Stille Gemeinde. Die Vorlage hat Emil Souvestres Derniers Bretons.

Goetze A., Volksetymologien in slavischen Ortsnamen.

Pietich R., Volkskräftel bei Johann Peter Hebel.

### **Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins.** Jahrgang 15.

Nr. 1. Buchdrucker B., Die Höflichkeit der Fremdwörter.

Behaghel T., Welcher.

Lohmeyer A., Heinrich von Treitschle und Gustav Freytag über den allgemeinen deutschen Sprachverein. — Nachtrag dazu in Nr. 2.

Nr. 2. Brenner T., Verdeutschung der Monatsnamen. — Der Gesamtvorstand hat an die Zweigvereine die Anfrage gerichtet, ob die Ersetzung unserer Monatsnamen durch deutsche erreichbar sei, ob der Verein für deutsche Monatsnamen eintreten solle und wenn ja, für welche. Die überwiegende Mehrheit der Antworten lautete verneinend. Da es in der That keine allgemeinen, anerkannten, passenden und anprechenden deutschen Monatsnamen giebt, so hat es der Gesamtvorstand einstimmig abgelehnt, für eine Verdeutschung unserer Monatsnamen Schritte zu thun.

F., Vom militärischen Stil.

Jranke A., Schützet gute alte deutsche Wörter in der Schule. — Nachtrag zu 13, Nr. 2.

Nr. 3. Brimmer A., Der Turnvater Jahn als Sprachmeister.

Nr. 4. Fischer A., Unsere Muttersprache im 19. Jahrhundert.

### **Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins.** Heft 17 18.

Behaghel T., Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch. — Einzelne Anschauungen und Aufstellungen dieses anregenden Festvortrags werden näher begründet in den ihm folgenden Ausläufen: Zur deutschen Wortstellung. — Das e im Dativ der Einzahl männlicher und sächlicher Hauptwörter. — Zum Wortlaut der politischen Reden Bismarcks.

### **Zeitschrift für deutsche Wortforschung.** 1. Band.

Diese von Friedrich Kluge begründete neue Vierteljahrschrift „will den altbewährten Zeitschriften keinen Abbruch thun, auch nicht die Zahl der allgemein germanistischen Fachblätter vermehren. Es will eine Sammelstätte sein, in dem die Nachträge und Berichtigungen zu unseren großen Wörterbüchern eine Unterkunft finden, bis zu einer endgiltigen Anfarbeitung. Es will durch Klärung über Wesen und Inhalt der Wortforschung die großen Aufgaben der Zukunft vorbereiten und einteilen. Es will der Gegenwart dienen, indem es durch ernsthafte Einzelarbeit das Verständnis der Muttersprache belebt und vertieft“. Das neue Unternehmen will auch die Geschichte der Wörterbücher berücksichtigen, wichtige Sprachquellen neu drucken, kleine Mitteilungen, Rezensionen und Anfragen bringen.

Heft 1. Behaghel T., Zeitwörter, die von Hauptwörtern abgeleitet sind.

Meyer R. M., Der Übermenich, eine wortgeschichtliche Skizze.

Pietich P., Lutherisches.

- Gombert A., Der Verfasser des neuen Froschmäulchens vom Jahre 1796.  
 Kleemann Z., Der Kampf gegen das Fremdwort.  
 Kleemann Z., Nachlese zu Kluges „Deutscher Studentensprache“.  
 Kluge J., Die ältesten Belege für Philister.  
 Kluge J., Beiträge zur Geschichte der Soldatensprache. I. Das niederländische Vied.  
 Kluge J., Badener oder Badenser.  
 Behaghel L., Zur Bildungsfilbe — er.  
 Bolte J., Einem den Götzen singen.  
 Kleine Beiträge zum neuhochdeutschen Wortschatz.

### **Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten.** Jahrgang I.

Diese von D. Heilig und Ph. Lenz begründete neue Zeitschrift will Beiträge über neuere und ältere Dialekte des ober- und mitteldeutschen Sprachgebietes bringen, und zwar etymologische, grammatische, lexikalische und (soweit sie die Dialektliteratur betreffen) literarische Untersuchungen, alte und moderne Texte und Bücherbesprechungen.

Heft 1 2. Wagner Emma und Horn W., Verbalformen der Mundart von Großen-Busied bei Gießen.

Lenz Ph., Die Flexion des Verbums im Handschuhshheimer Dialekt.

Weise D., Die Zahlen im Thüringer Volksmunde.

Göpfert G., Aus dem Wortschatz eines erzgebirgischen Chronisten. — Christian Lehmann, Historischer Schauplatz 1699.

Holder A., Die Berechtigung der Stammeslitteraturgeschichte, besonders auch der volksmundartlichen.

Heilig L., Texte in alemannischer Mundart. — Darunter auch Sagen.

Unfeld W., Schwäbische Sprichwörter und Redensarten.

### **Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung.** 25. Jahrgang.

Krause G., Die Mundarten im nordwestlichen Teile des Kreises Zerichow. I. Weimer H., Laurenbergs Scherzgedichte, die Art und die Zeit ihrer Entstehung. — Die bisherigen Ansichten darüber. Das Verhältnis von H (Handschrift) zu D (Druck). Das Datum von H. Ist H die älteste Fassung? Das Metrum. Die Fremdwörter in den Scherzgedichten. Der gelehrte Charakter der Alexandrinerpartien. Rücksichtnahme auf die Leser. Der Kampf gegen das Franzosentum und gegen den Trachtenwechsel. Zusammenfassung der Resultate. Mutmaßliche Gestalt und Entstehungszeit des Urtextes.

Sprenger R., Zu Fritz Reuters „Mein Hüßing“ und „Stromtid“.

Euling A., Jacob Sracz: Handschrift, Nieder und Spruchgedichte. Kollation des Nachbuches.

### **Chronik des Wiener Goethe-Vereins.** Band 14.

Nr. 1 2. 3 4. Szanto G., Zu Goethes archäologischen Studien.

Nr. 1 2. Castle G., Goethes Paria-Legende. — Bericht nach einem Vortrage.

Nr. 12. Nuland A. und Martin G., Nochmals Goethes Reliquien. — Zu Band 13.

Nr. 3 4. Nuland A., Aus dem Goethe-Nationalmuseum.

### **Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie.** Jahrgang 21.

Nr. 1. Horn W., J. Schmidt: Die Meier Mundart.

Nr. 2. Behaghel L., Schievel: Sakban der Egerländer Mundart.

Devrient H., Ewart: Goethes Vater.

Nr. 3. Kluge J., Lembke: Studien zur deutschen Waidmannssprache.

Behaghel L., Martin und Kienhart: Elsässisches Wörterbuch.



Brenner L., Ehrenfeld: Studien zur Theorie des Reimes. I.

Bahlmann L., Lateinische Literaturdenkmäler 13. 14.

**Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen.**

Band 104. Heft 1/2.

Morris M., Goethes Pandora.

Conrinius C., Zur Quellenfrage von Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges. Vorläufige Mittheilung.

Köster A., H. M. Meyer: Goethe. 2. Auflage.

**Die neueren Sprachen.** Band 7.

Heft 7. 8. Hoffmann H., Die schlesische Mundart. II.

**Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur.** XXII. 1. 2.

Goltzer W., Bemerkungen zur Sage und Dichtung von Tristan und Isolde.

Maugold W., Friedrich der Große und Molière.

Horn W., Zur Lautlehre der französischen Lehn- und Fremdwörter im Deutschen. (Fortsetzung.)

**The modern quarterly of language and literature.** Nr. 5.

Gren W. W., English Translations of Lenore.

**Modern Language Notes.** XV.

Nr. 1. Wilson, The Boese Geist in The Cathedral Scene, Faust. I.

Nr. 3. Hohlfeld, Joh. Rautenstrauch und Goethes Götz.

Senger, Faust-Interpretations.

**Taal en Letteren.** IX. Nr. 12.

Poll R., Goethe en J. Winkler Prins.

**Revue Hispanique.** Nr. 17.

Une lettre inédite de Guillaume de Humboldt.

Zeitschriften für Pädagogik und Schulgeschichte.

**Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik.**

Zweiter Jahrgang. III. und IV. Bandes Heft 9. Berger R., Heinemann: Goethe.

Reumann A., Hebbels Werke.

Heft 9. 10. Schwabe C., Die älteste deutsche Zeitschrift für höheres Schulwesen. — Acta scholastica seit 1741.

Mertz G., Die Pädagogik der Jesuiten und der Pietisten. (Schluß.)

Messer A., Individualgeist und Gesamtgeist.

Clemen D., Stegreifdichtungen.

Heft 10. Steinweg C., Zum Macbeth Shakespeares, Schillers und Davenants.

Müsch W., Ästhetische und ethische Bildung der Gegenwart.

Dritter Jahrgang. V. und VI. Bandes Heft 1. 2. Ziebigier D., Aus den Briefen eines alten Fürstenschulrektors. — Briefe von August Jonathan Weichert in Grimma an Karl August Vöttiger in Dresden 1810—1830.

Heft 1. Braundenburg C., Zur Geschichte der deutschen Reformation und Begegnungsreform. — Besprechung der Bücher von Iosertk und Gustav Wolf.

Die Fragen der Schullehre auf der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Bremen 1899. I. Hornemann F., Gedanken über das Weisen

und die Organisation des Gymnasiums in unserer Zeit. II. Schlee G., Die Reformschule und der Unterricht in den Sprachen. II. Wernicke A., Weltwirtschaft und Nationalerziehung.

Heft 2. 3. 4. Kröger A., Leibniz als Pädagog. Eine quellenmäßige und mathematische Darstellung. Erziehungs- und Unterrichtsweisen im Sinne von Leibniz.

Heft 2. Dzyatko C., Die Beziehungen des Bibliothekswesens zum Schulwesen und zur Philologie.

Volkelt J., Eine Kantische Idealpädagogik.

Brandstätter R., Die Friedensidee in geschichtlicher Übersicht dargestellt.

Baldamus A., Schweizer; Wallensteinfrage.

Heft 3. Jauth F., Zur pädagogischen Psychologie und Physiologie.

Friedrich R., R. M. Meyer: Litteratur des 19. Jahrhunderts.

### **Pädagogisches Archiv.**

Band 41. Nr. 11. Valentin B., Goethes Faust in der Schule.

Nr. 12. Knebel G., Die Ausbildung künstlerischen Zeichens und künstlerischer Gewandtheit in unseren höheren Schulen.

Band 42. Nr. 1. Valentin B., Litteraturhistorik und Ästhetik in der Schule. — Antwort auf Euphorion 5, 184. [Eine Erwiderung hatte ich nicht für notwendig. A. S.]

Nr. 3. 4. Wähltz J. F., Zur Charakteristik der Sprache Schillers.

### **Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik.** 7. Jahrgang.

Heft 1. 2. Billig F., Zur Frage der ethischen Werthätzung.

Heft 2. Flügel C., Die Bedeutung der Metaphysik Herbarts für die Gegenwart.

### **Pädagogische Studien.** XXI. 1. 2.

Wiedner A., Gerhart Hauptmann und die deutsche Schule.

### **Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht.**

LXXIII. 6. Köhler, Zur Methodik der deutschen poetischen Lektüre.

LXXIV. 2. 3. Haffel G. von, Psychologische Erörterungen an Schillers Gedichten.

Lehmann C., Goethe'sche Balladen.

### **Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.** 51. Jahrgang.

Heft 2. Weilen A. von, Erich Schmidt: Lessing. 2. Auflage. — Genauester Vergleich mit der ersten Auflage, der „die große Leistung des Schriftstellers“ klarlegt.

Weilen A. von, Gott: Genovesa. Raupf: Tieck's Genovesa.

Ventur F., Schulerlässe des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar.

Heft 3. Rasnitski C., Über den Einfluß der vorkritischen Ästhetik Kants auf Herder. 1. Die philosophische Methode Kants. 2. Die Aufsätze, Skizzen, Pläne aus dem Jahre 1766. 3. Die Fragmentensammlung „Über die neuere deutsche Litteratur“ 1767. 4. Die kritischen Wälder. 5. Die Jahre 1769—1800.

Weilen A. von, Bernau's: Schriften.

Ventur F., Herder über das Dektamieren.

### **Blätter für das Gymnasialwesen.** 36. Band. Heft 1. 2.

Höger, Ein alter Fehler im Texte von Schillers „Brau von Messina“.

Hen C., Noch einmal der „Fehler“ in Schillers „Brau von Messina“.

### **Zeitschrift für das Realschulwesen.** 25. Jahrgang.

Heft 1. 2. Zwoboda W., Eine deutsche Muttersprache?

Heft 3. Ziefau A., Zur Orthographie des Deutschen.

### **Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen.** Neue Folge. VII. 4.

Assmus R., Martin Greif.

**Mitteilungen der Gesellschaft für Erziehungs- und Schulgeschichte.**

Jahrgang 10.

Heft 1. Franke A., Aus der Geschichte der Dorfschule Dothen im Großherzogtum Sachsen-Weimar (1590—1811).

Weniger L., Zur Geschichte der Ratiowischen Reformbewegung in Weimar.

Schneider M., Versuch einer Reform des Gymnasial-Unterrichtes am Gymnasium Illustre zu Gotha 1772.

Mens G., Die Statuten der Universität Jena 1591.

Heft 2. Schmidt F., Zur Geschichte der Erziehung der Bayerischen Wittelsbacher. (Nachtrag zu Monumenta Germaniae Paedagogica XIV.)

Säfel H., Ein Gutachten über das Schulwesen in Bayern 1670.

Fering J., Bestallungsbrief für den Schulmeister Böckh zu Babenhausen 1682.

Muth A., Studienbetrieb in N.-Altach unter Abt Joscio Hambergerer 1700—1740.

Greiner J. H., Thurnaisische Schulordnung 1738.

Müller A., Aus der Zeit des Werdens der bayerischen technischen Hochschule.

**Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.** 8. Band. Heft 9 10.

Wolffstieg A., Zur Hundertjahrfeier von Schleiermachers Reden über die Religion.

16. Jahrhundert. Keller L., Otto Brunfels. Ein Gottesgelehrter, Arzt und Naturforscher des

Kirchner, Die Grundgedanken des comenianischen Erziehungssystems.

Müller J., Eine bis jetzt unbekannte deutsche Schrift des Comenius.

**Der praktische Schulmann.** 48. Band.

Nr. 6. Glaier G., Die Telljage und Schillers Wilhelm Tell. Der Ursprung der Telljage.

Nr. 7. Hummel, Schillers Aufenthalt in Götting.

---

**Philosophische Zeitschriften.****Archiv für Philosophie.**

1. Abteilung. Archiv für Geschichte der Philosophie. 13. Band. Heft 2. 3.

Sted A., Herbart in Bern.

Müller Josef, Jean Pauls philosophischer Entwicklungsgang.

2. Abteilung. Archiv für systematische Philosophie. VI. 1.

Goldschmidt L., Kants „Widerlegung des Idealismus“. II.

**Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.** Band 116.

Heft 1. Adickes G., Ethische Prinzipienfragen. (Erörterungen im Anschluß an einige Werke der neueren ethischen Litteratur.)

**Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane.**

Band 21. Heft 6. Fick A., Psychiatrische Beiträge zur Psychologie des Rhythmus und Reimes.

Band 22. Heft 3. Ettlinger M., Zur Grundlegung einer Ästhetik des Rhythmus.

Heft 6. Lipps Th., Ästhetische Einfühlung.

**Kantstudien.** Band IV.

Heft 2 3. Rickert H., Dichtes Atheismusstreit und die Kantische Philosophie. Eine Säkularbetrachtung.

Wentinger M., War Kant Pessimist? II.

Stange G., Der Begriff der „hypothetischen Imperative“ in der Ethik Kants.

Dorner A., Kants Kritik der Urteilskraft in ihrer Beziehung zu den beiden anderen Kritiken und zu den nachkantischen Systemen.

Tatbot G. B., The relation between human consciousness and its ideal as conceived by Kant and Fichte.

Spitzer H., Basch: Essai critique sur l'esthétique de Kant.

Mitteilungen: Wieder ein neues Kantbild. (Mit Abbildung.)

Heft 4. Vorländer A., Kant und der Sozialismus.

Kaulßen F., Kants Verhältnis zur Metaphysik.

Mitteilungen: Reide H., Lose Blätter aus Kants Nachlaß. — Zembrigki J., Neues über Kants Vorfahren. — Zimmel G., Über das Verhältnis von Kant und Goethe. — Miniaturbildnis Kants (mit Abbildung). — Kantreligionen bei Jakob Grimm. — Neu gefundene Kantbriefe.

**Neue metaphysische Rundschau.** Band 3. Heft 1.

Carus P., Goethe ein Buddhist.

### Theologische Zeitschriften.

#### Archiv für Religionswissenschaft.

Band 2. Heft 4. Kofcher W. S., Vier Briefe Mannhardts.

Band 3. Heft 2. Karlowicz J., Germanische Elemente im slavischen Mythos und Brauch.

#### Theologische Studien und Kritiken.

 Nr. 2.

Anaase, Bemerkungen zum Briefwechsel der Reformatoren.

#### Stimmen aus Maria-Laach.

 Band LVII. Nr. 3.

Schmid Th., Ein Bühnenfestspiel aus alter Zeit.

#### Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie.

 XIV. 3.

Miaszkowski C. von, Erasiana. Beiträge zur Korrespondenz des Erasmus von Rotterdam mit Polen.

#### Der Katholik.

 80. Jahrgang.

Heft 1. Miscellen: Ungedruckter Brief vom Augsburger Reichstag 1530.

Heft 4. 5. Schäfer J., V. J. Hundhausen (1835—1900).

#### Zeitschrift für katholische Theologie.

 1900. I. Quartalheft.

Koßitz-Kienec H. von, Das Trümbvirat der Aufklärung. I. Zur Charakteristik der Aufklärung, ihrer publizistischen Erfolge und ihrer sozialpolitischen Richtungen.

#### Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte.

 VI.

Nr. 3. Schornbaum A., Ein Nachtrag zu dem Briefwechsel Luthers und Melanchthons.

Nolde Th., Ein Brief Melanchthons an Bürgermeister und Räte in Augsburg.

Nr. 4. Pivpert F., Bücherverbrennung und Bücherverbreitung in der Oberpfalz-Nurpfalz im Jahre 1628.

#### Neue kirchliche Zeitschrift.

X. Nr. 11. Roth, Schleiermachers Reden über die Religion.

XI. Nr. 2. Kanveran G., Geburtstag und Geburtsjahr Luthers.

Nr. 3. Schultze B., Ein unbekanntes lutherisches Konfirmationsbekenntnis aus dem Jahre 1529.

#### Deutsch-evangelische Blätter.

XXIV. 12. Erinnerungen an die letzten Lebensstage und den Tod Schleiermachers.

XXV. 2. Benschlag W., Deutschland im Laufe des 19. Jahrhunderts.  
Heinzelmann W., Goethes Stellung zu den höchsten Bildungsfragen.

**Protestantische Monatshefte.** IV. Nr. 2. 3.  
Rud. C., Ludwig Feuerbachs Religionsphilosophie.

**Der Protestant.** III. Nr. 45.  
Goethe und das Christentum.

#### Zeitschriften für Kunst und Musikgeschichte.

**Zeitschrift für bildende Kunst.** 11. Jahrgang. Heft 4.

Bogel J., Kochs die Bildnisse Winkelmanns. — Mit Bildnis  
zu 10, 154.

**Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiser-**  
**hauses.** Band 20.

Dollmayer H., Albrecht Dürers Meerwunder. — Dürers Stich giebt die  
auch von Kaspar von der Koen und Hans Sachs behandelte Stammsage der  
Merowinger nach Fredegar.

Gieslow K., Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Gebetbuches Kaisers  
Maximilian I.

Modern H., Die Zimmernschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek. Ein  
Beitrag zur Geschichte der Ambraszer Sammlung und der k. k. Hofbibliothek.  
I. Die Ambraszer Handschriften. II. Der Zimmernsche Katalog. III. Die Zimmernsche  
Bibliothek. IV. Die Herren von Zimmeru in Diensten des Erzhauses. V. Graf  
Wilhelm von Zimmeru. VI. Die Zimmernschen Handschriften in den kaiserlichen  
Sammlungen. Genaue Beschreibung nebst Schriftproben, Nachbildungen von Ini-  
tialen und Bildern.

Bottelmi H. von, Urkunden und Regesten aus dem k. u. k. Haus- Hof- und  
Staatsarchiv in Wien.

**Jahrbuch der königlich preussischen Kunstsammlungen.** Band 20.

Schmid H. A., Holbeins Thätigkeit für die Kaiserl. Verleger.

**Monatshefte für Musikgeschichte.** 32. Jahrgang. Heft 1—5.

Ragel W., Zur Geschichte der Musik am Hofe von Darmstadt.

#### Zeitschriften für Bibliothekswesen.

**Centralblatt für Bibliothekswesen.** 16. Jahrgang.

Heft 9. Stübel, Zur Bibliographie der Geschichtswerke von Cybing, Vor,  
Meteien und Strada.

Heft 10/11. Ettlinger G., Studien über die Urprovenienzen von Handschriften  
der Großherzoglichen Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe.

Zalk J., Zu G. Welfers Repertorium (Reformationsliteratur).

Jahrgang 17. Heft 1—6. Meier G., P., Die Fortschritte der Paläographie  
mit Hilfe der Photographie.

Heft 2. Gebhardt D. von, Gefälschte Büchertitel.

R. Z., Meyer: Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Heft 4. Geiger K., Robert von Mohl als Vorstand der Tübinger Univer-  
sitätsbibliothek (1836—1844).

Heft 5/6. Heidenheimer H., Ein indirektes Zeugnis für Johannes Guten-  
berg als Erfinder der Druckkunst.

Beiblatt: **Blätter für Volksbibliotheken und Leshallen.** Jahrgang 1.  
Nr. 1 2.

Graciel A., Zur Einführung.

Buchholz A., Die Volksbibliotheken und Leshallen der Stadt Berlin.

Kener G., Die Entwicklung der Volksbibliotheken in Oesterreich.

Bücherchau.

**Mitteilungen des österreichischen Vereins für Bibliothekswesen.**

III. Nr. 3. 4. IV. Nr. 1. 2. Weiten A. von, Zur Wiener Theatergeschichte.  
(Fortsetzung.)

III. Nr. 3. 4. Kent H. von, H. von Zeißberg.

Bobatta J., Die k. u. k. Familien-Fideikommiss-Bibliothek.

IV. Nr. 1. 2. Ahn N., Johann Mannels lateinische Druckwerke (1575—  
1605). Ein Beitrag zur Bibliographie Oesterreich-Ungarns.

Kent H. von, Alfred Göbdlin von Tiefenan.

**Zeitschrift für Bücherfreunde.** Jahrgang 3.

Hest 7. 8. Schweizer G., Novae epistolae obscurorum. Eine klassiſche  
Spottſchrift aus der Zeit der Frankfurter Nationalverſammlung.

Hest 7. Zur Weßen W. von, Der künstlerische Buchumschlag. III.

Hest 8. Genée M., Schillers „Münber“ in den ersten Drucken nebst den  
wichtigsten Theaterzetteln.

II. Schloßar A., Taschenbücher und Almanache zu Anfang unseres Jahrhunderts.  
II. Oesterreich und die Schweiz.

Hest 9. Franke W., Deutsche Stammbücher des 16. bis 18. Jahrhunderts.  
Mit einer Blütentese von Sprüchen.

Mellen T., Über welche Frauen in am meisten geschrieben worden. — Marie  
Antoinette, Jeanne d'Arc, Maria Stuart.

Borovsky F. A., Die dritte Ausgabe des Psalteriums vom Jahre 1457.

Täschner K., Die großen deutschen Antiquariate. Das Baerſche Antiquariat  
in Frankfurt am Main.

Hest 10. Forrer A., Alte und moderne Neujahrswünsche und ihre künstlerische  
Wiedergeburt.

Karpeles G., Der Ackermann aus Böhmen.

Schnorrenberg J., Heinrich Lempertz sen. und seine Goetheſammlung. Mit  
11 Tafeln. — Die Sammlung „Goethe im Mittelpunkt seiner Zeit“ des am  
7. Februar 1898 verstorbenen Köhler Antiquars Lempertz enthält 1500 Nummern,  
darunter 86 Goethebildnisse, viele Briefe von, an und über Goethe, von denen  
Proben mitgeteilt werden, Handzeichnungen Goethes, Medaillen, Dokumente und  
anderes. Die Sammlung soll jetzt verkauft werden, möge sie vor Zerplitterung  
bewahrt bleiben!

Beer K., Die Zimmerſche Bibliothek. — Inſtruktives Referat über den  
betreffenden Miſſat von Modern im 20. Bande des Jahrbuchs der kunſthiſtoriſchen  
Sammlungen des allerhöchſten Kaiſerhauſes.

Hest 11/12. Meißner H. und Luther J., Die Anfänge der Buchdruckerkuſt.

Schleinitz D., Die Bibliophilen. Bernard Lantini.

Zobeltis F. von, Zur Reform der Buchausſtattung.

Jahrgang 4. Hest 1. Geiger L., Literariſche anonomie und pseudonyme  
Satiren 1777—1820. — Darunter eine Satire auf Nicolai, eine Parodie auf  
Lavater's Reife nach Kopenhagen 1793. Satiren auf die Romantiker.

Zobeltis F. von, Aus Franz Freiherrn Gaudy's Jugendtagen. Ein Kinder-  
tagebuch, Mutterbriefe, Gelegenheitsgedichte und Karikaturen. — Mit Tafeln  
ſeiner Zeichnungen und mit Porträts Gaudy's.

Leiningen-Westerburg A. G. Graf zu, Oesterreichische Bibliothekzeichen.

Ulrich H. von, Unbekannte Überſetzungen von Schriften Daniel Defoe's.

## Zeitschriften für Volkskunde.

**Zeitschrift des Vereins für Volkskunde.**

Band 9. Heft 4. Fränkel L., Volkskundliches aus Johann Wilhelm Wolfs Kölner Jugenderinnerungen. — Auszüge aus des bekannten Winthologen und Sagensammlers Wolfs (1817—1855) Schrift „Aus der Kindheit“ 1862.

Dörler A., Tiroler Teufelsglaube. (Schluß.) — Mit Sagen, Liedern und Sprüchen.

Schnkowitz H., Kriegs- und Schlachtensagen aus dem Marchfelde.

Gerhardt M. und Fetsch R., Udermärkische Kinderreime. (Schluß.)

Petak A., Alte deutsche Weihnachtslieder aus dem Ungarn.

Kleine Mitteilungen: Ensu Marie, Geflüchte Liebestüchlein. — Schütte D., Aus dem Herzogtum Braunschweig. (Johannisfeuer, Spinnstube, Feuerreiter, Text der Glockentöne.) — Otto P., Gebräuche und Spiele, sowie Aberglauben aus Fröben. — Wieth J., Aus der Grafschaft Glatz (Bauernhimmel, Spottverje, Scene eines Heiratsantrages).

Heusler A., Bücher: Arbeit und Rhythmus. 2. Auflage.

Band 10. Heft 1. Meyer R. M., Goethe und die deutsche Volkskunde.

Vier Briefe Wilhelm Mannhardts an Wilhelm Schwarz und ein Brief von Schwarz an Mannhardt. Als Anhang: Zwei Briefe Karl Müllenhoffs an Schwarz.

Schell T., Bergische Hochzeitsgebräuche.

Schütte D., Braunschweigische Sagen.

Fetsch R., Ein Kunstlied im Volksmunde. — „Mariechen“ von J. Chr. von Zedlitz.

Stiefel A. L., Zu Hans Sachsens „Der plint Meßner“.

Piger F. P., Faschingsgebräuche in Frutz im Oberinntal.

Hartung D., Zur Volkskunde aus Anhalt.

Kleine Mitteilungen: Zillner Anna, Vom Wasser Birubaum. — Kohl F. F., Zwei Tiroler Volkslieder.

Heft 2. Vartels M., Was können die Todten? — Mitteilung zahlreicher Sagen.

Pegold A., Pfingstquaaß. — Pfingstbräuche in der Zeiber Gegend.

Raff Helene, Münchener Stadtsagen und Sprüche.

Volte J., Volkstümliche Zahlzeichen und Jahreszählrätsel.

Paffler G., Ein Hochzeitsbrauch aus dem Wippthale in Tirol. — Mit vielen Liedern und Melodien.

Weinhold A., Zum Hochzeitcharivari.

Reichardt A., Volkanschauungen über Tiere und Pflanzen in Nordthüringen.

Kleine Mitteilungen: Ein Brief Wilhelm Mannhardts an Ernst Kuhn. — Weinhold A., Ulrich Jahn. — Schütte D., Deutung der Tierstimmen im Braunschweigischen. — Schütte D., Braunschweigische Tauf- und Hochzeitsgebräuche. — Aberglaube und Besprechungen aus Böllmersdorf in der Nieder-Lausitz.

**Das deutsche Volkslied.** Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege.

Jahrgang 1. Heft 6—10. Banca M., Ein oberösterreichisches Schmadahüpfel und seine Schicksale.

Pommer J., Deutsches Lied auf den heiligen Christ-Tag. — Aus Schladming 1824.

Franzgruber H., Die Aufgabe der Gesangsvereine.

Franzgruber H., Wie der Steirer tanzt. — Mit Berücksichtigung des Lenau'schen Gedichtes: Der Steirertanz.

Pommer J., Sonderbare Vergnügen. Mitteilung einzelner Volkslieder, Jodler, Rufe, Melodien u. s. w.

Jahrgang 2. Heft 1—3. Vender Augusta, Das echte deutsche Volkslied.

Pommer J., 'D' Diandl tief drunt' im Thal. — Dieses berühmte Kärntnerlied stammt in Wort und Weise von Dr. Mitterdorfer her.  
 Viehleitner A., Das deutsche Volkslied in Tirol.

**Mitteilungen** und Umfragen zur **bayerischen Volkskunde**. 5. Jahrgang. Nr. 2—4.

Schmidkonz J., Volksfeste in Zmetzshausen.

Brenner S., Arbeit und Gesang. — Bücher: Arbeit und Rhythmus.

Petsch H., Volksstümliche Bilderdrucken.

Brenner S., Sind Märchen für Kinder schädlich? — Die Frage wird verneint.

6. Jahrgang. Nr. 1. 2. Benzl J., Mchwürzburger Volksfeste.

**Unser Egerland**. Blätter für Egerländer Volkskunde.

3. Jahrgang. Nr. 6. John A., Goethe und die Volkskunde.

4. Jahrgang. Nr. 1. 2. Märchen und Schwänke des Egerlandes.

Zagen des Egerlandes.

Uhl H., Absroth. Sitten und Bräuche.

**Blätter für Hessische Volkskunde**. 1. Jahrgang. Nr. 1—6.

Schutte S., Die Zwei Hochzeiten im Junterlande.

Zrad A., Der Ehestand im Volksliede.

Zrad A., Kindervoesie.

Herding, Zagen aus der Umgegend von Gießen.

Horn W., Über Orts- und Thurnamen.

**Blätter für Pommerische Volkskunde**. 8. Jahrgang. Nr. 1—8.

Haas A. und Anoop S., Neue Volkszagen aus Pommern.

Volksmärchen aus Pommern.

Haas A., Eine Spitzgeschichte aus dem Jahre 1696.

2. Die Hiege. 3. Der Hering. 4. Die Fledermaus. 5. Der Mautwurf. 6—11. Fische und Schlangen. 12—14. Vögel. 15. Hase. 16. Gans.

Karbe H., Vier Zagen von der neumärkisch-pommerischen Grenze.

Haas A., Beiträge zur pommerischen Volksmedizin.

Haas A., Zwei Spiellieder von der Insel Rügen.

Brunt A., Volkslieder aus Pommern.

Gloede H., Erzählungen aus Fiddichow.

Kinderrenne.

Brunt A., Volksrätsel aus Neuhoff bei Leba.

Haas A., Erzählungen und Schwänke.

**Mitteilungen** des Vereins für **Sächsische Volkskunde**.

I. Band. Nr. 11. 12. Seelig Th., Aufzeichnung der Waldsdistriktbenennungen in der Dresdener Haide 1734.

Mann, Reime und Sprüche in Oberlausitzer Mundart. (Schluß.)

Müller Alfred, Zu den Volksliedern. — Zu Nr. 8 und 9.

Wandel, Beiträge zur sächsischen Volkskunde. 1. Aufschriften. 3. Wieder.

II. Band. Nr. 1. John E., Von Sachsens Bauern an der altenburgischen Grenze.

**Mitteilungen** der **Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde**.

VI. Nr. 4. 5. Hahn A., Zwei schlesische Volksfeste.

Patichovsk W., Drei schlesische Volkslieder.

Kopig G., Eine alt-schlesische Bauernhochzeit.

Gusunde A., Sanct Kimmernis in Schlesien.

Gusunde A., Zur schlesischen Pfingstbrote.

Drechsler F., Liebesklage. Nieder-schlesisches Lied.



Pradel J., Volkstümliches aus Goldberg in Schlesien. — Pieder, Heime.

VII. Nr. 1. Dehl W., Christendla-Spiel. — Text mit Bemerkungen von J. Vogt.

### Schweizerisches Archiv für Volkskunde.

Jahrgang 3. Heft 4. Hoffmann-Kraner C., Luzerner Alten zum Heren- und Zauberverweien. IV.

Sütterlin G., Gebräuche in Nidfex. II. — Mit einem Zimmermanns-Spruch. Heber B., Sagen aus dem Saasthal in Wallis.

Jahrgang 4. Heft 1. Meier S., Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt. Hoffmann-Kraner C., Bibliographie über Schweizerische Volkskunde 1899.

## Zeitschriften für Geschichte, Geographie und Kulturgeschichte.

### Zeitschrift für Kulturgeschichte. VII. Jahrgang.

Heft 1/2. Geizer H., Burchardi als Mensch und Lehrer.

Brensig K., Die Entwicklung der europäischen Völkergesellschaft und die Entstehung des modernen Nationalismus. III.

Heft 3/4. Röldese L., Ein altes Kriegeslied.

Kamann J., Briefe aus dem Brigittenkloster Mähingen (Maria-Mai) im Ries 1516—1522. (Schluß.)

Scheidel G., Aus Weimars Glanzperiode. Drei ungedruckte Briefe an Leo von Seckendorff. I. Geistiges Leben im Tiefurter Kreise. Luise von Böckhausen. 20. August 1801. II. Ein Picknik in Erbersburg. Carl Bertuch. 22. April 1802. III. Ein Familienfest bei Egloffstein. Carl Bertuch. 27. Dezember 1802.

Scheidel G., Herzog Karl August von Weimar und Karoline Jagemann.

### Historische Zeitschrift.

84. Band. Heft 1. Lenz W., Ein Apologet der Bismarck-Memoiren. Erwiderung an Theodor Schiemann.

Heft 2. Kiezyer S., Paul Laymann und die Hexenprozesse. Zur Abwehr.

Heft 3. Baillet B., Zur Geschichte des Jahres 1809. — Mit Briefen.

85. Band. Heft 1. Hefter K., Über den historiographischen Charakter der Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck.

### Historisches Jahrbuch. Jahrgang 20.

Heft 2/3. 4. Widenmann J., Die Passauer Geschichtsschreibung bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts (M. Hanitz).

Heft 4. Schlecht J., Vier Cochlaeus-Briefe.

Jahrgang 21. Heft 1. Rübiam J., Aus der Urzeit der modernen Post 1425—1562.

### Historische Vierteljahrschrift. Jahrgang 3. Heft 1. 2.

Heigel K. Th. von, Die Beziehungen der Herzöge Karl August und Max Josef von Zweibrücken zu Preußen.

Wass Gh., Napoleon I. und die Feldzugspläne der Verbündeten von 1813.

Schulz Hans, Schweizer: Wallenftein-Frage.

Maßlow D., Bibliographie zur deutschen Geschichte.

### Deutsche Geschichtsblätter. Band I.

Heft 1. 2. Hansich B., Die landeskundliche Litteratur Deutschlands im Reformationszeitalter.

Heft 6/7. Witte H., Studien zur Geschichte der deutsch-romanischen Sprachgrenze.

Gmelin J., Die Verwertung der Kirchenbücher.

**Erläuterungen und Ergänzungen zu Jaussens Geschichte des deutschen Volkes. I. 4.**

Lemmens L., P., Vater Augustin von Alfeld († um 1532). Ein Franziskaner aus den ersten Jahren der Glaubensspaltung in Deutschland.

**Historisch-politische Blätter.**

Band 124. Heft 9. Lindemanns Literaturgeschichte.

Band 125. Heft 1. 2. 4. 5. 7. 9. 10. Köllmann A., Kreuz- und Querzüge durch die neuere katholische Poesie. I. Eine wichtige Vorbeachtung. „Wir definieren somit die katholische Poesie als jene sprachliche Darstellung des Schönen, welche vom Standpunkte der katholischen Weltanschauung, respektive Religion aus unternommen wird.“ II. Anthologie und allgemeine Biographie. III. Friedrich Wilhelm Grimme. IV. V. Untere periodische Literatur. VI. Drei katholische Lyriker (Eichert, Herbert, Kreiten).

Heft 1. 2. Zu den Tagen an der Jahrhundert-Wende.

Kositz-Riened H. von, Die Weltanschauung der Gegenwart und die Zukunft des Katholicismus.

Günther C., Zum 300jährigen Geburtstag Calderons. — Gibt auch einen Überblick über die deutschen Calderon-Übersetzungen.

Heft 3. H. W., Unser Verhältnis zu Goethe.

Heft 5. Weber A., Gutenberg und seine Erfindung.

Heft 8. A. F., Eine neue christliche Ästhetik. — Gietmann und Sörensen: Kunstlehre.

Heft 10. Manstl J., Die altdeutschen Passionsspiele.

**Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. 3. Band.**

Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1898. — Geiger: Rudolf Brodhans. — Wiener Ed.: Georg Ebers. — Schletter: Theodor Fontane. — Betelsheim: Hans Grassberger. — Fren: Konrad Ferdinand Meyer. — H. W. Werner: Karl Werner. — Epiger: Robert von Zimmermann.

Ergänzungen und Nachträge zum deutschen Nekrolog von 1896 und 1897. Brümmer: Daniel Sanders. — Mayr, Georg von: Wilhelm Heinrich von Niehl.

Totensliste 1896.

**Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. Jahrgang 47.**

Nr. 9. 10. Straßburger Festnummer. Wiegand, Friedrich der Große in Straßburg.

Witte H., Neuere Beiträge des Reichslandes zur Ortsnamenforschung.

Zimmermann F., Herzog August der Jüngere zu Braunschweig auf der Universität Straßburg.

Nr. 11 12. Warrentzapp, Straßburgs Einwirkung auf Goethes historische Anschauungen.

**Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Band 29.**

Heft 4.

Bancalari G., Forschungen und Studien über das Haus. IV (Nachtrag.) Volksmäßige Benennungen der Gegenstände der Landwirtschaft. V. Volksmäßige Benennungen am und im Hause.

**Zeitschrift für Socialwissenschaft.**

II. Jahrgang. Heft 10. 11. Steinmetz S. H., Die neueren Forschungen zur Geschichte der menschlichen Familie.

III. Jahrgang. Heft 2. 3. Vierkandt A., Das Kulturproblem.

Heft 5. Schulze Fritz, Zur evolutionistischen Ethik.

**Zeitschrift des Deutschen und österreichischen Alpenvereins.** Band XXX.

Zwiedineck-Züdenhorst H. von, Die Litalpen in den Franzosenkriegen. III. Der Feldzug von 1809.

**2. Bücher.**

Zusammengestellt von August Sauer.

1. Allgemeines. Literaturgeschichte. Ästhetik.

**Allgemeines.** Grundriß der Germanischen Philologie herausgegeben von H. Paul. 1. Band. 5. Lieferung. Straßburg, Trübner. 4 M.

Aus dem Inhalt: Siebs Th., Geschichte der Friesischen Sprache.

**Vergleichende Literaturgeschichte.** Bénézet M., Quelques mots sur l'étude comparée des littératures. Paris, Maisonneuve. Sonderabdruck aus Revue de linguistique et de philologie.

Bets Louis-F., La littérature comparée. Essai bibliographique. Introduction par Jos. Texte. Straßburg, A. F. Trübner 1900. 4 M.

Inhalt: Préface. — Introduction par Joseph Texte. — I. Études théoriques. — II. Les rapports littéraires généraux de la France, de l'Allemagne, de l'Angleterre, de l'Italie et de l'Espagne. — III. La France et l'Allemagne. — IV. La France et l'Angleterre. — V. L'Angleterre et l'Allemagne. — VI. L'Italie. — VII. L'Espagne (et le Portugal). — VIII. Les littératures du Nord. — IX. Les littératures slaves. — X. La France, l'Allemagne et l'Angleterre dans leurs rapports littéraires avec quelques autres pays. — XI. Études sur l'influence de la Poésie Provençale. — XII. L'Antiquité grecque et romaine (et l'Orient) dans les littératures modernes. — XIII. Appendice: L'Histoire dans la Littérature. — Index (liste alphabétique des auteurs).

**Deutsche Literaturgeschichte.** Bartels Abf., Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. 3. Auflage. Leipzig, E. Wenner's. 4 M.

Goedeke Karl, Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. 2. Auflage, fortgeführt von Edm. Goetze. 21. Heft. (7. Band, S. 385—576.) Dresden, V. Ehlermann. 4.20 M.

Inhalt: 7. Buch. Zeit des Weltkrieges. Phantastische Dichtung. 6. Kapitel. Dichter aus Norddeutschland. (Fortsetzung.) § 304. Mecklenburg. Lübeck. Hamburg. Schleswig-Holstein. § 305. Pommern. Brandenburg. Preußen. Posen. — 7. Kapitel. Deutsche Dichtung im Auslande. § 307. I. Elbe-Provinzen. II. Dänemark. III. Elsaß. IV. Amerika. — 8. Kapitel. Besondere Richtungen. § 308. Mundartliche Dichter. Peter Hebel und Andere. § 309. Autobiographen.

Jeder Abschnitt dieser musterhaft gearbeiteten Lieferung weist gegenüber der ersten Auflage zahlreiche und wesentliche Verbesserungen und Bemerkungen auf; insbesondere werden sich die Freunde Hebels über die Vollständigkeit freuen, in der man seine Gedichte hier überblickt. Zu kurz gekommen ist lediglich der Abschnitt „Amerika“, in dem nicht einmal die Namen der einzelnen Dichter verzeichnet sind. Dafür erwarten wir von der Fortsetzung des Wertes gründliche Abhilfe. Sollte sich unter den zahlreichen Germanisten Nordamerikas kein geeigneter Mitarbeiter finden lassen?

Graf M., Die Wunderwelt und die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts. Eine literar- und kulturgeschichtliche Skizze. Programm. München.

Buch Ricarda, Blütezeit der Romantik. Leipzig, H. Haessel. 8 M.

Vorenz Max, Die Litteratur am Jahrhundert-Ende. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 3 M.

Aus dem Inhalt: Der Naturalismus. — G. Hauptmann. — Das jüngste Wien. — „Herofirar“. — Hebbels „Herodes und Mariamne“. — Zwei Kritiker. — Frauenwerke. — Vom Dichter des „Johannes“. — „Die drei Reihersfedern“. — Theodor Fontane.

Publinski Z., Litteratur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. 1. Band. Die Frühzeit der Romantik. 2. Band. Romantik und Historizismus. (Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf 100 Jahre geistiger Entwicklung. Band 12 und 13.) Berlin, Cronbach. à 2 M.

1. Band: 1. Geistige Struktur Deutschlands um 1800. 2. Das Publikum. 3. Ideale der Romantik. 4. Populäre Romantiker. 5. H. von Kleist. — II. Band: 1. Revolution, Romantik und Reaktion. 2. Preußen und Hegel. 3. Die Litteratur im Zeitalter der Restauration. 4. H. Heine. 5. Der Liberalismus und die deutsche Bildung.

Koeller-Bruck Arth., Die moderne Litteratur in Gruppen und Einzeldarstellungen. Berlin, Schuster & Loeffler. 50 Pf.

4. Band. Die deutsche Nüance. — 5. Band. Mysterien.

Muth Karl (Veremundus), Die litterarischen Aufgaben der deutschen Katholiken. Gedanken über katholische Peltetistik und litterarische Kritik, zugleich eine Antwort an seine Kritiker. Mainz, Kirchheim. 1.50 M.

Ltto Aug., Bilder aus der neueren Litteratur. 3. Heft. Wilhelm Raabe. Minden, Marowsky. 1.40 M.

Schneidermann Frz., Die deutsche Nationallitteratur. Ihr innerer Gang im Zusammenhang mit der Sittengeschichte dargestellt. Leipzig, Dörfling & Francke. 2 M.

Das aus dem Pfarrhaus zu Leuzsch datierte Vorwort dieses Buches nennt Bitmar und Rud. Hildebrand als die Hauptgewährsmänner. Von letzterem sind allerdings mündliche Ankerungen (z. B. S. 87) und Vorträge (z. B. S. 98) benutzt; aber die litterarische Grundanschauung geht viel mehr auf ersteren zurück. Der Titel ist irreführend. Es sind bloß einzelne fast unzusammenhängende Bilder aus der Geschichte der Litteratur; die Namen Wieland und Herder werden kaum genannt; Goethe wird nur als Lyriker behandelt; mit Schiller bricht der Verfasser ab. Unsere „gebildeten Familien“ würden zur geistigen Armut verurteilt sein, wenn sie sich dieses Buch zum Führer durch die deutsche Litteratur erwählten.

Tumler Carl, Die Schwankungen des litterarischen Geschmacks und ihre Ursachen. Vortrag („Aus „Ezernowitzer Zeitung“). Ezernowitz, Pardini. 60 Pf.

**Landschaften. Osterreich.** Zeidler Jakob, In Sachen der „Deutsch-Osterreichischen Litteraturgeschichte“, herausgegeben von Nagel und Zeidler. (Eine Charakteristik.)

Gegen Zandvoß' Besprechung in den Preussischen Jahrbüchern Band 98.

Wienstein Karl, Die Dialektdichtung der deutsch-österreichischen Alpen. Ausgewählt und herausgegeben (Allgemeine National-Bibliothek Nr. 230—235). Wien, C. Taubertow. à Nr. 20 Pf.

Eine sehr dankenswerte Auswahl von Dialektgedichten aus Niederösterreich, Oberösterreich und Salzburg, Steiermark und Kärnten, Tirol und Vorarlberg. Wir vermiffen Nleder aus Krain, besonders aus Gottschee. Störend wirkt, daß der Name des Verfassers nicht unter jedem einzelnen Gedicht steht. — Eine entsprechende Sammlung deutsch-böhmischer Dialektgedichte bereitet A. Hauffen für die „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen“ vor.

**Dichtungsgattungen. Lyrik.** Adler Fr., Moderne Lyrik. (Sammlung Gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.) Prag, Hürpfer. 15 Kreuzer.

Bern Marx, Abol! Deutsche Meereslyrik. Für alle Freunde deutscher Seefahrt und der deutschen Flotte ausgewählt. Illustriert von C. Schön. Berlin, N. Sigismund. 4 M.

Crome A., Das Kirchentied. Vortrag. Schwerin, Bahn. 90 Pf.

Neue Lieder der besten neueren Dichter fürs Volk zusammengestellt von L. Jacobowski. Berlin, N. Niemann.

Juelmann J., Donec gratus eram tibi. Nachdichtungen und Nachklänge aus drei Jahrhunderten. Zusammengefaßt. Berlin, Weidmann. 1.60 M.

Darin deutsche Nachdichtungen der horazischen Ode von G. H. Weckherlin, Balde-Herder, von Gottsched und der Gottschedin, Hagedorn, Z. G. Lange, Chr. Em. von Kleist-Ramler, J. Chr. Plam, Schiller, Ramler, Herder, Jr. A. Eichen, Voß, Wertbes, Kannegießer, N. Westphal, A. Pacmeister, J. Poeschel, Geibel, Lucian Müller, C. F. Gensichen, C. Pardt, N. Staedler.

Kopp Arth., Deutsches Volks- und Studententied in vorklassischer Zeit. Im Anschluß an die bisher ungedruckte von Crailsheimische Liederhandschrift der königlichen Bibliothek zu Berlin quellenmäßig dargestellt. Berlin, Wesser. 6 M.

Mühlensfordt J., Einfluß der Winnefuger auf die Dichter des Göttinger Hainz. Dissertation. Leipzig.

Schmidt-Temple A., Studie zur Hamburger Lyrik im Anfang des 18. Jahrhunderts (Kantate. Serenata. Oratorium). C. F. Hunold. I. Dissertation. München 1898.

Schneidewien Max, Zu Sachen des Nationalliedes. Hameln, Th. Juending. 90 Pf.

Hbl Wilh., Das deutsche Lied. Acht Vorträge. Leipzig, C. Avenarius 1900. 3 M.  
 Inhalt: 1. Der Straßburger Kreis. 2. Der Halberstädter Kreis. 3. Der Göttinger Kreis. 4. Der Berliner Kreis. 5. Der Heidelberger Kreis. 6. Die Gesellschaftspoetik der Befreiungskriege. 7. Die gelehrte Periode. 8. Die Periode der Praxis.

**Drama.** Wulthaupt Heinr., Dramaturgie des Schauspiels. Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gunklow, Paube. Mit einem Anhang: Der Entwicklungsgang der deutschen Dramatik bis zur Gegenwart. Fünfte vermehrte Auflage. Eldenburg und Leipzig 1900.

Der Verfasser wendet seinem verdienstvollen Werk bei jeder neuen Auflage neue Sorgfalt zu; dennoch bleibt es im einzelnen hinter der Forschung stark zurück; so werden z. B. Grillparzers Werke nach der vierten statt nach der fünften Auflage citiert S. 106; Klaars Buch über den „Ottomar“ wird ignoriert S. 103, Houbens Untersuchungen über Gunklows Dramen sind nicht erwähnt u. s. w.

Friedmann Siegisim., Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts in seinen Hauptvertretern. Uebersetzt von Ludw. Weber. 1. Band. Leipzig, C. Meyers graphisches Institut. 5 M.

Inhalt: H. von Kleist. — Grabbe. — Hebbel. — Otto Ludwig. — Grillparzer.

Grosse, Zwei Arnstädter „Heilige Christ-Komödien“. Programm. Arnstadt.

Jäger M., Die Comedy vom jüngsten Gericht, ein altes Volksschauspiel von Altenmarkt bei Radstadt. Nach der einzigen Handschrift herausgegeben. I. Programm. Salzburg.

Jaskulski Kornel, Über den Einfluß der socialen Bewegungen auf das moderne deutsche Drama. Populär-wissenschaftlicher Vortrag. Czernowitz (H. Fardini). 60 Pf.

Kaiser Adf., Die Fastnachtspiele von der Actio de sponsu. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Fastnachtsspiels. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 3 M.

**Ästhetik. Poetik.** Bücher Karl, Arbeit und Abtunmus. 2. Auflage. Leipzig, Teubner. 6 M.

- Bud Gertrude, The metaphor, a study in the psychology of rhetoric. Michigan, Arbor.
- Dippe, Der Begriff des Schönen in der neueren Ästhetik. Programm. Zoest.
- Gietmann Gerh., S. J., Allgemeine Ästhetik (Gietmann und Joh. Sörensen, S. J., Kunstlehre in 5 Teilen. 1. Teil). Freiburg i B., Herder. 4.20 M.
- Kunns Wilh., Beiträge zur Entstehungsgeschichte der neueren Ästhetik. Dissertation. Berlin (Mayer & Müller). 1.50 M.
- Mandorn Bernh., Wesen und Bedeutung des modernen Realismus. Kritische Betrachtungen. Leipzig, Avenarius 1900. 1.50 M.
- Meier P. S., Der Realismus als Princip der schönen Künste. Eine ästhetische Studie. Programm. Sarnen.
- Raumann Gust., Geschlecht und Kunst. Prolegomena zu einer physiologischen Ästhetik. Leipzig, H. Haessel. 3 M.
- Sertel R. D., Die Naturchilderung bei den deutschen geographischen Reisebeschreibern. Dissertation. Leipzig.
- Poensgen M., Geschichte der Theorie der Tragödie, von Gottsched bis Lessing. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Ästhetik. Dissertation. Leipzig.
- Rée Paul Joh., Modern. Der rechte Weg zu künstlerischem Leben. Eine apologetische Studie. Leipzig und Berlin, E. A. Seemann 1900. 60 Pf.
- Heberhorst Karl, Das Komische. Eine Untersuchung. 2. Band. Das Fälschlich-Komische. Besondere Erscheinungen des Komischen. Wis, Spot und Scherz. Nachträge zur Lehre vom Wirklich-Komischen. Definitionen und Klassifikationen. Leipzig, G. Wigand. 18 M.
- Weitbrecht Carl, Das deutsche Drama. Grundzüge seiner Ästhetik. Berlin, Harmonie. 6 M.

Inhalt: I. Das Dramatische. II. Der Stoff. III. Die dramatische Handlung. IV. Die Charaktere. V. Kompositionsgeetze. VI. Tragödie und Komödie. VII. Die dramatische Sprache. VIII. Poetisch und Dramatisch, Dramatisch und Theatralisch. Ziegler Johs., Das Associationsprincip in der Ästhetik. Eine Studie zur Philosophie des Schönen. Leipzig, E. Avenarius 1900. 1.20 M.

Ziegler Johs., Das Komische. Eine Studie zur Philosophie des Schönen. Leipzig, E. Avenarius 1900. 80 Pf.

**Sammelwerke.** Allgemeine Deutsche Biographie. 222. und 223. Lieferung. (Band XLV, Lieferung 2 und 3.) Ziegler—Zuntken. Leipzig, Duncker & Humblot.

Aus dem Inhalt: Ambros Ziegler, Benediktiner 1684—1739 (Laudert). — Christoph Ziegler, Philolog und Archäolog 1814—1888 (H. Winterlin). — Clemens Ziegler, religiöser Schriftsteller aus dem Anfang der Reformationszeit, geboren um 1480 (Ludwig Keller). — Friedrich Wilhelm Ziegler, Schauspieler und dramatischer Dichter 1750—1827 (H. A. Vier). — Heinrich Anshelm von Ziegler und Kliphauen, Dichter und Geschichtschreiber 1663—1696 (Erich Schmidt). — Hieronymus Ziegler, Humanist und Schuldramatiker des 16. Jahrhunderts, geboren um 1514, gestorben 1562 (F. Volte). — Jakob Ziegler, Astronom und Geograph, geboren um 1470, gestorben 1549 (Günther, Landert). — Karl Ziegler (Pseudonym: Carlomagno), Dichter 1812—1877 (H. A. Vier). — Kajpar Ziegler, Rechtsgelehrter und deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts 1621—1690 (Max. von Waldberg). — Werner Karl Ludwig Ziegler, Theolog und Philolog 1763—1809 (H. Menz). — Christian Ziegler, hamburgischer Votahistoriker 1719—1778 (L. n.). — Adolf Ziemann, Germanist 1807—1842 (Edward Zähröder). — Christian Ziemssen, Schriftsteller im Gebiete der Kirchen- und vömerischen Specialgeschichte 1791—1868 (Häckermann). — Johann Christoph Ziemssen, praktischer Theolog und Universitätslehrer 1747—1824 (Häckermann). — Ludwig Ziemssen, Erzähler und Publist 1823—1895 (V. Fränkel). — Theodor Ziemssen, Geistlicher

und Pädagog 1777—1843 (Häckermann). — Tilemann vom Zierenberg, Chronist aus dem Ende des 15. Jahrhunderts (P. Zimmermann). — Joh. Wilh. Zierold, evangelischer Theologe 1669—1731 (P. Tschadert). — Moritz Alex. Zille, Theolog, freimaurerischer Führer und religiöser Kritiker 1814—1872 (P. Kränkel). — Tuisjon Zilker, Pädagog 1817—1882 (W. Heim). — Nicolaus Zillich, katholischer Ergeet 1716—1758 (Laudert). — Christoph Friedr. Zilliger, 1647—1693 und Joh. Georg Zilliger, geboren 1683, Buchdrucker (P. Zimmermann). — Franz Valentin Zillner, salzburgischer Historiker 1816—1896 (Hantbaler). — Johs. Georg Zimmer, Buchhändler und Geistlicher 1777—1853 (Heinr. Zimmer mit Benutzung des Zimmerischen Familien-Archivs). — Patritius Benedict Zimmer, katholischer Theologe und Philosoph 1752—1820 (Laudert). — Ernst Christoph Philipp Zimmermann, heftiger Theologe und Kanzelredner 1786—1832 (Wilh. Diehl). — Georg Zimmermann, der Biograph Mercks 1814—1881 (H. A. Freitsche). — Joh. Jakob Zimmermann, Theolog 1695—1756 (v. Schuttheß-Kechberg). — Joh. Georg Zimmermann, Arzt und Popularphilosoph 1728—1795 (Rud. Zscher). — Joh. Georg Zimmermann, Pädagog 1754—1829 (Wilh. Diehl). — Justus J. G. Georg Friedr. Karl Zimmermann, Theolog und Philosoph 1803—1877 (Wilh. Diehl). — Joh. Liborius Zimmermann, evangelischer Theologe 1702—1734 (Ed. Jacobs). — Michael Zimmermann, Buchdrucker zu Wien zwischen 1553—1565 (J. Franz). — Robert von Zimmermann, Philosoph 1824—1898 (W. Müny). — Balthasar Friedr. Wilh. Zimmermann, Popularhistoriker und Dichter 1807—1878 (Th. Schön). — Joh. Oswald von Zimmermann, katholischer Theologe, gestorben 1680 (Laudert). — Wilhelm Werner Freiherr von Zimmerern, Chronist 1485—1575 (G. Tumbült). — Julius Wilh. Zingref, deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts 1591—1635 (H. von Waldberg). — Gustava Sophia Agneta Zinck, geborene Maddas, Dichterin 1821—1895 (P. Kränkel). — Ignaz Zinzler, Zingerte von Zumberg, Germanist 1755—1892 (Lsw. von Zingerte). — Josef Zingerle, Theolog 1831—1891 (H. Zingerte). — Pius Zingerte, Orientalist 1801—1881 (C. Siegfried). — Burhard Zink, augsbürgerischer Chronist 1396—1474 oder 1475 (F. Frensdorff). — Joh. Wilh. Zinkeisen, Historiker und Publicist 1803—1863 (Ernst Friedlaender). — Nicolaus Ludwig Graf von Zinzendorf und Pottendorf, Stifter der Brüdergemeinde 1700—1760 (P. Tschadert). — Christian Kenatus Graf von Zinzendorf, evangelischer Liederdichter 1727—1752 (P. Tschadert). — Justus Zinzerling (Jodocus Sincerus), Jurist, Philosoph und Geograph, geboren 1580, gestorben um 1620 (W. Hantsch). — Augustin Zippe, katholischer Geistlicher 1747, gestorben nach 1800. — Ernst Otto Konrad Zirekman (Konrad Telmann), Schriftsteller 1854—1897 (P. Kränkel). — Karl Zittel, Pfarrer und Führer der liberalen kirchlichen und politischen Bestrebungen in Baden 1802—1871 (W. König). — Kathinka Theresia Zitz, geborene Halcin, Belletristin 1801—1877 (P. Kränkel). — Ernst Heinrich Zober, Historiograph 1799—1869 (Häckermann). — Georg Zoega, Altersforscher 1755—1809 (Ad. Michaelis). — Eigmund Zois Freiherr von Edelstein, Gelehrter, Schriftsteller und Mäcen 1747—1819 (P. von Hadies). — Georg Joachim Zollhofer, Theolog und Schriftsteller 1730—1788 (D. Jacoby). — Kaspar Zollhofer, Schweizer Theologe der pietistischen Richtung 1707—1779 (L. u.) — Jakob Zovittius, neulateinischer Dramatiker aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (J. Volke). — Joh. Ehrenfried Zschadwitz, Rechtslehrer und Publicist 1669—1744 (H. Brodel). — Jakob Friedr. Emil Zschokke, Pfarrer, Schriftsteller und Philantrop 1808—1889 (Ernst Zschokke). — Joh. Heinrich Daniel Zschokke, Dichter 1771—1848 (J. J. Wähler). — Anton Wilhelm Florentia von Zuccalmaglio, Forscher, Dichter und Kritiker 1813—1869 (Jaf. Schmorrenberg). — Vincenz

Jacob von Zuccalmaglio, Dichter und Zagenforscher 1806—1876 (Jaf. Schnorrenberg). —

Wächtold Jaf., kleine Schriften. Mit einem Lebensbilde von W. von Arx. Herausgegeben von Theodor Bitter. Mit Porträt und Bibliographie. Frauenfeld, Huber. 4.80 M.

Inhalt: Jakob Wächtold. — Erste Abtheilung: Vorrede zur Inauguraldissertation: Der Kayseler des Ulrich von Jagsthausen. — Die Verdienste der Zürcher um die deutsche Philologie und Pflitteratargeschichte. — Johna Maler (Hieronimus). — Litterarische Bilder aus Zürichs Vergangenheit. — Poäst an der Goethe-Feier in Stäfa. — Zweite Abtheilung: Stizzen aus Etsch und Lothringen. — Aus dem Wallis. — Von der Vogelweide. — Bibliographie.

Der handliche schöngedruckte Band ermet unsere Trauer über den zu früh geschiedenen Mitarbeiter und Nachgenossen. Ein fein abgetöntes Lebensbild von Fremdes Hand ist vorangestellt. Die erste Abtheilung reiht an die kleineren Beiträge zur Geschichte der deutschen Pflitteratur in der schweizerischen Heimat, die seinem großen Werk die Bahn brachen, den Artikel über Mörike aus der Allgemeinen Deutschen Biographie, der uns für die nicht zu stande gekommene umfangreichere Arbeit über diesen Dichter Eriats leisten muß. Aus der zweiten Abtheilung lernen wir den gediegenen Gelehrten als flotten Erzähler und Keisieberichterfater kennen. Was von dichterischer Anlage in ihm steckte, kommt hier zum Durchbruch. Eine sorgfältig angelegte Bibliographie zieht die Summe dieser vielseitigen ergebnisreichen Wirksamkeit.

Wenschlag Willib., Zur deutsch christlichen Bildung. Populär-theologische Vorträge. Zweite Auflage in überwiegend neuer Auswahl. Halle a S., Strien. 5 M.

Aus dem Inhalt: Luthers Hansstand in seiner reformatorischen Bedeutung (1883). — Lessings Nathan der Weise und das positive Christentum (1863). — Goethes Faust in seinem Verhältnis zum Christentum (1877). — Protestantisches in Goethe (1899). — Kowalski und seine geistlichen Lieder (1893). — David Friedrich Strauß (1879). — Ein Blick in das jungdeutsche naturalistische Drama vom Standpunkt der inneren Mission (1895).

Wiese Alfred, Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze. Berlin, Gaertner. 6 M.

Aus dem Inhalt: II. Das Problem des Tragischen und seine Behandlung in der Schule. — VI. Zur Behandlung Lessings in Prima. — VII. Zur Behandlung Goethes in Prima. — VIII. Das Naturische im Spiegel der Poesie als Gegenstand des deutschen Unterrichts. — IX. Die Naturkritik Ludwig Uhlands und Eduard Mörikes. — X. Theodor Storm und Eduard Mörike. — XI. Die Poesie des Meeres und das Meer in der Poesie. — XII. Die Poesie des Sternenhimmels und der Sternenhimmel in der Poesie. — XIII. Die romantische Poesie des Gebirges. — XIV. Die Poesie der holsteinischen Heide. — XV. Das Naturgefühl im Wandel der Zeiten. — XVI. Die Aufgaben der Pflitteratargeschichte.

Wieses philosophisches Hauptwerk ist den Lesern dieser Zeitschrift aus Zwigers Anzeige bekannt. Seine Bücher über die „Entwicklung des Naturgefühls“ und über „Kritik und Kritik“ zeigen einen feinsinnigen Kenner und Deuter der Poesie aller Zeiten und Völker. Seine kleineren hier gesammelten Aufsätze bewegen sich in denselben Gedankenkreisen, nur daß überall auf die Schule besondere Rücksicht genommen wird. Zu den Dichtungen seiner beiden Lieblinge Mörike und Storm weiß er immer neue Schönheiten aufzudecken; die Geheimnisse des Meeres und der heimischen Heidelandschaft immer von neuem zu enthüllen; nur macht ihn diese Fortiebe blind gegen andere Dichter: wer das „Meer in der Poesie“ zum Gegenstand seiner Betrachtung macht, sollte an Meeresdichtungen wie der „Zappho“ und „Des Meeres und der Liebe Wellen“ nicht achtlos vorübergehen (vgl. Anzeiger für deutsches Altertum 37, 325). Am wichtigsten wäre für uns der letzte Aufsatz: Die Aufgaben der Pflitteratargeschichte; aber einseitige Voriebe für eine bestimmte Art vergleichender Studien, wie sie seiner Begabung am nächsten liegt, verführt



Biese zu ungerechten Ausfällen gegen jede andere Richtung litterarhistorischen Betriebes, und während er die Betrachtungsweise seines hegelianischen Lehrers verpötte, will er doch der Zeit seine eigene Weltanschauung zur alleinigmachenden aufdrängen. Gewiß wäre es verdienstlich, wenn Zeims Anregung zur Folge hätte, daß die Litteraturen auch für alle anderen ästhetischen oder sittigenenden Gefühle, wie Mitleid, Freundschaft, Wohlthätigkeitsinn, Liebe, Furcht, Mache, Neid, Mitleid, Aufopferungsfähigkeit in derselben Weise eingehend durchmustert würden, wie Biese dies für das Naturgefühl gethan hat; nur halte ich das nicht für die eigentliche und wichtige Aufgabe der vergleichenden Litteraturgeschichte, sondern auch nur für eine Spezialität, die keineswegs die Berechtigung in sich schließt, sich über die Grenze des Spezialisimus in trivialer Weise lustig zu machen (S. 301). A. S.

*Zeit-Schrift der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner* dargeboten von den öffentlichen höheren Lehranstalten Bremens. Bremen, G. Winter. 5 M.

Aus dem Inhalt: Schaefer Th., 'Aichylos' Prometheus und Wagners Voge. — Breming Em., Die Gestalt des Sokrates in der Litteratur des vorigen Jahrhunderts.

*Begrüßungsschrift der deutschen Philologen-Versammlung zu Bremen*, dargebracht von dem Realgymnasium zu Vegeack. Bremen, G. Winter. 80 Pf.

Aus dem Inhalt: Werry J., Zur Vorgeschichte des Realgymnasiums zu Vegeack. — Nagel, Über imitative und induktive Methode. — Volkert J., Bemerkungen zum Nationalitätsgedanken.

*Geiger Indw., Dichter und Frauen Abhandlungen und Mitteilungen.* Neue Sammlung. Berlin, Gebr. Bachtel. 7 M.

Aus dem Inhalt: 1. Aus Therese Hubers Herzenleben I. Therese und ihre Mutter. II. Therese und J. V. W. Meyer. — 2. Ein Porträt Carolinens, nebst erläuternden Notizen. 1. Anhang: Huber und Schlegel. 2. Anhang: Da Bau über Schlegel bei Frau von Staël. — 3. Briefe von Dorothea an H. W. Schlegel mit Antworten des Letzteren 1818—1833. — 4. Ungeordnete Gedichte von Karoline von Günderrode. — 5. Rosa Maria Assing. — 6. Ernestine Keiske. — 7. Henriette von Kützwitz. (Eine vermeintliche Liebe Goethes.) — 8. Otto Roquette.

*Stajenapp Greg. von, Essays. Kosmopolitische Studien zur Poesie, Philoophie und Religionsgeschichte.* Riga, Jons & Volkewsky. 6 M.

*Sorra Egidio, Fra drammi e poemi. Saggi e ricerche.* Milano, U. Hoepli. L. 6.50.

Aus dem Inhalt: Una romanza spagnuola nella poesia popolare e nel teatro: l'Alecos. di Fed. Schlegel. — Delle origini del dramma moderno.

*Grimm Herm., Fragmente.* Berlin, W. Spemann. 10 M.

*Beiträge zur romantischen Philologie.* Festgabe für Gustav Gröber. Halle, Niemeyer. 16 M.

Aus dem Inhalt: 8. Schuegans H., Grotteste Satire bei Molière? Ein Beitrag zur Comie Molières. — 11. Vößler K., Benvenuto Cellinis Stil in seiner Vita. Versuch einer psychologischen Stilbetrachtung. — 12. Thray G., Geheimwissenschaftliche Probleme und Motive in der modernen französischen Erzählungslitteratur.

*Sarnack Otto, Essais und Studien zur Litteraturgeschichte.* Braunschweig, J. Vieweg & Sohn. 6 M.

Aus dem Inhalt: Über klassische Dichtung. 1896. — Über Araf. 1892. — Über literarhistorische Methode. Zum ersten Erscheinen der Zeitschrift „Euphonia“. 1894. — Goethes Tagebücher. 1891. — Über die Entstehung des „Jaus“. 1888. 1899. — Eine neue Jaus-Erklärung. 1893. — Entwürfe und Ausführung

des zweiten Teiles des Faust. 1889. — Über Goethes „Pandora“. 1893. — Über Goethes „Königinstuh“. 1895. — Über den Gebrauch des Trimeters bei Goethe. 1891. — Goethe und Wilhelm Humboldt. 1888. — Goethe und Heinrich Meyer. 1889. — Goethes Kunstanschauungen in ihrer Bedeutung für die Gegenwart. 1894. — Raffael Wengs' Schriften und ihr Einfluß auf Lessing und Goethe. 1892. — Zu Goethes Maximen und Reflexionen über Kunst. 1898. — Über Goethes Verhältnis zu Shakespeare. Ein Vortrag. 1896. — Victor Hehn's Goethebuch. 1888. — Goethes Beziehungen zu russischen Schriftstellern. 1890. — Bemerkungen über die Normen einer neuen Ausgabe von Goethes „Maximen und Reflexionen“. 1892. — Über neue Goetheische Sprüche. 1894. — Ein Goetheproblem. 1898. — Klassiker und Romantiker. 1892. 1899. — Über Goethes Monadenlehre. 1899. — Zu „Don Carlos“. 1898. — Zwei literarische Aufsätze Napoleons des Ersten. 1890. — Neue Dramen. 1890. — Poesie und Sittlichkeit. 1891. — Zwei Schauspieler. 1891. — Über Avoniams' Dramatische Handwerkslehre. 1895.

Harnack rechtfertigt diese Sammlung seiner kleineren gedruckten Aufsätze, deren einige auch in unserer Zeitschrift erschienen sind, damit, daß er hoffe, durch die Vereinigung des Zerstreuten die Gesichtspunkte, von denen aus er die Erscheinungen und die zu Grunde liegenden Probleme der Literaturgeschichte und Ästhetik beurteilt habe, deutlich hervortreten zu lassen und die Einheitlichkeit seiner Betrachtungsweise zu bekunden. In der That gewährt die feste ästhetische Grundlage Harnacks Forschungen und Kritiken eine seltene Sicherheit und Geschlossenheit. Es ist die „klassische Ästhetik der Deutschen“, wie er sie selbst in seinem bekannten Buche dargestellt hat, an der er festhält, deren Grundzüge er auch der späteren, sogar der modernen dichterischen Produktion gegenüber mit Glück zu Geltung bringt und deren bleibenden Wert er gegen alle Angriffe eifrig vertritt. Viele der älteren Aufsätze sind sorgsam ergänzt, der „Über die Entstehung des Faust“ (S. 87—98) und über „Klassiker und Romantiker“ (S. 270—280) gänzlich umgearbeitet. Hier, wo Harnack gegen Minor und Walzel scharf polemisiert, wird die weitere Forschung einzusetzen haben. Neu ist der mit dieser Polemik zusammenhängende Aufsatz „Über Goethes Monadenlehre“, worin der Einfluß Schellings auf Goethe an einer wichtigen Einzelheit nachgewiesen wird.

Rechtwich Ernst, Aufsätze und Tageschriften. Leipzig, M. Strauch. 5 M.

Ribbeck Otto, Reden und Vorträge. Leipzig, Teubner. 5 M.

Aus dem Inhalt: I. 2. Griechenland und Deutschland. — III. In meroriam. 1. Rede zur Feier des Gedächtnisses Kaiser Wilhelm I. 2. Nekrolog auf Karl Burech. 3. Nekrolog auf Hermann Petersen. 4. Zu Friedrich Ritschls Gedächtnis. 5. Zu Julius Cohnheims Gedächtnis. 6. Zu Johann Jakob Bachers Gedächtnis. 7. Zu Anton Springers Gedächtnis.

Schönbach Ant. G., Gesammelte Aufsätze zur neueren Literatur in Deutschland, Oesterreich, Amerika. Graz, Leuschner & Lubensky. 6 M.

Aus dem Inhalt: Vorwort. I. Deutschland. 1. Schiller und die moderne Bildung. 2. Uhland als Dramatiker. 3. Rede zum Uhlandtage. 4. Zu Gustav Frentags 70. Geburtstag. 5. Arthur Hitzger. 6. Ludwig Teub. 7. Karl Wültenhoff. II. Oesterreich. 8. Joseph Schrenvoget-Wey. 9. Grillparzer. 10. Eduard von Bauernfeld. 11. Anastasius Grün. 12. Hermann von Gilm. 13. Gottfried von Leitner. 14. Ludwig Huzengruber. 15. Zur Geburt des „Euphorion“.

Zu Erinnerung an das einstige Zusammenwirken mit jüngeren Freunden und Kollegen, denen der Verfasser dankbar empfundenen Anteil an seinen Studien und Arbeiten gewährte, hat er meinen und H. M. Werners Namen diesem Buche vorgesetzt. Will es sich demnach auch nicht für mich geziemen, dieses Buch zu loben, so darf ich es doch mit herzlichen Worten in dieser Zeitschrift begrüßen,

bei deren Entstehen er das Geleitwort gesprochen hat. Wie sich Schönbachs Buch über Lesen und Bildung überraschend schnell einen weiten Kreis von Verehrern und Anhängern erworben hat, so werden auch diese glänzenden Essays, diese warmherzigen Charakteristiken, diese begeisterten und zur Begeisterung fortreisenden Reden, von denen jedes einzelne Stück eine zündende Wirkung bereits gefibt hat, in ihrer Vereinigung einen noch größeren Erfolg haben. Im Begriffe, die Ernte vieljähriger hingebender Forscherthätigkeit auf dem Felde unserer älteren Litteratur einzuharnten, weigt der Verfasser jetzt dazu, seine Beschäftigung mit der neueren Litteratur fast wie einen Aus- und Irrweg anzusehen, wenigstens meint er diese Abschweifung vor sich selbst entschuldigen zu müssen und legt in einer geistreichen und lesenswerten Vorrede den Zusammenhang der Forchtung über ältere und neuere Litteratur in methodischer Hinsicht dar. Wir aber weisen ihn und uns glücklich, daß er mit weitem Blick und frei von nervöser Hast auch andere Wege abgeschritten hat als diejenigen, welche ihn in manchen seiner Untersuchungen vielleicht rascher ans Ziel geführt hätten, und halten den Ruseu, den er daraus für sein eigentliches Arbeitsgebiet gewonnen hat, für unermesslich. Wir meinen auch, daß die neueren Litteraturen, insbesondere die seiner engeren Heimat noch oftmals ihren Zauber auf den unermüdeten Leser ausüben und ihm wider Willen Schätze abringen werden, die zu bergen eine neue Sammlung bestimmt sein wird.

A. S.

Schönbach Ant. G., Über Lesen und Bildung. Umichau und Rathsläge. 6. Auflage. Graz, Leischner & Lubensky. 4 M.

Stümcke Heimr., Zwischen den Farben. Essays. Leipzig, Friesenbahn. 1.50 M.  
Urban Erich, Praeludien. Berlin, Habel. 2.40 M.

### Geschichte der Wissenschaften. Gelehrtengegeschichte.

**Geschichte der Wissenschaften. Allgemeines.** Cantor Mor., Vorlesungen über Geschichte der Mathematik. 2. Band. 2. Halbband. Von 1550—1668. 2. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 12 M.

Dühring Eug., Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. 4. Auflage. Leipzig, C. G. Neumann. 10 M.

Guiffand Antoine, L'Allemagne nouvelle et ses historiens (Niebuhr-Ranke-Mommsen-Sybel-Treitschke). Paris, Félix Alcan 1900. 5 Fr.

Schroeder H. R. Paul, Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus. Vom Uraufang bis auf den heutigen Tag. Leipzig, M. Zschorn. 12 M.

Stamhammer Jos., Bibliographie des Socialismus und Communismus. 2. Band. Nachträge und Ergänzungen bis Ende des Jahres 1898. Jena, G. Fischer. 13 M.

Zittel Karl Afr. von, Geschichte der Geologie und Paläontologie bis Ende des 19. Jahrhunderts. (Geschichte der Wissenschaften. Neuere Zeit. 23. Band.) München, R. Oldenbourg. 13.50 M.

**Locales.** Waldener Wih., Zur Geschichte des anatomischen Unterrichts in Berlin. Rede. Berlin, M. Hirschwald. 1 M.

Geiß-Jacobi G. F., Mittelalter und Neuzeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Heilkunde in Frankfurt am Main und der deutschen Zahnheilkunde. Nach archivalischen Quellen bearbeitet. Berlin, Berlinische Verlagsanstalt. 4 M.

Weisgerber H., La corporation des chirurgiens-barbiers de Ribeauvillé 1680—1791. [Aus „Bulletin de la soc. pour la conservation de monuments hist. d'Alsace.“] Straßburg (J. Reiviel). 2 M.

Neumann Wiss. Ant., Über die orientalischen Sprachstudien seit dem 13. Jahrhundert mit besonderer Rücksicht auf Wien. Inaugurationsrede. Wien, A. Hölder. 1.60 M.

**Gelchertengeschichte.** Lampe C., Die reine Mathematik in den Jahren 1884—1899. Nebst Mitteilungen zum Leben von Siegfried Kronhold, weil. Professor der Mathematik (1860—1883) an der königlichen technischen Hochschule zu Berlin. Berlin, W. Ernst & Sohn. 1.60 M.

Schwärzler Casp., Dr. Josef Ritter von Bergmann und seine Briefe an Gebhard Platz. [Aus: „Bote für Tirol und Vorarlberg.“] Innsbruck, Wagner. 60 Pf.

Der Vorarlberger Bergmann, geboren 1796, lebte seit 1815, dann wieder von 1828 an in Wien, wo er seine Wohnung im unteren Belvedere hatte, zuletzt als Direktor des k. k. Münz- und Antikentabinetes. Er starb 1872. Sein Briefwechsel mit dem Historienmaler Gebhard Platz, einem in Rom lebenden Vorarlberger, erwähnt mehrfach auch literarisch bekannte Persönlichkeiten, so Schlegel, Zacharias Werner, ferner Toni Adamberger, verheiratete Arneht, und deren Kreis, J. G. Zeidl, Sebastian Primmer, „die Geißel der jüdischen politischen Zeitungs-schreiber“, die Maler Schwind und Steindl, den Bildhauer Max (Frag), die Bischöfe Fessler und Rudigier, Prälat Stütz, Moiss Jfir und Andere. Er war Lehrer der Söhne des Erzherzogs Karl für Geschichte und lateinische Sprache, was ihn mit diesen hohen Herren in länger dauernde Berührung brachte. J. J.

Wüchner Judw., Im Dienste der Wahrheit. Ausgewählte Aufsätze aus Natur und Wissenschaft. Mit Biographie des Verfassers von Alex Wüchner. Gießen, C. Roth. 6 M.

Hofrat Dr. Carl Claus, vormals Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie an der Universität zu Wien . . . Bis 1873 Autobiographie, vollendet von v. Atth. Herausgegeben vom Verein für Naturkunde zu Kassel. Marburg, Elwert. 1 M.

Curke M., Nicolaus Copernicus. Eine biographische Skizze. (Sammlung populärer Schriften, herausgegeben von der Gesellschaft Urania zu Berlin. Nr. 54.) Berlin, H. Fackel. 2 M.

Des Professors Catharinus Tuleis Leben, von ihm selbst beschrieben. Mit Anmerkungen von Ferd. Justl. Marburg, Elwert. 1 M.

Dünker Heinr., Mein Beruf als Ausleger. 1835—1868. Leipzig, C. Wartig. 3.50 M.

Inhalt: 1. Auf der Schule. 2. Auf der rheinischen Hochschule. 3. Berlin bis zur Promotion. 4. In Köln bis zur Habilitation. 5. Neun Jahre Privatdocent in Bonn. 6. Bis zu Goethes Jubeljahr. 7. Neun weitere Jahre bis zu Barthagens Tod. 8. Gefaßt unermüdetes Wirken bis zu Böckhs und Welters Tod. 9. Abschluß.

Gauß Carl Fedr. und Wolsq. Polnai, Briefwechsel. Herausgegeben von Frau Schmidt und Paul Stäckel. Leipzig, B. G. Teubner. 16 M.

Wibbelt Augustin, Joseph von Görres als Literaturhistoriker. (Schriften der Görres-Gesellschaft 1899. II.) Köln, Bachem. 1.50 M.

Briefwechsel zwischen Akademiker Kunik-St. Petersburg und W. von Gutzeit-Niga in den Jahren 1876—1894. Niga, Kummel. 1.40 M.

Euseb Ed., Rede zur Enthüllung des Hasner-Denkmales. Wien, A. Hölder. 60 Pf.

Fixis R., Kepler als Geograph. Eine historisch geographische Abhandlung. Dissertation. München.

Koelliker A., Erinnerungen aus meinem Leben. Leipzig, W. Engelmann. 9 M.

Münz Bernh., Moriz Lazarus. Zur Feier seines 50jährigen Doktorjubiläums (30. November 1899). Berlin, J. Dümmlers Verlag. 1 M.

Riemperer G., Justus von Liebig und die Medicin. Vortrag. Berlin, A. Hirschwald. 60 Pf.

- Zuß. von Liebig und Chrn. Frdr. Schönbein, Briefwechsel 1853—1868. Mit Anmerkungen, Hinweisen und Erläuterungen versehen und herausgegeben von Geo. W. A. Kahlbaum und Ed. Thon. (Monographien zur Geschichte der Chemie. Herausgegeben von Geo. W. A. Kahlbaum. Heft 5.) Leipzig, J. A. Barth. 6 M.
- Leineweber K., Salomon Jakob Morgenstern, ein Biograph Friedrich Wilhelms. I. Dissertation. Göttingen.
- Köhler W., Johann Friedrich Naumann. Sein Leben und sein Werk. Biographische Skizze. Gera-Untermhaus, J. C. Köhler.
- Stein Armin (H. Rietschmann), Johann Friedrich Berlin. Ein Lebensbild. Halle, E. Strien. 2.70 M.
- Hartmann Frz., Die Medizin des Theophrastus Paracelsus von Hohenheim. Vom wissenschaftlichen Standpunkte betrachtet. Leipzig, Friedrich. 3 M.
- Sudhoff Karl, Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften. II. Teil. 2. Hälfte. (Paracelsus-Handschriften, gesammelt und besprochen. 2. Hälfte.) Berlin, G. Reimer. 10 M.
- Traber J., Lehrer Joseph Pfaff, der Geschichtschreiber der Oberpfalz. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens. Donauwörth, L. Auer. 15 Pf.
- Faraday and Schoenbein. Letters 1836—1862. With notes, comments and references to contemporary letters ed. by Geo. W. A. Kahlbaum and Francis V. Darbishire. Basel, B. Schwabe. 12 M.
- Kahlbaum Geo. W. A. und Ed. Schaer, Christian Friedrich Schönbein 1799—1848. Ein Blatt zur Geschichte des 19. Jahrhunderts. (Monographien zur Geschichte der Chemie. Herausgegeben von Geo. W. A. Kahlbaum. Heft 4.) Leipzig, J. A. Barth. 6 M.
- Böhm Edler von Böhmersheim Aug., Zur Biographie Friedrich Simonys. Wien, Ledner. 1.20 M.
- Unger Frz. und Steph. Endlicher, Briefwechsel. Herausgegeben und erläutert von G. Haberlandt. Berlin, Gebr. Borntraeger. 5 M.
- Schwerdfeger J., Bernhard Varenius und die morphologischen Kapitel seiner „Geographia generalis“ (Amsterdam 1650). Ein Beitrag zur Geschichte der Geographie. Programm. Troppau.
- Tieck Th., Dr. August Friedrich Christian Vilmar, weil. ord. Professor der Theologie zu Marburg, als Hymnolog. Eine Zusammenstellung seiner hauptsächlichsten Leistungen auf hymnologischen Gebiet. Marburg, R. G. Elwerts Verlag. 2.40 M.
- Kohlrausch F., Gustav Wiedemann. Nachruf. (Aus: „Verhandlungen der deutschen physikalischen Gesellschaft.“) Leipzig, J. A. Barth. 60 Pf.
- Koerber Hel., Karl Friedrich Zöllner. Ein deutsches Gelehrtenleben. Nebst einem vollständigen, alphabetischen Sachregister zu den wissenschaftlichen Werken F. Zöllners. (Sammlung populärer Schriften, herausgegeben von der Gesellschaft Urania zu Berlin, Nr. 53.) Berlin, H. Paetel. 2.40 M.

### Geschichte und Kulturgeschichte.

- Allgemeines.** Lamprecht Karl, Die kulturhistorische Methode. Berlin, R. Gärtners. 1 M.
- Schneider Ed., Archivwesen und Geschichtswissenschaft. Marburg, R. G. Elwerts Verlag. 1 M.
- Günther Rhod., Kulturgeschichte der Liebe. Ein Versuch. Berlin, C. Duncker. 7 M.

- Chamberlain Houston Stewart, Das 19. Jahrhundert. I. Band. Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. 3. Lieferung. München, F. Bruckmann. 6 M.
- Inhalt: Zinat. — Die Germanen als Schöpfer einer neuen Kultur. — Geschichtlicher Überblick.
- Vorhubal F., Unser Vaterland. Geschichte des deutschen Volkes von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Berlin, Brner & Co. 6 M.
- Seyne Mor., Fünf Bücher deutscher Hansaltertümer von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert. Ein Lehrbuch. 1. Band. Das deutsche Wohnwesen. Leipzig, E. Hirzel. 12 M.
- Liebe Geo., Der Soldat in der deutschen Vergangenheit. Mit 183 Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem 15.—18. Jahrhundert. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgegeben von Geo. Steinhilfen. I.) Leipzig, E. Diederichs. 4 M.
- Steinhilfen Geo., Der Kaufmann der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgegeben von Geo. Steinhilfen. II.) Leipzig, E. Diederichs. 4 M.
- Kafer Kurt, Politische und soziale Bewegungen im deutschen Bürgertum zu Beginn des 16. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf den Speyerer Aufstand im Jahre 1512. Stuttgart, Kohlhammer. 5 M.
- Des kurfürstlichen Rates Hans von der Planitz Berichte aus dem Reichsregiment in Nürnberg 1521—1523. Gesammelt von Ernst Wülker. Nebst ergänzenden Aktenstücken bearbeitet von Hans Vird. Leipzig, Teubner. 26 M.
- Cornelius C. A., Historische Arbeiten vornehmlich zur Reformationszeit. Leipzig, Dunder und Humblot. 13 M.
- Inhalt: I. Die Nünsterischen Humanisten und ihr Verhältnis zur Reformation. II. Die Niederländischen Wiedertäufer während der Belagerung Münsters 1534—1535. III. Zur Geschichte der Nünsterischen Wiedertäufer (Aufsätze aus der Allgemeinen Deutschen Biographie. 1. Joh. Volckon. 2. Joh. Klopvers. 3. Bernt Knipperdollinck. 4. Jan Mathiszoon. IV. Zur Geschichte Calvins. 1. Der Besuch Calvins bei der Herzogin Renata von Ferrara im Jahre 1536. 2. Die Verbannung Calvins aus Genf im Jahre 1538. 3. Die Rückkehr Calvins nach Genf. 4. Die Gründung der Calvinischen Kirchenverfassung in Genf 1541. 5. Die ersten Jahre der Kirche Calvins 1541—1546. 6. Calvin und Perrin 1546—1548. Beilagen: I. Schreiben des Jean de la Maison Neuve an seinen Vater. II. Die Prozesse Ferrin und Magnifique. V. Über die deutschen Einheitsbestrebungen im 16. Jahrhundert. VI. Kirchenpolitische Aufsätze. VII. Gedächtnisrede auf J. von Döllinger. VIII. Biographische Aufsätze (aus der Allgemeinen Deutschen Biographie) und Retrologe (aus den Sitzungsberichten der Münchener Akademie): Karl Cornetius. August von Druffel. Ferd. Gregorovius. Fr. W. A. Kampshulte. Carl Spruner von Merz. IX. Verzeichnis der Schriften von C. A. Cornelius.
- Kunntiaturreports aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken. I. Abteilung. 1533—1559. Herausgegeben durch das königlich preussische historische Institut in Rom und die königlich preussische Archivverwaltung. 9. Band. Kunntiaturreports des Veralko 1546—1547 . . . bearbeitet von Walt. Friedensburg. Gotha, Verthes. 35 M.
- Kunntiaturreports aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken. 1585 (1584) —1590. 1. Abteilung. Die Költner Kunntiaturreports. 2. Hälfte. Ttorio Mirto Frangivani in Költner. 1587—1590. Herausgegeben und bearbeitet von Steph. Chjes. (Snellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem Institut in Rom herausgegeben von der Görres-Gesellschaft. 7. Band.) Paderborn, Schöningh. 22 M.
- Preussische und österrerrische Akten zur Vorgeschichte des siebenjährigen Krieges. Herausgegeben von Guñ. Verth. Wolz und Geo. Künigel. (Publi-

- lationen aus den königlich preußischen Staatsarchiven. 74. Band.) Leipzig, S. Hirzel. 36 M.
- Heigel A. Th., Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches. 1. Band. Vom Tode Friedrichs des Großen bis zum Feldzug in der Champagne. 1786—1792. (Bibliothek deutscher Geschichte.) Stuttgart, Cotta. 8 M.
- Kaufmann Geo., Politische Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. (Das 19. Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung. Herausgegeben von F. Schtenber. IV. Band.) Berlin, W. Bondi. 10 M.
- Kraemer Hans, Das 19. Jahrhundert in Wort und Bild. Politische und Kulturgeschichte in Verbindung mit hervorragenden Fachmännern. 2. Band. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 12 M.
- Pfister Alb., Das deutsche Vaterland im 19. Jahrhundert. Eine Darstellung der kulturgeschichtlichen und politischen Entwicklung, für das deutsche Volk geschrieben. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8 M.
- Ziegler Theobald, Individualismus und Sozialismus im Geistesleben des 19. Jahrhunderts. Vortrag. Dresden, von Zahn & Jauch.
- Hartmann Otto, Die Volkserhebung der Jahre 1848 und 1849 in Deutschland. Mit einem Vorwort von L. Meißner. Vom Kreisgericht der deutschen Volkspartei mit dem ersten Preise gekrönt. Berlin, H. Bermühler. 2 M.
- Stein Ludw., An der Wende des Jahrhunderts. Versuch einer Kulturphilosophie. Freiburg i/B., J. C. B. Mohr. 7.50 M.
- Uhlde Wilh., Am Grabe der Mediceer. Florentiner Briefe über deutsche Kultur. Dresden und Leipzig, C. Reißner. 2.40 M.
- Landschaften. Baden.** Badische Bibliothek. Systematische Zusammenstellung selbständiger Druckschriften über die Martgrafschaften, das Kurfürstentum und Großherzogtum Baden. I. Staats- und Rechtskunde. 2. Band. 2. Zeitraum: Das Großherzogtum. Jura. Die kirchlichen Verhältnisse. Finanzwesen. Kriegswesen. Die materiellen und Prozeß-Rechte. Karlsruhe, A. Bielefeld. 5 M.
- Kindler von Knobloch J., Oberbadisches Geichterbuch. Herausgegeben von der badischen historischen Kommission. 2. Band. 1. Lieferung. Heidelberg, C. Winter. 6 M.
- Müller Leonh., Badische Landtagsgeschichte. 1. Teil. Der Anfang des landständischen Lebens im Jahre 1819. Berlin, Rosenbaum & Hart. 4.50 M.
- Wolfram L., Die Illuminaten in Bayern und ihre Verfolgung. Auf Grund altenmäßigen Befundes dargestellt. I. Programm. Erlangen.
- Brandenburg.** Die Provinz Brandenburg in Wort und Bild. Herausgegeben von dem Pestalozzi-Verein der Provinz Brandenburg. Berlin. Leipzig, J. Hinlhardt. 4.50 M.
- Sie gut Brandenburg allemweg! Geschichts- und Kulturbilder aus der Vergangenheit der Mark und aus Alt-Berlin bis zum Tode des Großen Kurfürsten. Herausgegeben von Rich. George. Berlin, W. Pantis Nachfolger. 6.50 M.
- Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. 16. Band. 2 Teile. Berlin, Reimer. 44 M.
1. Teil. Ständische Verhandlungen. III. (Preußen. II. Band.) 1. Teil. Herausgegeben von Kurt Brensig. 2. Teil. Herausgegeben von Mart. Zbahn.
- Schulenburg, Graf von der, Nordsteint und Die von Steinker. Ein Beitrag zur braunschweigischen Orts- und Familiengeschichte. München. (Braunschweig, H. Wollermann.) 2.50 M.
- Dronke, Die Eifel. Aus den nachgelassenen Papieren des Verfassers herausgegeben von A. Cüppers. Adm., P. Reubner. 5 M.
- Elfaß.** Grandidier, Nouvelles oeuvres inédites. Publiées sous les auspices de la société industrielle de Mulhouse, Tome 4. Alsatia sacra ou statisti-

- que ecclésiastique et religieuse de l'Alsace avant la révolution. Avec des notes inédites de Schoepflin. H. Colmar, S. Hüffel. 6 M.
- Kern Geo., Bilder aus der Geschichte des Elsaß. Geschichtliche Skizzen über Daniel Zwicklin — Hohlandsberg — Rienzheim — Kahlersberg — Nichtenberg — Leopold der Fromme. Straßburg, Schlesier & Schweighardt. 1 M.
- Hausliche Geschichtsquellen. Herausgegeben vom Verein für hauseitliche Geschichte. Neue Folge. 1. Band. Berlin, Paß und Garleb. 9 M.
- Ziewert Frz., Geschichte und Urkunden der Rigafahrer im 16. und 17. Jahrhundert.

**Hessen.** Stagan Hans, Anna von Hessen, die Mutter Philipps des Großmütigen. (1485—1525.) Eine Vorkämpferin landesherrlicher Macht. Marburg, N. G. Elwert's Verlag. 3.60 M.

Schulze C., Ungedruckte Briefe des Prinzen Leopold von Hessen-Homburg und seiner Geschwister. 1804—1813. Programm. Homburg v. d. Höhe.

Poetschau Arth., Die livländische Geschichtsliteratur im Jahre 1898. Riga, Kummel. 1 M.

Veröffentlichungen zur niedersächsischen Geschichte. [Aus: „Hannoversche Geschichtsblätter.“] Hannover, M. & H. Schaper. à 1 M.

Heft 1. Reformation und Gegenreformation im Fürstentum Hildesheim.

Heft 2. Ein Amtsbuch des Klosters Walsrode.

**Österreich.** Maner Frz. Mart., Geschichte Österreichs mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben. 2. Auflage. 1. Band. Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1526. 1. Lieferung. Wien, Braumüller. 2 M.

Mapp Ludw., Königin Magdalena von Österreich, Stifterin des königlichen Stiftes zu Hall in Tirol. Ein Lebensbild aus dem 16. Jahrhundert. 2. Auflage. Trixen, Weger. 2 M.

Teiter H., Niederdeutsche Gelegenheitsgedichte auf die ostfriesische Fürstenfamilie aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Programm. Aurich.

Reichmann Otto, Geschichte des pfälzischen Aufstandes im Jahre 1849 nach den zugänglichen Quellen geschildert. Kaiserslautern (E. Crispien). 6 M.

Hannke Rud., Pommerische Geschichtsbilder. 2. Auflage sämtlicher bisher erschienener Skizzen und Kulturbilder des Verfassers. Stettin, F. Zammer. 4.50 M.

**Preußen.** Frens Hans, Preussische Geschichte. 1. und 2. Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. à 8 M.

Inhalt: 1. Die Entstehung Brandenburg-Preußens (von den ersten Anfängen bis 1655). — 2. Die Gründung des preussischen Staates (1655—1740).

Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., vorzugsweise aus dem Nachlaß von F. M. von Stägemann. Herausgegeben von Frz. Mühl. 1. Band. (Publikation des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen.) Leipzig, Duncker & Humblot. 10 M.

273 Briefe und Aktenstücke aus den Jahren 1806—1815, vorwiegend Briefe an Stägemann, unter anderem von Altenstein, N. G. von Brinkmann, J. F. Cotta, Nichte, Genz, Jßland, F. v. Jahn, Jean Paul, Karl Mächler, Adam Müller, Jr. Nicolovins, Niebuhr, Sack, Scheffner, Mar von Schentendorf, Schmidt von Wernuchen, Schön, Solger, F. H. von Weissenberg; ferner zahlreiche Briefe an Scheffner, unter anderem von Arndt (Nr. 214, 19. März 1813: „O die Fürsten! Fürsten! Hätten wir sie doch, wo wir sie haben wollten! Ich wünsche sie alle in Einen Scheiterhaufen und mich als Zugabe obenein“), Brinkmann, Chr. G. Körner, Schön, Züvern. Endlich hebe ich hervor: Brinkmann an Rahel Levin; Jean Paul an J. F. Cotta; Mar von Schentendorf an Stein. Der 2. Band wird auch die Briefe Stägemanns an Detsner und seinen Briefwechsel mit Friedr. Schulz enthalten.



Kozer Abold., König Friedrich der Große. II Band. 1. Hälfte. Friedrich der Große im Tjährigen Krieg. (Bibliothek deutscher Geschichte.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 4 M.

Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen. 25. Band. Berlin, A. Duncker. 10 M.

Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde. XIX. Bonn, H. Behrendt. 8 M.

Tille Armin, Übersicht über den Inhalt der kleineren Archive der Rheinprovinz. 1. Band.

Welt Heimr. Frhr. von, Georg der Bärtige, Herzog von Sachsen. Sein Leben und Wirken. Ein Beitrag zur deutschen Reformationsgeschichte. Braunschweig, H. Sattler. 4.80 M

**Schweiz.** Bibliographie der schweizerischen Landeskunde . . . herausgegeben von der Centralkommission für schweizerische Landeskunde. Fascikel III. Bern, A. J. Wepf. 4 M.

Inhalt: Landes- und Reisebeschreibungen. Ein Beitrag zur Bibliographie der schweizerischen Reiseliteratur, 1479—1890, zusammengestellt von A. Wäber. Stricker Joh., Die alte Schweiz und die helvetische Revolution. Mit literarischen Beigaben. Frauenfeld, Huber. 2.30 M.

Zeller-Werdmüller H., Vor 100 Jahren. Aus zeitgenössischen Aufzeichnungen und Briefen. Zürich, F. Schultheiß. 3.60 M.

**Tirol.** Schatz A., Tirolerien-Bibliothek des Herrn Dr. Franz Innerhofer. Programm. Meran.

Leitner Ferd., Kriegspolitische Denkwürdigkeiten aus Tirols Befreiungskämpfen. Das Jahr 1797. Innsbruck, Wagner. 1.80 M.

**Württemberg.** Württembergische Geschichtsquellen. Herausgegeben von der württembergischen Kommission für Landesgeschichte. 4. Band. Stuttgart, Kohlhammer. 6 M.

Urkundenbuch der Stadt Göppingen. 1. Band. Bearbeitet von Adf. Diehl unter Mitwirkung von K. H. S. Pfaff.

Steiff Karl, Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs. Im Auftrage der württembergischen Kommission für Landesgeschichte gesammelt und herausgegeben. 1. Lieferung. Stuttgart, Kohlhammer. 1 M.

**Ortschaften.** Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis 16. Jahrhundert. Herausgegeben durch die historische Kommission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. 26. und 27. Band. Leipzig, S. Hirzel.

26. Die Chroniken der niederländischen Städte. Lübeck. 2. Band. 16 M. — 27. Dasselbe. Magdeburg. 2. Band. 9 M.

Werner Lorenz, Geschichte der Stadt Augsburg von der Zeit ihrer Gründung bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Reichs. Augsburg, M. Neger. 5 M.

Urkundenbuch der Stadt Basel. Herausgegeben von der historischen und antiquarischen Gesellschaft zu Basel. Basel, H. Reich.

4. Band. Bearbeitet durch Rud. Wackernagel. 26 M.

7. Band. Bearbeitet durch Johs. Haller. 29.20 M.

Streckfuß Adf., 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage. In gekürzter Darstellung und bis in die neueste Zeit fortgeführt von Leo Fernbach. (Neue illustrierte Ausgabe in einem Bande.) Berlin, A. Goldschmidt. 12 M.

Dünzelmann G., Aus Bremens Zopfzeit. Stillleben in einer Reichs- und Hansestadt. Bremen, G. A. von Halem. 3.20 M.

Beck C. H., Cannstatter Chronik über die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nach Urkunden, Aufzeichnungen und Erinnerungen zusammengestellt. 1. Lieferung. Cannstadt, G. Hof. 30 Pf.

- Sund Andr., Colmar vor und während seiner Entwicklung zur Reichsstadt. Straßburg, Schlesier & Schweikhardt. 240 M.
- Forde Kris, Bilder aus dem alten Elberfeld. Elberfeld, Baedeker. 2.80 M.
- Wüchel M., Beiträge zur Geschichte der Stadt Forchheim im 16. Jahrhundert. Programm. Bamberg 1898.
- Zum 300jährigen Jubiläum von Freudenstadt. Von einem Freunde Freudenstadts. [Aus: „Unterhaltungsblatt des Schwarzwälderboten“.] Freudenstadt, J. Schloess. 60 Pf.
- Brunme Franz, Das Dorf und Kirchspiel Friedrichswerth (ehemals Erffa genannt) im Herzogtum Sachsen-Gotha. Mit besonderer Berücksichtigung der freibergerischen Familie von Erffa. Eine thüringische Ortschronik. Gotha (C. F. Wandaus. 4 M.
- Mrackowizer Ferd., Geschichte der Stadt Gmunden. 2. Band. Gmunden, Münhardt. 5 M.
- Zeichl Ant., Geschichte der Herrschaft Grazen unter Zugrundelegung des Urbaris vom Jahre 1553. Grazen (Prag, Calve). 8 M.
- Guericke H., I. Das Postwesen vor 200 Jahren in einer kleinen deutschen Stadt. (Nach Urkunden des Stadtarchives zu Helmstedt.) — II. Aus Helmstedts Vergangenheit auf kirchlichem Gebiete. Helmstedt, J. Richter. 1 M.
- Geschichte der Stadt Kahl. 1. Band. Urkunden zur Geschichte der Stadt Kahl. Herausgegeben vom altertumsforschenden Verein zu Kahl. Bearbeitet von H. Vergner. Kahl (J. Beck). 5 M.
- Armstedt Rich., Geschichte der königlichen Haupt- und Residenzstadt Königsberg in Preußen. (Deutsches Land und Leben in Einzelschilderungen. Landschafts- und Städtegeschichten. II. Städtegeschichten. 2. Band.) Stuttgart, Hobbng & Rühle. 8 M.
- Köbbecke J. Thdr., Beiträge zur Chronik der Stadt Meerane (1863—1899). Meerane in Sachsen, C. Köbbecke. 80 Pf.
- Möhne Ewald, Geschichte des Dorfes Mehringen. Dessau (Mischerleben, C. Bennewitz). 2.50 M.
- Warnede Thdr., Beiträge zur Geschichte der Stadt Münden. Esnabrück (Hannover, Seeiche). 1.50 M.
- Zpielmann C., Achtundvierziger Kassauer Chronik. Darstellung der Ereignisse in Kassau im Jahre 1818. Wiesbaden, Plann. 2.50 M.
- Richter Wilh., Geschichte der Stadt Paderborn. 1. Band. (Bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts.) Mit Urkunden und Statuten, bearbeitet von Carl Zvanden. Paderborn, Junfermann. 4.50 M.
- Hernward G. T., Erinnerungen aus dem öffentlichen Leben eines Rigaischen Kaufmanns. 1849—1869. Hinterlassene Niederschrift. Berlin, J. Guttentag. 3 M.
- Braudes Leop., Aus Konneburgs schwerer Vergangenheit. Die großen Brände am 19. Mai und 14. Juni 1829. Zum 70jährigen Gedenktage nach alten Schriften, Tagebüchern und mündlichen Überlieferungen zusammengestellt. Konneburg, Braudes. 40 Pf.
- Hiederer Joh., Die Schreckenstage von Stadthof im April 1809. Ein Beitrag zur Lokalgeschichte von Stadthof, Steinweg und Reinhäusen. Vortrag. Regensburg, Habel. 20 Pf.
- Albert B., Steinbach bei Muden. Geschichte eines fränkischen Dorfes. Freiburg i. B., Lorenz & Wackel.
- Hartmann J., Wildbad Berichte aus sechs Jahrhunderten. Stuttgart, Hoftand & Rosenhans. 1.50 M.
- Boos Heinrich, Geschichte der rheinischen Städtebau von ihren Anfängen bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Worms. 3. Band. Berlin, J. A. Stargardt. 6 M.

**Familien.** Friesen Ernst Febr. von, Geschichte der reichsfreiherrlichen Familie von Friesen, 2 Bände, Dresden, C. Heinrich, 20 M.

Kentwig Heintz, Schaffgotischiana in der reichsgräflich Schaffgotischen Majorsbibliothek zu Warmbrunn, Leipzig, Harrasowitz, 2.50 M.

Weißker Max Adr., Beiträge zur Geschichte und Genealogie der Familie Weißker, Dresden, Selbstverlag, 15 M.

**Personen.** Hendemann W., Aus den Papieren des päpstlichen Nuntius Alexander, Programm, Berlin.

Andreae-Roman A., Aus längst vergangenen Tagen, Erinnerungen eines alten Mannes, Bielefeld, Velhagen & Klasing, 5 M.

Wamberger Adw., Erinnerungen, Herausgegeben von Paul Nathan, Berlin, G. Reimer, 7.50 M.

Wadenberg Karl C., Der rote Becker, Ein deutsches Lebensbild aus dem 19. Jahrhundert, Leipzig, J. Neudecker, 4 M.

**Bismarck.** Kaiser und Kanzler-Briefe, Briefwechsel zwischen Kaiser Wilhelm I. und Fürst Bismarck, Gesammelt und mit geschichtlichen Erläuterungen versehen von Johs. Fenzler, Leipzig, Fiedler 1900.

Eine bequeme Zusammenstellung der bisher zerstreut gedruckten Briefe und Aktenstücke (134 Nummern) mit ausführlichen Erläuterungen.

Audler Charles, Le prince de Bismarck, Paris, Pellais, 3.50 Fres.

Booth John, Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck, Herausgegeben von Heintz von Fochsinger, Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei.

Bodelschwingh Frz. von, Betrachtungen eines Patrioten über Bismarck und seine Zeit, Berlin, H. Walther, 2 M.

Grunow J., Buschs Tagebuchblätter und die deutsche Presse, Ein Kapitel aus dem Kampfe um Bismarcks Andenken, Zur Abwehr herausgegeben, Leipzig, Grunow, 30 Pf.

Trost-Daber von, Berichtigung von Unwahrheiten etc. in den Erinnerungen des Fürsten Bismarck und deutsches Rechtsbewußtsein, Zürich, C. Schmidt, 3 M.

Kaemmel Otto, Kritische Studien zu Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, Leipzig, J. W. Grunow, 2 M.

Fenz Max, Zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen“ des Fürsten Bismarck, Berlin, Gebr. Paetel, 2 M.

Marcks Erich, Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, Versuch einer kritischen Würdigung, Berlin, Gebr. Paetel, 2 M.

Wilmowski Gust. von, Meine Erinnerungen an Bismarck, Aus dem Nachlass herausgegeben von Marcel von Wilmowski, Breslau, C. Trewendt, 4 M.

Boven Herm. von, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen 1771—1813, Neue, bearbeitete Ausgabe in zwei Bänden, Stuttgart, H. Zug, 9 M.

Joachim Erich, Johann Friedrich von Dombardt, Ein Beitrag zur Geschichte von Ost- und Westpreußen unter Friedrich dem Großen, Berlin, A. Mayer & Co., 10 M.

Schuller Rich., Theodor Gabini, Ein sächsischer Heldenjüngling aus großer Zeit, Hermannstadt, W. Krafft, 1.70 M.

Friedrich C. H., „Vielgeprüftes Leben!“ Eine wahre Lebensgeschichte, Meerane, (Leipzig, H. C. Wittz,) 2.50 M.

Gustav Freitag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel, Leipzig, Z. Hirtel, 4 M.

Der Wert dieses Briefwechsels liegt mehr auf nationaler und politischer als auf litterarischer Seite. Das deutsche Einigungswert letzet die beiden großen Patrioten trotz mancher Abweichungen in einzelnen aneinander; neben schönen Zeugnissen flammender Begeisterung finden sich kräftige Ausbrüche des Humors. An die vertraulichen Blätter des freundschaftlichen Briefwechsels reihen sich die (schon betannt gewordenen) öffentlichen Dokumente gegenseitiger Wertschätzung und

- Anerkennung: Frentags Rede bei Treitschkes Weggang von Leipzig; die Widmungen der historischen und politischen Aufsätze Treitschkes an Frentag in der 1., 4. und 5. Auflage; die von Treitschke entworfene Adresse der Universität Berlin bei der Erneuerung von Frentags Doktordiplom und des letzteren seine humorvolle Antwort. Zwei der letzten Briefe drehen sich um die Fremdwörterfrage. Doves Einleitung bietet in knappen, kräftigen Zügen eine prächtige Schilderung der beiden Charakterköpfe, die man gerne zu größeren Staffs erweitert sähe. Euler Carl, Friedrich Friejen. 2. Auflage. Wien, A. Fischers Witwe & Sohn. 1.50 M.
- Fischer J., Die Mission Justus von Gruners in der Schweiz; 1816—1819. (Nach seinen Berichten im Königl. Preussischen geheimen Staatsarchiv in Berlin.) Dissertation. Berlin.
- German Wilh., Der fränkische Dichter und Bauer, Mathematiker und Buchdrucker Stephan Heuß. Ein Lebensbild. Schw. Hall, German. 65 Pf.
- Grabherr Joh., Johannes Zehly, Pfarrer von Thüringen und Director auf Jagdberg. Ein Lebensbild. Bregenz, A. K. Teutsch. 69 Pf.
- Hausrath Adf., Alte Bekannte. Gedächtnisblätter. 1. Zur Erinnerung an Julius Zölln. Leipzig, Z. Hirzel. 5 M.
- Arneth Alf. Ritter von, Biographie des Fürsten Kaunitz. Ein Fragment. [Aus: „Archiv für österreichische Geschichte“.] Wien, C. Gerold & Sohn. 1.30 M.
- Kist Leop., Denkwürdigkeiten aus alter und neuer Zeit. Zentl, Missionsdruckerei. 13.50 M.
- Künzels Rud., G. M. De Pa Roche. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Karlsruhe, J. Lang. 2.50 M.
- Friedrich Veitschuh. Eine biographische Skizze. Mit einem Vorwort von M. Kowftein. Bamberg, Handelsdruckerei und Verlagshandlung. 60 Pf.
- Böhtlingk Arth., Carl Friedrich Nebentus. Der deutsche Zollverein, das Karlsruher Polytechnicum und die erste Staatsbahn in Deutschland. Eine kulturhistorische Studie. Karlsruhe, Jahraus. 2 M.
- Heber B., Erlebnisse eines jungen Arztes. Schweizerisches Sitten- und Kulturbild aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. [Aus: „Sonntagsblatt des Bund“.] Bern. 1.50 M.
- Pastor Andw., August Reichensperger. 1808—1895. Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiete der Politik, der Kunst und der Wissenschaft. Mit Benützung seines ungedruckten Nachlasses dargestellt. 2 Bände. Freiburg i/B., Herder. 20 M.
- Dannehl Gust., Julius Schmidt. Ein Lebensbild. Herausgegeben von der historischen Kommission der Provinz Sachsen. Halle, T. Hendel. 1.50 M.
- Scholz, Werden und Wachsen. Erinnerungen eines Arztes. 2. Teil. Leipzig, C. F. Mayer. 3 M.
- Mens Geo., Johann Philipp von Schönborn, Kurfürst von Mainz, Bischof von Würzburg und Worms 1605—1673. Ein Beitrag zur Geschichte des 17. Jahrhunderts. 2. Teil. Jena, G. Fischer. 7.50 M.
- Doeyen M., Des Bürgermeisters Samuel Wilhelmi Marienburgische Chronik. 1696—1726. HL. Programm. Marienburg.
- Mollwo Andw., Hans Carl von Winterfeldt. Ein General Friedrichs des Großen. Historische Publiothek. Herausgegeben von der Redaktion der historischen Zeitschrift. 9. Band. München, H. Eidenbourg. 5 M.

#### Kirchengeschichte. Theologie.

- Allgemeines.** Richter Arwed, Über einige seltener Reformationssugschriften aus den Jahren 1523—1525. Programm. Hamburg (Herold). 1.50 M.

- Sunt J. K. von, Kirchengeschichtliche Abhandlungen und Untersuchungen. 2. Band. Paderborn, J. Schöningh. 8 M.
- Noeller Wilh., Lehrbuch der Kirchengeschichte. (Sammlung theologischer Lehrbücher.) 3. Band. Reformation und Gegenreformation. Bearbeitet von Gust. Kawerau. 2. Auflage. Freiburg i B., J. C. B. Mohr. 10 M.
- Rippold Fredr., Kleine Schriften zur inneren Geschichte des Katholicismus. 2. Band. Abt's von Anturkamps. Jena, Costenoble. 10 M.
- Schudichum J., Rechtgläubigkeit und Aufklärung im 18. Jahrhundert. (Aus: „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“.) Köln, Neubner. 50 Pf.
- Saundshaffen.** Zager G., Die Gegenreformation im Bistum Bamberg unter Fürstbischof Reithard von Thüngen 1591—1598. Dissertation. Erlangen.
- Siehl Wilh., Zur Geschichte des Gottesdienstes und der gottesdienstlichen Handlungen in Hessen. Gießen, J. Necker. 5 M.
- Schmidt W., Die Kirchen- und Schulvisitation im Henberger Kreise vom Jahre 1529 nebst Urkunden. Programm. Berlin.
- Sembert Karl, Die „Wiedertäufer“ im Herzogtum Jülich. Studien zur Geschichte der Reformation, besonders am Niederrhein. Berlin, Gaertner. 16 M.
- Mecklenburg.** Koch Rud., Die Reformierten in Mecklenburg. Festschrift zum Jubiläum des 200jährigen Bestehens der evangelisch-reformierten Gemeinde zu Wiskow, nach amtlichen Quellen bearbeitet. Schwerin, Herberger. 3 M.
- Schnell H., Die Einführung der Reformation in Mecklenburg. Eine Festschrift zum 350jährigen Jubiläum der mecklenburgischen Landeskirche. 20. Juni 1549—1899. Güstrow, Lutz & Co. 50 Pf.
- Sibl Vict., Die Organisation des evangelischen Kirchenvereins im Erzherzogtum Österreich unter der Enns von der Erteilung der Religionsconcession bis zu Kaiser Maximilians II. Tode (1568—1576). (Aus: „Archiv für österreichische Geschichte.“) Wien, C. Gerolds Sohn. 2.50 M.
- Witt J., Quellen und Bearbeitungen der schleswig-holsteinischen Kirchengeschichte. Systematisch und chronologisch zusammengestellt. (Publikationen des Vereins für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte. I. Reihe [große Schriften]. 1. Heft. Kiel, H. Eckardt. 4 M.
- Württemberg.** Württembergische Väter. Herausgegeben vom Calwer Verlagsverein. 1. Band. Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.  
Inhalt: Claus W., Von Bengel bis Burk. Bilder aus dem christlichen Leben Württembergs.
- Märkt Adf., Die württembergischen Waldensergemeinden 1699—1899. Eine Festschrift zur Feier ihres 200jährigen Bestehens. Stuttgart. Fincke (Oberamt Maulbronn), Selbstverlag. 60 Pf.
- Sattler Frz, S. J., Missionsbilder aus Tirol. Geschichte der ständ. tirolischen Jesuitenmission von 1719—1784. Beitrag zur Geschichte der religiös-sittlichen Kultur des Landes und der socialen Wirksamkeit der Volksmissionen. Innsbruck, J. Rauch. 4 M.
- Ortschaffen.** Zimmer Eman, P., Abendorf, sein Ursprung und seine Geschichte bis zur Gegenwart. Breslau, Müller & Ziefert. 1 75 M.
- Vartsch L., Kirchliche und schulische Verhältnisse der Stadt Buchholz während der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts. (Aus: „Beiträge zur Geschichte der Stadt Buchholz.“) Buchholz, A. Handreck. 2 M.
- Vranjewerter Arth., Die evangelische Oberpfarrkirche zu St. Marien in Danzig. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1 M.
- Heindl, P. Emmernam, O. S. B., Das Harardorf Erling bei Andechs in seiner Vergangenheit und Gegenwart. Ergänzung und 2. Teil zu des Verfassers Buch: „Der heilige Berg Andechs“. München, Lentner. 2 M.

- Buchwald und Kirchhofer, Zur Geschichte der Frauenkirche von ihrer Erbauung im Jahre 1349 bis auf die Gegenwart. Festschrift zur Jubiläumfeier. Görlitz, S. Tschaischel. 30 Pf.
- Ful Tldr., Geschichte der Greifswalder Kirchen und Klöster. Nachträge. 3. Heft. Geschichte des Georghospitals. Greifswald, Abel. 2.40 M.
- Goegel Joh., Geschichte der St. Kajetans-Hofkirche, der Theatiner und des königlichen Hof- und Kollegiatstiftes in München. München, Freiburg i. B., Herder. 5 M.
- Edart Rud., Urkundliche Geschichte des Petersstiftes zu Wörten, mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte von Wörten und der umliegenden südhammoverschen Landschaft. Wörten (Hildesheim, Gerstenberg). 1.80 M.
- Schmid J., Die Anfänge der Reformation im Erzstift Salzburg (1517—1525). Programm. Jülich.
- Seller J., Aus der Geschichte der Brüdergemeinde in Straßburg i. Elz. Leipzig, F. Rana. 50 Pf.
- Personen.** Kampshulte J. W., Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf. 2. Band. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Walt. Goes. Leipzig, Dunder & Humblot. 8 M.
- Bren.** Baner Geo., Johannes Brenz, der Reformator Württembergs. Sein Leben und Wirken, dem evangelischen Volk erzählt. Freisgedrönte Festschrift. (Eine Festgabe zu seinem 400. Geburtstag.) Stuttgart, Kohlhammer. 40 Pf.
- Hegler Mr., Johannes Brenz und die Reformation im Herzogtum Württemberg. Rede. Freiburg i. B., Mohr. 1 M.
- Horn, P. Jobi., O. F., 16 Predigten über die himmlische Glückseligkeit, gehalten im Advent 1534 zu München. Aus dem Codex lat. 9058 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek herausgegeben von P. Parthenius Minges, O. Fr. Min. München, J. J. Lentner. 1.20 M.
- Trechsel E. Friedr., Der Gottesgelehrte Heinrich Albert Zimmer, der Philosophie und Theologie Doktor und der letzten Professor an der Hochschule in Bern. Ein Lebensbild. Bern, K. J. Wyß. 4 M.
- Psülf Otto, S. J. Bischof von Aeteler (1811—1877). Eine geschichtliche Darstellung. 3 Bände. Mainz, F. Kirchheim. 20 M.
- Rögel Gfr., Rudolf Rögel. Sein Werden und Wirken. 1. Band. 1829—1854. (Termination.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 6 M.
- Evers Joh., Senior D. Lindenbergl. Ein Lebensbild aus der neueren lübeckischen Kirchengeschichte. Vortrag. Lübeck, Amisow. 50 Pf.
- Luther.** D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. 15. und 16. Band. Weimar, Herm. Böhlau Nachfolger. 23.50 und 19.60 M.
- Der Anfang Juli 1899 ausgegebene 15. Band enthält zunächst die Schriften des Jahres 1524, soweit sie nicht aus Zweckmäßigkeitsrücksichten bereits in früheren Bänden mitgeteilt oder in späteren mitzuteilen sind (vgl. Vorwort S. IV). Die sachkundige und umsichtige Bearbeitung durch Pastor Lic. C. Albrecht ist unter andern zwei besonders eingreifenden Schriften zu gute gekommen, der „An die Ratsherren, daß sie christliche Schulen aufrichten sollen“ und der „Von Kaufshandlung und Wucher“. Die größere Hälfte des Bandes nehmen die Predigten des Jahres 1524 ein, von denen 63, zum größten Teile ungedruckt, hier nach den Handschriften Hörsers und Noths unter kritischer Verwertung der nicht zahlreichen zugehörigen Drucke gegeben werden. Im ganzen hat Luther im Jahre 1524 an 59 Tagen 93 Predigten gehalten; 19 von diesen, welche einer schon 1523 begonnenen Predigtreihe über die Genesis angehören, stehen bereits im 14. Bande der Weimarer Ausgabe, die übrigen 11 eröffnen eine weitere, am 2. Oktober 1824 begonnene, bis 2. Februar 1527 reichende Predigtreihe über die Exodus, die der im Dezember 1899 ausgegebene 16. Band vorliegt. Sie umfaßt 77 Predigten, deren Abgrenzungen im einzelnen die vor-

- handene Überlieferung aber nicht überall zweifellos erkennen läßt. Die Grundlage der Textherstellung bildet der Jenenser Codex Bos. o 17 k, der neben den Nachschriften Rörers auch solche Zugenhagens und eine Anzahl von Predigten in doppelter Überlieferung enthält. Ihm tritt eine dreifache gedruckte Überlieferung zur Seite: 1. „Ein Unterricht, wie sich die Christen in Mosem sollen schiden“, 1526 erschienen, inhaltlich sich deckend mit Predigt Nr. 29. Vorhanden in sieben hochdeutschen Ausgaben, einer niederdeutschen und einer lateinischen Übersetzung. 2. „Auslegung der zehn Gebote“ 1528 erschienen, beginnend mit der „Unterrichtung“ in überarbeiteter Fassung, im übrigen den Inhalt der Predigten Nr. 30—37 umfassend. Von ihr sind vier verschiedene Ausgaben nachzuweisen. 3. Kurisfabers Bearbeitung der Predigten Nr. 1—28, auf Grund anderer gleichzeitiger Nachschriften 1564 im ersten Erstlebener Ergänzungsbande veröffentlicht. — Das Verhältnis der Überlieferungen wird durch Paralleldrucke und die beigefügten Lesartenverzeichnisse deutlich gemacht. Über die Arbeitsteilung zwischen dem Herausgeber D. Buchwald und den beiden Redaktoren berichtet das Vorwort. Die Anmerkungen greifen bald in theologisch-kirchengeschichtliches, bald in sprach- und literaturgeschichtliches Gebiet hinüber; allen Richtungen der Texterklärung gleichmäßig gerecht zu werden, ist bei dem außerordentlichen Reichthum mannigfaltigster Beziehungen nicht im ersten Anlauf möglich, aber auch nach dieser Seite hin wird jeder künftige Band der Ausgabe hoffentlich einen Fortschritt bedeuten. A. B.
- Dr. Mart. Luthers 25 Psalmen, dem Veit Dietrich ausgelegt 1530 auf der Feste Koburg. Mit Anmerkungen versehen, revidiert und herausgegeben von Ed. Böhl. Gütersloh, Bertelsmann. 2.40 M.
- Lergel Geo., Vom jungen Luther. Beiträge zur Lutherforschung. Erfurt, J. G. Cramer. 1.50 M.
- Elze Thdr., Luthers Reise nach Rom. Berlin, A. Dunder. 2.50 M.
- Röhler W., Luther und die Kirchengeschichte, nach seinen Schriften, zunächst bis 1521. (Beiträge zu den Anfängen protestantischer Kirchengeschichtsschreibung.) I. (untersuchender) Teil. 1. Abtheilung: Die Ablassinstruktion, die Bullen, Symbole, Concilien und die Mystiker. Erlangen, F. Junge. 4.50 M.
- Lewitschkeit Curt, Georg Rörer, der Geschwindschreiber Luthers. Berlin, F. Schöner. 50 Pf.
- Görigk Emil, Erasmus Mantuffel von Arnhausen, der letzte katholische Bischof von Camin (1521—1544). Ein Lebens- und Charakterbild. Braunsberg, Hüne. 1 M.
- Maurach Carl, Eines livländischen Pastors Leben und Streben, Kämpfen und Leiden. In seinem 75. Jahre niedergeschrieben. Leipzig, A. Teichert Nachfolger. 4.25 M.
- Richard J. W., Philipp Melancthon, the protestant preceptor of Germany 1497—1560. (Heroes of the reformation.) London, Putnam. 6 Sh.
- Meyer F. B., Blätter vom Baum meines Lebens. Erinnerungen aus dem Tagewerk eines Geistlichen. Berlin, Deutsche evangel. Buch- und Tractat-Gesellschaft. 1.20 M.
- Joh. Jak. Mosers theologische Gedanken von der ehelichen Beiwohnung unbeschertter, erweckter und wiedergeborener Personen. Nach der — einzigen — Ausgabe vom Jahre 1743 aufs neue herausgegeben. Leipzig, A. Strauch. 2 M.
- Wendland Johs., Albrecht Ritschl und seine Schüler im Verhältnis zur Theologie, zur Philosophie und zur Frömmigkeit unserer Zeit, dargestellt und beurteilt. Berlin, G. Reimer. 2.80 M.
- Hogge Veruh., Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen aus meinem Leben. 2. Band. Von 1862 bis 1899. Hannover, C. Meyer. 5 M.
- Kothe.** Mezger Paul, Richard Kothe. Ein theologisches Charakterbild. Berlin, Reuther & Reichard. 1.20 M.
- Spörri Herm., Zur Erinnerung an Richard Kothe. Hamburg, Zeipel. 1 M.

- Schleiermacher.** Fischer M., Schleiermacher. Zum 100jährigen Gedächtnis der Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Berlin, Schweichste & Sohn. 3 M.
- Mechau M., Schleiermachers Auffassung vom Wesen der Religion in seinen „Reden über die Religion“. Dissertation. Erlangen.
- Schneider Frdr., Dondefan Franz Werner . . . Geboren 21. October 1770 zu Mainz, gestorben daselbst 16. Februar 1845. Ein Gedenkblatt. Mainz, L. Wilkens. 1 M.
- Wig C. A., Paulus Speratus, ein Prediger des Evangeliums in Wien und Jglan. Vortrag. Wien, Stäbelin & Lanzenstein. 40 Pf.
- Geß Sam., David Friedrich Strauß. Stuttgart, Cotta. 4.50 M.
- Tholuck.** Nähler Mart., August Tholucks Gedächtnis, gefeiert im 100. Jahre seiner Geburt von der theologischen Fakultät in Halle. Rede. Leipzig, A. Deichert. 50 Pf.
- Nähler M., Mittelstraße 10. Erinnerungen an August und Mathilde Tholuck im 100. Jahre nach seiner Geburt. Leipzig, Deichert. 1 M.
- Engl Emil, Analecta reformatoria. I. Dokumente und Abhandlungen zur Geschichte Zwinglis und seiner Zeit. Zürich, Zürcher & Jurrer. 5.60 M.

### Buchdruck und Buchhandel.

Heitz Paul, Originalabdruck von Formschneiderarbeiten des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, meist aus verschollenen Einblattdrucken, Katechismen, Gesangbüchern, Volksbüchern, Malern, Praxiten, Heiligenbildern, Gebets- und Wallfahrtszettel aus Straßburger Druckereien. Schlußfolge. Tafel CXXX—CLXVI. Mit erläuterndem Text nebst einem Nachtrag zu Band I und II herausgegeben. Straßburg, Heitz. 6 M.

Junker Carl, Der Verein der österreichisch-ungarischen Buchhändler 1859—1899. Festschrift anlässlich des vierzigjährigen Bestandes des Vereines im Auftrage des Vorstandes verfaßt. Wien.

Inhalt: 1. Die Entstehung einer österreichischen Buchhändler-Vereinigung. 2. Der Verein der österreichischen Buchhändler 1859—1888. 3. Der Verein der österreichisch-ungarischen Buchhändler 1888—1899.

Der Versuch, die Buchhändler Oesterreichs zu einer selbständigen Organisation zu vereinigen, reicht noch in die vierziger Jahre zurück, kam aber erst im Jahre 1859 durch den thatkräftigen Rud. Vechner zur Ausführung. Seitdem wirkt der Verein mit großer Energie, aber unter bedeutenden Schwierigkeiten und mit wechselndem Glück nicht bloß für die Gleichmäßigkeit des buchhändlerischen Betriebes in der ganzen Monarchie, für freiere Bewegung und für die anderen Standesinteressen, sondern auch für regelmäßige, leider mehrfach unterbrochene Verzeichnisse der in Oesterreich erscheinenden Bücher. Auch ein großes Verikon aller von 1740 bis 1870 erschienenen österreichischen Werke in deutscher Sprache wurde auf Anregung des Vereines von Jos. Bernmann ausgearbeitet, das 78.100 vollständige Titel und über 8000 Verweisungen hätte enthalten sollen. Der Druck kam aber der großen Kosten wegen nicht zu stande. „Die Zettel wurden später zum Theile von A. Einsle alphabetisch geordnet und in einem großen Kasten mit 96 Nadeln im Vereinslokale untergebracht.“

Verlags Catalog von Hermann Paetel in Berlin. 1884—1899. Berlin, Hermann Paetel.



## Bibliotheken und Archive.

Gottlieb Ichr., Die Ambraser Handschriften. Beitrag zur Geschichte der Wiener Hofbibliothek. I. Bücherammlung Kaiser Maximilians I. Mit einer Einleitung über älteren Bücherbesitz im Hause Habsburg. Leipzig, W. Zvirgatis. 8 M.

Radowitzer Ferd., Das Archiv von Schlüsselberg im oberösterreichischen Landesarchive zu Linz. Geordnet und beschrieben. Herausgegeben vom oberösterreichischen Landesauschusse. Linz, Ebenhöch. 2 M.

## Bibliographie und Publicistik.

Karl Georgs Schlagwort-Katalog. Verzeichnis der im deutschen Buchhandel erschienenen Bücher und Landkarten in sachlicher Anordnung. 3. Band. 1893—1897.

1. Lieferung. Hannover, L. Lemmermann. 1.30 M.

Ch. G. Kayser's Bücher-Lexikon. 29. Band 5. Lieferung und 30. Band 1. Lieferung. Leipzig, Ch. F. Taubnitz. 18 M.

Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Literatur. 3. Band. Alphabetisches nach Schlagworten sachlich geordnetes Verzeichnis von Aufsätzen, die während des Jahres 1898 in circa 520 zumeist wissenschaftlichen Zeitschriften deutscher Zunge erschienen sind, mit Autoren-Register. Herausgegeben unter Mitwirkung von E. Roth und W. Grolig von F. Dietrich. 4. Band. Januar bis Juni 1899. Unter besonderer Mitwirkung von E. Roth und mit Beiträgen von A. L. Jellinek und W. Grolig herausgegeben von F. Dietrich. Leipzig, F. Dietrich. 16 und 15 M.

Salomon Lubw., Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. 1. Band. Das 16., 17. und 18. Jahrhundert. Oldenburg, Schultze. 3 M.

Inhalt: 1. Die Anfänge des deutschen Zeitungswesens. 2. Die Presse im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges. 3. Die Presse im Zeitalter Friedrichs des Großen.

Der schönen und dankbaren Aufgabe, die der Verfasser dieses Buches sich stellte, hat er sich in sehr unvollkommener Weise entledigt. Vielleicht ist es für einen Einzelnen überhaupt unmöglich, dieses ausgedehnte Gebiet zu beherrschen, und nirgends sind zahlreichere Vorarbeiten notwendiger als hier. Jede größere Zeitschrift und Zeitung verlangt eine Monographie; die kleineren dürften am besten in landschaftlichen Gruppen zu bewältigen sein. Es hat mich schon längst gewundert, daß es noch niemandem eingefallen ist, „Forschungen zur Geschichte des Zeitungswesens“ nach Art von Litmanns Theatergeschichtlichen Forschungen zu begründen. Salomon hat es aber freilich sogar unterlassen, die vorhandenen Vorarbeiten zu benutzen, wie ich wenigstens für das 18. Jahrhundert nachweisen kann; er hat die Zeitschriften nicht systematisch durchgearbeitet, die Proben und Citate machen den Eindruck des zufällig Herausgerissenen. Über die wertvollsten und wichtigsten Zeitschriften, wie über Lessings Litteraturbriefe bildet er sich überhaupt kein eigenes Urteil, sondern verschanzte sich hinter einer unbedeutenden Äußerung — Rodenbergs. Für Salomon existiert weder Schmidts Lessing noch Wanieks Gottsched; er weiß nicht, daß Ellinger Nicolais „Briefe über den igtigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland“, Weiten Gerstenbergs „Briefe über die Merkwürdigkeiten der Litteratur“ neu herausgegeben hat. Er kennt weder Partheys Register zur Allgemeinen Deutschen Bibliothek, noch das Burckhardts zum Deutschen Merkur, noch Tvermanns Buch über die „Göttinger gelehrten Anzeigen“; braucht man sich dem darüber wundern, daß er auch von Hallers berühmten Recensionen in dieser Zeitschrift nichts weiß, daß

er köstliches Programm über Wielands publicistische Thätigkeit (Udenburg 1883) ebensowenig kennt, wie Vetter's Arbeiten über die Diskurse der Maler, wie Karl Jacobs Arbeit über die ersten moralischen Wochenschriften Hamburgs, wie Brandts wichtige Recension von Kawczynskis Buch u. s. w., u. s. w. So weiß er nicht, daß Zachariae Redakteur der Braunschweigischen Anzeigen gewesen ist, er kennt Woelfers erste Zeitschrift „Versuch einiger Gemälde von den Sitten unserer Zeit (Hannover 1747)“ nicht, er nennt den durch Heines's Teilnahme wichtigen „Thüringischen Zuschauer“ ebensowenig wie Lessings Theatralische Bibliothek oder Hamburgische Dramaturgie, ohne die eine Geschichte des Zeitungswezens im 18. Jahrhundert ein Uding ist. Beim Nordischen Aufseher fehlt ein Hinweis auf Lessings Besprechung, bei Nicolai wird zwar auf Goethes Faust, aber nicht auf die Xenien verwiesen und unbegreiflicherweise hat er sich auch die übrigen Charakteristiken der deutschen Journale durch die Xenienmacher entgehen lassen. — Viest man nun gar, daß die Berlinische Monatschrift zur Gattung der „moralischen Wochenschrift“ gehören soll, mit der sie so gut wie nichts gemein hat, so verdriest es einen, kleinere Fehler auszuheben und weitere Ergänzungen zu liefern. Das Werk muß ganz neu gemacht werden und auf die Fortsetzung würden wir gerne verzichten.

### Theater und Musikgeschichte.

**Theater. Allgemeines.** Borinski Karl, Das Theater. Sein Wesen, seine Geschichte, seine Meister. (Aus Natur und Geisteswelt. 11. Bändchen.) Leipzig, Teubner. 90 Pf.

Knizpel Fern., Bunte Bilder aus dem Kunst- und Theaterleben. Darmstadt, J. C. Herberichs Hofbuchdruckerei. 3.50 M.

Ferfall Karl Freiherr von, Die Entwicklung des modernen Theaters. Vortrag. (Veröffentlichungen der dramatischen Gesellschaft Bonn. Nr. 1.) Godesberg, Schloffer. 50 Pf.

Zabel Eug., Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken. I. Das deutsche Theater. Udenburg, Schütze. 5 M.

Inhalt: Die Kunst des Vortrags. — Aus dem Nachlaß B. Auerbachs. — Zur Erinnerung an K. Werder. — G. von Moser. — Der „Meister von Palmyra“ von A. Wilbrandt. — Zur Charakteristik des Bühnenerfolgs. — H. Sudermanns neueste Dramen. — G. Hauptmann und seine neuesten Dramen. — Dramen von E. von Wildenbruch. — Zwei Dramen von F. Lindau. — Drei Dramen von F. Fuchs. — Wiener Autoren. — Bei den Meinungen. — A. l'Arronge. — Im Kant auf der Bühne und im Leben. — Neuere Dramatiker. — Die „Renaissance“ als Lustspiel. — Künstlerporträts: Charlotte Wolter. F. Mitterwurzer. A. Sonnenthal. B. Paumeister. Fr. Haase. F. Barnay. G. Engels. A. Volkmer. A. Matkowsky. J. Mainz. Jenni Lind.

**Städte.** Gedenkschrift zur Eröffnung des Stadttheaters in Graz am 16. September. Graz, Kienreich. 1 M.

Hamel Rich., Hannoversche Dramaturgie. Kritische Studien und Essays. Hannover, M. & H. Schaper. 4 M.

Archiv und Bibliothek des großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters in Mannheim 1779—1839. Im Auftrag der Stadtgemeinde herausgegeben von Frdr. Walter. 2 Bände. Leipzig, S. Hirzel. 10 M.

Inhalt: 1. Das Theater Archiv. Repertorium mit vielen Auszügen aus den Alten und Briefen, Inhalts-Angaben u. s. w. — 2. Die Theater-Bibliothek. Katalog der gedruckten Bücher, Manuskripte und Musikalien der älteren Periode nebst einem Repertoire der Talbergischen Zeit.

Ein nicht bloß für die Geschichte des Mannheimer Theaters wichtiges Quellenwerk. Der erste Band veröffentlicht das Theater-Archiv in Regestenform, wobei die bekannten Publikationen von Koffka, Richter und Wartersteig vielfach ergänzt und berichtigt werden. Für Schillers Beziehungen zu Mannheim ergiebt sich direkt nichts Neues; dennoch wird auch die Schillerforschung daraus mannigfachen Gewinn zu ziehen wissen. Das wertvollste sind die „Zflland-Akten“ S. 330–433, seinen Verkehr mit Dalberg, die Vorgeschichte des Dierliners Engagements und anderes betreffend. Aus der späteren Zeit dürften die S. 459 f. verzeichneten (nicht abgedruckten) Briefe von Schriftstellern über den Verkauf ihrer Werke allgemeinere Bedeutung haben. Zur Ergänzung hat der Herausgeber die einschlägigen Akten des Kreisarchivs zu Speier und München, sowie des Generallandesarchivs in Karlsruhe herangezogen. Dagegen wurde der Plan, die auf der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München befindlichen, für die Mannheimer Theatergeschichte bedeutenden Briefe Seylers, Götters, und Zfllands an Dalberg dieser Publikation einzuverleiben, fallen gelassen, da die Direktion dieser Bibliothek eine Gesamtausgabe der dafelbst vorhandenen Dalbergischen Korrespondenz zu veröffentlichen beabsichtigt. Es sind daher S. 16 f. nur die Schreiber dieser 252 Briefe aufgezählt und S. 18 die Daten der Zfllandbriefe mitgeteilt. Der zweite Band verzeichnet die Manuskripte und Bücher der Bibliothek sowohl nach den Titeln der Stücke wie nach den Autoren, deren Nachweisung dem Herausgeber allerdings nicht überall gelungen ist. Über die wichtigsten Manuskripte (Shakespeare, Schiller, Goethe, Zauberslöte) folgen S. 118–158 einige sehr dankenswerte Bemerkungen auch zur Fortgeschichte der betreffenden Werke. Den Schluß bilden die chronologischen und alphabetischen Verzeichnisse der von 1778–1803 aufgeführten Stücke. Gute Register erhöhen die Benutzbarkeit des Werkes, dem wir aus anderen Theater-Archiven zahlreiche Nachfolger wünschen.

**Wien.** Lothar Rud., Das Wiener Burgtheater. (Dichter und Darsteller. Herausgegeben von Rud. Lothar. II.) Leipzig, E. A. Seemann, 3 M.

Steinhauser N., Das deutsche Volkstheater in Wien 1889–1899. Deutschschrift zur Feier des 10jährigen Bestandes dieser Bühne, herausgegeben vom Vereine des deutschen Volkstheaters in Wien. Wien, Künast. 2.40 M.

Weilen N. von, Geschichte des Wiener Theaterwesens von den ältesten Zeiten bis zu den Anfängen der Hoftheater. (Die Theater Wiens. 1. Band.) Lieferung 4–7. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Inhalt: III. Das Theater am Kaiserhofe. 2. Die italienische Oper und ihre Zeit. (Schluß.) IV. Das Theater der Stadt Wien. 1. Die Wanderruppen. 2. Joseph Anton Stranitzky und seine Zeitgenossen. 3. Gottfried Prehauser und Joseph von Kurz.

Dieses von uns bereits in seinen Anfängen mit freudigem Dank begrüßte Werk ist nun in rühmlichster Weise zu Ende geführt worden. Hatte der Verfasser in dem ersten Kapitel mit der Dürftigkeit und Unzuverlässigkeit der Nachrichten zu kämpfen gehabt und galt es dort jede kleine Notiz sorgfältig zu prüfen und auszuschöpfen, so lag die Schwierigkeit der Darstellung bei den späteren Kapiteln in der Kunst, des überreichlichen Materials Herr zu werden und das Wichtigste und Wesentlichste überall herauszuarbeiten. Und das ist Weilen in vollem Maß gelungen. Daß ihn die Freude an dem noch unberührten Stoffe dazu verführte, die Geschichte der italienischen Oper breiter zu behandeln als unbedingt notwendig gewesen wäre, giebt Weilen in der Vorrede selbst zu. Es zogen aber auch die andern Teile des Werkes aus dieser liebevollen Beschäftigung mit der Oper einen unschätzbaren Gewinn, indem es Weilen gelang, ihre Einwirkung auf das recitierende Drama der Folgezeit aufzudecken und die wahrscheinlich von Stranitzky herrührenden, von Weiß herausgegebenen Haupt- und Staatsaktionen nahezu sämtlich als einfache, und zwar ganz leichte Überarbeitungen von Opern des Wiener Hofes zu erweisen (S. 132). Ähnliche Quellennachweise glückten Weilen

- auch für die im letzten Kapitel besprochene extemporierte Komödie; Calderon, Molière, Regnard werden als Quellen einzelner Stücke erkannt (S. 142 f.). Gegen den Schluß zu scheint der Verfasser geeilt zu haben: Philipp Hafner kommt entschieden zu kurz. Aber auch hier, wie in dem ganzen Werke, ist der künftigen Forschung der richtige Weg gewiesen und Weilen selbst wird die ihm liebgewordenen Pfade gewiß oft noch betreten.
- Schauspieler.** Ludwig Gabilion. Tagebuchblätter — Briefe — Erinnerungen. Gesammelt und herausgegeben von Helene Bettelheim-Gabilion. Wien, N. Hartleben. 6 M.
- Musik. Allgemeines.** Bachmann Frz., Grundlagen und Grundfragen zur evangelischen Kirchenmusik. Gütersloh, Bertelsmann. 3 M.
- Komponisten und Künstler.** Meißner G., Carl Friedrich Curschmann. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Liedes zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Dissertation. Leipzig.
- Maner-Reinach A., Carl Heinrich Graun als Opernkomponist. Dissertation. Berlin.
- Niggli Arnold, Adolf Jensen. (Berühmte Musiker. Lebens- und Charakterbilder. Herausgegeben von Heimr. Reimann.) Berlin, „Harmonie“. 4 M.
- Plaschke Olga, Amalie Joachim. Blätter der Erinnerung. Berlin, „Harmonie“. 1 M.
- Liszt.** Louis Rud., Franz Liszt. (Vorkämpfer des Jahrhunderts. Eine Sammlung von Biographien. 2. Band.) Berlin, G. Bondi. 2.50 M.
- Liszt Frz., Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. 4. Band. Briefe an die Fürstin Caroline Saxe-Wittgenstein. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 8 M.
- Reischer Ost., Mozart. (Geisteshelden — Führende Geister — Eine Sammlung von Biographien. 33. Band. Der VI. Sammlung 3. Band.) Berlin, E. Hofmann & Co. 2.40 M.
- Scholz Bernh., Musikalisches und Persönliches. Berlin, Spemann. 4 M.
- Trocházka Rud. Freiherr, Johann Strauß. (Berühmte Musiker. Herausgegeben von Heimr. Reimann. 10. Band.) Berlin, „Harmonie“. 4 M.
- Wagner.** Glasenapp Carl Jr., Das Leben Richard Wagners, in 6 Büchern dargestellt. 3. Ausgabe. 2. Band. 2. Abtheilung (1853—1864). Leipzig, Breitkopf & Härtel. 7.50 M.
- Kastner Emerich, Chronologisches Verzeichnis der ersten Aufführungen von Richard Wagners dramatischen Werken. Mit Registern, nach Städten und nach Werken geordnet. 2. Auflage. Mit Nachträgen bis 1899. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1 M.
- Lemaire J., L'amour dans le drame Wagnérien. Tristan et Iseult. Paris, impr. Wattier frères.
- Bernide Max., Richard Wagner als Erzieher. Ein Wort für das deutsche Haus und für die deutsche Schule. Langensalza, Beyer & Zöbne. 1 M.

### Kunstgeschichte.

- Allgemeines.** Gabelens H. v. d., Zur Geschichte der oberdeutschen Miniaturmalerei im 16. Jahrhundert. Dissertation. München 1898.
- Haenel E., Spätgothik und Renaissance. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Architektur vornehmlich im 15. Jahrhundert. Dissertation. Leipzig.
- Schmarfow A., Reformvorschläge zur Geschichte der deutschen Renaissance. Akademische Schrift. Leipzig.
- David von Schönbergs Gesammelte Schriften. Herausgegeben von M. Mayr. 1. Band. Kunstgeschichtliches. Innsbruck 1900. 16 M.

Inhalt: Einleitung. I. Malerei und Plastik in Tirol und Vorarlberg. — II. Die Kunstbestrebungen der Habsburger in Tirol. — III. Hans Rabolt. — IV. Hans Nied. — V. Das goldene Täschlein. — VI. Die vier ältesten Ansichten von Innsbruck. — VII. Christoph Geiger. — VIII. Kaspar Rosenthaler. — IX. Geschichte des Grabmals Kaisers Maximilian I. und der Hofkirche zu Innsbruck. — X. Das älteste katholische Gesangbuch in Deutschland, die älteste Druckerei und die älteste Papierfabrik in Tirol. — XI. Sebastian Scheel. — XII. Paul Tar. — XIII. Die Glashütte in Hall. — XIV. Zur Geschichte der Ambrazer Sammlung. — XV. Elijan in Innsbruck. — XVI. Ein fürstlicher Architekt und Banherr. — XVII. Wenzel Jamnitzers Arbeiten für Erzherzog Ferdinand. — XVIII. André Müller. — XIX. Alexander Colin und seine Werke. — XX. Bestellung und Ankauf niederländischer Tapeten durch Erzherzog Ferdinand. — XXI. Der spanische Saal zu Ambraz und seine Meister. — XXII. Thomas Reidhart. — XXIII. Das Schloß Veltbunn. — XXIV. Ein vergessenes Werk Guido Renis für die Kapuzinerkirche in Breisach. — XXV. Das Schloß Kunkelstein bei Bozen. — XXVI. Geschichte und Beschreibung der alten landesfürstlichen Burg in Meran. — XXVII. Kunstgeschichtliche Notizen.

Diese dankenswerte Gesamtausgabe der Schriften des als Kunstforscher und Kulturhistoriker angelegenen Innsbrucker Archivdirektors Schönherr (geb. 1822, gest. 1897) kommt zunächst der Kunstgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts zu gute; im zweiten Bande: „Geschichtliches und Kulturgeschichtliches“ dürfte mehreres für Germanisten Interessante enthalten sein, da Schönherr über des Kaiser Max literarische Bestrebungen wiederholt gehandelt hat. Zu dem vorliegenden Bande finden wir den zuerst 1864 publicierten Aufsatz über „Hans Nied, den Schreiber des Heldenbuches in der I. I. Ambrazer-Sammlung“ abgedruckt. Aus der biographischen Skizze, die der Herausgeber beisteuert, entnehmen wir, daß die literarische Erstlingsarbeit Schönherr's „Johann Ladislaus Pyrker von Feisjö-Gör, Patriarch-Erzbischof von Erlau“ betraf. Sie ist in den „Katholischen Blättern aus Tirol“ 1848, S. 263 ff. 291 ff. erschienen. Von 1846—1848 hatte Schönherr am Polytechnikum in Wien studiert und sich dort auch um Kunst und Theater gekümmert, worüber mehrere an seinen damals zu Hall in Tirol lebenden Vater gerichtete Briefe Aufschluß geben J. J. Tillelker, Bilderverzeichnis der Bode-Tilleschen Kunst-Galerie zur Ausstellung im Ausstellungsraume des Archiv- und Bibliothekgebäudes der Stadt Köln vom 5 bis 30. November 1899. Köln, F. G. Schmitz. 2 M.

Wilfer Ludm., Germanischer Stil und deutsche Kunst. Heidelberg, A. Cramerling & Sohn.

**Ortschaften.** Kern Geo., Die Totentänze zu Basel — Kienzheim — Luzern. Geschichtliche Skizzen. Straßburg, Schlesier & Schweikhardt. 1 M.

Stehle Bruno, Der Totentanz von Kienzheim im Ober-Elsaß. (Aus: Jahrbuch des Vogesen-Clubs.) Straßburg, F. H. E. Heitz. 2 M.

Franz Wilhelm Krenchhaus's Schriften zur Leipziger Kunst 1768—1782. (Leipziger Neudrucke. Herausgegeben von G. Wustmann. 2. Bändchen.) Leipzig, Hinrichs. 1.20 M.

Inhalt: Zuschrift an Herrn Gottfried Winkler 1768. — Tesers Gemälde in dem Kabinet des Herrn Gottfried Winkler 1768. — Gellerts Monument 1774. — Tesers neueste Allegoriemalerei 1782.

Aus dem Nachwort: „Der Verfasser der kleinen Kunstschriften, die in diesem Heft zum ersten Mal unter seinem Namen vereinigt sind, gehörte zu dem Kreise der Leipziger Kaufleute des 18. Jahrhunderts, die, wie es in einer dieser Schriften selbst heißt, die Vorteile ihrer Handlung auf die Wissenschaften verwendeten und ihre Glücksgüter mit den schönen Künsten teilten. Auch Goethe hat ihn als Student in Leipzig kennen gelernt und nennt ihn in „Dichtung und Wahrheit“ unter den Leipziger Kunstfreunden und Kunstsammlern . . . Die Originale dieser

Zchriften sind sämtlich selten geworden. . . . Nun hat zwar schon Dürr in seiner Monographie über Deser einen großen Theil davon wieder abdrucken lassen, aber zerhackt und verteilt, so daß man von dem Ganzen keinen rechten Eindruck bekommt. Es schien daher der Mühe wert, sie für die Freunde der Stadtgeschichte noch einmal vollständig und bequem zusammenzustellen. Gewähren sie auch stülisch keinen großen Genuß wegen ihres fortwährend blumigen und schönrednerischen Stils, so sind sie doch inhaltlich entschieden wertvoll. Die Zufschrift an Winler ist eine der lehrreichsten kleinen Quellschriften zur Geschichte Leipzigs im 18. Jahrhundert. Sie steckt voller Anspielungen auf die damaligen litterarischen und Kunstzustände Leipzigs und giebt in jeder Zeile Anlaß zum Denken, Fragen und Forschen. Gäbe es ein 'Historisches Seminar' für die Geschichte Leipzigs — was gar nicht übel wäre — so müßte dort jedes Jahr die Interpretation dieser Zufschrift mit als Aufgabe gestellt werden. Die Krenschauische Beschreibung des Deserischen Theatervorhangs wird man gern mit denen von Clodius und von Goethe vergleichen. Die kleine Schrift über Gellerts Monument, das Beste, was Krenschau geschrieben hat, ist nicht bloß für die Stadtgeschichte von Wert, sie streift auch die Geschichte der sächsischen Industrie. . . ."

Ree Paul Johs., Nürnberg. Entwicklung seiner Kunst bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts. (Berühmte Kunststätten, Nr. 5.) Leipzig, E. A. Seemann. 4 M.

**Künstler und Kunstfreunde.** Kroker Ernst, Die Myrerische Silhouetten-Sammlung. Eine Festgabe zu Goethes hundertundfünfzigstem Geburtstage. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher. 10 M.

Der vorliegende Band führt uns eine längst vergessene Kunst in ihren besten Schöpfungen vor Augen. Er bietet eine reichhaltige Auswahl aus der Silhouetten-Sammlung des fürstlich Schönburgischen Rates und Justizamtmannes Georg Friedrich Myrer (geb. 1744, gest. 1804), die sich heute vollständig im Besitze des Herausgebers, eines Urentels des kunstfertigen Silhouettenschneiders, befindet. Myrer studierte von 1762 bis 1767 an der Universität Leipzig die Rechte, und erhielt darauf durch Gellerts Vermittlung eine Stelle als Informator und Reisebegleiter des jungen Grafen Otto Karl Friedrich von Schönburg, mit welchem er die Jahre 1774—1779 abermals in Leipzig zubrachte, und hier Gelegenheit hatte, viele hervorragende Persönlichkeiten kennen zu lernen. 1776—1777 bereiste er mit ihm Süd- und Norddeutschland und die Schweiz, wo sie ein Jahr blieben. Auch Frankreich wurde besucht. Myrers treuer Begleiter auf diesen Fahrten war nebst seinem Jögling sein Stammbuch, in welchem sich manch einer, auf den die damalige Zeit stolz war, verewigt hat. Um die Erinnerung an bedeutende und ihm teure Zeitgenossen desto fester zu bewahren, pflegte Myrer sie auch zu silhouettieren. Er war ein großer Meister in dieser Kunst, und repräsentiert in derselben, wie Kroker sagt, den Charakter der ersten, strengen Zeit, welche das Hauptgewicht auf schmucklose Porträtähnlichkeit legte.

Die von Myrer silhouettierten Personen sind zumeist Gelehrte und Dichter. Unter den ersteren erwähnen wir Goethes Freund und Lehrer Adam Friedrich Deser, den Abt Jerusalem, Moses Mendelssohn, Garve, Lavater, unter den letzteren Gellert, Chr. Fel. Weiße, Bodmer, Joh. Ad. Schlegel, Rabener, Zachariae, Klopstock, Gleim, Uz, Mathias Claudius, Herber, Bürger, Götter, Höft, Voie, Leisewitz, die beiden Grafen Stolberg, Goethe. Einige Mitglieder der Schönkopffischen Tafelrunde zu Leipzig, sowie Albert und Lotte (die letztere als junge Frau in einer Silhouette, welche der bisher bekannten vorzuziehen ist) verdienen besondere Beachtung. Auch namhafte und beliebte Schauspieler, wie Mme. Koch, Brodmann, Eckhof, Brandes und Frau, hat Myrer silhouettiert. Der Herausgeber berichtet in der Vorrede viele interessante Details über die Beziehungen seines Urgroßvaters zu den genannten Personen. Ein breiter Raum ist in derselben auch der Genealogie der Familie Myrer gewidmet, welche seit

dem 16. Jahrhundert eine Reihe von gewerblich, wissenschaftlich und literarisch bedeutenden Männern hervorgebracht hat. Das Buch wird jedem Freunde deutscher Litteraturgeschichte willkommen sein, und ist dank seiner wahrhaft geschmackvollen und reizenden Ausstattung gewiß eine der schönsten Festgaben zu der 150. Wiederkehr von Goethes Geburtsfeier.

W. v. W.

Schaarschmidt Ed., Eduard von Gebhardt. Eine Künstlerbiographie. München (Verlagsanstalt J. Bruckmann). 30 M.

Sellermann H., August Eduard Grell. Berlin, Weidmann. 4 M.

Schmid Max., Klüger. (Künstler-Monographien. In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuß. XLI.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 4 M.

Procksch, Freiherr Bernhard August von Lindenau als Kunstfreund. Ein Beitrag zu seiner Biographie. Programm. Altenburg.

## Geschichte der Philosophie.

**Agurcines.** Mayer Glob., Die Lehre vom Erlaubten in der Geschichte der Ethik seit Schleiermacher. Leipzig, Deichert. 1.49 M.

**Philosophen.** Meyer M., Ludwig Feuerbachs Moralphilosophie in ihrer Abhängigkeit von seinem Anthropologismus und seiner Religionskritik. Dissertation. Berlin.

Nickert Heinr., Nichtes Atheismusstreit und die Kantische Philosophie. Eine Säkularbetrachtung. Berlin, Reuther & Reichard. 80 Pf.

**Frohshammer.** Altenberger Alb., Jakob Frohshammers philosophisches System im Grundriß. Nach Frohshammers Vorlesungen herausgegeben. Zweibrücken, J. Lehmann. 3.50 M.

Friedrich J., Systematische und kritische Darstellung der Psychologie Jakob Frohshammers. Dissertation. Zürich.

**Kant.** Bell J. H., With what right is Kant's critique of pure reason called a theory of experience? Dissertation. Halle.

Fischer Auno, Geschichte der neuern Philosophie. 5. Band. Immanuel Kant und seine Lehre. 2. Teil. Das Vermittlungsstern auf der Grundlage der Vermittlungskritik. 4. Auflage. Heidelberg, C. Winter. 16 M.

Sachs J., Über Kants synthetische Urteile a priori. IV. Programm. Rattowitz.

Leffkovits M., Die Staatslehre auf Kantischer Grundlage. Dissertation. Bern.

Ludwig Arth., Kants Stellung zum Griechentum. Kritische Miscellen (XII—XX). Programm. Königsberg. 30 Pf.

**Leibniz.** Hahn M., Die Entwicklung der Leibnizischen Metaphysik und der Einfluß der Mathematik auf dieselbe, bis zum Jahre 1686. Dissertation. Halle.

Hohenemser Ernst, Die Lehre von den kleinen Vorstellungen bei Leibniz. Dissertation. Heidelberg, J. W. Kochow. 1.30 M.

Jasper J., Leibniz und die Scholastik. Eine historisch-kritische Abhandlung. Dissertation. Leipzig.

Raff H. J., Der Leibnizische Substanzbegriff mit besonderer Beziehung auf seine Entstehung und sein Verhältnis zur Körperlehre. Dissertation. Halle.

Werdmeister Walth., Der Leibnizische Substanzbegriff. Halle, W. Niemeyer. 2 M.

Pape Geo., Porges religiöse Weltanschauung. Berlin, Stovnit. 1.50 M.

**Marr.** Falkenfeld Max, Marr und Nietzsche. Leipzig, W. Friedrich. 60 Pf.

Mataryk Th. G., Die philosophischen und sociologischen Grundlagen des Marxismus. Studien zur socialen Frage. Wien, Konegen. 12 M.

Woltmann Ludw., Der historische Materialismus. Darstellung und Kritik der Marxistischen Weltanschauung. Düsseldorf, Michels. 4.50 M.

- Nietsche.** Horneffer Ernst, Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft und deren bisherige Veröffentlichung. Leipzig, C. G. Naumann. 1 M.  
 Grimm Ed., Das Problem Friedrich Nietzsches. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 4 M.
- Kaumann Gust., Zarathustra-Kommentar. 1. Teil. Leipzig, H. Haessel. 3 M.
- Ziegler Theob., Friedrich Nietzsche. (Vorkämpfer des Jahrhunderts. Eine Sammlung von Biographien. 1. Band.) Berlin, G. Bondi. 2.50 M.
- Schopenhauer.** Kappavort Sam., Spinoza und Schopenhauer. Eine kritisch-historische Untersuchung, mit Berücksichtigung des unedierten Schopenhauerischen Nachlasses dargestellt. Berlin, Gaertner. 3 M.
- Weigt K., Die politischen und socialen Anschauungen Schopenhauers. Dissertation. Erlangen.
- Fungüß Arth., Ein deutlicher Buddhist. (Oberpräsidialrat Theodor Schultze.) Biographische Skizze. Stuttgart, Frommann. 95 Pf.

### Geschichte des Unterrichts.

- Allgemeines.** Neumann R., Der evangelische Religionsunterricht im Zeitalter der Reformation. Dissertation. Berlin.
- Kausch Erwin, Geschichte der Pädagogik und des gelehrten Unterrichts, im Abrisse dargestellt. Leipzig, A. Teichert Nachfolger. 2.40 M.
- Landschulwesen.** Kimpel Heinr. Lchr., Geschichte des hessischen Volksschulwesens im 19. Jahrhundert. 1. Band. 1800—1866. Rassel, Baier & Co. 4 M.
- Wanek A., Das Realschulwesen Währens 1848—1898. (Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte desselben.) Programm. M.-Süra.
- Zoischer Wendelin, Die ältesten Schulen Österreichs. Programm. Prag.
- Schmidt Frdr., Geschichte der Erziehung der pfälzischen Wittelsbacher. Urkunden nebst geschichtlichem Überblick und Register. (Monumenta Germaniae paedagogica. Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miscellanien aus den Händen deutscher Zunge. Herausgegeben von Karl Kehrbach. XIX. Band.) Berlin, A. Hofmann & Co. 22.50 M.
- Höhere Schulen.** Entholt Herm., Geschichte des Bremer Gymnasiums bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Bremen, G. Winter. 1.20 M.
- Breslau.** Rudkowskí W., Die Stiftungen des Elisabeth-Gymnasiums. I. 1293—1500. Im Anhange: Urkunden zur Schlesiens Schulgeschichte. Programm. Breslau.
- Gronau A., Zur Geschichte des königlichen Gymnasiums in Elbing. I. Programm. Elbing.
- Fießen W., Die älteste bisher ungedruckte Schul- und Studienordnung des Emmericher Gymnasiums. Programm. Emmerich.
- Land W., Beiträge zur Geschichte des Straßunder Schulwesens vor 1560. Programm. Straßund.
- Festschrift zur Gedenkfeyer des hundertjährigen Bestehens des Gymnasiums zu Weiskar.  
 Larin: Hofmann Hans, Goethe am Rhein. Pädagogisches im Werther.  
 Jung Herm., Das Gymnasium zu Zweibrücken und die Zweibrücker Kirchenschaffnet. Eine historische Skizze und eine Rechtsfrage. Zweibrücken, Lehmann. 40 Pf.
- Universitäten.** Verzeichnis der Berliner Universitätschriften 1810—1885. Nebst einem Anhang, enthaltend die außerordentlichen und Ehren-Promotionen. Herausgegeben von der königlichen Universitätsbibliothek zu Berlin. Berlin W. Weber. 36 M.



- Neb, Statuta facultatis philosophicae in academia Francofurtana. Programm. Groß-Zschütz.
- Stallmann, Das herzogliche philologisch-pädagogische Institut auf der Universität zu Helmstedt (1779—1810). 1. Teil. Darstellung. Programm. Mantenburg, Brüggemann. 50 Pf.
- Die deutsche Karl Ferdinands-Universität in Prag, unter der Regierung Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef I. Prag, Calve. 8 M.
- Pädagogen und Schulmänner.** Bachofner Heinrich, Seminardirektor. Ein Lebensbild, mit Auszügen aus seinen Briefen. Zürich, Depot der evangelischen Gesellschaft. 4 M.
- Sallwürk E. von, Adolf Diesterweg. Darstellung seines Lebens und seiner Lehre und Auswahl aus seinen Schriften. 1. Band. (Bibliothek pädagogischer Klassiker. Eine Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften älterer und neuerer Zeit, herausgegeben von Frdr. Mann. Band 36.) Langensalza, Beyer & Söhne. 3.50 M.
- Goerth Abr., Friedrich Dittes, in seiner Bedeutung für Mit- und Nachwelt dargestellt. Leipzig, J. Klunhardt. 1.50 M.
- Magnus R. H. L., Regierungs- und Schulrat Albert Hechtenberg. Das Leben und Streben eines Meisters der Schule. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1.50 M.
- Schleinitz D., Herbart's Verhältnis zu Niemeyer in Ansehung des Interesses. Dissertation. Leipzig.
- Köberlin A., Andreas Mertens und das Gymnasium bei St. Anna in Augsburg in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Programm. Augsburg. Pestalozzi's sämtliche Werke. Herausgegeben von L. W. Seyffarth. 1.—3. Band. Regnitz, C. Seyffarth. 12.10 M.
- Brause A., Johann Gottfried Stallbaum. Ein Beitrag zur Geschichte der Thomasschule in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. III. Programm. Leipzig.

### Die deutsche Litteratur in der Schule.

- Wilh. König's Erläuterungen zu den Klassikern. Leipzig, H. Beyer. à Band 40 Pf.
24. Stecher Rich., Erläuterungen zu Uhlands Balladen.
25. Böhme Walth., Erläuterungen zu Herders Eid.
28. Bischoff Erich, Erläuterungen zu Schillers Mänthern.
- Goethe.** Stoffel J., Goethes Jyhygenie auf Tauris erklärt. (Deutsche Dramen und epische Dichtungen für den Schulgebrauch erläutert. VI.) Langensalza, Beyer & Söhne. 80 Pf.
- Goethe W. von, Heinke Fuchs. Für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Handwerck. Leipzig, Freitag. 90 Pf.
- Goethe, Faust. 1. Teil. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Herm. Steuding. Leipzig, G. Freitag. 1 M.
- Nohle C., Der zweite Teil von Goethes Faust für den deutschen Unterricht im Zusammenhange dargestellt. Programm. Berlin.
- Stifter Abb., Studien und Bunte Steine. Auswahl. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Karl Fuchs. Wien und Prag, F. Tempskn. 1 M.
- Meisterwerke unierer Dichter. Herausgegeben und mit kurzen Erläuterungen begleitet von D. Hellinghaus. Münster, Aschendorff. à 30 Pf.
69. Uhland L., Ernst Herzog von Schwaben. Trauerspiel.
70. Uhland L., Ludwig der Bayer. Schauspiel.

## Stoff- und Motivegeschichte.

- Harnack Otto, Über die Verwendung historischer Stoffe in der Dichtung. Rede. Darmstadt.
- Lebermann N., Belisar in der Litteratur der romanischen und germanischen Nationen. II. Programm. Nürnberg.
- Brüll F., Die Legende von der Pfalzgräfin Genovefa nach dem noch ungedruckten, bisher verschollenen Text des Johannes Zeinuz. Programm. Prüm.
- Kießen J., Die Hohenzollern im Glanze der Dichtung . . . gesammelt und herausgegeben. Nettmann, Friedenhaus. 3.60 M.
- Castle Ed., Die Folierten. Varietäten eines litterarischen Typus. (Ulrica und Eduard. Die drei Faria. Herr und Sklave.) Berlin, A. Duncker. 2 M.
- Gujinde Konr., Reidhart mit dem Veilchen. (Germanistische Abhandlungen, begründet von Karl Weinhold, herausgegeben von Frdr. Vogt. XVII. Heft.) Breslau, M. & S. Marcus. 9 M.
- Arnold Rob. F., Geschichte der deutschen Polenslitteratur. 1. Band. Von den Anfängen bis 1800. Halle, W. Niemeyer. 8 M.
- Inhalt: 1. Mittelalter und Reformationszeit. 2. Schlesien. 3. Die deutsche Polenslitteratur des 17. Jahrhunderts. 4. Die Zeit der Sachsen. 5. Thorn und Danzig. 6. Vom Tode August III. bis zur ersten Teilung. 7. Die erste Teilung. 8. 9. Von der ersten bis zur zweiten Teilung. I. Die Erschließung Polens. II. Litterarische Wechselwirkungen. 10—12. Der Untergang Polens. I. Die Mai-Verfassung. Die zweite Teilung. Kosciuszko. II. Die dritte Teilung. Illuminaten und Tataranten. III. Die Dichtung. 13. Der Anteil Österreichs. 14. 15. Der Anteil Preußens. I. Thorn und Danzig. II. West- und Südpreußen. — Anhang.
- Bornstein Paul, Die Dichter des Todes in der modernen Litteratur. Berlin, Ebering. 75 Pf.
- Magaz Jak., Die dramatischen Bearbeitungen der Geschichte Hans Waldmanns. (Ebur (Hitz)). 1.20 M.
- Schweizer Paul, Die Wallenstein-Frage in der Geschichte und im Drama. Zürich, Fäsi & Beer. 7 M.

## Volkskunde.

- Allgemeines.** Andreev Karl Gust., Über deutsche Volksetymologie. 6. Auflage, besorgt von Hugo Andreev. Leipzig, C. R. Neisland. 6.40 M.
- Brunier J. W., Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Wesen des deutschen Volksgeanges. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 7. Bändchen.) Leipzig, Teubner. 90 Pf.
- Inhalt: Des deutschen Volksliedes Pflege in der Gegenwart. 2. Wesen und Wirkung des deutschen Volksgeanges. Der Priesterjäger. 3. Stop und Zielmann. Heldenjüng. 4. Geschichte und Märe. 5. Leben und Liebe.
- Förstemann A., Über populäre Metonymien. II. Programm. Magdeburg.
- Frömmel Otto, Kinder-Reime, Lieder und Spiele. 1. und 2. Heft. Leipzig, E. Avenarius. 1.80 M.
- Gesmann G. W., Die Pflanze im Zauberlauben. Ein Katechismus der Zauberbotanik. Mit einem Anhang über Pflanzen-Symbolik. Wien, Hartleben. 3.60 M.
- Hottenroth Fedr., Deutsche Volkstrachten — städtische und ländliche — vom 16. Jahrhundert an bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts. (II.) Volkstrachten aus West- und Nordwest-Deutschland. Frankfurt a M., S. Keller. 24 M.
- Moritz Karl, Volkloristische Streifzüge. Erster Band. Tübingen, Maske 1900. 5 M.

- Inhalt: Schulmeister in Pitteratur und Foltlore. — Neujahrsgebrände. — Der erste April. — Der weiße Hirsch. — Pezeburger Teitsch. — Die Biene. — Der Kabe. — Das Salz. — Der Speichel. — Kübzahl. — Die Bohne. — Tage- und Wächterlieder. — Vorbedeutungen. — Amerikanische Sprichwörter und Redensarten. — Peter Schlemihl. — Prometheus. — Spiele. — Vom lange Xmus in sein amerikanische Skizzebüchelde. — Der böse Vliat. — Zur Erinnerung an den Urchwaben G. Heerbrandt. — Die plattentische Pitteratur Nordamerikas. — Zwentz, Knowloch un Marau. — Vor und nach der Hochzeit. — Ein Zauberbüchlein. — Allerheiligen. — Wei- und Spiznamen.
- Rüffner Geo. W., Die Deutschen im Sprichwort. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Heidelberg. Winter. 1.20 M.
- Holland G., Flore populaire, ou Histoire naturelle des plantes dans leurs rapports avec la linguistique et le folk-lore. T. 2. Paris, Holland.
- Petsch R., Neue Beiträge zur Kenntniz des Volksrätfels. (Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt. IV.) Berlin, Mayer & Müller. 3.60 M.
- Inhalt: Ältere dentische Rätfelbücher. A. Die „unwirklichen Volksrätfel“. I. Weisheitsproben. II. Halslöfungsrätfel. III. Scherzfragen. B. Die „wirklichen Volksrätfel“. Allgemeines. Die Rahmenelemente. Die Kernelemente. Benennungen. Beschreibungen. Anhang. 1. Das Rockenbüchlein. 2. Über die Herausgabe von Volksrätfeln.
- Wigand Paul, Der menschliche Körper im Munde des dentischen Volkes. Eine Sammlung und Betrachtung der dem menschlichen Körper entlehnten sprichwörtlichen Ausdrücke und Redensarten. Frankfurt a/M., Alt. 1.50 M.
- Landschaften.** Badisches Sagenbuch. II. Abteilung. Sagen Freiburgs und des Breisgau's. Herausgegeben durch J. Waibel und H. Stamm. Freiburg i/B., J. Waibel. 5 M.
- Höfler W., Das Jahr im oberbayerischen Volksleben mit besonderer Berücksichtigung der Volksmedicin. [Aus: „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns.“] München, J. Passermann. 1.50 M.
- Erone W., Aus der Heimat. Sagen und sagenhafte Erzählungen des Kreises Versenbrück. Gesammelt und erzählt. Pingen, R. van Aken.
- Spindler G., Glässsiches Trachtenbüchlein. Leporello-Album. Straßburg, Schlesier & Schweikardt. 1.50 M.
- Satter Joh., Volkstümliche Tiernamen aus Gottschee. Gottschee (Nlagenfurt, A. Kammerer). 60 Pf.
- Edart Rud., Südhannoversches Sagenbuch. 4 Hefte. Leipzig, B. Franke. 3.50 M.
- Justi Ferd., Heffisches Trachtenbuch. 1. Lieferung. (Veröffentlichungen der historischen Kommission für Heffen und Waldeck. I. 1. Lieferung.) Marburg, R. G. Schwert's Verlag. 6 M.
- Jänner G., Die Mythen des Hürselberges und seiner Umgebung. Gotha, Gläser. 50 Pf.
- Mielke Rob., Die Bauernhäuser in der Mark. Berlin, P. Stankiewicz. 1 M.
- Wojtidlo Mich., Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Gesammelt und herausgegeben. 2. Band. Die Tiere im Munde des Volkes. 1. Teil. Wismar, Hinfortff. 3.60 M.
- Sieß L., Sagen aus dem oberen Mülhviertel. 5. Bändchen. Rohrbach. (Einz.-Urfabr, Verlag des katholischen Preßvereines.) 20 Pf.
- Lemke G., Volkstümliches in Döpreußen. 3. Teil. Allenstein, W. G. Harich. 3 M.
- Gamenisch Rina, Geschichten und Sagen aus Alt Frey Rhätien. Tavos, H. Richter. 5 M.
- Haas A., Schurren, Schwänke und Erzählungen von der Insel Rügen. Gesammelt und herausgegeben. Greifswald, J. Abel. 2 M.

- Müllenhoff Karl, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg. Anastatische Reproduktion des zweiten Abdrucks der Auflage vom Jahre 1845. Kiel, Liebcher. 10 M.
- Hunziker J., Das Schweizerhaus, nach seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt. 1. Abschnitt: Das Wallis. Aarau, Sauerländer & Co. 10 M.

### Neuhochdeutsche Schriftsprache. Mundarten.

- Allgemeines.** Göke A., Zur Geschichte der Adjektiva auf -lich. Dissertation. Leipzig.
- Grimm J. und W., Deutsches Wörterbuch. Leipzig, Hirzel.  
Vierten Bandes Erste Abtheilung. III. Teil. Zweite Lieferung. Gewässer — Gewähren. Bearbeitet von H. Wunderlich.  
Zehnten Bandes. Erste und zweite Lieferung. Seeteeben — Sein. Bearbeitet von und unter Leitung von M. Heyne.
- Heintze Ab., Deutscher Sprachhort. Ein Stilwörterbuch. 1. Lieferung. Leipzig, Kenger. 2 M.
- Hellwig J., Die Stellung des attributiven Adjektivs im Deutschen. Ein Beitrag zur historischen Syntax. Gießener Dissertation.
- Hanschild L., Die verstärkende Zusammensetzung bei Eigenschaftswörtern im Deutschen. Programm. Hamburg.
- Liebig Bruno, Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache als Grundlage für ein System der Bedeutungslehre. Nach Hennes deutschem Wörterbuch bearbeitet. Breslau, Preuß & Jünger. 10 M.
- Scarpa B. G., La lingua tedesca e i suoi dialetti. Turin, Clauven. 1.50 M.
- Zütterlin Adw., Die deutsche Sprache der Gegenwart. (Ihre Laute, Wörter und Wortgruppen.) Ein Handbuch für Lehrer, Studierende und Lehrerbildungsanstalten. Auf sprachwissenschaftlicher Grundlage zusammengestellt. Leipzig, H. Voigtländer. 5.40 M.
- Kanzleisprache.** Kemmler L., Versuch einer Darstellung des Lautstandes der Nischaffenburger Kanzleisprache in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. II. Die Konsonanten. Programm. Dillingen.
- Studentensprache.** Kindleben Christ. Wilh., Studenten-Verikon. Wortgetreuer Abdruck der Originalausgabe. Halle 1781. (Bibliothek literarischer und kulturhistorischer Seltenheiten. Nr. 7.) Leipzig, Adolf Weigel.
- Fremdwörter.** Denecke A., Tonkunst, Bühnenweisen und Tanz. Verdeutschung der hauptsächlichsten in der Tonkunst, der Schauspielkunst, dem Bühnenbetrieb und der Tanzkunst vorkommenden entbehrlichen Fremdwörter. (Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins. IX.) Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins. 60 Pf.
- Dunger Hermann, Wider die Engländerei in der deutschen Sprache. Vortrag. Erweitertes Abdruck aus der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins. 30 Pf.
- Geucke Ed., Verdeutschung der im kaufmännischen Verkehr vielfach noch vorkommenden Fremdwörter. Als Unterstützung der Bestrebungen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins den Mitgliedern der Deutschen Möbeltransportgesellschaft gewidmet. Lausenstein, Selbstverlag des Verfassers.
- Mundarten.** Haag C., Die Mundart des oberen Neckar- und Donanlandes (schwäbisch-alemannisches Grenzgebiet: Baarmundarten). Programm. Dillingen 1898.
- Ritters H., Etymologische Streifzüge auf dem Gebiete des Niederdeutschen unter besonderer Berücksichtigung der Dithmarscher Mundart. Programm. Hamburg.

- Schiepel Jos., Der Sagbau der Egerländer Mundart. 1. Teil. (Beiträge zur Kenntnis deutsch-böhmischer Mundarten. Im Auftrage des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen herausgegeben von H. Lambel. I.) Prag, J. G. Calve. 6 M.
- Martin E. und H. Pienhart, Wörterbuch der elsässischen Mundarten. 1. Band. Straßburg, Trübner. 20 M.
- Creelius Wilh., Oberheffisches Wörterbuch. Auf Grund der Vorarbeiten Weigands, Diefenbachs und Hauebachs, sowie eigener Materialien bearbeitet im Auftrage des historischen Vereins für das Großherzogtum Heßen. 3. und 4. Lieferung. 3—3. Darmstadt, A. Bergsträßer. 10 M.
- Antenrieth, Pfälzisches Idiotikon. Ein Versuch. Zweibrücken. F. Lehmann. 4.50 M.
- Dürschke G., Sprachliches zur Heimatkunde des Kreises Schwelm, sowie zur Einführung in Art und Ergebnisse der Ortsnamenforschung. Programm. Schwelm.
- Einzelne Schriftsteller.** Fündinger A., Die Darstellung der Sprache des Erasmus Alberus. Laut- und Flexionslehre. (Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Schriftsprache im 16. Jahrhundert.) Dissertation. Heidelberg.
- Urbach A., Über die Sprache in den deutschen Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Dissertation. Greifswald.
- Vindmeyer Bernh., Der Wortschatz in Luthers, Emisers und Ecks Übersetzung des „Neuen Testaments“. Ein Beitrag zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. Straßburg, Trübner. 2.50 M.
- Waejede Geo., Die Sprache der Ditzschen Gedichtsammlungen von 1624 und 1625. Laute, Flexionen, Betonung. Göttinger Dissertation. Braunschweig (Leipzig, G. Fock). 2 M.
- Hans Sachs.** Hagfors Edwin, Syntaktische Freiheiten bei Hans Sachs. II. Acta Soc. Scient. Fennicae. Helsingfors.
- Püschel H., Der syntaktische Gebrauch der Konjunktionen in den Adverbialsätzen bei Hans Sachs. Ein Beitrag zur deutschen Grammatik des 16. Jahrhunderts. Dissertation. Leipzig.
- Hildner J., Untersuchungen über die Syntax der Konditionalsätze bei Burchard Waldis. Ein Beitrag zur Grammatik des Frühneuhochdeutschen. Dissertation. Leipzig.

### Fünfzehntes und sechzehntes Jahrhundert.

- Drucke und Holzschnitte des 15. und 16. Jahrhunderts in getreuer Nachbildung. Straßburg, J. H. E. Heis.
- I. Häbler Konr., Das Wallfahrtsbuch des Hermannus Künig von Bach und die Pilgerreisen der Deutschen nach Santiago de Compostela. 4 M.
- II. Hampe Th., Gedichte vom Hansrat aus dem 15. und 16. Jahrhundert. In Faksimiledruck herausgegeben. Mit einer Einleitung. 6 M.
- III. Heis Paul, Neujahrswünsche des 15. Jahrhunderts. Mit 44 Abbildungen in Original-Größe. 2. billige Ausgabe. 6 M.
- Rück Ed., Schriftstellernde Adelige der Reformationszeit. I. Zidingen und Landschad. Programm. Klostof.
- Hans Sachs und Johann Fischart nebst einem Anhang: Brant und Hutten. Ausgewählt und erläutert von Julius Zahr. (Sammlung Götsche.) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. 80 Pf.
- Emerton Cybrain, Desiderius Erasmus of Rotterdam. Heroes of the reformation edited by S. M. Jackson. III. London. Putnam's sons. 6 Sh.
- Frennd J., Hütten's Wadiseus und seine Quelle. Dissertation. Marburg.

- Inhalt: I. Die Tunde der deutschen Triadenammlung und ihr Verhältnis zu Suttens Vadiusus. — II. Die deutschen Triaden und die Sprüche des Vadiusus. — III. Der Autor der deutschen Triadenammlung (Crotus Rubeanus). — IV. Der anonyme Dialog „Pugna Pietatis et Superstitionis“.
- Keuchlin's Verdichtung der ersten olvntischen Rede des Demosthenes (1495). Herausgegeben von Hr. Potand. (Bibliothek älterer deutscher Uebersetzungen. Herausgegeben von August Zauer. 6.) Berlin, G. Felber. 2 M.
- Hans Sachs.** Abele W., Die antiken Quellen des Hans Sachs. (Schluß-) Programm. Gansfart.
- Mummehoff Ernst, Das Hans Sachsfest in Nürnberg am 4. und 5. November 1894. Im Auftrage der Festleitung. Nürnberg, Selbstverlag der Festleitung.
- Inhalt: I. Vorbereitungen zum Feste. II. Die Festtage. III. Stimmen der auswärtigen Presse.

Die verräuschende Feststimmung der Nürnberger Ehrentage in allen Einzelheiten durch Wort und Schrift für alle Zeit festzuhalten war ein glücklicher Gedanke der Festleitung. Durch die genaue Beschreibung der Hans Sachs-Ausstellung und durch die Reproduktion einzelner wichtiger Ausstellungsgegenstände (Handschriften, Holzschnitte, Bücher, Bilder) erhält die schön ausgestattete Schrift auch wissenschaftlichen Wert.

### Siebzehntes Jahrhundert.

- Böllner Hdr., Einrichtung und Verfassung der Fruchtbringenden Gesellschaft, vornehmlich unter dem Fürsten Ludwig zu Anhalt-Cöthen. Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins. 1.80 M.
- Voigt G., Die Dichter der aufrichtigen Tannengesellschaft zu Straßburg. Programm. Groß-Nichtersfelde.
- Scheid Nikolaus, P. Nikolaus Avancini J. S., ein österreichischer Dichter des 17. Jahrhunderts. Programm. Feldkirch.
- Inhalt: I. Leben und Wirken. — II. Der vaterländische Dichter. 1. Die patriotischen Marienden. 2. „Der Hofpoet der Ferdinande“. 3. Der Fürstenspiegel. 4. Das Kaiserjubiläumsbuch. — III. Würdigung des Dichters.
- Vornemann A., Paul Fleming. (Veranlassung zu seiner Reise. — Seine Gelegenheitsdichtung.) Programm. Stettin.
- Schwab Hans, Der Dialog in den Schauspielern des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Programm. Troppau.
- Charakteristik der Schauspieler des Herzogs nach den Gesichtspunkten: Charakterzeichnung, tüchtige Person, sprachlicher Ausdruck, Bühne, Szenenwechsel, Auf- und Abtreten der Personen, Monolog, Dialog, Personenzahl. Der Titel verspricht insofern mehr, als weder ausschließlich der Dialog charakterisiert wird, noch die einzelnen Charakteristiken, wie eigentlich beabsichtigt ist, streng aus dem Wesen des Dialogs abgeleitet werden. Am besten gelungen ist der Abschnitt über den Dialog selbst S. 23—29.
- F. Spina.

Klenz H., Die Quellen von Joachim Nachers erster Satire: „Das poetische Frauenzimmer oder böse Sieben.“ Dissertation. Freiburg i B.

- Inhalt: Einleitung. Die Quellen von Nachers Satiren überhaupt. — I. Zemonides' von Amorgos Jamben über die Weiber. — II. George Buchanan's lateinische Uebersetzung der Jamben des Zemonides über die Weiber. — III. Sebastian Schöffers Choriamben „de novem mulierum pellibus“. — IV. Friedrich Taubmann's „Gynaecium Poeticum“. — V. Johann Peter Tig's „Poetisches Frauen Zimmer“. — VI. Baltasar Kindermann's Schrift „Die Böse Sieben“. Der Urvprung des Ausdrucks „Böse Sieben“. — VII. Die Quellen des Eingangs von Nachers erster Satire (Vers 1—24).

Martin Montanus' Schwankbücher (1557—1566) herausgegeben von Johann Volke (217e Publikation des litterarischen Vereins in Stuttgart). Tübingen.

Inhalt: Einleitung (I. Montanus' Leben und Schriftstellerei. II. Bibliographie). 1. Wegfürzer (1557). Kapitel 1—42. Zusätze der Ausgabe von 1565. Register. 2. Andreäso (1557). 3. Ithedaldus und Ermitina. 4. Guitcardus und Zigmunda. 5. Chmon und Iphigenia. 6. Gartengesellschaft. Kapitel 1—115. Register. 7. Von unreinen Wirten. — Anhang verwandter Stücke 1—XLIX. — Anmerkungen. Erste Zugabe: Neues über Michael Findener (Zein Tod. Zwei Bilderbogen). Zweite Zugabe: Über Bernhard Herzogs Schiltwacht (1560).

Seien Philipp von, Adriausche Rosemund 1645. Herausgegeben von M. H. Jellinek. (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Nr. 160—163.) Halle, Niemeyer. à 60 Pf.

Einleitung. I. Original und Neudruck. II. Orthographie. 1. Quantitätsbezeichnung. 2. Gebrauch von ä, ö, ü, eu. 3. Sonstige Eigentümlichkeiten. III. Quellen. IV. Dichtung und Wahrheit in der Adriauschen Rosemund.

### Achtzehntes Jahrhundert.

Hindrichson Geo., Brotes und das Amt Rischbüttel. 1735—1741. III. Programm. Cuxhaven. (Hamburg, Herold.) 1.50 M.

Daffis Hans, Johann Jacob Engel als Dramatiker. (Münchener Dissertation.) Berlin 1898.

Die vorliegende Dissertation giebt sich als Teil einer größeren Arbeit, die auch Engels dramaturgische Thätigkeit behandelt wird. Sie dürfte die vorläufig fehlende nähere Begründung für die abprechende Beurteilung der „verworrenen“ Poesie und der „ihrer ganzen Anlage nach verfehlten“ Mimik bringen.

Hier behandelt Daffis namentlich den Einfluß von Lessings Dramen auf die Engels und verfolgt ihn bis in die kleinsten Einzelheiten. Seitab steht das Singspiel „Die Apotheke“, das sich ganz auf den Bahnen Christian Felix Weiße's hält. Dagegen gehört der „Danfbare Sohn“ und der „Edeltnabe“ in das Gefolge der „Minna“, „Eid und Pflicht“ in das der „Zara“, während das Fragment „Stratonice“ teils vom „Werther“, teils vom „Philotas“ abhängig ist. Der Nachweis, daß Engel Goldonis „La moglie saggia“ bereits 1770—1772 in dem mit Goldoni „überschwemmt“ Leipzig, nicht erst 1779 in Berlin übersehte, ist Daffis, meiner Überzeugung nach, vollständig gelungen.

Auf S. 42, wo Daffis sich von Garlieb Wierkel abhängig macht, fehlt ein Hinweis auf die gänzliche Unzuverlässigkeit dieses Anekdotenfabrikanten.

Verwunderlich ist es, daß Daffis nicht die Verfasser der Rezensionen in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ bestimmt. Farthens Register der Mitarbeiter giebt hierzu doch die beste Handhabe. Die Bestimmung ist zuweilen insofern schwierig, als sich die Chiffre des betreffenden Mitarbeiters oft erst unter dem folgenden Artikel findet. Aber Versuche in dieser Richtung mußten gemacht werden; denn manches Urteil rückt durch die Persönlichkeit des Kritikers in ein ganz anderes Licht. Den „Danfbaren Sohn“ (S. 11) hat wahrscheinlich Eisenburg, den „Edeltnaben“ (S. 19) Bießer, den „Diamant“ (S. 23) sicher Mühsäns besprochen.

Die Briefform von Garves Aufsatz über „Werthers Leiden“ im „Philosophen für die Welt“ hält Daffis für eine fingierte Einleitung. Er glaubt, Engel sei als Adressat zu denken, und will den Brief auf eine Disputation Engels mit Garve, mit dem er „damals in Leipzig eng befreundet war und gewiß alle neuen literarischen Erscheinungen durchsprach“, zurückführen. Garve verließ im Winter 1772 Leipzig, kann also nicht 1774 mit Engel über den „Werther“ disputiert

haben. Die Briefform ist nicht fingiert; denn die beiden Briefe Garves an Weiße vom 19. November 1744 und vom 11. März 1775, durch deren Verschmelzung der Aufsatz entstand, liegen gedruckt (Breslau, 1803) vor. Auch sonst zieht Daffis die Briefwechsel Garves, in denen viel von Engel die Rede ist, nicht heran.

Da Engel nicht als Adressat des Briefes gedacht werden kann, beweist dieser nichts für seine Beschäftigung mit dem „Werther“. Deshalb setze ich die „Stratonece“ zehn Jahre später als Daffis an. Zu den „Kurmethoden“, die zuerst in der zweiten Auflage des „Philosophen auf die Welt“ 1787 erschienen, wird satirisch auf den Schluß des „Werther“ angespielt. Also wird sich Engel damals mit ihm beschäftigt haben.

Zur einzelnen möchte ich noch nachtragen, daß die Einwirkung von Lessings „Emilia Galotti“, die Engel mehrfach analysiert hat, sich auch auf seine Bearbeitung von Shakespeares „Viel Lärm um nichts“, auf den „Vermählungstag“ erstreckt. Die Anfangssituation ist dieselbe: Am Vermählungstage bei Lessing, am Abend vorher bei Engel, spinn man Intriguen gegen die Braut. Shakespeares Claudio wird bei Engel zum Appiani, Hero zur Emilia, die er Larvata nennt, Leonato zum Doardo. Auch der Dialog hat Lessingische Färbung gewonnen. Daffis liefert dagegen den wertvollen Nachweis, daß Engel gleichzeitig von Ayres „Komedia von der schönen Phönicia“ abhängig ist.

Alles in allem bietet die Arbeit von Daffis die notwendige Ergänzung zu dem rein biographischen Aufsatz E. Schröders über Engel, da sie das Verhältnis Engels zu Lessing einer gründlichen und im wesentlichen erschöpfenden Untersuchung unterwirft.

Robert Riemann.

Redden K., Quellenstudien zu Gellerts Fabeln und Erzählungen. Dissertation. Leipzig.

Briefwechsel zwischen Gleim und N3 herausgegeben und erläutert von Carl Schüddekopf (21ste Publikation des Vitterarischen Vereins in Stuttgart [Tübingen], 50fter Jahrgang, 1899, 3te Publikation). Tübingen.

Mit diesem Band thut der Vitterarische Verein einen verheißungsvollen Schritt in das 18. Jahrhundert, dem viele andre nachfolgen mögen. Ich habe mich mit diesem Briefwechsel viele Jahre lang beschäftigt und manches daraus in meinen älteren Arbeiten verwertet, von einer Veröffentlichung des Ganzen aber absehen müssen, weil damals kein Verleger dafür zu gewinnen war. Umsonst freue ich mich jetzt, die mir vertrauten Blätter in schönster Anordnung und sorgfältigster Wiedergabe gedruckt zu sehen, die älteren wichtigeren Briefe unverfälscht, die späteren mit Streichung des Belanglosen, alles mit einem reichhaltigen aus dem Vollen schöpfenden Kommentar versehen, der meine Untersuchungen vielfach ergänzt, z. B. bei den freundschaftlichen Briefen, Z. 464 f. Schüddekopf zieht in den Anmerkungen auch andere Handschriften heran, so den Briefwechsel zwischen Gleim und Hamler, der wohl eine ähnliche Veröffentlichung verdiente, Briefe an Gleim von Kost (Z. 459), Krause (Z. 473, 476), Karl Christian Gärner (Z. 480), Job. Georg Schloffer (Z. 523) und Gleims Briefwechsel mit Uzens Schweßer (Z. 524 ff.), den Briefwechsel zwischen N3 und der Karshin (Z. 502 ff.), Briefe von N3 an J. B. Michaelis (Z. 517 f.). Die Veröffentlichung der Reliquien aus Hudnicks Nachlaß stellt Schüddekopf Z. 450 in Aussicht.

**Goethe. Allgemeines.** Bewer Max, Ein Goethepreis. Dresden, Druckerei Göß. 90 Pf.

Grimm Herm., Goethe. Vorlesungen. 6. Auflage. Berlin, Veffler. 7 M.

Großheim Emil von, Verikon zur Goethe-Litteratur. Biographisches Nachschlagebuch über diejenigen Personen, mit welchen Goethe vorzugsweise verkehrte, oder über welche derselbe in seinen Schriften ein Urtheil gefällt hat und über die Schriftsteller, welche über „Ihn“ geschrieben haben. Luatzenbrück (S. Eckhart). 2 M.

Huch Hud., Mehr Goethe. Berlin, G. H. Wener. 2 M.



Menasci G., Goethe. Firenze. Barbèra. 2 L.  
 Ruland Carl, Das Goethe-Nationalmuseum zu Weimar. 2. Auflage. Erfurt, Willart. 50 Pf.

Wilmar Otto, Zum Verständniſſe Goethes. Vorträge, vor einem Kreiſe chriſtlicher Freunde gehalten. 5. Auflage. Marburg, K. G. Ewerts Verlag. 3 M.

Witkowski Geo., Goethe (Dichter und Darsteller. Herausgegeben von Rudolf Voßar. I.) Leipzig, C. A. Seemann. 4 M.

**Festschriften und Festsreden.** Goethe-Gedenkblatt zur Erinnerung an den 150. Geburtstag. Breslau, Dülfer. 25 Pf.

Heinriche Goethe-Ausstellung . . . in der Aula der königl. Kunstakademie zu Düsseldorf, Juli bis Oktober 1899. Leipzig, Wartig. 4 M.

Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier, dargebracht vom Freien Deutschen Hochstift. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 15 M.

Inhalt: Festgruß zur hundertfünfzigsten Wiederkehr von Goethes Geburtstag. Die Geburt Goethes. Transparent von Moritz von Schwind. Gemälde von Otto Donner-von Richter. — Valentin B., Goethes Beziehungen zu Wilhelm von Diele. Mit sechs ungedruckten Briefen Goethes. — Falkmann Heinrich, Die Familien Goethe und Bethmann. — Mensel C., Der junge Goethe und das Frankfurter Theater. — Bernus, Alexander Freiherr von, Zwei Bilder aus Goethes Jugendzeit. — Hering Rob., Zum Erdgeist in Goethes „Faust“. — Jung R., Friedrich Georg Goethe, des Dichters Großvater. — Heuer L., Goethe und seine Vaterstadt.

Goethe-Festschrift zum 150. Geburtstage des Dichters. Herausgegeben von der Lehr- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. Redigiert von August Ströbel. Prag, J. G. Calve. 3 M.

Aus dem Inhalt: Arterb Emil, Einige Bemerkungen zu Goethes Thätigkeit als Naturforscher. — Fiebermann Woldegar Freiherr von, Gräfin Giannini. — Geiger Indw., Aus einem Briefe der Adèle Blumenbach an Therese Huber. — Grimm Hermann, Der 28. August 1899. — Hanslein Albrecht von, Das Unüberwindliche in Goethes Dichterpersönlichkeit. — Jungmans Sophie, Eine kurze Betrachtung zum 150. Geburtstage Goethes. — Kossak M., Goethe als Dramaturg. — Meyer Richard M., Goethe als Studentenwater. — Zauer Aug., Zu Goethes Gesprächen. 1. Goethes Verkehr mit Frau Zeebed. 2. Grillparzers Besuch bei Goethe. [Die Stelle in G. Kühnes Deutschen Charakteren (Leipzig 1865. 3, 360), die mir bei der Abfassung des Aufsatzes nicht zugänglich war, lautet: „Das Beste über persönliche Begegnung mit ihm hat Grillparzer mündlich geäußert: Bei seinem Anblick befiel es mich anfangs, als stünd' ich vor einem Jupiter omnipotens: dann plötzlich überkam es mich, als sei ich vor meinen Vater getreten, dem ich all mein Herz eröffnen und beichten durfte.“ In diesem Zusammenhang hätte ich noch auf die Verse (Werke I, 213) hinweisen sollen: „Einer mir ist mir erschienen, Aber ich ertrug ihn nicht, Und der Abglanz seiner Mienen Ward statt Flügel mir Gewicht. Schien er wie ein Zeus zu schreiten, Mir hielt er ein Chronos vor, All den Unterschied der Zeiten, Ach! und all, was ich verlor.“] — Zwoboda Adalb., Goethe und die bildende Kunst. — Weizsäcker Paul, Goethe und der Steindruck.

Weimars Festgrüße zum 28. August 1899. (Goethes Vaterstadt und dem Freien Deutschen Hochstift dargebracht von der Großherzoglichen Bibliothek, dem Goethe-National-Museum, dem Goethe-Schiller-Archiv.) Weimar, Böhlau. 3 M.

Inhalt: Bojanowski P. von, Johann Caspar Goethe in Venedig. — Ruland C., Des Herrn Rath Hanshaltungsbuch. — Briefe Goethes an Christiane. Frankfurt 1814. Aus dem Goethe-Schiller-Archiv.

[Brochhaus Ind.], Zum 28. August 1899.

Inhalt: Vorwort. — Zur Einführung. — Verzeichnis von Goethes Handschriften-Sammlung. Brief an Gräfin Auguste zu Stolberg 1775. — Brief

- an Frau von der Necke. 30. May 1785. — Brief an Reichardt. 24. Februar 1790. — Das Gedicht Zehnjucht. Etwa 1802. — Brief von Eichstädt mit Goethes Antwort. 4. April 1804. — Dittichon gegen Campe. 1804. — Brief an Eichstädt, den letzten Tag 1805. — Das Sonett „Die Liebende schreibt“. Winter 1807 1808. — Brief an Gräfin Auguste von Bernstorff, geborene Gräfin zu Stolberg. 17. April 1823. — Ein zahmes Xenion. Etwa 1826. — Belehnungsscene aus Faust. — Aus der Schlusscene des zweiten Theils des Faust. — Goethes Visitenkarte und die Todesanzeige.
- Es ist die letzte kostbare Gabe des unvergesslichen Rudolf Brockhaus, die er kurz vor seinem Tode zum Abschlusse gebracht hatte und die uns seine beiden Töchter in Ausübung doppelter Pietät jetzt darbieten. Es sind die schönsten und zugleich beziehungsreichsten Goethe-Blätter seiner wertvollen Handschriftensammlung, in ausgereicherter, getreuer Wiedergabe, mit feinsinnigen, aus voller Sachkenntnis geschöpften Bemerkungen und Erklärungen begleitet. Von schwärmerischen Jugendentagen über arbeitsfrendige Jahre des Mannesalters bis an die Schwelle des Todes begleiten wir den Dichter und verfolgen den Wechsel der uns vertrauten Handschrift von der sorgsamsten und saubersten Reinschrift bis zur flüchtigsten, kaum mehr zu entziffernden Bleistiftkrizelei der letzten Faustentwürfe. Einen würdigeren Abschluß hätte die rastlose und von so großem Erfolg gekrönte Sammlerthätigkeit des vorrestlichen Mannes nicht finden können.
- Nischer Auno, (Goethe und Heidelberg. Festrede zur städtischen Goethefeier. (Goethe-Christen 5.) Heidelberg, C. Winter. 1 M.
- Geiger Adw., Goethe in Frankfurt am Main 1797. Aktenstücke und Darstellung. Frankfurt a M., Litterarische Anstalt. 3.60 M.
- Inhalt: I. Briefe Goethes 5.—24. August 1797. — II. Tagebuch 3.—25. August 1797. — III. Sonstige Quellen und Litteratur. — IV. Goethe in Frankfurt. Darstellung des Herausgebers.
- Gotther Wolfgang, Goethe. Festrede. Leipzig, Z. Hirzel. 40 Pf.
- Hirth Geo., Er — Pathologisch? Ein Beitrag zur Feier von Goethes 150. Geburtstag. [Aus: „Goethe-Nummer der Münchner Jugend.“] München, G. Hirth. 50 Pf.
- Goethe. Eine Biographie in Bildnissen. Zu Goethes 150. Geburtstage. [Aus: „Münchens Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur“. 2. Auflage.] Marburg, Elwert. 3 M.
- Kaufmann Hdr., Goethe. Vortrag. Neboe, Th. Broderien. 60 Pf.
- Kraft Hdr., Zur Erinnerung an die Goethefeier der Goethehule in Offenbach am Main. Offenbach (Frankfurt a M., A. Tetloff). 2 M.
- Martini August, Goethe in Koblenz und Umgegend. Festrede. Koblenz, W. Groos. 80 Pf.
- Mengel C., Der Frankfurter Goethe. Frankfurt a M., Litterarische Anstalt. 1 M.
- Schmidt Erich und Veit Valentin, Festreden bei der akademischen Feier in Frankfurt am Main zu Goethes 150. Geburtstag, veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift und der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a M., Gebr. Knaur. 1.50 M.
- Schrenk Burchard von, Zu Goethes 150. Geburtstage. Ein Gedenkblatt. [Aus: „Dina-Zeitung“.] Riga (Jond & Foliewski). 70 Pf.
- Tewele's Heimr., Ein Beitrag zur Goethe-Feier in Prag. Prag, A. Haaje. 1 M.
- Vogel Jul., Goethes Leipziger Studienjahre. Ein Bilderbuch zu Dichtung und Wahrheit als Festgabe zum 150. Geburtstage des Dichters. Leipzig, Meyers graph. Institut. 1 M.
- Inhalt: I. Der Dichter. II. Die Stadt und ihre Bewohner. III. Die Universität und ihre Verwandten. IV. Mädchen Schönkopf. — Fremde und Genossen. V. Feier und die Zeigigen. VI. Pieder und Werke. VII. Dresden. Abschied. Weißenfels's Rich., Der junge Goethe. Freiburg i B., Mohr. 75 Pf.

**Einzelheiten.** Goethe J. W. von, Meine Religion. Mein politischer Glaube. Zwei vertrauliche Reden. Zusammengestellt und herausgegeben von Wilh. Vode. Berlin, Mittler & Sohn. 1 M.

Burkhardt C. A. S., Zur Kenntnis der Goethe-Handschriften. Wien, Verlag des Wiener Goethe-Vereins.

Carcl G., Voltaire und Goethe als Dramatiker. II. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte. Programm. Berlin 1898.

Erhard Wilh., Alliterierende Wortverbindungen bei Goethe. 1. Teil. Programm. Nürnberg (M. Edelmann). 2.40 M.

Fischer Andr., Goethe und Napoleon. Eine Studie. Frauenfeld, Huber. 2.60 M.  
Gaedertz K. Thdr., Bei Goethe zu Gast. Neues von Goethe, aus seinem Freundes- und Gesellschaftskreise. Ein Schwänchen zum 150jährigen Geburtstag des Dichters. Leipzig, G. Wigand. 6 M.

Inhalt: Neue Mitteilungen über München Herzlieb. — Goethe-Erinnerungen von Alwine Frommann. — Goethe, Gries und Fr. A. Meyer. — Aus Frauenbriefen über Goethe und seinen Freundeskreis. — Zwei Damen der Weimarer Hofgesellschaft. — Eduard d'Alton. — Goethe und B. G. Niebuhr. — Karl von Schöler als Erlkönig-Komponist. — Briefe von und an Goethes „Aureumb“ Anebel 1772—1832. 1—40. — Goethe-Briefe in der königlichen Bibliothek zu Berlin. — Staatsminister von Goethe und das königlich preussische Kultusministerium. — Preussens Privilegium für Goethes Werke. — „Kleine Blumen, kleine Blätter“ I—XII.

Gaedertz Karl Thdr., Goethe und Walter Kolbe. Ein deutsches Künstlerleben. 2. Auflage. Leipzig, G. Wigand. 2 M.

Prodigig H., Goethes Ansichten über Grundfragen der Kunst und Ästhetik mit besonderer Rücksicht auf die Zeit zwischen der italienischen Reise und den ersten Einflüssen der romantischen Schule. Programm. Prag.

Schmidt, P., Die Religiosität der „Frau Kat“ (Goethes Mutter) und das Verhältnis Goethes zum Christenglauben. Zur Erinnerung an den 150jährigen Geburtstag Goethes nach den Goethe betreffenden Arbeiten von Luthardt und Vogel. Leipzig und Döbeln, Jacobi & Zocher. 75 Pf.

Goethe und die Romantik. Briefe mit Erläuterungen. 2. Teil. Herausgegeben von Carl Schüddekopf und Oskar Walzel. (Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Erich Schmidt und Bernhard Suphan. 14. Band.) Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft.

Inhalt: Einleitung. Goethes Briefwechsel mit: I. J. V. Zacharias Werner. II. Adam S. Müller. III. Heinrich von Kleist. IV. Clemens Brentano. — V. Ludwig Achim von Arnim. VI. Bettina von Arnim. VII. Jacob und Wilhelm Grimm. VIII. Friedrich und Caroline de la Motte Fouqué. IX. Adalbert von Chamisso. X. Karl Zimmermann. XI. August Graf von Platen. XII. Heinrich Heine. XIII. Joseph von Eichendorff. — Anhang: I. Achim und Bettina von Arnim an Niemer. II. Bettina von Arnim und Kanzler von Müller. — Anmerkungen. — Register.

Sell Karl, Goethes Stellung zu Religion und Christentum. Vortrag mit Erläuterungen. Freiburg i. B., Mohr. 1.80 M.

Vogel Th., Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-tirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt. 2. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 2.80 M.

**Werke.** Joh. Wolff, von Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar, Böhlau.

1. Abteilung. 19. Band. 4.20 M.

Inhalt: Die Leiden des jungen Werther. — Briefe aus der Schweiz. — Bearbeiter: B. Zenzler und Eduard von der Hellen; Redaktor: Erich Schmidt.

1. Abteilung, 22. Band, 3.60 M.  
 Inhalt: Wilhelm Meisters Lehrjahre. 1.—6. Buch. — Herausgeber: Carl Schüddekopf; Redaktor: Hermann Grimm.
3. Abteilung, 10. Band, 4.20 M.  
 Inhalt: Tagebücher 1825—1826. — Herausgeber: Ferd. Heitmüller mit B. Zuphan und J. Wahl; Redaktor: B. Zuphan.
- Goethes Werke. Auswahl in sechzehn Bänden. Mit einem Bildnis Goethes, sowie einer Einleitung: Goethes Leben und Werke von Z. M. Prem. Leipzig, Max Hoffes Verlag.
- Vichtenberger G., Etude sur les poésies lyriques de Goethe. 2<sup>e</sup> édition, revue et corrigée. Paris, Hachette et Cie. 3.50 Fres.
- Dünzer Heim., Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 14. und 19. Bändchen. a und b. Leipzig, G. Hartig. à 1 M.
14. Goethes Iphigenie auf Tauris. 7. Auflage.  
 19. a und b. Goethes Faust. 1. Teil. 6. Auflage.
- Goethe, Die Mitschuldigen. Ein Lustspiel. [Der Handschrift des Dichters nachgebildet. Ausgabe der Gesellschaft der Bibliophilen.] Herausgegeben von Geo. Witkowskij. Leipzig, J. J. Weber. 12 M.
- Ein wohl gelungenes Nachspiel der dreiaktigen Fassung der Mitschuldigen in Goethes Handschrift aus dem Jahre 1769 auf der Leipziger Universitätsbibliothek. Die Handschrift stammt aus Friederikens Besitz und an einer Stelle hat sie einen Schreibfehler Goethes eigenhändig gebessert („Wirth“ für „Keller“); zum Vergleich ist im Anhang S. 17 ein Stammbuchblatt in ihrer Schrift wiederholt. Die anblühende Gesellschaft der Bibliophilen ist zu dieser ihrer ersten Veröffentlichung zu beglückwünschen.
- Krüger M., Goethes „Geschwister“ und Zibes „Rodolphe ou frère et soeur.“ Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte. Programm. Görlitz. Zischer Runo, Goethe-Schriften. 1. Goethes Iphigenie. Festvortrag. 3. Auflage. Heidelberg, C. Winter. 1.20 M.
- Goethes Faust in unwirralicher Gestalt, nach der Göckhausen'schen Abschrift herausgegeben von Erich Schmidt. 4. Abdruck. Weimar, Böhlau. 2 M.
- Weist Herm., Wie führt Goethe sein titanisches Faustproblem, das Bild seines eigenen Lebenskampfes, vollkommen einheitlich durch? Weimar, Böhlau. 6 M.
- Fulowier Otto, Goethes Faust. Zeugnisse und Entwürfe zu seiner Entstehungsgeschichte. Berlin, Weidmann. 7 M.
- Herder.** Herders sämtliche Werke. Herausgegeben von Bernhard Zuphan. 32. Band. Berlin, Weidmann. 6 M.
- Inhalt: Aus Herders Frühzeit. I—XXXI. — Predigten in Riga. I—XX. — Entwürfe aus der späteren Zeit in Weimar. I—VIII.
- Grobmann Wih., Herders nordische Studien. Berlin, W. Züfferoth. 1.50 M.
- Inhalt: I. Herders nordische Studien, geschichtlich entwickelt. II. Herders Kenntnis der nordischen Litteratur. III. Herders Übersetzungen. IV. Übersicht über die Verarbeitung nordischer Studien in Herders Werken. V. Ästhetisches. Schluß: Herder und Grimm. — Anhang: Text zu Rehenius Völsuspa 1673 und 1665. Text der nicht veröffentlichten Völsuspaübersetzungen Herders. Text zu „Frau Duf.“
- Grobmann F., Herder und die Schule. Programm. Berlin.
- Hübner Joh., Christ-Comœdia. Ein Weihnachtsspiel. Herausgegeben von Ferd. Prachmann. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von Aug. Zauer. Nr. 82. Neue Folge Nr. 32.) Berlin, W. Behr. 60 Pf.
- Kampe K., Studien über Jffland als Dramatiker mit besonderer Berücksichtigung der ersten Dramen. Celle, v. André. 2 M.
- Neubürger Emil, Goethes Jugendfreund Friedrich Maximilian Klinger. Frankfurt a M., Mablan & Waldschmidt. 60 Pf.

Ruhnau Joh., Der musikalische Quack-Salber (1700). Herausgegeben von Kurt Benndorf. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von Aug. Sauer. Nr. 83—88. Neue Folge Nr. 33—38.) Berlin, W. Behrs Verlag. à 60 Pf.

Im Anhang eine Scene aus: „Der politische Quack-Salber“ von Christian Weise.

**Lessing.** Borinski Karl, Lessing. (Geisteshelden. [Führende Geister.] Eine Sammlung von Biographien. 34. und 35. Band. Der VI. Sammlung 4. und 5. Band.) Berlin, C. Hofmann & Co. 4.80 M.

Consentius Ernst, „Freigeister, Naturalisten, Atheisten —“, ein Aufsatz Lessings im Wahrjäger. Leipzig, C. Abendarius. 1.20 M.

Aus inneren Gründen nimmt Consentius einen Aufsatz in Wylus' Wahrjäger (6. Stück, 6. Februar 1749) für Lessing in Anspruch. Die Beweisführung ist aber nicht ganz überzeugend und in Lessings Werke wird der Aufsatz zunächst noch keine Aufnahme finden können. Inzwischen scheint es notwendig zu sein, sich mit Wylus und seinen Zeitschriften noch eingehender zu beschäftigen, als es bisher geschehen ist.

Mont J., Lessing et l'antiquité. Étude sur l'hellénisme et la critique dogmatique en Allemagne au XVIII<sup>e</sup> siècle. T. 2. Paris, Leroux.

Schmidt Erich, Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. 2 Bände. Zweite, veränderte Auflage. Berlin, Weidmann. 18 M.

Schmidts Lessingbiographie genießt heute einen Weltruf. In der sicheren Beherrschung des ausgedehnten Stoffes, in der abschließenden Behandlung aller schwebenden Fragen, in der einheitlichen alles durchdringenden Auffassung, in der Weite des Gesichtskreises, in der künstlerischen Gestaltung, in der lebendigen, anregenden und fortreisenden Darstellung war schon die erste Auflage ein Meisterwerk. Zudem Schmidt aber vielfach die Zügel noch straffer anzieht, durch Umstellung, Änderungen oder Kürzungen ausgleichend wirkt, die neueren Forschungen verwertet oder ablehnt, ergänzt oder weiterführt, endlich das Werk stilistisch durchwegs feilt, bringt er es seinen gesteigerten Anforderungen näher und stellt das noch höhere und tadellosere Muster einer Dichtermönographie auf, das unter den Leistungen der jüngeren Litterarhistoriker seines Gleichen nicht hat.

Siechen J., Annüßgeschichtliche Erläuterungen zu Lessings Rafooon. Programm. Frankfurt a. M.

U. Bojshulte, Zur Charakteristik der Poesie Matthijsons, insbesondere über ihr Verhältnis zur Poesie Höltys und Klopstocks. Dissertation. Jena.

**Schiller.** Schillers sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit einem Porträt, einer Biographie und Charakteristik Schillers von Gust. Karpets. Leipzig, W. Heise. 6 M.

Monts Albert, Les drames de la jeunesse de Schiller. Paris, Leroux.

Schwerdfeger W., Die litterarhistorische Bedeutung der Schillerschen Musenalmanache (1796—1800). Dissertation. Leipzig, Fock.

Vollmann J., Schillers Philosophie. Berlin, Mühe. 60 Pf.

Weiß Karl, Schiller, Wilhelm Tell und die Welt der Frauen. Den Frauen gewidmet. Zürich, Th. Schröter. 1.60 M.

Langmesser Aug., Jakob Sarasin, der Freund Lavaters, Lenzens, Klingers und anderer. Ein Beitrag zur Geschichte der Genieperiode. Mit einem Anhang: Ungedruckte Briefe und Stimplamplasto, der hohe Geist. Zürich, E. Speidel. 4 M.

**Wieland.** Bauer J., Über den Einfluß Laurence Sternes auf Chr. M. Wieland. (Fortsetzung.) Programm. Karlsbad.

Behmer Carl August, Laurence Sterne und C. M. Wieland. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Frz. Muncker. IX.) Berlin, H. Duncker. 1 M.

Des Grafen von Zinzendorf geistliche Gedichte. Eine Auswahl zur Erinnerung an den Tag seiner Geburt vor 200 Jahren. Herausgegeben von H. Bauer und G. Burdhardt. Leipzig, F. Janja. 3 M.

### Neunzehntes Jahrhundert.

Alexis Willib., Erinnerungen. Herausgegeben von Max Ewert. (Aus dem Neunzehnten Jahrhundert. Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von K. C. Franzos.) Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt 1900. 6 M.

Inhalt: Willibald Alexis. Von M. Ewert. — Erinnerungen: I. Im Momentloster zu Breslau (1806). II. Die Koiaden (1813). III. Mein Märsch nach Frankreich (1815). IV. Litterarische Erinnerungen. Walladmor. Dreimal in Weimar. Meine Zeitgenossen. V. Theater-Erinnerungen (1841). Das Berliner Hoftheater. Das Berliner Volkstheater.

**W. S.**, John Brindmann, Das Leben eines niederjächsischen Dichters. Berlin, W. Züferrott. 2 M.

Adb. von Chamisso's Werke in 4 Bänden. Mit Fortvät, einer Biographie und Charakteristik Chamisso's von Adf. Bartels. Leipzig, W. Hesse. 1.75 M.

Furcht Walth., Richard Dehmel. Seine Bedeutung, sein Verhältnis zu Goethe, Lenau und zur Moderne. Minden, Bruns. 1 M.

Bankwitz Arth., Die religiöse Wirt der Amette von Droste-Hülshoff. (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie. Veröffentlicht von Emil Ebering. (XX.) Germanische Abteilung. Nr. 9.) Berlin, E. Ebering.

Lanzaufter, P. Bez. Am., O. Fr. Min., Alois Hir. Eine biographisch-litterarische Studie. Herausgegeben zu Hlitz 40. Todestage . . . Im Anhang: Dessen Novelle: Der Glückschuß. Innsbruck, Wagner. 3.20 M.

Houten Heinr., Studien über die Dramen Carl Gustow's. I. Hinterlassene Dramen-Entwürfe. II. Ein weißes Blatt. Jena, H. Costenoble. 2.50 M.

Wirth. Hauffs's sämtliche Werke in 6 Bänden. Mit Fortvät und einer Biographie Hauffs von Adf. Stern. Leipzig, W. Hesse. 3.50 M.

Loftis Gef. de, Gerardo Hauptmann e l'opera sua letteraria. Firenze. Le Monnier. 2 L.

**Hebbel.** Hebbel's Werke. Herausgegeben von Karl Zeiß. Kritisch durchgesehen und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 4 Bände. 8 M.

Inhalt: 1. Band. Vorwort. Hebbel's Leben und Werke. Gedichte. Mutter und Kind. Erzählungen und Novellen. — 2. Band. Judith. Maria Magdalene. Michel Angelo. Agnes Bernauer. Gyges und sein Ring. — 3. Band. Die Aebtungen. Aebetisches. — 4. Band. Genovefa. Herodes und Mariamme. Meine Kindheit.

Bartels Adf., Christian Friedrich Hebbel. (Dichter-Biographien. 3. Band. Universal-Bibliothek. Nr. 3998.) Leipzig, Reklam. 20 Pf.

Böhrig K., Die Probleme der Hebbel'schen Tragödien. Dissertation. Leipzig.

Poppe L., Studien zur Charakteristik des Hebbel'schen Dramas. Dissertation. Berlin.

**Heine.** Franzos Karl Emil, Heine's Geburtstag. Berlin, Concordia. 75 Pf.

Kaufmann Max, Heine und Platen. Züricher Diskussionen. Nr. 16. 17. Zürich, Zveidel. 1.20 M.

Karpeles Gust., Heinrich Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit. Leipzig, M. Tzse.

E. T. A. Hoffmann's sämtliche Werke in 15 Bänden. Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung von Ed. Grisebach. Mit drei Selbstporträts Hoffmann's,

einem Faksimile seiner Handschrift und zwölf die Originale der ersten Ausgabe wiederholenden Illustrationen. Leipzig, W. Hesse. 8 M.

Reuter Otto, Ludwig Jacobowski. Werk, Entwicklung und Verhältnis zur Moderne. Berlin, S. Calvary & Co. 1 M.

**Jean Paul.** Christoph F., Über den Einfluß Jean Paul Friedrich Richters auf Thomas De Quincey. Programm. Hof.

Müller Josef, Jean Paul-Studien. München, H. Vöneburg. 2.80 M.

Inhalt: Einleitung. I. Jean Paul als Mensch. 1. Willensdisziplin. 2. Ausgleich der Gegensätze. 3. Das Liebesleben Jean Pauls. A. Schwarzenbach und Hof. B. Die Beziehungen zu adeligen Damen. C. Das Eheleben Jean Pauls. 4. Sonstiges zum Leben Jean Pauls. 1. Die Freundschaft im Leben Jean Pauls. 2. Das Verhältnis zu seiner Mutter. 3. Die Excentricitäten des Dichters. 4. Die Alkoholfrage. 5. Honorar. 6. Aussprache des Namens. II. Jean Paul als Dichter. 1. Allgemeines über seine Schaffungsweise. 2. Der Cynismus in der Dichtung Jean Pauls. 3. Titel, Vorreden und Kapitel der Dichtungen Jean Pauls. 4. Jean Pauls Romane im einzelnen. III. Jean Paul als Sprachschöpfer. IV. Jean Paul als Potitiker. — Nachtrag I (Briefe). Nachtrag II (Bemerkungen).

**Keller.** Baldensperger Fernand, Gottfried Keller. Sa vie et ses oeuvres. Paris. Librairie Hachette & Cie.

Köster Alb., Gottfried Keller. 7 Vorlesungen. Leipzig, B. G. Teubner. 2.40 M.  
Warkentin Roderich, Heinrich von Kleist in seinen Briefen. Vortrag. Heidelberg, C. Winter. 80 Pf.

Eine unbedeutende Arbeit, deren Veröffentlichung überflüssig war.

Höveler F., Adolf Kolping als katholischer Volkschriftsteller. Eine bescheidene Festgabe zum Jubeltage des Gesellenvereins. Müßelborn, L. Schwamm. 50 Pf.  
Tldr. Körners sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 2 Bänden. Mit . . . Biographie und Charakteristik Körners von Eug. Wildenow. Leipzig, W. Hesse. 1.60 M.

Ferd. Passalles Gesamtwerke. Herausgegeben von Erich Baum. 1.—3. Band. Politische Reden und Schriften. Leipzig, Pfan. à 3 M.

Schroeter Abb., Josef Lauff. Ein literarisches Zeitbild. Wiesbaden, Bestold & Comp.

Sintenis F., Niclaus Lenau. (Zusammung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. 321. Heft.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei.

Lingg Herm. von, Meine Lebensreise. Autobiographie. (Zeitgenössische Selbstbiographien. I.) Berlin, Schuster & Koefler. 5 M.

Ludwig I., König von Bayern, Gedichte. In einer Auswahl mit Einleitung neu herausgegeben von Rud. Greinz. (Universal-Bibliothek. Nr. 3981. 3982.) Leipzig, Neclam. 40 Pf.

Meßner Jos., Ausgewählte Werke. 4. Band. Herausgegeben und eingeleitet von Paul Meßner. Prachtitel (Leipzig, F. C. Hinrichs). 2.50 M.

Inhalt: Tren. — Jenz-Trug. — Kleine Götter. — Viola d'Amour. — Katzen-Rathael.

Frey Abb., Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke. Stuttgart, F. G. Cotta Nachfolger. 6 M.

Karl Morres Gedichte und humoristische Vorträge. Herausgegeben von Leo Harand. Graz, Lenam. 2 M.

Mosen Ant., Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Max Schommler. 4. Band. Leipzig, N. Strauch. 3 M.

Karl Dberleitners dichterische Werke. 4 Bände. Leipzig, G. H. Meyer. 20 M.

**Oehlenschläger.** Andersen B., Adam Oehlenschläger. Et Livs Poesie. Ungdom. Kiöbenhavn. 1.50 M.

Waldensberger F., Quae in Oehlenschlaegerii carmine 'Aladdin' inscripto e germanicis litteris pendeant (these). Nancy, imp. Berger-Levrault et Cie.  
Des Grafen Aug. von Platen Tagebücher. Aus der Handschrift des Dichters herausgegeben von G. von Faubmann und X. von Scheffler. 2. (Schluß-) Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 18 M.

1. Januar 1818 bis 12. September 1834.

Brandes Ernst, Aus Fritz Reuters Leben. Programm. Straßburg.

Andries J., Der rheinisch-westfälische Dichter Emil Rittershaus. Sein Leben und Wirken. Programm. Köln.

Rodenberg Jul., Erinnerungen aus der Jugendzeit. 2 Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 8 M.

Inhalt: 1. Band. 1. Heinrich Marschner. 2. Berliner Anfänge. — 2. Band.

1. Ein Frühvollendeter (Emanuel Deutsch). 2. Ferdinand Freiligrath.

Des Grafen A. Fr. von Schack gesammelte Werke. 3. Auflage. 10. (Schluß-) Band. Episteln und Elegien. — Nachgelassene Dichtungen. Stuttgart, Cotta. 3 M.

**Schaumberger.** Heinrich Schaumbergers Werke in Auswahl. 5. Bände. Wolfenbüttel, Zwissler. 15 M.

Kullmann Wilh., Heinrich Schaumberger. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens. Zur Entbillung des Schaumberger-Denkmal in Neustadt (Coburg). Neustadt. Wolfenbüttel, Zwissler. 50 Pf.

Biese Alfr., Heinrich Seidel und der deutsche Humor. Stuttgart, Liebeskind.

**Uhlund.** Uhlunds Werke in 4 Bänden. Mit Porträt, einer Biographie und Charakteristik Uhlunds von Hnd. von Gottschall. Leipzig, W. Neße. 1.75 M.  
Manne Harry, Uhlunds Jugenddichtung. Dissertation. Berlin.

Inhalt: 1. Die Antite. 2. Klopstock, Bürger und die Göttinger. 3. Schiller und die schwäbischen Dichter. 4. Ossian und Jouqué. 5. Die mittelhochdeutsche Dichtung. 6. Die ältere Romantik. 7. Goethe. 8. Das Volklied.

Berdrow Otto, Rahel Barnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 7 M.

Bogl Joh. Nep., Balladen und andere Gedichte. In Auswahl herausgegeben und mit einer Biographie des Dichters eingeleitet. (Allgemeine Nationalbibliothek. Nr. 228—229.) Wien, C. Daberow. à 20 Pf.

Hoerber Karf., Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Dichtungen. 2. Auflage. Paderborn, F. Schöningh.

Wichert Ernst, Richter und Dichter. Ein Lebensausweis. (Zeitgenössische Selbstbiographien. II.) Berlin, Schuster & Loeffler. 6 M.

## N a c h r i c h t e n .

H. Rohatta und M. Holzmann in Wien arbeiten seit längerer Zeit an einem Verikon der deutschen Anonyma und sehen Einwendungen für diesen Zweck gern entgegen.

In Düsseldorf wird ein Goethe-Denkmal errichtet werden.

Alexander von Humboldts Briefe an Dr. Samuel Zpifer aus dem Jahrzehnt von 1830—1840 sind von der Königl. Bibliothek in Berlin erworben worden.

Fran Elisabeth Förster-Nietzsche bereitet eine Gesamtausgabe der Briefe Friedrich Nietzsches vor, deren erster Band voraussichtlich im Herbst dieses Jahres erscheinen wird.

In der Mai-sitzung der Gesellschaft für deutsche Literatur hielt Herr Franz Schütz einen Vortrag über Görres als Germanist; Herr W. Münch trug eine größere Reihe Aporismen zur menschlichen Naturgeschichte vor.



## E n t g e g n u n g .

Wenn ich mir schon jetzt, obgleich der Schluß noch nicht erschienen ist, die Erlaubnis der Redaktion erbeten habe, um die Angriffe, die Herr J. Müller auch diesmal wieder in seinen Publikationen aus Jean Pauls literarischem Nachlaß gegen mich gerichtet hat, zu beleuchten, so geschieht dies, weil das bis jetzt Vorliegende zur Beurteilung des Charakters dieser Angriffe vollkommen ausreicht; sollte der Schluß noch Anlaß zur Erwiderung geben, so hoffe ich, auch dann bei der Redaktion nicht vergeblich anzuklopfen. In meiner Anzeige von Herrn Müllers Jean Paul-Studien (Literarisches Centralblatt 1900, Nr. 13) sah ich mich genötigt, die Thatfache zu konstatieren, daß er mir gegenüber wiederholt Unwahrheiten, Verdächtigungen und Verdrehungen vorbringt; diese Anzeige erschien am 31. März; Herr Müller hat sich bis jetzt nicht bewegen gefunden, die von mir erhobenen Beschuldigungen zurückzuweisen: ich bin nun leider auch der vortiegenden Publikation gegenüber genötigt, in ähnlicher Weise zu urteilen.

1. Herr Müller erklärt, ich hätte in meiner „Textredaktion“ von Jean Pauls Briefen an Otto nur einige Schreibfehler richtig gestellt, dagegen die ungeheueren Lücken nicht ausgefüllt, die Engherzigkeit und Feigheit verursacht hätten. Wenn ich nun gleich im Anfange mir anderem feststelle, daß statt „Strickstrumpf“ „meine Hosen“, statt „sündet und genießt“ „riecht und frisst“, statt „trinken“ „saufen“, statt „mehr verdorben sein“ „mehr Dreck dran sein“ zu lesen ist, so dürften diese und andere Richtigstellungen schwerlich als solche von Schreibfehlern zu erachten sein. Diesem Anfange entspricht aber meine ganze Publikation; genau in derselben Weise verhält es sich mit der Behauptung der von mir nicht ausgefüllten Lücken: ich bezeichne also auch diesmal wieder den von Herrn Müller gegen mich erhobenen Vorwurf als Unwahrheit.

2. Am Schlusse seiner Übersicht über die Briefliteratur schreibt Herr Müller: „Die Akademischen Blätter brachten . . . teilweise noch ungedruckt gebliebene Briefe Jean Pauls an Fran von Krüdener. Einen Brief Jean Pauls an einen jungen Dichter veröffentlichte Herold in der Nationalzeitung . . . Weiteres werde ich in meinen . . . Jean Paul-Studien nachholen.“ Dem gegenüber gilt zunächst, daß die Akademischen Blätter nicht Briefe an, sondern von Fran von Krüdener brachten; daß sodann diese Veröffentlichung von mir herührt, verschweigt Herr Müller ebenso wie die sonst noch von mir herausgegebene Briefliteratur, so z. B. die Briefe von Charlotte von Kalb, Karoline Herder, die im Euphoriou und andernwärts veröffentlichten Briefe Jean Pauls selbst u. s. w. Zu welchem Verhältnis sie, was die Bedeutsamkeit anlangt, zu dem stehen, was Herr Müller selbst bisher aus Jean Pauls Nachlaß ans Licht gebracht hat, darüber darf ich natürlich an dieser Stelle kein Urteil aussprechen, und so überlasse ich es denn auch anderen, die Art, in welcher Herr Müller meiner Briefpublikationen gedacht hat, mit dem ihr gebührenden Wort zu bezeichnen, um so eher, als ja auch, wenigstens was mich angeht, die verheißene Nachlese unterblieben ist.

3. Wenn mir Herr Müller vorwirft, ich hätte ähnlich wie Förster ein chaotisches Durcheinander bei meinen Publikationen gegeben, ohne jede chronologische Folge, so paßt der Vergleich mit Förster nicht, denn diesem lag der ganze Nachlaß mit einem Male vor; eben deshalb aber ist auch die an sich unbestreitbare Thatfache mir in keiner Weise zum Vorwurfe zu machen: mir ist der Nachlaß erst nach und nach eine Reihe von Jahren hindurch zugänglich geworden, zum Teil nur mit Überwindung nicht geringer Schwierigkeiten; niemand wird also verlangen, daß ich jedesmal, wenn ich etwas fand, mit der Veröffentlichung warten sollte, bis etwa noch etwas dazu käme. Wenn nun weiter Herr Müller es auch für frappierend erklärt, daß in meiner Kürschner-Ausgabe die chronologische Folge nicht eingehalten sei, so gehört diese Behauptung in der Form, wie sie sich bei Herrn Müller findet, zu den irreführenden, denn niemand wird daraus schließen, daß, wie dies that-

sächlich der Fall ist, vom zweiten Bande ab die chronologische Folge gewahrt ist. Herr Müller fährt nun freilich fort, ich hätte die Jugendschriften mit späteren und spätesten vereint im ersten Bande als „kleinere Schriften“ zusammengefaßt und hier die zeitliche Ordnung nicht eingehalten. Aber dann müßte der erste Satz anders geformt werden, außerdem gilt folgendes: Mein erster Band enthält zwei Teile: 1. Kleine Schriften (nicht kleinere) zur Philosophie und Religion; 2. Satiren und Jodollen. Diese eine zweite Abtheilung ist nun allerdings — in summa etwas über anderthalbhundert Zeilen — nicht chronologisch, lediglich aber deswegen, weil der von mir befolgte, den Inhalt berücksichtigende Gesichtspunkt mir wichtiger erschien. Daß ich andererseits im ersten Teil chronologisch verfahren, verschweigt Herr Müller, nicht bloß dies: er erhebt hier gegen die chronologische Reihenfolge der letzten drei Schriften eine vom Inhalt her genommene Einwendung.

4. Wende ich mich nun zu den Publikationen Herrn Müllers selbst, so hat er sich allerdings durch Hinweis auf einige Irrungen meinerseits ein Verdienst erworben. Doch einerseits ist keine einzige von diesen so wichtig, wie seine eigene Verwechslung von Briefen an und von Frau von Krüdener, und es fehlt auch sonst bei ihm nicht an Ungenauigkeiten, andererseits wird kein Unbefangener, der die Fülle des von mir Publicirten und von Herrn Müller überhaupt nicht Erwähnten in Betracht zieht, auf Grund dieser Irrungen in dem Tone von mir sprechen, der Herrn Müller beliebt hat. Gerade in diesem Teile nun geht er aber weiterhin in einer Weise gegen mich vor, zu deren Charakterisierung ich in der deutlichen Sprache kein Wort finde, da müßte ich schon zum Lateinischen greifen. a) Er wirft mir bei meiner Wiedergabe einer Gymnasialrede „zahlreiche Verstöße“ vor: schon das, heißt es weiter, sei seltsam, daß ich durchweg die erste Fassung, nicht die vielen Verbesserungen des Autors bringe: als einziges Beispiel zum Erweis der letztgenannten Behauptung führt er die Vertauschung von „Form“ und „Materie“ an. Wenn er nun fortführt: „Merktlich schreibt,“ „Merktlich setzt,“ „der folgende Satz fehlt,“ so wird natürlich jedermann dies als Beispiele meiner „Verstöße“ ansehen; in Wahrheit jedoch handelt es sich hier genau wie bei Materie und Form um das von Jean Paul selbst an Stelle des ersten Textes Gesetzte, und Herr Müller verschweigt es, daß an Stelle des von ihm als fehlend bezeichneten Satzes sich in meinem Abdruck eine andere Wendung findet. Vergleicht nun weiterhin ein Unbefangener den gesamten von mir gegebenen Text mit dem von Herrn Müller benutzten Manuskripte, so wird ihm sehr bald sonnenklar, daß ich meiner Sinne nicht mächtig gewesen sein müßte, wenn ich von den mir vorliegenden verschiedenen Lesarten jedesmal die ausgestrichene gewählt haben sollte. Es bleibt also nur die Möglichkeit, daß mir, wie dies tatsächlich der Fall war, 1882, als ich diese Rede abdrucken ließ, ein anderer, unforgigerer Text vorgelegen hat. Dieser findet sich nun freilich nicht in dem von Herrn Müller als Fascikel 13 bezeichneten Teile des Nachlasses, ja es ist möglich, daß er sich auch anderweitig nicht findet, aber auch aus Müllers Jean Paul-Studien S. 31. 87 ist nichts anderes zu folgern als daß, wenn Herr Müller wirklich gewissenhaft alles durchsichtet hat, auch anderes, was mir ehemals vorgelegen, sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin nicht findet; schreibt doch auch Müller selbst: „Es fehlen manche von den Erben erwähnte und teilweise auch veröffentlichte Schriften.“ Auf diesen zweiten Text wird nun wohl auch ebenso das allerdings missümmige „Alles“ wie die Anlassung des „Tüchtigen“ zurückzuführen sein; was endlich den von Herrn Müller als fehlend gerügten Satz: „Schwierigkeiten“ (Jean Paul schreibt „Schwierigkeiten“) . . . angeht, so habe ich in meinem Abdruck durch Punkte ausdrücklich auf diese Anlassung hingewiesen; Herr Müller wäre mir consequent gewesen, wenn er dies (vgl. Band VII, Heft 1) damit erklärt hätte, ich hätte die Stelle nicht lesen können.

6. Herr Müller tadelt mich endlich, daß ich Försters „leichtfertige Textredaction“ des Aufsazes „Vergleichung des Atheismus mit dem Fanatismus“ (Jean

Paul schreibt: „Atheismus und Fanatismus“), wortwörtlich mit all ihren Fehlern“ nachgeschrieben, er höbt mich als Textverbesserer und meint, die eine Änderung komme einer Fälschung gleich. Mir blieb allerdings nichts anderes übrig als mich an Förster zu halten, einfach deshalb, weil dieser Aufsatz damals, als die Kürschner-Ausgabe erschien, mir im Original nicht zugänglich war.

Herr Müller meint, damit schließe ich, es sei für den Geist meiner Arbeiten charakteristisch, daß ich vom Lobe der Dummheit nur die Angriffe auf die Theologen, Philologen und Philosophen, nicht aber auch die auf die Mediziner und Juristen mitgereiht habe; aus dem Vorliegenden dürfte aufs neue erbellten, wie sehr ich berechtigt war, gerade diesen Teil heranzugreifen, freilich müßte statt „Dummheit“ ein anderes Wort stehen.

Berlin.

Paul Herrlich.

### Antikritik.

Mit Herrn Herrlich zu streiten ist eine etwas klebrige Arbeit, was auch schon andere Leute empfunden haben. Ich werde jedoch auf den Ton meines Gegners nicht eingehen, sondern nur kurz folgendes zur Aufklärung geben.

Ich habe auf die Kritik, welche Herrlich meinen Jean-Paul-Studien im literarischen Centralblatt am 31. März angezeihen ließ, nichts geantwortet, weil der Kritiker, soweit er nicht meine Nichtigstellung seiner „Verlehen“ „dankebar“ quittierte, nur Beschimpfungen vorgebracht hat. Unwahrheit, Verdächtigung und Verdrehung soll sein meine Behauptung, daß Herrlich Feuerbachianer und Atheist sei. Ich nannte Herrlich Feuerbachianer bezüglich seiner Auffassung der Liebe; Herrlich verherrlicht ja in schwungvollen Worten das homo homini deus S. 39; seiner Biographie und in Band 1, S. XXXI der von ihm besorgten Kürschnerischen Ausgabe wie auch sonst oft. Atheist heiße ich den, der keinen persönlichen Gott anerkennt; den Gottesglauben zieht aber Herrlich zum Überdruß bei jeder Gelegenheit ins lächerliche. Unwahrheit soll sein meine Behauptung, Herrlich habe Jean Paul die Sinnlichkeit abgesprochen. Nun lese man bei Herrlich S. 369, 3. 6. Dort steht: „Jean Paul selbst schloß zur Liebe die Sinnlichkeit.“ Auch der „wunderliche Trost“, den Herrlich die Stirn hat abzustreifen, findet sich wörtlich S. 111, 3. 10 von unten. Dann sagt Herrlich: „Hieber gehören Vorwürfe wie S. 5 und S. 19 und S. 40 und S. 94 Mitte; schlimme Unterstellungen endlich finden sich S. 8, S. 31 und S. 87 Mitte.“ Das heißt Herr Herrlich, Unwahrheiten, Verdächtigungen etc. „konstatieren“!! Herrlich giebt nicht einmal an, was hier Unwahrheit sein soll, geschweige daß er auf meine Argumente eingeht, und er verlangt, ich solle auf so etwas replizieren! Die einzige wirkliche Berichtigung ist, daß nicht Duboc, sondern Herrlich selbst der Urheber der famosen „Don Juan- und Roquainol-Natur“ Jean Pauls ist. Um so schlimmer für Herrlich!

Die heutige „Berichtigung“ ist noch elender. Was 1. den Briefwechsel mit Otto betrifft, so war es sehr unvorsichtig von Herrn Herrlich, daß er den Schluß der Nachlaß-Publikation nicht abgewartet hat. Wird man es für möglich halten, daß jemand, der so kraße Fehler, Lücken, absichtliche und unabsichtliche Änderungen des Textes, wie ich oben konstatierte, die zu einer grundfalschen Auffassung der Vorgänge, besonders der Liebesverhältnisse des Dichters führen mußten, übersehen oder mitverschuldet hat, eine solche herausfordernde Sprache zu führen wagt? Ich konstatierte, daß Herrlich nicht eine einzige meiner obigen Korrekturen vorgenommen hat! Zwei oder drei Berichtigungen sind teilweise von ihm gegeben, was ich jedesmal bemerkt habe. Sogar neue Textfehler hat Herrlich begangen: so spricht er S. 368 von einem Jäger, der einen Hasen in immer engeren Kreisen „umschließt“ statt „umschleicht“. Das muß ein langgedehnter Mensch sein, der sich in weiten Zirkelkreisen um einen verfolgten Hasen legen kann! Auch die bewußte

Änderung „aufstocht“ für „auflocht“ im „Freude!“ gehört hieher. Dabei bemerke ich noch, daß ich keineswegs darauf anging, Herrlich Textfehler oder Übersehen nachzuweisen. Diese Arbeit wäre mir zu mühsam. Ich habe gegenwärtig auch nicht das Berliner Manuskript, sondern nur meine Aufzeichnungen zur Hand, welche sich einzig auf die in meinen „Studien“ behandelten Materialien beziehen, vor allem auf das Viehesleben Jean Pauls, das ich S. 29—81 meines Werkes gründlich revidierte. Den ganzen Band 4 und größtenteils auch 1 und 2 des Briefwechsels habe ich bei den obigen Korrekturen beiseite gelassen. Es ist also ein verhältnismäßig kleiner Teil, der schon so gewaltige Fehler aufwies, auch nach der angeblichen Revision Herrlichs.

2. Hier findet sich die Nichtigstellung, daß die Briefe der „Akademischen Blätter“ nicht von, sondern an Jean Paul waren. Daß die Veröffentlichung von Herrlich herrührte, habe ich nicht absichtlich verschwiegen, wie ich hier überhaupt nicht eine vollständige Aufzählung und Kritik aller bisherigen Publikationen geben wollte. Diefelbe gab ich in meinen Studien am zuständigen Ort. Wenn Herrlich bezüglich der Bedeutsamkeit seiner und meiner Veröffentlichung eine hochtrabende Parallele zieht und die Anerkennung der Sachwissenschaft für sich erwartet, so will ich die Trümpfstimmung Herrlichs gelassen ertragen. Es gehört wirklich Mut dazu, nach solchen Leistungen noch Anerkennung zu erhoffen. Die Vergleichenng ist schon lächerlich. Herrlich war ja mein Vorgänger; natürlich hat er das Wertvollste vorwegnehmen können. Aber es ist eben nur so bedauerlicher, daß er das wirklich Bedeutsame meist übersehen oder verstümmelt hat, daß er keine Ordnung, überhaupt nicht die elementarsten methodischen Forderungen eingehalten hat, so daß der Nachfolger statt Erleichterung nur Erschwerung der Arbeit hat, da er erst alle Sünden Herrlichs korrigieren muß. Es stünde viel besser, namentlich auch für das Verständnis des Dichtercharakters, wenn Herrlich nie sich mit Jean Paul beschäftigt hätte. Er ist schon des starken Subjektivismus wegen zum Historiker verdorben.

3. Zu diesen gesundenen Phrasen bemerke ich nur, daß meine Kritik wortwörtlich zutrifft. Ich habe nur behauptet, daß die „Satiren und Idyllen“ nicht chronologisch geordnet sind. Daß die andern Teile chronologisch richtig stehen, habe ich eben dadurch anerkannt: sonst würde ich es ebenfalls gerügt haben. Muß man einem Autor, der einen Teil seiner Arbeit schlecht behandelt hat, noch ein Fleißbillet ausstellen, daß er nicht auch die übrigen Teile verdorben hat?

4. Diese konfuse Erörterung zu verstehen ist mir unmöglich. Ich habe gefunden, daß Herrlich öfter den ausgestrichenen Text gedruckt hat. Bei der Herausgabe des „Lobs der Dummheit“ oder sonst wo, wie ich mich genau erinnere, hat sich Herrlich sogar gerühmt, daß er die erste Fassung des Textes genommen, während doch jeder Mensch die letzte, überdachte Fassung bei einem Autor zu Grunde legt. Und nun will er einen andern Text gehabt haben. Sonderbar, daß dieser rettungslos verschwunden ist. Er müßte ja sonst „nicht seiner Sinne mächtig gewesen sein!“ Also Jean Paul soll das „unsinnige“ Alles zc. in einem früheren Text geschrieben haben? Wie sagt doch ein gewisser Lessing in einem ähnlichen Fall? „Horaz muß Schmeißer gemacht haben, damit der Pastor von Laublingen keine gemacht habe.“ Aber gerade bei dem „unsinnigen“ Alles für Alles ist die Entstehung sehr leicht zu erklären, nämlich für jemand, der beim Abschreiben nicht denkt. Jean Paul schreibt in der That die t den t sehr ähnlich, indem erstere stets oben eine weite Schleife zeigen.

Zum Übrigen habe ich nichts zu erinnern. Es spricht für sich selbst.

München.

Josef Müller.

**Schlußwort der Redaktion.**

Insofern Herrlichs Entgegnung gegen die Redaktion des Euphorion gerichtet ist, habe ich folgendes zu bemerken:

Der Herausgeber einer Zeitschrift, die sich nicht einseitig auf den engeren Kreis von Gesinnungs- und Parteigenossen beschränken will, wird sich nicht mit dem Verfasser eines jeden Beitrages von vornherein identifizieren können. Bei Müllers Aufsatz habe ich noch dazu ausdrücklich einen Vorbehalt gemacht. Nach wie vor aber bin ich der Meinung, daß die einheitliche Durchforschung des weitreichenden Jean Paul-Nachlasses eine höchst dankenswerte und wichtige Arbeit ist, deren Ergebnisse nirgends besser am Platze sein könnten als in dieser der Untersuchung und Stoffsammlung gewidmeten Zeitschrift. Sollten auch einzelne Leistungen oder Vermutungen Müllers einer Nachprüfung nicht stand halten, an seinen Ergebnissen im großen und ganzen würde dadurch nichts geändert. Er hat sie selbst oben scharf formuliert. Entschiedener als bisher wurde nachgewiesen, daß alle bisherigen Ausgaben von Jean Pauls Werken und Briefen völlig ungenügend seien, und die Forderung einer großen kritischen Ausgabe des Dichters mit Benutzung des Nachlasses, wozu sich Philologen und Sachkenner die Hand reichen müssen, kann nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden, wer immer den Plan zur Ausführung bringen mag, ob die zunächst dazu berufene Akademie oder eine Privatvereinigung von Gelehrten und Literaturfreunden nach Art der Goethegesellschaft. Es wurde aber weiter im einzelnen gezeigt, daß jedes Werk Jean Pauls einer genauen Untersuchung mit Zuhilfenahme des handschriftlichen Materials bedürfe, wenn wir zu einer wirklichen Kenntnis des Dichters und seiner historischen Stellung vordringen wollen, und auch diese Forderung wird nicht mehr zu umgehen sein. Schon selbst kann ich eine aus dem Prager Seminar hervorgegangene Arbeit über den Kometen als in Vorbereitung befindlich ankündigen, die anzuregen die Beschäftigung mit Müllers Aufsätzen mich veranlaßt hat. Erst wenn mehrere solche Untersuchungen vorliegen, wird es möglich sein, eine abschließende Monographie über den Dichter zu liefern, wie sie etwa dem Franzosen Jirmern bei seinem tüchtigen Buch, das eben nur aller Vorarbeiten entbehrte, vorgezeichnet hat.

A. S.

In der Handschrift abgeschlossen am 1. April, im Satz am 3. August 1900.



# Ästhetik, Sozialpolitik und Entwicklungslehre.<sup>1)</sup>

Von Hugo Spitzer in Graz.

## II.

Zeichnet sich Reichs Eisenacher Rede durch die Glut der Empfindung, die Poesie der Sprache und die Fülle interessanten Materials aus, so der Vortrag Burckhards über „die Kunst und die soziale Frage“, welcher als erstes Stück in sein Büchlein Aufnahme gefunden, durch die mit größter Eleganz und Feinheit der Darstellung gepaarte Klarheit der Gedanken und die musterhafte Durchsichtigkeit der Beweisführung. Die ganzen inneren Beziehungen des Gegenstandes treten aufs Bestimmteste in der Anordnung und Vertheilung des Stoffes bei Burckhard hervor; was logisch zusammengehört, sondert sich auch alsbald vom Ubrigen in dem beredten Vortrage; selbst der bloße Schein, Ungleiches zu vermengen und zu verwechseln, wird sorgfältig vermieden.

Die einfache Trennung des inhaltlichen und des formalen Momentes in der Kunst, diese so trivial scheinende und doch so fundamental wichtige Unterscheidung erweist sich für Burckhard auch als das beste Mittel zur Orientirung in dem Problem, als die verlässlichste Richtschnur der Untersuchungen. Daß sie nicht unter solchem schulmäßigen Namen auftritt und nicht eigens herausgehoben wird, thut nichts zur Sache. Bringt sie der Wiener Ästhetiker doch in einer Weise zur Geltung, welche faktisch die Disposition seines ganzen Essays bestimmt! Über die Möglichkeit und psychologische Notwendigkeit, daß soziale Ideen in der Kunst ihren Ausdruck finden, verbreitet sich der erste Teil des Vortrages. Da die Kunst jeder Periode, wie Burckhard treffend bemerkt, an die Bedürfnisse

<sup>1)</sup> Vgl. Euphorien, 4. Ergänzungsheft, S. 1 ff.  
Euphorien. VII.

ihrer Zeit antnüpft und eine Loslösung vom Gesamtleben nicht verträgt, da eine scharfe und gänzliche Scheidung der kunstästhetischen und der anderen Kulturbedürfnisse unmöglich ist, so versteht es sich von selbst, daß von dem Augenblicke an, als überhaupt soziale Gesinnungen in der Menschheit erwachen, die Künste und namentlich diejenigen unter ihnen, welche in höherem Maße der deutlichen Aussprache von Ideen, der allgemein verständlichen Kundgebung von Gesinnungen fähig sind, also in erster Linie die Poesie, in den Dienst sozialer Ideen treten. Mit wenigen, ungemein glücklich gewählten Beispielen belegt Burckhard dieses Verhältnis: er zeigt, wie die Dichter der frühesten Zeiten auch am wenigsten ethisch oder sozial geartet sind, indem sie vor allem solche Eigenschaften preisen, welche zunächst nur für den individuellen Träger selbst vorteilhaft erscheinen, wie aber sehr bald auch im engeren Sinne sittliche Anlagen und Handlungen Gegenstand dichterischer Verherrlichung werden, wie die Poeten des abendländischen Mittelalters mit denjenigen des alten Orients im Lobe der Freigebigkeit wetteifern, wie unter christlich-religiösem Einflusse die Milde und Barmherzigkeit gefeiert wird, — kurz wie man in der Poesie mehr und mehr das Bewußtsein des Wertes von Antrieben verrät, welche die sozialen Gegensätze zu versöhnen und auszugleichen oder wenigstens zu mildern bestimmt sind. Noch späteren Entwicklungsphasen gehört eine von Burckhard ebenso kurz als treffend charakterisierte Kunst an, welche scheinbar denen ihrer Vorgängerinnen gerade entgegengesetzte Ziele verfolgt, indem sie überhaupt nicht Vorzüge und Tugenden, weder individuelle, noch soziale, sondern Mängel, Schwächen und Laster zum bevorzugten Gegenstande ihrer Darstellungen macht, so daß der oberflächlich Urteilende sich versucht fühlen möchte, bei ihr geradezu eine Stellungnahme zu Gunsten des Schlechten und Un sittlichen zu vermuten. Wer jedoch in den Sinn der feinen Äußerungen Burckhards über diese Kunst eindringt, der begreift sofort, daß der Schein trügt: einerseits will die lebhafteste, selbst grelle Schilderung des Lasters zur Beseitigung oder doch Eindämmung desselben anspornen — beiläufig gesagt, geht diese Tendenz schon daraus hervor, daß neben dem moralisch Verwerflichen in mindestens gleichem Umfange und mit genau dem nämlichen Eifer, der nämlichen Treue auch andere, sittlich indifferente Übel: physische Verkümmern, Leiden und Gebrechen aller Art geschildert werden, für die eine besondere Neigung bei den Künstlern voranzusetzen vernünftigerweise doch nicht angienge — und andererseits entspringt das feste Sichhinwegsetzen über sittliche Schranken in manchen Fällen der vielleicht irrigen, aber immerhin ehrlichen subjektiven Überzeugung, daß diese Schranken, diese



geltenden Normen in Wahrheit gar nicht sittlich sind, weil sie dem letzten und höchsten Ziele alles ethischen Lebens widersprechen, ist also der Kampf gegen die herrschende Sittlichkeit selbst von moralischen Motiven geleitet. Es wäre darum nicht minder thöricht als ungerecht, diese eigenartige, fast stets auch in dem ästhetischen Princip des Naturalismus wurzelnde, eine Vorliebe für den Reiz des Charakteristischen, im Gegensatz zum Zauber der reinen Schönheit, an den Tag legende Kunst ethisch in Vauich und Vogen verurteilen und ihr ohneweiters das Brandmal der Immoralität aufdrücken zu wollen; auch dann würde dies nicht erlaubt sein, ja dann erst recht nicht, wenn auf ihre sämtlichen Erscheinungen ohne Ausnahme das Kriterium paßte, welches Burckhards Essay für die fragliche Richtung angiebt, wenn sie nämlich, zwar nicht in ihrer Vorstellung von dem sittlichen Endzweck, wohl aber in der Ansicht von den Mitteln zu dessen Erreichung, in tiefgreifender Opposition gegen die ältere Kunst stünde, sofern ihr die zur Wohlfahrt Aller führende soziale Ausgleichung nur durch eine gründliche Änderung der Gesellschaftsverfassung, einen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse erreichbar scheint, wogegen nach ihrer Meinung die freiwillige, mildthätige Abgabe vom Ueberfluß an die Dürftigen in Anbetracht jenes Zieles immer versagen müßte. Eine solche Anschauung, welche auf dem Gedanken ruht, daß es möglich sei, durch äußere, rechtlich-ökonomische Institutionen das ethische Ideal zu verwirklichen, die Glückseligkeit Aller herbeizuführen, mag lächerlich, kindisch, utopisch — man brauche derartige Ausdrücke, so viel man will! — sein, mag von einer gänzlichen Verkennung der wahren Quellen des menschlichen Glückes Zeugnis ablegen, — unsittlich ist sie gewiß nicht; ja, der Kühne Gedanke, welchen Burckhard mehr andeutet als ausspricht, daß die radikal-soziale Kunst, weit entfernt, ein Zeichen sittlichen Verfalles vorzustellen, vielmehr nicht nur einer späteren, sondern auch einer höheren Stufe der ethischen Entwicklung entspreche und auf eine Kräftigung des moralischen Bewußtseins schließen lasse, scheint in der That unanfechtbar; denn es springt in die Augen, daß das sittliche Gefühl um so lebhafter auf moralische Uebel jeder Art reagieren muß, je feiner und stärker entwickelt es ist, so daß bei höherer Ausbildung dieses Gefühls Zustände, über die sich der rohe und stumpfe Sinn gleichgiltig hinwegsetzt, bereits als unerträgliche empfinden werden. Gerade die vollkommene, wärmere, kraftvollere Sittlichkeit also wird Verhältnisse, welche von dem ethischen Ideal weit abliegen, mit allen, selbst den gewaltsamsten Mitteln zu ändern den Drang fühlen, wenn nicht die klare Verstandeseinsicht in die Unmöglichkeit einer völligen und sofortigen Verwirklichung des Ideals als Dämpfer oder Hemmschuh wirkt.

Es zeigt sich hier, wie wichtig es ist, die verschiedenen Gesichtspunkte moralischer Beurteilung auseinanderzuhalten. Schon durch Jodis Essay: „Morals in history“ ist die doppelte Bedeutung klar gemacht worden, welche dem Begriffe des sittlichen Fortschrittes zukommt. Dieser Fortschritt kann in der Vervollkommnung, Läuterung, Veredelung der sittlichen Principien bestehen, in ihrer allmählichen Annäherung an das sittliche Ideal, das heißt in der immer besseren Eignung zur Herbeiführung der Verhältnisse, welchen das moralische Leben mit innerer Notwendigkeit als seinem letzten Ziele zustrebt; es kann aber unter sittlichem Fortschritte auch einfach das Zunehmen der relativen Zahl jener Personen verstanden werden, die den jeweils herrschenden Moralgrundsätzen gehorchen, ihnen nachleben und sie in Thun und Lassen verwirklichen, gleichgiltig, wie viel oder wie wenig diese Grundsätze selber wert sind, ob sie einer hohen oder niederen Stufe der ethischen Entwicklung entsprechen, ob sie in der geraden Bahn liegen, die zum ethischen Ideal hinführt, oder einen Abweg vorstellen, der von der civilisierten und gesellschaftlich organisierten Menschheit kraft der unaufhebbaren Bedingungen ihres Bestehens und Gedeihens wieder verlassen werden muß. Diese beiden Arten des moralischen Fortschrittes stehen selbstverständlich in keinem inneren Zusammenhange und sind durchaus unabhängig voneinander. Man begreift ohneweiters, wie eine progressive Entwicklung der ethischen Normen in dem Sinne stattfinden kann, daß sich dieselben als immer tauglichere, verlässlichere Mittel zur Erreichung des unbewußt verfolgten ethischen Ideals bewähren, ohne daß im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung die Summe der Individuen wächst, welche diesen Normen sich willig unterwerfen und sie mit Strenge in ihrer Lebensgestaltung durchführen, und wie umgekehrt die Anzahl der gewissenhaften, vor den ethischen Vorschriften sich beugenden, das Sittengesetz in ihrem tatsächlichen Verhalten so rein als möglich anspragenden Menschen sich erhöhen kann, ohne daß das Gesetz, welches auf solche Weise mehr Gehorsam findet als zuvor, selbst ein besseres, der inneren Entwicklungstendenz der menschlichen Gesellschaft gemüßeres würde. Ja, man könnte von vorneherein vielleicht sogar eher einen gewissen, wenn auch nur zeitweiligen Antagonismus dieser beiden Formen moralischen Fortschrittes vermuten. Denn es scheint eine ziemlich plausible Annahme, daß gerade dann, wenn die Menschheit irgendwo dem Ideal beträchtlich näher rückt, wenn sich ihr ethischer Horizont dank dem Auftreten sittlich genialer Persönlichkeiten mit einem Male in gewaltigem Umfange erweitert, wenn daher ein Kampf zwischen alter und neuer Sittlichkeit entbrennt, — daß dann eben insofern dieser unvermeidlichen Wirren und Konflikte der

moralisch tüchtige Bevölkerungsbruchtheil, die Menge der rechtschaffenen, im einen oder anderen, im alten oder neuen Geiste sittlich guten Individuen hinter der relativen Ziffer zurückbleibt, die früher erreicht wurde, wo eine einzige Richtschnur Allen vor Augen stand, wo man nicht fürs Vergangene oder Gegenwärtige sich zu entscheiden gezwungen war, eine solche peinliche Wahl vielmehr dem Menschen erspart blieb und daher auch Zweifel an der Berechtigung sittlicher Gebote überhaupt keine Nahrung fanden. Danach also müßte geradezu gesagt werden, daß die zwei Formen der ethischen Perfektion unseres Geschlechtes nicht bloß nicht Hand in Hand gehen, sondern daß im Gegenteile die Erhebung des sittlichen Niveaus in der einen mit der wenigstens vorübergehenden Herabdrückung desselben in der anderen Hinsicht unvermeidlich verknüpft sei.

Aber, wie dem auch sein möge, die Unterscheidung der beiden Begriffe an und für sich ist jedenfalls von der allergrößten Bedeutung. Nur der Mangel eines Bewußtseins der völligen Differenz dessen, was man auch wohl als objektiven und subjektiven sittlichen Wert bezeichnen könnte, hat jene Irrtümer verschuldet, denen selbst Moralphilosophen ersten Ranges vor noch gar nicht langer Zeit anheimgelassen sind. Beneke hätte in seiner „Grundlegung zur Physik der Sitten“ unmöglich die seltsame Lehre vortragen können, daß nicht nur ein aller höheren Antriebe bares, lediglich „den Genüssen der Gaumenlust“ gewidmetes Leben, sondern sogar herzloser Egoismus, der sich um fremden Schmerz und fremde Lust nicht kümmert, unter Umständen, nämlich bei grob hedonistischen oder brutal egoistischen Grundsätzen des so Lebenden und Gesinnten, zwar Widerwillen, ja vielleicht Haß erwecke, jedoch der sittlichen Beurteilung nicht unterliege, also nicht sittlichen Tadel heransfordere, wenn der Philosoph diese Beurteilung nicht ausschließlich bloß auf die subjektive Seite, das Maß der Unterwerfung unter die anerkannten und vom Individuum selbst fixierten Prinzipien eingeschränkt hätte. Nur deshalb, weil Beneke das objektive Moment in der Schätzung der Sittlichkeit und des sittlichen Fortschrittes ignorirte, durfte er den paradoxen Satz aussprechen, daß, so lange der Mensch „streng nach seiner Wertgebung handelt“, „ihm wohl der Vorwurf des Unedels, oder des Thierischen, oder der eigenliebigen Beschränktheit, aber nicht der der Unsitlichkeit treffen“ könne. Beneke hat damals eben — um die Begriffsfassungen des einen durch die eines anderen Denkers zu erläutern — die Sittlichkeit ausschließlich in die „innere Freiheit“ gesetzt und diese allein von den fünf ethischen Ideen Herbart's zum Fundament seiner Moralphilosophie gemacht. Weil er sich aber schließlich doch der Einsicht nicht erwehren konnte, daß eine Wert-

gebung noch unter anderen Gesichtspunkten als dem der inneren Freiheit stattfindet, daß auch der Egoist aus Prinzip verächtlich und der ohne bewußte Grundzüge, bloß aus seiner Natur heraus, großherzig und edel handelnde Mensch bewunderungswürdig ist, so blieb ihm nichts übrig, als mehrere Maßstäbe für die Beurtheilung des Menschenwertes — natürlich abgesehen von der thatächlich außerethischen Schätzung der intellectuellen und physischen Tüchtigkeit, der socialen Position und der ästhetischen Vorzüge — anzunehmen, ja sogar „Tugenden“ zu statuieren, die sich nur auf die „Wertgebung“ und „Lebensansicht“, aber nicht auf die „Sittlichkeit“ beziehen. Damit verwandelte sich nun freilich die ganze Neuerung im Grunde aus einer sachlichen in eine bloß terminologische und zudem kann eine Terminologie wohl nicht sehr glücklich genannt werden, die höchst wertvolle „Tugenden“ aus dem Bereiche des Ethischen ausschließt, die von menschlicher „Güte“, menschlicher „Vollkommenheit“ sprechen heißt, welche mit „Sittlichkeit“ nichts zu thun haben.

Derartigen Mißgriffen, wie sie noch Beneke in seiner ethischen Erstlingschrift begangen, ist jetzt für alle Zeit vorgebeugt und die Moralphilosophie hat durch die ihr von Jodl dargebotene Formulierung zweifellos einen ihrer größten prinzipiellen Fortschritte vollzogen. Aber selbst mit der Trennung jener beiden Begriffe der moralischen Menschheitsentwicklung ist noch nicht alles geleistet, dessen es zum Verständnis für die so verwickelten Erscheinungen des sittlichen Lebens, für die überaus feinen und zarten Nuancen, welche sich in der Sphäre der Moral dem forschenden Geiste darbieten, bedarf. Die klaren Bestimmungen jener Jodl'schen Abhandlung fordern noch eine Ergänzung nach anderer Richtung und finden dieselbe auch faktisch in Konzeptionen, welche längst Gemeingut der wissenschaftlichen Ethik geworden sind. Nicht bloß Jodl selbst hat in historisch-kritischer Darstellung oft und oft gezeigt, daß es eine der vornehmsten Aufgaben des Moralphilosophen ist, das den sittlichen Vorschriften entsprechende Handeln von der sittlichen Gesinnung zu unterscheiden: vielmehr ist die Unerläßlichkeit dieser Sonderung wirklich schon seit Langem fast von allen Ethikern anerkannt und in der alten Entgegensetzung von Moralität und Legalität wenigstens theilweise zum Ausdruck gebracht worden. Dies führt aber neuerdings zur Differenz von objektiv und subjektiv Sittlichem, wenngleich in ganz verschiedener Bedeutung. Begründete dort der Umstand, daß das sittliche Ideal sich vervollkommen, das Maß der Hingebung an dasselbe aber gleichbleiben kann und umgekehrt, die Nothwendigkeit solcher Disjunktion, so ergiebt sie sich hier in anderer Gestalt, das heißt mit anderem Begriffsinhalt aus der Thatsache, daß, sofern das sittliche Ideal

oder das *summum bonum* als ein durch gewisse äußerliche Verhaltensweisen zu verwirklichender, aber die lebendige sittliche Gesinnung nicht schon wie bei Gizycki nach dessen zweiter Formulierung in sich schließender Zustand — sei es als Benthamische Maximisation der Lust, sei es als gerechteste Verteilung des Glückes unter die Einzelnen — gefaßt wird, die dem nämlichen Ideal Zustrebenden aus sehr verschiedenen, sittlich mehr oder minderwertigen Motiven um die Herbeiführung dieses Zustandes sich bemühen können. Zufällige Verhältnisse werden es gewiß oft mit sich bringen, daß Mancher, von bloßem Eigennutz oder noch schlechteren Beweggründen getrieben, sich in den Dienst des ethischen Ideals stellt, an der Realisation des *summum bonum* arbeitet, und in diesem Falle wird selbst der objektive Wert der Grundtatsache, nach welchem der Erfolg des Handelns als sittlich wünschenswert oder sittlich bedauerlich bestimmt wird, wird selbst die Güte oder Entwicklungshöhe der herrschenden Sittlichkeit also dem Verhalten einen subjektiv ethischen Wert zu verleihen außer stande sein. So kann, je nachdem man sich an die eine oder die andere der beiden Bedeutungen hält, sowohl die Möglichkeit des Vorhandenseins subjektiver beim gleichzeitigen Mangel objektiver als auch umgekehrt diejenige des Bestandes objektiver ohne wahre subjektive Sittlichkeit behauptet werden. Menschen können von tiefster subjektiver Moralität erfüllt, von der größten Rechtschaffenheit durchdrungen sein, so daß sie nichts gegen ihr Gewissen thun und sich lediglich von den durch die Moral ihrer Zeit und ihres Volkes sanktionierten Antrieben leiten lassen, und doch können, wenn eben die Zeit- und Landesmoral wenig tangt, das heißt einer niederen Stufe der Evolution des sittlichen Bewußtseins entspricht, die Bestrebungen dieser Personen insofern objektiv unmoralisch sein, als sie sich nicht auf das Ziel richten, welches, vom höchsten geschichtlichen und philosophischen Standpunkt betrachtet, das wahre Endziel der ethischen Menschheitsentwicklung vorstellt. Nach der anderen Bezeichnungsweise darf im Gegenteil, wenn der Zweck des Strebens, losgelöst von den Motiven, also genauer und richtiger geredet: der faktische Totaleffekt der gewollten oder gewünschten Handlungen auch nur durch die augenblicklich in Geltung stehende Sittlichkeit, keineswegs jedoch durch das Zusammen treffen mit der Grundtendenz alles ethischen Lebens legitimiert wird, das Streben noch immer objektiv sittlich heißen, ohne daß es hierdurch im mindesten einen Anspruch auf subjektive Moralität erlangt, falls es nicht auch aus moralischen Gesinnungen hervorstießt. Denn bei der unentbehrlichen Gefühlsgrundlage des sittlichen Handelns wird kein noch so äußerlicher Utilitarismus es zu einer derartigen Materialisation des höchsten Gutes bringen, daß

der Unterschied der Motive gleichgültig wird; seine eigenen Voraussetzungen würden ihn Lügen strafen, wenn er so weit ginge, eine aus gemein egoistischen und eine aus altruistischen Gründen zuwege gebrachte Vermehrung des allgemeinen Wohls fittlich gleich zu taxieren: müßte ja doch die in solcher Schätzung liegende Billigung des nackten Egoismus, sobald sie allgemein geworden wäre oder nur überhaupt das Verhalten der Menschen zu beeinflussen angefangen hätte, in kürzester Zeit die schwersten Schädigungen des Gemeinwohles nach sich ziehen und auf diese Weise den Ultrabenthamisten auch schon von der Unhaltbarkeit seiner Position überzeugen.

Gleichwohl läßt sich eine gewisse Diskrepanz zwischen den Thatfachen, worauf die erstere, und denjenigen, worauf die zweite Unterscheidung von subjektiver und objektiver Moralität beruht, oder zwischen dem Endzweck der Moral und den ihr allein zur Verfügung stehenden Mitteln nicht in Abrede stellen. Jenes Verhältnis nämlich, durch welches die Tendenz aller Sittlichkeit auf Herstellung möglichst allgemeiner Wohlfahrt verdeckt und scheinbar verleugnet wird und welches man am besten die unvermeidliche teleologische Insuffizienz der sittlichen und der Rechtsnormen nennen könnte, entspringt aus zwei Ursachen, deren eine in dem allgemeinen Gebots-, beziehungsweise Verbotscharakter der bestimmten, auf äußere Akte bezüglichen rechtlich-sittlichen Vorschriften, die andere jedoch eben in der Notwendigkeit nicht bloß des die freiwillige Unterordnung unter diese Vorschriften bewirkenden Pflicht- und Ehrgefühls, sondern auch der mannigfachen natürlich-altruistischen Gefühle für die Realisierung der sittlichen Lebenszwecke liegt. Es ist klar, daß die strenge Allgemeinheit der ethischen und zumal der in diesen enthaltenen juridischen Gesetze im Einzelfalle oft genug die Glücksumme vermindert, statt sie zu vermehren, also der vollständigen Erreichung des sittlichen Endziels entgegensteht, und daß sie doch andererseits, wie paradox es auch klingen mag, gerade wieder durch dieses Endziel bedingt wird, aus dem einfachen Grunde, weil man die Bestimmung des definitiven Lusteffektes einer Handlung für die Gesamtheit unmöglich dem schwankenden, unzulänglichen, häufig trügerischen Urteile des Einzelnen überlassen kann, ein sittliches Universalgebot: „Handle so, daß aus deinen Thaten möglichst viel Glück und eine möglichst vollkommene Ausgleichung der Glücksgüter entspringt“, ohne besondere Vorschriften, in denen sich gleichsam die Erfahrung der Generationen über die Durchschnittswirkungen gewisser Maßnahmen verdichtet, demnach im höchsten Grade gefährlich wäre. Da sieht sich denn die Gesellschaft gezwungen, wirklich solche spezielle Normen aufzustellen, deren Befolgung zwar im

einzelnen nicht selten ihre letzte Absicht verfehlt, aber nach dem Zeugnis der Geschichte, nach den der ethisch-juridischen Legislation zu Grunde liegenden Wahrnehmungen vieler Geschlechter doch wenigstens im großen Ganzen dieser Absicht gerecht wird und die allgemeine Wohlfahrt erhöht, während bei Abwesenheit der Normen die Zahl der schmerzvollen Zusammenstöße zunehmen, das Glück aller daher trotz einzelner Vorteile und Bequemlichkeiten sich verringern müßte. Gäbe es kein Gebot: „Du sollst nicht stehlen“, das grausam und unerbittlich in jedem Fall strengste Beobachtung heischt, so würde sicherlich manche Qual gemildert, manches Elend beseitigt werden, da der Arme von dem Überfluß des Reichen so viel, als er eben benötigt, sich aneignen dürfte: fehlte aber überhaupt der Begriff des Eigentums und damit die Notwendigkeit des unbedingten Diebstahlverbotes, so würde, indem Jeder sein Bedürfnis für dringlicher hielte als das der Andern, ein Kampf Aller gegen Alle entbrennen, mit einem Gefolge von Leiden, welches denn doch noch viel schlimmer wäre als alles Ungemach, das die Institution des Eigentums und die darin begründete Allgemeinheit des juridischen Gesetzes mit sich bringt. Und zur Allgemeinheit gehört auch die streng verpflichtende Kraft. Mit bloßen Ratschlägen der Gemeinschaft an den Einzelnen, bestünden sie gleich in dem Rate, einer Regel stets und ausnahmslos, also nicht nur, wo ihr Wert sichtbar ist, zu folgen, wäre wenig genügt: man würde sie beachten oder in den Wind schlagen, je nachdem sie unserem das Urteil immer täuschenden und besiehenden Eigennutz gerade zusagten oder nicht: das soziale Interesse bedarf deshalb der harten, strikten, rücksichtslosen Forderungen, damit die Quelle des Leids nicht noch viel reichlicher fließe, als es dieses erbarmungslose Gesetz will, damit das kleinere Übel nicht durch ein ungleich größeres verdrängt werde. Es ist Kants unsterbliches Verdienst, diese Allgemeinheit der Rechts- und Sittengesetze oder, was dasselbe besagt, das Vorhandensein bestimmter, unbedingt geltender Normen auf ethisch-juridischem Gebiete mit solchem Nachdrucke wie kein Philosoph vor ihm betont zu haben. Hatte der große Denker schon in den „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“ das Moment der materialen Allgemeinheit der sittlichen Pflichten, wie es wenigstens für die christliche und humane Ethik gilt, hervorgehoben, das heißt jene Eigenschaft derselben, kraft deren sie Berücksichtigung des Interesses Aller und nicht bloß des Wohls und Wehes dieser oder jener Person fordern, und hatte er aus eben diesem Umstande die Notwendigkeit der festen, unbeweglichen sittlichen Grundsätze so wie eines diese Grundsätze tragenden ästhetisch-moralischen Gefühls abgeleitet, weil die weichen, allzu impressionistischen Tugenden des „Mitleids“ und der „Gefäl-

ligkeit“ mehr von dem Gegenwärtigen und Nahen gerührt werden, das Zukünftige und Ferne jedoch viel weniger zur Triebfeder für Handlungen nehmen, sonach bei ausschließlicher Herrschaft über das Gemüt allerlei Ungerechtigkeiten erzeugen und jene gebotene Richtung auf das Gesamtwohl vermissen lassen, — hatte solcherart Kant schon 1766 die materiale Allgemeinheit der sittlichen Pflichten in helles Licht gestellt, so war ebenfalls bereits vor der Abfassung des ersten seiner kritischen Hauptwerke die formale Allgemeinheit der Sittengesetze und die ganze Bedeutung des Problems, welches dieser formale Charakter der rechtlich-ethischen Normen einschließt, von dem Philosophen erkannt worden. Aber nicht nur auf das Problem wies die in den „Vorlesungen über die Metaphysik“, welche man trotz Arnoldt und Thon wohl in die Siebzigerjahre wird verlegen müssen, gebotene Formulierung des obersten Moralprinzips oder, was für Kant eins war, die Definition der Würdigkeit, glücklich zu sein, sehr deutlich, wenn gleich nicht mit ausdrücklichen Worten hin, auch die einzig mögliche Lösung des Problems, die einzige nämlich, zu der man gelangt, ohne den berechtigten eudämonistischen Standpunkt verlassen zu müssen, hatte Kant damals schon gefunden. Die erwähnte Formulierung des Moralprinzips in dem Satze: „Wenn wir uns so verhalten, daß daraus, wenn sich Jedermann so verhielte, die größte Glückseligkeit entspringen würde, dann haben wir uns so verhalten, daß wir der Glückseligkeit würdig sind“, enthält in der That diese Lösung, wie sie durch keine bessere, vollkommenerere ersetzt werden kann, und vergleicht man damit die Ausführungen des Abschnittes: „Von dem Ideal des höchsten Gutes“ in der „Kritik der reinen Vernunft“, so muß man die bestimmteste Überzeugung gewinnen, daß nicht etwa die Unvereinbarkeit der Allgemeinheit und schlechthin verbindenden Kraft der Sittengesetze mit dem berechtigten, univervellen Eudämonismus, sondern vielmehr das Bestreben, neben diesem univervellen auch den seinem Wesen nach antiethischen, individuellen, egoistischen Eudämonismus zu retten, Kants Zweifel an der Zulänglichkeit des so glücklich entdeckten Prinzips wachrief und die verhängnisvollen Konzeptionen an die Theologie veranlaßte. Zu um so seltsamerem Gegensatz zu diesem unbewußten und uneingestandenem, aber mittelst religiöser Vorstellungen zweifellos durchgeführten Versuche einer Aufrechthaltung des egoistischen Eudämonismus steht die andere Seite in der Fortentwicklung der Kantischen Ethik, jene Wiederaufnahme und eigenartige Umprägung der schon 1764, wenn auch unter anderem Namen gebildeten und zum Schluß der „Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundzüge der natürlichen Theologie und der Moral“ dargelegten Konzeption eines kategorischen



Imperativs, einer „Notwendigkeit der Zwecke (necessitas legalis)“, wie es damals bei Kant hieß, das heißt eines unbedingten, nicht bloß hypothetischen Sollens — jene Umprägung dieser Konzeption, die schließlich zur vollkommenen Formalisierung und Rationalisierung der Ethik und Entleerung alles Gehalts aus den sittlichen Begriffen führte. Es kann jedoch nicht eindringlich genug gesagt werden, daß die strenge Allgemeinheit der rechtlich-sittlichen Normen nur auf dem Boden des Eudämonismus ein interessantes, ernstes, hochwichtiges Problem ist; denn nur, wenn man des Zweifelpaltes inne wird, der zwischen den Konsequenzen des formalen Charakters der Gesetze und dem eudämonistischen Endziele der Sittlichkeit besteht, kann und muß sich die Frage erheben, ob man trotzdem an der Auffassung der Moral- und Rechtsgebote als eines Systems von Mitteln zur Erreichung dieses Endziels festhalten dürfe, thürmt sich somit eine Schwierigkeit auf, die mit allen Kräften überwunden werden muß. Für die aprioristisch-rationalistische Ethik ist die Allgemeinheit der Rechts- und Sittengesetze selbstverständlich, aber eben darum auch bedeutungslos und des Nachdenkens nicht wert.

Schon diese Normen von allgemeinem Befehlscharakter und mit ganz bestimmtem Inhalte bedürfen nun, um wirksam zu werden, das heißt um sich Befolgung zu erzwingen, eines emotionalen Faktors, einer Gefühlsgrundlage, ob man sie Pflichtgefühl, Achtungsgefühl, Gewissen oder anders nenne. Die gesellschaftliche Einrichtung, daß die Übertretung mancher Gesetze mit Strafen belegt wird, könnte ihnen noch lange nicht den im Gesamtinteresse erwünschten Gehorsam schaffen, wenn nicht auch dort, wo es leicht scheint, der Strafe zu entgehen, das Pflicht- oder Rechtsgefühl zur Einhaltung der Gebote nötigte. Ja, die Strafen selber wirken, je höher die Civilisation entwickelt ist, um so weniger durch das, was sie an unmittelbarer und eigentlich realer Pein enthalten, und um so mehr durch die Schen des zu Bestrafenden vor dem Schimpfe, der Ehrenkränkung abschreckend: sie setzen auf solchen Kulturstrafen also bereits eine moralische oder wenigstens für die Moral verwertbare, wichtige und selbst unentbehrliche Gefühlsanlage voraus, um ihrem Zwecke entsprechen zu können. Allein mit dem Pflicht- und Ehrgefühl, deren Genesis zu erörtern hier Raum und Anlaß fehlen, ist es offenbar nicht gethan, soll die Sittlichkeit über die dürftigsten und rohesten Anfänge hinausgelangen und sich zu schönerer, reicherer Blüte entfalten. Auf dem bloßen Respekt vor den in der nächsten Umgebung herrschenden Anschauungen von Gut und Böse, ohne stete Inanspruchnahme der altruistischen Gefühle und sorgfältigste Pflege derselben, kann sich wohl die Moral wilder und barbarischer Völkerstämme, aber gewiß

nicht die höchste, die christliche und modernhumane Sittlichkeit aufzubauen. Sogar Kant, der Ethiker des starren Pflichtgefühls, hat in jener ästhetischen und charakterologischen Schrift aus dem Jahre 1766, welche für wahre Tugenden bereits ausschließlich die in der reinen Achtung vor den sittlichen Grundjahren wurzelnden erklärte, Mitleid und Gefälligkeit wenigstens als „adoptierte Tugenden“ gelten lassen, ohne deren Hilfe es die Moral nie zu lebendiger Wirksamkeit bringt, während ihm der Ehrgeiz trotz der kaum geringeren Brauchbarkeit für die Durchsetzung der ethischen Gebote nur ein „Tugendschimmer“ zu heißen verdiente, und er hat auch später, in seiner kritischen Periode, wie sehr sich gleich die Einseitigkeit seines ethischen Rigorismus steigerte, die bedeutame Rolle dieser Affekte nicht völlig verkannt. Allerdings — auch darin tritt vielleicht etwas von dieser Einseitigkeit zu Tage — umschrieb er den Kreis der „vollkommenen“ Pflichten so, daß nur diejenigen, welche bestimmte, scharf zu kennzeichnende Verhaltensweisen vorschreiben und deren Verletzung also ein unbedingtes Verbot treffen kann, darin befaßt waren, und rechnete er hingegen die Forderungen, die aus dem sittlichen Wert der altruistischen Gefühle sich ergeben, wenn schon nicht diese allein, zu den „unvollkommenen Pflichten“. Aber diese Bezeichnungsart ließe sich mit ebenso gutem, ja besserem Rechte umkehren. Die Gebote, deren Überschreitung selbst das Strafgeiz ahndet, enthalten freilich die ersten, elementarsten, für die Aufrechthaltung der gesellschaftlichen Ordnung unerläßlichsten und insoferne „vollkommensten“, allein andererseits doch auch wieder die niedrigsten, unvollkommensten Pflichten, jenseits deren Bereiches erst die spezifisch moralische Sphäre beginnt, wenn man die Sittlichkeit im engeren Sinne und das Recht einander gegenüberstellt. Das Recht gebietet Handlungen und Unterlassungen, die Sittlichkeit befiehlt oder empfiehlt Bestimmungen; das Recht sagt: „Du darfst nicht stehlen, nicht defraudieren, nicht morden, dich keiner Bigamie schuldig machen“, die Sittlichkeit mahnt zu Treue, Dankbarkeit, Mildherzigkeit, Wohlwollen; durch das Recht wird uns jedesmal ein bestimmter Auftrag erteilt, durch die Sittlichkeit ein Feld zugewiesen, das wir in der mannigfachsten Weise bepflanzen und bebauern können. Das altruistische Gefühl in seinen verschiedenen Sondergestaltungen, welches so unläugbar ein Fundament der Moral, obgleich keineswegs, wie Schopenhauer, und noch dazu von einem einzigen Specialtypus dieses Gefühls, angenommen hat, das ganze Fundament derselben ausmacht, ist nun, wie gesagt, gleichfalls eine Quelle dessen, was zuvor die teleologische Insuffizienz des ethischen Lebens genannt wurde. Es verleitet uns fort und fort, mehr von dem eigenen Interesse preiszugeben, als der andere durch solche Preisgebung gewinnt; es treibt uns zu Opfern für Unwürdige

und fügt dann zu dem Bedauern über die Erfolglosigkeit unserer Anstrengungen den Schmerz des erlittenen Undantes; es macht uns dadurch, daß es uns verführt, das kleine Leid des Einen mit Erschöpfung all unserer Kräfte zu lindern, unfähig, der viel größeren, empfindlicheren Not des Andern abzuweichen; es schließt überhaupt seiner Natur nach, als affektiver Erregungszustand des Bewußtseins, bis zu einem gewissen Grade den kalten und nüchternen Hauptnis-Benthamischen Kalkül aus; kurz, es hat eine Anzahl „dysteleologischer“ Folgen, wenn dieser von Haeckel für biologische Thatfachen geprägte Ausdruck auf das moralphilosophische Gebiet übertragen werden soll. Zwar läßt sich andererseits nicht verkennen, daß zwischen dem Walten des sympathischen Affektes und jener teleologischen Inzuffizienz der Sittlichkeits- und Rechtsformen, welche aus deren strikter Allgemeinheit hervorgeht, eine Art Ausgleichungs- oder Ergänzungsverhältnis besteht, daß die letztere durch das erstere in höchst merkwürdiger und für die Aufgaben der Sittlichkeit bedeutungsvoller Weise korrigiert wird: das altruistische Gefühl mildert die Härte des Gesetzes; das Diebstahlsverbot z. B., um bei dem früheren Exempel zu bleiben, würde sich für den Armen noch viel peinlicher fühlbar machen, wenn nicht die zu sittlichen Pflichten erhobenen, milden Regungen des Herzens dem Unglück entgegenarbeiteten, welches die mitleidlose Universalität der Rechtsnorm über viele verhängt. Indes hebt diese Beziehung, kraft welcher der eine Mangel der ethischen Grundeinrichtungen den anderen teilweise kompensiert, doch die Thatfache nicht auf, daß die sympathischen Gefühle auch ihrerseits, wofern sie sich frei und voll ausleben, mancherlei Unzukömmlichkeiten bereiten, daß sie sich ebenfalls, obgleich in anderer, wenn man will, entgegengesetzter Richtung wie die schlechterdings gültigen Gebote, von dem Ziel entfernen, welchem unbewußt das ethische Leben zusteuert. Dessenungeachtet — und damit kehren nun diese Erörterungen zu ihrem Kernpunkte zurück — sind beide Gruppen von Gefühlen, das Pflicht-, Rechts- und Ehrgefühl auf der einen und die von dem abstrakten Gerechtigkeitsgym ganz verschiedenen, wiewohl ihm großenteils als Basis dienenden sympathischen oder altruistischen Gefühle auf der anderen Seite, für eine wenigstens approximative Erreichung des Zieles, für eine Annäherung an dasselbe in jenem Maße, welches zur Zeit überhaupt möglich scheint, nicht zu entbehren. Man braucht nur die schon oben gepflogene Überlegung anzustellen; man braucht sich bloß zu fragen, welche Folgen es hätte, wenn die spezifisch ethischen Gemüthsstimmungen, alles Pflichtgefühl und aller natürliche Altruismus, plötzlich aus dem sozialen Getriebe ausgeschaltet würden, so daß sich jeder nur von der Rücksicht auf seinen eigenen Vorteil leiten ließe, jeder nur sein eigenes Glück suchte, und zwar das Glück,

wie es bei vollster Gleichgiltigkeit sowohl gegen die Schicksale der Mitmenschen, als gegen deren gute oder schlechte Meinung an gewisse äußere Bedingungen geknüpft erscheint, — man braucht sich wirklich bloß die Konsequenzen eines solchen Zustandes zu vergegenwärtigen, um sich sogleich zu überzeugen, welches gutes Recht die Ethik hat, Legalität und Moralität zu trennen und die wahre Sittlichkeit ausschließlich in die Gesinnung zu verlegen. Mag eine Handlung noch so sehr dem Gesamtinteresse dienen, noch so ausgiebig das allgemeine Wohl fördern, ihr sittlicher Wert beginnt erst da, wo die ethischen Gefühle als Triebfedern ins Spiel kommen. Die in Gedanken vorgenommene Elimination dieser Gefühle mit ihren unausbleiblichen Folgen zeigt dem stumpfsten Sinne, daß wirklich auf ihnen und auf ihnen allein der ganze kunstvolle Bau der Sittlichkeit ruht. Nur so weit sie thätig sind, darf man erwarten, daß das Leben der gesellschaftlich organisierten Menschheit auch über die Grenzen jenes Gebietes hinaus, welches der materielle Rechtszwang sichert, sich in der Richtung nach den letzten ethischen Zielen bewegen werde; ohne ihren Einfluß müßte es dem Zufall anheimgestellt bleiben, ob da und dort, bei einzelnen Anlässen, der rücksichtslos für sich selbst Sorgende, ohne es zu wollen, durch eine seltzame Verkettung der Umstände auch den Anderen, der Allgemeinheit Dienste erweist. Daß trotzdem, selbst beim lebendigen Walten der ethischen Gesinnungen, jene Bewegung nur ganz im allgemeinen stattfindet und daß insbesondere, wie früher angedeutet, ein eigentümliches Zusammen- und Einanderentgegenwirken der beiden in gewisser Hinsicht antagonistischen Hauptarten sittlicher Gefühle benötigt scheint, damit die Zwecke der Moral nicht in noch weiterem Umfange verfehlt werden, thut nichts zur Sache: steht es ja doch immerhin fest, daß ohne Gesinnungen, also ohne das, was das subjektiv Sittliche in dem zweiten Sinne dieses Terminus ausmacht, auch das objektiv Sittliche beider Bedeutungen vollends in nichts zerföbe und ein eitles, hohles, nie und nimmer zu verwirklichendes Hirngepinnst bleiben müßte.

Man sieht hieraus, wie die erläuterten Gegensätze von subjektiver und objektiver Moralität zum tiefsten Grunde der Sittlichkeit hinunterzuführen und die beiden Hauptthatfachen des ethischen Lebens an den Tag bringen: einerseits den von Kant, Herbart, Schopenhauer und dem spekulativen Idealismus, aber auch von einzelnen Positivisten, z. B. Dühring, teils ausdrücklich, teils stillschweigend gelegneten teleologischen Charakter der rechtlichen und sittlichen Normen, welcher durch deren mit der strengen Allgemeinheit gegebene Insuffizienz, das heißt ihr Fehlschlagen oder Versagen im einzelnen Falle wohl verwischt, aber nicht aufgehoben wird und dem neuerdings Anerkennung verschafft zu haben vornehmlich das Verdienst der zwei

großen Nach-Kantischen Endämmonisten: Bentham und Ludwig Feuerbach ist, andererseits die notwendige affektive Basis der Sittlichkeit, die Bentham überseh oder doch nicht gebührend würdigte, während sie Feuerbach, auch in diesem Stück der rationalistisch-autonomistischen Ethik und dem gemeinen Utilitarismus sich gleichmäßig überlegen zeigend, wenigstens zum Schlusse seiner grandiosen moralphilosophischen Denkerarbeit nach ihrer vollen Bedeutung erkannte. Wäre das Sittliche grund- und ziellos oder nur in der reinen, formalen, sich selbst genügenden Vernunftbetheätigung gegründet, diene es nicht gewissen Zwecken, die anzustreben die Vernunft sich auf praktischem Gebiete ebenso gebunden fühlt, wie sie auf theoretischem das Material der Anschauung als ein Gegebenes hinnehmen, davon ausgehen und immer wieder zur Interpretation desselben zurückkehren muß, dann ließen sich weder die Wandlungen des sittlichen Ideals, die Veränderungen des Inhaltes der in verschiedenen Geschichtsperioden und bei verschiedenen Völkern giltigen sittlichen Vorschriften begreifen, noch hätte man irgend ein Kriterium, um auszumachen, ob eine dieser Wandlungen einen Fortschritt oder einen Rückschritt bedeutet; die ethische Höherbildung der Menschheit könnte dann ausschließlich in dem steigenden Grade jener Unterwerfung der Einzelnen unter das herrschende Moralgesetz bestehen, welche die subjektive Sittlichkeit in dem ersten hier erläuterten Sinne ausmacht. Nicht besser, ja vielleicht noch schlimmer läge die Sache für alle diejenigen, die eine endgiltige, letztinstanzliche Wertbestimmung auf ethischem Gebiete erlangen zu können hoffen, wenn die sittlichen Normen den einfachen Ausfluß von Gefühlen, gleichsam die natürliche Reaktionsweise solcher Gefühle unter gewissen Bedingungen vorstellten, sei es, daß ein einziges sittliches Grundgefühl, sei es, daß eine Mehrzahl moralischaffender Gefühlstypen existierte, oder — es wäre das übrigens nur eine Specialisierung des ersteren Falles, eine eigenartige Gestaltung des moralischen Grundgeföhls, welche dasselbe als den spezifisch ästhetischen Emotionen zugehörig erkennen ließe — wenn die Gebote der Sittlichkeit dem unmittelbaren, nicht weiter zu begründenden Beifall, der sich an die Wahrnehmung bestimmter Handlungs- und Empfindungsweisen knüpft, ihren Ursprung dankten, wie das Kant in seiner ersten Behandlung der ethischen Grundfragen, vom Jahre 1764, und später, mit der damaligen Position Kants aufs genaueste übereinstimmend, Herbart, der Hauptvertreter der ästhetischen Moralauffassung, gelehrt haben. Denn unter diesen Voraussetzungen könnte überhaupt nicht, auch nicht einmal für das einzelne Stadium der ethischen Menschheitsentwicklung, das sittliche Sollen gegenüber dem natürlichen Wollen gerechtfertigt werden; es entspränge wohl aus den sogenannten moralischen Geföhlen, soweit

eben deren Herrschaft reicht, eine gewisse Wertgebung, aber es ließe sich nicht absehen, warum diese Wertgebung vor der in anderen Gefühlsanlagen wurzelnden den Vorzug verdient, warum Willensantriebe, wenn sie im Individuum von Natur aus nun einmal stärker sind, unterdrückt oder verdrängt werden müßten von Impulsen, die aus einem schwächeren Gefühl, sei dieses Mitleid, Wohlwollen oder ästhetisches Gefallen an bestimmten Willensverhältnissen, hervorgehen und die dementsprechend auch selbst von minder kräftiger Art sind; kurz, es wäre diesfalls mit der Sanktion der Sittlichkeit mißlich bestellt, wofern man nicht nach Schopenhauerischem Muster zur Magie geheimnisvoller metaphysischer Beziehungen seine Zuflucht nehmen wollte, zu Konzeptionen also, bezüglich deren es außerdem noch mehr als fraglich erschiene, ob ihre Absicht — von der wissenschaftlichen Bedeutsamkeit solcher Vorstellungsarten ganz abgesehen — in der That erreicht werden könnte. Erst der Gedanke einer den moralischen Regungen innewohnenden unwiderstehlichen Tendenz, die entgegenstehenden Gefühle zurückzudrängen und zu überwältigen, ihrer in immer höherem Maße Herr zu werden, könnte so etwas wie eine Sanktion des Sittlichen schaffen und den Begriff des Sollens als einer besonderen Form des Seins oder Werdens entstehen lassen; aber dann gieng, bei der notwendigen Gebundenheit der Gefühlserregung an gewisse Anlässe und bei der Bestimmtheit der von den moralischen Gefühlen inspirierten Handlungen hinsichtlich ihres emotionalen Effektes für andere Wesen, die Betrachtungsweise von selbst in die teleologische der Feuerbachschen Gestalt über und unterschiede sich von der letzteren zu ihrem Nachteile bloß dadurch, daß sie jede Rechenschaft über die Gründe des von ihr angenommenen Verhältnisses, des allmählichen Überwucherns und Vorherrschendwerdens einer besonderen Gefühlsgruppe vermissen ließe. Es lenchtet ja ein: nur wenn der innere Zwang und Drang, der die moralischen Gefühle im Laufe der Zeit prävalieren macht, nicht ein „innerer“ in der strengsten Bedeutung des Wortes ist, kann man an sein wirkliches Vorhandensein glauben, weil dann auch seine Ursachen sichtbar sind. Wenn nämlich, wie es der fundamentale Satz Feuerbachs, dieses Columbus-Ei der philosophischen Ethik, auspricht, das dem eigenen Glückseligkeitstriebe scheinbar widerstreitende „Du sollst“ der sittlichen Pflicht bloß ein Echo vom „Ich will“ des Glückseligkeitstriebes der Anderen ist, da das Phänomen des Sollens in seinem ganzen Umfange niemals aus dem einzelnen, isolierten Menschen, auch nicht aus der von Kant zu Grunde gelegten „reinen praktischen Vernunft“ desselben ableitbar scheint, da nie der Einzelne sich aus eigenem Antriebe das „Du sollst“ zurufen kann, sobald in diesem Befehle mehr liegt als eine Forderung der Klugheit, des wohl-

verstandenen Eigenmuthes, wenn sonach, mit Feuerbachs eigenen Worten zu reden, „die Glückseligkeit, aber nicht die in eine und dieselbe Person zusammengezogene, sondern die auf verschiedene Personen vertheilte, Ich und Du umfassende, also nicht die einseitige, sondern die zwei- oder allseitige“, „das Prinzip der Moral“ ist, dann wird es allerdings nicht minder leicht verständlich, daß die sittlichen Gefühle, deren Bethätigung eben den zahllosen, miteinander oft in Konflikt geratenden Glückseligkeitstrieben die beste Ausgleichung schafft, unter den vielerlei Emotionen eine besonders ausgezeichnete Stellung haben, mehr und mehr erstarken, mehr und mehr Geltung gewinnen, als daß der sittlich empfindende Mensch seine eigene Gefühls- und Begehrungsweise auch den Andersgearteten ansinnen und gewissermaßen aufdrängen darf, ohne befürchten zu müssen, seine Zumutung würde von diesen als thöricht und sinnlos zurückgewiesen werden. Die absolute Gefühlsethik dagegen, welche die gerade vom univervell endämonistischen Standpunkte aus so selbstverständliche Thatsache mißdeutet, daß aus jenem das „Du sollst“ erzeugenden „Ich will“ bloß ursprünglich, so zu sagen im vormoralischen Stadium, der ganze, volle, unbeschränkte Glückseligkeitstrieb des Individuums herauströmt, während, sobald die Sittlichkeit einmal wirklich ins Leben getreten ist, dieses „Ich will“, als dessen getreue Widerspiegelung das moralische „Du sollst“ erscheint, einen enger begrenzten, nicht mehr wahllos jedes Lustverlangen einschließenden Inhalt hat, — die Gefühlsethik, welche diese Thatsache mißdeutet, daher die genetische Sittlichkeitstheorie ablehnt und solch bestimmtes „Ich will“, solche bestimmtere, aus bestimmten Gefühlen hervorsfließende Wünsche oder Begehrungen schon von vorneherein und nicht etwa, weil bei ihrer Erfüllung der Glückseligkeitstrieb Aller am besten fährt, zu Grundlagen der Moral macht, muß offenbar, um die Überordnung des Sittlichen nicht ganz in der Luft schweben zu lassen, in gewisse Affekte und Gesinnungen eine räthelhafte Neigung und Fähigkeit zur Ausbreitung, eine mysteriöse Werbekraft, eine Art Infektiosität hineinlegen und schließlich muß sie doch noch ein gutes Teil der Feuerbachschen Lehre von der Unentbehrlichkeit des Ich und Du zur Moralkzeugung gelten lassen, weil zur Werbung eben ein Werbender und Geworbener, zur Infektion ein Inficirendes und Inficirtes gehören oder ohne Bilder: weil es bei der unleugbaren Schwäche der moralischen Gefühlsreaktion in manchen Individuen zum Mindesten notwendig erscheint, daß ethisch besser begabte Genossen mit Forderungen an diese sittlich Stumpfsinnigen herantreten, um auch in ihnen das Bewußtsein von Verpflichtungen zu wecken, das sich aus ihrer eigenen, natürlichen Gemüthsveranlagung nicht ergeben würde. Indes, wie dem auch sein möge: ohne die im Lauf der Geschichte mit zwingender Gewalt sich

tundgebende Überlegenheit der moralischen Gefühle fehlte es den Geboten der Sittlichkeit, wenigstens der vollkommeneren, altruistischen, an jeder Legitimation sowohl für die Einzelnen, die sich durch unsittliches, grobegoistisches Verhalten in ihrem Inneren nicht gepeinigt oder beunruhigt, in ihrer subjektiven Wertschätzung nicht herabgesetzt fühlen, als noch viel mehr für die primitiven Gemeinschaften, in deren brutalem Sittengesetz sich kaum Spuren von echtem Altruismus entdecken lassen, bei welchen daher auch Mangel altruistischer Gesinnung nicht als Tadel oder Vorwurf gilt. Die Verbreitung der moralischen Gefühle in immer weitere Kreise aber, ihre fortwährende Einpflanzung in Menschen, die zuvor ihrer entbehrt hatten, oder, da man von Einpflanzung strenge genommen doch nicht sprechen kann, ihre seitens der Übrigen erfolgende Pflege und Kräftigung in Personen, in welchen sie von Hause aus schwach entwickelt waren, dies würde, vorausgesetzt, daß die moralischen Emotionen wenigstens teilweise altruistischer Natur sind und daß andererseits Streben nach Lust und Fliehen vor Unlust das Grundgesetz des einzelnen Willens bedeutet, auch schon von selber eine ganz bestimmte Richtung der von diesen Gefühlen diktierten Handlungen mit sich bringen; es würde dadurch das Verhalten der Menschen mit der Zeit notwendig in dem Sinne unificiert werden, daß es immer mehr die Herstellung der größtmöglichen allgemeinen Wohlfahrt zur Wirkung hätte. Ja, man muß sagen: sogar bei größter Ohnmacht der altruistischen Affekte und äußerster Seltenheit der Individuen, welche denselben wahrhaft zugänglich sind, wäre die Richtung auf die Förderung des Gesamtwohles zu konstatieren: denn sie ist mit diesen Gefühlen selbst gegeben, eins mit deren Natur, zumal auch der höchste Altruismus das eigene Glücksbedürfnis nicht ausschließt, vielmehr, wie Comte so schön gezeigt hat, in solchem Bedürfnis seine unerläßliche Basis und Direktive besitzt. Nur hätte die Tendenz dann nicht die Mittel, sich durchzusetzen. Die schwachen, nur da und dort erwachenden, in der Menschheit auf verschwindende Weise zersplitterten Gefühle wären außer Stande, dem Leben unserer Gattung, indem sie es in bestimmte Bahn drängen, ein teleologisches Gepräge aufzudrücken; die altruistische Sittlichkeit mit dem immanenten, von ihrem Wesen unzertrennlichen Zielstreben käme über die bloße Anlage aus denselben Gründen nicht hinaus, aus welchen ihre Sanktion oder Legitimation unmöglich erschiene. Aber, wie gesagt, erst mit der Möglichkeit solcher Sanktion, erst mit der vollzogenen Umwandlung der Gefühlsmoral in die teleologische könnte ein überragender Standpunkt gewonnen werden, welcher eine Vergleichung der mannigfachen, in der Geschichte sich ablösenden Moralsysteme nach ihrer relativen Vollkommenheit verstattete, während sonst die Erkenntnis des Wechsels,



auch wenn dieser an irgend einem Punkte zufällig eine höhere Bewertung, also ein Erstarren und Überhandnehmen der selbstlosen Gefühle zeigte, bloß die Bedeutung einer Thatfachenfeststellung hätte, ein rein historisches, aber nicht meritorisches Urteil, eine bloße Wort-, aber nicht Wertbestimmung in sich schloße. In der That wäre ja „sittlich“ im letzteren Falle eine einfache Kollektivbezeichnung für gewisse, als innerlich zusammengehörig sich darstellende und daher mit einem gemeinsamen Namen ausgezeichnete Erscheinungen, — Erscheinungen, deren spezifische Differenz immerhin mit in einer besonderen lokalen und temporären Werthschätzung derselben bestehen mag, ohne daß doch über den Wert dieser Werthschätzung selbst, das heißt über ihre Berechtigung gegenüber anderen, durch andere Morallehren veriretenen Beurteilungsweisen entschieden werden könnte.

Nicht minder klar ist der zweite Zusammenhang. Wären die Zwecke, auf die sich die sittliche Legislation, wenn auch unbewußt und uneingeständlich, richtet, auf jedem beliebigen Wege, das heißt mit jeder beliebigen Gesinnung bloß durch gewisse äußerliche Anordnungen und Vorkehrungen der Gesellschaft zu erreichen, könnte man zur Annäherung an das ethische Ideal die mannigfachen Gefühle mißsen: das Pflichtgefühl sowohl wie jene altruistischen Affekte, die man trotz der Möglichkeit, daß aus ihrem durch Vernunft nicht geregelten Walten da und dort dem sittlichen Endzweck widersprechende Handlungen hervorgehen, an und für sich als moralische anzufassen und zu bezeichnen pflegt, dann erschiene es wieder durchaus gleichgiltig, welchen Beweggründen eine That entstammt, wenn sie nur die faktischen Ziele des ethischen Lebens befördert. Allein die Voraussetzung trifft eben nicht zu und daraus ergibt sich abermals, wiewohl in anderer Richtung, ein Gegensatz von objektiver und subjektiver Sittlichkeit. Vergebens bemüht sich der Utilitarismus, diesen Gegensatz zu verwischen, die Differenz von Moralität und Legalität aufzuheben. Man kann dem klassischen Utilitarier Will unbedenklich beipflichten, wenn er sagt: „Wer einen Mitmenschen vom Ertrinken rettet, thut, was moralisch recht ist, ob nun sein Beweggrund die Pflicht ist oder die Hoffnung, daß er für seine Mühe bezahlt werde“; nur muß man sich bewußt bleiben, daß hier lediglich von der objektiven Moralität der Handlung, von demjenigen also, wofür seit langem auch der Ausdruck: „Legalität“ gebraucht wird, die Rede ist. In der That läßt sich bei Anerkennung des teleologischen Charakters der Sittlichkeit die Konsequenz nicht umgehen, daß, je nachdem die allgemeine Wohlfahrt durch eine bestimmte Handlungsweise vermehrt oder vermindert wird, die Art zu handeln das Gepräge der äußeren Moralität, das heißt des Zusammentreffens mit den letzten ethischen Zielen besitzt oder entbehrt. Dies braucht aber keineswegs so verstanden

zu werden, daß eine unmittelbare Beförderung der sittlichen Endabsichten im einzelnen Falle stattzufinden hätte, so daß die sofortige Erhöhung des Glückes der Gesamtheit das ausschließliche Merkmal jenes Zusammentreffens abgeben würde. Zu Hinblick auf die oben erörterte sekundäre ethische Zwecksetzung, auf die Notwendigkeit der Ausbildung fester äußerer Normen, wie sie namentlich das Rechtsgebiet und die dem Rechte näher liegenden Regionen der Sittlichkeit, das Bereich der „vollkommenen Pflichten“ Kants ansfüllen, kann vielmehr Legalität da fehlen, wo, wie bei dem Diebstahle des heiligen Crippinus zu Gunsten der Armen, der Effekt zweifellos in einer Vermehrung der universonellen Glückssumme besteht, also der Grundsatz: „Finis sanctificat media“ gegen die fixe ethisch-rechtliche Jurisdiktion durchgeführt wird, und tritt sie umgekehrt auch und zwar ganz besonders da zu Tage, wo einfach die Gesetze befolgt, die Normen eingehalten werden. Mit solcher Einhaltung der Norm kann das Gemeinwesen zunächst im gegebenen Falle zufrieden sein und es giebt dieser Zufriedenheit eben durch Konstatierung der Legalität Ausdruck. Wenn thatsächlich das geschieht, was das Gesamtwohl erfordert und was zumal durch die im Interesse dieses allgemeinen Wohles aufgestellte Norm vorgeschrieben wird, so ist äußere Moralität vorhanden. Ihr aber steht die subjektive oder, wenn man will, innere Sittlichkeit gegenüber und diese erscheint so wenig durch das nächste konkrete Ziel des einzelnen Willensaktes, welches nach Will allein ausschlaggebend sein würde, als durch den faktischen Erfolg des Wollens und Handelns bedingt. Das hat wohl schon Demokrit eingesehen. Der Schöpfer der kritischen Erkenntnistheorie ist auch der Urheber der wissenschaftlichen Ethik: er hat nicht nur das innerste Wesen aller Wertgebung überhaupt in der notwendigen Beziehung auf Lust und Unlust aufgedeckt, sondern auch schon das Grundgesetz der sittlichen Beurteilung enthüllt, indem er erklärte, Gutsein heiße nicht kein Unrecht thun, sondern keines wollen. Das Nichtwollen des Unrechtes im Sinne Demokrits aber kann nur einem Absichten vor dem Unrecht als solchem entspringen, nur die Motive, die Gesinnung, aber nicht den speciellen Willensakt betreffen, da ja die Zurechnung der bloß aus physischen Ursachen mißlungenen That viel zu selbstverständlich ist, als daß der große antike Denker das Bedürfnis gefühlt haben könnte, solche Trivialität eigens hervorzuheben. Und daß schon für Demokrit der Schwerpunkt der sittlichen Beurteilung in der Gesinnung lag, ist ja begreiflich genug. Denn offenbar erscheint es als eine Halbheit von Seite des Utilitarismus, sein Kriterium der Moralität von dem materiellen Effekte der Handlung unabhängig zu machen und es doch ganz in dem äußeren, realen Zwecke derselben zu suchen. Entweder — oder! Entweder entscheidet der Erfolg,

die thatsächliche Vermehrung der Lustsumme in der Gesellschaft, und dann darf sich auch derjenige nicht rühmen, moralisch gehandelt zu haben, der die gute Absicht bloß deshalb nicht vollführen konnte, weil seine physischen Kräfte versagten; oder es kommt auf die der jeweiligen Willensrichtung entsprechenden Generalwirkungen an, ohne Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse, unter welchen sich diese Willensrichtung bethätigt, und auf die Mittel, die ihr zu Gebote stehen, und dann handelt der Egoist, der im einzelnen Falle dank einer besonderen Kombination von Umständen seinen Nebenmenschen und der Allgemeinheit in Verfolgung des eigenen Vorteils nützt, ebenso wenig innerlich oder subjektiv moralisch als etwa derjenige, der einen Andern ins Wasser wirft, um ihn zu tödten, und ihn dadurch bloß von einer fieberhaften Krankheit befreit. Legt man bei der ethischen Beurteilung Gewicht auf die Absicht, in welcher eine Handlung geschieht, so muß man auch Gewicht auf die Motive legen, die selbst wieder die Absicht bestimmen: denn wie aus dem konkreten Ziele, das sich der Mensch steckt, die einzelne That entspringt, genau so entspringt aus den als Neigungen, Gesinnungen in seinem Innern schlummernden Motiven eine ganze Summe von Zwecken und damit von einzelnen Handlungen und Verhaltensweisen. Die Entscheidung in der ersten Alternative aber kann wohl nicht zweifelhaft sein. Nicht nur Mill, sondern jeder Utilitarier, auch der extremsten Gattung, bezieht die moralische Qualifikation zum mindesten ausschließlich auf die Absicht und niemals auch noch auf den von äußeren Verhältnissen, von der physischen Stärke, Gewandtheit u. abhängigen Grad der Verwirklichung, er legt somit gerade unter der Voraussetzung des Utilitätsprinzips einen Maßstab an, womit nicht Aktuelles, sondern Potentielles gemessen wird. Und das erscheint wieder ganz selbstverständlich, weil ja die moralischen Wertbegriffe, wenn auch nicht mit deutlichem Bewußtsein, zu dem Zwecke geprägt worden sind, um mittelst ihrer das menschliche Thun und Lassen zu leiten. Wie aber könnte man angesichts der beständigen Konflikte, in welche der Egoismus mit der Gerechtigkeit und der Wahrnehmung des allgemeinen Interesses gerät, eine solche Leitung bewerkstelligen und den Handlungen die durch das Gesamtwohl vorgezeichnete Richtung geben zu können hoffen, wenn man nicht auch die Gesinnungen, ja diese in erster Linie zum Gegenstande der Wertschätzung machte?! Den Erfolg, unbeschadet der Absicht, moralisch zu tadeln oder zu preisen, hätte keinen Sinn: denn Lob wie Tadel würde doch auch im künftigen Falle nur die Absicht zu beeinflussen vermögen und höchstens noch die auf die Ausführung verwandte Willensenergie und Sorgfalt, welche durch Werturteile zu kräftigen und zu schärfen Erzieher und Vorgesetzte sich ja in der That an-

gelegen sein lassen, keinesfalls jedoch dasjenige, was eben nicht anders sein, nicht anders erfolgen kann, weil es der Machtsphäre des Vollenden entzogen ist. Kaum viel besseren Sinn aber als solch verkehrte Schätzungsweise hätte es, dem sittlichen Urteil, wie Will verlangt, die nächste, objektive Absicht der einzelnen Handlung zu Grunde zu legen. Ist doch diese Absicht bloß ein Glied einer Kette, ein einzelnes Stück in einem ganzen System von Zwecken, die, als äußere Geschehnisse aufgefaßt, gar nicht wesentlichen Bestand haben, sondern alle zusammen erst einer inneren Zwecksetzung, der Verknüpfung mit subjektiven Befriedigungsformen ihr Dasein danken! Würde also eine That gelobt, ohne daß man sie ausdrücklich aus solcher Verbindung löste, so hätte der Thäter volles Recht, das ihm um des Nutzens der Handlung willen gependete Lob zu mißdeuten und für sein ganzes Zwecksystem, sein ganzes seelisches Streben in Anspruch zu nehmen. Daß dies aber falsch und auch den Intentionen der Utilitaristen nicht gemäß wäre, hat schließlich Will, von J. L. Davies in die Enge getrieben, selber eingeräumt. „Die Moralität der Handlung,“ sagt er in seiner Verteidigung gegen Davies' Einwürfe, „hängt gänzlich von der Absicht ab — das heißt von dem, was der Handelnde thun will. Aber der Beweggrund, das heißt das Gefühl, welches diesen Willen zum So-handeln in ihm hervorruft, macht auch, wenn es nicht einen Unterschied in der Handlung verursacht, keinen in der Moralität: obgleich es einen großen Unterschied für unsere moralische Werthschätzung des Handelnden begründet, zumal wenn es eine gute oder schlechte gewohnheitsmäßige Neigung anzeigt — einen Hang des Charakters, aus welchem der Wahrscheinlichkeit nach nützliche oder schädliche Handlungen fließen werden.“ Was Will leugnen wollte, ist damit zugestanden: es ist eine neuerliche Unterscheidung eingeführt, die weder von dem äußeren Gepräge der Handlung noch von der unmittelbaren Absicht ausgeht und die Bestimmung der Moralität dieser letzteren, der äußeren Moralität wesentlich ergänzt. Die einzige Differenz, welche Will von dem anti-utilitarischen oder vielmehr antiegoistischen Gesinnungsethiker trennt, liegt darin, daß jener die Prädikate erst dem ganzen vollenden Individuum zugeschrieben wissen will, die dieser auf Grund der nämlichen Thatfachen schon von dem einzelnen Willensakte aussagt.

Noch die Aufklärungsphilosophen des vorigen Jahrhunderts gaben sich der Täuschung hin, daß auf bloßen Egoismus ein System der Sittlichkeit gegründet werden könne. Es handle sich eben nur darum, gesellschaftliche Einrichtungen zu treffen, kraft deren Jeder selbst am besten zu Teile kommt und den größten Gewinn einheimst, wenn er auch für das Interesse der Anderen thätig ist. Ja, es wurde stillschweigend vorausgesetzt, daß solche Einrichtungen zur Zeit wirklich

schon bestehen. Volneys Darstellung der Ethik, der „Catechisme du citoyen français“ oder „la loi naturelle“, wie sich die Schrift später betitelte, schließt mit den charakteristischen Imperativen: „Erhalte dich! Belehre dich! Mäßige dich! Lebe für deine Nächsten, damit sie leben für dich!“ So entpuppt sich dem Verfasser der „Ruinen“ die Sittlichkeit in ihrem tiefsten Kerne als Klugheit. Der Utilitarismus selber stützt sich auf den Egoismus und erhält erst durch den letzteren seine Rechtfertigung. Es ist geradezu ein Musterbeispiel der hypothetischen Imperative Kants, welches Volney mit seinem Postulat der Nächstenliebe geboten. Noch bei Bentham, dem Sohne der Aufklärungszeit, wirkt diese Denkweise so stark nach, daß man häufig den Eindruck empfängt, auch die Sittlichkeit der Bentham'schen Moralphilosophie sei im Grunde nur verständiger Egoismus, ihre Unsitte-lichkeit nur Mangel an Voraussicht und Willensstärke. Wenn die „Deontology“ in den jüngeren Lebensläufen von Walter Wise und Timothy Thoughtless — schon die Namen sind bezeichnend! — den Gegensatz des guten und schlechten Menschen nebst den Schicksalen, welche sittliche Gesinnung auf der einen Seite, unsittliche auf der anderen nach sich zieht, zu erläutern sucht, so stellt sie uns in Wahrheit einen ganz anderen, zwar nicht völlig aus der ethischen Sphäre herausfallenden, aber doch viel weniger bedeutenden, weil beschränkteren und moralisch abgeleiteteren Gegensatz: den des zielbewußten, klug berechnenden, mit fester Konsequenz seine Pläne verfolgenden, zäh und widerstandskräftig die Versuchungen und Hemmnisse überwindenden Mannes hier und des sorglos in den Tag hineinlebenden, nur um den Augenblick bekümmerten, daher bald in Not geratenden und schließlich durchs Glend auf die Bahn des Verbrechens gedrängten, damit aber zu wirklich unsittlichem Verhalten, zur Unterdrückung des Pflichtgefühls verleiteten Bruders Niederlich dort vor's Auge. Solchermaßen übt die Doktrin des persönlichen Nutzens auch selbst auf die tatsächliche Moralgestaltung, auf die Ansichten von dem Gewichte der einzelnen Pflichten und dem Werte der einzelnen Tugenden ihren verderblichen Einfluß aus: die irrige Weise der Begründung fällt bis zu einem gewissen Grade sogar den Inhalt der sittlichen Forderungen.

Heute nun ist man über den individuellen Utilitarismus wohl ziemlich allgemein hinausgeschritten. Man begreift jetzt, daß die stete und unausbleibliche Beförderung des eigenen Profits durch das sittliche Rechtthun eine haltlose Fiktion vorstellt; man weiß — und insbesondere G. Pfleiderer hat dies in hochverdientlicher Weise dargestellt —, daß den egoistischen Eudämonismus, aber auch nur diesen, die Vorwürfe in der That treffen, die man fälschlich an die Adresse des Eudämonismus überhaupt zu richten pflegte. Es giebt ein ein-

zuges System, welches die durchgängige Befriedigung des Eigennuzes beim sittlichen Handeln garantiert: — dasjenige nämlich, das manche inpranaturalistische Religionen mit der Lehre von den jenseitigen Belohnungen und Strafen zurecht gelegt haben und für ihre Befürworter bereit halten. Darauf beruht das Ergänzungsverhältnis zwischen der Moral und einer solchen Religion, die wirksame Unterstützung, welche jene durch diese erfährt und die eine Art Gegengleichheit beider nicht bloß nicht ausschließt, sondern vielmehr zur inneren Bedingung hat. Die Moral fordert, die Religion giebt; die Moral schlägt dem Egoismus grausame Wunden, welche von der milden Hand der Religion wieder geheilt werden; die Moral ist der harte Gebieter, die Religion der teilnehmende, hilfsbereite, dienstwillige Freund; die Last der Pflichten wandelt der Glaube mit seinem Zauberstabe in die Lust der Erwartung himmlischer Freuden um. Bei dieser Sachlage wäre es gewiß beispiellos thöricht, wollte man der religiösen Weltanschauung jede Kraft, den Egoismus als Antrieb zur Erfüllung der sittlichen Pflicht zu benutzen und auf diese Weise die ethischen Zwecke ausgiebig zu fördern, streitig machen. Aber es fragt sich, ob die den religiösen Ideen innewohnende Fähigkeit, Gehorsam gegen die Moralgesetze zu erzwingen, für die ethische Leitung des ganzen Lebens ausreicht, so daß, wenn nur der Glaube an die einstige Vergeltung stark genug ist, schon jene bloßen „Drohungen und Verheißungen“ allein, von denen Kant als von unentbehrlichen Motivationsmitteln gesprochen hat, den Menschen in allen Lagen das Gute, sittlich Gebotene thun lassen, und diese Frage scheint nun wieder sehr bestimmt verneint werden zu müssen. Man mag sonst über die spekulative Philosophie Deutschlands urteilen, wie man will, unstrittig bleibt es ein schönes Verdienst derselben, das Bewußtsein der Unzulänglichkeit auch einer derartig modifizierten, den Jenseitsgedanken zuhilfenehmenden Egoismusbmoral geweckt zu haben. Insbesondere geschah dies durch die leidenschaftliche Polemik der Spekulativen gegen Kants Ethiktheologie. Mit einem an Fanatismus grenzenden Jeneifer haben Fichte und der jugendliche Schelling diese Lehre bekämpft, welche für alle um der Pflicht willen gebrachten Opfer reichliche Entschädigung in einem künftigen Leben verheißt, in ihrer ersten Gestalt neben den ohnmächtigen, dem Gemüte bloß eine unfruchtbare Zustimmung abringenden moralischen „Ideen“ noch wirksamer, thatbestimmender „Maximen“ bedarf und die Motive der letzteren in egoistischen Hoffnungen und Befürchtungen findet, aber auch später in der reineren und konsequenteren Ausbildung, wo sie lediglich das dem Pflichtgefühl entspringende Handeln als moralisch betrachtet, immer noch dem Ideal des höchsten Guts zu Liebe eine schließliche, endgiltige Harmonie zwischen Glückseligkeit und Tugend

in Aussicht stellt. Es war offenbar nicht bloß die Idee des Absoluten, wie er sie bei Spinoza vorfand, was den jungen Fichteaner Schelling, den idealistischen Metaphysiker der reinen That, so mächtig zu dem naturalistischen oder doch halbnaturalistischen Seinsphilosophen hinzog, und zwar schon zu einer Zeit, wo er von der nachherigen allgemeinen Annäherung an des Letzteren Standpunkt noch weit entfernt blieb: — die Reinheit der Spinozistischen Ethik, das Fehlen einer äußeren Vermittlung zwischen Tugend und individueller Glückseligkeit in ihr stellt vielmehr den anderen, klar am Tage liegenden und von Schelling selbst ausgesprochenen Grund der sonst so befremdlich scheinenden Sympathie vor. Denn nichts Höheres, versicherte Schelling, könne gedacht werden als der Satz Spinozas: „Seligkeit ist nicht Lohn der Tugend, sondern die Tugend selbst,“ und so führte sich denn umgekehrt die immer weiter gehende Entfremdung Kant gegenüber sicher zum großen Teile auch auf die Abneigung zurück, welche Fichtes Gesinnungsgenosse gegen „die ganze Idee von belohnender Glückseligkeit“ hegte, dieses „Affignat, mit dem man dir, empirischer Mensch! deine sinnliche Genüsse für jetzt abkauft, das aber nur dann zahlbar seyn soll, wenn du selbst der Zahlung nicht mehr bedürftig bist“. Aus den Briefen, die zwischen Hegel in Bern und dem in Tübingen zurückgebliebenen Freunde gewechselt wurden, spricht eine tiefe Erbitterung gegen den „moralischen Beweis“, welcher der Kantischen Ethik ihre ganze Höhe und Reinheit zu nehmen drohte. Die „Objectivität der Gottheit“, gegen die Hegel in den theologisch-philosophischen Frühversuchen aus der Zeit des Berner Aufenthaltes so schwere und, wie schon Haym bemerkt hat, wunderbar an den Geist der Feuerbachschen Religionskritik gemahnende, deren Resultate förmlich vorherverkündende Anklagen schleuderte, war den kühnen Stürmern nicht oder wenigstens nicht bloß deshalb ein Dorn im Auge, weil nach Fichtes Lehre schon das Prädikat der „Existenz“ eine Entwürdigung des Begriffes höchster Vollkommenheit bedeuten sollte, auch nicht allein wegen der Trivialität der gemeinen Phisiko-Theologie, deren läppiſche Art Hegel inmitten der erhabenen Schauer und Schrecknisse des Haslithales mit zwingender Klarheit zum Bewußtsein gekommen war, sondern vor allem wegen der Erniedrigung der Sittlichkeit, die der befahdete Standpunkt nicht unmittelbar im menschlichen Herzen wurzeln läßt, die ihrer Selbstenügsamkeit beraubt und in ein Mittel zur Erzielung künftigen Profites verwandelt wird. Daher das harte Wort Schellings in der Schrift aus dem Jahre 1795, den „Philosophischen Briefen über Dogmatismus und Kriticismus“, daß „der Ungerechte“ die Gerechtigkeit „eben deswegen“, weil er sie „in sich nicht fand“, „in eine andere Welt, in die Hände eines strafenden Richters, übergeben

mußte“. Von solchem Geiste erfüllt, bezeichnete es Fichte als das Wesen des „wahren Atheismus“, daß man „der Stimme seines Gewissens nicht eher gehorchen will, bis man den guten Erfolg vorher zu sehen glaubt“, wollte er das „Schulgeschwäg“ niederschlagen, „damit die Religion des freundigen Rechtthuns sich erhebe“: — „das System, in welchem von einem übermächtigen Wesen Glückseligkeit erwartet wird“, schalt er „das System der Abgötterey und des Götzendienstes“ und noch in der „Anweisung zum seeligen Leben“, als der Jenaer Radikalismus längst verflogen war, legte er Denen, die sich mit der Hoffnung himmlischen Lohnes schmickeln, höhrend die Gebetsformel in den Mund: „Herr! es geschehe nur mein Wille und dies zwar in der ganzen, eben deswegen seeligen, Ewigkeit; und dafür sollst du auch den Deinigen haben, in dieser kurzen, und mühseligen Zeitlichkeit.“

Was jedoch alle diese Angriffe auf die religiös vermittelte Selbstsüchtmoral erfolgreich machte und ihnen einschneidende Berechtigung lieh, obgleich sich die Angreifer selbst um ernsthafteste Begründung nicht gekümmert hatten, das war nicht sowohl die Besorgnis, es möchte, sobald einmal irgendwelche Fortschritte des theoretischen Erkennens den Glauben an die Wirklichkeit der Demonstrationsobjekte des ethiko-theologischen Beweises zerstört hätten, auch die ausschließlich auf diese Objekte gestützte Sittlichkeit allen Halt verlieren und rettungslos in sich zusammenbrechen, als vielmehr die Erwägung gewisser allbekannter, bei der Motivation des menschlichen Wollens ins Spiel kommender Verhältnisse. Ob man auch gar nicht zu rechtem, klarem Bewußtsein solcher Erwägung gekommen sein mochte, sie vollzog sich unbemerkt dennoch und bewirkte die sofortige Zustimmung zur Fichteschellingischen Betrachtungsweise. Handelt es sich doch um höchst einfache, naheliegende Dinge, die in exakter Form, und zwar für sich, außer allem Zusammenhang mit dem in Rede stehenden, theologisch-moralischen Problem, von wissenschaftlichen Ethikern schon damals festgestellt worden waren! In der That hatte Bentham unter den Momenten, nach welchen die „natürliche Sanktion“ die Güter bewertet, mit gutem Grunde auch dasjenige der zeitlichen Nähe oder Entfernung namhaft gemacht. Dieses Kriterium der „propinquity or remoteness“, welches die „Introduction to the principles of morals and legislation“ als viertes der Kriterien auführt, wie sie sich für die individuelle Wertschätzung einer Gefühlsursache bei exklusiver Betrachtung der eigenen fühlenden und wertbestimmenden Person und des isolierten Gefühls als solchen, mithin ohne Rücksicht auf den allfälligen naturnotwendigen Zusammenhang dieses Gefühls mit anderen Emotionen und auf die allfällige ebenso unvermeidliche Erzeugung von Lust oder Unlust in anderen Individuen durch die



fragliche Gefühlsursache, ergeben, steht allerdings in einem gewissen, von Bentham nicht bemerkten oder doch nicht eigens hervorgehobenen Gegensatz zu den übrigen Wertmerkmalen. Man begreift nämlich ohneweiters, daß daselbe im Grunde irrational ist und bei völliger, unbedingter Herrschaft des Verstandes über das Begehrungsvermögen in Wegfall kommen müßte. Der Einfluß der Zeitdistanz auf den Willen hat insoferne zweifellos einen pathologischen Zug, der namentlich in extremen Fällen, wie in dem berühmten Beispiele des „Système de la nature“ vom Trinken vergifteten Wassers infolge unzählbaren, brennenden Durstes eines in der Wüste Verschmachtenden, sichtbar wird und der nur beim Zusammenfallen dieses vierten Bentham'schen Wertbestimmungsgrundes mit dem dritten, der „certainty or uncertainty“ — einer in Wirklichkeit gewiß sehr häufig vorkommenden Koincidenz —, verschwindet. Allein, ob verständig oder unverständlich, die Vorstellung des Maßes der zeitlichen Entfernung ist thatsächlich ein negativer psychologischer Faktor von hoher Wirksamkeit und schon diese Thatsache genügt, um die schwersten Bedenken gegen die Moral des puren Eigennutzes, auch wenn eine supernaturalistische Basis sie über den Vorwurf handgreiflicher Undurchführbarkeit erhebt, rege zu machen. Zu der Ferne der jenseitigen Schicksale aber gesellt sich als ein weiteres, in demselben Sinne wirkendes, nämlich die Motivationskraft des Ausblickes in die Zukunft außerordentlich abschwächendes, die zeitliche Entlegenheit auch hier faktisch mit Ungewißheit verbindendes oder teilweise in die letztere überführendes Moment der Mangel jeder Erfahrung sowohl von den angedrohten Strafen als von den verheißenen Belohnungen, genauer geredet: die mit der zunehmenden Bildung immer größer werdende Schwierigkeit, die Freuden und Leiden im Jenseits einfach nach der Analogie von Zuständen anzumalen, auf welche sich die wirkliche Erfahrung erstreckt. Freilich ist für den tief gläubigen Gebildeten nur das Wie, nicht das Daß unsicher; aber schon die erstere Ungewißheit reicht hin, den an die Jenseitsvorstellung geknüpften Gefühlen einen großen Teil der Kraft zu rauben, welche ihnen sonst als Triebfedern des sittlichen Handelns eigen wäre. All diesen Verhältnissen trägt die theologische Ethik selber in wohlbedachter Weise Rechnung; sie bedient sich nicht bloß der Himmels Hoffnung und Höllenfurcht zur Führung der Willen; sie appelliert vielmehr, indem sie Liebe zu Gott und innere Achtung vor dem göttlichen Gesetz, wie sie im Pflichtgefühl lebendig ist, fordert, auch ihrerseits an die spezifisch moralischen Gemüthungen, an die Liebe, das Pflichtgefühl überhaupt; sie setzt somit Hebel an, die auch bei Verwendung unter anderen Umständen und gänzlich herausgelöst aus dem theologischen System sich wirksam erweisen müssen, so daß es jedenfalls als das

Beste, Sicherste, Verlässlichste erscheint, die ganze Moral einfach auf diese Gemütskräfte zu gründen. Mit einem Worte, es steht fest: ohne ethische Gefühle können wohl einzelne, dem Sittengesetz entsprechende Handlungen vollführt werden, aber es ist unmöglich, bei Abwesenheit sittlicher Gesinnung die sittlichen Postulate zu allgemeinerer Geltung zu bringen. Wo solche Gesinnung nicht herrscht, winkt auch keine Aussicht auf allmählich fortschreitende Verwirklichung des ethischen Ideals. Ein Verhalten, das, anderen als moralischen Beweggründen entspringen, gleichwohl der moralischen Norm nicht widerspricht, kann darum nur zufällig mit den Forderungen der Sittlichkeit in Einklang gekommen sein, trägt nur zufällig den Charakter des Gemeinnützigen, Menschenfreundlichen, Gesellschaftsgemäßen an sich, und auf die Konstatierung dieses bedeutungsvollen, von der Ethik nie zu übersehenden Verhältnisses zielt eben in letzter Instanz die Unterscheidung von Legalität und Moralität, äußerer und innerer, objektiver und subjektiver Sittlichkeit ab, — eine Unterscheidung, die unerlässlich ist, sollen nicht heillose Verwirrung und schwere, verhängnisvolle Irrtümer über die Voraussetzungen des sittlichen Lebens platzgreifen.

Die vorstehenden moralphilosophischen Betrachtungen haben scheinbar weit von dem Gegenstande abgeführt, aber sie waren doch zur Klärung desselben nicht unnützlich und der große Raum, der ihnen gegönnt wurde, rechtfertigt und lohnt sich durch die Kürze, mit der nun, nachdem alles das ins Reine gebracht ist, die wichtigste, durch die soziale Kunst unserer Zeit angeregte Frage beantwortet werden kann. Diese Frage, deren Bedeutung in der That alle übrigen zurückdrängt, die sich auf dem Wege der geplanten Untersuchung etwa noch erheben mögen, wurde schon früher bezeichnet und als Anlaß zu den Exkursen aufs ethische Gebiet kenntlich gemacht: es ist diejenige nach dem sittlichen Werte, der sittlichen Berechtigung der sozialen Kunst. Nur Leute, welche aller Urteilsfähigkeit in philosophischen Dingen bar sind, könnten unter Berufung auf die Freiheit und Selbstständigkeit des künstlerischen Lebens vielleicht einwerfen, daß die Kunst überhaupt nicht mit dem sittlichen Maßstab gemessen werden dürfe. Denn ein Anderes ist es offenbar, den schönen Künsten ein eigenes Lebensgebiet einräumen, mit aller Bestimmtheit die philisterhafte oder, wie bei Proudhon, ethisch-politischem Fanatismus entstammende Vorstellung ablehnen, daß Dichter, Maler und Bildhauer nur im unmittelbaren Dienste der Moral, der Gerechtigkeit ihren Beruf ausüben dürfen, und ein Anderes die Wahrheit begreifen, daß jede einzelne künstlerische Richtung, so gut wie jede Kunstgattung und wie die Kunst im ganzen, erst vor dem Richterstuhle der Ethik ihre Existenzberechtigung

zu erweisen hat. Teilt dieses Schicksal, sich vor dem Tribunal der Sittlichkeit verantworten und rechtfertigen zu müssen, die Kunst doch mit sämtlichen Menschenwerken! Jede freie Hervorbringung des menschlichen Willens trifft unbarmherzige, schonungslose Verurteilung, jede hat ihre Daseinsrecht verwirkt, sobald die Moral sie mißbilligt. Und zwar ist hier nicht bloß an die Moral im weitesten Sinne zu denken, die das Seinssollende auf allen Gebieten und ohne Einschränkung festsetzt; denn für diese ist es selbstverständlich, daß sich ihren Entscheidungen auch die Kunst zu unterwerfen hat, ja, ein eigenes Betonen der Abhängigkeit der letzteren von der so gefaßten Sittlichkeit wäre ein Meonasmus, weil es doch schon in eben diejenem Begriffe der Sittlichkeit liegt, daß ihre unbedingt giltigen, durch keinen höheren Gerichtshof aufhebbaren Vota sich schlechterdings auf alles erstrecken, was durch Menschenkraft geschaffen und durch menschliches Bemühen vernichtet werden kann. Vielmehr hat auch die Moral in der engeren Bedeutung, die altruistische oder humane, vollsten Ausdruck, jede menschliche Unternehmung und Thätigkeitsrichtung darauf hin zu prüfen, inwieweit sie ihren eigenen, den moralischen Forderungen entspricht oder zuwiderläuft. Denn diese Forderungen sind die wichtigsten, vornehmsten von allen, die überhaupt aus irgend einem Gesichtspunkte erhoben werden können: ihre Erfüllung hat den größten Wert, ist dringlicher, unerlässlicher als alles andere, und wo sie mit den Geboten des egoistischen Interesses sich kreuzen, da müssen diese antiethischen Postulate schon deshalb hinter sie zurücktreten, weil die Sittlichkeit ohnedies nur den unberechtigten, gesellschaftswidrigen, seine Grenzen überschreitenden Egoismus zum Heile der Gesamtheit verpönt, den berechtigten und natürlichen im großen ganzen aber nicht bloß nicht aufhebt, sondern nach Comtes und Feuerbachs tiefen Darlegungen vielmehr zur notwendigen Grundlage hat. So giebt es denn auch über die humane, altruistische Moral hinaus keine höhere Instanz mehr, welche die von jener gefällten Urteile abrogieren und annullieren könnte. Künste und Kunsttendenzen müssen es sich gleich allen übrigen Lebensäußerungen und Kulturformen, nicht mehr und nicht weniger, gefallen lassen, vor diesen obersten Gerichtshof gestellt zu werden und von ihm das Erkenntnis auf Sein oder Nichtsein entgegenzunehmen. Können sie den Nachweis erbringen, daß sie, wenn auch durch noch so komplizierte Vermittlung, auf noch so verschlungenen und lange sich hinziehenden Wegen das Glück der Menschheit befördern und den altruistisch-ethischen Zielen zusteuern, so ist ihnen volle Freiheit gesichert, unterliegt ihr Schaffen keinerlei Beschränkungen; stellt es sich umgekehrt aber heraus, daß sie, ob sogleich oder durch sehr entfernte Folgen, der Allgemeinheit zum Schaden gereichen und un-

sittliche Gesinnung einschließen, so haben sie ihr Daseinsrecht verwirkt. Eine Appellation gegen diesen Richterspruch der Moral an was immer für eine Lebensmacht erscheint, wie gesagt, völlig unzulässig.

## Ein Vorläufer von Paul Gerhards Lied: „Befiehl du deine Wege“, aus dem Jahre 1629.

Mitgeteilt von Heinrich Vorkowsti in Königsberg i/Pr.

Der fünfte Vers des siebenunddreißigsten Psalmes: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wird's wohl machen,“ ist öfters in der geistlichen Poesie der evangelischen Kirche verwertet worden. Nicht zum ersten Male, aber am vollkommensten von Paul Gerhardt in seinem bekanntesten Liede (1656). Es ist von allen übrigen poetischen Umschreibungen jener Psalmstelle nicht annähernd erreicht worden, weder von Benjamin Schmolcks „Befiehl dem Herren deine Wege, Betrübtes Herz, und hoff auf ihn,“ noch von dem sonst tief empfundenen und schöne Gedanken in angemessener Form enthaltenden Liede Henriette Catharinens von Gersdorf:

„Befiehl dem Herren Deine Wege  
Und mache Dich von Sorgen los“,

noch von Johann Clearins'

„Befiehl mir Deine Wege  
Dem Herren früh und spät“,

am allerwenigsten von der gekünsteltesten, unpoetischen, der Reflexion entspringenden Keimerei Joh. Hübners, des Rectors am Johanneum zu Hamburg. Diese poetischen Versuche fallen in den Anfang des 18. Jahrhunderts.

Die folgenden Verse<sup>1)</sup> des Barons von Winneburg stehen ihrem poetischen Werte nach auf der Stufe der eben genannten Lieder, aber sie gehören doch einer viel früheren Zeit an, aus der heraus sie beurteilt werden müssen, und sind, wenn man von der einen Strophe Joh. Mathejus', des Pfarrers in Joachimsthal († 1565):

„Befiehl dem Herren Deine sach  
schweig, leid, bet, wart, brauch glimpff, thu gmach,  
Bewar Glauben vnd gwissen sein,  
Gott wil Dein schutz vnd Vater sein“,

abzieht, die älteste größere poetische Verarbeitung jener Stelle.

<sup>1)</sup> Archiv Schlobitten  $\frac{3}{72}$  29.

Wilhelm, Baron von Winneburg, schickt das Lied in einem Schreiben d. d. Dillenburg 1. 11. September 1629 dem Reichsburggrafen und Grafen Christoph zu Dohna<sup>1)</sup> nach dem Haag. Er ist der Schwiegervater des Bruders von Christophs Gemahlin Ursula von Solms-Brannfels. In einem Postscriptum schreibt er an ihn: „Hier bey überschicke E. L. ich auch zur Danksagung vor die mir hirbevorn verehrette tractättlein ein kleineß liedtlein, so ich zur Zeitdt, alß man midtt der persecution, (darmitdt eß doch igo Gott lob zimlich still ist, weiß nicht waß die Franckforter Meß bringen würdtt,) so hardtt drauwette, mir zu trost componiertte, vndt ob eß woll der würdikeidtt nichtt ist, hoffe ich doch E. L. werdenst in besten versthen, vndtt auff vndtt ahnemen.“

Es ist kein kunstgeübter Sänger, der hier seine Weise anstimmt, aber ein gutes, frommes, tapfres Christenherz, das, während die Kanonen vor Herzogenbusch donnern, Graf Heinrich von Bergen, General der spanischen Armee, in die Niederlande einbricht, Wesel ein Waffenplatz der Feinde wird, die Herrschaft Winneburg und Beilstein in die Gewalt des Feindes geraten, Not und Elend des Krieges allenthalben groß ist, voll rührenden Gottvertrauens nach oben blickt und Worte innigen Gebetes sammelt. Und Töne wahrer Empfindung waren in der Poesie jener Zeit sehr selten, fast nur in Kirchenliede zu finden.

### Ein Liedtt auff den 5ten Versicul des 37ten Psalm:

Befehl dem Herren Deine Wege,  
vndt hoffe auff Jhn, Er  
wurdttß woll machen.

Zu der Meloden,

Wo Gott der Herr nichtt bey  
uß heldtt.<sup>2)</sup>

Zu Iharr,  
1629.

1.

Befehle Gott die wege Dein,  
Auch alle Deine sachen :/  
Vndtt hoffe auff Jhn ganz allein,  
Gott der würdtt eß woll machen,  
Sein wordtt laß Deine richtschmerr sein,  
Vndtt befell Jhn die wege Dein,  
Dan Er würdtt eß woll machen ./.

<sup>1)</sup> Siehe über ihn Euphorion, drittes Ergänzungsheft 1897 S. 1 ff. und 5. Band, S. 669 ff.

<sup>2)</sup> von Justus Jonas 1524. Melodie: b h g b d c b.

## 2.

Dau ob eß schon gefürlich stedt,  
 In diesen letzten Zeiten, : :  
 Widt Gottes kirch, derß hardt erghett,  
 Weill Sie von allen seitten,  
 Bequeddt würdtt, . . . . .<sup>1)</sup>  
 Befell doch Gott die wege Dein,  
 Gott der würdtt eß woll machen %.

## 3.

Gott hadtt versprochen vndt gesagt,  
 Daß Er auß woll erretten, : :  
 Wan wir thun woß Ihm behagtt,  
 Vndt von Ihm nichtt abtretten,  
 So will Er auß bewaren sein,  
 Drumb befell Gott die wege Dein,  
 Er würdtt gewiß woll machen %.

## 4.

Soldt sichß ahnlaßen noch so schwer,  
 Auß eß isundt thut scheinen, : :  
 So will doch vnser Gott vndt Herr  
 Beschutzen all die seinen /  
 Daß Sie nichtt soln verlaßen sein,  
 Befell nbur Gott die wege Dein,  
 Gott der würdtt eß woll machen %.

## 5.

Wan Du ahnrichß die alten Zeitdt  
 Vndt iharr, so längt verlossen : :  
 Wie dazumall viel fromer leudt  
 Gewesen sindt in großem,  
 Elendtt, ihamer, nhott, angß vndt pein,  
 So befell Gott die wege Dein,  
 Gott der würdtt eß woll machen %.

## 6.

Denk wie Sie der Herr hadtt bewardt  
 In vbell vndt gefaren : :  
 Wan Sie wurden gedruckett hardtt,  
 Widt Drangsaln wunderbaren,  
 Vndt doch darauß erlöset sein,  
 Befell nbur Gott die wege Dein,  
 Gott der würdtt eß woll machen %.

## 7.

Weill nbur Gott alleß machen will,  
 Nach seinem Wohlgefallen, : :  
 So thue Du Ihm halten still,  
 In diesen Drüßsaln allen,  
 Bleib bestendig bey dem wordtt sein,  
 Vndt befell Gott die wege Dein,  
 So würdtt eß Gott woll machen %.

<sup>1)</sup> Die zweite Hälfte des Verses fehlt, wahrscheinlich infolge eines Versehens des Schreibers.

## 8.

Beständigeidtt verten auß Herr  
 Darumb, in rechtem glauben : :  
 Vndt dem jaan traufftlich wber,  
 Daß er nicht thu weg rhauben  
 Den auß unserer Hersen schrein,  
 Befele Gott die wege Dein,  
 Gott der würdtt es woll machen %.

## 9.

Drumb sey getroßt ó Herze mein  
 Vndt laß Dichß nicht ahnfuchen : :  
 Ob Gotteß vndt die feinde Dein  
 Dich wollen gantz außächten,  
 Gott würdtt Dir beichern ein hüttlein,  
 Drum befell Gott die wege Dein,  
 Dan Er würdtt es woll machen %.

## 10.

Endtlich ó Herr Gott bidt ich dich,  
 Daß Du mir wollest geben : :  
 Daß ich möge wandtlen Christlich,  
 In allem meinem leben,  
 Vndt auß bleib bey dem worre sein  
 Befell drum Dir die wege mein,  
 Du würstß Herr Gott woll machen %.

## 11.

Amen, Amen swrech ich darauff,  
 Vndt thu mich Gott befehen, %:  
 Nim mich Herr in Deinen schutz auff,  
 Behudt mich vor der belen,  
 Befell Dir drauff die wege mein,  
 Vndt hoffe auf Dein gutt allein,  
 Du würstß Herr Gott woll machen %.

## 12.

Lob, ehr, vndt preiß sey Gott Vatter,  
 Vndt Jesu Christ seinem Zorn : :  
 Dem Heiligen Geist auch gleiche ehr  
 Hoch im hümeliichen trou : .  
 Ich befell Gott die wege mein,  
 Vndt hoffe auff die gnade Dein,  
 Dan Gott würdtt es woll machen %.

Amen, Amen. Amen %.

## Johann Jakob Engels „Herr Lorenz Stark“.

Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Familienromans.<sup>1)</sup>

Von Robert Niemann in Leipzig.

(Schluß.)

### V. Charakterzeichnung und Charakterentwicklung.

Der außerordentliche Aufschwung, den die Charakterzeichnung im 18. Jahrhundert nimmt, vollzieht sich weniger auf dem Gebiete des Romans als auf dem der kleinen Prosaerzählung. Freilich ist der Einfluß des rührenden Lustspiels und des bürgerlichen Dramas auch hier wirksam, tritt jedoch nicht so stark hervor.

Goethes „Werther“ weckte das Gefühl für realistische Darstellung. Zwar überwiegt hier das Interesse für rein innerliche Erlebnisse nicht nur stellenweise, sondern in ganzen großen Partien, aber trotzdem wird das Bedürfnis nach Wirklichkeit und Gegenwart vollauf befriedigt. So hatte denn auch Johann Heinrich Merck den „Werther“ allen jungen Dichtern als ein „Beispiel der Nachfolge und Warnung“ hingestellt, nicht von unbekanntem Ländern und Abenteuern zu fabeln, sondern das Nächstliegende darzustellen. Dichten soll nur, wer „den epischen und dramatischen Geist in den gemeinsten Scenen des häuslichen Lebens erblickt und das Darzustellende davon auf sein Blatt zu fassen weiß.“<sup>2)</sup> Mit einer ähnlichen Freude wie den „Werther“ begrüßte Merck auch den „Sebalduß Nothanker“,<sup>3)</sup> obwohl dieser in letzter Linie mehr Tendenzroman ist und das Hauptgewicht nicht in der Freude an der Darstellung liegt. Es fehlte an Dichtern, die es verstanden, dem Unwichtigen durch die Darstellung Wichtigkeit zu geben. Daher schrieb Merck noch im Jahre 1778 einen skeptischen Aufsatz „Ueber den Mangel des Epischen Geistes in unserm lieben Vaterland“, der die Frage untersucht, warum es noch keinen deutschen Roman gebe.<sup>4)</sup> Merck stellt als fundamentale Wahrheit den Satz auf: „Zum epischen Wejen gehören wakre Sinnen.“<sup>5)</sup> Er rät daher,

<sup>1)</sup> Vgl. oben S. 266 ff.

<sup>2)</sup> Allgemeine deutsche Bibliothek. XXVI. 1. S. 104 ff. — Hettner, Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts. 4III. 3. 1. S. 369 ff.

<sup>3)</sup> H. Schwinger, Nicolais Roman „Sebalduß Nothanker“ S. 170.

<sup>4)</sup> Der Deutsche Merkur vom Jahre 1778. Erstes Vierteljahr. Jänner. S. 48—57.

<sup>5)</sup> Ebenda. S. 53.



ein Weib, einen Jäger, einen Soldaten, überhaupt den gemeinen Mann beim Erzählen der geringsten Begebenheit zu beobachten. „Er eilt nicht schnell zum Schluß, wie der philosophische Erzähler; er drängt keine Begebenheiten, er mahlt aus.“<sup>1)</sup> Hier soll der Dichter den einzelnen Eindruck schätzen und wiedergeben lernen.

Gleichzeitig versuchte Merck, seine Forderungen praktisch zu verwirklichen, indem er mit diesem Aufsatz im „Teutschen Merkur“ die „Geschichte des Herrn Theims“ veröffentlichte, der ihr Gegenstück: „Herr Theim der Jüngere“ drei Jahre später folgte.<sup>2)</sup> Hier finden sich Anläufe zum realistischen Familienroman; das Glück des Familienlebens ist jedoch nicht Hauptthema, sondern im Vordergrund steht der Gegensatz des Landlebens zum Hofe und zur Stadt. Die sentimentale Naturseligkeit wird verspottet; Merck zeichnet Leute, die mit der Natur wirklich verwachsen, naiv in ihr leben, statt über sie zu reflektieren. Um den Realismus so hoch als möglich zu treiben, verwendet er einen Kniff, auf den sich moderne Verfechter viel zu Gute thun. Er erwähnt in der Erzählung den „Teutschen Merkur“ und die Geschichte „Herr Theim der Jüngere“ zeigt sogar einen Sekretär, der die „Geschichte des Herrn Theims“ gelesen hat und ihr nachzuleben beschließt. Doch findet er im häuerlichen Dasein ein Haar nach dem anderen und begiebt sich schließlich an den Hof, um die Lehre reicher geworden, daß es seliger sei zu nehmen als zu geben.

Die Bedeutung der theoretischen und praktischen Bestrebungen Mercks liegt weniger auf dem Gebiete der Charakterzeichnung, als auf dem der Milieutechnik. In der „Geschichte des Herrn Theims“ ruht hierauf derart das Hauptgewicht, daß sie stellenweise den Charakter einer landwirtschaftlichen Abhandlung annimmt. Merck wollte die Erzählung als Ganzes realistisch machen. Gleichzeitig setzen derartige Bestrebungen bei der Einzelfigur ein.

Die Zeichnung der „Characters“ war im 17. Jahrhundert in England mit John Carles<sup>3)</sup> auf gekommen und hatte sich von der Aufstellung bestimmter Berufstypen allmählich zur Zeichnung individueller Charaktere entwickelt, namentlich in den moralischen Wochenschriften, zu deren Nachahmungen auf deutschem Boden Engels „Philosoph für die Welt“ gehört, in dem er seine ersten Versuche, die Poesie der Kleinstadt zu gestalten, der Öffentlichkeit übergab. Auch seinen „Herrn Lorenz Starck“ hat er nicht einen Roman, sondern ein „Charaktergemälde“ genannt und schon damit diesen

<sup>1)</sup> Ebenda. S. 55. — Über die volkstümlichen Elemente im Wertherstich siehe Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe, Jena 1875, S. 256—261.

<sup>2)</sup> Der Teutsche Merkur 1781. Viertes Vierteljahr. Windmond. S. 144 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. Rudolf Jürst, Die Vortäufner der modernen Novelle im 18. Jahrhundert. 1897. S. 19 und 32.

kleinen Verjuchen an die Seite gestellt. Sie beginnen, wie das bei „Characters“ gewöhnlich ist, sämtlich mit dem Namen des Helden und einer vorläufigen Schilderung seiner Eigenheiten.<sup>1)</sup> Es liegt etwas ungemein Behäbiges in einem Einlage wie: „Herr Joseph Timm, ein ehemaliger Landeigentümer, der jetzt von seinen ansehnlichen Renten lebte, hegte in seinen letzten Lebensjahren den unauflöschlichsten Haß gegen das Speculieren.“<sup>2)</sup> Eine primitive Technik beginnt so mit dem Helden; eine raffiniertere wird mit einem bunten und bewegten Bilde anfangen, uns einen Augenblick in Ungewißheit lassen, welche Figur uns vornehmlich interessieren soll, und dann mehr und mehr diese zum Orientierungspunkte des Gemäldes machen.<sup>3)</sup>

Übrigens steht „Joseph Timm“ dem „Herrn Lorenz Stark“ sehr fern, obwohl es in Engels letzten Lebensjahren entstanden ist. Es zeichnet das Charakterbild eines Mannes, der bei seiner Wut gegen alle Spekulation einen Sohn hat, der nicht an die Existenz des Joch glaubt, sondern es erst jenen muß. Es ist ein Angriff auf Fichte, der eben nach Engels Ansicht jener Sohn ist, der „sein bischen Menschenverstand“ verloren hat.

Schon eher finden wir dem „Herrn Lorenz Stark“ verwandte Motive in Engels „Elijabet Hill“,<sup>4)</sup> die bald die Bettstewier, bald die WeltDame spielt, in jedem Falle aber die erste Rolle im Städtchen. Da sie jeder nach seinen Prinzipien beurteilt, sieht sie jeder anders und jeder falsch bis auf den Leinwandhändler, der als Grund der vielen Wandlungen die Eitelkeit erkennt. Der Doktor, der Geistliche und der Rektor stellen Berufstypen dar; der Leinwandhändler mit dem gesunden Urteile ist eine Individualität, und wenn er über Elijabet Hill spricht, klingt es fast wie die Reden des alten Stark über Modedamen überhaupt und Madame Lys insbesondere.

Am nächsten steht dem Romane „Tobias Witt“,<sup>5)</sup> ein Stück, in dem Engel eifrig die gute, warme, behagliche, kleinbürgerliche Atmosphäre unter der Devise: „Ne quid nimis“ verteidigt. — Merkwürdig, daß Engel sich sein Leben hindurch als Bürger dieser gemäßigten Zone fühlte oder wenigstens in seinen Schriften so that

<sup>1)</sup> Vgl. Mercks „Lindor“ und Wielands „Donisaz Schleicher“.

<sup>2)</sup> „Philosoph für die Welt.“ Band 2. Stück 34. S. 264—278.

<sup>3)</sup> Vgl. die Schilderung von Mariannens Rückkunft in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, die Wanderung von Steller und Fritz, mit der Achim von Arnims „Kronenwächter“ einsetzen, die Wirtshauscene am Anfange von Otto Ludwigs „Geiterethel“ u. ä. m. Die Beispiele ließen sich unendlich häufen.

<sup>4)</sup> „Philosoph für die Welt.“ II. 25. S. 68 ff. Das Stück erschien zuerst im zweiten Bande 1777.

<sup>5)</sup> Ebenda. Band I. 6. S. 87 ff. Das Stück erschien zuerst 1775. Vgl. auch „Poetik“. S. 442.

während er doch in Gotha und in Berlin sich mit Gewandtheit in der schwülen Hofluft bewegte und der Devise häufig untreu ward, wenn es ihm einkam, die Partei der bedrängten Unschuld gegenüber fürstlicher Willkür zu nehmen oder sich über die Borniertheit hochstehender Persönlichkeiten lustig zu machen, wovon uns viele Anekdoten berichten. — Tobias Witt stellt zur Warnung vor allem Extremen immer zwei Geschichten nebeneinander, aus denen er die Lehre zieht, daß die aurea mediocritas das einzig Richtige sei. Man soll nicht in Trübsinn verfallen wie Herr Veit und nicht leichtsinnig herumflattern wie Herr Plinf, sondern hübsch die Mitte halten wie Herr Tobias Witt, dociert dieser Herrn Till. Zu der gleichen Art folgen noch zwei Dialoge über Stolz und Schüchternheit, Geiz und Verschwendung. Zehn Charaktere werden in aller Geschwindigkeit hingeworfen, drei, mit denen, und sechs, über die der Hauptcharakter spricht. Hier liegt der Hauptfehler aller dieser kleinen Versuche. Engel zeichnet zu schnell, um feinere Schattierungen anbringen zu können; er deutet alles mit wenigen Strichen an und giebt Karrikaturen statt der Charaktere. Vielleicht zielte Merck auf Engel mit der Lobrede auf die Naivetät des gemeinen Mannes, der nicht „schnell zum Schluß eilt wie der philosophische Erzähler“, sondern ausmalt. Mercks Artikel erschien 1778, ein Jahr nach der Veröffentlichung von „Tobias Witt“. Indessen war die oberflächliche Skizzierung der Charaktere im Roman an der Tagesordnung. Der Postfutschenroman mit seiner rasch wechselnden Scenerie und dem Auftreten immer neuer Figuren verführte leicht zur Schnellzeichnerei. Viele Beispiele liefert Hermes;<sup>1)</sup> auch Nicolai wirft solche Figuren hin;<sup>2)</sup> ganz besonders leichtsinnig ist Thümmel in der „Wilhelmine“. Die Beschreibung der Hochzeitsgäste des Pfarrers bringt eine Menge von Karrikaturen, die eigentlich nur eine Eigenschaft haben.<sup>3)</sup> Ein auffallendes Beispiel bildet auch Johann Karl Wezels 1776 ebenfalls im „Deutschen Merkur“ erschienene „Chestandsgeschichte des Herrn Philipp Peter Marcks“, in der die sechs Frauen des unglücklichen Mannes mit possenhaftem Witz grob und äußerlich gekennzeichnet werden. In der geschmacklosesten Weise ist das Ganze in sechs Ehen eingeteilt und mit derben Zoten verziert.

Ganz hat sich Engel auch im „Herrn Lorenz Stark“ von der Schnellzeichnerei noch nicht freigemacht. Aber er deutet nur Charaktere, die der Handlung ferne stehen, in dieser kurzen Weise an, so Wrafer,

1) „Sophiens Reise.“ 3 1778. Band 1. S. 123—126 (Gastwirthsdochter), 156 und 157 (Ammann) u. ö.

2) Schwinger, a. a. O. S. 261 bei Besprechung der „Typen“.

3) „Wilhelmine.“ Leipzig 1773. S. 68.

der sich auf seine alten Tage noch ein Hauskreuz aufpakt,<sup>1)</sup> oder Horn,<sup>2)</sup> den harten Gläubiger der Witwe.

Dagegen erinnert die ganze Manier der Einführung der Personen sehr an die älteren Versuche. Der Roman beginnt: „Herr Lorenz Stark galt in ganz H . . . . , wo er lebte, für einen sehr wunderlichen, aber auch sehr vortrefflichen alten Mann.“ Dann giebt Engel eine vorläufige Charakteristik;<sup>3)</sup> in der Geschichte folgt die speciellere, indem ein Zug nach dem andern hervortritt, und aus jeder Situation sich eine Bereicherung des Bildes, das wir von dem alten Herrn haben, ergibt.<sup>4)</sup> In noch feinerer Weise wird der Sohn erst nach der Auffassung des Alten,<sup>5)</sup> dann seiner wahren Natur nach<sup>6)</sup> dargestellt. Und über Herrn Specht, der dann erscheint, hören wir erst das Urteil von Vater<sup>7)</sup> und Sohn,<sup>8)</sup> ehe der Dichter das seinige<sup>9)</sup> giebt oder vielmehr nur andeutet und ihn durch sein Verhalten charakterisiert.

Außerst wichtig ist es, daß Engel auf die Entwicklung der Charaktere großes Gewicht legt. Er setzt hier Bestrebungen fort, die durch die ganze zeitgenössische Litteratur hindurchgehen und in letzter Linie auf die pädagogischen Neigungen des Jahrhunderts zurückführen. „Ehe denn Bajedow kam, war das deutsche Reich von der Erziehungsucht schon inficiert,“<sup>10)</sup> aber durch ihn kam die Sache erst recht in Schwung. Möglich richtet sich das Hauptinteresse auf die Kinderjahre und statt der Helden aus klassischer Vorzeit wird ein „Edelknabe“<sup>11)</sup> zum Mittelpunkte eines Dramas gemacht. Gellerts Versuch, die Entwicklung und Erziehung der „Schwedischen Gräfin“ in ihrer Jugend zu zeichnen, hatte nur eine sehr oberflächliche und skizzenhafte Darstellung geliefert. Hermes geht von der Idee aus, die Lebensgeschichte der „Allerabscheulichsten“ zeige, daß sie verkehrt erzogen worden seien,<sup>12)</sup> will dieser Verkehrtheit steuern und überschwemmt seinen ganzen Roman mit pädagogischen Betrachtungen und Beispielen von guter Kinderzucht. Dabei wird er gelegentlich derart platt, daß man begreift, ein wie fruchtbares Feld hier für

1) „Herr Lorenz Stark.“ S. 202—212. 369 und 370.

2) Ebenda. S. 181—183.

3) Ebenda. S. 3—10.

4) Ebenda. S. 19 und 20. 27. 29. 33—35. 38 und 39. 57 und 62 u. s. w.

5) „Herr Lorenz Stark.“ S. 8 und 9.

6) Ebenda. S. 37—45.

7) Ebenda. S. 23.

8) Ebenda. S. 23.

9) Ebenda. S. 24. 27. 37.

10) Vgl. Müllers, Phytognomische Reisen. Altenburg 1778. 1. Heft. S. 69.

11) Engel schrieb seinen „Edelknaben“ 1772. Schriften. Band 5. S. 71—149.

12) „Sophtens Reise.“ 1778. 3. S. 651.

die Satire geschaffen wurde. So führt denn auch Musäus in den „Physiognomischen Reisen“, die sich oft gegen Hermes richten, einen Hauslehrer ein, der sich bei der jungen Frau eines alten Mannes ins warme Nest zu setzen weiß. „Er physiognomisiert mit ihr und zur Vergeltung philanthropisiert sie mit ihm.“<sup>1)</sup>

Eine wie große Rolle die Kinder im „Werther“ und im „Götz“ spielen, ist bekannt.<sup>2)</sup> Auch im „Herrn Lorenz Stark“ zeigt sich noch das Interesse für Kinder, von dem die ganze Bewegung ihren Ausgang nahm. Der Alte beschäftigt sich sehr gern mit Kindern,<sup>3)</sup> ebenso Schlicht.<sup>4)</sup> Die Doktorin erkennt Madame Luf in der Kunst der Erziehung für ihre Meisterin,<sup>5)</sup> „weil sie ihre Kinder mit einem Blicke, mit einem Winke regiert, und das niemal im Bösen, immer in Liebe.“ Durch eine Erzählung des rührenden Benehmens der Kinder bei dem Kummer der Mutter wird Lorenz Stark zur Hilfeleistung endgiltig bestimmt. — Bald gieng man dazu über, die Erziehung als Hauptbedingung der Entwicklung eines Charakters zu betrachten. Die Verfasser der kleinen Charakterbilder im „Teutschen Merkur“ gehen darauf aus, die Genesis jedes Charakters zu zeichnen. Wieland sucht im „Bonifaz Schleicher“<sup>6)</sup> die Entwicklungsgeschichte eines Heuchlers in seinen frühesten Kinderjahren zu gestalten, Merck liefert dagegen im „Lindor“<sup>7)</sup> das Charakterbild eines jungen Idealisten, der trotz seiner „Perspicacität“ überall fehlgreift. Schließlich tritt er aus seiner Besonderheit heraus, adaptiert sich der Allgemeinheit, „und alles näherte sich bei ihm dem Köhlerglauben.“<sup>8)</sup>

Man kann diesen Geschichten zum Vorwurfe machen, daß sie eigentlich nicht das Werden eines Charakters, sondern nur das Werden einer Eigenschaft darstellen. Eine weitere Klasse bilden diejenigen Geschichten, die zeigen, wie sich ein Charakter unter dem Einflusse einer Leidenschaft von Grund aus verändert. Dahin gehört Lenzs „Zerbin“,<sup>9)</sup> den er selbst einmal in der Geschichte das „erste wahre Gemälde einer Mämmerseele“<sup>10)</sup> nennt. Hier ist es die Liebe, die diese Umwälzung hervorbringt. Die Erzählung geht sehr bald in die beliebte Geschichte von der Kindsmörderin über, die jedoch in diesem

1) „Physiognomische Reisen.“ 1. S. 62 ff.

2) Erich Schmidt (Richardson, Rousseau und Goethe, S. 199–204) weist nach, daß die Kinder bei Goethe weit natürlicher und naiver sind als bei Rousseau in der „Neuen Heloise“, wo sie vielmehr altklug und affektiert erscheinen.

3) „Herr Lorenz Stark.“ S. 6. 7. 8. 350–354. 370. 373. 377.

4) Ebenda. S. 301. — 5) Ebenda. S. 270 und 271. — 6) „Merkur“. 1776.

7) „Lindor, eine bürgerlich-teutsche Geschichte.“ Der Teutsche Merkur vom Jahre 1781. Drittes Vierteljahr. Erntemond. S. 107–123.

8) Ebenda. S. 122.

9) Zuerst erschienen 1776. Schriften. Berlin 1828. 2. 143–170.

10) Ebenda. S. 156.

Falle unschuldig enthauptet wird, da sie ein totes Kind geboren hat. Zerbín begeht Selbstmord aus Verzweiflung über die Hinrichtung seiner Geliebten. Hier lassen sich natürlich auch Beispiele aus der älteren Litteratur anführen; entwickelt sich doch in „Manon Lescaut“ der Ritter des Orients zum Wollüstling, Falschspieler, Heuchler und Mörder nur durch seine unglückliche Neigung zu Manon. Das herrlichste Beispiel der Zerstörung eines Charakters durch die Liebe bildet Goethes „Werther“.<sup>1)</sup>

Hermes sagt:<sup>2)</sup> „So gewiß ist's, daß die Erste Liebe, ob erlaubt oder sträflich, Eindrücke macht, welche oft das ganze Leben nicht haben kann.“ Aber während die Vorläufer des Bildungsromanes, der „Agathon“ und der „Ardinghello“, diese Eindrücke wirklich in ihrem Gesamtumfange darzustellen suchten, hält Hermes die Liebe überhaupt für „etwas Erniedrigendes“<sup>3)</sup> und stellt mit Vorliebe den entzweitlichen Einfluß der Leidenschaft dar.<sup>4)</sup> Indessen macht er einen Versuch, die Einwirkungen der Jugend- und der ersten Liebe zu verknüpfen. Zuerunde stirbt an gebrochenem Herzen, weil ihre Erziehung ihr die Möglichkeit benimmt, gegen ihre Liebe zu Pastor Madegast zu kämpfen. Ihr Vater hatte sie in strenger Absonderung erzogen und ihr einen Abßehen gegen das männliche Geschlecht eingefloßt, der natürlich dem ersten guten Eindrucke für immer erliegt und die Wirkung dieses Eindruckes ins Ungeheure steigert.

Im übrigen tritt bei Hermes eine sehr merkwürdige Form der Charakterentwicklung auf. Er führt die Personen ein, zeigt ihre gute Seite, dann ihre schlechte, vertieft sich in diese soweit, bis die Charaktere seine Sympathie völlig verlieren, und kommt öfters schließlich beim Gegentheil an. So geht es mit der Heldin des Romans. Hermes gesteht auch unverfroren ein, er habe „durch sein unvermeidliches zweimaliges Farbengeben die Erste Grundzeichnung der Charaktere oft nur mit Mühe zu sehen“ vermocht.<sup>5)</sup> Naiv ist es auch, wenn er die Frau Kübbuts, die er sonst sympathisch schildert, schließlich, als ihre Tochter sich vermählt hat, bennkt, um zu zeigen, daß das „Hofmeistern der Schwiegermütter nichts fruchte“.<sup>6)</sup> Klöglich ist aus der unglücklichen Witwe eine zänkische Alte geworden, und Hermes entschuldigt diese Charaktervertauschung mit den Worten: „Freilich war Madame Kübbuts gut: aber war sie denn damals Schwiegermutter?“<sup>7)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. hierüber namentlich Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe. S. 162.

<sup>2)</sup> „Zopbiens Reise.“ <sup>3</sup>1778. 4, 582.

<sup>3)</sup> „Zopbiens Reise.“ <sup>3</sup>1778. 6, 136.

<sup>4)</sup> Ebenda. 1, 310—335. 454—630. 2, 220—237. 251—254. 257—290. 302—332. 4, 334—377 u. ö. — <sup>5)</sup> Ebenda. 5, 100. — <sup>6)</sup> Ebenda. 3, 481.

<sup>7)</sup> Ebenda. 3, 430.

Hermes meinte, das beste Material für eine gute Erziehungs-  
kunst käme zusammen, „wenn, Mehrere zusammen, jeder über die  
Anfänge Seines Guten und Bösen Untersuchungen anstellte.“<sup>1)</sup> Diese  
Forderung erfüllt der autobiographische Roman. Johann Heinrich  
Jung eignete sich mit seiner traumhaften Versiegenheit weniger zur  
Selbstbeobachtung als der kritische Grübler Karl Philipp Moriz,  
dessen „Anton Reiser“ 1785 zu erscheinen begann. Er wollte „vor-  
züglich in pädagogischer Rücksicht“ „die Aufmerksamkeit des Menschen  
mehr auf den Menschen selbst heften und ihm sein individuelles  
Daseyn wichtiger machen.“<sup>2)</sup> Immer wieder betont er die Wichtigkeit  
der „ersten Eindrücke“<sup>3)</sup> und kleinsten Umstände. Er verlangt, man  
solle in Erwägung ziehen, „daß dieß künstlich verflochtne Gewebe  
eines Menschenlebens aus einer unendlichen Menge von Kleinigkeiten  
besteht, die alle in dieser Verflechtung äußerst wichtig werden, so  
unbedeutend sie an sich scheinen.“<sup>4)</sup> Hier handelt es sich nicht mehr  
um den bloßen Einfluß der Erziehung oder um das Werden einer  
einzelnen Eigenschaft oder die Wirkung einer Leidenschaft, sondern  
der Werdegang eines Charakters wird auf Schritt und Tritt mit  
einer unheimlichen Genauigkeit belauert und beobachtet, die Aus-  
bildung jeder Fähigkeit, die Entwicklung jedes Gemütszustandes wird  
im Zusammenhange dargestellt. Ein Fortschritt war hier nur noch  
möglich, wenn man den Helden aus dieser engen Umgebung heraus-  
riß und die große Welt auf ihn wirken ließ, wie es Goethe im  
„Wilhelm Meister“ gethan hat.

Engel hatte sich diesen Bestrebungen schon 1775 angeschlossen.  
In den „Briefen über Emilia Galotti“ rät er den Romandichtern,  
ihre Ideen von der Bühne zu nehmen und Charaktere, die der  
Dramatiker nur in einzelnen Situationen zeigt, „weiter zu entwickeln  
und bis zu ihrer ersten Entstehung zu verfolgen.“ Wie Shakespeare den  
Leidenschaften, solle der Romandichter den Charakteren „von ihrer  
ersten Anlage bis zur letzten völligen Ausbildung schrittweise nach-  
gehen.“<sup>5)</sup> So sehr Merck auf volle sinnliche Vergegenwärtigung  
dringt, so sehr verlangt Engel Erschließung des psychologischen Ver-  
ständnisses. Er hat in dieser Beziehung auch späterhin seine Ansichten  
nicht geändert. Man könnte eine Annäherung an Merck vermuten,  
wenn man in der „Poetik“ liest,<sup>6)</sup> „dichterisches Genie sei die Fähig-

<sup>1)</sup> Ebenda. S. 255.

<sup>2)</sup> Seufferts Neudrucke, Nr. 23. Moriz, Anton Reiser mit Einleitung von L. Geiger. S. 3.

<sup>3)</sup> Ebenda. S. 9. 22. 30. 31.

<sup>4)</sup> Ebenda. S. 105.

<sup>5)</sup> „Philosoph für die Welt.“ I. Stück 10. S. 149 und 150.

<sup>6)</sup> S. 22 und 23. 160 und 161. 321.

keit, Ideen von einem hohen Grade von Lebhaftigkeit hervorzubringen,“ aber das im ersten Augenblicke bestechende und an den „Epiſchen Geist“ erinnernde Wort „Lebhaftigkeit“ erhält eine derartige Interpretation, daß es vielmehr das Gegenteil beweist. Die Lebhaftigkeit entspringt hauptsächlich aus der „Beziehung auf menschliches Glück oder Elend“<sup>1)</sup> der „unruhigen Ahnung des Ausganges“<sup>2)</sup> und verwandten Gesichtspunkten. Die bloße sinnliche Vergegenwärtigung hat Engel immer für weniger verdienstlich gehalten als die Darstellung einer Entwicklung.

Diejenige Persönlichkeit, deren Entwicklung besonders genau im „Herrn Lorenz Stark“ geschildert wird, ist der Sohn Karl Stark. Er war ein unruhiger Lebemann; aus seinen lustigen Gewohnheiten reißt ihn das dem sterbenden Vyk gegebene Versprechen und die Liebe zur Witwe, so daß eine radikale Besserung seines Charakters eintritt. Doktor Herbst sagt zu Lorenz Stark:<sup>3)</sup> „Ein unerwarteter, ihm ganz neuer Eindruck, ein unwiderstehliches Gefühl rißen ihn hin. Aber einmal gethan, diese That: sollte sie ohne Spur, wie ein Blitz, haben verschwinden können? sollte sie kein Andenken an sich zurückgelassen, nicht durch dieses Andenken mächtig auf ihn gewirkt haben?“

Engel bemerkt ausdrücklich, daß hier „die Hauptbildnerin an dem Herzen des Sohns, die Liebe“,<sup>4)</sup> vergessen ist. Das Gewicht, das er dieser beilegt, weist uns zurück auf Hermes, aber auch auf Nicolais „Sebaldus Rothamer“; denn dort wird Säugling hauptsächlich durch seine Liebe zu Mariane von poetischer Versiegenheit zu prosaischer Vernünftigkeit bekehrt, nachdem die Geliebte dieselbe Entwicklung durchgemacht hat.

Wunder nehmen muß es allerdings, daß Engel sich für die Darstellung einer Charakterentwicklung einen Helden ansucht, der das dreißigste Jahr hinter sich hat. Aber der Aufklärungsroman stellt, wie Heine nachweist,<sup>5)</sup> überhaupt gern Personen in vorgeschrittenem Lebensalter dar, weil er sich nicht gern mit dem überschäumenden Sturm und Drang der Jugend befaßt. Daher geht Engel auch auf das unruhige Vorleben Karl Starcks nicht näher ein, sondern läßt ihn erst auftreten, als er männlicher Reife fortschreitend sich nähert. Bei einem anderen Dichter würde der Hauptteil der Darstellung hierauf entfallen und der Kontrast nach Möglichkeit gesteigert werden.

<sup>1)</sup> „Poet.“ S. 161 und 162.

<sup>2)</sup> Ebenda. S. 335.

<sup>3)</sup> „Herr Lorenz Stark.“ S. 360 und 361.

<sup>4)</sup> Ebenda. S. 362.

<sup>5)</sup> C. Heine, Der Roman in Deutschland von 1774—1778. Halle a S. 1892. S. 43.



Bedauerlich ist es, daß die Personen im „Herrn Lorenz Stark“ allzu häufig über Charakterentwicklung theoretisieren und alles genau bis ins kleinste klarlegen, statt dem Leser nur Fingerzeige zu geben und seinem Nachdenken das Weitere zu überlassen. In Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ sagt die Baronesse zum Geistlichen: „Ihre Geschichte sei unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend, wenn sie zu Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz weiter nachzudenken.“ Diese Forderung ist bei Engel nicht erfüllt. Als ein echter Aufklärer traut er dem Leser nichts zu und erklärt jeden Gedanken, bis ihn der Mindestbegabte fassen kann. Das empfindet man als eine Beleidigung, wenn man ihn liest.

## VI. Dialog.

In den kleinen Charaktergemälden wie im „Herrn Lorenz Stark“ geht der Dichter, so oft nur möglich, in den Dialog über, und die gleiche Praxis beobachten auch die anderen Romanschriftsteller dieser Epoche. Das bürgerliche Drama in Prosa riß plötzlich die Schranke ein, die zwischen Erzählungskunst und Bühnendichtung bestand. Lessings meisterhafter Dialog forderte zur Nachahmung heraus, und schließlich ging man so weit, die Erzählung überhaupt in Gespräche aufzulösen. Als Schöpfer solcher Buchdramen sind namentlich Meißner und Klinger bekannt. Engel nimmt eine vermittelnde Stellung ein. Da er seine Aufmerksamkeit auf das Werden und Gewordensein der Charaktere richtet, muß er auch größere erzählende Partien einschleichen.

Der Dialog im älteren Abenteuerroman war meist precios und stelzfäßig. Noch in Gellerts „Schwedischer Gräfin“ ist der Mangel jeder individuellen Färbung auffällig. Vieles wird in indirekter Rede gegeben, und Gellert stellt sich selbst ein Armutszengnis aus, wenn er von Carlson sagt:<sup>1)</sup> „Er wünschte unzähligemal in der Sprache des Affects, daß Andreas gestorben seyn möchte, ehe er den Athem zur Entdeckung dieses Geheimnisses hätte schöpfen können.“ Der Dichter ist eben der „Sprache des Affects“ nicht gewachsen.

Hemmend tritt der Entwicklung des Dialoges die von Richardson übernommene Briefform entgegen, obwohl er sie mit dem Gespräche zu vereinigen wußte. Goethe verzichtet im „Werther“ fast ganz auf den Dialog. Dagegen stürzen sich Hermes und Heinse in die größten Unwahrscheinlichkeiten. In „Sophiens Reise“ ist der Dialog häufig so gelehrt, daß der Verfasser mit gewohnter Gemütsruhe zugiebt,

<sup>1)</sup> Gellerts sämtliche Schriften. Berlin und Leipzig 1867. 4, 238. — Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe, S. 34.

Sophie, die alles getreulich berichtet, habe ihn nicht verstehen und behalten können.<sup>1)</sup>

Überhaupt nehmen die gelehrten Gespräche einen großen Raum ein und dienen dazu, Belesenheit und Gelehrsamkeit des Autors zu zeigen. Bei Hermes wird über alles und jedes, bei Nicolai über Lehrmeinungen und Kleidertrachten der Geistlichen, „Übersetzungsmanufakturen“<sup>2)</sup> und Schundlitteratur, bei Heinze<sup>3)</sup> über bildende Kunst und Philosophie, Altertümer, Neugriechisch und Altgriechisch, bei Knigge in der „Reise nach Braunschweig“<sup>4)</sup> über Kokebue und die Bühnenkunst überhaupt gesprochen.

Eine Abart des gelehrten Gespräches ist der alternierend explizierende Dialog, der in Wielands „Agathon“ vorherrscht. Die Personen sprechen in aneinandergereihten Monologen von sehr langer Ausdehnung, die trotz der Grazie des Ausdrucks den Charakter der Abhandlung tragen. Allerdings wirft sich der Dichter mit einer wahren Wollust immer wieder in Disputationen über Tugend und Begierde, naive Sittlichkeit und verfeinerte Sinnlichkeit, aber die Personen sollen beweisen und deshalb reden sie voll aus. Zu Gunsten der abgerundeten Darstellung der gegenteiligen Meinungen wird die psychologische Wahrscheinlichkeit vernachlässigt. So entsteht nur eine Gegenüberstellung der Meinungen und der Beweise, die für sie zu erbringen sind. Der Weg, den das Gespräch zu nehmen hat, wird nach objektiven statt nach subjektiven Kriterien geregelt: Der Dialog wird zur Disputation.

Im „Sebalduß Rothanker“ läßt sich eine andere Gattung beobachten, die man das Schulgespräch nennen könnte. Der Dialog wird so angelegt, daß der eine Sprecher naiv borniert, der andere sehr wohl unterrichtet ist.<sup>5)</sup> Der Autor identifiziert sich mit dem klugen, den Leser mit dem beschränkten Zuhörer. Darunter leidet die Wirkung. Aber Nicolai läßt den guten Rothanker wenigstens zu Worte kommen, während er in Thümmels „Wilhelmine“ vor Verlegenheit niemals eine Silbe zu reden weiß. Das Gegenüber spricht allein, so daß nicht einmal der Anschein eines Dialoges entsteht. Als der Held bei der Verlobung zuviel getrunken hat, hören wir zwar, er habe „Verschweudung mit süßen, rührenden Worten“ getrieben, aber Thümmel spart sich die Mitteilung und läßt wieder Wilhelmine allein reden.

<sup>1)</sup> „Sophiens Reise.“<sup>3</sup> 1778. Band 1. S. 44. 140—153. 2. S. 442—458. 3. S. 571—594.

<sup>2)</sup> „Sebalduß Rothanker.“<sup>4</sup> 1799. 1. S. 111.

<sup>3)</sup> Heinze, „Ardinghello.“ (In H. Raubes Ausgabe 1838.) Band 1. S. 15—20. 33—38. 11—46. 49—54. 206—212. 230—260 u. ö. Band 2. S. 92—170.

<sup>4)</sup> Erschienen 1792.

<sup>5)</sup> Schwinger, N. Nicolais Roman „Sebalduß Rothanker.“ S. 262.

Auch bei Hermes finden sich neben den gelehrten Dialogen (Schulgespräche.<sup>1)</sup>) Doch darf man ihm nachrühmen, daß er bewußt die Sprache der einzelnen Personen scheidet und jeder Person ihren eigenen Stil giebt. Sophie schreibt anders als Puff oder Madagré oder Madegast, und Professor T. spricht sogar vom „drolligen Ton“ Puffs.<sup>2)</sup> Aber Hermes geht auf den Pfaden Fiedlings und karrikiert, statt zu charakterisieren. Auf diesem Gebiete leistet er Gutes. Einen das Deutsche radebrechenden Franzosen, einen betrunkenen Major, ein unglaublich naives Mädchen weiß er einzuführen;<sup>3)</sup> vom Dialekt macht er in trefflicher Weise Gebrauch;<sup>4)</sup> die tolle Studentenwirtschaft macht sich auch in ihrer Sprache prächtig;<sup>5)</sup> ein einziger Brief eines Kriegsrats läßt seinen ganzen albernen Charakter erkennen;<sup>6)</sup> der karrikierte Dialog zwischen Sophie und ihrem Verehrer Puff verfehlt seine Wirkung nicht;<sup>7)</sup> aber, wenn Hermes ernst wird, versagt seine Begabung. Ein etwas ungeschickter Dialog zweier Liebenden, die sich trennen müssen, darf noch leidlich genannt werden;<sup>8)</sup> eine unfreiwillige Komik bringt jedoch Mariane hervor, die den Prediger Madegast bewegen will, ihr zu entsagen, um Incunde zu retten, und anfängt:<sup>9)</sup> „Meine Lungen haben gelitten, mein Magen ist geschwächt.“

Engel hat sich viel mit der Theorie des Gespräches beschäftigt. Schon 1774 veröffentlichte er die „Fragmente über Handlung, Gespräch und Erzählung.“<sup>10)</sup> Er macht darin den Versuch einer neuen Einteilung der Dichtungsarten, weil ihm die hergebrachte, die Roman und Drama weit voneinander trennt, nicht mehr genügt. Für ihn fallen beide unter den Begriff des pragmatischen Wertes, der Handlung im prägnanten Sinne des Wortes, die eine Begebenheit ihrer Entwicklung nach darstellt, entweder durch Erzählung oder durch direkte Wiedergabe im Dialog.<sup>11)</sup> Dieser ist die Krone der Dichtkunst, das Höchste, was sie zu leisten vermag; denn der letzte und eigentliche Schauplatz aller Handlung ist die denkende und empfindende Seele,<sup>12)</sup> die durch die Sprache die Handlung in die Erscheinung

1) „Sophiens Reise.“ 31778. 3, 222—235.

2) Ebenda. 3, 292.

3) Ebenda. 1, 140—153.

4) Ebenda. 1, 288—290.

5) Ebenda. 1, 404—448.

6) Ebenda. 3, 336 und 337.

7) Ebenda. 1, 350—356.

8) „Sophiens Reise.“ 31778. 3, 20—26.

9) Ebenda. 5, 468.

10) „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste.“ Leipzig. 1774. XVI. 2, 177—256. Schriften. Band 4. S. 101—266.

11) Schriften. Band 4. S. 222.

12) Ebenda. S. 149.

treten läßt. „Es ist unglaublich, wie sehr sich die Seele den Worten einzudrücken, wie sie die Rede gleichsam zu ihrem Spiegel zu machen weiß, worin sich ihre jedesmalige Gestalt bis auf die feinsten und zartesten Züge darstellt.“<sup>1)</sup> Daher ist die dialogische Form zur Schilderung von Charakteren unendlich fähiger als die erzählende,<sup>2)</sup> und der Dichter soll, nach der Vorschrift des Aristoteles und dem Beispiele Homers und Richardsons, ins Dramatische übergehen, sobald es auf Schilderung der Seele ankommt.<sup>3)</sup> Der Erzähler hat vor dem Dramatiker den Vorzug, daß er nicht auf die Gegenwart beschränkt ist, sondern Vergangenheit und Zukunft in die Darstellung mit einbeziehen kann.<sup>4)</sup> Auch steht es ihm frei, den Stoff von mancherlei Seiten zu fassen<sup>5)</sup> und über die Handlungen seiner Personen zu reflektieren.<sup>6)</sup>

Zu der 1783 erschienenen „Theorie der Dichtungsarten“<sup>7)</sup> huldigt Engel im wesentlichen denselben Anschauungen.<sup>8)</sup> Da jedoch das Werk zu Schulzwecken geschrieben ist, demonstriert er seine Ansichten an ausgewählten Beispielen. Als Muster guter Dialogführung werden Shakespeares „Heinrich IV.“ und „Hamlet“, sowie Lessings „Emilia Galotti“ angezogen.<sup>9)</sup>

Im „Herrn Lorenz Stark“ wird der gelehrte Dialog kaum durch das Gespräch über die Krisis<sup>10)</sup> halbipötiisch ange schlagen und sogleich wieder abgebrochen. „Kein Griechisch weiter!“ ruft der Alte.<sup>11)</sup> Dagegen finden sich etliche Schulgespräche, zu denen die geistige Hilfslosigkeit Spechts den Anlaß giebt.<sup>12)</sup> Der alternierend explicierende Dialog erscheint an einer Stelle, wo er wohl berechtigt ist, nämlich als der Doktor und Lorenz Stark endgiltig über Vergangenheit und Zukunft des Sohnes reden.<sup>13)</sup> Ein derartiges einmaliges Auftreten dieser Form ist anders zu beurteilen als der gewohnheitsmäßige Gebrauch in Wielands „Agathon“. Überall aber ist die Rede der einzelnen Personen individuell gefärbt, und statt des karrifizierenden Dialoges wird bewußt der charakterisierende angewendet.

1) Schriften. Band 4. S. 224 und 225.

2) Ebenda. S. 248.

3) Ebenda. S. 235—237.

4) Ebenda. S. 262.

5) Ebenda. S. 254.

6) Ebenda. S. 257.

7) Schriften. Band 11. Hauptstück 9. Formen.

8) Ebenda. S. 542—547.

9) Schriften. 11. S. 550—558.

10) „Herr Lorenz Stark.“ S. 92—100.

11) Ebenda. S. 98.

12) S. 31—36, 258—262.

13) S. 359—368.

Niesische hat mit seinem bekannten philologischen Scharfblick einmal geäußert, ein Satz sei schon falsch verstanden, wenn er in unrichtigem Tempo vorgetragen werde. Engels Praxis kann diesen Satz illustrieren. Gerade in Bezug auf das Tempo kontrastieren der Doktor und seine Gemahlin vortrefflich. Er spricht langsam und nachdrucksvoll, ist ungemein logisch und behandelt den kleinsten Punkt als eine breit zu erörternde Frage; seine runden, wohlüberlegten Sätze leitet er gern ein mit:<sup>1)</sup> „Geßet auch“ oder: „Ich bitte Sie zu erwägen“ oder: „Nehmen Sie einmal an.“ Man höre nur, mit welchen breiten Reflexionen dieser Pedant eine Rede beginnt:<sup>2)</sup> „Sie können's nicht sonderbar finden, wenn ich behaupte: daß eine einzige That, zu welcher glückliche oder unglückliche Umstände einen Menschen hinreißen, ihn von Grundaus verändern, ihm gleichsam eine neue Seele einhauchen kann.“ So geht er oft vom Allgemeinen aufs Besondere.

Der Doktor spricht Largo, seine Gattin Scherzando.<sup>3)</sup> Seine Rede geht langweilig und methodisch vor, die ihre hüpfet flott, neckisch, leicht und flüchtig von Punkt zu Punkt, vernachlässigt so manches und hat fortwährend etwas zu widerrufen oder nachzuholen, was sie aber nur selten mit einem „Oder wenn“, „Aber nein“ thut;<sup>4)</sup> meist bleibt der Einwand der anderen Person überlassen. Sind die Sätze ihres Gemahls durch zahlreiche Konjunktionen verknüpft und verhäkelt, so ist ihr das Asyndeton eigentümlich. Sie ruft ihrem Gatten zu:<sup>5)</sup> „Kurz, sie macht einen Besuch bei dem Vater, bittet den Vater, gefällt dem Vater, bezahlt ihre Schulden, heiratet den Bruder.“ Ebenso erzählt sie Lorenz Stark:<sup>6)</sup> „Ich hatte einzukaufen, mußte vorbei.“ In der schalkhaften Beschreibung des verliebten Bruders kommt noch die Anaphora hinzu:<sup>7)</sup> „Ich sehe ihn blässer, magerer werden; sehe ihn alle Heiterkeit, allen Frohsinn verlieren; sehe ihn hinwegeln mitten in der Gesundheit: wie kann ich da ruhig bleiben?“ Daß Engel hier vollkommen bewußt gearbeitet hat, beweisen die „Fragmente über Handlung, Gespräch und Erzählung, wo er ausdrücklich von den „Inversionen der Rede“, den „Verbindungen, die gemacht und die nicht gemacht werden“, spricht.<sup>8)</sup> In der „Poetik“ finden sich ähnliche Betrachtungen.<sup>9)</sup>

<sup>1)</sup> S. 57. 60. 61. 85. 86. 94—98. 142—146. 156. 158. 160—162. 185. 235. 237. 238. 241. 252. 307—309. 314.

<sup>2)</sup> S. 359.

<sup>3)</sup> S. 77—83. 87. 149. 186—189. 211. 265—271. 314—318. 334—342. 347. 370.

<sup>4)</sup> S. 77. 79. 181. 197.

<sup>5)</sup> „Herr Lorenz Stark.“ S. 186 und 187.

<sup>6)</sup> S. 75.

<sup>7)</sup> S. 341.

<sup>8)</sup> Schriften. 4. S. 226 und 227.

<sup>9)</sup> „Poetik.“ S. 553.

Karl Stark spricht Prestissimo. In ganz anderer Art wie seine Schwester ist auch er ein Schnellsprecher. Er redet aufgeregt und leidenschaftlich in kurzen, übereinander stürzenden Sätzen, die nicht leicht und gefällig, wie die der Schwester, sondern stoßweise hervorkommen.<sup>1)</sup> Die rhetorische Frage ist seine Lieblingsform.<sup>2)</sup> Er fährt Specht an:<sup>3)</sup> „Was es giebt? Was Sie wollen? hab' ich gefragt. — Vorgen etwa? Noch ehe die alte Schuld ganz getilgt ist? Oder wieder Nachrichten von der Wittve, Ihrer Nachbarin, bringen?“ Als echter Schwächling sucht Karl Stark den Mangel an Kraft und Entschlossenheit durch Ungehörigkeit und Heftigkeit zu ersetzen. Man vergleiche nur die Art, wie Doktor Herbst über Horn spricht,<sup>4)</sup> mit der, wie sein Schwager gegen ihn deklamiert:<sup>5)</sup> „Horn? . . . . Na, der elende, nichtswürdige Geizhals! So hat er mir doch das Wort nicht gehalten, das ich so mühsam, mit so vielem Zureden von ihm erpreßte! — Ich Thor! Warum bezahlt' ich auch den Bettel nicht gleich? — Und was beschließt denn mein Vater? Was will er thun?“

Mit diesen leidenschaftlichen Ausbrüchen kontrastiert aufs beste die vorsichtige, ängstliche Manier des Schleichers Specht, der niemandem widerspricht, jede Behauptung einschränkt, abwechselnd seine Frau und Lorenz Stark citiert, nichts als verzagte, halb in der Kehle stecken bleibende, Satzbrocken heraussstottert.<sup>6)</sup>

Monsieur Burgs wenige hämische Bemerkungen über seinen Oheim sprudeln rasch nacheinander hervor, wogegen Schlicht kurz, knapp und steif, gelegentlich mürrisch und grob seine Meldungen macht und seine Meinung abgiebt.<sup>7)</sup> Die Mutter spricht, wenn sie aufgeregt ist, die richtige, unlogische, unkluge, übertriebene Frauen-sprache, sonst lange Sätze, die man sich in gedehntem Tone, mehr als bedachtjam vorgetragen, zu denken hat.<sup>8)</sup> Die Wittve genießt, wie der Pfarrer in Thümmels „Wilhelmine“, den Vorzug, nie zu Worte zu kommen; sie hat immer Anliegen und ist stets zu schüchtern sie auszusprechen.

Lorenz Stark redet ruhig, spöttisch und ironisch, wie Engel selbst, der jedermann, unbekümmert um Stand und Geschlecht, am liebsten ironisch nahm. Was ein unbefangener Beobachter von

1) „Herr Lorenz Stark.“ S. 14. 15. 17. 24. 37. 113. 306. 385—392.

2) S. 17. 18. 19. 25. 113. 294. 298. 306. 384. 388. 390.

3) S. 25.

4) S. 182.

5) S. 298.

6) S. 21—36. 244—262 passim.

7) S. 117—121. 285—287. 293—301.

8) S. 72. 73. 122. 123. 206. 373—379.

dem Dichter jagte, gilt auch von seiner Lieblingsfigur: <sup>1)</sup> „Der Mann hat gewiß Genie, fühlt sich aber ziemlich, spricht gern in dem Ton der Entscheidung.“

Am Lorenz Stark läßt sich zeigen, wie Engel die der Einzelfigur zugeteilte individuelle Redeweise der Situation anpaßt. In der folgenreichen ersten Unterredung mit dem Sohne <sup>2)</sup> spricht der Alte anfangs in ruhigen Sätzen, die mit kleinen Winken und Anspielungen durchsetzt sind. <sup>3)</sup> Karl Stark wird heftig, der Alte bleibt seiner Herr und unterbricht ihn nur durch scharf pointierte Sätze, z. B. ruft der Sohn: <sup>4)</sup> „... doch wird mir jede Zerstreuung, jedes elende Vergnügen gemüßgönnt.“ — „Du sprichst sehr hart, aber sehr wahr. Jedes elende Vergnügen.“ — „Elend — weil es mir nichts, oder eine Wenigkeit kostet. Was hab' ich denn verloren, wenn ich verlor?“ — „Das Kostbarste, was wir haben: die Zeit.“ Jetzt wird Karl Stark ausfallend und wirft dem Vater übertriebene Wohlthätigkeit vor, was diesen in wirklichen Zorn versetzt. Er geht in ein rasches Tempo über: <sup>5)</sup> „Dacht' ich es doch, daß der junge Mensch noch würde mein Vormund werden! Wegzuwerfen? Was verstehst du darunter? Was heißt bei dir wegwerfen? Sprich!“ Gleich darauf gewinnt er seine Ruhe zurück und schlägt im Bewußtsein seiner Tugend einen etwas pathetischen Ton an: <sup>6)</sup> „Und wenn sie mich einst die lange Straße hinabtragen, und ich hier alles dahintenlasse, so hoff' ich, es soll da mancher mit Thränen in seinen Augen sprechen: Schade um den rechtschaffenen Mann!“

Wie jeder bereits herausgehört hat, war Engels Muster in Theorie und Praxis Lessing.

## VII. Mimik und Physiognomik.

Auffällig sind im „Herrn Lorenz Stark“ die bis aufs Kleinste genauen Angaben über Mimenspiel und Gesten, die jede Situation lebhaft illustrieren und den Dialog zum Bühnenbilde ergänzen. <sup>7)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. E. F. Rind's „Studienreise 1783 1784.“ Herausgegeben von Moritz Geyer, Altenburg 1897. Vgl. besonders den 22. Dezember.

<sup>2)</sup> „Herr Lorenz Stark.“ S. 12—21.

<sup>3)</sup> S. 13. 14. 16.

<sup>4)</sup> S. 18.

<sup>5)</sup> S. 19.

<sup>6)</sup> S. 20.

<sup>7)</sup> „Herr Lorenz Stark.“ S. 27. 62. 66. 68. 73. 74. 76. 78. 83. 87. 88. 94. 99. 109. 111. 126. 127. 129. 130. 137. 145. 147. 151. 154. 157. 162. 165. 180. 188. 189. 215. 243. 245. 247. 248. 249. 251. 253. 257. 258. 280. 283. 285. 293. 294. 295. 296. 299. 300. 319. 323. 324—325. 327. 333. 337. 339. 340. 343. 346. 347. 348. 350. 368. 370. 371. 378. 379. 384. 390. 392. 395. 397. 398.

Was fängt der Alte nicht alles mit seinem Stuß an, den er bald auf das schwerhörige, bald auf das andere Ohr zieht! Jede Handbewegung, jeder Blick, Gang und Haltung dienen dem Ausdrucke der seelischen Erregung. Schon die Zeitgenossen sahen hierin einen der größten Vorzüge von Engels Roman und rühmten die „scharf der Natur abgefehlene Andeutung des mimischen Ausdrucks“. <sup>1)</sup>

Die englischen Humoristen verwenden die Mimik in farrirrender Weise. Das Muster Hogarths, der in seinen Bilderrollen ganze Romane in der Gebärdensprache liefert, ist für sie weit weniger fruchtbar geworden als für die deutschen Dichter, obwohl Fielding einzelne Charaktere von ihm entlehnte. Auch sind im „Joseph Andrews“ nur sehr fragmentarische Anjäge zu theoretischer Erörterung vorhanden. Der ehrliche Adams disputiert mit einem Wirte über Physiognomik, und ebenso unterhalten sich einmal ein heruntergekommener Komödiant und ein elender Verfemacher darüber, ob am Niedergange der Bühne schlechte Verse oder schlechte Mimik Schuld seien. Doch werden diese Themen ganz beiläufig erörtert, und der Schauspieler geht sogar nur auf Sprache und Betonung ein.

Zur deutschen Romane des 18. Jahrhunderts tritt die Mimik hier und da sporadisch auf, und bei näherem Zusehen erkennt man, daß diese Erscheinungen untereinander im Zusammenhange stehen und die langsame Entwicklung einer Technik darstellen, die mit Engel ihren Höhepunkt erreicht. Anfangs wird auf das Äußere wenig Gewicht gelegt. Gellert gesteht in der „Schwedischen Gräfin“ sein Unvermögen offen ein, wenn er sie schreiben läßt: <sup>2)</sup> „Man verderbt durch die genauen Beschreibungen oft das Bild, das man seinen Lesern von einer schönen Person machen will. Genug, mein Graf war in meinen Augen der schönste Mann.“

Es ist ein weiter Weg von diesem Verfahren bis zu dem Engels. Drei Faktoren sind in der Hauptsache wirksam: Die Bühne, die Physiognomik und die bildende Kunst. Nebenher verdient noch erwähnt zu werden, daß das Silhouettieren, schon ehe man etwas von Physiognomik wählte, eine Modetändelei war. <sup>3)</sup>

Die Schauspielkunst nahm auf den kleinen Bühnen dieser Epoche einen neuen Aufschwung. Das intime Spiel entwickelte sich, und namentlich im bürgerlichen Drama begann die Gebärde eine große Rolle zu spielen. Mit allem Nachdruck weist Diderot darauf hin, <sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Neue allgemeine deutsche Bibliothek. LXXXVII. 1. S. 191.

<sup>2)</sup> Gellerts sämtliche Schriften. 4. Teil. S. 203.

<sup>3)</sup> Vgl. Musäus, „Physiognomische Reisen.“ 3. Altenburg 1779. S. 55.

<sup>4)</sup> „Von der dramatischen Dichtkunst.“ Lessings Übersetzung. Hempel. XI. 2.



„daß es ganze Scenen giebt, wo es unendlich natürlicher ist, daß sich die Personen bewegen, als daß sie reden.“

Solche Scenen sind namentlich die, wo der Mensch die Gabe zu reden verliert und seiner Verzweiflung nur durch ein stummes Spiel Ausdruck verleihen kann. So benimmt sich bei Prevost d'Exiles der Ritter des Grioux, als er Manon Lescaut im Hause seines Todfeindes, ähnlich, als er sie auf dem Hüscherswagen findet. Man wird natürlich auf die Gebärde zuerst da aufmerksam, wo sie die Sprache vertritt, und wird dann leicht dazu kommen, Reden und Gesten im Zusammenhange zu verfolgen, wie sie auf der Bühne sich finden!

Lessing schenkte den Schauspielern in der „Hamburgischen Dramaturgie“ so lange Beachtung, bis ihre Eitelkeit jede Kritik unmöglich machte. Früher schon, als er in der „Theatralischen Bibliothek“ einen Auszug aus dem „Schauspieler“ von Remond von Ste. Albine veröffentlichte, hatte er ein Werk über die „körperliche Beredsamkeit“ versprochen. Es erschien niemals. Die ein Jahr später<sup>1)</sup> von Löwen herausgegebenen „Kurzgefaßten Grundsätze von der Beredsamkeit des Leibes“ waren in keiner Weise zum Ersatz geeignet, und so konnte noch 1785 Engel an die Verheißung seines großen Vorbildes anknüpfen.

Um 1770, also wiederum in der für die deutsche Erzählungskunst so unendlich wichtigen Zeit, wird die Bewegung lebhafter und tritt ins Gebiet des Romans über. Schon 1769 geht Hermes in „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ oft auf das stumme Spiel ein; allerdings ist er auch hier zum Karririeren geneigt. Er beschreibt das schweigende Staunen und Entzücken einer im Konzertsaal versammelten Menge, die eine Italienerin singen hört<sup>2)</sup> oder das vom Troy abscheulich entstellte Gesicht Koschens<sup>3)</sup> oder die grotesken Gebärden des biedereren Puff.<sup>4)</sup> Chodowiccki schöpft aus „Sophiens Reise“ die Anregung zu einer Reihe von Kupferstichen, die wiederum auf Hermes zurückwirken. Fortan hat er bei jeder Situation eine mögliche Illustration im Auge und dankt Chodowiccki für seine Förderung, indem er im sechsten Bande der dritten Auflage (1778) Herrn Puff aus der Geschichte heranstreten und sagen läßt:<sup>5)</sup> „Solche Kupfer verdienen sechzig Bogen Zusatz.“ Ebenso gesteht er häufig zu, er habe sich eine Scene beinahe nicht so schön gedacht, wie Chodowiccki sie dargestellt habe.<sup>6)</sup>

<sup>1)</sup> Hamburg 1755. Engel, „Mimit.“ 1. Z. 82.

<sup>2)</sup> „Sophiens Reise.“ (1769). 1. Teil. Z. 270.

<sup>3)</sup> Ebenda. Z. 376 und 377.

<sup>4)</sup> Ebenda. 2. Teil (1770). Z. 269 und 276.

<sup>5)</sup> „Sophiens Reise.“ <sup>3</sup>1778. Band 6. Z. 703.

<sup>6)</sup> Ebenda. Z. 129 u. ö.

Wie Chodowiczki greift auch Lavater die Anregungen der ersten Auflage von „Sophiens Reise“ auf, um bestimmend auf die weiteren einzuwirken. Er bringt das Porträt des Dichters, feiert seinen „metaphysisch-moralischen Roman“ und hält die physiognomischen Stellen desselben der Einverleibung in die „Physiognomischen Fragmente“ für würdig.<sup>1)</sup> Dies von 1775—1778 erschienene Werk bildet zunächst das große Sammelbecken, in dem sich alle bisher beobachteten Strömungen vereinigen.

Lavater rechnete die ganze Mimik zur Physiognomik, wie aus seiner Äußerung erhellt:<sup>2)</sup> „Stimme, Gang, Stellung, Gebärden, Kleidung — alles an dem Menschen ist physiognomisch — alles, was der Mensch berührt, und was durch seine Hände geht, was in seinen Kreis tritt — nimmt etwas von ihm an.“ Er gedenkt der großen Schauspieler und preist namentlich Garrick, der es so weit in der Physiognomik gebracht habe, daß er den Charakter von beinahe jeder Physiognomie durch seine eigene ausdrücken könne.<sup>3)</sup>

Chodowiczki wird von Lavater als „beinahe der einzige“ bezeichnet, „der fast allen seinen Figuren die volle ungehemmte Freiheit, die dem Leben eigen ist, einzuhauchen weiß“; sein Stich „Les Adieux de Calas“ wird enthusiastisch verherrlicht. Ebenso kommentiert Lavater Hogarth. Diese Erläuterungen setzte Lichtenberg, der Lavater im „Fragment von Schwänzen“ so grausam mitgenommen hatte, später mit ganz anderer Tendenz im „Göttingischen Taschenkalender“ fort, nicht im Dithyrambenstil, sondern mit witziger Schärfe.<sup>4)</sup> Sie erschienen 1794—1799 gesammelt, und Engel gewann ihnen mehr Geschmack ab als Lavaters großem Werke.<sup>5)</sup> Lichtenberg war auch dem englischen Zeichner eher gewachsen als Lavater, der seine Fragmente „zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe“ schrieb, sich von der Darstellung des Lasters mit Grausen abwandte und geneigt war, Hogarth um ihrer willen Vorwürfe zu machen.<sup>6)</sup> Die Abwehr Lavaters gegen Lichtenberg ist matt. Er empfiehlt, seine Schriften zu lesen „und — wie man will, entweder nach der Schärfe des Witzes, oder nach dem Gehalte von bestimmten Beobachtungen zu prüfen.“<sup>7)</sup>

1) „Physiognomische Fragmente.“ Dritter Versuch. 1777. S. 214.

2) Vierter Versuch. 1778. S. 417. Ueber den Zusammenhang von Physiognomik und Mimik vor Lavater vergleiche: Oberländer, Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert (Hamburg und Leipzig 1898). S. 171 bis 173. Auf Lavater selbst wird hier allerdings nicht genügend eingegangen.

3) Erster Versuch. 1775. S. 181.

4) Vgl. W. Hogarths Zeichnungen mit Erläuterungen von Lichtenberg, herausgegeben von Dr. Franz Kottenkamp. Stuttgart 1873. Vorwort.

5) In dem S. 291 citierten Briefe bittet Engel um „Lichtenbergs witzigen Kommentar über Hogarth.“

6) „Physiognomische Fragmente.“ Erster Versuch. S. 96 ff.

7) Ebenda. 4. 1778. S. 469.

Der positive Kern der „Physiognomischen Fragmente“ ist schließlich die Lehre von der Harmonie „zwischen moralischer und körperlicher Schönheit“. <sup>1)</sup> Jeder moralisch gute Gemütszustand verändert das Gesicht zur Schönheit, jeder schlechte zur Häßlichkeit. Physiognomische Veränderungen registrieren alle Erlebnisse; das Antlitz des Menschen ist sein Führungszeugnis. „In allen Theilen des Angesichts geben also verhältnismäßig, oft wiederholte Gemütszustände, häßliche oder schöne bleibende Eindrücke.“ <sup>2)</sup> Lavater weist auf Jünglinge hin, die ihre ursprünglich schöne Bildung „durch Geilheit und Unmäßigkeit sehr verhäßlicht haben“, <sup>3)</sup> und diese Jünglinge treten fortan oft genug im Roman auf. Hochmodern klingt die Gegenüberstellung der Sätze: „Es werden Züge und Bildungen geerbt. Es werden moralische Dispositionen geerbt.“ <sup>4)</sup> Alles faßt schließlich Lavater in die beiden Formeln zusammen: „Je moralisch besser; desto schöner. Je moralisch schlimmer; desto häßlicher.“ <sup>5)</sup>

Diese Physiognomik mit moralischer Spitze gefiel namentlich Hermes, der schon vorher unbewußt nach demselben Rezept verfahren war. Legt man die erste Auflage von „Sophiens Reise“ neben die dritte, die nach dem Erscheinen der „Physiognomischen Fragmente“ herauskam, so sieht man die ungeheure Einwirkung Lavaters, der auch wiederholt citiert wird. <sup>6)</sup> Hermes giebt die „ganz untrüglichen Kennzeichen der Wahrheit und der Lügen“ an, <sup>7)</sup> und wenn es ihm 1770 genug war, vom vermeintlichen Bruder der Sophie zu jagen: „Ein Mensch, dem ich Galgen und Rad aus den Augen lese,“ <sup>8)</sup> so erhalten wir jetzt eine Beschreibung dieses Menschen, die sich bis auf das „zweifarbige Gebüsch von Augenbrauen“, die „scharf gespannte Oberlippe“ und den „bebenden Gang“ erstreckt. <sup>9)</sup>

Goethes Begeisterung für Lavater, der ihn zum Mitarbeiter an den „Fragmenten“ presste, war bekanntlich vorübergehender Natur. In „Dichtung und Wahrheit“ steht er dem „seltsamen Werke“, das man „wohl als genial-empirisch, als methodisch collectiv ansprechen“ dürfe, sehr kühl gegenüber.

In „Werther“ geht Goethe fast nirgends auf Physiognomik ein. Zwar will Werther aus den Gesichtszügen eines Herrn Schmidt schließen, „es sei mehr Eigensinn und übler Humor, als Eingekränk-

<sup>1)</sup> Ebenda. 1, 57—78.

<sup>2)</sup> Ebenda. S. 63.

<sup>3)</sup> Ebenda. S. 67.

<sup>4)</sup> Ebenda. S. 73.

<sup>5)</sup> Ebenda. S. 63.

<sup>6)</sup> „Sophiens Reise.“ <sup>3</sup>1778. Band 5. S. 27. Band. 6. S. 702.

<sup>7)</sup> Ebenda. 2. S. 28 und 29.

<sup>8)</sup> „Sophiens Reise.“ 2. Teil. 1770. S. 424.

<sup>9)</sup> „Sophiens Reise.“ <sup>3</sup>1778. Band 2. S. 636 und 637.

heit des Verstandes, die sich ihn mitzuteilen hinderte.“ Die Kennzeichen werden aber nicht angegeben. Dagegen liebt Goethe im „Werther“ die lebendige Gruppenbildung, und Lotte unter den Kindern, die Damen beim Gewitter, Werther im Spiel mit den Kleinen gegenüber dem pedantischen Doktor sind ebenso sprechend als bekante Zeugnisse. Auch braucht man über die sorgfältige Ausgabe der Kleidung Lottes und Werthers kein Wort zu verlieren.<sup>1)</sup>

Wieland schenkt im „Agathon“ der Physiognomik und Mimik keine sonderliche Beachtung. Heine, der doch sonst sinnlich lebhaft Bilder giebt, hat im „Ardinghello“ statt seinen Gebärdenspiels nur wilde Theatercoups wie: „Hier sprang er auf, vor Freuden ganz außer sich, daß die Gläser vom Tische flogen.“<sup>2)</sup>

Zur Mimik gehört ruhige, stille Beobachtung, und die war weniger Sache der Genies als der Aufklärer. Da aber Lavater der Abgott der Genies war, so finden wir zunächst eine starke Opposition der Aufklärung gegen alle Versuche, vom Äußern auf das Innere zu schließen. Jede Satire übertreibt. Dies thut Lichtenberg in seinen Angriffen auf Lavater ebensosehr wie Musäus in den „Physiognomischen Reisen“, die vornehmlich Hermes und Lavater angreifen. So findet der reisende Physiognomiker im Stiftskonvent auf dem Erzgebirge „nur das beliebte Heyrathssystem des Herrn Hermes, welches Kernbuch nach allen drey rechtmäßigen Auflagen sich hier befand, und die physiognomischen Fragmente.“<sup>3)</sup> Auch der Titel der Parodie von Musäus, die genau der Einteilung der Fragmente folgt, trifft zum Teil die Physiognomik, zum Teil die Reiseromane, was jedermann empfand, da sie von 1778 bis 1779 erschien, also den verspotteten Werken auf dem Fuße folgte. Die Anregung hatte Musäus durch Lichtenberg empfangen.<sup>4)</sup>

Er wendet sich gegen das Interesse an Außerlichkeiten überhaupt. Cramer hatte in der 1777 und 1778 erschienenen Schrift: „Klopstock in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa“ viel Wesens von dem rotplüschenen Rocke des Barden gemacht und bemerkt, aus der Art, wie er die Tabakspfeife in die Höhe halte, wenn er am Ofen sitze, strahle das Gefühl: „Ich bin Klopstock.“ Nach diesen Kennzeichen entdeckt der reisende Physiognomiker mit dem „Adlerblick“ seiner Kunst Klopstock in einem Leipziger Nachtwächter und Festdichter. Zu seinem Bedauern muß er hören, daß mehr Leute Plüschröcke tragen, und der Grund für das Aufwärtsschwingen der Pfeife

<sup>1)</sup> Vgl. C. Heine, Der Roman in Deutschland von 1774–1778. S. 72.

<sup>2)</sup> „Ardinghello.“ H. Laubes Ausgabe von 1838. Band 1. S. 21.

<sup>3)</sup> „Physiognomische Reisen.“ Zweites Heft. Altenburg 1778. S. 161.

<sup>4)</sup> Drittes Heft. S. 59. Viertes Heft. S. 120.

lediglich in der „Beschaffenheit des Tobacks liegt, wenn er feucht ist und schlecht brennt.“<sup>1)</sup>

Auch sonst blamiert sich der reisende Physiognomiker überall. Er ist hinter einer Sophie her, die ebenso sehr an Sophie von La Roches (Sophia von Sternheim<sup>2)</sup>) wie an Sophie Albertine von Hohen\* erinnert, die Hermes incognito die Reise von Memel nach Sachien antreten ließ.<sup>3)</sup> Die Lehre von der Harmonie wird durch das „physiognomische Halsgericht“ verspottet. Der Vorsitzende entdeckt ohne jede Beihilfe der Tortur nach rein physiognomischen Kennzeichen den Zürcher Weinvergifter und kann in seiner Überzeugung kaum durch den Umstand irre gemacht werden, daß die ganze Weinvergiftung ins Reich der Fabel gehört.<sup>4)</sup> Der Reisende kommt schließlich, verlacht, geprellt und bestohlen, durch seine schlechten Erfahrungen zu dem Vorurteil, „viel vom Metier zu schwätzen, alles zu beschauen, darüber fleißig zu disputieren und nichts davon zu glauben.“

Die Satire ist geschickt und wirksam durchgeführt. Selbst Goethe, der sonst nicht viel von Musäus hielt, fand, er habe Lavater „ziemlich gut beleuchtet.“<sup>5)</sup> Musäus war einseitig in seiner Verwerfung des Interesses für das Äußere. Nicolai macht im „Sebalduß Rothanker“ nur gegen Lavater Front, nicht gegen die Zeitströmung, die ihn hervorgebracht hatte. Auch hier muß die Lehre von der Harmonie herhalten. Nicolai fällt über die Kennzeichen des verdächtigen Menschen, namentlich das „weit gegen das Ende der Nase vor sich gehende Nasläppchen“ witzelnd her.<sup>6)</sup> Dagegen finden sich Ansätze zur Mimik. Der eitle Oberst hat die Gewohnheit, „gemeinlich eine weiße Miene anzunehmen und den Zeigefinger an die Nase zu legen, als sagte er etwas gar Tiefinniges.“<sup>7)</sup> Besonders bemerkenswert ist die historische Darstellung der Kleidertrachten der Berliner Geistlichen,<sup>8)</sup> die ihre symbolische Bedeutung haben und ihren Einfluß auf Gang und Bewegung üben.

Der ganze Aufklärungsroman verhält sich in ähnlicher Weise der Physiognomik gegenüber reserviert und legt mehr Gewicht auf die Mimik. Moriz giebt im „Anton Reiser“ Beispiele von verkehrten Urteilen auf Grund der Gesichtsbildung<sup>9)</sup> und führt näher den Fall des überall unterdrückten und herumgestoßenen Menschen aus, der die

<sup>1)</sup> Zweytes Heft. S. 50—85.

<sup>2)</sup> Zweytes Heft. S. 11 wird offenbar auf sie als Madame Leydens angespielt.

<sup>3)</sup> Erstes Heft. S. 99. Zweytes Heft. S. 22 und 23.

<sup>4)</sup> Viertes Heft. 1779. S. 28—42 und 58—90.

<sup>5)</sup> Goethes Gespräche. 1, 83.

<sup>6)</sup> „Sebalduß Rothanker.“ 1799. Band 1. S. 184 und 185.

<sup>7)</sup> Ebenda. Band 2. S. 225.

<sup>8)</sup> Ebenda. S. 104—111. Dazu Chodowieckis Kupfer.

<sup>9)</sup> Vgl. „Anton Reiser.“ S. 141 und 142.

Augen nicht mehr aufzuschlagen wagt und mit einem Arnsfündergesichte herumumschleicht.<sup>1)</sup> „Wehe ihm dann, wenn er einem eingebildeten Menschenkenner, wie es so viele giebt, in die Hände fällt, der nach dem ersten Eindruck, den seine Miene auf ihn macht, sogleich seinen Charakter beurteilt.“ Moritz bleibt nicht ganz konsequent; an anderer Stelle legt er selbst dem „ersten Anblick“ großes Gewicht bei.<sup>2)</sup>

Da Mängel der Kleidung zu Anton Reisers Leiden gehören, wird sein Anzug immer sorgfältig beschrieben, und wir sehen ihn nacheinander den roten Soldatenrock, die graue Bedientenkleidung und den blauen Chorknabenmantel aus alten Schürzen tragen, bis er endlich zur Deklamationsübung das erste Kleid von seinem Tuch erhält.

Auf die Mimik legt Moritz, der mit Ziffland auf dem Schultheater von Hannover in Stücken Engels auftrat,<sup>3)</sup> großen Wert. Er hatte als Schüler die Ackermannsche und Schrödersche Truppe spielen sehen, mit Hof verkehrt und durch seine Flucht aus Hannover das Signal zu einer Massenauswanderung von der Schule auf die Bühne gegeben. Diesen Neigungen entsprechend sehen wir ihn von frühester Jugend an die Gesten aller Personen beobachten, mit denen er in Berührung tritt.<sup>4)</sup> Er beginnt mit einem lebhaften Interesse für die Gebärden der Kanzelredner,<sup>5)</sup> das sich dann dem Schauspiel zuwendet und schließlich in die theoretische Frage ausläuft: Worin besteht das Wesen der mimischen Begabung?<sup>6)</sup> Die endgiltige Lösung dieses Problems war freilich Goethes „Wilhelm Meister“ anbehalten.

Wir sind jetzt wieder bei der Bühne angekommen. Lavaters Versuch, das ganze Gebiet für die Moral in Anspruch zu nehmen, war schließlich doch mißlungen. Einem Theaterpraktiker wie Engel fiel es zu, das vorhandene Material nach rein künstlerischen Gesichtspunkten in ein System zu ordnen, das von den Bedürfnissen der Bühne seinen Ausgang nahm.

Engel war seit langem mit dem Theater bekannt. Als Leipziger Student nahm er an Privataufführungen teil<sup>7)</sup> und schrieb für die Rochsche Schaubühne Prologe und selbständige Dramen.<sup>8)</sup> Dann ging er mit Seyler nach Gotha und trat mit Gotter in Verkehr,<sup>9)</sup>

<sup>1)</sup> „Anton Reiser.“ S. 146 und 147. Vgl. S. 214.

<sup>2)</sup> Ebenda. S. 275.

<sup>3)</sup> Ebenda. S. 314 und 318.

<sup>4)</sup> Ebenda. S. 47. 52. 137. 138 und 139.

<sup>5)</sup> Ebenda. S. 64—69. 71. 110. 131.

<sup>6)</sup> Ebenda. S. 347.

<sup>7)</sup> C. Schröder, J. J. Engel. Schwerin 1897. S. 11.

<sup>8)</sup> Ebenda.

<sup>9)</sup> Ebenda. S. 17.

der einen lange fortgeführten Briefwechsel zur Folge hatte. In Berlin bearbeitete er die Dramen Babos und Törrings für die Bühne, dichtete Gelegenheitsstücke und Theaterreden,<sup>1)</sup> und sammelte als fleißiger Theaterbesucher einen Schatz von Beobachtungen, die er schließlich in die zweibändigen „Ideen zu einer Mimik“ einordnete. Mit ihnen wollte er Lessings Versprechen einlösen.<sup>2)</sup> Bereits 1782 kündigte er das Werk im „Deutschen Merkur“ an und forderte zur Pränumeration auf, da er es im Selbstverlage erscheinen ließ. Die Anfertigung der Kupfer durch Meil dauerte aber noch drei Jahre, so daß erst 1785 der erste, 1786 der zweite Band herauskam.<sup>3)</sup> Inzwischen erschien 1783 die „Theorie der Dichtungsarten“. Auch in ihr finden sich Betrachtungen über Mimik.<sup>4)</sup> Engel weist darauf hin, daß bei Beschreibung seelischer Zustände die Schilderung der Art, wie sie sich äußern, eines der wichtigsten Hilfsmittel des Dichters ist. Will man sich den Zorn vorstellen, so vergegenwärtigt man sich seine äußeren Symptome: den starren Blick, die gerunzelte Stirn, die abwechselnde Farbe u. s. w.<sup>5)</sup> Zum Beleg liefert er eine Anzahl von „psychologischen Gemälden“ aus Klopstocks Messias.<sup>6)</sup> Auf die gleiche Art wie die Zustände werden abstrakte psychologische Gegenstände wie „das Entsetzen“ oder „die Religion“ geschildert.<sup>7)</sup> Zu diesen gehören auch die Charaktergemälde. Der Dichter giebt von den „unterscheidenden Eigenschaften eines moralischen Wesens“ ein Bild „theils durch Schilderung unterscheidender physiognomischer Züge, denen sich oft die Seele so unverkennbar eindrückt“; — das vorsichtige „oft“ ist an dieser Stelle sehr bedeutungsvoll — „theils dadurch, daß er die bleibenden bestimmenden Ursachen, oder sehr ausgezeichnete einzelne Äußerungen und Folgen der Charaktere angiebt, durch welche er das Allgemeine durchschimmern läßt“; theils durch die Energie des Stils, Metaphern, Allegorien, Figuren. Dann folgen Beispiele aus Goethe, Klopstock und Clodius.<sup>8)</sup>

Auch in der „Mimik“ ist Engel vorsichtig gegenüber der Physiognomik. Er betont nur den Unterschied beider Theorien. Die eine geht auf „feste bleibende Züge“, die andere auf „vorübergehende körperliche Bewegungen“. Die Physiognomik hat schon an Interesse verloren, „weil man keine sichern allgemeinen Grundsätze fand, die sich auch, aus wohlbekanntem Ursachen, nicht so leicht mögten finden

1) Ebenda. S. 25. — 2) „Mimik.“ 1. S. 10—12.

3) Oberländer giebt S. 173 und 212 irrthümlich die Jahre 1782 und 1785 für das Erscheinen der beiden Theile an. Auch Oberländers Urtheil über Engels „Künsterei“ und „prächtige Phrasen“ halte ich für durchaus verfehlt. Dagegen ist der Nachweis, daß Leipzig die eigentliche Geburtsstadt der modernen deutschen Schauspielkunst ist (S. 63), auch für unseren dort begonnenen Roman wichtig.

4) Schriften. 11. S. 154, 544. — 5) „Poetik.“ S. 290—294. — 6) Ebenda. S. 295—299. — 7) „Poetik.“ S. 299—301. — 8) Ebenda. S. 301—306.

lassen.“<sup>1)</sup> Eine Anknüpfung an Lavaters Bemerkungen über Mimik lehnt Engel ab, weil der Standpunkt der Betrachtung ein ganz verschiedener ist. „Freunde, nicht schon vorher durchdachte, Ideen könnten mir leicht die ganze Folge meiner eignen verwirren.“<sup>2)</sup>

Engels Beobachtungen erhalten in den „Ideen zu einer Mimik“ durch wissenschaftliche Betrachtungen erst ihren eigentlichen Wert. Er verarbeitet die Alten, geht auf Mendelssohns Lehre von den Empfindungen ein und setzt sich überhaupt mit Philosophen und Physiologen aneinander.<sup>3)</sup> Er macht Ansätze zur kritischen Betrachtung des Gebärdenspiels unkultivierter Völker, berücksichtigt Herders Forschungen über den Ursprung der Sprache und unterzieht die Versuche zur Erneuerung der Pantomime einer genauen Prüfung.

Engels „Poetik“, „Mimik“ und die Abhandlung „Über die musikalische Malerei“<sup>4)</sup> bilden zusammen ein geschlossenes Werk. Überall lehrt der Hauptgeichtspunkt Engels, die Scheidung in Malerei und Ausdruck, wieder. Malerei sucht, im Gebärdenspiel wie in der Programm Musik, das vorgestellte Objekt nachahmend darzustellen; Ausdruck giebt nur die Empfindung wieder, die es erregt. Der Ausdruck ist immer geboten, die Malerei nur dann erlaubt, wenn sie mit dem Ausdrucke der inneren Empfindung zusammenfällt.

Für eine ausführliche Analyse der „Ideen zu einer Mimik“ ist hier nicht der Ort; ich will daher nur noch Engels bekannten und oft geschmähten Widerwillen gegen das Drama in Versen historisch zu rechtfertigen suchen. Engel ist sich vollkommen darüber klar, daß die hohe Ausbildung der Mimik im 18. Jahrhundert und der Sieg der Wahrheit über die abgezikelte Schönheit eine Folge des bürgerlichen Dramas ist. Als Schöpfer des realistischen Stiles wird Ekhof bezeichnet und gleichzeitig darauf hingewiesen, wie sehr er in der haulte tragédie versagte.<sup>5)</sup> Nun sieht Engel das Drama in Versen wieder aufkommen. Was kann er von dieser Bewegung Gutes erwarten? Sie muß ihm als ein Rückfall in die steifen Tanzmeisterbewegungen der Alexandrinerherrschaft erscheinen. Er sieht den Untergang der Mimik voraus und sucht ihn mit allen Mitteln zu verhindern.<sup>6)</sup> Natürlich verwirft Engel das Drama der Griechen gänzlich. Das attische Kieientheater mit Kothurn und Maske bildet ja den sprechendsten Gegensatz zur intimen Bühne des bürgerlichen

<sup>1)</sup> „Mimik“. 1. Z. 7. — <sup>2)</sup> Ebenda. S. 132. — <sup>3)</sup> Auch hierin sieht Oberländer einen Nachteil (S. 174), weil die Schauspielkunst durch diese Verbindung mit breiten psychologischen Untersuchungen nichts gewonnen habe. Eine Mimik ohne Berücksichtigung der Psychologie ist jedoch eine Unmöglichkeit, und Engel hat darüber keineswegs die praktische Beobachtung vernachlässigt. — <sup>4)</sup> Geschrieben 1780. Schriften. Band 4. S. 297–342. — <sup>5)</sup> „Mimik.“ 1. S. 85 ff. — <sup>6)</sup> Schröder, J. J. Engel. Z. 27 und 28, überieht diesen Grund. Vgl. „Mimik.“ 2. S. 177. 181.



Dramas, auf der selbst das Zucken mit der Wimper dem Zuschauer nicht unbemerkt bleibt.<sup>1)</sup>

Engel hat bei der Angabe der Gesten im „Herrn Lorenz Stark“ bewußt gearbeitet, spricht auch selbst von den „Gebehrden“,<sup>2)</sup> der „Pantomime“,<sup>3)</sup> dem „Gesticulieren“<sup>4)</sup> seiner Figuren. Auch finden sich direkte Gleichungen zwischen Theorie und Praxis. Dahin gehört Karl Starks Beschämung, als der Vater die Reize billigt.<sup>5)</sup> Das Licht seiner Augen, die bedeutungslos vor sich hinstarren, scheint „bis auf den letzten Funken verlöscht“; er kehrt den Blick abwärts, als Mutter und Schwester zu ihm treten. In den „Ideen zu einer Mimik“ hören wir,<sup>6)</sup> daß dem völlig Beschämten nichts empfindlicher ist, als wenn man sein Auge ausdrücklich sucht, daß er den schenen „lichtleeren“ Blick hinter dem Lide versteckt.

Manche Angabe möchten wir dem Dichter freilich erlassen. Daß Doktor Herbst, wenn er einen Kuß von seiner Gattin erwartet, sich mit der Serviette über die Lippen fährt,<sup>7)</sup> erscheint unwichtig, und die Genauigkeit der Beobachtung streift an Pedanterie. Mit köstlichem Humor wird dagegen der Rückweg des alten Schlicht von Madame Luf geschildert. In dem Gedanken, jemand könne die vortrefflichen Eigenschaften der Doktorin oder der Witwe anzweifeln, „stieß er mit dem Stock so heftig gegen das Pflaster und schnitt so wilde Gesichter, daß ein paar spielende Kinder vor Schrecken zusammenfahren, und mit Geschrei in die Häuser liefen.“<sup>8)</sup>

Ein Teil der mimischen Angaben gehörte sicher schon dem „Sparzamen“ an. Schmidt nimmt sie oft mit komisch genauem Anschluß in die Bühnenbearbeitung hinüber. Sagt Engel: „Sie log mit einem Kopfschütteln, um nicht mit einem ausdrücklichen Nein zu lügen“, so setzt die „Deutsche Familie“ dafür: „schüttelt mit dem Kopfe, um nicht ausdrücklich zu lügen.“<sup>9)</sup> Ausführliche Stellen Engels hat Schmidt grausam gekürzt.<sup>10)</sup> Wo er die Vorlage verläßt, fügt er recht dürftige mimische Bemerkungen eigener Erfindung hinzu, die unter denen Engels stark deplaciert sind.<sup>11)</sup>

1) Ebenda. S. 185—191.

2) „Herr Lorenz Stark.“ S. 345.

3) Ebenda. S. 323.

4) Ebenda. S. 333.

5) Ebenda. S. 129 und 130.

6) „Mimik.“ 1. S. 326.

7) „Herr Lorenz Stark.“ S. 319.

8) Ebenda. S. 333. Vgl. „Mimik.“ 1. S. 255 und 256.

9) „Lorenz Stark oder die deutsche Familie.“ Leipzig 1804. S. 74.

10) Ebenda. S. 99.

11) Ebenda. S. 55 und 56. 141. 226 und 227. 262—264.

In der Kleidung kontrastieren Vater und Sohn aufs wirksamste.<sup>1)</sup> Der Alte trägt feines Tuch, aufgewickelte Strümpfe, stumpfe Schnallenschuhe, eine feine Halskrause mit Spigen und „mit seinem kleinen Hute kam er zweimal außer die Mode und zweimal wieder hinein“.<sup>2)</sup> Karl Stark trägt eine reichgestickte Weste und ein lichtbraunes samtenes Kleid.<sup>3)</sup> „Der Eine hält's mit einer vollen, der Andre mit einer flimmernden Tasche,“ bemerkt der Alte spöttisch.

Die Physiognomik spielt eine gewisse Rolle, freilich beiweitem keine so große wie in „Sophiens Reise“. Der Roman wurde ja in dem der Physiognomik gänzlich abgeneigten Leipzig begonnen.<sup>4)</sup> Gegen die Lehre von der Harmonie polemisiert Engel ähnlich wie Nicolai im „Sebalduß Nothanker“, nur etwas versteckter. Die Doktorin entwirft sich ein Phantasielbild von Horn und ruft schließlich aus: „Mich schandert, wenn ich mir das Ungeheuer nur denke.“ Mit direkter Spitze gegen Lavater erwidert der Doktor: „Kind, es ist ein ganz gemeines, plattes Menschengeſicht, aus dem in der Welt nichts hervorkenndet, weder Gutes noch Böſes.“<sup>5)</sup>

Engel hatte in der „Poetik“ der Physiognomik eine bedingte Geltung zugestanden; er weist sie auch im Romane nicht durchgängig von der Hand. Wir hören, daß „zur Physiognomie des Herrn Stark auch die ernste Falte des Sittenrichters und das heimliche Lächeln des Spötters gehörten“,<sup>6)</sup> und Wrafers Braut ist „eine ziemlich mißgeschaffne, klapperdürre Schöne, deren hervorstehender Zahn und blinzelnbes Auge nicht den besten Hausfrieden verspricht“.<sup>7)</sup> Da übrigens Wrafer ein alter Wüſtling ist, kann Engel hier auch durch Hogarths „Weg des Viederlichen“ bestimmt sein. Auf dem fünften Kupfer ehelicht Rakewell eine ähnliche Megäre, deren Charakter Lichtenberg sehr launig analysiert hat.<sup>8)</sup>

Lorenz Stark ist ein großer Freund der Physiognomik. Sogar seine Wohlthätigkeit ist von seinem Urtheile über die Gesichtsbildung abhängig. Siegesbewußt sagt er: „O ich bin noch wenig betrogen. Ich fasse meinen Mann erst ins Gesicht, ehe ich gebe.“<sup>9)</sup> Eine breite physiognomische Betrachtung stellt er mit dem Sohne der Witwe an, der seinem Großvater an Stirn und Kinn nachartet. Mit Hilfe

<sup>1)</sup> Vgl. C. Heine, Der Roman in Deutschland von 1774—1778. S. 71 und 72.

<sup>2)</sup> „Herr Lorenz Stark.“ S. 3 und 4. Vgl. „Deutsche Familie.“ S. 4 und 5.

<sup>3)</sup> „Herr Lorenz Stark.“ S. 8. 12. 28 und 29.

<sup>4)</sup> Vgl. Müſſäus, „Physiognomische Reisen.“ 2. S. 98 ff.

<sup>5)</sup> „Herr Lorenz Stark.“ S. 181 und 182.

<sup>6)</sup> Ebenda. S. 193.

<sup>7)</sup> Ebenda. S. 209.

<sup>8)</sup> Vgl. Lichtenbergs ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferſtiche. Göttingen 1796. 3. Lieferung. S. 195—207.

<sup>9)</sup> „Herr Lorenz Stark.“ S. 19 und 20.

eines Dukaten bringt er ihn zum Lachen, „weil Lyl dann so etwas Eigenes in der Oberlippe hatte“, und richtig hat sich auch dieser Zug vererbt. Ebenso ist aber einer der Enkel Lorenz Starks ihm auffallend ähnlich in der Gesichtsbildung, und die Doktorin nennt dies ausdrücklich nicht „Spiel“, sondern „Ordnung der Natur“. <sup>1)</sup>

Obwohl man die Physiognomik als das „Steckepferd“ des Helden im Sternischen Sinne bezeichnen könnte, kommen die physiognomischen Bemerkungen weder an Zahl noch an Umfang den mimischen gleich. Gerade das umgekehrte Verhältnis findet bei Hermes statt. Darin giebt sich ein Wandel des Interesses kund, der für die Folgezeit bestehen bleibt. Die Physiognomik hat vorübergehend im Roman eine große Rolle gespielt, die Mimik hat sich dort einen dauernden Platz errungen. In weitestem Umfange hat später der englische Roman von ihr Gebrauch gemacht, namentlich Dickens, dessen Technik Otto Ludwig einer ausführlichen Analyse unterzog. Voll Bewunderung stellt er fest, „wie immer die Züge der äußern Erscheinung bei jeder Rede mitspielen, so treffend auch schon die Reden an sich charakterisiert sind“. <sup>2)</sup> Dies Wort gilt auch von Engel, der genau wußte, <sup>3)</sup> wie „das ganze Gebehrdenpiel durch die Worte in einer feinen und schnellen Imagination schon mit bestimmt wird“.

#### VIII. Würdigung. Urteile der Zeitgenossen und der Späteren.

Der „Herr Lorenz Stark“ ist der erste deutsche Familienroman, der dem bürgerlichen Drama an die Seite gesetzt werden kann. Doch gerade weil das Drama dem Roman in der Entwicklung voraus war, stand dieser immer in Gefahr, altmodisch zu erscheinen. Als in Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ Louise den Alten um Erzählung eines Familiengemäldes aus der unmittelbaren Gegenwart bittet, erklärt dieser, es sei mit den Familiengemälden eine eigene Sache. „Sie sehen einander alle so gleich, und wir haben fast alle Verhältnisse derselben schon gut bearbeitet auf unsern Theatern gesehen.“

Dieser Vorwurf trifft auch den „Herrn Lorenz Stark“. Stoff und Charaktere sind nicht neu. Die Liebe mit Hindernissen hat auf der Bühne und im Roman immer eine große Rolle gespielt, und der strenge, doch gutherzige Vater, die weinende Mutter, die verzückerte Geliebte, der greise, ehrliche Diener und der Komplimentendrescher sind alles alte Bühnenfiguren, die hier freilich stark individualisiert werden.

<sup>1)</sup> Ebenda. S. 352 und 353.

<sup>2)</sup> Otto Ludwig, Romanstudien. (In Adolf Sterns Ausgabe. Band 6.) S. 71.

<sup>3)</sup> „Fragmente über Handlung, Gespräch und Erzählung.“ Schriften. Band 4. S. 227 und 228.

Der Alte erzählt bei Goethe doch ein Familiengemälde, das, um den erdrückenden Vergleich mit dem „Wilhelm Meister“ zu meiden, hier als Gegenstück zum „Herrn Lorenz Stark“ dienen mag. Es mütet anfangs wenig erfreulich an. Vater und Sohn, beide Genußmenschen, liegen im Streite. Der Dichter hält die Partei des Sohnes. Dieser bestiehlt seinen Vater, was die Mütter erfährt und verbirgt, ersetzt aber durch eigenen Fleiß das Gestohlene, erwirbt kaufmännische Fähigkeiten und entwickelt sich nach allerhand Verirrungen zu einem gereiften, tüchtigen Manne, der eine glückliche Ehe schließt.

Goethe läßt den Sohn reisen; er benutzt jede Gelegenheit, um uns aus dem Hause in die Welt zu führen. Bei Engel kommen wir aus der Stubenluft nicht heraus; der Schauplatz ist eng und begrenzt; völlig fehlt das Lyrische, das Stimmungsvolle; der Dichter zeichnet nur ein beschränktes Philisterdasein.

Dieses aber erschöpft er allerdings. Was er darstellen will, stellt er mit allen Hilfsmitteln einer raffinierten Technik ganz dar. Er nimmt die alten Formen der moralischen Wochenchriften, den Charakter und die allegorisierende Parabel auf, um sie zu ihrer höchsten Wirkung zu steigern; die Parabel bringt er nur da, wo sie sich zwanglos aus der Situation ergibt; die Charaktere zeichnet er mit ungemeiner Sorgfalt, indem er auf die psychologischen Bedingungen ihrer Entwicklung eingeht und Dialog und Mimik in einer Weise, wie keiner vorher, zur Charakteristik verwendet. Eine brave, tüchtige Gesinnung giebt sich überall zu erkennen, und ein heiterer Humor, der sich niemals zur Bote oder zur herben Schärfe der Satire verirrt, giebt dem Ganzen eine gefällig behagliche Färbung und fesselt das Interesse des Lesers immer aufs neue.

Das Urteil der Zeitgenossen war naturgemäß recht verschieden. Eine sehr wohlwollende Besprechung, die dennoch Engel nicht gerecht wird, lieferte 1796 in der „Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung“ A. W. von Schlegel. Er lobt Realistik und Moral des Verfassers, findet es beachtenswert, daß beide Parteien Recht haben, rühmt die dialogische Behandlung und die „Aufdeckung manches feinen Selbstbetruges“ und schließt mit einer völligen Verkennung des prinzipiellen Gegensatzes zwischen Goethe und Engel: „Wenn man diese Charakterzeichnung neben die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten stellt, so kann man sich des Wunsches nicht enthalten, daß die Verfasser in ihrem wahren, leichten und vertrauten Ton der Darstellung, wozu aber mehr Geist erfordert wird, als mancher sich vielleicht einbildet, glückliche Nachfolger (nicht Nachahmer) finden, und unsre Lesewelt dadurch von dem Geschmacke am Gotisch-Heroischen, Riesenhaften und Abenteuerlichen geheilt werden möchte.“

Goethe wurde auch sonst der Tort angethan, seine Schreibart mit der Engels auf eine Stufe zu stellen. Man hielt ihn sogar für den Verfasser des „Herrn Lorenz Stark“,<sup>1)</sup> an dem er wenig zu loben fand, als er ihn las, „in Hoffnung von meinen Herrn Kollegen was zu lernen.“<sup>2)</sup> Die Welt des Romans war ihm zu enge; er schrieb an Schiller:<sup>3)</sup> „Vorn herein hat es wirklich einigen Schein, der uns bestechen kann, in der Folge aber leistet es doch gar zu wenig.“

Der Umstand, daß Engels Arbeit mehr Eindruck auf das große Publikum machte als die übrigen Beiträge,<sup>4)</sup> mußte Schillers alten Groll gegen den „armseligen Hund“ wieder wachrufen. Er sah im „Herrn Lorenz Stark“ nur eine Proklamation des deutschen Philistertums und schrieb die berühmten Worte:<sup>5)</sup> „Ein ziemlich leichter Ton empfiehlt es, aber es ist mehr die Leichtigkeit des Leeren als des Schönen. Solchen Geistern wie Herr E. ist das Platte so gefährlich, wenn sie wahr und naiv sein wollen. Aber die göttliche Platitude: das ist eben der Empfehlungsbrief.“ Diese Äußerung Schillers, die man oft hart und ungerecht gefunden hat,<sup>6)</sup> wird kommentiert durch die Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“, die gleichzeitig mit Engels Roman in den „Morgen“ erschien. Schiller verlangt, daß ein Dichter, der sich in einer geistlosen Natur befindet, nicht naiv bleibe, sondern sentimentalisch werde. Er soll dem geistlosen Stoffe seine eigene höhere Natur gegenüberstellen. In der „Reduktion des Beschränkten auf ein Unendliches“ besteht schließlich alle dichterische Behandlung. Wer aber die nächste wirkliche Natur mit der wahren Natur verwechselt, der ist nach Schillers Definition nicht naiver, sondern trivialer und platter Dichter. Jedoch Engel fühlte sich gerade in dieser Umgebung kreuzfidel und behaglich und hätte gelacht, wenn man ihn zur Verachtung seiner Welt aufgefordert hätte. Seine Weltanschauung war beschränkt, und Schillers Beurteilung ist von seinem hohen Standpunkte vollkommen gerecht. Er mißt Engels Roman mit einem absoluten Maßstabe für Kunstwerke überhaupt; wir werden den relativen seiner Gattung an ihn anlegen und den „Herrn Lorenz Stark“ eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete des Familienromans nennen.

Gottfried Körner vermischte an „Herrn Lorenz Stark“ Originalität und phantasievolle Ausgestaltung.<sup>7)</sup> Ganz in Schillers Sinne

<sup>1)</sup> Goethe an Schiller. Weimar, den 7. Dezember 1796.

<sup>2)</sup> Goethe an Schiller. Weimar, den 17. Dezember 1795.

<sup>3)</sup> Ebenda.

<sup>4)</sup> Schiller an W. von Humboldt, den 9. November 1795; an Goethe, den 18. September, 23. November, 23. Dezember 1795.

<sup>5)</sup> Schiller an Goethe, den 23. Dezember 1795.

<sup>6)</sup> J. B. Schröder, J. J. Engel. S. 32 und 33.

<sup>7)</sup> Körner an Schiller, den 6. November 1795, 22. März 1796.

schrieb er diesem nach Erscheinen des vollständigen Romanes: <sup>1)</sup> „Das Einfache soll ja eben erst durch die Phantasia des Dichters bereichert werden, ehe es dargestellt wird. Nur einzelne Züge, die mehr der Wis ausgefunden hat, findet man mit holländischem Fleiße und in einer eleganten, aber kleinlichen Manier ausgeführt.“

Reichardt zeigte wenigstens Verständnis für die Personenzeichnung und gab Engel das Zeugnis, daß er „den Charakter des deutschen Bürgers sehr wohl aufgefaßt und durchgeführt habe.“ <sup>2)</sup> Engels alter Intimus Garve fand den Roman einfach „vortrefflich“. <sup>3)</sup> Von vorn herein hatte er Engels Versuche, dem Kleinbürgertum eine poetische Seite abzugewinnen, mit Interesse verfolgt. Beim Erscheinen des ersten Bandes des „Philosophen für die Welt“ hatte er von „Tobias Witt“ <sup>4)</sup> geurteilt: <sup>5)</sup> „Der Charakter hat etwas Neues; er hat das Naive, nicht des ganz jämpeln ländlichen, sondern des kleinen bürgerlichen Stadtlebens; in welcher Classe, die man gemeiniglich von der poetischen Nachahmung ausschließt, es doch wohl auch Charaktere geben kann, die werth wären, geschildert zu werden.“ Zwanzig Jahre später waren diese Charaktere freilich alte gute Bekannte von der Bühne her.

Das große Publikum stürzte sich auf den „Herrn Lorenz Stark“ mit derselben Begierde wie ehemals auf „Sophiens Reise“ und „Sebalduß Rothanker“. Auch die Bühnenbearbeitungen erlebten zahlreiche Aufführungen. Selbst Goethe ließ die „Deutsche Familie“ von 1805—1815 13mal aufführen; in Berlin konnte man sie noch 1827 sehen. <sup>6)</sup> Eschenburg, der den Roman 1804 für die „Neue allgemeine deutsche Bibliothek“ recensierte, <sup>7)</sup> hielt eine Inhaltsangabe für unnötig, „da wohl kein Leser von Geschmack mit diesem trefflichen Kunstprodukte mehr unbekant ist, welches überall die Meisterhand seines Verfassers verräth.“ Die Kritik ist gut. Sie lobt Charakteristik, Dialog, Mimik und Aufbau, erkennt also die technischen Vorzüge des Romanes, statt bloß den Stoff und die Gesinnung zu beurteilen, wie die meisten anderen.

Eine gerechte Beurteilung hat W. von Humboldt seinem alten Erzieher zuteil werden lassen. Er las den Roman, fand mit Vergnügen darin den Kreis und die Welt wieder, worin Engels Phantasia

<sup>1)</sup> Dresden, den 18. Mai 1801.

<sup>2)</sup> „Vertraute Briefe.“ 1810. 1. S. 361.

<sup>3)</sup> Garve an Weiße, Breslau, den 14. April 1796.

<sup>4)</sup> Er setzt „Johann Witt“, vielleicht als eifriger Historiker durch den Namen „Johann de Wit“ verführt.

<sup>5)</sup> Garve an Weiße, Breslau, vom Sommer 1775.

<sup>6)</sup> Schröder, J. J. Engel. S. 52. Schröder nennt die Bühnenbearbeitung von Ziegler nicht.

<sup>7)</sup> LXXXVII. Band. Erstes Stück. S. 190 und 191.

sich hernuzdrehen pflegte, und schrieb an Schiller:<sup>1)</sup> „Auch Engels Aufsatz hat mir gefallen. Er ist freilich altmodisch und von einer Gattung, der ich nicht viel abgewinnen kann. Charaktere zu schildern, die, wie der des alten Stark, so wenig Interessantes in sich haben, so ganz durch die Einwirkung gewöhnlicher Lagen und Umstände auf gute, aber höchst mittelmäßige Anlagen gebildet sind, kann, so viel ich absche, keinen großen Gewinn bringen. Verjöhnt man sich indes einmal mit der Gattung, so ist das Stück recht gut und zeigt kein kleines Talent zu unsrer gewöhnlichen Art der Komödie, bei welcher die Schilderung solcher Arten von Charakteren und ein leichter, ungezwungener Dialog die Haupterfordernisse ausmachen.“

Unsere Klassiker haben sich mit der Gattung nicht verjöhnen können, zum Teil auch die Litterarhistoriker nicht, die den Roman höchst absprechend oder gar nicht beurteilen. Gervinus<sup>2)</sup> hat für Engel überhaupt keine Vorliebe, zieht über die „Ideen zu einer Mimik“ her, ohne sie gelesen zu haben<sup>3)</sup> und findet Schillers Urteil über den „Herrn Lorenz Stark“ vollkommen berechtigt.

Ebenso wenig wie diese kann ich Bobertags Anschauung teilen. Er findet bei Engel „deutsch aufgefaßten Rousseauismus, veredelt und gehoben durch den Abglanz des . . . großen Lichtes in Wolfenbüttel.“ Bezieht sich dies Urteil auf die oben gekennzeichneten Einwirkungen der pädagogischen Bestrebungen des Jahrhunderts? Oder ganz allgemein auf die Gesinnung des Verfassers? Übertrieben ist auch die Bemerkung, der Roman verdiene „in Hinsicht auf psychologische Analyse der menschlichen Seele klassisch genannt zu werden.“

Scherer scheint den „Herrn Lorenz Stark“ auf einige Stichproben hin beurteilt zu haben. Er nimmt eine humoristische Bemerkung Engels,<sup>4)</sup> in der sich dieser über den allzeit selbstzufriedenen Karl Stark, wie öfter,<sup>5)</sup> lustig macht, ernst und schreibt: „Auf Rührung ist es allerdings auch hier abgesehen; ja es kommt sogar vor, daß jemand aus den Thränen, die er vergießt, auf sein eignes vortreffliches Herz schließt, und daß hierdurch seine Thränen nach dem Ausdruck des Verfassers zu ‚wahren Freudenthränen‘ werden.“

Das Urteil von Goedeke:<sup>6)</sup> „Lorenz Stark wurde, wenn nicht der Schöpfer, doch der wirksamste Förderer des Familienromanes der

1) Tegel, den 20. November 1795.

2) „Geschichte der deutschen Dichtung.“ 5<sup>5</sup>, 605—607.

3) Er wirft Engel vor, daß er seine Beispiele aus zeitgenössischen Dramen zweiten Ranges nehme, statt Shakespeare anzuziehen. — Lear und Hamlet erscheinen sogar auf den beigegebenen Abbildungen!

4) „Herr Lorenz Stark.“ S. 102.

5) Ebenda. S. 45. 131.

6) Grundriß 5<sup>2</sup>, 473.

neueren Zeit“ hat vielleicht zum Teil schon durch die vorliegende Arbeit eine nähere Begründung gewonnen.

C. Schröder nennt in seiner Engelbiographie den Roman Engels „bestes Werk“.1) Man bezeichnet sonst als dieses die „Ideen zu einer Mimik“. Jedenfalls aber ist der Roman Engels Lebenswerk, nicht nur weil er von frühester Jugend an bis in sein 60. Jahr daran arbeitete, sondern vor allem, weil wir im „Herrn Lorenz Stark“ alles finden, was in Engels Leben eine Rolle gespielt hat. Seine Jugendeindrücke und seine Berliner Erlebnisse, seine moralischen und kunsttheoretischen Anschauungen schließen sich hier zu einem wohlgeordneten Ganzen zusammen. Aus diesem einen Werke kann man Engel dem Gesamtumfang seines Wesens nach kennen lernen, und insofern ist der Roman sein wichtigstes Werk. Er hat sich bis auf den heutigen Tag Freunde erhalten und Aufnahme in die Universalbibliotheken von Reclam, Spemann und Hendel gefunden.

---

## Monsieur Nicola in Goethes Tagebuch Juni und Juli 1798 und Nic. Edme Rétif de la Bretonne.

Von Heinrich Dünker in Köln.

---

Bis heute hat, so viel ich weiß, noch niemand das Rätselwort gelöst, wer an den genannten Stellen des Tagebuchs gemeint sei. Mit Bezug auf meinen Nachweis, daß Goethes zweiter Brief an Fr. Schlegel, worin er der in einem kleinen Epos nach seiner Art produktiv vorzulegenden Vermutung über den Inhalt des Homerischen Gedichtes Margites gedenkt, nicht erst im Juli, sondern bald nach Schlegels Sendung seines neuen Buches geschrieben sein könne (Goethe und die Romantik 1, 189), glaubte ich darin die ihm vor-schwebende Überschrift jenes Epos erkennen zu dürfen. Aber, daß ein schon vorhandenes, eben von Goethe gelesenes Werk gemeint sei, ergab sich mir gleich darauf, und ich würde dies wohl früher erkannt haben, wäre es mit dem vollen Titel nicht bloß mit dessen erster Hälfte bezeichnet gewesen; denn es handelt sich um Rétifs, freilich jetzt fast nur noch den sogenannten Bibliophilen bekanntes Werk: „Monsieur Nicola ou le coeur humain dévoilé, publié par lui-même.“



Der genannte Rétif (erst seit der Revolution nannte er sich Restif, woneben, wie er behauptete, früher auch die Form Rectif bestanden haben soll) war wirklich ein äußerst scharfer Beobachter und ein vom Geist getriebener warmblütiger Schriftsteller, der aber bald von der Eitelkeit auf das Argste verblendet wurde, so daß er sich mehr als Rousseau und Voltaire dünkte, sich für das bedeutendste Genie des ganzen Jahrhunderts erklärte. Wirklich nannte man ihn le Rousseau des halles, Mercier bezeichnete ihn als glücklichen Nebenbuhler von Frévoft, Lavater pries ihn als den französischen Richardson. Aber wie verstog sein wahrer Ruhm mit dem eingebildeten und seinem gesammelten Vermögen! Er schrieb noch immer, aber mußte zuletzt seine Druckerei verkaufen und der einst Umworbene, der Freund von Beaumarchais, Frau von Staël und den bedeutendsten Vertretern der heimischen Literatur endete dürftig und vergessen im Glanze des Kaiserreiches. Nicola war das achte von vierzehn Kindern eines Bauern zu Sary bei Auxerre, der ein kleines Besitztum, La Bretonne genannt, befaß, von dem der Sohn sich de la Bretonne nannte. Der schwächliche Knabe ward einem geistlichen Halbbruder übergeben, der ihn im Lateinischen zur Vorbereitung auf den geistlichen Stand unterrichtete; aber ein geordneter Studiengang war ihm unmöglich; er verschlang alle Bücher, die er erreichen konnte, seine Lejewut war nicht zu befriedigen, und sein Geist verlangte freie Bahn in der Welt. Man fand keinen besseren Rat, als ihn in eine Druckerei zu Auxerre zu thun, wo er bald ein liederliches Leben führte und endlich die Hausfrau, die ihn davon befehren wollte, schändete. Da trieb es ihn nach Paris, wo er in seinem einundzwanzigsten Jahre (1755) als Setzer in die königliche Druckerei trat. Seine Lust war das Verschlingen von Büchern und das gemeinste, flotteste Leben. Er wollte alles erfahren und genießen, seine Lust war, Beobachten, Darstellen des Beobachteten und Genuß der bunten Welt. Nachdem er 1760 mit einer englischen Abenteuererin sich verheiratet hatte, diese ihm nach einigen Monaten entlaufen war, nahm er noch in denselben Jahre eine zweite Frau, mit der er natürlich nur in der wildesten Ehe lebte, die er aber 1794 aufgab, als die französische Republik die Ehescheidung freigab. Erst in seinem dreimunddreißigsten Jahre trat er als Schriftsteller auf mit der tollen Geschichte „La famille vertueuse“, die er als Uebersetzung englischer Briefe ausgab. Sie erschien in vier Duodezbandchen, wie seine meisten Schriften in einer Reihe von Bändchen in Duodez oder noch kleinerem Format erschienen. Das Schreiben war ihm flott von der Hand gegangen, der Stil war schwulstig, was, wie auch die eigentümliche Rechtschreibung, dem Verkaufe des Buches schadete. Doch im folgenden Jahre erschien eine andere in wenigen Tagen hingeworfene, an die

erste autnüpfende Schrift „Lucile ou le progrès de la vertu par un mousquetaire“ mit dem Druckorte Quebec. Bedeutender war das zum Teil reizende Märchen „Le Pied de Franchette ou le soulier couleur de rose“, das er in elf Tagen hingeworfen hatte. Das Märchen erlebte bald mehrere Auflagen, ward auch ins Spanische und ins Deutsche übersetzt und gefiel durch natürliche und zugleich träftige Sprache und anmutige Einbildungskraft. Jetzt gab er das Setzergewerbe auf und widmete sich ganz der Schriftstellerei. In demselben Jahre 1769 machte er weit ausgeführte Vorschläge zur Abstellung der Prostitution unter dem Titel: „Le Pornographe ou Idées d'un honnête homme sur un projet de réglemant pour les Prostituées, propre à prévenir les malheurs qu'on occasionne.“ Kaiser Josef II. sah sich veranlaßt, den vorge schlagenen Plan auszuführen. Er sandte dem Verfasser sein Bildnis auf einer mit Diamanten verzierten Dose; auch sein Diplom als Baron. Man erzählte, er habe das Bildnis nicht als das des Kaisers, sondern als das des Philosophen angenommen, die Diamanten und das Diplom als unannehmbar zurückgeschickt. Außerordentliche Verbreitung und Einfluß fand von seinen späteren Arbeiten 1775 „Le Paysan perversi ou les Dangers de la ville“ in vier Duodez bändchen, der es zu zweiundvierzig Auflagen und manchen Übersetzungen brachte, auch deutsch erschien zu Gera 1791. Eine von Kétifs würdigsten Erscheinungen war das 1779 erschienene „La vie de mon père“, dessen Stil freilich so nachlässig war, wie bei Kétif gewöhnlich. Der Buchhändler Mylius brachte 1781 eine deutsche Übersetzung. Von 1780 an erschienen sechs Jahre lang in zweiundvierzig Duodez bändchen „Les Contemporaines ou Aventures des plus jolies femmes de l'âge présent“ par N. E. R. de la B., von denen Mylius eine Übersetzung in elf Bänden von 1781 an herausgab. In diesen findet sich auch die Erzählung, woraus Schiller, den seine Frau darauf hingewiesen hatte, die Ballade „Der Gang zum Eisenhammer“ schuf. Seinen 1787 erschienenen vierzig Charakterbildern „Les Parisiennes“, vier Volumen mit Abbildungen wollte man den Preis des öffentlichen Nutzens zuerkennen. 1788 gab er in dem Roman „La Femme infidèle“ seine eigene Frau, im folgenden Jahre in „Ingénue Saxancour ou la Femme séparée, Histoire écrite par elle-même“ seine ältere Tochter preis; es waren dies vier und drei schmachvolle Duodez bändchen. Im Revolutionsjahre trat er auch als Gesetzgeber auf mit einem seiner vielen als -graphie mit vorhergehendem griechischen Wort bezeichneten Werke „Le Thesmographe ou Idées pour opérer une réforme générale des lois“. Dagegen gab er von 1788 bis 1794 in „Les Nuits de Paris ou le Spectateur nocturne“ in acht Duodez bändchen, ungeordnet hin-

geworfene, neu beobachtete Augenblicksbilder; soll er ja nachts mit einem Tintenlocher durch Paris geschwärmt sein. Wir gedenken noch des kostbaren, wie er selbst rühmt, mit einem Aufwand von dreißigtausend Livres ausgestatteten „L'Année des dames nationales ou Histoire jour par jour d'une femme de France“, das von 1791 vier Jahre lang in zwölf Duodezbandchen erschien. Zuletzt sollten Pracht und vaterländische Begeisterung das thun, was der Inhalt nicht mehr vermochte. Auch wagte er 1793, in fünf Duodezbandchen „Le drame de la vie continent d'un homme tout entier, pièce en treize actes d'ombres et en dix pièces régulières“, mit einem Bildnis von Rétif selbst. An dieses Drama eines ganzen Menschen schließt sich unmittelbar das Werk, von dem hier die Rede sein soll, sein Monsieur Nicola. Auch dieses leidet, wie seine meisten Werke, und zum Theil noch mehr, an Mangel geschickter Anordnung und bedächtiger Sorgfalt des Ausdruckes, ja viel mehr, da es auf große Wirksamkeit berechnet war, und daher noch mehr als sonst wagte, während es an Einbildungskraft hinter den früheren nicht zurückstand, auch, wo das Herz sprach, die Rede sich hinreißend ergoß; nur stand ihm die volle Kraft der Rede nicht immer zu Gebote, wogegen seine scharfe Beobachtung auch hier erfreute. Auch daß er zuletzt sich selbst preisgab, übte nicht mehr die alte Zauberkraft.

Wann aber kam Monsieur Nicola nach Weimar, da er in Frankreich weniger bekannt war? Das Werk erschien in Paris von 1793—1797 in sechszehn Duodezbandchen; es führt, wie so viele Rétifiaden, einen Haupttitel und einen durch oder sich anschließenden, den Inhalt näher bestimmenden Nebentitel. Schon am 22. März 1797 schreibt Herzog Karl August an Goethe in Jena, wo er ihn noch vor vierzehn Tagen gesprochen hatte: „Ich habe jetzt Monsieur Nicola, oder le coeur humain dévoilé von Restif de la Bretonne vor. Man macht viel Wesens in Frankreich von diesem Werke (dies, was nicht ganz gegründet war, hatte man ihm wohl geschrieben), und es zeigt, auf welchen Grad auch dorten die Litteratur herunterkommt. Es ist nicht zu leugnen, daß es ganz vortreffliche Episoden enthält; das Ganze aber, Restifs eigenes sechzigjähriges Lebensjournal, ist durch die acht Theile (so viele waren damals erschienen) über die Beschreibung langweilig, roh und geschmacklos. Interessant ist es wieder, weil es die uns noch sehr unbekanntem Sitten des Tiers in Frankreich lebhaft malt. Es steht zu Dienst bei Deiner Rückkehr (von Jena).“ Goethe war damals noch mit der Reinigung der zweiten Hälfte seines deutschen Bürgerrepos „Hermann und Dorothea“ lebhaft beschäftigt, des entschiedensten Gegenjates zu diesem sieberhaften, wilden Erzeugnis, wenn es auch den von Paris ausgegangenen, zerstörend wirkenden Freheitsstaukel schildern mußte.

Auch im Laufe des Jahres, dessen letzte Hälfte er fast ganz auf der Schweizerreise zubrachte, war Goethe außerordentlich beschäftigt, ja zerstreut, zum Teil zu gleicher Zeit in seiner Weise in die verschiedensten Arbeiten, selbst in die Dichtung des Faust, vertieft. Daß Schiller sich das Buch am Ende des Jahres vom Herzog hatte geben lassen, verrät seine Äußerung im Briefe an Goethe vom 2. Januar 1798: „Haben Sie vielleicht das seltsame Buch von M<sup>é</sup>ris: *Coeur humain dévoilé* je gesehen oder davon gehört? Ich hab es nun gelesen, soweit es da ist, und ungeachtet alles Widerwärtigen, Platten und Revoltanten mich sehr daran ergötzt. Denn eine so heftig sinnliche Natur ist mir nicht vorgekommen, und die Mannigfaltigkeit der Gestalten, besonders weiblicher, durch die man geführt wird, das Leben und die Gegenwart der Beschreibung, das Charakteristische der Sitten und die Darstellung des französischen Wezens in einer gewissen Volksklasse muß interessieren. Mir, der so wenig Gelegenheit hat, von Außen zu schöpfen und die Menschen im Leben zu studiren (ein Mangel, den er besonders beim Wallenstein fühlte), hat ein solches Buch, in welche Klasse ich auch den Cellini rechne, einen unerschätzbaren Werth.“ Und Monsieur Nicola wird ihn vielfach angeregt haben. Er empfahl noch später (26. Juli 1800) einen verständigen geistreichen Auszug aus dem Werk, das er eine der wichtigsten Schriften in der ganzen neueren Litteratur nennt, dem Buchhändler Unger für sein Journal der Romane (Jonas 6, 179). Goethe erwiderte, er habe das Buch noch nicht gesehen, werde es aber zu erhalten suchen; er scheint sich kaum noch erinnern zu haben, daß der Herzog es ihm vor einem Jahre zu Diensten gestellt hatte. Lannig geht er dann darauf ein, daß die Dichter zu ihrem Zwecke sich mancher Kunststücke bedienen müssen. Aber auch jetzt, wo ihn zu gleicher Zeit die Farbenlehre, Schellings „Weltseele“ und das Gut in Kofla beschäftigten, konnte er dazu nicht kommen: dazu verstümmte es ihn, daß ihm so lange nicht mehr die Vollendung einer größeren dichterischen Arbeit gelungen war, wie vieles er auch angegriffen hatte. Erst ehe er im Juni nach Jena ging, um für Schillers „Musenatmanach“ zu dichten, ließ er sich vom Herzog die Bändchen des Monsieur Nicola geben, die ihm zur Unterhaltung in freien Stunden und zur Bildung eines eigenen Urtheils über diese merkwürdige Erscheinung dienen sollten. Am Abend des 4. Juni traf er zu Jena in seiner bequemen Arbeitsstube auf dem alten Schlosse ein. Das Tagebuch beginnt den 5. bis 7. mit Monsieur Nicola, und noch am 10. wird „die Cassinische Karte in Bezug auf Monsieur Nicola“ genannt, wonach er die Lage der von M<sup>é</sup>ris angeführten Orte auf Cassinis Carte de la France, die bis 1787 reicht, verfolgt haben wird. Bei dem tag-

täglichen Zusammentreffen mit Schiller wird die Rede auch auf Kétif gekommen sein, den Beide als einen so entschieden ausgeprägten Charakter wie Cellini ansahen. Vielleicht bezieht sich darauf die im Tagebuch angeführte Abendunterhaltung mit Schiller am 6.: „Ueber ConfeSSIONen und was dazu gehört“; denn das Buch war eine ganz eigentümliche Konfession, da Kétif, was freilich beide Dichter kaum ahnten, absichtlich aufschnitt, sich selbst möglichst preisgab, um desto mehr Beifall zu finden, der schon bedenklich in Abnahme gekommen war. Am 12. begannen die Arbeiten für den Almanach mit Vollenbung der im vorigen Jahre begonnenen Euphrosyne. Den 21. fuhr Goethe zur Übernahme seines angekauften Gutes nach Kößla, von wo er am Abend des 23. nach Weimar zurückkam. Schon am 6. Juli begab er sich mit Frau und Kind wieder nach Jena, und am Morgen des 7. und 8. beginnt das Tagebuch von neuem mit Monsieur Nicola, dessen vorhandene Bändchen er damals ausgelesen haben wird. Vielleicht hatte er gehofft, darin Einzelnes zu finden, was er zu dem kleinen Epos gebrauchen könne, zu dem ihn der Homerische „Margarites“ veranlaßt hatte. Auch jetzt glaube ich noch, daß die Vermutung, die er über das Homerische komische Epos sich gebildet hatte, darin bestand, daß der Held ein Sklave war, da von ihm gesagt wird, er sei kein guter Arbeiter, weder Pflüger noch Gräber, gewesen; wurden ja von den Griechen nur Sklaven zu solchen Arbeiten gebraucht. Demnach dürfte Goethe sich seinen Helden wohl als Bedienten gedacht haben, von denen er in Weimar mehrere merkwürdige Subjekte bei seinen Freunden kennen gelernt hatte. Wenn merkwürdigerweise von diesem Gedichte keine einzige Spur in seinem Nachlasse sich erhalten hat, so erklärt sich dies daraus, daß er es nur im Kopfe trug, nichts davon aufs Papier geworfen hatte. Den 21. September heißt es in Schillers Brief an Goethe: „Humboldt hat geschrieben, und empfiehlt sich Ihnen. Ihren Brief nebst dem Gedicht hat er erhalten, und wird Ihnen ehestens antworten. Er schreibt auch ein paar Worte von Kétif, den er persönlich kennt, aber nichts von seinen Schriften. Er vergleicht sein Benehmen und Wesen mit unserm Richter (Jean Paul), die Nationaldifferenz abgerechnet: mir scheinen sie sehr verschieden.“ Frau von Kalb scheint auch diesmal Jean Paul übel berichtet zu haben; denn in großer Aufregung äußert dieser am 22. Juni 1799 gegen Otto: „Humboldt schrieb Schiller von Paris, dieser Gott=Teufel sehe, wie ich, und Schiller, der mich ganz gelesen, findet unter uns nur den Unterschied durch die Erziehung und darum liebt er mich jetzt. Ich habe alles von der Kalb.“ Wilhelm von Humboldt machte in Paris ein großes Haus, und er, wie seine Frau zogen die bedeutendsten in Paris lebenden Deutschen und die Hauptvertreter der französischen Politik,

Litteratur und Kunst nach ihrem Salon. Dorthin kam auch Mëtis, dessen Physiognomie und sein im Umgange sich verratendes Wesen Humboldts Aufmerksamkeit lebhafter erregten, als seine lange, felsame schriftstellerische Wirksamkeit, deren Blüte und Ruhm schon stark im Abnehmen begriffen waren. So hat denn auch Humboldt nach Schillers Bericht nur von dessen Benehmen und Wesen gesprochen, worin er eine Ähnlichkeit mit Jean Paul fand (siehe, das heißt siehe aus, wie ich), was Schiller nicht verstand; und ich möchte glauben, er habe dieses in weiterem Sinne genommen, als es gemeint war, da eine wirkliche Ähnlichkeit im Denken, Fühlen und Leben kaum gemeint gewesen sein kann. Schiller hatte Jean Paul beim ersten Anblick nur fremd gefunden, wie aus dem Mond gefallen, voll guten Mutes und herzlich geneigt, auch die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man zu sehen pflegt; später rechnete er ihn zu den subjektiviſchen, überſpannten, einſeitigen Naturen, deren idealische Welt mit der ſie umgebenden empiriſchen im Streite liegt. Nichts lag ihm ferner als Jean Paul mit dem durchaus ſinnlichen Franzoſen zu vergleichen, Schiller hatte nur von Jean Pauls Benehmen geſprochen, die phantaſtiſche Raub daraus die geiſtige Richtung gemacht, wodurch das von Schiller abgelehnte Urtheil zu reinem Unſinne ward und Jean Paul empören mußte. Goethe machte Jean Paul zum Chineſen in Rom, deſſen Beziehung Jean Paul glücklicherweiſe in ſeinem ganzen Leben nicht erfuhr. Ubrigens hatte Goethe vorgehabt, Humboldts Äußerung, wenn Meyer mit der Charakteriſtik Ceſars zur Zeit nicht fertig werden ſollte, in die „Propyläen“ III, 1 aufzunehmen.

Kehren wir noch einmal zu Mëtis's Monsieur Nicola zurück. Schiller und Goethe lag nur die erſte Hälfte vor. Die Selbſterniedrigung und Preisgabe ſeiner Perſon und Familie ſteigerten ſich immer höher. Von allen Tugenden eines achtbaren Mannes nahm er für ſich nur die Redlichkeit (*probité*) in Anſpruch; keiner Niedrigkeit, keiner Gemeinheit ſchämte er ſich; die größte Selbſtliebe, den wüthendſten Haß, das ſchreiendſte Unrecht betrachtete er als läßliche Menſchlichkeiten, Ehre und Anſehen galten ihm nichts, ſich und die Seinigen bloßzuſtellen, ſahen ihm Pflicht. Damit war denn auch der Ruhm dieſes Diogenes der Revolutionszeit und der republikaniſchen Weltherrſchaft dahin. Daß es ſeinem Lebensroman nicht an annütigen, rührenden und packenden Stellen fehle, iſt allgemein anerkannt und wird ihm ein dauerndes, mit tiefem Bedauern gemiſchtes Andenken erhalten. Er ſelbſt gab 1797 „La Philosophie de Monsieur Nicola“ in drei Duodezbandchen heraus. Ein Neudruck des Hauptwerkes erſchien 1883 in Paris, die Episode „Sara ou l'amour en quarante cinq ans“ gab A. Bonneau. Von ſeinem widerlichen

„L'Anti-Justin par Linguet“ sollen nur wenige Abdrücke ausgegeben worden sein. Noch vier Jahre später erschienen in zwei Duodez-bändchen „Les nouvelles Contemporaines“. Als Nachtrag zu seinen Werken wurden 1883 „Lettres inédites“ zu Nantes gedruckt, von wo auch ein Neudruck des Monsieur Nicola gekommen war. Daß dieser auch unsere beiden Dioskuren augenblicklich beschäftigt hat, ist ihm trotz allem wohl zu gönnen, denn es stammte in ihm ein mächtiger Geist.

## Benjamin Constant's Gespräche mit Goethe 1804.

Mitgeteilt von Albert Haas in Bryn Mawr. Pa.

Am Ende des Jahres 1803 erschien Frau von Staël in Weimar. Zu ihrer Begleitung befand sich Benjamin Constant,<sup>1)</sup> jetzt bekannt als Verfasser eines Romans „Adolphe“ und wegen der vielumstrittenen Rolle, die er in der französischen Politik, namentlich zur Zeit der hundert Tage Napoleons und später gespielt hat.

Benjamin Constant hat in seinem Tagebuche (Journal intime de Benjamin Constant et lettres à sa famille et à ses amis, précédés d'une introduction par D. Mélégar. Paris, Paul Ollendorff 1895) über seinen Verkehr mit Goethe während dieser Zeit berichtet. Goethe selbst hat in seinen „Annalen oder Tag- und Jahresheften“ unter dem Jahre 1804 nicht ohne Anerkennung von Benjamin Constant gesprochen; und so sind denn auch dessen Berichte nicht ohne Wert.

Goethe sagt von Constant: „und wenn ihm auch meine Art und Weise, Natur und Kunst anzusehen und zu behandeln, nicht immer deutlich werden konnte, so war doch die Art, wie er sich dieselbe redlich zuzueignen, um sie seinen Begriffen anzunähern, in seine Sprache zu übersetzen trachtete, mir selbst von dem größten Nutzen, indem für mich daraus hervorging, was noch Unentwickeltes, Unklares, Unmittelbares, Unpraktisches in meiner Behandlungsweise liegen dürfte“. Goethe charakterisiert zugleich Benjamin Constant's Grundsätze und Überzeugungen, „welche durchaus ins Sittlich-

<sup>1)</sup> 1767—1830. Sein vollständiger Name war: Henri Benjamin Constant de Rebecque. Über die Zeit seiner Ankunft vergleiche die Notiz in Schillers Briefen ed. Jonas 7, 305.

Politisch-Praktische auf einem philosophischen Wege gerichtet waren“.<sup>1)</sup> Diesen Vorbehalt Goethes, sowie seine Begründung finden wir in Constants Tagebuch bestätigt. Constant fühlt sich von Goethe durch den Unterschied der Weltanschauungen getrennt.<sup>2)</sup> Dennoch muß er, fast widerwillig, die bewunderungswürdige Größe des Mannes anerkennen, wenn er auch im einzelnen Ausprüche Goethes als sonderbar oder gar für ihn anstößig bezeichnet. Dazu war Benjamin Constants nervös-krittliges, unbeständiges Temperament ein weiterer Grund, warum er nie in seinem Urteil über Goethe zu einer einheitlichen Anschauung gelangte, sondern in widerspruchsvoller Abwechslung von unbedingter Bewunderung zu scharfem Tadel schwankte.

Benjamin Constants Tagebuch beginnt in Weimar, mit dem 1 pluviöse des Jahres XII der französischen Republik (= 22. Januar 1804). Schon am 2 pluviöse (= 23. Januar) notiert er, daß er Goethe gesehen hat. Am 6 pluviöse (= 27. Januar) finden wir die Notiz, daß er mit Goethe zusammen diniert hat. Am 25 pluviöse (= 15. Februar) macht er einen Besuch bei Goethe. Am 26 pluviöse (= 16. Februar) ist er bei Goethe zum Abendessen. Am 6 ventöse (= 26. Februar) besucht ihn Goethe. Am Abend desselben Tages ist er bei Schiller, wo zwei Szenen des Wilhelm Tell gelesen werden, unter ihnen Tells Monolog. Am Abend speißt Constant mit Goethe und Schiller, offenbar bei Schiller. Am 9 ventöse (= 29. Februar) ist Benjamin Constant zusammen mit Goethe und Wieland bei der Herzogin. Nachdem er sodann einen kurzen Ausflug nach Leipzig gemacht hat, kehrt er nach Weimar zurück. Die Eintragungen im Tagebuche sind von jetzt an nicht mehr datiert. Seite 15 finden wir die Angabe, daß Constant eine Promenade mit Goethe gemacht hat und Seite 16 teilt er seinen Abschiedsbesuch bei Goethe mit. Er reist jetzt nach der Schweiz, kehrt aber noch in demselben Jahre zu vorübergehendem Aufenthalt nach Weimar zurück. Seite 30 notiert er, daß er den Abend mit Goethe, Schlegel und dem Chevalier Boothley zugebracht hat.

In Goethes Tagebüchern (Weimarer Ausgabe III, 3) finden sich die folgenden Erwähnungen Constants, 23. Januar:<sup>3)</sup> „Gegen Mittag Hr. v. Staël, Hr. v. Constant und Hr. v. Mellish.“ 27. Januar: „Abends Constant, nachher Hr. Hofr. v. Schiller.“ 16. Februar: „Abends Mad. de Staël und Hr. v. Constant.“<sup>3)</sup> 27. Februar: „Gegen Mittag Hr. v. Constant.“ 29. Februar: „Abends bey Durchl.

<sup>1)</sup> Hempelsche Ausgabe 27, 318.

<sup>2)</sup> Man vergleiche auch die Erzählung von der amüsanten ersten Begegnung zwischen Goethe und Constant. Wiedermann, Gespräche mit Goethe 8, 277.

<sup>3)</sup> Auffallend ist, daß Constant nie davon spricht, daß er in Begleitung der Frau von Staël Goethe gesehen hat. F. Schillers Briefe ed. Jonas 7, 110.



der Herzogin Amalia zu Tafel.“ 15. März: „Jodann mit Hrn. v. Constant spazieren gefahren.“ 18. März: „Früh Hr. v. Constant.“

In Goethes Briefen aus dieser Zeit (Weimarer Ausgabe IV, 17) findet sich unter dem 26. Januar 1804 in einem Brief an Schiller folgende Notiz: „Morgen Abend um fünf kommt Constant zu mir; mögen Sie mich später besuchen, so soll mirs sehr angenehm sein.“ Und unter dem 16. Februar findet sich ein anderer Brief an Schiller, der ihn auf den Abend desselben Tages zum Essen einlädt. Goethe fügt hinzu: „Hr. v. Staël und Hr. v. Constant werden nach 5 Uhr kommen.“

Die Daten bei Goethe und in Constants Tagebuch decken sich also, nur daß Constant kürzere Besuche auch notiert hat. Am 26. Februar sagt Goethe nichts von seinem Besuch bei Schiller; die einzige Eintragung für diesen Tag ist die lakonische Notiz: „Göts v. Berlichingen.“ Die beiden undatierten Notizen in Constants Tagebuch — Seite 15 und 16 — sind nach Goethes Tagebuch auf den 15. und 18. März zu setzen.

Die Nachrichten Benjamin Constants über Goethe sind teils Charakteristiken oder Beschreibungen von Goethes äußerer Erscheinung oder seiner Weltanschauung, teils geben sie Gespräche mit Goethe wieder oder bezeichnen doch zum wenigsten das Gesprächsthema genau.

In seiner Beurteilung Goethes zeigt sich Benjamin Constant schwankend, wie schon oben angedeutet. Bald ist er voll unbegrenzter Bewunderung: (6 ventöse, S. 13) „Je ne connais personne au monde qui ait autant de gaieté, de finesse, de force et d'étendue dans l'esprit que Goethe.“ oder: (26 pluviöse, S. 9) „C'est un homme plein d'esprit, de saillies, de profondeur, d'idées neuves. Aber sofort fährt er fort: Mais c'est le moins bonhomme que je connaisse.“ Andererseits wirft er Goethe, wie anderweitig auch Schelling, vor, daß er Mißbrauch mit der Analogie treibe: (6 pluviöse, S. 3) „L'abus de l'analogie se rencontre beaucoup chez Goethe et surtout dans ses prétentions en chimie et dans les sciences exactes.“ Und am 9 ventöse (S. 13) notiert er kopfschüttelnd: „J'ai soupé chez la duchesse, avec Wieland et Goethe. Décidément il y a bien de la bizarrerie dans l'esprit de celui-ci.“ Auch die Beschreibung, die er von Goethes Äußeren giebt (2 pluviöse, S. 1), ist ein Muster sauer-süßer Bewunderung: „Finesse, amour-propre, irritabilité physique jusqu'à la souffrance, esprit remarquable, beau regard, figure un peu dégradée, voilà son portrait.“

Wirklich offen sich selbst gegenüber ist Constant eigentlich nur an der Stelle, wo er angiebt, was ihn und Goethe trennt: (6 pluviöse, S. 3) „J'ai diné aujourd'hui avec Goethe, et je sens

qu'un Français. même quand il n'approuve pas tout ce qui se fait dans son pays, est toujours mal à l'aise avec des étrangers. J'ai en effet avec Goethe une gêne dans toute conversation. Und sogleich führt er an, in welchem Punkt ihre Ansichten sich am meisten trennen: Quel dommage que la philosophie mystique de l'Allemagne l'ait entraîné." Benjamin Constant war zu sehr von den engen Anschauungen der französischen Aufklärung beeinflusst, als daß er Goethes Universalismus hätte verstehen können. Daß Goethe diese Thatsache ebenso deutlich fühlte wie Constant, ist schon erwähnt.

Dementisprechend sind auch Benjamin Constants litterarische Urteile. Am 22 pluviöse (= 12. Februar) 1804 liest er Goethes Faust noch einmal: (S. 7) „Relu le Faust de Goethe. C'est une dérision de l'espèce humaine et de tous les gens de science. Les Allemands y trouvent une profondeur inouïe. quant à moi je trouve que cela vaut moins que Candide; c'est tout aussi immoral, aride et desséchant, et il y a moins de légèreté, moins de plaisanteries ingénieuses et beaucoup plus de mauvais goût." Das Herz geht ihm dagegen auf bei der Lektüre von — Voss' Luise: (12 pluviöse, S. 5) „Commencé la lecture d'un poème de Voss, intitulé: Louise. Il y a là une simplicité admirable et une imitation littérale d'Homère. Je n'y ai trouvé qu'un seul vers s'écartant de la naïveté homérique. Ce poème est encore précieux sous un autre rapport que sa forme poétique. Il peint les moeurs pures et simples de la classe des ministres de campagne de l'Allemagne (Landsprediger)<sup>1)</sup> qui contribue à répandre les lumières dans la classe agricole. Chaque jour la religion protestante devient en Allemagne plus une chose de sentiment qu'une institution. Point de formes, point de symboles, rien d'obligatoire. presque pas de cérémonies: des idées douces et une morale sensible! Le protestantisme de l'Angleterre est bien plus reculé." Man sieht hier deutlich, was Goethe meint, wenn er von den sittlich-politisch-praktischen Grundsätzen und Überzeugungen Benjamin Constants spricht.

In den Gesprächen mit Goethe, die Benjamin Constant berichtet, sind einige Themenata besprochen, die bekanntermaßen Goethe damals interessierten. So unterhielten sich beide am 25 pluviöse = 15. Februar über die Gemälde des Polygnot und Odysseus' Gang in die Unterwelt: „Conversation intéressante sur la descente d'Ulysse aux Enfers et sur le tableau de Polygnote à Delphes repré-

<sup>1)</sup> Wahrscheinlich ein Druckfehler, wie das bei deutschen Namen in dem vorliegenden Werke häufig ist.

sentant cette fable. La description s'en trouve dans Pausanias. Polygnote a fait entrer dans son tableau la morale qui n'était pas dans le poème d'Homère."<sup>1)</sup> Am 6 ventöse = 26. Februar findet sich die kurze Bemerkung, als Goethe ihn besucht: „conversation intéressante sur la géographie des anciens.“

Außerdem erwähnt Benjamin Constant zwei Gesprächsthema, in denen die fundamentalen Meinungsverschiedenheiten beider Männer scharf zum Ausdruck kommen. Und bei beiden Gesprächsgegenständen ist Constant's Bericht wohl nicht ganz unbefangene.

Das eine Thema ist Goethe's Stellung zum Publikum. Benjamin Constant findet, daß Goethe in dieser Hinsicht eine herablassende Verachtung zeigt und notiert Äußerungen Goethe's, welche diese Anschauung in seinen Augen bestätigen:

26 pluviöse = 16. Februar. „En parlant de Werther il disait: Ce qui rend cet ouvrage dangereux, c'est d'avoir peint de la faiblesse comme de la force. Mais quand je fais une chose qui me convient, les conséquences ne me regardent pas. S'il y a des fous, à qui la lecture en tourne mal, ma foi tant pis!“

§. 16 = 18. März. „Singular système que celui de ne compter le public pour rien et de dire à tous les défauts d'une pièce: Il s'y fera. Daran schließt Benjamin Constant die etwas perfide Bemerkung: Au fait, je crois que Goethe n'est pas très fâché des absurdités de Schiller.“ (Constant hat gerade den Wilhelm Tell gelesen und ihn als „eine schlecht arrangierte laterna magica“ bezeichnet.)

Das andere Gesprächsthema ist Goethe's Stellung zur Romantik, Metaphysik, Mystik und, was für Benjamin Constant die Hauptsache ist, zum Katholicismus:

6 pluviöse = 27. Januar. „Quel dommage que la philosophie mystique de l'Allemagne l'ait entraîné! Il m'a avoué que le fond de cette philosophie était le spinocisme. Les mystiques de Schelling ont en effet une grande idée de Spinoza. Mais pourquoi vouloir allier à cela des idées religieuses? et, qui pire est, le catholicisme? C'est, disent-ils, parceque le catholicisme est plus poétique. Et Goethe dit: J'aime mieux que le catholicisme me fasse du mal que si on m'empêchait de m'en servir pour rendre mes pièces plus intéressantes.“

§. 15 = 15. März, bei Gelegenheit der Promenade mit Goethe: „La nouvelle philosophie, avec tous ces inconvénients, a ceci de bon qu'elle met tous les esprits en grande activité. Et

<sup>1)</sup> Vergleiche Weimarer Ausgabe 48, 81 ff. und Hempel'sche Ausgabe 28, 233 ff.

quant aux dangers du mysticisme et du catholicisme dont elle nous menace, je compte sur la collision qui doit avoir lieu. A présent, elle est dans les nues et ne rencontre dans ses chocs ni gouvernement ni religion: mais elle ne tardera pas à les heurter d'un bout de ses ailes. Et alors la lutte!"

Benjamin Constant war vielleicht einseitig und verstand darum Goethe nicht vollständig. Aber daß er im Gebiete des „Sittlich-Politisch-Praktischen“ kurzichtig gewesen wäre, könnte man auch nicht behaupten. Und Goethes Charakteristik Constants ist auch in dieser Hinsicht durch des letzteren Tagebuch nur bestätigt: „Wer sich erinnert, was dieser vorzügliche Mann in den folgenden Zeiten gewirkt und mit welchem Eifer derselbe ohne Wanken auf dem einmal eingeschlagenen, für recht gehaltenen Wege fortgeschritten, der würde ahnen können, was in jener Zeit für ein würdiges, noch unentwickeltes Streben in einem solchen Manne gewaltet.“<sup>1)</sup>

## Uhlands Dichterwerkstatt.

Von Harry Mayne in Berlin.

Das bekannte Wort, daß, wer den Dichter verstehen wolle, in Dichters Lande gehen müsse, ist nicht nur im örtlichen Sinne zu fassen. Es will vielmehr ganz allgemein besagen, daß man, um das von einem Dichter Geschaffene zu beurteilen, in die Ursprünge und Lebensbedingungen seiner Schaffenthätigkeit überhaupt einzudringen habe. Wer das Was verstehen will, muß das Wie kennen; wer nicht weiß, wie es in einer Werkstatt aussieht und zugeht, ist nicht berufen, über die fertigen Werke zu befinden, die ihr entstammen. In des Dichters Werkstatt können wir Einblick gewinnen, indem wir aus Tagebüchern, Briefen, subjectiven Dichtungen, aus mündlichen Bekenntnissen oder Berichten Nahestehender alles zusammentragen, was auf seine dichterische Arbeit Bezug hat. So sei denn hier knapp zusammengestellt, einmal, wie Uhland sich theoretisch über dichterisches Schaffen ausgesprochen hat, sodann, unter welchen inneren und äußeren Bedingungen sein eigenes Dichten vor sich geht.

Neben Uhlands Briefen an die ihm befreundeten Dichter sind besonders aufschlußreich auch diejenigen an die zahlreichen Dichtlinge, die ihm Proben vorlegten und sein Urteil erbaten. Mit rüh-

<sup>1)</sup> Hembelische Ausgabe 27, 318.

render Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit prüfte und entschied er. Zimmer wieder verlangt er als Stoff ein wirkliches Erlebnis, das innerlich verarbeitet und im Moment poetischer Stimmung dargestellt sein müsse. Einem Joriscandidaten versichert er, der allgemeine Vorzug, sich in dieser oder jener Dichtgattung zu versuchen, könne noch kein lebenskräftiges Erzeugnis verbürgen; ein Gedanke, ein Gegenstand müsse voraus zur poetischen Darstellung drängen, dann werde sich auch die rechte Form dazu ergeben. (Uhlands Leben von seiner Witwe S. 328). Uhland steht ganz auf dem Standpunkte des Goethe'schen Divanwortes „Ch' er singt, und ch' er aufhört, muß der Dichter leben“. In einem Brief an Mayer (Karl Mayer, L. Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen 1, 134) meint er, es sei vielleicht gar nicht so übel, wenn das jugendliche Schwelgen in Gefühlen und Reflexionen vergehe; der Dichter sei dann mehr darauf angewiesen, „das Äußere, das Leben“ zu ergreifen: „aber dann muß auch ein Äußeres, ein Leben da sein, und vor allem muß er selbst ein Dichter sein“. Dieses Leben fehlte Uhland wohl zuweilen, wie er demselben Freunde einmal schreibt. Ein anderes Mal bittet er den Himmel, ihm auch einmal wieder einen recht fröhlichen Tag oder nur eine selige Stunde zu schenken: „Man hat daran noch so lange nachher zu zehren“ (Mayer 1, 88). Erzwingen läßt sich das Erlebnis nicht, das wußte Uhland wohl und viel besser als Mayer, der in Wald und Wiege nach poetischen Anhaltspunkten förmlich botanisieren ging.

Uhlands Tagbuch gewährt mannigfache Einblicke in das Verhältnis zwischen seinen Gedichten und den ihnen vorangehenden Erlebnissen. Recht charakteristisch ist die Eintragung „laue Luft, Frühlingsahnungen“ vom 20. März 1812, der am folgenden Tage die Gedichte „Die linden Lüfte sind erwacht“ und „Frühlingsahnung“ entsprechen. Ähnlich lesen wir unter dem 12. Juli 1812: „Heiterer Himmel nach trüben Tagen; ein Lied darüber gedichtet“; es ist natürlich das mit der Überschrift „An einem heiteren Morgen“ und dem Anfang „O laue Luft nach trüben Tagen.“ Das Erlebnis ist oft nur ein Gedankenerebnis. So ist in dem Gedicht „Ich tret' in deinen Garten: Wo, Süße, weilst du heut?“ der Garten der des Dichters Conz, und dieser hat zu der gar nicht existierenden „Süßen“ Modell stehen müssen. So gab ein Artikel in dem „Nürnberg'schen Correspondenten“ die Anregung zur „Mähderin“, die zum „Schwindelhaber“ eine neue Polizeiverordnung vom 4. November 1816. Für Uhlands höchst lebendiges Traumleben besitzen wir viele Belege; auch für die Entstehung mehrerer Gedichte kommt es in Frage. Uhland schreibt z. B. am 28. April 1810 in sein Tagbuch: „Die ‚Harfe‘ gedichtet nach einem Traum von der Nacht

auf Sonntag den 26. Juli 1807" — man beachte die zeitliche Entfernung —; ebenso ist das Gedicht „Klage“ durch einen Traum veranlaßt worden.

Ost hatte Uhland wohl Erlebnisse, etwa auf Reisen, doch fehlte ihm die Gabe, sie sogleich als solche zu erkennen und zu nutzen; doch „sie sollen darum nicht verloren sein“, schreibt er seiner Frau (Witwe 268). Auch dafür giebt das Tagbuch weitere Beweise. Am 15. Oktober 1813 taucht im Dichter der Gedanke zu einem Gedicht vom Unstern auf; am 3. Juni 1814 notiert er: „Neu aufgefaßte Idee und angefangene Ausführung der Romanze vom Unstern“, und am 6. Juni ist das Gedicht fertig. Am 9. Dezember 1813 kommt Uhland die Idee zu einem Gedicht auf Kerners neugeborene Tochter, das aber erst am 9. Juni 1814 ausgeführt wird, während in der Zwischenzeit von dem Plane durchaus nichts verlautet.

Von der poetischen Befruchtung bis zur Geburt der Dichtung ist oft ein weiter Weg; manches Erlebnis gelangt nie ans Ziel, wie das Tagbuch zeigt, in dem sich zahlreiche Keime zu latent gebliebenen Gedichten finden. Uhland hat nach einem Bericht an Seckendorf (Witwe 33) vieles entworfen, zum Teil ausgestaltet und dann verlassen, ohne Nennenswertes zu Papier zu bringen. So trägt er sich im Jahre 1817 ernstlich mit dem Plan, die Nebenbuhlerinnen und den Stoff der Agnes Bernauerin dramatisch zu bearbeiten, wozu er eifrige Quellenstudien macht. Vor Frühgeburten warnt er oft genug, z. B. einen Schriftsetzer, der ihm ein Packet Gedichte übersandt hatte: „Lassen Sie sich aber durch die Lust und Leichtigkeit, womit Ihnen das Lied von statten geht, nicht verleiten, zu viel und zu rasch zu dichten. Es genügt nicht am Drang, an der angeregten Stimmung: der poetische Gedanke muß klar vor dem Geiste stehen, der Gegenstand innerlich gestaltet sein, bevor zum Verse gegriffen wird, sonst giebt es nur Anklänge und ver schwimmende Nebelbilder“ (Witwe 425). Uhland selbst fehlte diese gefährliche Gabe der Leichtigkeit; er hat im Gegenteil etwas Schwerflüssiges. Er ist wohl nie gleich Goethe aus dem Bette gesprungen „wie ein Toller“, um in feurigem Zuge seine Eingebungen niederzuschreiben, auch in seiner ausschweifenden Knabenperiode nicht. Er weiß das und macht nie ein Hehl daraus; „Ich konnte schwer dazu, Gestalten, die ich in begeisterten Momenten gesehen und entworfen, in ruhigen auszumalen“, schreibt er in dem erwähnten Brief an Seckendorf. In jüngeren Jahren äußert er einmal Mayer gegenüber, er wende sich oft weniger aus Lust und Drang, als um sich aus den Bedrängnissen zu flüchten, zur Poesie: „Die Resultate mögen aber auch darnach sein“. Im allgemeinen zwingt er sich nicht

zum Dichten; nie ergreift er die Feder, auf Eingebungen wartend, wie Schiller oft, sondern er läßt die Dinge an sich herankommen. Er vermochte nichts durch seinen Voratz über seine Stimmung, wie es Schiller in einem Briefe vom 17. Mai 1799 Goethe gegenüber an diesem hervorhebt, geschweige denn, daß er wie Jean Paul sie durch starke Genußmittel herbeizubereiten konnte. Uhland macht einmal die bezeichnende Unterscheidung: es wird gedichtet, und es dichtet sich selbst; dieses geschehe nur in einem „glühenden Augenblick“. „Des Sängers Seele blüht, Wann sie gebären will ein neues Lied“ heißt es in „Franziska von Rimini.“

Seine äußert einmal in den Reisebildern (Erster 3, 424): „Überall sehe ich einen verkappten Winter“. Uhland, könnte man sagen, jah überall einen verkappten Frühling. Die Poesie fühle den Frühling oft am innigsten mitten im Winter, sagt er im Stilistikum (Holland, Zu Uhlands Gedächtnis S. 35), und in einem Gedichte: „Jetzt empfind' ich erst den Mai, Seit der Sturm in Blüten wüthet.“ Es ist das eine für Uhland besonders charakteristische Anschauung, die sich vielfach verfolgen läßt. Mehrere von Uhlands Lenzliedern sind in den Wintermonaten verfaßt worden, was psychologisch nicht ohne belang ist.

„Fehlt das äußere freie Wesen, Leicht erkrankt auch das Gedicht,“ sagt Uhland im Vorwort zu der ersten Auflage der Gedichte von 1815, doch ist er dieser Klippe entronnen.<sup>1)</sup> Zu den Tagen schwerer Sorge um Haus und Staat entstanden, wie Treitschke treffend hervorhebt, die übermüthigen, unwilligen Verse des „Fortunat“. Zu der aufregenden Frankfurter Zeit, als alles Poetische vom Lärm des Tages übertönt schien, unspannen den Dichter oft Ideen zu einer schwäbischen Mythologie, an der er im Geiste gern ausgestaltete, ohne durch Bücher angeregt zu sein, auch ohne etwas davon niederzuschreiben. Dann ist es wieder gerade die Stille des Hauses, die ihn zur Konzeption fähig macht, z. B. „unerwartet“, wie Frau Emilie berichtet, im Frühling und Sommer 1834. Mit einem charakteristischsten „Denken Sie mir!“ leitet Frau Uhland ihre Mittheilung an Mayer ein, daß ihr Mann wieder zum Dichten aufgelegt sei (Mayer 2, 138). Im Tagbuch notiert dieser selbst unter dem 12. Juli 1811: „Gewaltthames und instinktartigcs Vordringen der Poesie unter ganz fremdartigen Beschäftigungen“ und kann sich

1) Vgl. „Die Saite tönt in meiner Brust  
Am vollsten, wann es stürmt“ (461, 7 f.).

(Die Citate aus Uhlands Gedichten beziehen sich auf die von Erich Schmidt und Julius von Hartmann besorgte kritische Ausgabe; und zwar ist, falls nichts anderes bemerkt, stets der erste Band gemeint. Ein Exponent neben der Seitenzahl giebt an, das wievielte Gedicht der betreffenden Seite in Frage kommt.)

das Versallen auf die Idee eines bestimmten Gedichtes durchaus nicht erklären.

„Die Lieder schießen nicht wie Pilz' hervor,“ meint Uhland in „Tamlau und Jannet“; er konnte die Poesie nicht kommandieren, wenn sie sich ihm versagte. Das Verlangen nach ein Paar Stegreifversen brachte ihn einmal in so große Verlegenheit, daß er zehn Stunden weit zu Gustav Schwab schickte, der denn auch behende zu Diensten stand.

Wenn der Dichter wenige Minuten nach dem Verschleiden seiner Mutter an ihrem Bette einige Strophen niederschreibt oder auf der Rückkehr von der Bestattung seines Oheims Verse verfaßt, so ist das nicht Improvisation im gewöhnlichen Sinne. Im allgemeinen dichtete er nur mit der Feder in der Hand, sehr sauber, viel feilend und immer neue Abschriften nehmend von Konzepten und Reinschriften, die durchzugehen eine wahre Freude ist. (Eine gleiche Accurateße zeigen die Partituren von Robert Franz, der in seinen Manuskripten keine Korrektur litt und ein Stück oft viermal umschrieb.) Dagegen sind etwa Achims von Arnim Konzepte zu halten, die den Litterarhistoriker zur Verzweiflung bringen können. Und den Freund Kerner schilt Uhland in einem Briefe vom April 1808: „Wie kannst Du es wagen, an Herrn Cotta und für den Drucker so schlecht zu schreiben!“ Der Dichter schrieb ja auch fast alle seine Briefe doppelt nieder, und daß er als Redner nur zu leicht versagte, wenn er sich nicht schriftlich gut vorbereitet hatte, ist bekant. Zu Nachlaß haben sich aus der Frankfurter Zeit einzelne Zettel vorgefunden, auf denen ein Gedanke mannigfach variiert wird, um vielleicht in einer beabsichtigten Parlamentsrede in irgend einer dieser Formen zum Ausdruck zu kommen.

Uhland hat das Gelegenheitsgedicht im landläufigen Verstande des Wortes, namentlich das politische, glücklich fortgebildet, aber bestellte Arbeit zu liefern war ihm versagt, außer wenn er innerlich dabei beteiligt war. In diesem Falle konnte er in seiner produktivsten Zeit ein ihm abverlangtes Gedicht in der Regel schon am folgenden Tage beibringen. Eine Ausnahme macht das Gedicht auf Harpprecht, indem der Auftrag dazu und die Ablieferung drei Monate aneinander liegen. Auch kommt es vor, daß der Dichter eine derartige Aufforderung anfangs ablehnt, sehr bald aber doch mit dem Plane sich befreundet und an die Arbeit geht.

Im Alter ging er auf so etwas überhaupt nicht mehr ein. Der alte Goethe war gleich dabei, Johanna Sebus zu verherrlichen (der Erfolg war denn auch mäßig), Uhland dagegen lehnte die Aufforderung zu einem Liede an die wackeren Fläminge im Jahre 1844 ab, der er bei dem Stillstande, der in seinen Lyriken



Stimmungen eingetreten sei, nicht zu entsprechen vermöge. Frau von Welcker gegenüber meint er, wenn er überhaupt zur dichterischen Arbeit zurückkehren sollte, so würde ihm das „kaum bei einzelnen Anlässen“ möglich sein, „sondern nur durch eine veränderte Gesamtstimmung“. Oft traten solche Bitten an ihn heran, irgend einem Tagesereignis poetisch Rechnung zu tragen, immer lehnte er mit derselben Begründung ab, es fehle ihm das Bedürfnis des Aussprechens, und „ich schreibe nie ohne entschiedene Nötigung meines Inneren“ erklärte er dem Amerikaner Taylor. Während der vier- undsiebzigjährige Goethe unverloberter Jugendfeuer in die Marienbader Elegie ergoß, war bei Uhland im Alter die lyrische Ader fast völlig versiegt. Abgesehen von den zwei Spätlingen des Jahres 1847 „Lerchenkrieg“ und „Der letzte Pfalzgraf“ hat der Dichter während der letzten fünf und zwanzig Jahre seines Lebens kaum hundert unbedeutende Verszeilen geschrieben. Wenn man ihn fragte, warum er seine Muse so lange ruhen lasse, lächelte er und bemerkte, nicht er lasse sie, sondern sie ihn in Ruhe. Es ist, als habe er in der Fülle jugendlichen Schaffens geahnt, daß seinem Dichten nur ein Achilleisches Leben beschieden sei, wenn er im Jahre 1804 ruft:

Laßt uns Freude kosten, Freude singen,  
 Weil die Jugend in der Fülle blüht!  
 Will der Mann noch mit der Muse singen,  
 Wirds ein ernstes, dämmerichtetes Lied.  
 Will der Greis die goldnen Saiten rühren,  
 Wirds ein Denkspruch, seinen Stein zu zieren.

Doch auch auf der Höhe der Schaffenskraft finden wir keine gleichmäßig verteilte Produktion; oft scheint, nach einem Worte Emilien's, ein Lied das andere zu wecken, dann wieder stellen sich ohne ersichtlichen äußeren Grund lange Pausen ein. So verzeichnen die Jahre 1812 und 1814 je dreißig bis vierzig Gedichte, während das zwischen ihnen liegende nur fünf Gedichte aufweist.

Wir sind überrascht, wie schnell und ohne Unterbrechung die einzelnen Gedichte meist zustande kommen. Manche Tage sehen vier und mehr entstehen. Der 21. März 1812 und der 8. September 1816 z. B. bringen gar ihrer sechs hervor. Die meisten Ideen kamen Uhland „Nachts“, d. h. am späten Abend, und am folgenden Tage wurden sie ausgeführt, meist im Bette, wo man denn den Dichter gleich Eduard Mörike zuweilen noch um elf Uhr antreffen konnte. Dann dichtet er auch wohl auf Spaziergängen,<sup>1)</sup> z. B. „Das Rnhethal“ und die Vorrede zum „Kauschbart“. So

<sup>1)</sup> Vergl.: „Ergehst Du Dich im Abendlichte —  
 Das ist die Zeit der Dichterwonne —“ u. s. w.

fand er einen bezeichnenden Vers im Palais Royal zu Paris unter der Menschenmenge.

Heine will nicht glauben, daß die Natur Uhland nur einen Dichterfrühling gespendet habe, und erklärt sich sein Versimmen aus dem Widerspruch, in den die Neigungen seiner Muse mit den Ansprüchen seiner politischen Stellung geraten seien. Heine irrt, es war nicht Stoffverlegenheit oder der durch veränderte Interessen bedingte Zeitmangel, der Uhland zum Schweigen bestimmte, sondern es war eben die innere Schaffenskraft gelähmt.

Wir haben bisher Uhlands poetisches Schaffen nur bis zur Befruchtung der erregten Stimmung beobachtet; richten wir nunmehr den Blick auf die äußere Gestaltung des Erlebten und Geschautes. Manchmal, erzählt der Dichter, kämen ihm wohl Ideen zu Gedichten, aber zur Ausführung habe er weder Zeit noch Ruhe. Deren aber bedurfte er. Notter hat einmal für Karl Mayer den guten Vergleich, es sei, als ob das Schicksal ihm eine Anzahl von Dichterblumen in den Schoß wirfe und alsbald neckisch wieder wegzöge, ohne ihm Zeit zu lassen, sie zu einem Kranze zu verbinden. Uhland war das Schicksal günstiger. Es gab ihm die Zeit, das seine sondernde Urteil und die sichere Hand, um den Kranz zu flechten.

Rastlos arbeitet er auch im kleinsten der Vollendung entgegen; großen Fleiß, den wir z. B. bei Kerner vermissen, rühmte von ihm H. W. Schlegel Chamisso gegenüber. Uhland arbeitet wirklich an seinem Stoff und spielt nicht mit ihm wie manche Romantiker; „er lenkt das Schiff mit festem Maß“ und läßt sich nicht treiben. Lenau hebt gegen Schurz Uhlands Gründlichkeit und Gewandtheit im Denken hervor und seine Schärfe im Auffassen, als die beiden Dichter einmal auf dem Spaziergang bis in die kleinsten Details über Poesie verhandelt hatten. Lenau wundert sich darüber gar nicht, wie Schwab, denn „ohne scharfes Urteil kann man bei der glücklichsten poetischen Fähigkeit nichts schreiben, das da fertig ist, fix und fertig und überall klappt“ (Mayer 2, 142). Uhland schafft so lange, bis „Bild und Klang zusammenrücken“ und trifft denn auch „im Kleinen wohl das große Ganze“, wie er sich in einem Sonett ausdrückt. Lassen wir wieder Lenau sprechen: „Es ist das Schwerste, alles so umfassend und prächtig einfach hinzustellen, wie er; man sieht dem Mittelalter bis ins Herz hinein. Und diese Spürkraft, die Uhland hat! Wie der Indianer im Graze weiß er die leiseste Spur zu finden“ (Witwe 299). Uhland ist der „absichtsvolle Meister“, den er im Stilistikum dem „sorglos dichtenden Driebe“ gegenüberstellt; jener lege es darauf an, „mit den unscheinbarsten Mitteln das Größte auszurichten“. Nie will der Dichter die strenge Logik missen, am wenigsten beim Sonett.

Nicht immer gelang es ihm auf den ersten Anhieb. In mehreren Fällen fand er erst nach verschiedenen Versuchen die richtige Dichtergattung für einen Stoff. Sollte doch der „Fortunat“ aufangs eine tragische Trilogie, der „Herzog Ernst“ dagegen ein erzählendes Gedicht abgeben. Auch die Versart wollte zuweilen ausprobt sein. Uhlands Bearbeitungen altfranzösischer Gedichte wie „Aucassin und Nicolette“ (vgl. Erich Schmidt, das „Märchenbuch des Königs von Frankreich“ in den Sitzungsberichten der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin von 1897, 45, 21 ff.) versuchten sich nacheinander in Stanzas, Haas Sachsischen Versen und Blankversen, und ebenso entbehrte die Romanze „Das traurige Turnei“ nach einer Tagbucheintragung vom 11. Januar 1812 der mitgeborenen Form. Am 25. Januar 1810 schreibt der Dichter in sein Tagbuch: „Vormittags]. das schon früher in Prosa verfaßte Gedicht: I P. [Zells Platte] in Distichen eingekleidet.“ Der Apparat dazu druckt die Prosa ab; es sind die „Phantasien aus der Schweiz“, die dem Stilforscher einen wichtigen Einblick geben in die Arbeit des Einschmelzens in die dichterische Form.

Anders als Schiller geht Uhland nicht an die Ausarbeitung, bevor er alles genau geschaut hat. Dazu besuchte er gern nach Möglichkeit die Orte, an denen er seine Dichtungen ansiedelt, wie er ja auch mit dem größten Interesse den Schauplatz seines Lieblingsepos „Walther und Hildegunde“ in Augenschein nahm und gewohnheitsmäßig auf Reisen die Kirchtürme bestieg.

Zuweilen geht der Strahl des Erlebnisses ungebrochen durch den Dichter hindurch; wir spüren nicht, daß er eine Individualität getroffen hat.

Uhland lehnt es ab, viel Reflexion in seine Dichtung hineinzufragen wie Schiller und Hölderlin; er ist nach H. Zischers Wort als Dichter wirklich bloß Dichter. Im allgemeinen aber empfiehlt er dem Poeten angelegentlich, sich in Philosophie, Geschichte u. dgl. einen festen Widerhalt in positiven Kenntnissen anzulegen, zum Vorteil der Poesie. Er hatte ein Recht, gegen Mayer die Behauptung aufzustellen, daß bloßes Reflektieren oder Aussprechen von Gefühlen nicht den Dichter mache, der vielmehr schaffen solle, „Reines hervorbringen, nicht bloß leiden und das Gegebene beleuchten“ (Mayer 1, 129).

Freilich darf das Schaffen nicht gar zu bewußt werden. Im Stilistikum warnt Uhland daher vor absichtlicher Nachbildung des Volksliedes, warnt er davor, Gedichte durch ein äußerlich gegebenes Schema sich durchspielen zu lassen und so „mehr eine Aufgabe des Wises zu lösen, als einem eigentlich dichterischen Drange zu genügen“. Uhland selbst ist durch diesen — übrigens durch seine Glossen z. B.

eingeschränkten — Grundsatz bei höchster äußerer Vollendung nie — wie Rückert so oft — zum bloßen Virtuosen geworden, auch im „Fortunat“ nicht, wie manche meinen. Er stimmt die Saite, bis sein Ohr den feinsten Zusammenklang vernimmt, sie zu überstimmen und durch ihr Springen noch einen pikanten Effekt zu erzielen, das lehnt er mit durchsichtiger Beziehung auf Heinrich Heine ab.

Auch die äußere Arbeit verlief sehr ungleich bei Uhland. Einmal schreibt er, er wolle mit der Ausführung des „Herzog Ernst“ nicht anfangen, wenn er nicht hoffen könne, „in einem Stücke wegzuarbeiten“ (Witwe 124), ein andermal bemerkt er, es müsse im Dichtergemüt liegen, nur stückweise zu arbeiten und nach einiger Zeit zu anderem überzugehen (Witwe 155 f.). Oft scheint die Arbeit unterbrochen, doch ist jede Spule im Gange, wie der Dichter bei Gelegenheit des „Din“ erklärt; der wahre Dichter wird eben auch gefördert, wenn er die Spule laufen läßt, ohne den Faden zu entwickeln. So schreibt Uhland an Mayer (Witwe 88): „Gedichtet habe ich hier freilich noch nichts, doch wird mir die Poesie in dieser äußeren Abgeschlossenheit von ihr gewissermaßen innerlich klarer und lebendiger, wie es oft bei entfernten Freunden der Fall ist.“ Im Gegensatz dazu läßt der Dilettant die Spule nie leer laufen, er hapzelt ab, soviel ihm möglich ist, um mit der Menge seiner Leistungen zu imponieren. Unglaublich naiv ist, was Uhlands Witwe von einem jungen Manne berichtet, der zu seinen Uhland eingedandten Gedichten schrieb, er habe zwanzig davon nacheinander im Bett gemacht, „so lange er geschwitzt“ habe.

Zu Beginn der vierziger Jahre spukte in deutschen Landen der Plan eines deutschen Dichtervereins herum, dessen vorläufig entworfene Satzungen Uhland zur Ansicht vorgelegt wurden. In einem wichtigen Briefe an Herrn von Schenk in München verbreitet sich unser Dichter über den Plan, von dem er nach sorgfältigen Erwägungen abraten zu müssen glaubt. Dennoch ist dieser an sich ihm nicht so unsympathisch: „Es ist wahr, die ächten Schöpfungen der Poesie steigen nur aus der Tiefe des gesammelten Geistes auf; aber nicht minder gewiß ist, was ein alter Spruch sagt: Blut belebt sich an Blut, Mann wird dem Mann durch Rede kund“ (Witwe 289 ff.).

Wir kennen Dichter, die ohne nach rechts oder links zu schauen, entweder überhaupt oder bei bestimmten Werken, nur der inneren Stimme gehorchend schaffen. So schreibt Goethe an Schiller unter dem 28. April 1797: „Da ich nun weiß, daß ich nie etwas fertig mache, wenn ich den Plan zur Arbeit nur irgend vertraut oder jemand geoffenbart habe, so will ich lieber mit dieser Mitteilung

noch zurückhalten“. Andere Dichter bedürfen eines anregenden Wechselverkehrs mit Gleichstrebenden. Schiller hat es als das Unglück seiner Jugend bezeichnet, zu isoliert gewesen zu sein; denselben Ausdruck braucht Frau Uhland für ihren Mann, als Gustav Pfizer Tübingen verläßt. Äußere Anregung und Mitteilung war eben auch für Uhland Bedürfnis, der oft mißtrauisch gegen sich selbst war. Das Mißliche war nur, daß eine unüberwindliche Schüchternheit ihn abhielt, von seinen Arbeiten anzufangen, so gern er davon sprach. Billigung von Freunden that ihm unendlich wohl, und dankbar erkannte er z. B. Schwabs Anteil an „Ludwig dem Baier“ an. Später nannte er als Grund für das Ausbleiben des „Ddin“ mangelnde Ermutigung, ja legte ihr wohl zum großen Teil sein gänzliches Verstummen im Alter zur Last. Mayer spricht einmal bei Übersendung einiger Gedichte die Hoffnung aus, dem Freunde dadurch wieder, wie schon früher, Anregung zu eigenem Schaffen zu geben. Das gelang ihm. Uhlands Antwort darauf ist der „Merlin“:

Du sendest, Freund, mir Lieder  
Voll frischer Watbestluft,  
Du regtest gerne wieder  
Auch mir die Dichterbrust. . . .

Nie aber war dies Bedürfnis nach Anregung bei Uhland so stark wie bei Kerner, der an Mayer schreibt (2, 118), er habe früher nur den Freunden zu Liebe gedichtet — „es ist wirklich wahr“ — weil sie durch Mitteilung ihrer eigenen Arbeiten ihn dazu aufmunterten, ja, der geradezu Uhland viel Schuld daran zuschiebt, daß er gar nichts mehr dichte: „Ich kann durch nichts als durch Mitteilung erweckt werden und wurde es durch ihn in früheren Zeiten, seit Jahren aber ist er ein Fiisch gegen mich.“ (Mayer 2, 65). Wichtig genug ist solche Aufforderung aber auch für Uhland, das beweist die plötzliche Sangeslust, die in ihm erwachte, wenn er Gelegenheit hatte, mit Einzelnem hervorzutreten. Auch eine gewisse äußere Nötigung fertig zu werden und abzuschließen, was dem peinlich feilenden Künstler — auch dem wissenschaftlichen Prosaisten — nicht ganz leicht wurde, war ihm oft recht dienlich. Etwa wenn es sich darum handelte, etwas in einem zu bestimmter Zeit erscheinenden Blatte oder Almanach zu veröffentlichen. So schreibt er einmal selbst an Mayer (1, 72), dem Dichter ergebe sich oft im Augenblick keine geschickte Änderung, und er sei dann zuweilen zu commod, eine zu suchen. Hier konnte ein gelinder Zwang nicht schaden. Auch in diesem Punkte war der junge Dichter besser daran, insofern er elastischer und daher eher imstande war, die ihm gerade gegebene Zeit zu nutzen. So entstand die Romanze „Durand“ während des vergeblichen Wartens auf Aktien.

Daß der Dichter meist sein feinstes und strengstes Kriterium ist, beweist uns Uhland, wenn wir die Varianten zu seinen Gedichten studieren. Was er bei den Griechenliedern von Heinrich Stieglitz (Witwe 189) sagt, paßt ganz auf ihn selbst: „Die Änderungen, welche Sie mehreren Liedern beigezeichnet, sind Beweise, daß Sie auf reine Darstellung, auf einen Styl, der nur die Sache will, hinarbeiten.“ Eine Reihe von Proben aus dem kritischen Apparat mag zum Beleg dienen.

Zunächst betrachten wir zwei Beispiele von geänderter Syntax, wodurch die Wirkung gesteigert wird. 24, 3 f. hieß es erst schlicht erzählend: „Aus ihrem Körbchen wehten mir die Rosenblüthe sind.“ Entsprechend dem Dämmerhaft-Ungewissen des Gedichtes ist es eine glückliche Änderung, wenn Uhland diesen Satz dann in Frageform giebt. Ebenso glücklich aber ist es, wenn er umgekehrt in „Schäfers Sonntagslied“ die zuerst gewählte Frageform aufgiebt und statt „Wie wird mir? wie er öffnen sich?“ einfach fortfährt: „So ganz, als wollt' er öffnen sich“, denn eine Frage, die eine Stimmlagerhöhung bedingt, würde diese gleichmäßige Sabbathstille empfindlich stören.

Noch zwei Belege für veränderte Wortstellung zum Zwecke sinuentsprechenderer Betonung: „Wir leben einzig auf der Welt“ wird zu „Nur wir noch leben auf der Welt“ (22, 6), und das ungeahnte, unvorbereitete „Meinen Bruder hast du menschlings erstochen“ (166, 7) muß den König Sifrid mehr packen, als wenn er erst durch ein „Du hast . . .“ darauf vorbereitet wird, daß der Sänger einen persönlichen Handel mit ihm hat.

Wir beobachten ferner Varianten, die bestimmt sind, den ersten Entwurf sinnfälliger, anschaulicher zu machen. Oft genügt die Änderung eines Wortes, namentlich der Verbalform, um einfache Erzählung in bewegte Handlung umzuwerfen. Am lebendigsten wirkt natürlich das Aktivum und dann das reflexive Verb, womit daher oft das handlungslose Passivum umschrieben wird. Im „Waller“ (218, 9) schrieb Uhland zuerst „Zieht man“, darüber „Läutet“ und endlich „Rührt sich dort die Abendglocke“. Mit einem Schlage ist so die Glocke und damit der ganze Vers belebt. „Und in des Waldes Schattengänge Vertieft sich jetzt ihr rascher Lauf“ hieß es 244, 37 f.; das wird demselben Prinzip zufolge also geändert: „In seine verwobnen Gänge Nimmt jetzt der Wald die Pilger auf.“ In „Des Hirten Winterlied“ wird aus einem epischen „Wir drängten uns all' in die Thäler“ ein dramatisches „Du drängst uns all' in die Thäler“ (27, 3). „Wenn frische Hoffnung grünt in allen Zweigen“ ist eine schöne Metapher, noch schöner aber lesen wir jetzt: „Hoffnung flattert in den grünen Zweigen“ (110<sup>2</sup>, 8). „Viel köstliches

Gesteine ist ihres Meises Bier“ hieß es erst von der „Verjunkenen Krone“ (309, 13 f.); anschaulicher macht es Ahland, wenn er ändert: „Sie läßt zunacht wohl spielen Karfunkel und Saphir.“

Wie der Dichter plastisch zu wirken sucht, zeigt eine Variante am Schlusse der „Widassabrücke“. In den vielverbesserten Zeilen 222, 53 f. war ursprünglich nur die Thatsache des ausströmenden Blutes gegeben; jetzt haben wir dafür ein Bild, das haften bleibt: „Seine Hand, zur Brust gehalten, Hemmt nicht mehr des Blutes Lauf.“

Die Drossel in den „Sterbeklängen“ soll ein Eigenschaftswort erhalten. Ahland überlegt: „Die braune Drossel“ . . . „Der grüne Vogel“, bis sich ihm als am charakteristischsten und an dieser Stelle (179<sup>2</sup>, 3) am passendsten „Die lustige Drossel“ ergibt.

Das Besondere, Bestimmte ist poetischer als das Allgemeine, Unbestimmte. Darum ist es gut, wenn Ahland 165, 38 ein farbiges in ein rosiges Gewand verwandelt, oder wenn er 373, 3 die Blumen aufruft: „Denn ihr sollt lieblich schmücken Meiner schönen Fürstin Brust“, während er vorher geschrieben hatte „Einer schönen Fürstin Brust“. „König Sivrid wälzt sich in seinem Blute“ schrieb der Dichter zuerst 166, 19, um zu verbessern: „König Sifrid liegt in sein roten Blute.“ Wir nennen das eine Verbesserung, weil das Aufgeben der Bewegung im ersten Verbum kein Verlust ist in diesem Zusammenhange, dagegen das rote Blut nach Art des Volksliedes besser ist, als das Blut an sich.

Warum „Das Schiffein“ erst „im Neckar“ und dann „den Strom hin“ (181<sup>2</sup>, 2) seine Gleise zieht, will nicht recht einleuchten, ebenso wenig, warum der rote Wein (171, 28) zu edlem Wein wird.

Ahland verbessert z. B. eine Metapher. In „Fortunat“ (345, 87 f.) sagte er erst: „Nach Hans und Hof verlangend, um im Hafen Der heiligen Ehe selig einzuschlafen.“ Die Begriffe Hafen und Schlaf hängen aber nur lose miteinander zusammen, daher hat Ahland unseren Beifall, wenn er ändert: „Der sehulich wünscht, nach mannigfachen Jährden Zum Fort des Ehstands eingetootst zu werden.“

Wie der Dichter gern verdeckt, so kann er zum guten Zweck auch absichtlich verhüllen. In der „Bauernregel“ ist die letzte Zeile der ersten Fassung zum Verständnis durchaus nicht mehr nötig. Daß das Liebchen den Burschen hineinzieht, ist zwar die Pointe, aber sie ist schon so klar vorgeedeutet, daß sie ausdrücklich gar nicht mehr ausgesprochen zu werden braucht; daher ersetzt Ahland diesen Vers mit der überflüssigen Thatsache durch einen anderen, der die Stimmung erhöht (25<sup>2</sup>, 8).

Ähnlich wie Goethe in der Kerkerzene des „Faust“ hat Uhland einmal (133, 156) Würmchen für Kindchen schreiben wollen, als er erkannte, daß es dem Stil des Ganzen nicht entsprechen würde.

Wie schwer es ist, in ein fertiges Gedicht hineinzubessern, kann man an Uhland recht studieren. Oft beginnt die eigentliche Arbeit erst, wenn die letzte Zeile auf dem Papier steht. Um zu sehen, wieviel Mühe er sich zuweilen mit dem Durchfeilen gab, lese man den Apparat zu Vers 27 des Gedichtes „Die deutsche Sprachgesellschaft“ nach.

Besondere Beachtung im Variantenapparat verdienen diejenigen Gedichte, die im Hinblick auf frühere Fassungen entweder verkürzt oder erweitert in die Ausgabe übergegangen sind. Meist beobachten wir ersteres, denn es ist das Zeichen reifender Kunst, immer weniger Form für den Inhalt nötig zu haben. Uhland schreibt am 26. Dezember 1807 an Kerner: „Von den Gedichten, die Du hier erhältst, sind des Kn[aben] Tod und Mutter und Kind nicht neu, aber neuerlich etwas umgearbeitet oder vielmehr abgekürzt worden“ — wir fügen hinzu: mit gutem Grunde. Ähnliches begegnet oft genug. So hat das immer noch etwas redselige „Lied eines Armen“ eine seiner neun Strophen mit ihrer ermüdenden antithetischen Gleichförmigkeit eingebüßt. Gut ist auch „Der letzte Pfalzgraf“ gekürzt, der zuerst etwas nach der rührseligen Seite sich zuneigte, als er auf seinen Tod zu sprechen kam und sich seinen Grabstein bestellte. Das ist dann weggefallen, und das Gedicht schließt jetzt gedrungenener und einem alten Weidmann angemessener.

Viel seltener finden wir das Entgegengesetzte, daß Uhland ein einmal abgeschlossenes Gedicht, es wiederaufnehmend, erweitert. Ein Beispiel: „Dichterregen“ bestand ursprünglich nur aus drei Strophen; erst nachträglich tilgte der Dichter den Schlußstrich und fügte eine vierte an. Wir müssen gestehen, uns kaum erklären zu können, wie für Uhland das Gedicht mit Vers 12 bereits fertig gewesen sein kann. Sollte ihm wirklich die zweite Pointe erst nachträglich eingefallen sein? <sup>1)</sup>

Uhland dichtete auch zuweilen etwas um, was schon in endgültiger Gestalt in die Ausgabe übergegangen war, so daß wir mehrere approbierte Fassungen haben. Es geschah das allerdings fast nur, wenn es sich um Stammbucheinträge handelte, sei es, daß Uhland die frühere Version nicht mehr auswendig wußte oder nicht bei der Hand hatte, sei es, daß er absichtlich variierte. Als Beispiel dürfte die Versreihe zu nennen sein, die der Apparat zum „Nachruf“ abdruckt.

<sup>1)</sup> Übrigens ist die Fabel gar nicht neu.



Versehiedene Gedichte liegen in mehreren, abgeschlossenen, selbstständigen Fassungen vor. Wir stellen hier die „Frühlingsahnung“ in ihren beiden Formen nebeneinander.

a)

O süßes, lindes Wehn!  
Kein Weilchen ist noch zu sehn,  
Wir blühen schon wieder  
Die Frühlingslieder.

b)

O hauster, süßer Hauch!  
Schon weckest du wieder  
Wir Frühlingslieder,  
Wad blühen die Weilchen auch.

Hebbel hat Uhland einmal „das bestvermummte Genie“ genannt. Daran denkt man bei diesem schönen Bierzeiler, an dem wohl mancher beim ersten Lesen achtlos vorübergeht. Es mag Leute geben, denen die eine Fassung so leer und nichtsjugend erscheint wie die andere; sie vermögen nicht den großen Fortschritt der zweiten einzusehen. Von der prosaischen Wendung „ist noch zu sehn“ wollen wir ganz Abstand nehmen. Die Hauptsache liegt in der Verknüpfung der Begriffe Frühlingsahnung, Frühlingslust, Weilchen und Frühlingslieder. Daß der Dichter in der ersten Form das Nichtvorhandensein der Weilchen konstatiert, paßt schlecht zu seiner Ahnung; denn der Uhland sonst geläufige Gegensatz: „Meine Lieder blühen, die Blumen nicht“ ist hier nicht beabsichtigt. Die erste Fassung stellt eben nur die Teile zusammen, das geistige Band wird erst in der zweiten gefunden: der Hauch der linden Lüfte wirkt auf das Entstehen der Lieder, und erst dieses bedingt die Ahnung. Erst damit ist das schöne Gefühlserlebnis voll ausgemünzt. Es wäre auch lange nicht so gut, wenn das Erwachen der Frühlingslieder durch den Anblick der bereits erblühten Weilchen hervorgerufen würde.

Zu den Gedichten in mehreren völlig (wenigstens im Konzept) ausgeführten Fassungen gehört auch „Der blinde König“. Die ersten acht Verse enthalten die Exposition bis zum Beginn der Anrede des Königs an den Riesen. In der ersten Fassung vom Jahre 1804 ist sie ganz episch gehalten: der König zieht mit seinem Heere ans Meer, wo der Räuber haust, und als er dessen Sitz gegenüber sich befindet, erhebt er seine Klage. Die zweite Fassung ist dramatischer. Der Dichter läßt die Situation durch rhetorische Fragen erraten. Er zeigt uns Bilder: wir sehen die Schar der Fechter auf dem hohen Felsenufer stehen und den König, auf seinen Stab gelehnt, die Stimme erheben. Bis Vers 21 decken sich beide Fassungen. Dann folgt die Antwort des Räubers, die in der älteren Form redseliger erscheint, weit entfernt von dem wortkargen Hohn in der jüngeren. Überhaupt erscheint die ältere breiter als die jüngere, obwohl beide genau gleich viel Verse zählen. Daß wir es mit nordischen Recken zu thun haben, sind wir geneigt zu vergessen, wenn wir diesen sentimentalischen König, diese Fechter „still und blöde“, diesen prahlstichtigen Räuber der

ersten Fassung sehen. Sie steht eben noch durchaus unter dem Einflusse Jonquès. Uhland that auch gut daran, daß er dann 1814 die Reimstellung vereinfachte und dem stumpfen Reim mehr Raum gab.

Auch von des „Goldschmieds Töchterlein“ besitzen wir zwei Versionen. Daß auch hier die spätere den Vorzug verdient, sieht Uhland in einem Briefe an Mayer vom 29. Januar 1809 selbst ein, wenn er auch ungern der Braut einigen Schmuck nimmt; die Wiederholungen sind in der That ermüdend.

„Der Königssohn“, Uhlands längstes Gedicht, macht auch den umfangreichsten Lesartenapparat notwendig. Es ist bewundernswürdig, wie schonungslos Uhland diese Romauzen, die ihm besonders lieb gewesen zu sein scheinen, zusammengestrichen hat. Die erste Romauze wird von zweiundsiebzig zunächst auf neunundzwanzig Verse vermindert, um endlich in zwölf Versen den Gipfel zu erreichen. Daß auch dies Gedicht in der ersten Niederschrift weit-schweifiger erscheint, mag daran liegen, daß ihm dort noch das feste Band des Reims fehlt. Von den vierzehn Romauzen des ganzen Cyklus bleiben endlich nur acht übrig.

Noch unverhältnismäßiger sind die Streichungen in dem Gedicht „Narziß und Echo“, das statt vierzehn Distichen nur noch vier enthält, und namentlich in „Winter und Kind“, wo aus achtundvierzig Jamben zwei Distichen werden.

Wir beobachten ferner z. B., wie Uhland beim Titel von Gedichten schwankt; er überlegt, ob das Sonett „Erstorbene Liebe“ nicht besser „Liebestod“ oder „Tod der Liebe“ zu überschreiben sei.

Wenig verschieden ist das Gedicht „Schlimme Nachbarschaft“ von den fortlaufend in Prosa geschriebenen Reimzeilen in dem Brief an Kerner vom 8. Dezember 1809. Die Fälscherei der Nachbarin, die an sich als anschauliches Detail vorzuziehen wäre, ist — vielleicht aus Reimbedenken — entfallen. Auch die zweite Fassung von „Ernst Uhland“ ist wahrscheinlich nur entstanden, um dem Reim Herz: Schmerz aus dem Wege zu gehen. Daß der Reim Zwang auferlegen kann, namentlich ein etwas künstlicher, hat Uhland gelegentlich der „Königstochter“ selbst bekannt. Der Stilforscher hat solche Einflüsse in Rechnung zu ziehen. Der Dichter forrigiert auch Reime. 158, 22 ff. z. B. verbessert er den trivialen Reim „da bin ich ja . . . in ihren Bujen da“; 357, 21 tilgt er einen Binnenreim.

Auch andere euphonische Rücksichten nimmt der Dichter. So erweitert er den Namen Raim in „Roland und Uda“ (336, 17) bloß des Wohlklanges wegen zu Rains, weil in der ersten Fassung „der Herzog Raim im Bart“ die beiden Silben auf — nicht gut

nebeneinander klingen.<sup>1)</sup> 234, 22 bessert er „Nasen und Noh er fand“ in „Noh und Nasen er fand“, weil die beiden langen e unschön aufeinander prallten. Etwa um das Jahr 1812 herum beginnt Uhland größeres Gewicht auf strenge Vermeidung des Hiatus zu legen und bessert demzufolge auch in alten Handschriften.

## Über das künstlerische Problem in Grillparzers „Ein treuer Diener seines Herrn“.

Von Max Speier in Frankfurt am Main.

### I.

Wie es Menschen giebt, die aus jeder Situation Honig zu fangen und ihre Süßigkeit voll anzukosten wissen, so giebt es auch solche, die den Vermutgeschmack nie von der Zunge loswerden und ein eigentümliches Wohlbehagen an den Bitternissen des Daseins finden. Zu dieser unglückseligen Menschengattung gehörte Grillparzer. Was ihm den steten Vermutgeschmack bereitete, war die ungeheure, unheimliche Klarheit über sich selbst, jene Klarheit, derenthalben man ihn manchmal fast auf den Knien anstehen möchte: Hab' doch Erbarmen und reiß' Dich heraus aus der verderblichen Bergliederung Deines Ichs! Leids bringt Dir das Leben genug und übergenuß, wozu es durch selbstgeschaffene Qualen mehren und steigern? Aber da gebietet sein Hang zur Maßlosigkeit Stillschweigen. Er war maßlos in dem Einsamkeitsbedürfnis und im Lieben, in der Verschlossenheit und im Wahrheitstriebe, im quietistischen Schuen wie besonders im geißelnden Durchforschen seines geistig-seelischen Organismus.

Als ein künstlerisches Produkt der ersten und zugleich eine befreiende Darstellung der anderen Eigenschaft erscheint mir die Tragödie „Ein treuer Diener seines Herrn“. Ihr Quell ist zunächst einmal die unzweideutige eigene Erkenntnis einer schwachen Seite seines Charakters: der unentwurzeltbaren Anhänglichkeit an seinen Herrscher. Und ist weiterhin das Bestreben, sich zu entlasten durch die Schilderung der unheilvollen Folgen, welche aus der Schrankenlosigkeit dieses an sich berechtigten Zuges entstehen. Ströme heißen Herzbbluts rinnen in Grillparzers Tagebuchblättern und Gedichten, in mächtigem, glühend

<sup>1)</sup> Man verfolge die Namensform in 271, 29. 418, 19. 440, 49 und den betreffenden Varianten.

aufflammendem und doch immer wieder niedergekämpftem Grimme klagt er seine Zeit und mittelbar zugleich ihren Hauptgestalter, Kaiser Franz, an ob der Schändung und Knechtung des Geistes. Und mit schmerzlicher Wonne gebiert und nährt er den Gedanken, einmal unter mitleidloser Preisgebung und Verwundung seines Innern poetische Wirklichkeit einem Menschen zu leihen, bei dem durch die allzu ausschließliche und extreme Entwicklung der unbedingten und unbegrenzten Königstreue die stolz aufstrebende vielästige Entfaltung des Charakters erheblich beeinträchtigt ist. Das ist, wie ich glaube, in Kürze der seelische Vorgang, dem die Figur des Banebauns ihre Entstehung dankt.

## II.

König Andreas von Ungarn zieht notgedrungen in einen Krieg. Zum Reichsverweser während seiner Abwesenheit ernannt er einen alterprobten Rat, Banebauns, mit der ausdrücklichen Weisung, die Ruhe des Staates vor allem zu wahren. Bald lodert der Aufruhr in hellen Flammen empor. Eigentlicher Urheber desselben ist der Bruder der Königin, Herzog Otto von Meran, der, nachdem er Banebauns' Gattin Erny vergeblich zu umgarnen gesucht und diese ihm endlich vor versammeltem Hofe ihre Verachtung ausgedrückt hat, sie aus Rache dafür zu entführen trachtet. Erny macht den Plan zu nichte, indem sie sich erdolcht. Hatte ihr Gemahl schon bisher trotz der allgemein auffälligen Gunstbewerbungen Ottos in mehr als stoischer Kaltblütigkeit um Erny keinen Finger gerührt, so thut er's auch jetzt noch nicht. Im Gegentheil; während sein Bruder, Graf Simon, das Volk anwiegelt, um die Auslieferung des Missethäters gewaltsam zu erwirken, der sich unter die sträflich schützende Obhut seiner ihm blindlings ergebenen Schwester geflüchtet hat, rettet Banebauns die Königin, das Königskind und — den Herzog aus dem belagerten Schlosse. Ja, noch mehr, er nimmt als treuer Diener seines Herrn die Empörer gefangen und überliefert sie dem inzwischen zurückgekehrten Könige. Jetzt freilich scheidet er freiwillig aus seiner Stellung.

## III.

Banebauns fehlt, um es mit einem Worte auszudrücken, die Universalität, die Allumfassendheit der Empfindung; das so unendlich reichbesaitete und reichgestimmte menschliche Gemüt klingt bei ihm immerdar nur einen und denselben Ton an: den der Fürsten-Verehrung und Vergötterung. Wäre dem nicht so, er würde vor allem nicht in die Heilighaltung der Majestät jene ihres dazu wahrlich sehr unpassenden Schwagers einschließen, er würde nicht bemüht sein, diesem dieselbe Würde, daselbe Ansehen beim Volke zu verschaffen, wie er es pflichtgemäß hinsichtlich des Monarchen thut. Um das zu zeigen, hat Grillparzer

mit der weisen Bedachtsamkeit, die überhaupt dem ganzen Werke den Stempel aufdrückt, korrespondierende Stellen vor und nach Eintritt von Bancbanus' Mission angebracht, das heißt also da, wo er sich noch vollkommen rein und unbefangenen giebt, wie er ist, und da, wo die Vorstellung von einer durch die Mißachtung eines Gliedes der königlichen Familie vielleicht etwas geförderten Auffälligkeit vormalten könnte — wenn anders man die Auszäumung eines so weitläufigen Gedankenwebes bei ihm für möglich hält. Er weiß (im ersten Aufzug) unzweifelhaft, daß Otto den Skandal vor seinem Hause angezettelt hat und herrscht trotzdem den Diener, der diese Thatfache anzusprechen wagt, deshalb „mit halb gezücktem Säbel“ unter Hervorhebung der Aufschauung an, daß er sich lieber einen Träumer mit offenen Augen glauhe, ehe er Luglimpfliches „von dem Schwager seines Herrn“ denke. Späterhin, im zweiten Aufzug, sitzt er zu Gericht und betont abermals, die Wahrheit wohl nicht ganz unbewußt entstellend, daß beileibe nicht der Prinz allein, ja nicht einmal der Prinz mit, sondern nur des Prinzen Jäger die Saat zerstört hätten. Hier kommt aufblickend bereits als natürliche Folge der einseitigen Ausbildung des Menschlichen die Verkümmernng des übrigen Menschlichen zum Vorschein. Ihm gilt als einziger Gradmesser für sein und anderer Verhalten und Handlungen nicht der göttlich entstammte, in uns wirkende Moralbegriff, sondern die Art der Stellungnahme jener zum, die Art ihrer Auffassung vom Königspaare. Dadurch wird in erster Linie eine bedenkliche Abgestumpftheit, ja jagen wir es nur gerade heraus, Abgestorbenheit des Rechtsgefühls hervorgerufen. „Reizbarkeit, das heißt Fähigkeit, den Schmerz der Rechtskränkung zu empfinden, und Thatkraft, das heißt der Mut und die Entschlossenheit, den Angriff zurückzuweisen, sind in meinen Augen die zwei Kriterien des gesunden Rechtsgefühls,“ sagt Rudolf von Thering. Was erfüllt Bancbanus von diesen beiden Anforderungen? Nichts. Wiederum sind beweiskräftig mehrere analoge Aussprüche von ihm, die scheinbar beiläufig, in der That mit feinsten Berechnung in das Anfangs- und Mittelglied der Ausmalung seines Wesens eingefügt sind, will jagen bis zum Erhalt und bis zum Ablauf seines Amtes. Sie sind insbesondere deshalb beweiskräftig, weil sein Handeln durchaus im Einklang mit dem theoretisch Verkündeten steht, sogar gleichsam nur eine Erläuterung dazu bildet. „Nur eine Schmach weiß ich auf dieser Erde — und die heißt: Unrecht thun,“ betont er nachdrücklich im ersten Aufzug, „Unbill, die man erträgt, war gar nicht da“, im zweiten. Hält man diese Sätze in ihrer logischen Konsequenz zusammen, so fallen sie schwer ins Gewicht. Denn klar und mit unterschiedener Hindeutung auf das Kommende wird damit bewiesen, daß er in kalter, wehrloser Unempfänglichkeit stets über sich ergehen lassen

wird, was auch immer ihm zugefügt werden mag. Kein Wunder also, daß er die Selbststrafe für Ernys Tod verschmäht und verpönt. Nicht etwa aber, wie er in selbsttäuscherischer Bemäntelung meint, weil die Sicherung der staatlichen Ruhe ihm allein maßgebend ist, sondern eben weil ihm der Glanz und die Würde der Persönlichkeit fehlt, die von dem Granitfelsen des Rechts getragen wird. Mit Ernys Scheiden ist der einzig unverehrte Kern seines Gemütslebens angetastet, vernichtet, und Herzenstöne entringen sich ihm, denen in ihrer schlichten Einfachheit eine urwüchsig und mächtige Gewalt innewohnt. Seinen unermesslichen Schmerz glauben wir ihm aufs Wort. Jedoch es ist lediglich der Schmerz der Liebe, der sich geltend macht, nicht der des Rechts, lediglich der Schmerz um die ihm jetzt unwiederbringlich Entriessene, um die Gestorbene, nicht der um den in seiner sittlichen Existenzbedingung Angegriffenen, um den noch Lebenden: ihn selbst. Wie ganz anders pulst da die in ihm bis zum Verschwinden gedämpfte Kraft in seinem litterarischen Gegenstück, der wie aus Erz gegossenen Gestalt von Kleists Michael Kohlhäas! Auch ihm ist, obzwar nur mittelbar, durch die Vorenthaltung seines Rechtes die heißgeliebte Gattin gemordet, aber zu welch' ruhiger und imposanter Unbeglücktheit wächst er vor unseren Augen dadurch empor, daß er das Höhere: die Beleidigung und Vertheidigung desselben, nicht vergißt, sondern auf seinem Schein besteht.

Man könnte hier vielleicht zweierlei einwenden. Erstens, daß Bancbanus nicht auf Indicien hin — und mehr ist ja nicht vorhanden — urteilen oder gar richten will, weiterhin, daß er ja sein Recht zu fordern gedenkt, sobald der König da ist. Beides scheint mir nicht sichhaltig. Wäre er irgendwie in seiner Ueberzeugung von Ottos Schuld schwankend, er würde sich bei seiner ausgeprägten Angstlichkeit und Vorsicht wohl hüten, ihn zu Beginn des fünften Aufzugs „Du Wolf, Du Hund, Du blut'ger Mörder Du“ zu nennen. Nichts ist bis dahin vorgefallen, das ihm als Bestätigung einer etwa ungewissen Annahme hätte dienen können. Das andere ist nur eine Ausflucht. Wer das Gerüttelte, wie bereits erwähnt, mit so unmerklichen Spuren von allgemeinem-menschlichem Pathos empfindet, der klagt kaum an, geschweige denn gar, daß er volle, uneingeschränkte Sühne verlangt.

Ganz dieser Entmaßung entsprechend ist auch sein Verhalten gegen den Schluß hin. Er überläßt Otto der Strafe seines Gewissens, also, wird man sagen, der härtesten Strafe. Allein er müßte eine Art von feeleutennerischem Genie sein — was er unstreitig nicht im mindesten ist — sollte er ermessen können, ob diese gebührend stark, genügend ausgleichend sei. Und doch ist grade sein Fall doppelt der Sühne bedürftig. Ist es ja der Reichsverweiser, der offenkundig in

seinem Heiligsten mit Füßen getreten wird, und ist es ja die Stellvertreterin des Königs, mit deren Wissen, unter deren Schutz es geschieht. Indessen wie sollte, wer nicht einmal impulsiv sich fühlt, gedanklichen Erwägungen für die Öffentlichkeit zugänglich sein, daß er sich sagte: Wenn Du auch für Deine Person auf Vergeltung verzichtest, so mußt Du der anmaßlichen, grenzenlosen Keckheit im Interesse Deiner Mitbürger entgegenzutreten, da sie sonst nicht eingeschüchtert, vielmehr ermuntert und ermutigt wird!? Und siehe da, das trifft aufs Haar zu. Er fragt den Heißsporn Simon: „So sehr denn lechzest Du nach seinem Blut?“ und erwidert auf Simons Antwort: „Ja ja!“ bedeutsam: „Auch ich, gäb's wieder mir mein Weib.“ Sein individuelles Leid an der Luella zu versopfen, das vermag er nicht, demnach, folgert er, ist eine jede Gemüthnung verspätet, überflüssig.

## IV.

Betrachtet man das Drama von diesem Gesichtspunkte aus, so gliedern sich die Vorgänge organisch aneinander, fügen sich zu einem Ganzen von strengster Einheitlichkeit und Geschlossenheit. Das Ehrgefühl und die Mannhaftigkeit sind in Baucbanus erschlafft. Das Ehrgefühl. Es kommt ihm gar nicht zu Sinn, daß die wiederholte öffentliche Belästigung Ernys sein Einschreiten dringend erheischt. Fern liegt es ihm, sich ein Ansehen nach außen hin zu erringen und zu bewahren. Duldet er es doch mit wenig fleidamer Gelassenheit, daß Diener, anstatt ihn zu respektieren, ihn zum Narren halten, Edelente, ihm augenblicklich im Rang entschieden untergeordnet, ihr Geispötte mit ihm treiben. Und die auf wahres Selbstbewußtsein gegründete Mannhaftigkeit. Ihm gebricht es nicht nur an dem Impuls, nein, auch an der Energie, seine Gattin zu schützen und späterhin zu rächen, den Herzog dafür und überhaupt in die Schranken zurück zu weisen. Entweihung dünkte es ihn, dem König den Sachverhalt ruhig und bestimmt darzulegen, als dieser ihn in seiner aufstehenden und von geringer Stetigkeit in seinen Prinzipien zeugenden Art mit den höchst ungerechtfertigten Worten: „Du ungetreuer Knecht“ empfängt. Auch die Klarheit seines Blickes ist getrübt. Ist es schon gewagt, ein Weib, das kein Fischblut in den Adern hat, den Verlockungen eines bekannten Frauenlieblings auszuweichen, so erhöht sich diese Waghalsigkeit um ein Beträchtliches dadurch, daß in Ernys Seele bereits Zündstoff lagert. Denn ich halte das bloß ästhetische Wohlgefallen, von dem Emil Reich in einer seiner Analysen Grillparzerischer Dramen spricht, für keine ausreichende Motivierung. Bewußtwill hat der Dichter den unaufgeklärten Zug von den entwendeten Haaren eingeflochten. Das setzt eine gewisse sinnliche Berührtheit, einen beginnenden leisen Kampf voraus. Um diese kein-

hafte Neigung nicht zur Leidenschaft anschwellen, um sie sich nicht über den Kopf wachsen zu lassen und um zugleich mit einem Schlage alle Brücken hinter sich abzubrechen, greift sie zu einem Gewaltmittel, der Kundgebung ihrer Verachtung. Damit ist ihre Unruhe, vor der sie selbst bangt, gestillt, der Zwiespalt in ihrem Innern geschlichtet, und sie ist entsprechend für ihren Opfertod vorbereitet.

Ein Opfertod nämlich ist es, den sie gleich Shakespeares Cordelia erleidet. Unbillig und übertrieben wäre es, sie für die unlautere Regung verantwortlich zu machen, die sie ja ausrottet. Sie stirbt nicht zur Sühne ihres eigenen Fehls, sondern zur Strafe für Baucbanus' tragische Schuld. Die letztere besteht eben darin, daß er, wie ich oben zu begründen versuchte, nicht bedacht war, sämtliche Gemüts- und Geisteskräfte harmonisch und gleichmäßig zu entwickeln, daß das Überwuchern in der einen, die Verkrüppelung in so vieler anderer Hinsicht ihm nicht gestattete, von sich zu sagen: Homo sum: humani nihil a me alienum puto. Wie konnte er, für dessen sittlich feines und starkes Empfinden, für dessen Willensfreiheit und Urteilsfähigkeit die Königstreue geradezu ein lähmendes Fatum ist, tiefer und nachhaltiger getroffen werden, als daß ihm die Gelegenheit zur Bethätigung der Eigenschaft entzogen wurde, durch die allein er mit der übrigen Menschheit gleichgeordnet ist? Was wird jetzt sein Schicksal sein? Gebrochen und müde wird er dahinsiechen, nicht indessen als der Gleiche wie früher, sondern in etwas veränderter Gestalt. Denn eine Wandlung ist mit ihm vorgegangen, gewaltjam ist das Menschliche wachgerüttelt worden, und wenn es auch noch nicht lichter, glanzheller Tag in ihm ist, so dämmert doch das Morgenrot einer freieren Lebensanschauung heran. Einer Lebensanschauung, die dieselben Anforderungen an den Herrscher stellt wie an den Unterthan, die sogar nachdrücklich auf die bei weitem ausgedehntere moralische Verpflichtung und Haftbarkeit des Königs hinweist.

„Sei ein getreuer Herr erst Deinen Dienern,  
Dann sind sie treue Diener ihres Herrn“,

wie es in der ursprünglichen Fassung hieß.

## V.

Aber der Hauptstoff dieser seltsam fesselnden Tragödie der Maßlosigkeit ist noch nicht völlig ausgeschöpft. Er erfährt eine notwendige Vertiefung, reizvolle Erweiterung und farbigere Ausgestaltung durch die Figur des Herzogs Otto. Sollte Baucbanus' Gebaren in seiner ganzen Absonderlichkeit und Grellheit gezeigt werden, so mußte in dem seinem intellektuellen Gedeihen feindlichen Lager jemand vorhanden sein, der ihn bis zum äußersten reizte. Das ist Otto. Auf



den ersten Blick ihm in allem entgegengesetzt, schrumpfen die Contraste bei näherer Betrachtung erheblich zusammen. Auch die Grundursache seines Gebarens ist die gleiche wie dort: die verdammliche und ungebürliche Vernachlässigung der übrigen Eigenschaften zu Gunsten der überstarken Ausprägung einer einzelnen. Nur daß dieser Prozeß in conträrer Beziehung stattgefunden hat, nur daß, wie dort die Demut der souverain und despotisch herrschende Trieb war, es hier die Herrscherwillkür ist. (Man darf wohl getrost Otto als den eigentlichen Herrscher ansehen, da er die Königin und diese ihren Gemahl am Gängelband führt.) Die Unterschiede zwischen beiden sind mehr graduellet, nicht eigentlich prinzipieller Natur. Erzeugt die Demut hemmende Passivität und eine unbewußte Philosophie der Schwäche, so die Willkür glutvoll spornende Aktivität und ein förmliches System des ungebändigten Kraftüberschwanges. Was die Ethik von dem Einzelnen für den Einzelnen verlangt, das in der Hauptsache erfüllt Bancbanus nicht in vollem Umfange, entadelt und schädigt demnach fast nur sich. Was sie von dem Einzelnen auch für die Allgemeinheit verlangt, dem thut Otto nicht genug, entwürdigt und schädigt also die Allgemeinheit. Den unumschränkten Vorrang des Königswillens predigt jener in Wort und That, die — scheinbare — Selbstherrlichkeit desselben verlebendigt ergänzend dieser. Bancbanus läßt sein Recht und dessen Trabanten geduldig unterjochen, Otto ist der Unterjocher; jener leidet, dieser handelt, beide jedoch aus demselben uranfänglichen Beweggrunde. Die überaus kunstvolle Parallele ist auch insofern durchgeführt, als Otto sich gleichfalls läutert und von Schlacken befreit. Befriedigt scheiden wir somit von der Tragödie.

## Aus dem Nachlasse Chr. D. Grabbes.

Mitteilungen von Robert Hallgarten in München.

Das bekannte Verdammungsurteil Wilhelm Scherers über Grabbe hat die neuere litterarhistorische Forschung nicht davon abgesehen, sich wieder dieser eigenartigen dichterischen Persönlichkeit zuzuwenden. Noch neuerdings ist die ganz fruchtliche Reihe von Arbeiten über Grabbe durch eine Schrift erweitert worden, die neue Beiträge zur Biographie des Dichters und eine ausführliche kritische Analyse seines „Gothland“ giebt.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Beiträge zum Studium Grabbes von Carl Piper. München 1898, Carl Haushalter.

Ebenso hat man in neuerer Zeit — geradezu auffallend häufig — den Versuch gemacht, die Dramen des Dichters der deutschen Bühne wieder zu gewinnen oder, richtiger gesagt, zu gewinnen. „Don Juan und Faust“, „Barbarossa“, „Napoleon“, sogar „Gothland“ sind aufgeführt worden, während eine Aufführung des „Hannibal“ in Aussicht steht. Ob es auch nur einer dieser Schöpfungen gelingen wird sich zu behaupten, ist mehr als zweifelhaft. Jedenfalls aber ist Grabbe — für einige Zeit wenigstens — einer unverdienten Vergessenheit entzogen worden.

Eine Sammlung der Grabbeschen Schriften ist erst in neuerer Zeit erfolgt. Die Mängel und Schwächen der ersten — Gottschallschen — Ausgabe sind bekannt. Auch die zweite — Blumenthalsche — Ausgabe hat jetzt in dem schon genannten neuesten Grabbeforscher einen ziemlich strengen Kritiker gefunden.<sup>1)</sup> Es ist wohl unwahrscheinlich, daß es noch zu einer anderen Herausgabe der Grabbeschen Schriften kommen wird, zu der eifrige Nachforschungen vielleicht manches Neue beitragen könnten. Möglicherweise hat der Zufall noch einiges gerettet, was des Dichters eigene Nachlässigkeit achtlos dem Verderben preisgab. Grabbe selbst schildert in einem Briefe an Zimmermann, wie sorglos er oft mit seinen Manuskripten umging: „Mein Stück ‚Aschenbrödel‘ hab’ ich verloren beim Umräumen. Nun wollt’ ich einen Roman schreiben, verlor mich aber dabei in Reflexionen, brachte ihn daher zu Nidibus.“<sup>2)</sup> Mag man die letzten Worte des Dichters, der von Eitelkeit und Bosheit durchaus nicht frei war, nicht zu streng nehmen, für seine außerordentliche Sorglosigkeit in Bezug auf seine Manuskripte bedarf es kaum eines Beweises. Vieles scheint er in der letzten traurigen Zeit, bei seiner Abreise von Düsseldorf verächtend oder verächtelt zu haben. Damals gingen auch die beiden hier herausgegebenen Schriften in den Besitz seines Freundes Ed. Hartenfels über, dem er zugleich die erste Niederschrift des „Hannibal“ schenkte. Das bis auf wenige Lücken vollständige Hannibalsmanuskript ist 398 Seiten stark und trägt den Vermerk von Grabbe: „Beendigt 4. Februar 1835, Nachmittags gegen 4 bis 5 Uhr.“ Auf dem Umschlag dieses Manuskriptes, das sich mit den beiden anderen Schriften in Hartenfels’ Nachlaß vorfand, hat Hartenfels bemerkt: „Autographen Grabbes von ihm bei seiner Abreise von Düsseldorf geschenkt erhalten.“ Eduard Hartenfels, geboren 1810 zu Düsseldorf, gestorben zu Frankfurt am Main 1898, hat in der Litteraturgeschichte höchstens bei einer Grabbe-Bibliographie einen bescheidenen Platz erhalten. Grabbe hat zu der Hartenfelschen

<sup>1)</sup> Vgl. Piper S. 6.

<sup>2)</sup> Zimmermann (Hembelische Ausgabe) 19, 100.

Künstlernovelle „Grupello“ ein kurzes Vorwort geschrieben und, wie er sagt, „dem Gemälde noch einige Pinselftriche“ beigebracht. Einige weitere kurze Anhaltspunkte zu den Beziehungen Grabbes zu Hartenfels giebt ein später zu erwähnender Brief anlässlich Grabbes Kritik über Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.

### 1. Kosziuszko, dramatisches Fragment.

Das eine Manuskript aus dem Nachlasse Hartenfels' umfaßt einige Scenen aus dem bis jetzt für verloren gehaltenen Drama „Kosciuszko“. Duller erzählt in seiner Grabbe-Biographie,<sup>1)</sup> daß Grabbe nur die ersten Scenen aus diesem Drama geschrieben und seinem Verleger Kettembeil nach Frankfurt geschickt habe. Da diese Scenen nicht Kettembeils Beifall fanden, so habe Grabbe die Lust verloren und nicht weiter an dem Drama gearbeitet.<sup>2)</sup> Den Torjo nahm dann Grabbe, wie Duller erzählt, von Frankfurt nach Düsseldorf mit, wo er ihn Zimmermann zeigte. Als sich später — in Detmold — Grabbes Gattin nach dem Fragment erkundigte, meinte Grabbe, es sei noch in Zimmermanns Besitze. Zimmermann behauptete aber auf die Nachfrage von Grabbes Verleger Schreiner, Grabbe habe das Fragment von ihm zurückgehalten. Das in Hartenfels' Besitze vorhandene Manuskript ist — schon nach äußeren Merkmalen zu urteilen — ganz zweifellos dasselbe, das Grabbe Zimmermann gegeben hatte. Es ist ganz sicher, daß Grabbe das Fragment zurückgehalten und Hartenfels geschenkt hat, ohne sich in seinem krankhaften Zustande später mehr daran zu erinnern. — Am 13. Januar 1835 schreibt Grabbe an Zimmermann: „Hierbei versprochenermaßen Etwas aus meinem ‚Kosciusko‘. Es könnte wol in ein Journal kommen, was ich Ihnen überlasse; denn ich brauche diese Bogen nicht und wünsche sie nicht zurück. Wäre die Zulizache nicht eingetroffen, hätt' ich das Ding vollendet. Sie merken aber leicht, daß der Welt der Sinn damals zu polnisch war und mir monarchisch blieb. Polens Räthsel ist seine Pöhlo-Kristokratie. Die fast vollendete Beendigung des Stückes ward auch durch den Tod eines Bekannten . . . . ganz gehemmt. . . . . Verzeihen Sie das verschiedene Papier der Kosciuszko-Scenen! Meine Magd war nicht zu Hause, um anderes zu holen.“

Das Manuskript, auf das diese Beschreibung zutrifft, enthält die beiden ersten Scenen des ersten Actes. Die erste Scene (20 Seiten

<sup>1)</sup> Die Hermannschlacht. Drama von Grabbe. „Grabbes Leben“ von Eduard Duller. Düsseldorf 1838. S. 39 ff.

<sup>2)</sup> Im Widerspruch zu Dullers Erzählung stehen verschiedene Briefe von Grabbe, in denen von einer weiteren Ausarbeitung, ja von der nahezu erreichten Vollendung des Stückes die Rede ist.

auf Quart-Format) ist jedenfalls nicht in Grabbes Handschrift geschrieben, während die Niederschrift der zweiten Scene (10 Seiten auf kleinem Format), wie sich nach einer genauen Vergleichung ergab, sicherlich von Grabbe selbst herrührt. Merkwürdig ist, daß eine Korrektur an dieser zweiten Scene von dem Abschreiber der ersten gemacht ist. Außer diesen zwei Szenen hat sich noch — in Hartenfels' Handschrift — ein Scenarium des ganzen Dramas gefunden, vielleicht eine früher von Hartenfels gemachte Abschrift.

Über die Entstehungsgeschichte des *Kościszko*<sup>1)</sup> geben uns die bei Blumenthal (I, 373 ff.) veröffentlichten Briefe Grabbes an Kettembeil reichlichen Aufschluß. Zu bedauern bleibt es, daß Kettembeils Briefe fehlen.

Zum Jahre 1829 hatte Grabbe den merkwürdigen Kontrakt mit Kettembeil abgeschlossen, nach dem er seinem Verleger in jedem Jahre „mindestens drei dramatische Stücke in ungefährem Umfang, wie sein *Don Juan* und *Faust*“ zu liefern hatte“.

Von diesen Massenprodukten sollten in den ersten drei Jahren je zwei jedesmal die Fortsetzung des auf acht Bände berechneten *Hohenstaufenzyklus* bilden. Dieser merkwürdige Vertrag ist natürlich nicht ganz innegehalten worden. Jedenfalls suchte der Verleger auch etwas für die geforderte „Lieferung von Stücken“ zu thun, indem er seinerseits dem Dichter Anregungen gab. Wahrscheinlich erst 1831 und nicht 1830, schlug Kettembeil unter dem Eindrucke der neuesten polnischen Erhebung dem Dichter den „*Kościszko*“ als Dramenstoff vor. Die erste Äußerung von Grabbe darüber findet sich in einem Briefe vom 20. Juli 1831.<sup>2)</sup> „*Kościszko* als Drama gefällt mir, obgleich der Mann ein bornirter Kopf war u. j. w.“

Die Wahl des Stoffes lag in der Luft. Hatte doch die polnische Bewegung einen mächtigen Rückschlag auf die deutsche Litteratur ausgeübt, freilich vorwiegend auf die Lyrik. Ein neuerer Forscher weist darauf hin, in wie geringem Maße die Sympathie für die Polen auf das deutsche Drama wirkte gegenüber dem Philhellenismus, „in dessen fruchtbarem Boden förmliche Reinkulturen von Griechentücken erwachsen.“<sup>3)</sup> *Kościszkos* Figur scheint nur noch in zwei anderen Dramen Verwendung gefunden zu haben, in dem bei Arnold und anderen erwähnten — mir nicht zugänglich gewesenem — Drama von Callertius „*Der Tod der Malachowski*“ (Zimernau 1833), in dem übrigens der polnische Diktator nur als Nebenperson vorkommt

<sup>1)</sup> In seinen Briefen hat Grabbe stets die Schreibweise „*Kościszko*“ im Gegenjase zu der Schreibweise im Fragment.

<sup>2)</sup> Blumenthal, a. a. O., S. 469.

<sup>3)</sup> Tadeusz Kosciuszko in der deutschen Litteratur von R. F. Arnold. Berlin, Mayer & Müller 1898. S. 22.

und in dem — vor allem durch einige Lieder bekannt gewordenen — Holsteischen Stücke „Der alte Feldherr“. Hier wird in völlig genrehafter Weise eine Episode aus Kosciuszkos späteren Jahren erzählt.

Grabbes sündiger Verleger wird wohl nicht viel über die dramatische Verwendbarkeit des von ihm vorgeschlagenen Stoffes gegrübelt haben. Ebenso hat auch der Dichter, wie es scheint, zunächst frisch zugegriffen; freilich wie schon sein erster Brief zeigt, ohne sich allzusehr für seinen Helden oder dessen Volk zu begeistern. „Du denkst (bei Kosciuszko) wohl zu sehr an die Zeit,“ schreibt Grabbe an Kettembeil, und überschätzt die europäischen Juden, die Polen . . . Was Tapferkeit des Einzelnen, wenn das Ganze verrottet ist?“ — Nachdem die erste Anregung auf fruchtbarem Boden gefallen war, scheint Grabbe eifrige Studien für das Drama getrieben zu haben. Arnold<sup>1)</sup> äußert sich über die Quellen, die Grabbe hierbei benutzt haben kann. Als sicher muß gelten, daß ihm Falkensteins Kosciuszko-Biographie (in der ersten Auflage von 1827) und Semmes Schrift „Einige Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794“ vorlagen. Schon diese Quellen hätten dem Dichter jedenfalls den Beweis bringen können, daß er in Kosciuszko keinen dramatischen Helden gefunden haben konnte. Fast den anziehendsten Teil der freilich unkritischen und anekdotenhaft ausgeführten Falkensteinischen Biographie bildet die Schilderung von Kosciuszkos letzten Lebensjahren in Solothurn. Die Erinnerung an den Kriegshelden der polnischen Revolution klingt hier noch durch. Aber es überwiegen rein menschliche Züge einer edlen, mehr passiven Natur. Schlichte Bürgertugenden, reinste Menschlichkeit haben diesem Leben einen verklärenden Abschluß gegeben. Wie Arnold es richtig und schön ausdrückt: „Das lyrische Element überwiegt in Kosciuszko's Leben bei weitem das epische und dramatische, denn seine Biographie endet nicht zugleich mit seiner Aristiea, und die Pariser und Solothurner Jahre verleihen rückwirkend all dem früheren Wirken des Bauernhelden nicht tragisches, wohl aber elegisches Gepräge.“<sup>2)</sup>

Seinem inneren Wesen nach konnte Grabbe wenig Gefallen an der einfachen Figur dieses Helden gewinnen, den er schon in dem ersten Briefe an Kettembeil als „bornierten Kopf“ bezeichnet.

Auch weiterhin äußert er, daß ihn der Mensch Kosciuszko als solcher wenig interessiere. „Ich liebe ausgezeichnetere Charaktere“, sagt Grabbe.<sup>3)</sup>

Ebenso wenig, wie für den Helden der polnischen Revolution, mußte sich Grabbe für das polnische Volk zu erwärmen. „Er ließ

<sup>1)</sup> a. a. D., S. 23.

<sup>2)</sup> a. a. D., S. 30.

<sup>3)</sup> Blumenthal 4, 476.

sich nicht gerne mit dem Strome fortreißen“, erzählt sein Biograph Ziegler.<sup>1)</sup> Der monarchische Standpunkt, den Grabbe Zimmermann gegenüber betonte, ist es gewiß nicht allein, der uns seine Stellung gegenüber den Polen erklären könnte.

Der Grund liegt vielmehr in seinem ganzen Wesen. Die französische Julirevolution hatte er noch mit Enthusiasmus aufgenommen, mit Interesse hatte er allen überraschenden Neuigkeiten zugehört, „hatte mitgeschwärmt und die Marfeillaise gesungen“. Aber sein Enthusiasmus war sehr bald verrannt, „wie er denn immer sehr leicht etwas überdrüssig wurde“. Sehr treffend hat auch Piper diese krankhafte Veränderlichkeit seines Wesens dargestellt.<sup>2)</sup>

So hat Grabbe an der polnischen Erhebung keineswegs mit innerer Wärme teilgenommen.

Die Polen wurden ihm vielfach Gegenstand seines Spottes und seiner derben Witze. Und wie er sogleich auf Kettembeils erste Anregung seine Gleichgiltigkeit gegen die Persönlichkeit Kosciuszkos dokumentierte, so spricht er auch offen seine keineswegs polenfreundliche Gesinnung aus.

Wie sollte dieses Drama werden, wenn der Dichter weder dem Helden noch seinem Volke innere Neigung entgegenbrachte? Die Antwort giebt uns der Dichter selbst in seinen Briefen. Wir sehen, daß Kosciuszko und die Polen allmählich völlig zurücktreten vor phantastisch-ungehenerlichen Ideen. Anfangs will Grabbe noch in dem Kosciuszko nicht nur ein zeitgemäßes, sondern auch ein in die Zeit sich fügendes Werk schaffen. „Jedenfalls verlaß dich darauf,“ schreibt er an Kettembeil, „einen gereiften Mann, der ich bei aller meiner scheinbaren Tollheit doch bin, darin zu finden.“ Mehr und mehr aber verliert der Dichter den festen Boden unter seinen Füßen. In der ersten Zeit hatte er noch an die Bühnenmöglichkeit des Dramas gedacht, freilich müsse „dieser hölzerne Lumpenkrum total verändert werden und dürfe ihn nicht durch seine Außerlichkeit gänzlich im freien Gebrauch seiner Phantasie stören“. Dann aber streift der Dichter mit freier Willkürlichkeit diese Fesseln von sich ab. „Bühnengerecht wird . . . das Ding nicht, desto sicherer aber weltgerecht. Auch sind eine Masse Personen darin, die ich liebe, z. B. Katharina (Kathinka), Potemkin, Snwarow, Zgelström, Malachowski, Gräfin Wladimir, Kobespierre, Danton (letztere beiden freilich auf eine eigene Weise, aber dramatisch doch gut eingeführt) u. s. w. Der Herr Senne, der Jammervolle, ist als Sekretär des Herrn Zgelström auch nicht vergessen, und soll sein auf elende, renommistische Art

1) Grabbes Leben und Charakter. S. 55.

2) Z. 28.

bekannt gemachtes Niente büßen. Kurz und gut, ich bin jetzt größer und klüger als je und trete beim Kościuszko als „Dichter“ selbst in brillanten Prologen hier und da auf, und soll alles darin sein, das in Wissenschaft, Kunst und Leben bis dato passiert ist. Sir Göthe konnte ja nicht zum Leben kommen, weil ihn das Leben auf den Händen trug.“

Hier ist wohl keine bloß scheinbare Tollheit mehr zu finden. Der Plan war ins ungeheuerliche gewachsen. Arnold nennt ihn „ein völliges Weltbild nach Art des Faust“. Aber Grabbe konnte dieses Bild nicht gestalten. Die Phantasie hatte ihren Höhepunkt erreicht, aber die Schaffenskraft folgte ihr nicht.

Charakteristisch sind die Angriffe gegen Seume. Wo freilich „Sir Göthe“ so herablassend behandelt wurde, konnte sich auch Seume die Nichtachtung des Dichters wohl gefallen lassen. Der Grund liegt sicherlich nicht in der Stellung, die Seume in seinem erwähnten Buche den Polen gegenüber einnimmt, wobei er übrigens gerade von Kościuszko mit der größten Achtung spricht. Auch die Art, wie Seume hier selbst antritt, hätte einen anderen, als Grabbe schwerlich empören können. Leicht möglich, daß Grabbe, der selbst wiederholt die bizarre Idee geäußert hatte, Soldat zu werden, Seume um seine militärische Laufbahn beneidete.

Was ist gegenüber den hochfliegenden Plänen des Dichters von dem „Kościuszko“ erhalten geblieben? Nicht wenig und doch manches charakteristische. Das vorhandene Scenarium zeigt jedenfalls den ursprünglichen, zwar nicht so chaotischen, aber keineswegs dramatisch gut entwickelten Plan. Der Titelheld tritt erst im vierten Akte auf. Von einer näheren Charakteristik oder einer Vertiefung der rein geschichtlichen Ereignisse scheint nicht die Rede zu sein.

Die erste Scene spielt sich in der Hauptsache zwischen Katharina und dem Günstling Potemkin ab, der in echt Grabbescher Manier eingeführt und geschildert wird. Die Sprache zeigt neben großen Trivialitäten an vielen Stellen Glanz und Schwung. Die Schilderung von dem Sturm auf Dózakow reißt sich den besten Grabbeschen Kampfesbildern würdig an.

Auch die zweite Scene, ein abgeschlossenes Bild wie die erste, zeigt manche Merkmale Grabbescher Darstellung. Nach einem ziemlich krassen, übertriebenen Auftritt zwischen polnischen Bauern und Edel-leuten klingt sie in dem Gespräche zwischen dem jüdischen Schenk-wirt und seiner Tochter in einer bei Grabbe ungewohnt elegischen Weise aus.

Es ist wohl kaum anzunehmen, daß sich noch andere Scenen aus dem „Kościuszko“ vorfinden werden. Was uns erhalten geblieben

ist, giebt uns für die Entwicklung des Dichters nicht allzuviel. Zimmerlin aber bedeutet dieses Fragment einen interessanten Beitrag zu der spärlichen Litteratur des deutschen Polendramas.

## K o s c i u s z k o .

### Scenarium.

#### I. Akt.

Petersburg. Kabinet der Kaiserin. Ausföhnung. Audienz.

Polnische Schnapskneipe. Juden. Das Verhältniß der Nation.

Warschau. Der König mit Kammerdiener.

#### II. Akt.

Iszelström und Senne. Russische Wachen. Gerücht von Aufruhr. Berichte.

Schusterherberge. Kilinski polnisch gesinnt, die Gemüther aufreizend.

#### III. Akt.

Aufstand. Kilinski intriguirend im Keller. Russische Truppen. Zweifelhafter Kampf in den Straßen. Iszelström sieht ein, daß er angeführt. Senne verbirgt sich, prahlt aber mit seiner Tapferkeit.

#### IV. Akt.

Polnische Feldherrn streiten unter einander. Katharina schickt neue Truppen unter Suworoff. Rußen (?) auf Warschau, jetzt von Polen verloren. Da tritt Kosciuszko herein, er bringt alles mit eiserner Faust in Ordnung und kämpft.

#### V. Akt.

Kosciuszko siegt, Freude, die Übermacht überwältigt ihn aber in der zweiten Schlacht. Einige Kosaken heben den verwundeten Mann auf. Er sagt! Finis Poloniae!

#### I. Akt.

### Erste Scene.

(Sanct Petersburg. Ein Zimmer im Palaß der Eremitage.)

Katharina die Zweite und Fürstin Dolgorucki.

Katharina. (Auf dem Sopha sitzend.)

Tabin! Das beste Gemüth der Welt! — Mein Panstoi!

Fürstin.

Majestät —



(2) Katharina.

In die Kissen dieses Sophas verberg' ich mein Antlitz und nichts will ich hören als das Gerinn meiner Thränen.

Fürstin.

Kaiserin werde wieder Russin, und laß die empfindsame Deutsche. Was dächten die Völker der Wolga und Lena, die unter zottiger Brust dich als eine Gottheit ehren, wenn sie wüßten, du vergäßest um ein bedauerliches Schluchzen sie, ihre Ströme und rauschenden Gestade?

Katharina.

Was die dächten? — Was kümmerts mich. Ach ich sehe nur ihn, den Gestorb'nen!

(3) Fürstin.

Den Gardeleutnant! — Sieh lieber dein Reich an, wie es die Erde umarmt, und wie in demselben noch so viel And'res zu sehen ist.

Katharina.

O, zerdrückt' es sie, wie ich zerdrückt bin!

Fürstin.

Warum nicht, wenn du es befehlst? Doch sei erst wieder stark und groß wie sonst.

Katharina.

Du sprichst sehr kühn!

Fürstin.

(4) Weil du mich verletzest, daß du so klein wirst. Ich, die Sctavin mit dem Fürstentitel, fühle mich nur groß in der Größe meiner Selbstherrscherin!

Katharina.

Was ist Größe? — Da ein Mückenstich uns Kaiserthron und Alles vergessen macht.

Fürstin.

Und doch gibt's Gedanken, größer als wir, unter denen sich selbst gekennte Kaiserstirnen erheben könnten!

Katharina.

Verdammt jeder Gedanke, der mich meinem Schmerz entfremdet.

Fürstin.

(5) Ha, wenn meine Kourire ihn erreicht hätten, wenn er doch käme! — Und Er kommt, ob er auch dreitausend Werste entfernt ist. — Es sieht ihm zu ähnlich!

Katharina.

Welcher Er?

Fürstin.

Der Laurier!

Katharina.

Wah! ich lieb ihn nicht mehr.

- Und gehorchst ihm doch? Fürstin.  
 Er ist eitel — Katharina.  
 Und noch hochmüthiger! Fürstin.  
 feig. Katharina.  
 Und Kühner wie Einer wo's gilt! Fürstin.  
 — ohne Kenntniß — Katharina.  
 Und täuscht die Kenntnißreichsten! Fürstin.  
 — alle Kabinette verachten seine Wildheit — Katharina.  
 Und fürchten sie noch mehr! Fürstin.  
 Cholertisch ist er, finster und launisch, wie's Gewölk der Nacht — Katharina.  
 So schöner die Blitze, die es durchzucken! Fürstin.  
 Himmel! Dolgoruti! Du liebst ihn? Tod, Höllenqual und keine Grenzen  
 dagegen, mir und dir, das wagst du? Katharina.  
 Sei nicht bang. Ich habe schon geliebt. Zweimal geht's nicht. Fürstin.  
 Was rauscht da? Katharina.  
 Aufgebrochene Thüren! Er ist's, er ist's! Niemand anders auf der weiten  
 Erde handelt so im Schloß der Czaren! Es ist sein Horst! Fürstin.  
 Potemkin (hinter der Scene):  
 Platz, Schildwachen! Ich bin's — Ich! — Wißt ihr, was Ich ist?  
 Der Berweg'ne! Katharina.  
 Liebe Kathinka, wie ist dir? Potemkin (tritt rasch ein).  
 (Zur Fürstin Dolgoruti:)  
 Weh! Laß uns allein.

(8)

Rette die!  
Fürstin.

(Ab.)

Katharina.  
Was willst du hier? Wer rief dich?

Potemkin.

Aus der Krimm flog ich, und statt den Sultan, will ich deinen Schmerz besiegen.

Katharina.  
Deserteur! Fort mit dir nach Nertschinsk!

Potemkin.

Gieb mir deinen Arm, Geliebte, und fahre mit!

Katharina.

Mensch, könnt ich dich hassen —

Potemkin (setzt sich neben sie.)

Versuch's!

(9)

Mir — ach mir.  
Katharina (nach einer Pause.)

Potemkin.

„Mir — ach mir!“ Welche Worte, Psui! — Laskoi, der suterhafte Junge, das hübsche Gesichtchen ist nicht mehr. Ich selbst schaff' ihn dir zur Unterhaltung, damit er dich ergötze, aber nicht, daß du ihn betrauern solltest. — Thränen! — Wie abscheulich! Welche Herrscherin weint um ein zerbrochenes Möbel?

Katharina.

Freund, uns drücken noch andere Sorgen. Die Revolution in Frankreich wird bedenklich —

Potemkin.

(10)

Fah! Wegen dieses Miasma hat ein Wundarzt das Kaditakmittel Guillotine erfunden. — Kathinka, Kind, kennst du die russischen Bajonette nicht besser? — Sie speißen dir all jenes Volk wie Lerchen. — O, du hättest sie neulich sehen sollen, deine Infanterie, vor Czarkow! Dein Busen glühte vor Freude wie je in den Stunden der Liebe, und Entzückten strahlende Sonnen wären deine Augen geworden! — Diese Regimenter fest in einander gekleid wie Streitärzte, ruhig und kalt wie der Wintermorgen, der über ihnen auffror, — Czarkow mit seinen Kanonenlöchern auf sie blickend, die still lauernden Geschütze hinter ihnen, und hinter diesen sechsunddreißigtausend Osmanlis in Waffenpracht, — deine Truppen, nur siebzehntausend, ohne Trommelschlag und Hurrah und ähnliche Lappalien, welche die Furcht betäuben sollen, darauf los in grauenvoller Stille — da, wurde plötzlich die Feste ein mit Feuer, Rauch und Eisen entgegenbrüllender Vulcan, den Tod unter deine Schaaren schleudernd. Diese aber immer vorwärts, immer wieder die Reihe schließend, nicht einmal die Wimper zuckend, wenn auch neben ihnen Granaten platzten. Die Verwundeten rückten, wenn die blutriefenden Hände zu matt waren, mit den Zähnen noch die Fackeln zurecht. So immer weiter dringend, nicht nach den Todten umschauend, die Leitern anlegend, giug's die Mauern hinauf, die türkischen Kanoniere auf den Geschützen niedermetzelnd, in die Stadt, auf den Markt, bis auch der letzte Feind verröchelte, wie ein vom Hirschkänger getroffener Eber! —

(11)

(12)

Und Zuvoroff?

Katharina.

Potemkin.

Soll ich ihn groß, erhaben, Mann oder Held nennen, ich weiß es nicht, — aber ein Kerl ist er. Das verfecht ich gegen den Teufel, er war der Geist in dem Sturm, — ohne ihn rauchten die Türken noch heute in Czafow, die Weine gekreuzt, aus langen Pfeifen, und kein Sturmwind störte den aufsteigenden Qualm.

Katharina.

Der Padischah wird sich nun beugen. — Aber Polen?

Potemkin.

Ich bin an seiner Theilung nicht schuld.

Katharina.

Wie? Du haßest Polen's Theilung? Du der ärgste Polenfeind?

Potemkin.

(13)

Hörzlich.

Katharina.

Was war mit einem Volke anzufangen, das sich selbst zur Last und dem einen Nachbar'n ein gefährliches Spielzeug gegen den anderen war.

Potemkin.

Du hättest es allein nehmen sollen, Jemand wund hauen ist schlimmer als ihn tödten. Denke dir, Gott hätte die Welt nur halb gemacht: halbe Sonne, halbe Erde, halbe Liebe. —

Katharina.

Herr Philosoph, Sie haben wieder die Bibel durchgemacht. In unserer irdischen Wirklichkeit jedoch hätten Oesterreich und Preußen mir die alleinige Wegnahme Polens nie gestattet.

Potemkin.

Du fürchtest doch nicht die beiden russischen Schilderhänschen?

(14)

Katharina.

Nun, wenigstens jetzt sind sie noch etwas mehr. — Aber das schwör ich dir, bei meiner Hand! zuckt Polen jetzt auf, so entreiß' ich ihm den noch freigeblienen Rest und seinen König, trotz aller Mächte des Himmels und der Erde!

Potemkin.

Ha, das sprach die Czarin!

Katharina.

Im Vorjaal warten einige Große des Reichs und ein paar Gesandte?

Potemkin.

Haben sie auch lang genug gewartet?

Katharina (steht auf:)

Ja, sie haben sicher gelernt was und wo sie sind.

Potemkin (gleichfalls aufstehend:)

- 5) So nimme die Kaiserposittur an, welche dir so herrlich steht, und ich will den favorisirten Höfling so machen, wie es sich schickt.

Katharina.

Ich denke, ich habe sie jetzt.

Potemkin (ihre Hand küssend:)

Nie küß' ich diese Hand lieber.

- (Potemkin scheltt; zwei Kammerherren erscheinen; Katharina winkt ihnen, sie gehen ab, russische Große und fremde Gesandte treten hierauf ein.)

Potemkin (niederknieend:)

- Mit diesem Schreiben überreich' ich Ihre Majestät die Details der Eroberung Deszafows.

Katharina.

Dank sei Gott, und dann Dank dem Feldmarschall Suworoff-Kinniztoi. —

- 6) Sie, Fürst, haben die Ehre ihui diesen Ordensstern des heiligen Georgs,

(sie nimmt ihn sich ab)

den ich bis jetzt allein trug, und nie noch ausgetheilt, zu überbringen.

Erster russischer Großer zum Zweiten (leise:)

Potemkin erhält den Orden nicht auch? Ist er in Ungnade?

Zweiter russischer Großer zum Ersten.

Ganz nach Ungnade sieht's nicht aus, — er hätte sonst keine so lange Privat-  
audienz gehabt.

Erster.

Wir wollen erwarten, wie sich's entwickelt, und stets bereit sein.

Potemkin (für sich:)

- 7) Sie schämt sich, mit mir allein gewesen zu sein, und will dadurch, daß sie mich öffentlich beleidigt, ihren Ruf decken, und mich dabei süßeln lassen, daß sie mich ärgern könne. — Ich bin in ihrer und aller Achtung verloren, erwiedr' ich dies nicht kühn.

(Laut:)

Majestät, der Empfang des Ordens wird dem Fürsten Kinniztoi keine so große Ehre sein, als mir seine Ueberbringung gewährt.

Katharina (unterdrückt ein Lächeln und spricht vor sich:)

Der Schem weiß immer zu antworten. — So etwas konnte Kanstoi dem doch nicht. —

(Sie macht in Begleitung des Fürsten und mehrerer Kammerherren die Audienzumde:)  
(zu einem Fürsten:)

Also ist ihre Frau Gemahlin wieder gesund, Herr Fürst?

- 8) (Der Fürst will antworten, sie thut als ob sie ihn schon verstände, und geht weiter.)

— Lieber Senator, Sie sehen ja so kummervoll aus!

Senator.

Ach — —

Katharina.

(Geht indeß weiter, hier und da stumm grüßend:)

Was macht Ihr König, von der Holz?

Graf Holz.

Er ist in Potsdam, thatkräftig und wohl.

Katharina.

Mir lieb, er war mir immer treuester Freund.

(zum österreichischen Gesandten:)

Ihr Würmjer hat sich brav geschlagen. Gratuliere.

(19)

Der österreichische Gesandte.

Danke, Majestät. —

Katharina (geht weiter:)

Lord Stewart, Sie beneiden mich doch nicht um Sezakow?

Lord Stewart.

Dieß zieht kein brittisches Kriegsschiff nach den Dardanellen.

Katharina (wieder weiter bei einem Fürsten stehen bleibend:)

Sie sind?

Fschagathan.

Fürst Fschagathan, vom Kaukasus.

Katharina.

Unterlassen deine Unterthanen nicht sofort ihr Raubwesen, so laß' ich sie nebst dir an den Spitzen des Ararats oder des Elborus, der noch weiter in's Land schauen soll, aufhängen.

(20)

Potemkin (für sich:)

Das prächtige Weib ist zur Kaiserin geboren. — Nun ist es Zeit, daß ich dazwischen fahre. Die Gesandten sollen an ihren Höfen berichten, daß sie nicht wüßten, ob ich in Gnade oder in Ungnade sei —

Katharina.

Sie, Herr Marine-Minister arbeiten heute mit mir und dem Patriarchen im Cabinet.

Potemkin (tritt vor:)

Meine Herren, Sie sind entlassen.

Katharina (mit halbem Lächeln:)

Fürst?

Potemkin.

Entlassen, im Namen der Kaiserin.

(Die Kaiserin entläßt die Versammlung mit einer Verbeugung.)

(21)

**Zweite Scene.**(Polnische Judenschenke in einem Dorf bei Modlin. Bauer und zwei Edelleute.  
Abend.)

Bauer Demetrius.

Habt<sup>1)</sup> ihr gestern nicht die vielen Sternschuppen gesehen? Und vorige Woche den Komet? Kurz und gut, s' giebt bald Krieg.

Bauer Johannes.

Gelobt Jesus Maria! — Willst schon fort?

Demetrius.

Jude, was muß ich zahlen?

Moses.

Fünf einen halben Gulden.

Demetrius.

Kreid's an.

Moses.

Rachel, thu's. — Wir müssen wohl warten bis er etwas bezahlen kann.

Johannes.

Bleib noch ein Stündchen.

Demetrius.

Geht nicht. Der Jude borgt mir heut Nacht nicht mehr, und da ist's beßer zu Pferd über die Heiden zu meinem freundlichen Weib.

Erster Edelmann (am Tisch im Hintergrund:)

Ich hatte Stimme am Reichstag —

Bauern.

Und stimmtest?

Erster Edelmann.

Zimmer veto.

Bauern.

Warum?

Erster Edelmann.

Die Privilegien des Adels zu hüten!

Bauern.

Kerl, du zechst ja jetzt von un'rem Geld und kommst mit dem Adel?

Erster Edelmann.

Das ziemt sich. — Ihr guckt noch, Lumpen? Seht auf meinen lumpigen Mantel. Ich, kein Lump bin unter ihm, merkt's euch: Vivat Polonia!

(Er wirft Kraken und Gläser nach den Bauern.)

<sup>1)</sup> Die Stelle von den Worten „Habt Ihr gestern“ bis „s' giebt bald Krieg“ ist in der Handschrift der ersten Scene hinzugefügt.

Bauern.

Et pereat Russia!

(Sie erwidern seine Würfe.)

Moseß.

Tochter, ist dieses Sodom oder Gomorrha?

(24)

Rachel.

Vater, es ist wohl beides!

Zweiter Edelmann.

Fremd, Bauern, macht Friede!

Erster Edelmann und die Bauern.

Wer legt sich in unj'ren Streit? Alle Teufel!

(Sie werfen ihm Stuhlstücke und anderes Geräth an den Kopf.)

Moseß.

Mein unglückliches Geräth — söchten sie so gegen die Rußen wie gegen sich, ihre Bedetten hielten vor Schoßl zu Pferde, die gespannte Pistole in der Hand!

Die Bauern.

(25)

Maria! da stürzt er — Wir haben ihn todgeschmißen.

Erster Edelmann.

Habeat sibi — wohl dem, der unversehens stirbt, sagt Cäsar.

Ein Bauer.

Kinder, spricht sachter, — vertragen wir uns — des Königs Polizei, und noch mehr die russischen Patrouillen in der Nähe —

Erster Edelmann.

Itaque Kameradschaft. Wo bringen wir die Leiche hin, Moseß?

Moseß.

Fragt ihr nun? Ihr hättet euch vertragen sollen, eh' ihr den Mann todt schlugt.

Rachel.

(26)

Bringt den Todten in's Nichtenholz, wie gewöhnlich, wo ihn der Wolf abholt

Die Polen.

Das wollen wir thun, schönste Rachel!

(Mit der Leiche ab.)

Moseß.

Wer kommt da noch?

Rachel.

Ein Ruße vom Piquet. Der feste Tritt sagt's.

Moseß.

Daß immer noch Rußen im Land stehen!



Rußischer Soldat (tritt ein)

Eine halbe Kanne Schnaps für den Lieutenant und eine für's Piquet.

Rachel.

Hier Herr!

Soldat (bezahlend:)

Prachtmädel 'nen Ruß!

Rachel.

Vater! Hilfe!

Moses

(der sich mit Zurechtstellung der Tische und Stühle beschäftigt hat:)

Rachel? — Ei!

(Er geht festen Schritts auf den Soldaten zu, und haut ihn mit der Faust in's Gesicht.)

Soldat (läßt Rachel los und macht die Honnemens:)

Gospodin, was zu Befehl?

Moses.

Marſchir' ab!

Soldat (für sich:)

Der ist ein verkleideter Officier!

(Ab.)

Moses.

(28) Siehst, Rachel, unter diesen Leuten ist andere Ordnung als unter den Polacken!

Rachel.

Vater, es glimmert der erste Stern — der Sabbath geht an.

Moses.

Und Speise und Wein.

(Rachel besorgt das.)

Und nun laß uns beten.

(Pause.)

Rachel.

Da Vater, iß dieses Stück — es ist das beste — die Mutter aß es auch so gern.

Moses.

Du machst es mir bitter, Rachel. — Lebte sie noch! — Doch, sie hat's besser wie wir!

Rachel.

(29) Vater, wird das immer so währen? Müßen wir Tag für Tag mit den Verworfenen zu Krämern suchen, um etwas von ihnen zu verdienen und unter ihnen leben zu können?

Moses.

Die Hand Gottes liegt schwer auf uns. Er selbst nur kann sie aufheben, und wird es, sobald wir dessen würdig sind.

Rachel.

Ach, wenn ich in jene Eisgefilde sehe. — O könnt' ich doch einmal küßen die Trümmer Salems, beten vor der Nische David's.

Mose's.

So hoffen und denken Tausende seit Jahrtausenden. — Halte an Gott, und erleben wir es nicht auf der Erde, wir sehen die Unsrigen einmal, wenn wir oben sind bei den Vätern, wieder einzuziehen in die irdische Heimath.

Rachel.

Vater, ich kann nicht mehr essen.

Mose's.

Ich auch nicht. — Gute Nacht.

## Zur Geschichte von C. F. Meyers Gedichten.<sup>1)</sup>

Von Heinrich Kraeger in Berlin.

### II.

#### B 5, 6. „Frühlingslüfte“.

Zu den beiden, „Frühlingslüfte 1. 2.“ betitelten Liedern liegen die Anfänge zu der späteren lyrischen Trilogie: „Lenz Wanderer, Mörder, Triumphator“ C<sup>1</sup> 38—40. Denn der Anfang von „Lenz Mörder“ stimmt zum ersten Lied der „Frühlingslüfte“, wo an beiden Stellen vom Föhn und von den Lawinen die Rede ist. Dann schildert das ältere Gedicht das brechende Eis, mit dem die neuen quellenden Ströme im Herzen des Menschen verglichen sind, bis es in einer aus Lust und Leid, Leben und Sterben wunderbar zusammengefügten Stimmung abklingt:

Durch die Tannen, durch die Föhren  
Nieder streicht der warme Föhn,  
In der Ferne kann ich hören  
Der Lawinen dumpf Getöse:  
Wie von ungefümten Bächen  
Wird es unterm Eise laut —  
Grollend mußt du heute brechen,  
Mauer, die der Frost gebaut!

<sup>1)</sup> Vgl. oben S. 112 ff.

Von November bis zu Märgen  
 Lag das Herz in Eiseshaft;  
 Aber stuten zu dem Herzen  
 Fühl' ich es wie Stromeskraft.  
 Mit Erblichen, mit Errothen  
 Abn' ich eines Lenzes Wehn —  
 Sage, Lenz, wirst Du mich töten?  
 Läßest du mich auferstehn?

Das neue Gedicht „Lenz Mörder“ fährt dagegen allgemeiner fort und verweist statt beim Eisgang auf den Wassern lieber bei der grünen Saat auf dem Lande. Auch die unpoetische Monatsbezeichnung schwindet; der Tod, der damals schon erwartet wurde, „Sage, Lenz, wirst du mich töten“, wird hier nur von fern als weit in der Zukunft liegend, begrüßt, und die Gegenwart lieber ganz den frohen Lebensgefühlen überlassen.

Nieder trägt der warme Früh  
 Der Laune fern Getöse,  
 Hinter jenen hohen Föhren  
 Kann den dumpfen Schlag ich hören.

In des Lenzes blauen Schein  
 Aus der Scholle dunkeln Schrein  
 Drängt und drückt das neue Leben,  
 Lüftet Kleid und Decken eben —

Von derselben Kraft und Lust  
 Wächst das Herz mir in der Brust,  
 Heute kann es noch sich dehnen  
 Mit den Liedern, mit den Thränen!

Aber blauen wird ein Tag  
 Da sich's nicht mehr dehnen mag —  
 Dann kommt mich der Lenz zu töten,  
 Mit den Weitschen, mit den Hlöten . . .

Die 2. und 3. Strophe ist aber nicht bloß eine Umänderung der oben gegebenen Verse, sondern auch eine Anleihe aus den „Frühlingslüften Nr. 2“, wo es hieß:

In dem Aether warm und rein  
 Zart beschwingte Falter schweben,  
 Aus der Erde dunkeln Schrein  
 Steigt das frische, grüne Leben,  
 Lüftet seine Decken eben,  
 Drängt sich an den Sonnenschein . . .

Von dem rauchgeregten Blut  
 Hängt die Brust sich an zu dehnen:  
 Todesahnen, Lebensmuth:  
 Wandertlust und Liebesichuen!  
 Neue Lieder, heiße Thränen  
 Brechen aus des Herzens Blut.

So sind die zwei älteren Gedichte hier zu einem einzigen neuen veruietet.

B 18. **Im Walde**, 4.

Laß dich umschlingen, Eiche,  
Den Herzschlag mir zu lindern!  
Behalt in deinem Reiche  
Mich, Wald, bei deinen Kindern!

Steig auf mit deinen Kräften  
Zu meine Adern, Erde!  
Daß, wie ein Baum von Säften  
Ich frisch durchrieselt werde;

Bis ich, mir selbst entnommen,  
Mit Baum und Blatt und Rinde,  
Was mir gereicht zu Frommen,  
Wie die Natur, empfinde;

Bis in der grünen Kühle,  
Der schöpferischen Stille  
Ich leise wachsend fühle,  
Was Gottes Wirt und Wille.

Von diesem Gedichte selber blieb in den späteren Auflagen nichts übrig, aber es bekam dort Schwestern und Brüder, die ihm ähnlich sehen, wenn auch die Züge auf ihren Gesichtern feiner durchgearbeitet sind.

Der Wunsch nach Ruhe ist in diesen Versen, die einen vierliedrigen Cyklus ohne eine weitere Überschrift schließen, freilich etwas marklos vorgetragen; er redet erst mit der Zeit eine deutlichere Sprache; handelnde Gestalten lösten sich ab; und echt dichterisch wurde später ein Erlebnis — es heißt „Der geschändete Baum“ (C<sup>1</sup> 41)<sup>1)</sup> — zu dem Träger des Wunsches gemacht.

Sie haben mit dem Beile dich zerschnitten,  
Die Frevler — hast du viel dabei gelitten?  
Ich selber habe sorglich dich verbunden  
Und traue: Junger Baum, du wirst gesunden!  
Auch ich erlitt zu schier derselben Stunde  
Von schärferm Messer eine tief're Wunde.  
Zu untersuchen komm' ich täglich deine  
Und unerträglich brennen fühl' ich meine.<sup>2)</sup>  
Du saugest gierig ein die Kraft der Erde,  
Mir ist als ob ich auch durchrieselt werde!

<sup>1)</sup> Das harte Wort der Überschrift „geschändet“ ging C<sup>3</sup> 44 in „verwundet“ über.

<sup>2)</sup> C<sup>3</sup> 44 wurden die schlecht reimenden Fäurworte in das Innere der Zeilen gestellt:  
Zu untersuchen komm' ich täglich  
Und meine fühl ich brennen unerträglich.

Der frische Saft quillt aus zerschnittner Rinde  
 Heilsam. Mir ist, als ob auch ich's empfinde!  
 Indem ich deine sich erfrischen fühle,  
 Ist mir, als ob sich meine Wunde kühle!  
 Natur beginnt zu wirken und zu weben,  
 Ich traue: Beiden geht es nicht ans Leben!  
 Wie viele so verwundet, welkten, starben!  
 Wir beide prahlen noch mit unsrer Narben!

Der Zug in den Wald, der das frühere Gedicht beherrschte, ist über alle vagen Wünsche hinaus nun Thatsache geworden. Jetzt wissen sich Mensch und Baum wirklich eins, sie, die beide zu gleicher Zeit leiden, aber als Kinder der einen, großen, über Allem waltenden Natur auch beide miteinander genesen. Ein gleiches Schicksal hält diese Genossen in Leid und Lust zusammen, und die geheimnisvolle Verwandtschaft, die den Menschen mit den Tieren und Pflanzen verbindet, ist hier neu besiegelt. Dies letzte Gedicht steht höher als jenes frühere; nun hat sich der Dichter nicht mehr mit Befehlen und Hoffnungen begnügt: „Laß dich umschlingen“, „Behalt in deinem Reich mich“, „Steig auf“, „Bis ich, mir selbst entnommen“, „Bis in der grünen Kühle“ — sondern als lebendige Erläuterung einen Vorgang hinzu erfunden. „Im Walde 4“ war die Lehre, das „docet“; „der geschändete Baum“ lieferte dazu die anschauliche Erzählung, die „fabula“.

Noch bei manchen anderen Liedern der späteren Zeit wird man immer wieder auf jenes erste Gedicht verwiesen, so in den bekannten acht Zeilen: „Jetzt rede du“ (C<sup>1</sup> 42), wo sich die Vergangenheit und Gegenwart pathetisch miteinander messen und die Rollen der Freundschaft zwischen dem Menschen und dem Wald getauscht werden sollen; Er, der vordem nur gab, will jetzt auch nehmen dürfen, und von allem, was er als Kind und Jüngling an Liebe frei verschenkte, als Mann ein wenig zurückempfangen.

Und wenn Conr. Ferd. Meyer in jenem frühesten Gedicht hatte mit dem Baum verwachsen wollen, so denkt er in anderen melodischen Strophen seiner reiferen Jahre „Der Lieblingsbaum“ (C<sup>3</sup> 43) an den kommenden Tod:

Den ich pflanzte, junger Baum,  
 Deffen Wuchs mich freute,  
 Zähl' ich deine Lenze, kaum  
 Sind es zwanzig heute.

Wenn die jetzt noch spärlichen Äste erst einen volleren Schatten werfen, dann will er sich dryadisch, wie es in den letzten Zeilen heißt, für immer mit ihnen vereinen:

Halb bewußt und halb im Traum  
 Ueber mir im Nichten  
 Wird' ich, mein geliebter Baum,  
 Dich zu Ende dichten.

In diesen Liedern lassen sich freilich Unterschiede genug wahrnehmen, und man darf auch nicht behaupten, alle folgenden hätten sich nach und nach aus dem ersten entwickelt, daß der Dichter vielmehr bloß aus dem Grunde zurückzog, weil er die darin enthaltene Stimmung in den späteren besser ausgedrückt fand. Eins aber haben sie alle, die für sich förmlich eine neue Sammlung „Im Walde“ bilden könnten, miteinander gemein: Die Liebe zur Natur; und es paßt gerade zu dem trotzig-kraftigen und ernstlichen Wesen Conr. Ferd. Meyers, wenn er nicht wie andere Dichter zu der lauten und beweglichen tierischen Kreatur, sondern zum Wald seine Zuflucht nahm, wo alle kleinlichen Geräusche verhallen und nur der Wind die wilde, große und eintönige Weise singt.

B 52. **Cäsars Schwert.**<sup>1)</sup> — C<sup>1</sup> 210. **Das verlorene Schwert.**

- |   |   |
|---|---|
| <p>1 Die Gallier stritten manchen Tag,<br/>Bis ihre letzte Stadt erlag —<br/>Alesia ist gefallen<br/>Und Cäsar tritt als Sieger ein<br/>In ihren heil'gen Eichenhain,<br/>In ihres Tempels Hallen.</p> <p>2 Da prunkt so manches Weihgeschenk,<br/>Perwegner Thaten eingedenk,<br/>Da leuchten edle Penten;<br/>Was neben diesem reichen Hort<br/>Soll an der hohen Säule dort<br/>Das scharf'ge Schwert bedeuten?</p> <p>3 Des Feldherrn Blide haften<br/>dran,<br/>Das Schwert, es hat's ihm angethan,<br/>Ihn dünkt, er sollt' es kennen,<br/>Und lächelnd zeigt er schon empor:<br/>„Ihr Gallier, sagt mir, wer's<br/>verlor!<br/>Könnt ihr den Mann mir nennen?“</p> | <p>4 Die Ueberwundnen schweigen still,<br/>Kein Mund ist, der sich öffnen will —<br/>„Nennt ihn! ich muß es wissen!“<br/>Da ruft ein Jüngling unbedacht:<br/>„Dir, Cäsar, im Gedräng der Schlacht,<br/>Dir hab' ich es entrißen!“</p> <p>5 Ein Hauptmann langt mit rascher Hand<br/>Empor, das Antlitz schamentbraunt,<br/>Und faßt das Eisen eilig;<br/>Doch Cäsar winkt gebierend: „Nein!<br/>Laß es dem Tempel eigen sein,<br/>Es ist den Göttern heilig.“</p> <p>6 Dem besten Fechter mag's ge-<br/>seh'n,<br/>Daß Schwerter ihm verloren<br/>gehn,<br/>Es kam das Glück sich wenden,<br/>Doch wer als Sieger sich bewährt,<br/>Der findet sein verloren Schwert<br/>Bewahrt von Götterhänden.“</p> |
|---|---|

Die einzelnen Abschnitte des alten Gedichtes wurden in der neuen Fassung ungleichartig behandelt. Die Form ist freilich ebemäßiger und statt des Wechsels des drei- und vierfüßigen vollständig der fünf- und sechsfüßige Jambus durchgeführt, der die früheren 36 schon in 20 Zeilen aufgezogen hat. Von den Reimen hat sich ungefähr die Hälfte mit hinüberbegeben. Das alte Gedicht war durch die Reimverstränkung der 3. und 6. Zeile jeder Strophe unwillkürlich etwas schellenlaut geraten, und der Titel „Cäsars Schwert“ insofern ungünstig gewählt, weil er bereits zu viel vom Inhalt des Gedichtes

<sup>1)</sup> Flutarch, Caesar c. 36 — Mommsen, Römische Geschichte 3, 299.

verriet und die Frage, wem das Schwert gehörte, gleich beantwortete. Die Überschrift des zweiten Gedichtes „Das verlorene Schwert“ sagt daher gar nichts über den Besitzer aus, der sich erst im Laufe der Erzählung als Cäsar selber ausweist. Die Umwandlung läßt sich hier wieder Strophe für Strophe verfolgen. Statt den für die Erzählung wertlosen Namen der feindlichen Burg, Alesia zu nennen, betont der Dichter lieber zweimal mit dem Worte „letzten“ die bedenkliche Lage der Gallier. Cäsar führt sich mit seinem klingenden Vornamen ein, aber dem „Hain“, der als ein von der deutschen Sprache noch poetisch empfundenes Wort keine Zugaben braucht, werden die „heiligen Eichen“ genommen, und dafür die „Tempelhallen“ schöner und voller umgewandelt in die „stillen Göttertempel“:

Der Gallier letzte Burg und Stadt erlag  
Nach einem letzten durchgekämpften Tag  
Und Julius Cäsar tritt in ihren Hain,  
In ihren stillen Göttertempel ein.

Auch die zweite ältere Strophe wird wie die erste auf vier neue Zeilen gefüllt. Nur fehlt jetzt bei der Schilderung der heiligen Gegenstände eine solche persönliche Erläuterung wie in der Zeile „Wegener Thaten eingedenk“; sie sind vielmehr knapper charakterisiert und „in Gold und Silber“ geschieden; und die breite Frage des Dichters oder Cäsars: „Was . . soll . . das schartige Schwert bedeuten“ ist jetzt durch den einfachen Bericht der Thatfachen überflüssig gemacht:

Die Weihgeschenke sieht gehäuft er dort,  
Von Gold und Silber manchen lichten Hort  
Und edeln Raub. Doch über Hort und Schatz  
Hangt ein erbeutet Schwert am Ehrenplatz.

Die Umrisse heben sich entschieden schärfer ab, als wären die Gläser in dem Objektiv besser eingestellt und die vorhin noch etwas weichen und verschwimmenden Linien genau in den Brennpunkt gerückt. Das zeigt sich besonders im weiteren Fortgang und am Schluß des Gedichtes:

Es ist die Römerklinge kurz und schlicht —  
Des Julius scharfer Blick verläßt sie nicht,  
Er hastet auf der Waffe wie gebannt,  
Sie dünkt dem Sieger wunderbar bekannt!  
Mit einem Lächeln deutet er empor:  
„Ein armer Fechter der sein Schwert verlor!“  
Da ruft ein junger Gallier aufgebracht:  
„Du selbst verlorest's im Gedräng der Schlacht!“  
Mit zorn'ger Faust ergreift's ein Legionar —  
„Nein, tapfrer Strabo, laß es dem Altar!  
Verloren ging's in steitem Siegeslauf  
Und heißem Ringen. Götter hoben's auf.“

„Des Feldherrn Blick“ wird zu „des Juliars scharfer Blick“ und die frühere gemüthliche Art Cäsars, der erst noch mit den Galliern unterhandelte und zweimal nach dem Eigentümer des Schwertes fragen mußte, um durch diese seine plumpe Manier den Feind zu einer trotzigen, ungehörigen Antwort förmlich herauszufordern — ist gegen ein viel vornehmeres Verhalten ausgetauscht. Cäsar regiert jetzt die Handlung; er wirft still überlegen die kurze Bemerkung über die Waffe hin: „ein armer Fechter, der sein Schwert verlor“, nicht so, daß es die Feinde reuen mußte, denn ein wohlfeiles Spiel mit den Gefangenen stünde überdies diesem Feldherrn nicht zu Gesicht; und nun schlägt eben darauf der Bescheid des jungen Galliers viel unerwarteter, blitzartiger, feuriger ein: „Du selbst verlorest's im Gedräng der Schlacht.“

Wohl gemerkt ist auch hier eine Steigerung von der alten zur neuen Ballade vorhanden und der Nimbus des unbefieglichen Imperator Cäsar vom Dichter seiner gewahrt; während es früher hieß, daß der Feldherr sich im Kampf mit dem Jüngling das Schwert entreißen ließ, und dadurch also eine persönliche Schlappe fortrug, hat er es jetzt vielmehr zufällig ohne sein Verschulden verloren. Und in diesem hoheitlichen Sinne wird auch die Schlussscene gekürzt. Der „Legionar Strabo“ — ein besserer und charakteristischer Ersatz für den ehemaligen Hauptmann — langt hastiger nach der Waffe, und die einstige gutmüthige Redseligkeit des Cäsar, die in das Bild des ernstern Bezwingers von Gallien einige allzu behäbige und weichliche Züge getragen hatte, wird jetzt durch ein Paar kernige Worte ersetzt.<sup>1)</sup>

Dieser Cäsar vertraut seinem Glück; daß es sich wenden könnte, daran zu denken, hat er weder Zeit noch Begehr, weil er im Glauben an seine Größe weiß, daß das, was bei andern einen Verlust bedeutet, bei ihm, dem Liebling des Himmels, immer noch zu einer Art von Gewinn ausschlägt; was er, der Mensch, unachtsam aus den Händen ließ, das haben andere für ihn gerettet: „Götter hoben's auf.“ Statt des milden und demüthigen jetzt ein stolzer und großer, mit dem Schicksal kühn verbündeter Cäsar!

B 54. **Papst Julius.** — C<sup>1</sup> 295. **Papst Julius.**

1 Um den Herrscher mü'h'n mit bangen  
Mienen Arzt und Diener sich,  
Zweifelnd, ob er schlafbefangen,  
Ob auf immer er erblich.  
War das nicht ein leises Schüttern,  
Daß die Glieder ihm durchbebt?  
Ja! Sie sehn mit Lust und Zittern,  
Daß er athmet, daß er lebt.

1 Halb vom Hades schon bezwungen,  
Von Lemuren schon umschwebt,  
Hat er doch sich losgerungen —  
Sieh er athmet! Sieh er lebt!



2 Langsam hebt er auf dem Lager  
Sich empor, noch halb erstarrt,  
Mit der Rechten stark und hager  
Greift er in den weißen Bart,  
Unter den ergreisten Brauen  
Sind die Flammen wieder reg  
Und er schilt den Tod mit rauhen,  
Ungeflümmen Worten weg:

3 „Fort mir aus dem Angesichte,  
Farven, die mir bleich gedroht!  
Aus dem warmen Sonnenlichte,  
Charon, fort mit deinem Boot!  
Keine Macht ist dir gegeben,  
Bis ich selbst dich rufen mag;  
Heute hab' ich noch zu leben  
Einen vollgedrängten Tag.

4 Arzt, statt deiner faden Tropfen  
Gieb mir des Haterners Blut!  
Lasse meine Pulse klopfen,  
Wirf mir Feuer in das Blut!  
Auf die Thüren! Weg die Kissen!  
Meine Feldherrn, tretet ein!  
Meine Meister, laßt sie wissen,  
Daß sie doppelt eifrig sein!

5 Regst, Bramante, du die schnellen  
Hände fleißig? Ich bin alt!  
Wirst du mir die Kuppel stellen  
Mitten in den Himmel bald?  
Angelo, sei mir willkommen!  
Warum blickst du wieder scheel?  
Und dort seh' ich meinen frommen,  
Meinen süßen Raphael!

6 Als den Hirten nicht des Lammes,  
Schildert mich als Mosen ab,  
Der den Läst'rer seines Stammes  
Niederwarf mit raschem Stab,  
Der die zage Volksgemeine  
Gottbefohlene Wege wies,  
Der aus dem zerbrochnen Steine  
Lebensströme fluten ließ!

7 Ist's ein göttliches Versprechen,  
Daß ich löse jedes Band,  
Kann ich auch das Joch zerbrechen  
Ueber meinem Vaterland;  
Als mit seinem großen Werde  
Gott erschuf der Sterne Heer,  
Nahm den Himmel er, die Erde  
Gab der Erde Sühnen er.

Hinter seinen greisen Brauen  
Stamm't's! Jetzt langt er nach dem  
Bart,  
Fürnt und schilt den Tod mit  
rauben,  
Ungeflümmen Worten hart:

2 „Weg mir aus dem Angesichte,  
Farven, die mir bleich gedroht!  
Charon, aus dem Sonnenlichte  
Weg ins Schilf mit deinem Boot!  
Keine Macht ist dir gegeben,  
Bis ich selbst dich rufen mag!  
Heute hab' ich noch zu leben  
Einen vollgedrängten Tag!

3 Arzt, statt deiner faden Tropfen  
Gieb mir des Haterners Blut!  
Lasse meine Pulse klopfen,  
Wirf mir Feuer in das Blut!  
Auf die Thüren! Weg die Kissen!  
Meine Feldherrn, tretet ein!  
Meine Meister, laßt sie wissen,  
Daß sie dreifach emsig sein!

4 Regst, Bramante, die geschickten  
Hände du? Vollende doch!  
Diese Augen, sie erblickten  
Gerne deine Kuppel noch!  
Michel Angelo, willkommen!  
Warum schaust du wieder scheel?  
Dort erblick' ich meinen frommen,  
Meinen süßen Raffael!

5 Als den Hirten nicht des Lammes,  
Bildet mich als Mosen ab,  
Der den Dränger seines Stammes  
Nieder schlug mit wucht'gem Stab —  
Wo die Wasserfälle tosen  
In die Brunnenschale jach,  
Setzt, Meister, mich als Mosen,  
Der die Felsenwand zerbrach!

6 Moses bin ich, in dem Blize  
Sinais, in Rauch und Dampf:  
Meine donneruben Geschütze  
Enden flammend jeden Kampf!  
Mit den neugegossnen Stücken  
Bring' ich Burg und Stadt zu Fall,  
Schwertre Brechen, breche Lücken  
In den stärksten Mauerwall!

8 Einmal noch den Harnisch tragen  
 Muß ich, einmal noch zu Noß  
 Keiner Schaar vorüberjagen,  
 Stürmen muß ich Stadt und Schloß.  
 Rämmrer, eilet! Mich zu setzen,  
 Führt mir in den Hof mein Thier,  
 Laßt es springen, laßt es setzen  
 Vor den alten Augen mir!

9 Unterhandeln, markten, rechten,  
 Dazu mangelt mir die Zeit —  
 Reicht ein Schwert mir, auszufechten  
 Mit dem Fremden unsern Streit!  
 Mein Italien muß ich retten!  
 Rufft zur Schlacht, Trommeten, rufft!  
 In der Faust zerriß'ne Ketten,  
 Steig' ich freudig in die Gruf!

7 Falkner, sprich, was macht mein  
 Sperber  
 Der die Klane sich zerrieff?  
 Marschalk, sag, wie lebt mein  
 Berber,  
 Den zu scharf ich jagen ließ?  
 Tummelt, Diener, zum Ergözen  
 Mir im Hof ein feurig Thier!  
 Laßt es springen, laßt es setzen  
 Vor den alten Augen mir!

8 Helmt mir die gefurchte Stirne!  
 Harnischt mir die weße Hand!  
 Der Italien macht zur Dirne,  
 Jagt den Fremdling aus dem Land!  
 Reicht ein Schwert! Ich will es retten!  
 Rufft, Trommeten, rufft zur Schlacht!  
 In der Faust zerriß'ne Ketten,  
 Schreit' ich durch des Hades  
 Nacht!"

Das Versmaß ist in beiden Gedichten gleich, die Strophenzahl dagegen in der letzten Fassung um eine Nummer vermindert. Der Grundsatz, nach dem der Dichter die Umarbeitung durchführte, war der, seinen Helden so kräftig wie möglich zu gestalten, und aus aller Hinfälligkeit des schon vom Tode gezeichneten Mannes immer noch die frühere Stärke durchblicken zu lassen. Ein mächtiger Wille kämpft hier zum letzten Mal mit dem schwachen Fleische, aber der Sieg soll dabei so teuer, als es nur angeht, erkaufst werden.

Die frühere zweistrophige Einleitung wird nun die Hälfte gekürzt. Das Nebenpersonal, Arzt und Diener verschwinden mit samt ihren Besorgnissen: „mü'h'n sich . . . zweifelnd, . . . Sie sehn —“; statt ihrer tritt ohne Vermittlung Papst Julius selber auf, und zwar sofort in einer Kampfstellung, wie nach einem Siege „hat er doch sich losgerungen“, was durch das doppelte „Sieh . . . Sieh“ jubelnd bestätigt wird. Des Übergangs vom totenähnlichen Schlimmer zum Erwachen, wie früher „Langsam hebt er sich . . . halb erstarrt“ — ist jetzt nicht mehr gedacht. Papst Julius befindet sich bei vollem Bewußtsein und jede Äußerung seiner Kraft ist um einige Grade lebhafter: „Sind die Flammen wieder reg“ wird kühner zu „Flammits“; und „sichilt“ wird durch „zürnt“ noch verstärkt. „Greift“ wandelt sich in das gehaltvolle „langt er nach dem Bart“. Dabei fehlt jetzt die hagere Rechte, so daß der Körper unwillkürlich mehr Fülle und Macht erhält. Und das durch die „greisen Brauen“ schon genug verkündete Alter wird nicht auch noch durch den „weißen Bart“ überflüssig hervorgehoben.

Der Anfang der Rede des Papstes ist wenig verändert. Wenn in der alten Fassung die zweite Strophe mit „weg“ schloß, so mußte

die nächste der Abwechslung halber, schon mit „fort“ beginnen; diese Rücksicht konnte in der neuen Fassung fallen, weil dort das „weg“ vorher noch nicht ausgespielt war. Rhetorisch wird dasselbe Wort auch am Anfang der 4. Zeile noch einmal hervorgehoben. Die antike Mythologie ist geblieben, zu den „Larven“ und „Charon“ kommen nicht gerade zum Vorteil des Gedichtes, noch „der Hades“ und endlich „die Lemuren“ hinzu, mit denen doch eigentlich nur Leser des zweiten Faust eine deutliche Vorstellung verbinden. Das Ubrige ist leicht übertuscht. Dem „Sonnenlichte“ fehlt jetzt das Beiwort „warm“, das im Munde eines von Natur schon so hitzigen und die ständige Bewegung liebenden Mannes unangebracht war. Dafür belebt sich die unterirdische Scenerie, und Charon soll mit seinem Boote nicht bloß „fort“, sondern „weg ins Schilf“ fahren. Einen gesteigerten Lebensdrang verkündet auch die Auregung, die der Papst seinen Künstlern giebt, die statt „doppelt“ jetzt „dreifach“ emsig sein sollen.

Der schlechte Reim in der 5. Strophe „alt : bald“ wurde umgangen und damit abermals ein Hinweis auf die Schwäche des Papstes, in dem Bekenntnis: „Ich bin alt“ gespart. Auch klanglich hat die Stelle gewonnen, wenn die 1. und 3. Zeile durch denselben Einschnitt in der Mitte „Nächst, Bramäute, . . diese Nügen,“ gleichmäßig zerlegt werden. Angelo erhält den Vornamen, unter dem allein er vor andern Angelo's als Michel Angelo, der große Bildhauer, kenntlich wird. Das abgeblaßte „Seh ich“ wird von „Erblick ich“ abgelöst — ein Wort, das der Dichter schon ein paar Zeilen vorher verwandt hatte, aber hier zu wiederholen sich nicht scheute.

Der Vergleich mit Moses, der im älteren Gedicht nur eine Strophe einnahm, wird jetzt auf zwei machtvoll verdehnt. „Bildet mich als Mosen ab“ paßt besser als „schildert“ auf die plastische Art und auf die Kunst, in der Julius dargestellt sein will. Die Worte sind kräftiger: für „warf mit raschem Stab“ jetzt „schlug mit wucht'gem Stab“, und die friedlichen Verrichtungen des alttestamentlichen Helden, der sein Volk durch die Wüste führte, gehen jetzt ganz in den kriegerischen auf, wie er Wasser aus den Steinen lockte und vom Sinai aus die Schlacht leitete. Viel frischer schließt das neue Gedicht, als hätte der kranke Mann aus dieser Vorstellung des sechtenden Gottesmannes einen Lebensmut gewonnen, der sich in den ebenmäßig gebauten Zeilen „Falkner, sprich, was . . . . . Marschall, sag, wie . . . . .“ schwungvoll und melodisch erhebt. An „unterhandeln, markten“ mit dem Fremdling denkt er nicht mehr, weil er dem Feind mit Waffen entgegentreten möchte; zum „Schwert“ in der früheren Fassung kommt jetzt noch der „Helm“ und „Harnisch“ hinzu. Und statt des einfachen „steig ich freudig in die Grüst“ tönt das Lied majestätisch aus: „Schreit' ich durch des Hades Nacht.“

B 67. **Der Mars von Florenz.**

Macchiavelli, dem Conr. Ferd. Meyer übrigens auch ein schönes Epigramm (Frei 152) gewidmet hat, erzählt in seinen, dem Dichter wohlbekannten „*Istorie Fiorentine*“<sup>1)</sup> ein trauriges Ereignis aus dem 13. Jahrhundert, das in Florenz die Ursache eines langen Bürgerkrieges gewesen sein soll:

§. 55 ff. „Unter die mächtigsten Familien in Florenz gehörten die Buondelmonti und Uberti. Nach ihnen kamen die Amidei und Donati. Die Familie der Donati zählte eine reiche Witwe, die eine Tochter von großer Schönheit hatte. Diese Dame hatte bei sich beschloffen, ihre Tochter mit Messer Buondelmonte, einem jungen Ritter, dem Haupte der Familie Buondelmonte, zu vermählen. Aus Lässigkeit aber oder weil sie immer noch Zeit zu haben glaubte, hatte sie ihren Plan noch Niemand mitgetheilt, als der Zufall wollte, daß sich Messer Buondelmonte mit einem Mädchen aus dem Hause Amidei verlobte. Die Dame war hierüber äußerst mißvergütht, hoffte jedoch, durch die Schönheit ihrer Tochter, die Sache rückgängig zu machen, noch ehe die Hochzeit gefeiert würde. Als sie daher eines Tags Messer Buondelmonte allein gegen ihr Haus kommen sah, stieg sie, ihre Tochter nach sich führend, herab, und trat ihm, als er vorbeiging, mit den Worten entgegen: „Ich bin sehr erfreut, daß Ihr Euch vermählt, obgleich ich meine Tochter hier für Euch aufgehoben hatte.“ Dabei öffnete sie die Thüre und zeigte ihm das Mädchen. Als der Ritter die Schönheit des Mädchens sah, die wirklich selten war, und überlegte, daß sie an Herkunft und Wittigst seiner Verlobten nicht nachstehe, entbrannte er in solcher Sehnsucht nach ihrem Besitz, daß er sein gegebenes Wort, die Unbild eines Bruches und alle üble Folgen, die daraus entstehen konnten, vergaß. Er gab der Dame zur Antwort: „Da Ihr Eure Tochter für mich aufgehoben habt, so würde ich ein Undankbarer sein, wenn ich sie ausschließe, da es noch Zeit ist“; und vermählte sich mit ihr ohne Aufschub. Als die Sache bekannt wurde, erfüllte Unwille die Familie der Amidei und die der Uberti, welche ihr durch Heirathen verschwägert war. Sie hielten, mit noch vielen andern Verwandten, eine Zusammenkunft und beschloffen, daß man diese Unbild nicht ohne Schande dulden könne, und durch seine andre Rache, als Messer Buondelmonte's Tod rächen dürfe. Als einige die Uebel erörterten, die daraus folgen könnten, sprach Mosca Lambertini: „wer viel bedenkt, beschleicht nichts“; und führte das gemeine Sprichwort an: „Geschehene Dinge sind nicht zu ändern.“ Der Mord wurde also Mosca, Stiatta Uberti, Lambertini Amidei und Oberigo Zifanti übertragen. Am Ostermorgen begaben sich diese in ein Haus der Amidei, das zwischen der alten Brücke und St. Stefan lag, und als Messer Buondelmonte auf einem Schimmel herüberritt, indem er dachte, es sei eben so leicht, eine Unbild zu vergessen, als eine Verlobte zu verstoßen, ward er am Fuß der Brücke bei einer Pilssäule des Mars von ihnen angefallen und erschlagen. Dieser Mord theilte die ganze Stadt. Ein Theil schloß sich den Buondelmonti an, der andre den Uberti, und da diese Familien an Häusern, Thürmen und Menschen stark waren, so kämpften sie viele Jahre, ohne einander vertreiben zu können. Ihre Feindschaft, der zwar kein Friede ein Ende machte, wurde doch manchmal durch Waffenstillstände ausgesetzt, und auf diese Weise wurde sie, nach den neuen Ereignissen, bald gedämpft, bald entbrannte sie von neuem.

In diesem Zustande blieb Florenz bis zur Zeit Friedrich's II. Als König von Neapel, überredete sich Friedrich, seine Streitkräfte gegen die Kirche vermehren

<sup>1)</sup> Die florentinische Geschichte in acht Büchern von Niccolò Macchiavelli, aus dem Italienischen übersetzt von Joh. Ziegler, königl. griechischen Ober-Lieutenant in der Infanterie, Lehrer der Schule der Evilpiden. Karlsruhe 1834. — vgl. Frei 361. Frog, Conr. Ferd. Meyer, sechs Vorträge, Basel 1897. S. 88/9. 92. 95.



Gleich in den Anfang rückt der Dichter jene zwei Kräfte, die seine Ballade beherrschen: nämlich den Frühling mit seinem Übermut und den Gott in seinem Ernst, Personifikationen der Liebe und des Hasses — eine Kampfstellung, der in der ersten Fassung eine, in der zweiten aber zwei fein angelegte Strophen gelten. Das „Grau“ der Thürme wird später nicht mehr erwähnt, um alle trüben Farben aus der Schilderung des Frühlings zu verbannen, der hier mit einem ganzen Aufgebot von Klängen anzieht; auch die „Kinder“ bleiben weg, die ja in dieser Geschichte der reifen Leidenschaftlichen und der Sinnlichkeit keinen Platz zu beanspruchen haben. Ein weiches „L“ setzt in der 2. und 3. Zeile mehrfach an: „Lenz, Lenz, leis, laut.“ Und dem „Lenz, Lenz“ antwortet zweimal mit tönendem Namen die Stadt „Florenz“;<sup>1)</sup> der volle Doppellaut in „unblaut“ „Frauen“ und „laut“ dient ebenfalls dem Wohlklang. Eine Fülle von Musik ist in diesen kurzen Zeilen enthalten; ob sie nun beabsichtigt war oder sich nur nebenbei einstellte, ist am Ende gleichgiltig. Ein Komponist, der verschiedene Stimmungen ausdrücken will, kennt auch die Instrumente, die in jedem besonderen Fall zu verwenden sind; und Conr. Ferd. Meyer mochte sich als der erfahrene Meister, der er war, der Mittel wohl bewußt sein, mit denen sich auch in der Sprache lautlich etwas Schwelgerisches und Frühlingsseliges ausdrücken ließ.

Das Bild des Mars hebt sich in der zweiten Fassung schärfer, dunkler und trockiger von dem sonnigen Hintergrunde ab. Auch hier hat sich der Ton geändert. Das a schneidet hart in jede Zeile ein: Rand-Arno, schwarz, Marmel, geflatter, Mars-falsch.

Nach diesen beiden Mächten, welche die Ballade regieren sollen, kommen die Menschen, die ihnen unterworfen sind, an die Reihe; der Jüngling ist in der ersten Fassung noch mit Namen erwähnt; in der zweiten hat sich sein Übermut mehr gehoben. Es ist eine Hybris im antiken Sinne, wenn er sich seiner Braut rühmt und ihre Schönheit über die der Geliebten des Mars, über die Venus selber, setzt. Er fordert den Gott förmlich heraus, etwa wie Don Juan den steinernen Gast verhöhnt: und ein Abenteuer, das so vermaßen mit einem Spott auf die Götter beginnt, muß zu bösem Ende führen,

<sup>1)</sup> Derselbe Reim „Lenz: Florenz“, der einzig mögliche in unserer Sprache, fehlt in „Lenz Wanderer“ wieder: C<sup>1</sup> 38

„Grüß Gott dich, schöner Wanderer!

Bißt du es, Knabe Lenz?“

Er rief: Ich bin kein Andrer

Und komme von Florenz!“

vgl. Cr. Schmidt, *Reinstudien*, Sitzungsberichte der königlich Preussischen Akademie XXIII, 1900.

das sich denn auch in dem ruheimlichen Erklingen des Erzes, der Antwort des herausgeforderten Gottes, ankündigt.

Wie hastig der Dichter meistens die Zwischenglieder zu behandeln liebte, zeigt in den folgenden Strophen das rasche Aneinanderreihen der Situationen, denn eben ist der Jüngling bei dem Standbild gewesen, da befindet er sich bereits wieder anderswo: „und am anderen Ufer steht er schon“ oder „er eilt und steht am andern Strand“, wo die Geschichte nun sogleich einen neuen Vorgang bringt:

- 4 Zieh da tritt aus stolzem Haus hervor,  
Hohn im Angesicht, ein Weib und lacht:  
„Zu der Amidei? Junger Thor!  
Wisset er, was eure Hast verlor:  
Die Donati war euch zugedacht!
- 5 Nun, nach Gottes Rath ist es geschehn!  
Morgen, heißt es, werdet ihr  
getraut;  
Aber die Donati sollt ihr sehn,  
Sehn, und ihrer dann verlustig gehn —  
Blicket her! Vergleicht mit eurer Braut!“
- 6 Und ein Mägdelein auf der Schwelle  
Hand  
Schmiegt sich in das dunkle Haus zurück,  
Doch bevor sie sich der Mutter Hand  
Und des Jünglings raschem Blick  
entwand,  
Schaut er zornig das verlorne Glück.
- 7 Rasch entzündet von der zarten Glut,  
Die aus schamgefenster Wimper  
stammt,  
Streckt die Hand er schon mit Zrevel-  
mut  
Nach dem süßen, dem versagten Gut  
Und ergreift es selig und verdammt.
- 8 „Hinweg! Die Amidei harret!  
Hinweg! Mein Kind ist keine Dirn!  
Ihr blicket frech!“ Der Jüngling  
harret  
Auf die gesentte Mädchenfirn.
- 9 Der Wunsch ist Glut! Die Scham  
ist Glut!  
Die hohe Doppelflamme loht!  
Er streckt die Hand. Das höchste  
Gut  
Ergreift er und ergreift den Tod.
- 8 „Wahrlich, wahrlich,“ stammelt bebend  
er,  
„Weil sie doch für mich gehütet war —  
Herrin, strafet mich nicht allzu schwer!  
Gute Herrin! Höret mein Begehre:  
Gebt sie, gebt sie mir vor dem Altar!“
- 10 „Frau, strafet mich nicht allzu schwer!  
Das süße Haupt! Das blonde  
Haar!  
Gewähret sie mir!“ stammelt er.  
„Ich führe iracks sie zum Altar!“

- 9 — „Kommt!“ Die Arge führt den  
 Jüngling ein  
 In der Hauskapelle düstern Raum,  
 Auch ein Priester kann nicht ferne sein,  
 „Hölet ihn!“ in sählem Ampelschein  
 Kniet das Paar und dünkt sich wie  
 im Traum.
- 10 Leises, segentloses Priesterwort  
 Murmelt über der erschrocknen Magd,  
 Von dem Altar drängt der Jüngling  
 fort,  
 Aber schon entflieht ein Diener  
 dort,  
 Der den Amidei Kunde sagt.
- 11 Den Ring der ihm die Hand bereift,  
 Der Amidei Trauungsring,  
 Hat rasend er sich abgestreift  
 Und schlendert ihn. Da rollt er.  
 Kling . . .
- 12 Jetzt kniet er im Capellenraum,  
 An Freveln und an Wonnen  
 reich,  
 Zur Linken kniet sein sünd'ger  
 Traum,  
 Wie Engel schön, wie Todte bleich.
- 13 Dem Paar zu Häupten murmelt leer  
 Und schnell ein feites Priesterwort —  
 „Die Kasse her! Die Kasse her!  
 Zum Thor hinaus! Ins Freie fort!

Erst jetzt hat sich die Ballade der Überlieferung des Macchiavell zugewandt, freilich mit einer wesentlichen Einschränkung, denn der Reichtum der Donati wird vom Dichter nicht erwähnt und deshalb auch die praktische, aber poetisch völlig unbrauchbare Überlegung des Jünglings nach dem Angebot der Alten — „daß Mädchen und Herkunft und Mitgift seiner Verlobten nicht nachstehen“ — überflüssig gemacht. Dafür verstärkte der Dichter die Reden auf beiden Seiten und schob ein leidenschaftliches, wertvolles Intermezzo der jungen Leute ein.

Die Wendung „Schaut er zornig das verlorne Glück“ wird begehrllicher: „Zhr blicket frech!“ „Der Jüngling starrt.“

Die zweite Fassung hat die erste wieder überholt. Die Teile entsprechen sich nicht mehr in der alten Weise. Die älteren Strophen 4, 5, 6, 8, 10 sind gleich den späteren 5, 6, 7, 10, 13, während die 7. und 9. sich je zu zwei neuen, nämlich 8, 9 und 11, 12 verdöhnt haben. Diese Zahlen reden und machen alles kenntlich, was der Dichter später für besonders wichtig und der Erweiterung wert gehalten hat.

Wie man oft beachten kann, daß Conr. Ferd. Meyer das, was in seiner Vorlage zeitlich mehr oder weniger lang ausgebreitet war, zusammenzog, um es zur poetischen Wirkung zu bringen, so schaltet er auch in dieser Ballade jene langen Zeiträume aus, die in Wirklichkeit die Geschichte einst zum Ablaufen gebraucht hatte. Während bei Macchiavelli dem Jüngling, als er die Donati sieht, eine unbestimmte Frist bis zur Hochzeit mit der Amidei zur Verfügung steht, ist von dem Dichter die eheliche Verbindung bereits bestimmt



angefetzt worden. Denn das Verbrechen des Bräutigams wird umso schlimmer, je heftiger die Zeit drängt und je kürzer vor der endgültigen Entscheidung er seinen Entschluß noch ändert: „morgen, heißt es, werdet ihr getraut,“ und in der zweiten Fassung gar: „Heute wirst du — heißt's — mit ihr getraut.“ Das Ereignis ist nun auf den Hochzeitstag selbst geschoben.

Auf die Begegnung zwischen der Donati und Buondelmonte ist in der zweiten Fassung aller Nachdruck gelegt. Die Mutter reizt den Jüngling, indem sie ihm das wieder verweigert, was sie ihm gerade angeboten hat; und der Augenblick, wo dieser um das Mädchen wirbt, wird auch musikalisch und rhythmisch stark ausgezeichnet, nämlich in der 9. Strophe des jüngeren Gedichtes, in der hitzigen Wiederholung der Worte „Blut“, im Reim zu „Blut“, und in der jedesmal durch einen scharfen Einschnitt zerlegten 1. und 3. Zeile. Und ebenso verzweilte der Dichter später länger bei der Trauung. Im ersten Entwurf führt die Mutter den Jüngling selber in die Kapelle, in der zweiten wird der Vortritt dagegen ihm gelassen, der in der wilden Sehnsucht seiner Sinne dort noch ein neues unheimliches Manöver vollführt, indem er den Ring fortwirft, der, wie das leblose Erz der Bildsäule des Mars, tönend auf die Schmach reagiert. Ein zweiter Vorwurf! Und um wie vieles berückender ist die Trauungs-scene dort entworfen. Der fade bildliche Ausdruck der ersten Fassung: „Kniet das Paar und dünkt sich wie im Traum“ geht in Leben und Wirklichkeit über: „Zur Linken kniet sein sündiger Traum“; und die verbotene Seligkeit dieser Liebe klingt in den einander widersprechenden, aber doch trügerisch verbundenen Worten nach: „an Freveln und an Wonnen reich — wie Engel schön, wie Tote bleich.“

Die Gile der späteren Ereignisse wird in der zweiten Fassung noch fieberhafter; wieder müssen Nebenpersonen ausscheiden, und der Priester — „Auch ein Priester kann nicht ferne sein“, wird nicht besonders herbeigeholt, der Diener, der die Nachricht den Anideis bringt, verschwindet ganz; denn wie diese alles erfahren, ist gleichgiltig; nur reich muß es gewesen sein. Auch die langen Beratungen, von denen Machiavelli erzählt — sind überflüssig; Conr. Ferd. Meyer führt den Helden und seine Braut sofort nach der Hochzeit beim Bild des Mars vorbei, der verspottet worden war und der noch am gleichen Tage das Gericht vollziehen will:

11 „Mein geliebtes Weib, was zitterst du?  
Was verbirgst du mir dein Angesicht?  
Bald umflüstert dich des Waldes Ruh!  
Roffe her! Und dem Gebirge zu,  
Zu die Feste, die mir Keiner bricht!“

14 Du lieb Geschöpf! Du bebst wie Laub!  
Verlarve dir das Angesicht!  
Faß Mut! Ich bringe meinen Raub  
In eine Burg, die keiner bricht!“

- |  |  |
|--|--|
| <p>12 Auf der Brücke vor dem Marmorbild<br/>Schnaubt das Roß, als witr' es<br/>Hinterhalt,<br/>Und der Gott er lächelt falsch und<br/>wilt,<br/>Männer springen auf mit Schwert und<br/>Schild —<br/>„Weichet, Mörder! Freunde, helft!<br/>Gewalt!“</p> <p>13 — „Stirb, Verräther! Amidei hie!<br/>Rache, Rache der verlass'nen Brant!“ —<br/>Und der Jüngling stöhnt: „Geliebte,<br/>stieh!“<br/>Doch an seinen Rufsen gleitet sie,<br/>Von derselben Todesnacht umgraut.</p> <p>14 Eine Glocke gelst die Stadt entlang,<br/>Haus mit Haus verfeindet ihr<br/>Geläut.<br/>Bürgerkrieg viel hundert Jahre<br/>lang!<br/>Darum war's, daß dir die Lanze<br/>klang,<br/>Alter Gott, der sich des Mordes<br/>frent!</p> | <p>15 Am Rand der Arnobrücke steht<br/>Ein schwarzverwittert Mar-<br/>melbild<br/>Mit Helmgelatter, Kriegs-<br/>gerät,<br/>Gott Mars, und lächelt falsch<br/>und wild.</p> <p>16 Das Schwert des Gottes schüttert leis.<br/>Da springt hervor mit Erzeslaut<br/>Ein Hinterhalt, ein Mörderkreis,<br/>Die Spitze der verratenen Braut.</p> <p>17 „Verdammt, stirb!“ — „Geliebte,<br/>stieh!“<br/>Wild ringend stürzt er umgebracht,<br/>An seinen Rufsen gleitet sie<br/>Und sinkt mit ihm in eine Nacht.</p> <p>18 Herab von aller Türme Hang<br/>Verkündet gellend Sturmgeläut<br/>Den Bürgertampf. Das Schwert<br/>erlang<br/>Dem Gott, der sich des Mordes<br/>frent.</p> |
|--|--|

Zu der 15. Strophe der zweiten Fassung wird die Statue mit denselben Worten wie am Eingang geschildert, eine Wiederholung, die uns aufmerksam machen soll und durch die auch äußerlich Wonne und Fluch dieser Handlung an die Säule des Gottes gefesselt wird, der scheinbar unbeweglich und teilnahmslos doch die unbesonnene Herausforderung angenommen und die Beleidigung furchtbar gerächt hat.

Bedeutjam wurde die Schlußstrophe geändert. Der „Bürgerkrieg“, der nach Macchiavelli über diesen Vorfall entbrannte, ist unwichtig, und die Einzelheiten seiner Dauer „viele hundert Jahre lang“ und die Umschreibung „Haus mit Haus verfeindet ihr Geläut“ gehen ein. Die etwas vorwurfsvolle Anrede an den „alten Gott“: „Darum war's, daß dir die Lanze klang“ wird durch den nüchternen Bericht „Das Schwert erlang dem Gott“ ersetzt, so daß also der Zusammenhang zwischen der Bildsäule des Mars und dem Kampf der Menschen nicht vom Dichter ausdrücklich festgestellt, sondern noch dem Leser zu rascher Lösung überlassen wird.

Der Gott hat den furchtbaren Beweis dafür angetreten, daß er doch die Macht hat, die Buondelmonte bestritt, nämlich seine „Trommeten“ auch im Leuz ertönen zu lassen. Eine merkwürdige

Stimmung breitet sich über diese Ballade: Gewähren und Verjagen; eine Liebe, die tötet; süßes Singen ahnungsloser Menschen und das falsche Lächeln der Götter, Friedenslieder und Kriegslärm, ja etwas vom Wesen des Apriis oder des Frühlings selber, der plötzlich zum Winter werden und das Leben wieder töten mag, das er im Scheine warmer Tage vorher aus dem Boden lockte.

Daß wesentliche Stücke einer Novelle Conr. Ferd. Meyers, der „Hochzeit des Mönches“ auch auf der Donati-Episode der florentinischen Geschichten Machiavellis beruhen, ist wohl ohne weiteres klar.<sup>1)</sup> Der Mönch Astorre sündet in ähnlicher Weise wie Buondelmonte — die erste Braut Diana darüber vergessend — seine Geliebte Antiope, mit der er sich „in einem trotzigem Geiste des Frevels und der Sicherheit“ trauen läßt, und die beiden steigen wie „zwei schöne Gespenster“ aus der dunklen Hauskapelle hervor, um bald für ihre That miteinander zu sterben. Aber von welcher Fülle neuer Motive, die in die räumlich immerhin beschränkte Ballade nicht gehörten, ist die Chronik Machiavellis erst in dieser Novelle umrankt!

#### B 74. Die Dioskuren. — C<sup>1</sup> 199. Der Botenlauf.

Den Hintergrund für das Gedicht bildet die Schlacht, welche die Römer unter ihrem ersten Diktator am See Regillus dem mit den Latinern verbündeten Tarquinius abgewannen. Nach der Sage fochten damals auf Seite der bedrängten Römer auch die beiden Dioskuren, denen zum Danke dafür die siegreichen römischen Feldherren am Quell der Juturna einen Tempel errichteten: Livius II, 19: „ibi nihil nec divinae nec humanae opis dictator praetermittens aedem Castori vovisse fertur.“ — Plutarch in seinem Nemiäus Paulus c. 25 und Dionysius von Halicarnaß erzählen weiter, daß zwei „schöne und große Männer“ sich am Tage der Schlacht in die Stadt auf den Markt begaben, wo sie sich und ihre schweißbedeckten Pferde mit Wasser erfrischten und die Nachricht von dem Sieg verkündeten.<sup>2)</sup> Dann verschwanden sie und wurden von niemandem nachher wieder gesehen. — Diese Vorgänge breitete der Dichter

<sup>1)</sup> Trog S. 88 ff. Frey S. 128.

<sup>2)</sup> Vgl. Cicero. de nat. Deor. 2, 2, 6; 3, 5, 11. — Roscher, Lexikon der griechischen und römischen Mythologie I, 1167. Leipzig 1886. — Monissen, Römische Geschichte, I, 437: „Erst jetzt beginnen den hellenischen Göttern in Rom selber sich die Tempel zu erheben. Der Älteste war der Tempel der Castoren, welcher in der Schlacht am regillischen See gelobt und 485 eingeweiht sein soll. Die Sage, welche an denselben sich knüpft, daß zwei übermenschlich schöne und große Jünglinge auf dem Schlachtfelde in den Reihen der Römer mitkämpfend und unmittelbar nach der Schlacht ihre schweißtriefenden Köpfe auf dem römischen Markt am Quell der Juturna tränkend und den großen Sieg verkündend, gesehen worden seien, trägt ein durchaus unrömisches Gepräge.“ — Macaulay, Lays of Ancient Rome: the Battle of the Lake Regillus.

schon 1860 zu einem umfangreichen Gedicht von 18 achtzeiligen Strophen aus. Er schloß an die Anknüpfung der beiden Dioskuren die Rückkehr des siegreichen Heeres und die Berichte der Heimkehrenden über den wunderbaren Verlauf der Schlacht an. N. Frey hat die ersten fünf Strophen in der Biographie (149) abgedruckt, die allerdings kindliche Versuche selbst gegen das sind, was 1870 unter dem Titel „Die Dioskuren“ vom Dichter veröffentlicht wurde. In wie komischer Umständlichkeit wird z. B. noch die Wäsche am Quell beschrieben:

Sie halten an dem Brunnen jetzt,  
Und ihre Schwerter blutbenetzt,  
Die tauchen bis an's Heft sie ein,  
Der Sprudel wäscht die Schwerter rein.

Und wie widersprechen am Schluß nach dem Verschwinden der beiden Reiter die Worte dem feierlichen Eindruck, den der Dichter eigentlich erzielen wollte:

Zerronnen ist der ganze Schein,  
Die Schaar der Frauen ist allein,  
Und überall verbreitet sich  
Die Götternähe schauerlich.

Dagegen heißt es nun 1870:

- |  |   |
|--|---|
| <p>1 Wo kann der Vöte weilen?<br/>Wer wird der Sieger sein?<br/>Die Burg mit ihren Säulen<br/>Erglüht im Abendchein.<br/>Dort an des Landes Marke,<br/>Da blüht es blutigroth,<br/>Da ringt Tarquin der Starke<br/>Mit Rom bis auf den Tod.</p>              | <p>4 Sie halten an der Quelle<br/>Des heil'gen Brunnens jetzt,<br/>Sie senken in die Welle<br/>Die Stirnen schweißbenetzt;<br/>Dann sprechen zu den Frauen<br/>Die Krieger süß und schlicht,<br/>Wie Brüder anzuschauen<br/>Von Wuchs und Angesicht:</p>      |
| <p>2 Laut flehend läßt erschallen<br/>Den Ruf die Frauenschaar:<br/>„Dich bitten wir vor Allen,<br/>Du hilfreich Brüderpaar!<br/>Du hast mit deinem Sterne<br/>Den Schiffer oft bewacht,<br/>Auf weißen Rossen gerne<br/>Durchleuchtest du die Schlacht!</p> | <p>5 „Nun dürfet ihr euch freuen,<br/>Der grimme Zwingherr wich,<br/>Wir fochten in den Reihen,<br/>Der Bruder traut und ich.<br/>Schon könnt auf nahen Wegen<br/>Ihr eure Taphern sehn!<br/>Auf! Wollt ihr nicht entgegen<br/>Den Siegelobtaubten gehn?“</p> |
| <p>3 Ihr Güt'gen, laßt zu lange<br/>Den Vöten nicht verziehn!<br/>Die Stunde wird so bange —<br/>Vestügel, Götter, ihn!“<br/>Horch! Horch! da klirren Hufe<br/>Den Burgweg steil hinan!<br/>Still, ohne Jubelrufe<br/>Zwei schlanke Reiter nabn.</p>         | <p>6 Noch tönen seine Worte,<br/>Da winkt ihm der Genöß<br/>Und hebt sich zu der Pforte<br/>Des Abends Mann und Roß;<br/>Es kann vom Bruder lassen<br/>Der andre Bruder nicht,<br/>Sie schwinden und erblaffen<br/>Im stillen Dämmerlicht.</p>                |

7 Da heben, wie sie scheiden,  
 Sich alle Hände auf:  
 „Dank sei euch Brüdern beiden  
 Für euern Botenlauf!  
 Bewohnt unsre Thronen,  
 Nehmt unsre Stadt in Hut!  
 Gelobte Dioskuren,  
 Wie seid ihr stark und gut!“

Aus den 56 gereimten Zeilen des älteren Gedichtes werden später — dem antiken Stoff ein antikes Metrum! — Dystichen, deren Überschrift, der letzten Strophe der Dioskuren:

Dank sei euch, Brüdern beiden  
 Für euern Botenlauf

entsprechend, „Der Botenlauf“ lautete:

Wolte gen Himmel gewandt! Gebreitete stehende Arme!  
 Murren und schallender Ruf! Knieende Mädchen und Frau!  
 „Götter, besüßelt den Voten! Entscheidung! Lieber als Vangniß!  
 Seit sich die Sonne erhob, ringen die Stadt und Tarquin.  
 Siehe, die Sonne versinkt! Wittkämpfer, Castor und Pollux!  
 Denkt der verlassenen Frau! Sendet den Voten geschwind!“  
 Horch! Achtsüßig Getöse bergan! Zwei reißige Reiter!  
 Schon am heiligen Quell spülen die Waffen sie rein.  
 Dann, zwei gewaltige Jünglinge, stehn auf der ragenden Burg sie,  
 Gegen die schauernden Frau hat sich der eine gekehrt:  
 „Freude, knospendes Mädchen! Entschlossene Römer, Freude!  
 Herrlicher Sieg ist erkämpft! Geht ihr entgegen dem Heer?“  
 Einer spricht's und der Andere tauscht, zu dem Bruder gewendet.  
 Jetzt in das bleichende Licht springen die Kasse empor.  
 Einer der Jünglinge schwindet im Abend, es schwindet der andre,  
 Denn wie ein liebendes Paar lassen die Brüder sich nicht.  
 Ueber der römischen Feste gewaltigem dunkelndem Umriß  
 Hebt sich in dämmernder Nacht seliges Doppelgestirn.

Die Handlung ist so gewaltsam zusammengeschoben, daß darunter die Deutlichkeit des Vortrages für einen unbefangenen Leser gelitten hat. Die Sätze sind, besonders nun im Anfang die Aufregung der Massen wiederzugeben, aller Hilfsverben beraubt. Ein Ausruf reiht sich an den anderen; erregte Gruppen sind gebildet, deren Zusammensetzung nicht schnell genug geschildert werden konnte, und die dann selbst zu Worte kommen. Auf die Fragen und Wünsche des ersten Teiles folgen in einem zweiten in ähnlicher Weise Antwort und Erhörung: Die wiederum abgebrochenen Sätze, der Ausruf „Horch“ machen auf die Erscheinung der Boten aufmerksam, die sich aber auf höhere Weise als vorher einführen, wenn sie nicht mehr ihre göttlichen Stirnen, sondern ihre Waffen ins Wasser am Quell tauchen. Und nun stellt der Dichter die Heroen oben auf die Burg hin, wo

sie, den Sternen schon nahe, mit denen sie bald verschmelzen sollen, und doch den Menschen unten sichtbar, ihre frohe Botschaft verkünden können — sowie er etwa die Statuen der Beiden in Rom auf der Piazza del Quirinale gesehen hatte. Während im alten Gedicht nach der kurz angedeuteten Apotheose die Frauen noch einmal im Gebet danken, und durch diese feierliche kulturelle Handlung die Ballade einrahmen, wird im neuen Gedicht die Verklärung der Götter durch keine irdische Zugabe gestört. „Der Botenlauf“ klingt in einem mächtigen Orgelpunkt aus: der geheimnisvolle Abschied der Dioskuren, die vom letzten Licht des Himmels aufgesogen werden, und dann gleich darauf ihre symbolische Wiederkunft, wenn sie als schützende Gestirne über der Stadt Rom leuchten, ist von grandioser Wirkung. Die Melodie der Sätze lebt sich hier umso voller aus, je sparsamer der Dichter zu Anfang war: Jetzt hat er Zeit und das letzte Dystichon ergießt sich in breitem Strom. Eine solche Steigerung, ein solches *maestoso* zum Schluß bedurfte einer sorgfältigen Vorbereitung, alle ähnlichen Noten vorher wurden gestrichen, und die zahlreichen Erwähnungen und Umschreibungen der beiden Castor und Pollux in dem alten Gedicht: „Du hilfsreich Brüderpaar“, „die Krieger“, „wie Brüder“, „der Bruder traut und ich“, „der Genos“, „vom Bruder“, „der andere Bruder“, „Euch Brüdern beiden“, „gelobte Dioskuren“ — sind wohl oder übel beseitigt; denn man durfte nicht zu viel vorher von den beiden gewußt und gehört haben, wenn man von ihrer Enthüllung und Entrückung am Ende wirklich gewaltig überrascht werden sollte. Die Frauen rufen die Götter auch nur als „Mittkämpfer“, nicht gleich als „Sterne“ an, die den Schiffern helfen: eine Verrückung, auf die es hier bei einer Landschlacht gar nicht ankam und wodurch außerdem die Pointe, die Verschmelzung der Götter in Sterne, überflüssigerweise vorweggenommen war. Aber auch die Worte des Einen der Jünglinge sind diesmal objektiver als früher: Er erzählt nicht von der Schlacht, wo er an der Seite des Bruders mitfocht, sondern berichtet nur den Erfolg, den Sieg. Den beiden war vom Dichter so viel wie möglich alles Menschliche genommen, damit ihre Göttlichkeit desto besser geoffenbart werden konnte. Der Ort, der früher gleich in der ersten Strophe bezeichnet wurde:

Die Burg mit ihren Säulen  
Erglöhnt im Abendschein

wird jetzt erst am Schluß erwähnt, wo auch die Zeit inzwischen weiter vorgeschritten und die Nacht hereingebrochen ist, in deren Dunkelheit sich nun die Formen vergrößern, die zugleich auf ein ewiges Rom deuten, das sich hier unter dem Schutz der Götter zu glücklicher Zukunft entwickeln soll.

Ein Paar leichte Änderungen zeigte das Gedicht in der vierten Auflage (C<sup>1</sup> 229), wo die Zeile der zweiten Zeile noch enger miteinander verknüpft wurden: „Murmeln und schallender Ruf freier Mädchen und Frauen“, und wo es weiter unten statt der „reißigen“ fortan „zwei befreundete Reiter“ hieß. Das Fremdwort „Dioskuren“ dagegen kehrt erst in einem ganz andern Gedichte, in den „Schutzgeistern“ wieder, wenn der Dichter diesmal über seiner eigenen Heimat wie „zwei treue Sterne“ Goethe und Schiller wachen sieht:

Leben wird mein Volk und dauern  
Zwischen seinen Felsenmauern,  
Wenn die Dioskuren gerne  
Segnend ihm zu Häupten stehn.

## Miscellen.

### Zu der Entstehung der Redensart: „Keinen Knopf!“

Das „deutsche Wörterbuch“ der Gebrüder Grimm giebt (in Band 5, 1873, S. 1478) dem Worte Knopf unter anderem im Sprachbereiche von Schwaben und Tirol die volksmäßige Bedeutung von Geld, z. B. „keinen Knopf Geld haben“; „er hat Knöpfe“ = er hat Geld; und glaubt dieselbe darauf zurückführen zu sollen, daß manche Metallknöpfe Münzen ähnlich sehen und dafür angebracht werden. Wir glauben aber, daß der Grund der Redensart: „Kein'n Knopf!“ = keinen Pfennig, keinen Yar, rein gar nichts u. s. w. tiefer liegt: In den katholischen Gegenden Schwabens und Tirols finden von alten Zeiten her noch heute bei den Leihengottesdiensten, während des Offertoriums und bei der Kommunion, Opfergänge statt, wobei es — wie Geistliche und Metzner reichlich bezeugen können — nicht selten vorkam und noch heute vorkommt, daß von den Opfergängern in das Opferbecken, beziehungsweise in den Opferteller Hosen- oder Wammusknöpfe (welche ja beim Auffallen auch Kläppern) statt Kupfermünzen eingeworfen und in denselben beim Entleeren vorgefunden werden. Es mag nun hier dahingestellt bleiben, ob dies aus Geiz des Landmannes oder vielleicht aus Ungehörigkeit, einem Mißgriff u. dgl. geschieht, wenn der Opfergänger, von dem Akt des Opfers übermüdet und nicht darauf vorbereitet, sich hiefür nicht vorsehen hat, rasch zur Tasche fährt und hier, wo man ja erfahrungsgemäß auch weggebrochene Kleiderknöpfe aufbewahrt, statt einer Kupfermünze einen solchen Knopf erwischt. Es genügt an der berichteten Thatsache, welche übrigens — nebenbei bemerkt — nicht bloß von bei Opfergängen aufgestellten Opferbetten, sondern auch von in Kirchen und Kapellen ständig befindlichen Opferbüchsen gemeldet wird. Es wird der Fund solcher Knöpfe in den Opferbüchsen als etwas schier ganz Wertloses, Despektierliches angesehen; und wenn hier und da gar nichts darin vorgefunden wurde, so hieß es: „Nicht einmal ein — Knopf! Kein'n Knopf!“, welcher Ausdruck zur Bezeichnung des reinen Nichts dann mit der Zeit auch auf andere Verhältnisse übertragen wurde. Es ließe sich auch noch daran denken, daß die Redensart etwa auf die alten „Knopfstück“ (hin und wieder auch Knopfstücke genannt), das heißt auf die alten Schesbäzner süddeutscher Währung und guten Angedenkens (= 24 fr.), beziehungsweise auf die

alten österreichischen Silberzwanziger zurückzuführen wäre, welche die Bauern in Bayern, Schwaben und Tirol noch bis in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts als Knöpfe an Röcken, Wämfern und Westen trugen. Doch ist der ersten Deutung, insofern dieselbe der Pointe von: „rein gar nichts“ richtigen Ausdruck verleiht, der Vorzug zu geben vor der ebengenannten, welche eher das Gegenteil („etwas Rechtes“) bejagen möchte.

Havensburg.

F. Beck.

## Zu dem Ausdruck: „Schwören“ in Grimms deutschem Wörterbuch

(Band IX, 15. Lieferung, S. 2734—2746).

Dasselbe führt wohl zum Wort: „Schwören“ unter 5) besondere Wendungen mit Präpositionen an, z. B. an die heiligen schwören, eigentlich die Reliquien der Heiligen berühren; dann aus der Stadt, dem Lande schwören d. h. sich eidlich verpflichten, Stadt oder Land zu verlassen u. s. w.; weiter über die hl. Evangelien schwören (oder die heiligen sweren). Hier vermißt man aber nun sehr den im 15. und 16. Jahrhundert öfters vorkommenden Ausdruck: „Meber (auch an's) Meer schwören, welcher sich vornehmlich auf das hl. Land, Jerusalem bezog und im Ganzen so viel wie geloben (als Teil der Sühne, bzw. Buße), eine Meerfahrt, Wallfahrt in's hl. Land für die Seele des Getödteten zu machen, bedeutete (zu vgl. den Artikel „Meer über Meer“ im deutschen Wörterbuch). In ähnlicher Weise kommt um die gleiche Zeit der Ausdruck: „Meber (an) den Rhein, die Donau schwören“ vor; ersterer bedeutet eine in jener Zeit vielfach als Buße für Todtschlag aufgesetzte Wallfahrt nach Aachen (Auch), welche zu damaliger Zeit als eine der ersten der Christenheit galt; letzteren möchte man vielleicht auf eine Bußfahrt nach Regensburg zur „schönen Maria“ oder etwa nach Juchenhofen zu St. Leonhard beziehen (zu vgl. „Schwäbische Wallfahrten“ von Beck in „Diöcesan-Archiv von Schwaben“, XVI, 1898, S. 152). Ebenso fehlt der moderne militärische und auch feudentische Ausdruck: „Auf die Klinge (Zäbel beim Militär, „Zveer“ bei den Zmuden) schwören.“ Schon im frühen Altertum schwuren nach Jakob Grimms Deutschen Rechtsaltertümern (2. Ausgabe, S. 896 ff.) bei Beiprechung des Eides und der Form seiner Ableistung die „freien Männer auf ihr Schwert“; in einigen Gegenden dauerte der Gebrauch noch unter den Christen fort.

Havensburg.

F. Beck.

## Bemerkungen zu Mathesius' Leichen- und Hochzeitspredigten.<sup>1)</sup>

Leichenpredigten.

154, 32. Die Geschichte vom Juden in Rom, die sich auch in der 4. Predigt der Lutherhistorien findet, ist in damaliger Zeit häufiger verwendet worden. Sie geht auf die zweite Novelle von Boccaccios Decamerone zurück.

30, 1. mit dem mantel zudecket] Es ist einfach an die (biblische) Redensart „mit dem Mantel der Liebe zudecken“ zu denken.

31, 27. die Mißetheter vuter der Haußschwelle lest wegfichsleppen] wohl ein Volksbranch.

57, 18. Chur kinder] Synonym von „erwelete Kinder“.

156, 4. Auf die Geschichte von Johannes und dem verderbten Jüngling (vgl. Herders Parabel) wird bereits 127, 20 angepielt.

<sup>1)</sup> Vgl. jetzt auch: Loesche, Mathesiana in der Zeitschrift für Deutsche Wortforschung 1, 234 ff.



## Hochzeitspredigten.

- 321, 28. Gott wehre dem Türken, der uns den Simcher der alten Deutschen vund schirmer edlen trunk verwüßet hat.] Schon aus dem Vorhergehenden erhellt, daß ein Ungarwein gemeint sein muß. Simcher und Schirmer ist eine und dieselbe Sorte. Den Beweis liefert Aventins bairische Chronik Buch 1, cap. 148 (Ausgabe der tgl. bairischen Akademie S. 330, 8 ff.): Dieser [der Walhen] war damals künig (sc. zur Zeit des Königs Philipp v. Macedonien) obgenanter Schirm, der paut ein stat oberhalb kriechischen Weysenburg, hiez nach im Schirmburg, ist im latein und kriechischen Sirmium, iezo teutich Szmiching in Ungarn, da gut ungarisch weia wachsen [vgl. Aventin a. a. O. 344, 7 Schirmburg (iezo Simich), 407, 8 Schirmburg (iezo Simching)].
- 322, 7. Kötschberger] Die Deutung von Kötschenbroda ist richtig. Im Volksmunde heißt nämlich Kötschenbroda Kötschber. Kötschberger aus Kötschberer des Wohltauts wegen.
- 54, 24. Ich gestatte mir auch meine Ansicht über das Wort „Claretlein“ für ein leichtfertiges Mädchen auszusprechen. Vielleicht ist es doch weiter nichts als Verkleinerungsform der Weinsorte Claret. Claret bezeichnet ursprünglich einen mit Honig, Zucker u. s. w. verfesten Wein, heißt dann Claretlein ein süßliches, immer schönthuendes Mädchen? Eine ähnliche Übertragung findet sich meines Erachtens bei Tritz in den von Drechsler, Wenzel Scherffer und die Sprache der Schlesier, Breslau 1895, S. 147 angeführten Versen über genußsüchtige Weiber:

Der Kopff ist Schmuckes voll, die Stirne glänzt herfür,  
Der Wein ist reiß vnd seil, der Krantz hengt vor der Thür.

Dresden.

Karl Reuschel.

### Zur Datierung des Disputationsplanes im Faust.

Im Faustparalipomenon 11 folgt auf die Skizze der Disputation eine Anzahl schwer lesbarer Wörter.<sup>1)</sup>

„Ich erkläre (?) mich in (?) dieser  
so Sache durch (?) ein Beispiel (?)  
Genuß  
Resignation Gewohnheit  
Streben.“

Der Passus stellte bisher eine harte Nuß dar, an der sich ein Jeder die Zähne ausbeißten mußte, der es unternahm, den Disputationsplan aufzubauen. Ich kann nun zeigen, daß die Worte überhaupt nicht zu dem Faustparalipomenon gehören. Sie sind von Goethe auf das gerade vor ihm liegende Papier geworfen, um seine Gedanken über einen ganz anderen Gegenstand vorläufig zu fixieren, und zwar handelte es sich um eine Preisfrage.

Ein Graf Zenobio wendete sich zu Anfang 1801 an Goethe mit dem Vorschlag einer Preisfrage über die Gesetze, nach denen die menschliche Kultur sich entwickelt. Zu diesem Zwecke übergab er Goethe die Summe von 50 Karolin und überließ ihm die Formulierung und Ausdeutung der Aufgabe. In den Briefen an Schiller vom 7. März, 18. März, 25. März, 3. oder 4. April, an

<sup>1)</sup> Die hier gegebene, von der Weimarer Ausgabe abweichende Lesung stammt von Schüddkopf, der auf meine Bitte unter Berücksichtigung der zugehörigen Briefstelle die sehr verwischten Schriftzüge noch einmal untersucht hat. Die entscheidenden Formeln „Genuß Resignation Gewohnheit Streben“ sind aber ganz deutlich.

einige philoſophiſche Freunde vom 1. Mai, ferner in der Tagebuchnotiz vom 29. April iſt davon weiter die Rede. Die Schwierigkeit einer beſtimmten Formulierung der Aufgabe und die geringe Ausſicht, ſo weitausſchauende Fragen auf dieſe Weiſe der Löſung näher zu bringen, bewogen Goethe ſchließlich, die Sache ruhen zu laſſen. Er berichtet darüber in den Tag- und Jahreshäften 1804 (Werke 35, 186 ff.).

Nun ſchreibt Goethe in Erörterung dieſer Angelegenheit an Schiller am 25. März 1801: „Beim Nachdenken über's Beharrende im Menſchen, worauf ſich die Phänomene der Kultur beziehen ließen, habe ich biß jetzt nur vier Grundzuſtände gefunden:

des Genießens  
des Strebens  
der Reſignation  
der Gewohnheit.“

Ebenſo in dem Briefe an die philoſophiſchen Freunde, die er zur Äußerung über die Formulierung der Preisfrage auffordert (1. Mai 1801): „In wie fern ich eine dergleichen Auflöſung für möglich halte gebe ich ein Beiſpiel, das nur dazu dienen ſoll um den Freunden, deren Rath ich mir in dieſer Sache erbitte, im Kurzen verſtändlicher zu ſein. Man nehme die beyden Enden menſchlicher Thätigkeit Genuß und Streben, mit den dazwiſchen liegenden Zuſtänden Gewohnheit und Reſignation, als empiriſche Data für einmal an“ u. ſ. w.

Zu dieſer letzteren Briefſtelle gehört unſer Paſſus als ein erſter Entwurf. Daß Heſtchen mit der Diſputationsſkizze, auf deſſen letzte Seite der Paſſus hingeworfen iſt, lag alſo am 1. Mai 1801 auf Goethes Arbeitstiſch. Daß ſtimmt gut mit der Annahme Pniowers (Goethes Faust S. 84), der auf Grund des bekann- ten Briefes an Schiller, in dem zugleich die Diſputation und die bononiſchen Lech- ſeine erwähnt werden, die Skizze in den Anfang April 1801 ſetzt.

Charlottenburg.

Max Morris.

### Nachtrag zu Seite 259.

Ich hatte in meinen Veröffentlichungen über den Briefwechſel zwiſchen Schiller und Huber die Vermutung ausgeſprochen, daß die Originalbriefe Schillers an Huber durch Therese an die Cottasche Buchhandlung gekommen ſeien. Dieſe Vermutung hat ſich als richtig herausgeſtellt. — Am 13. Februar 1828, zu einer Zeit alſo, als Therese mit ihrem früheren Freunde, dem Buchhändler J. F. Cotta ſehr geſpannt war, erbat ſie in ſehr förmlichem Tone die Rückſendung der im April 1825 ihm übergebenen Briefe, und zwar 14 von Sparmann, 2 von Thunberger und 6 von Camper an Forſter; ferner die Briefe von Schiller an Huber, „die ich vor mehreren Jahren, in der Meinung, Sie würden Schillers Briefwechſel herausgeben, in Ihre Hände gab.“ —

Therese iſt allerdings erſt fünf Vierteljahr ſpäter geſtorben: in den wenigen Briefen, die ſeit den angeführten von ihr an Cotta geſchrieben wurden, kam ſie auf die Sache nicht zurück, Cottasche Briefe, in denen er der Schillerſchen Epitelen erwähnt, ſind mir nicht bekannt, es ſcheint alſo, daß Cotta die ihm zunächſt lei- heweife übergebenen Briefe behalten hat.

Die mitgeteilte Briefſtelle iſt aber auch in anderem Sinne intereſſant. Sie deutet einen ſonſt nicht bezugten Plan Cottas an, Schillers Briefe zu veröffent- lichen. Dieſer könnte damit zuſammenhängen, daß grade in jener Zeit durch Goethe ſeine Korreſpondenz mit Schiller im Cottaschen Verlage ediert wurde.

11. Auguſt 1900.

Ludwig Geiger.

## Recensionen und Referate.

---

Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Aus der Handschrift des Dichters herausgegeben von G. von Laubmann und L. von Scheffler. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 1. Band 1896. 2. Band 1900. 32 M.

### I.

Wenn der Veröffentlichung von „Platens Tagebuch“ im Jahre 1860 eine große Enttäuschung der Forscher wie der Verehrer des Dichters folgte, so konnte diese Enttäuschung, die sich mit Unrecht meist gegen den toten Autobiographen wendete, keine bessere Rechtfertigung erfahren, als durch die Herausgabe der unverkürzten Tagebücher, wie sie uns jetzt abgeschlossen vorliegt. Es stellt sich heraus, daß kaum jemals ein Werk durch die Hand des wohlmeinenden Bearbeiters grausamer verstümmelt worden ist als damals dies Vermächtnis eines rücksichtslos offenen und wahrhaftigen Dichters durch die allzu ängstliche Fürsorge eines theologischen und eines medizinischen Freundes. Alle Ausbrüche des überquellenden Gefühls, die uns den Menschen erkennen lassen in seinem inneren Erleben, seinen Schwächen und Leiden, wie seinem Hoffen und Streben, sind gestrichen. Nur das Thatfachenmaterial und die überreichen Lesefrüchte sind geblieben, dabei aber überarbeitet und in eine Form gebracht, die oft alles Charakteristische eingebüßt hat. Nüchtern und trocken mutet uns das Tagebuch in der Fassung des Kirchenrats Engelhardt an, während das Original doch durchflutet ist von einem übermächtigen Strome des Gefühls. Und so kommt es, daß gerade der Zweck der Publikation von 1860, nur das zu geben, was für das Werden des Dichters in Platen bedeutsam ist, völlig verfehlt wurde. Denn unlösbar ist die Entwicklung gerade dieses Dichters tief innerlich mit der Geschichte seines Seelenlebens verflochten, und indem uns diese vorenthalten blieb, konnte auch jene nicht verständ-

licher werden. Nur die Scheu, die Bekenntnisse Platens über das tragische Verhängnis seines Lebens aufs neue von Unverstand und Übelwollen zur Bestätigung von Heines widerlichen Angriffen mißbraucht zu sehen, eine Scheu, die ja in erster Linie auch Platens Mutter und Schelling gehegt hatten, kann die Redaktion Engelhardts und ihre Herausgabe durch Karl Pfeufer erklären. Hatten doch beide die Bedeutung der freien Ergüsse des Tagebuches wohl erkannt, wie am klarsten Pfeufers feinsinniges Vorwort beweist. Hier findet sich die treffliche Charakteristik von Platens Verhältnis zu seinen Diarien: „Wer Jahre lang ein Tagebuch, nicht etwa bloß der äußeren Begebenheiten, sondern des eigenen Herzens führt, wer jede Kränkung, jeden Schmerz, jede Täuschung, jeden wirklichen oder eingebildeten Fehler mit der gewissenhaften Treue eines Chronisten einregistriert: der zeigt eben hiedurch, daß ihm der heitere, unbefangene Genuß des Daseins versagt ist. In diesem Sinne tröstet die Wahrnehmung, daß mit der zunehmenden Reife des Dichters die Aufzeichnungen immer sparsamer werden, und in den späteren Abschnitten nur selten von dem Äußeren, Thatsächlichen ab in jene unseligen inneren Vertiefungen zurückkehren.“

Den Bericht jener „unseligen inneren Vertiefungen“ aber wagte Pfeufer so wenig wie Engelhardt zu veröffentlichen.<sup>1)</sup> Und doch hatte Platen an Feiler seiner Tagebücher gedacht und ihrer Publikation nach seinem Tode kein hinderndes Verbot in den Weg gestellt. „Es kenne mich die Welt, auf daß sie mir verzeihe“ — dies stolz-demütige Wort des Dichters giebt die beste Rechtfertigung der neuen Ausgabe der sämtlichen achtzehn handschriftlichen Bände oder 33 „Bücher“ des „Memorandum meines Lebens“, wie Platen sein Tagebuch betitelt. Wir verdanken sie der Initiative des Vorstandes der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, Geheimrat Dr. von Laubmann. Nachdem Jahrzehnte lang die Tagebücher aus Besorgnis vor Mißdeutung unter sorglichem Verschluß gehalten worden waren, erschien es ihm als Pflicht, einen so wertvollen Schatz des ihm unterstellten Instituts der Wissenschaft zugänglich zu machen, zumal eine gerechte Würdigung von Platens unglücklichem, aber wahrhaft vornehmen Charakter

<sup>1)</sup> Wie weit sie in dieser Scheu gingen, mag ein charakteristisches Beispiel zeigen. Am 24. October 1816 schreibt Platen in sein Tagebuch (1, 671): „Wenn ich hier meine liebsten und süßesten Wünsche niederlegen darf, so nenne ich sie: einmütigen Dichterruhm, eine diplomatische Laufbahn und V. S. [Brandensteins] Bekanntheit.“ Diesen letzten, in jenem Augenblick für Platen beinahe wichtigsten Wunsch ließ Engelhardt ganz weg und druckte (S. 137): „einmütigen Dichterruhm und eine diplomatische Laufbahn.“ Diese verfälschte Fassung lag Redlich vor und ging daher auch in dessen biographische Skizze Platens über (Werke 3, 335), die denn leider auch wie an dieser Stelle so durchweg durch die Verkennung oder Verheimlichung des erotischen Freundschaftsmartyriums Platens der tieferen psychologischen Grundlage entbehrt — ein Umstand, den man bei ihrer Sorgfalt und kritischen Zucht in anderer Hinsicht mit doppeltem Bedauern empfindet.

erst bei uneingeschränkter Offenheit und Aufrichtigkeit möglich werden konnte. Dieser Intention stellte sich eine unermüdlige Arbeitskraft in Dr. L. von Scheffler zur Verfügung, der in jahrelangem Bemühen allen geistigen und geographischen Wegen Platens so weit irgend möglich nachgehend dem sorgfältig gedruckten Texte einen Kommentar beigab, dessen biographische und bibliographische Nachweise außerordentlich ergiebig und reich, im ersten Bande gelegentlich fast allzu gewissenhaft genannt werden müssen, während die übrig gebliebenen Lücken gewiß kein billiger Beurteiler wird tadeln wollen.<sup>1)</sup> Bedauerlich ist nur, daß das Register, um die Ausgabe nicht noch länger zu verzögern, nicht auch nach der biographischen und namentlich litterarischen Seite mit derselben eingehenden Specifizierung bearbeitet werden konnte wie nach der geographisch-topographischen. Hier wird sich vielleicht das Bedürfnis einer Ergänzung herausstellen. Trefflich aber sind die einführenden Bemerkungen, die Scheffler den beiden Bänden vorangestellt hat, und die für die Würdigung des Gebotenen die richtigen Gesichtspunkte aufstellen.

Die Bedeutung der umfangreichen Publikation wird verschieden beurteilt werden je nach den Anforderungen, die man glaubt, an ein solches Werk stellen zu sollen. Wer in erster Linie eine Fülle interessanter äußerer Begebenheiten, eine geistvolle Beleuchtung des litterarischen Lebens im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, ein Schatzkästlein von Kunsturteilen und Besprechungen aus der ganzen Weltlitteratur erwartet, der wird vielleicht seinen Ertrag aus diesen zweitausend Seiten nicht ganz befriedigend finden. Wohl ist nach jeder dieser Richtungen gar vieles geboten, und nicht bloß der Litterar-, auch der Kulturhistoriker kann hier reichen Gewinn ziehen; aber die durchgehende persönliche Betrachtungsweise mit ihrer starken seelischen Befangenheit nimmt diesen Berichten und Urteilen die erfreulichen frischen Farben und läßt die Einzelheiten zurüdtreten hinter der übermächtigen granen Stimmung, die in dem ganzen Lebensbilde vorherrscht. Die unendlich vielen, reichen Ausblicke, die gerade Platen mit seiner universalen Bildung bieten konnte, sind daher oft verschleiert, unbe-

<sup>1)</sup> Kleine Nachträge und Berichtigungen werden sich bei einem so umfangreichen Werke im Laufe der Zeit immer ergeben, ohne das Verdienst der gewaltigen grundlegenden Arbeit zu verringern. So verschafft vielleicht ein Zufall mehr Licht über die Persönlichkeit des Malers W. Jffel, über den sich nichts eruiert ließ: nach Briefen an Platen ist er später Hofrat geworden. Die 1, 435 genannte Besprechung von Müllners „Schuld“ [43] steht im „Münchener Theater-Journal“, herausgegeben von Hofschaulpieler Carl, III. Jahrgang 1816, 1. Heft, S. 48—59. Der 1, 520 erwähnte Bericht über das Fest des 5. Chevaurleger-Regiments [47] findet sich in der „Augsburgischen Ordinar-Vostzeitung“ vom 10. Mai 1816. In der Übersicht von Platens Dichtungen und Schriften fehlt unter den Epen und epischen Gedichten das „Todteuschiff“ 2, 435, dessen Anfang übrigens nicht in Nr. 24, sondern Nr. 25 der Münchener Plateniana erhalten ist; ebenso vermißt man den „Amadis“ 2, 621.

stimmt und geeignet, den lebhaften Wunsch nach größerer Frische und Ausführlichkeit wachzurufen, um so mehr, als manche Charakteristiken (z. B. von Döllinger oder Liebig) ungemein scharfe und treffende Urtheile geben. Aber nicht um die Ausblicke handelt es sich für Platen bei seinen Niederschriften, sondern um den Einblick in sich selbst, und wer diesen Standpunkt als berechtigt anerkennt — und wer könnte ihn bestreiten? — der muß diese „Tagebücher“ den merkwürdigsten Erscheinungen der Weltliteratur beizählen. Sie gehören in die Fortsetzung jener Reihe von Selbstbekenntnissen, die von Augustins Confessiones über Rousseau und Alfieri zu Goethes „Wahrheit und Dichtung“ führen; an Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit aber sind sie durch den von aller Frechheit weit entfernten Ernst des Verfassers wie die Unmittelbarkeit der täglichen Aussprache ein Gipfel, über den auch in Zukunft nicht wird hinausgegangen werden können. „Nur durch diesen letzten Grad von Aufrichtigkeit kann eine Selbstbiographie interessant werden,“ meint Platen (I, 756). „Wollte Gott, es hätten uns alle großen Männer statt einer ‚Wahrheit und Dichtung‘ eine Beichte hinterlassen wie Rousseau.“ Wie Goethes künstlerisch harmonische, dabei im höchsten Sinne historische Ausgestaltung des eigenen Lebensbildes, so würde Platen auch jede andere Art von Memoiren abgelehnt haben, die nicht den letzten Schleier von der Seele des Schreibenden hinwegzögen. Und diesem Standpunkte, den er schon in früher Jugend einnahm, blieb er bis ans Ende treu, ja gerade hierin erblickte er das litterarische Verdienst seiner Aufzeichnungen. „Wenn je etwas Ersprießliches aus meiner Feder floß oder fließen wird,“ urtheilt er in seinem zwanzigsten Lebensjahre (I, 537), „so sind's diese Diarien, die immer einen gewissen Wert behalten, wenn sie auch von dem unbedeutendsten Menschen handeln, da sie aufrichtig sind und seine allmähliche Entwicklung deutlich entfalten. Vielleicht ist keines Menschen Leben ganz uninteressant, wenn er es selbst beschreibt. Ein Leben voll Thorheiten, wie das meine, ist überdies lehrreicher, als jedes andere. Es ist eine beständige Warnung vor Selbstbetrug und Betrug an anderen. Es zeigt, wie lange oft eine auf gar nichts Heelles sich gründende Neigung der Vernunft zu trogen vermag, und in welche Abgründe sie führt. Es zeigt aber auch, daß nach und nach alles überwunden werden könne.“

Diese letzten Sätze weisen auf den großen inneren Kampf hin, den Platen in diesen Blättern vor unseren Augen vom Erwachen des vollen Selbstbewußtseins an bis ans Ende durchsicht. Er hat „alles überwunden“ und den Adel seines Charakters siegreich behauptet. Daß dies aber nur in einem immerwährenden, aufreibenden Ringen mit einer unausrottbaren verhängnisvollen Naturanlage, nur durch den Verzicht auf unbefangenes Lebensglück, nur unter Verlust der höchsten künstlerischen Productivität möglich war, das ist ein wahrhaft tragisches Schicksal, das stempelt ihn zum wahrhaft tragischen Helden, dessen Charakter bei aller Besonderheit

und manchmal fast abstoßenden Sonderbarkeit doch menschlicher Größe nicht entbehrt. Der psychologische Wert der Tagebücher ist es in erster Linie, der sie zu einem unschätzbaren document humain macht; von hier aus ziehen wir den bedeutungsvollsten historischen und ästhetischen Gewinn. Der psychologisch-biographische Gesichtspunkt soll daher auch dem folgenden Referate die Richtung geben.

An äußeren Begebenheiten hat Platen wenig Interesse; nur was sie für ihn bedeuten, wie sie auf ihn einwirken, das giebt ihnen Gewicht und kann daher auch manchmal den kleinsten Vorkommnissen zu eingehendster Besprechung verhelfen. Große neue Thatfachen seines äußeren Lebens lernen wir also aus den Tagebüchern nicht kennen; dagegen erklärt sich uns sein Charakter bis in seine geheimsten Winkel und läßt nun auch den tiefen Grund seiner Absonderlichkeiten erkennen, die bisher meist nur dazu dienen mußten, sein Bild gehässig zu entstellen.

Seinen eigentlichen Diarien, deren unverfälschtes Original erst mit dem Eintritte beim Militär beginnt, hat Platen eine kurze Erzählung seiner Kindheit und eine zusammendrängende Bearbeitung seiner ältesten Tagebücher vorangestellt, so daß uns kein Theilchen seines Entwicklungsganges vorenthalten wird. Und in der That darf die grundlegende Bedeutung der frühesten Zeit von 1796 bis 1806 nicht verkannt werden; der überwiegend weibliche Einfluß in den Ansbacher Knabenjahren, denen die feinsinnige und liebevolle Mutter ein glückliches Gepräge zu geben vermochte, mußte das Kind wohl weicher und empfindlicher in seinem Gemüthsleben erhalten, als ihm dann in der rauhen Luft des Kadettenhauses, fern von jeglicher weiblichen Fürsorge, gut war. Hier gab es „weder Recht noch Unrecht, nur Gehorsam und Widerseßlichkeit“ (1, 16), und wie eine Befreiung mußte der Vierzehnjährige seine Aufnahme in die Pagerie mit ihren feineren Formen und weiteren Erziehungsaufgaben begrüßen. Auch der Glanz des Hofes, den er nun im täglichen Dienste kennen lernte, beschäftigte seine Phantasie und befriedigte seine Eitelkeit, ohne ihn aber zum Hofmann machen zu können. Seine Verehrung für den gütigen König und den kunstliebenden, deutschgesinnten Kronprinzen vermochte nicht zu verhindern, daß schon frühe die demokratischen Anschauungen bei ihm Wurzel faßten, denen er im Grunde sein Lebenstag gehuldigt hat. Auch nahm er gar bald hinter dem glänzenden Scheine des Hoflebens manches Kleinliche und Leere wahr, und so entwickelte sich eine ungesunde Frühreife, die schon zeitig die unbefangene Lebensfreudigkeit ersäufte. Er fühlte sich in manchen Dingen schon hier im Gegensatze zu seiner Umgebung; viel schroffer mußte dieser Gegensatz werden, als Platen im März 1814, mehr dem Zuge der kriegerischen Zeit als klaren Erwägungen oder gar innerer Reizung folgend, in den Militärdienst eintrat.

Eine unglücklichere Berufswahl hätte Platen kaum treffen können. Der Dienst, der ihn nicht im mindesten ansprach, war ihm nur eine Last

und wurde von ihm in einer Weise versehen, die ihm unmöglich das Wohlwollen seiner Vorgesetzten erwerben konnte. Bei seinen Kameraden aber hatten ihm seine Absonderlichkeiten schon in der Fagenzeit den Beinamen „der Narr“ eingetragen. Die stiefmütterlichen Gaben, womit die Natur seine äußere Erscheinung ausgestattet hatte, erschwerten es ihm, weltläufig aufzutreten. Aber auch wenn er versuchte, die schwere Kunst des Umgangs mit Menschen zu lernen, so scheiterte dies Bemühen immer wieder an seinem unüberwindlichen Widerwillen gegen Tanz und Spiel und die fade Oberflächlichkeit der Gesellschaft überhaupt. Mit seinem linksischen, wortkargen Benehmen spielte er, wie er selbst empfand, eine üble Rolle. Entschädigung dafür suchte er in leidenschaftlicher Hingabe an seine schöngeistigen Studien, eine ausgedehnte Lectüre und seine leichtflüssige Dichtung. Aber ohne eine führende Hand bei seinen Arbeiten, ohne verlässigen kritischen Beirat in seiner Poesie kam er auf beiden Gebieten aus dem Taften und Schwanken nicht heraus. Er fühlte sich immer wieder unsicher, nie befriedigt, und so steigerte sich seine Neizbarkeit und Schwermut bis zu unleidlicher Höhe, machte aber zugleich auch den Verkehr mit ihm immer unerquicklicher. Trotzdem fehlte es ihm nicht an trefflichen Freunden, unter denen besonders Verglas (schon 1820 gestorben), Fritz Fugger, der nachmals Platens Geschäftsträger in Deutschland blieb, Khländer (später Bundestagsgesandter in Frankfurt), Schnitzlein (gestorben als Generallieutenant und Gouverneur von Landau), Lüder (nachmals bayerischer Kriegsminister), Schlichtegroll (der spätere Reichsarchivrat) u. a. hervortreten. Zeitweise hatte er so Genossen seiner Studien, wie z. B. Schlichtegroll mit ihm Englisch trieb, und vor allem ein Publikum für seine Gedichte. Aber der Dienst wie die verschiedenen Interessengegensätze trennten allmählich diesen Kreis; durch die Verhältnisse und eigene Selbstquälerei fühlte sich Platen immer wieder vereinsamt und gemieden. „Ich werde von niemand geliebt. Das sicherste Mittel, geliebt zu werden, sagt Boccaz, ist zu lieben. Ich liebe; aber niemand hängt an mir. Viele meiner Bekannten wurden durch meine Bizarrieries von mir abgeschreckt. Ich könnte artig, zuvorkommend, einschmeichelnd gegen die Menschen sein und dadurch sehr bei ihnen gewinnen; so aber ist im Gegentheil ein Trieb in mir, jedem, der besonderen Anteil an mir zu nehmen scheint, durch eine Unfreundlichkeit wehe zu thun. Wen ich lieb haben soll, der darf mir nicht oft sagen, daß er mich liebe, sonst treibt mich der Geist des Widerspruchs, mich ihm auf einer unvoreilhaftigen Seite zu zeigen, und sollte es auch durch eine mir selbst schädliche Verstellung sein. Ich bestreite jedermanns Lieblingsideen, und sollten es meine eigenen sein.“ (1, 518 f.)

Einen Aufschwung aus dieser Bitterkeit und Schwermuth hoffte Platen, als er am 15. April 1815 gegen Frankreich ausmarschieren durfte. Aber ein neidisches Geschick versagte ihm all die erwarteten großen



Eindrücke und Thaten. Platen's Truppenteil ist nie ins Feuer gekommen; in langen Märschen und etlichen mehr oder minder bequemen Standquartieren erschöpfte sich die Thätigkeit der bayerischen Reservearmee, und so konnte Platen auch im Kriege reichlich seinen unkriegeriſchen Neigungen nachgehen. „Als Soldat reisend,“ wie er es treffend nennt (1, 262), nimmt er jede Sehenswürdigkeit, jede Kirche, jedes Schloß in Augenschein, wenn er nur irgend Zeit dazu finden kann. Keine größere Stadt wird berührt, ohne daß die Buchhändler aufgesucht und ihre Bestände durchmustert würden. Auch die Natur wie die Eigenart der Bewohner sucht er sich in den verschiedenen Landstrichen klar zu machen. „Ich betrachte alles, ich beobachte die Menschen und ihre Werke, aber ich lebe nicht mehr mit ihnen“ (1, 286), das ist seine Lebensweise in den Monaten vom April bis Dezember 1815.

„Ich lebe nicht mehr mit ihnen.“ Wieder spricht hier die unselige Einsamkeit eines Mannes zu uns, der unverstanden und bspöttelt am falschen Flecke steht. Die wenigen Kameraden, die durch geistige Interessen mit Platen verbunden, waren bei anderen Truppenteilen zerstreut und nur ein glücklicher Zufall brachte einmal eine gelegentliche Berührung. In seiner Umgebung fehlte ihm jede sympathische Erscheinung. Die allgemeine Sittenlosigkeit empörte ihn; der bayerische Particularismus, der ihm in den Offizierskreisen fast allenthalben entgegentrat, reizte sein kräftiges nationales Empfinden zum lebhaftesten Widerspruch. Seine Gedichte, die uns beweisen, daß er selbst unter diesen ungünstigen Umständen von der Größe der Zeit einen kräftigen Hauch verspürt hat, durften auf Anerkennung bei diesen Kameraden ebenso wenig rechnen wie seine eifrig betriebene französische, englische und italienische Lektüre. Und so ist es kein Wunder, daß Platen gar bald wieder der alten, inneren Unzufriedenheit anheim fällt: „Im übrigen langweile ich mich hier in Frankreich, da wir nichts mehr zu thun haben, und ich denke mit Sehnsucht an meine stillen und geliebten Studien zu München mit Perglas und an die guten Leute, die ich dort verließ. Es waren schöne Abende, es war eine gute Zeit. Was soll ich auch hier auf dem fremden Boden.“ (1, 259.)

Am 11. Dezember 1815 fühlt er sich glücklich und froh, wieder im alten lieben München einzutreffen. Aber keine drei Wochen weilt er hier, so bricht auch schon wieder die alte Melancholie hervor. Der tiefste Grund dafür freilich war sein unbefriedigtes Liebesbedürfnis, das schon in seinem siebzehnten Lebensjahr eine verhängnisvolle Gewalt gewonnen hatte und sein ganzes Phantasielieben beherrschte. Zunächst war es eine Sehnsucht ohne Gegenstand, ein Gefühl des Mangels, dem keiner seiner Kameraden, noch weniger aber ein Mädchen zu genügen geeignet war. Die idealen Forderungen des Jünglings richteten sich an junge Männer, die er gar, nicht persönlich kannte, auf deren einnehmende Züge er vielmehr bloß sein Ideal übertrug. So erging es ihm mit dem Grafen Mercy, so auch mit

dem Prinzen Sttingen-Wallerstein, dessen früher Heldentod ihn heiße Thränen kostete. Vergebens bemühte er sich dann, Offizier geworden, sich in eine junge Dame, die anmutige Euphrasia von Boissejon, zu verlieben; es gelingt ihm nicht und wiederholt taucht in seinem Tagebuche die Klage auf, daß kein Mädchen auf ihn einen tieferen Eindruck machen könne. Schon in seiner Vagenzeit berichtet er: „Ich gewöhnte mich, meine Hoffnungen und Träume der Liebe an Personen meines eigenen Geschlechts zu verschwenden und suchte in ihrer Freundschaft dasjenige Ziel zu erringen, das der Liebende in der Ehe sucht. Ich gewöhnte mich, die Frauen mehr zu verehren als zu lieben, die Männer mehr zu lieben als zu verehren. Ich bin schüchtern von Natur, aber am wenigsten bin ich's in ganz ungemischter Gesellschaft von Weibern, am meisten in ungemischter Männergesellschaft. Am meisten gefiel mir die Zartheit der Weiber, aber ich sah sie nicht als etwas Auswärtiges, sondern als etwas auch meinem Wesen Inwohnendes an.“ (1, 67.)

Wie die weibliche Zartheit ihm wesensverwandt erschien, so war es männliche Kraft und Schönheit, die ihn als seine notwendige Ergänzung unwiderstehlich anzog. Die äußere Schönheit ist bei allen seinen Phantasielidenschaften der Ausgangspunkt. Sie fesselte auch den jungen Offizier an den stattlichen blonden Rittmeister von Brandenstein, dem viele seiner Gedichte aus den Jahren 1814 bis 1816, aber auch noch aus späterer Zeit gewidmet sind. Sein Bild verfolgt ihn Jahre lang Tag und Nacht, begleitet ihn ins Feld und erneut sich nach der Rückkehr mit neuen Farben; ihm dichtet er alle die Charaktereigenschaften an, die er bei seinem Freunde sucht und schwelgt in seiner Phantasie in Liebesglück und Schmerz. Seinem „Federigo“ aber im Leben näher zu treten, fehlt ihm die Entschlossenheit und die Geschicklichkeit. Auf die romantischste Weise sucht er sich seine Silhouette zu verschaffen, natürlich vergebens; aber sich dem Vergötterten vorstellen zu lassen, erscheint ihm unmöglich, und das Schicksal muß deshalb die grausamsten Anklagen über sich ergehen lassen. Diese ganze Phantasieliebe ist eine ermüdende Selbstquälerei, die er aber trotz ihrer Ergebnislosigkeit, ja Ausichtslosigkeit hartnäckig festhält, bis eine neue Leidenschaft sie ablöst. Indem er sich nun aber dieser zuwendet, fühlt er schon dunkel die drohende Gefahr: „O du gewaltiger Amor,“ ruft er aus (1, 469), „mit wie viel tausend und tausend Schlingen durchwebst Du die ganze Welt! Wen bannst Du nicht in Deinen Zauberring? Mich nicht. Zwitterhafte Gefühle nährst Du in meinem Busen, vor denen mancher schauern würde; aber Gott weiß es, meine Neigung ist rein und gut.“

Eine große Ernüchterung beendet; diese Leidenschaft für Wilhelm von Hornstein. Lange hat Platen vergeblich versucht, ihn näher zu kommen; endlich fügt es der Zufall, daß sie zusammen auf Wache ziehen, und da muß er nun erfahren, daß dies Ideal seiner Phantasie sich keineswegs

über das verhaßte Durchschnittsniveau des Truppenoffiziers erhebt, ja in sittlichen wie ästhetischen Fragen dieselben rohen Scherze liebt wie die anderen alle. „Man muß keine seelenvollen Menschen unter dem Militärstande suchen“ (1, 487), klagt Platen; in mancher düsteren Stunde steigert sich aber seine Schwermut bis zur Sehnsucht nach einem frühen Tode: „Seh' ich doch, Welch ein Leben ich führe, ein Leben, wovon eine strenge Hand die wenigen Blumen noch abstreift, womit die Phantasie es bekleidete. Lehre mich, Vater im Himmel, wo das Glück zu finden sei, lehre mich die wahre Weisheit des Lebens oder laß mich enden!“ (1, 484.)

In religiösen Gedanken sucht er seine Fassung wiederzugewinnen, wie er denn zu dieser Zeit dem Christentume innerlichst ergeben war. Aber dennoch gewinnt die düsterste Melancholie immer wieder die Oberhand, bis zu dem Gedanken an Selbstmord (1, 464 f.). Nie aber, selbst in der äußersten Niedergeschlagenheit, ermattet Platen in dem Bestreben, sich frei zu halten von gefährlichen oder gar unwürdigen Bänden. In Frankreich hatte er das „unselige Geheimnis“ (1, 141) erfahren, daß auch bei der Liebe zwischen Männern das sinnliche Element Gewalt haben könne. Welch schweres Verhängnis damit über ihm waltete, kam ihm erst allmählich, aber immer klarer zum Bewußtsein. „Was mich am meisten zittern machen sollte, ist, daß meine Neigungen bei weitem mehr nach meinem eigenen Geschlechte gerichtet sind, als nach dem weiblichen. Kann ich ändern, was nicht mein Werk ist? . . . Ohne alle Sinnlichkeit kann keine Liebe sein. Aber niemals und auf keine Weise hat mir Federigo gemein-sinnliche Triebe erweckt. Aber wenn es bei anderen so weit mit mir kommen sollte! O, dann verschlinge mich eher der Abgrund. Ich würde verloren sein. Ich würde mich elend in mir selbst verzehren, ich würde nie zu meinem Zwecke gelangen und würde auch schaudern, ihn zu erreichen. Wie sehr schon eine edlere Liebe an den Rand des Verderbens und der Verzweiflung führen kann, weiß ich; aber wie fürchterlich eine sinnliche Blut den ganzen Menschen zerstören muß, das erfuhr ich nicht; aber ich habe davon eine grausame Ahnung. Es gibt so viel in der Welt, was mich wünschen macht, daß ich niemals geboren wäre.“ (1, 838 f.) Nicht bloß diese Stelle, die ganze Geschichte seines Seelenlebens ist ein Beweis, daß die oft beredete, von seinen Feinden gerne verlästerte, von seinen Verehrern gerne vertuschte pathologische sexuelle Veranlagung Platens Thatsache war. Aber nicht nur dies unabänderliche Verhängnis stellen die unversürzten Tagebücher außer alle Frage; sie beweisen auch unwiderleglich, daß er in der Schicksalstragödie seines Lebens sich selbst verzehrend ethisch doch Sieger geblieben ist.

Wie der Feldzug von 1815, oder vielleicht in noch höherem Grade war für Platen bei diesem unseligen Zustande der fünfwöchige Urlaub, den er im Sommer 1816 zu seiner ersten Schweizer Reise verwenden konnte, eine Wohlthat. Herausgerissen aus seinen quälenden Träumereien

wie aus dem unerfättlichen Studium seiner Mußestunden, konnte er jetzt einmal ganz dem Naturgenuß leben. In kräftiger Wanderung, teilweise durch angenehme Gesellschaft begünstigt, durchstreift er das Land, dessen Schönheit ihn entzückt, dessen republikanische Einrichtungen seinen demokratischen Sinn erquicken. Befriedigt schreibt er auf seiner Heimreise: „Nicht meiner körperlichen Gesundheit allein, auch meiner geistigen war diese Reise gewogen. Der freie Anblick der schönen großen Natur hat allmählich viele schiefe und übertriebene Ideen verdrängt und den reinen Geist immer mehr zur einfachen ruhigen Vernunft aufgeklärt.“

Unter der günstigen Nachwirkung dieses erfrischenden Naturbades rang sich Platen, zurückgekehrt, auch in seinen äußeren Verhältnissen zu klarerer Anschauung und festerer Haltung durch. Wenn sein Leben, wie er es treffend bezeichnet (1, 679), ein immerwährender „Kampf der hellsehenden Vernunft wider die täuschende Empfindung“ war, so war es doch eine fruchtbare Zeit, als sich aus der neuen dienstlichen und gesellschaftlichen Bedrängnis in München und beim Urlaub in Ausbach (Ende 1816) nicht bloß die Erkenntnis entwickelte, daß er nicht an seinem rechten Plage stehe (1, 672. 675 und öfter), sondern auch das Bestreben, ein festes, wahres Ziel zu gewinnen (1, 742). Von verzweifelnden Selbstmordgedanken, die energisch abgewiesen werden (1, 746. 750) wandert die Phantasie zu der Idee einer Auswanderung nach Amerika, um dort ein neues Leben zu beginnen (1, 719—730. 769. 842; 2, 3 f.). Freilich stehen dem ebenso wie dem freien unabhängigen Studium die beschränkten Geldmittel der Familie entgegen, die dem jungen Offizier den Verzicht auf seine kleine Gage unmöglich machten. So muß er sich zunächst damit begnügen, durch einen neuen Urlaub Zeit für seine autodidaktischen Studien zu gewinnen, in der Hoffnung, später sich ganz von den drückenden Verhältnissen in München zu befreien.

Die idyllischen vier Monate des Jahres 1817 in Schliersee gehören zu den glücklichsten Zeiten in Platens Leben. Hier konnte er sich in freier Natur nach Herzenslust ergehen und suchte, uneingestanden Goethe nachahmend, auch durch Beschäftigung mit Botanik in die Natur einzudringen. Hier lebte er nichts als seiner Gesundheit und seinen Studien. Dabei las er nicht so viel wie zu Hause (1, 842), suchte aber das Gelesene um so besser denkend zu verarbeiten. Homer war sein ständiger Begleiter, „der erquickende Trank der Alpenkräuter“ sein stereotyp gepriesenes Labfal. Er hielt sich frei von Grillen, außer etwa der höchst unschädlichen, für seinen Privatgebrauch alle schönen Punkte der anmutigen Umgebung von Schliersee mit volltönenden romanischen Namen zu begaben, da er gerade das Spanische eifrig betrieb. Er beobachtet mit klarem Blick seine Umgebung und berichtet manchen kulturhistorisch interessanten Zug von den Pfarrherren der Umgegend. Auch gelegentlicher Besuch fehlte nicht ganz, und so kann denn auch sein vorheriger Entschluß, der Poesie ganz zu entsagen,

nicht Bestand haben und wie auf der Schweizer Reise entstehen einige schöne Gedichte.

Skaum aber rückt der Tag der Rückkehr heran, so kommt auch der alte Zwiespalt zum Ausbruch; bald sehnt er sich nach Menschen und Umgang, bald nach Einsamkeit in der Natur. Neue dienstliche Verdrießlichkeiten bringen ihn zu dem Entschluß, es mit der diplomatischen Laufbahn zu versuchen; er reicht ein Gesuch um einen mehrjährigen Urlaub ein, um die Universität zu besuchen, und nachdem es zuerst ganz aussichtslos erschienen, dann durch das Bekanntwerden seines „Sieg der Gläubigen“ noch einmal gefährdet worden ist, wird es ihm endlich bewilligt. Am 18. Februar 1818 erhält er die Genehmigung des Königs und empfindet dankbar nicht nur eine Befreiung, sondern auch die Übernahme einer großen Pflicht: „Wie vielen Dank bin ich nicht der Vorsehung schuldig, die mich aus einer Lage gerissen hat, für die ich nicht taugte, und die anfing, mir immer schwerer und unleidlicher zu werden. Gleichwohl erwartet mich jetzt eine harte Arbeit. Nicht jene Gefühle dürfen mich befeelen, mit denen ich nach Schliersee abreiste, die Liebe der Ruhe, des Landlebens, der Muse, der mannigfaltigen Freuden der Natur. . . . Selten wie Gold und Perlen sind die sorgenfreien, heiteren Tage der Menschen. Ein angestrengtes und nicht lachendes Studium erwartet mich, von dessen Vollendung mein künftiger Beruf abhängt. Aber dies kommende Leben, wie sehr steht es über meinem jüngstvergangenen. Jene marternenden Kleinigkeiten, jene tödtliche Langeweile, „des Dienstes immer gleichgestellte Uhr, die Waffenübung, das Kommandowort“, all dies liegt hinter mir. Die Mühe, der ich entgegenstehe, wird, wenn ich anders will, reichlich vergolten werden in der zu erringenden Bildung. Die Anstrengung, der ich mich unterwerfen muß, wird einst dem Staate zu gute kommen.“ (2, 27.)

## II.

Die Gründe, die Platen die diplomatische Laufbahn wünschenswert erscheinen ließen, waren im wesentlichen dieselben, die ihn seinerzeit dem Militär zugeführt hatten: Die Hoffnung auf Reisen und viel freie Zeit, eine entsprechende gesellschaftliche Stellung und Mühe zu eigenen Liebhabeereien. Bedenken mußte ihm dagegen bald der Gedanke erwecken, daß er, der demokratisch und national gesinnte Deutsche, dazu dienen sollte, partikularistische und dynastische Interessen zu vertreten und so war eine innere Berufsfreudigkeit von vorne herein ausgeschlossen. War es doch eine sonderbare Ironie des Zufalls, daß er gerade zu der Zeit zum diplomatischen Dienste den Zugang eröffnet erhielt, als seine Komödie „Der Sieg der Gläubigen“ mit ihrer bitteren Satire auf die neueste diplomatische Leistung seiner Regierung, das Konkordat, bis in die höchsten Kreise Aufsehen erregte, obwohl sie vorsichtigerweise nicht gedruckt wurde. Der Protestant, der zur Säcularfeier der Reformation zum ersten Male eine

Gabe seiner Muse drucken ließ, der bei innerlich religiöser Gesinnung bald immer mehr auch von der eigenen Kirche sich abwendete, um schließlich bei einer antiken Welt- und Lebensanschauung zu landen, hätte auch bei günstigeren äußeren Gaben, als sie Platen besaß, schwerlich je eine Rolle in der bayerischen Diplomatie spielen können. Zunächst aber genügte es ja vollkommen, daß die ausgesprochene Absicht ihm einige Jahre freien Studiums eröffnete, und er brachte dafür ein Maß sprachlicher und historischer Kenntnisse mit, das weit über das Gewöhnliche hinausging. Seine Lectüre hatte er immer über die Poesie auch auf geschichtliche und philosophische Bücher ausgedehnt; neue Sprachen zu lernen, betrieb er mit wahrer Leidenschaft. „Ich muß gestehen, daß mir durch Gewohnheit eine Grammatik so unterhaltend als ein Roman dünkt, wenn sie nicht ganz ungenial geschrieben ist.“ (1, 862.) Er übersetzt italienische Stanzas in französische (2, 19), macht portugiesische, englische, italienische, französische Verse, übersetzt aus dem Lateinischen ins Englische und vergleicht Popes Homerübersezung mit dem Original — kurz versteht nicht nur schon als Leutnant acht verschiedene alte und neue Sprachen, sondern weiß sie auch mit einer Sicherheit zu handhaben, die nur einem ganz ungewöhnlichen Sprachtalent erreichbar sein konnte.

Wie man sieht, geht hier öfters das Sprachstudium mit der Bethätigung des eigenen dichterischen Vermögens Hand in Hand. Bis in die Kindheit Platens reichen seine ersten poetischen Versuche zurück, von denen er in seinen Tagebüchern unter wechselnden Stimmungen berichtet. Früh regt sich seine satirische Ader, die ihm noch so böse Ugelegenheiten bereiten sollte, vor allem in einem Gedicht über einen seiner Lehrer am Kadettenkorps, Prof. Prändel. Dann entstehen im Felde — außer den lyrischen Ergüssen, die immer inneren Erlebnissen und nicht dem Wunsche des Versmachens entspringen — Episteln an die Freunde und Valladen nach englischem Vorbilde. „Die Grotten von Arcy“ hält er zunächst für das Beste, was er geschrieben. (1, 322.) Aber er war sich selbst klar darüber: „Es ist nur zu gewiß, daß wir das, was kaum aus unserer Feder floß, allzu günstig beurteilen“ (2, 10) — ein Fehler, in den er Zeit seines Lebens noch oft versiel. Nach dem Kriege schreibt er in fünf Tagen ein Drama „Die Tochter Kadmus“, wozu er die Form aus Müllners „Schuld“ entnahm, die einen großen Eindruck auf ihn machte. Auch andere dramatische Pläne beschäftigten ihn, besonders „Konradin“ und „Der Hochzeitgast“, die sich in seinem dramatischen Nachlaß, der demnächst in August Savers Litteraturdenkmälern herausgegeben wird, größtentheils erhalten haben. Ein Epos „Die Harfe Mahomets“ fesselt ihn lange Zeit, ohne zu Ende geführt zu werden. Die didaktische Neigung Platens, mit der satirischen enge verwandt, macht sich mehrfach, bei einem so jungen Menschen etwas altklug, bemerkbar. Auf all dies poetische Schaffen haben seine wechselnden Stimmungen den größten Einfluß. Bald findet er hier

Trost und Erhebung und Mut zu weiterem Leben und Schaffen; bald wird seine Melancholie und Mutlosigkeit übermächtig und läßt ihn ganz an seiner poetischen Begabung verzweifeln. Diese Mischung von Selbstgefühl und Selbstverachtung ist manchmal sehr unerfreulich, die ewige Selbstbespiegelung nicht ganz frei von gelegentlicher Eitelkeit. Aber trotzdem ist sein wiederholter Entschluß, „die schädliche Gewohnheit des Keimens, „dies Laster“ (2, 108) zu lassen“ (2, 57), doch ganz ernst, wenn er auch nicht ausgeführt wurde; denn er fühlte sich in solchen Momenten eben als Dilettant neben den wahrhaft großen Dichtern wie Goethe, Tasso u. s. w., und das war ihm unerträglich. Er will etwas wirklich Großes sein, und dieses bewußte Wollen tritt schon in seiner Jugend neben dem ursprünglichen dichterischen Triebe hervor. Er feilt und arbeitet unermüdet an seinen Gedichten nach dem Grundsatz: „Sine labore nihil“ (1, 765), und mit Recht konnte er sich später rühmen: „Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge.“ Willenskraft und Arbeit tritt zu der schöpferischen Phantasie hinzu; am schönsten freilich gelangen ihm damals doch Eingebungen glücklicher Stunden und freien Gemütes wie auf der Schweizer Reise oder in Schliersee, oder aber die Ergüsse der ungezügelten Leidenschaft. An letzteren sollte auch seine Würzburger Zeit reich sein, während größere Dichtungen hier nicht entstanden, außer einem — unvollendeten — Epos „Oboafar,“ das zum ersten Male den festen Plan einer Reise nach Italien bei ihm anregt. (2, 62.)

Zunächst freilich gab es andere, dringlichere Erfordernisse zu erledigen. Zu seinem unangenehmen Erstaunen wurde er von dem wohlwollenden und freundlich entgegenkommenden Prorektor, dem berühmten Physiologen Döllinger, darauf hingewiesen, daß zur Zulassung zu den Kollegien das Gymnasialabsolutorium erforderlich sei, dem er sich also nachträglich noch unterziehen mußte. Natürlich konnte es ihm keine Schwierigkeiten bereiten, immerhin aber verursachte es zunächst manche sonst wohl unnötige Arbeit und verzögerte seine Immatrikulation bis Ende August 1818. Seine Sehnsucht, einen Meister zu finden, „den ich bei jedem Anstoß um Rat fragen, dem ich meine Pläne und Arbeiten vorlegen könnte; und der mild, klar, väterlich darüber entschied“ (1, 751) wurde nicht gestillt. Den größten Einfluß gewann noch Joh. Jakob Wagner, dessen mathematische Philosophie ihn mächtig anzog, zumal seine mystische Zugrundelegung der Vierzahl mit einem Aberglauben Platens zusammentraf, der gewisse Zahlen, namentlich die 4, als besonders schicksalsvoll für sich ansah und darüber bei seiner phantastischen Erotik die seltsamsten Beobachtungen anstellte. Aber ein vertrautes persönliches Verhältnis konnte sich nicht entwickeln einem Manne gegenüber, dessen Geist so oft in Gewalttätigkeit und Willkür ausartete und wiederholt durch seine Schroffheit, z. B. im Urteil über Schiller (2, 145), Platens schärfsten Widerspruch herausforderte. Die Kollegien sollten überhaupt eine ziemlich geringe Bez-

deutung für den ältlichen Studenten haben. Die philologischen langweilten ihn, der hier schon längst selbständig zu arbeiten gewohnt war, desgleichen die juridischen, mit denen er es pflichtgemäß der Diplomatie wegen, freilich mit geringem Eifer versuchte. Einzig die naturhistorischen Sprachen ihn an, und gerne machte er die botanischen und mineralogischen Excursionen des Professors Nau mit. Seine Hauptthätigkeit aber entfaltete er, der gewohnheitsmäßige Autodidakt, zu Hause in der stillen Studierstube, ganz seinen sprachlichen und ästhetischen Liebhabereien hingegeben. Vielleicht zu keiner Zeit seines Lebens hat Platen so ganz der Lektüre gelebt, keine Partie seiner Tagebücher wird so sehr von kritischen Berichten über Bücher angefüllt. „Es scheint fast, ich lebe nur, um zu lesen, oder ich lebe nicht einmal, sondern ich lese nur,“ schreibt er selbst (2, 104). Dabei zieht er die verschiedensten Werke heran und weiß manchmal mit wenig Worten den Nagel auf den Kopf zu treffen. So urteilt er z. B. knapp und schlagend: „Das Lutrin (von Boileau) ist wenig Braten, aber eine gute Sauce.“ Freilich sind solch witzige Wendungen selten, Humor fehlt ihm, der fortgesetzt seiner Leiden sich qualvoll bewußt blieb, ganz. Sehr treffend charakterisiert er seinen „langsamen Ideengang“ selbst, indem er sich darin mit Rousseau verwandt fühlt: „Ich gab nie eine pikante Antwort; aber es fehlte nie, daß mir eine solche einfiel, wenn es schon zu spät war. So kommt es, daß ich noch für viel weniger gehalten werde, als ich bin. Nur wenn von Gegenständen des Gefühls die Rede ist, fließen mir die Worte schneller und ausdrucksvoller.“

Jede Ähnlichkeit, die er in Schicksalen oder Charakteren anderer großer Männer mit dem seinigen wahrnimmt, fesselt sein regstes Interesse. Voll Reid liest er den Briefwechsel Johannes von Müllers mit seinem Freunde Bonstetten, voll Anteil die Biographie Alfieri's. Bei letzterem findet er „dieselbe Schüchternheit, dieselbe taciturna natura, wie er sie nennt, dieselbe Langsamkeit und ritrosità bei neuen Bekanntschaften. Derselbe Eigensinn und dieselbe Hartnäckigkeit leider auch. Er freute sich deshalb seines Adels, weil er seine Vorurteile desto eher verachten konnte, ohne für neidisch und gemein gehalten zu werden. So dachte ich immer über diesen Punkt, doch läßt sich noch hinzusetzen, daß man auch weniger nötig hat, sich vor adligen Namen zu beugen, ohne sie deswegen zu beleidigen, während ein Bürgerlicher bei demselben Verfahren viel schlechter bei ihnen weglömmt“. (2, 116 f.) Der Grafenstolz, der Platen so oft nachgesagt wurde, ist also nur eine freilich erklärliche Mythe. Aber wenn ihm auch alles, was den Hof anbelangt, wie das Königtum selbst, „eine widrige Idee“ erregt (1, 818 f.), so ist ihm doch alles Demagogentum noch mehr verhaßt. Die Studentenverbindungen sind ihm trotz ihrer nationalen Tendenzen ein Greuel, und lieber gilt er als Sonderling, als daß er mit ihnen verkehren möchte. „Hieltest Du mich auch nur einigermaßen für fähig,“ fragt er seinen Freund Schnitzlein, „halbe Tage und Nächte in



den dampfenden Kommerestuben Bier zu saufen und läderliche Lieder zu singen? Das aber wird gefordert.“ (2, 98.) So bleibt also der einsame Obfisant aller studentischen Fröhlichkeit ebenso ferne wie der feineren Geselligkeit, in der er sich mehr und mehr auf fremdem Boden süßt, und ironisch ruft er sich selber zu: „Das wird einen Diplomaten geben!“ (2, 128.) „Kaum kann ich beschreiben, wie mich die Welt zuweilen angraut. Überall zurückstoßend zurückgestoßen, in meinen besten Hoffnungen getäuscht, jenes Umgangs beraubt, der mir allein Heiterkeit geben könnte, unbeachtet, einsam, geh' ich meinen Weg, der — nicht zum Glücke führt. Nirgends sehe ich mich wohl gelitten, denn alle Menschen wollen Weichrauch und ich verstehe Niemanden ins Gesicht zu loben. Ueberall stehen mir die Gespenster der Hofmanieren, der gesellschaftlichen Heuchelei, des kleinlichen Zeremoniells widerwärtig grinsend entgegen. All dies vergaß ich bei den Wissenschaften, im Umgange der Musen, meiner Freundinnen, und nun rächen sich neidisch die Grazien . . . Aber ein Spruch Luthers, den ich heute las, hat mich aufgerichtet:

Schweig, leid, weid und ertrag,  
 Dein Noth niemand klag,  
 An Gott nicht verzag,  
 Dein' Hilf' kommt alle Tag.“ (2, 102.)

Übrigens trug an der völligen Vereinsamung in Würzburg auch wieder der alte Eigensinn Schuld, „der mir seit meiner Jugend, obgleich damals oft bestraft, unzertrennlich anhängt, und der allem entgegenstrebt, was meinem Herzen angenehm ist, um sich gleichsam das Recht zu erkaufen, mißmutig zu klagen“. (1, 770.) Schon wenige Wochen nach seiner Ankunft in Würzburg entzweite er sich in der albernsten Weise mit seinem einzigen dortigen Freunde, Max von Gruber, der ihm nur hilfreich und entgegenkommend begegnet war, und hielt gegen seine eigene bessere Überzeugung aus Trotz über Jahr und Tag das Zerwürfniß fest, das erst durch Döllingers Vermittlung beigelegt wurde. Der Umgang mit diesem, über den schon Johannes Friedrich das Wesentlichste in den „Forschungen zur bayrischen Kultur- und Litteraturgeschichte“ (1. Band) und in seiner Döllingerbiographie berichtet hat, brachte ihm den einzigen Ersatz für den größeren Freundeskreis, den er in München verlassen. Mit ihm trieb er gemeinsame Lektüre in fremden Sprachen, lernte neu holländisch und dänisch und genoß so wenigstens die Förderung und Anregung eines scharfen, durchdringenden Geistes, der ihm etwas sein konnte, wie auch er ihm der einzig ebenbürtige Genosse war. Aber obwohl sich dieser Verkehr fast nur auf gemeinsame wissenschaftliche Interessen gründete, blieb er doch nicht ohne vorübergehende Trübungen, wie denn die Gegensätzlichkeit beider Charaktere in ihrer späteren Entwicklung klar genug in die Augen springt. Das Gemüth konnte sich dem zwar damals noch toleranten, aber medi-  
 santen Theologen gegenüber nicht erschließen; „ich konnte höchstens mit

ihm studieren, aber sein flaves, laues Wesen paßte wenig zu dem meinigen. Auch gewann er nie mein Vertrauen; von meinen Arbeiten zeigte ich ihm nichts.“ (2, 105.)

„Nicht Anteil meines Temperaments ist diese jetzt zur Gewohnheit gewordene Verschlossenheit und Kälte; ich bin lebhaft und offen, ich möchte fast sagen plauderhaft von Natur, aber das viele Leben unter Menschen, die mich nicht ansprachen, denen ich mein Herz nicht öffnen konnte, machte mich, wie ich bin. Liebe zur Einsamkeit hat tiefe Wurzel in mir gefaßt.“ (2, 56.) Im natürlichen Rückschlag aber zu dieser äußeren Vereinsamung regt sich in seinem Phantasielieben wieder mit doppelter Stärke seine verhängnisvolle Sehnsucht nach Freundschaft und gewinnt mit einer Heftigkeit Gewalt über ihn, die ihn einer Katastrophe entgegen führen mußte. Er fühlt und erkennt die Gefahr wohl, aber er vermag es nicht, ihr aus dem Wege zu gehen, nachdem er einmal den Studenten Eduard Schmidtlein<sup>1)</sup> gesehen. Er ist sich klar darüber, wie sehr seine Liebe in der Phantasie wurzelt, und wie er nicht seinen „Adrast“ selbst, sondern nur jenes Ideal liebt, das er seit seinem Knabenalter unter so vielen Gestalten aufsuchte, nie aber gefunden hatte. (2, 78.) Aber sowie er nun einmal sein Ideal verkörpert zu sehen glaubt, entbrennt auch wieder der unselige Kampf zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, der den Zweinndzwanzigjährigen bis zur reinsten Raserei, ja neuen Selbstmordgedanken peinigt. Niemand kann die Geschichte dieser Neigung, die „alle Grade einer unglücklichen Liebe“ (2, 202) durchläuft, ohne Ergriffenheit lesen: denn hier spricht nicht nur wahre, tiefe Leidenschaft, sondern auch ein Dichter, dem ein Gott gab zu sagen, was er leide. Oft strömen seine Gefühle in Verse aus, die selbst in den schwierigsten Formen nicht Natürlichkeit und Innerlichkeit verleugnen. Aber selbst der Trost, den seine Muse ihm bot, ist nur vorübergehende Erleichterung, kann die Ruhe der Seele nicht wiederherstellen. Aus diesen Tagen der tiefsten Fein (26. März 1819) stammt jenes herrliche Gedicht, das bei Kenntnis der inneren Kämpfe Platens uns doppelt ergreifend anspricht:

Die alte Blut, was kam sie frommen,  
Die wieder durch mein Herz sich gießt?  
Warum noch immer so beklommen,  
Wenn Du die teuren Züge siehst?

Hat eine Deiner heißen Klagen  
Den harten Stolz auch je gebeugt?  
Du bist geboren zu entsagen,  
Zum Glücke bist Du nicht gezeugt.

Erstickte Sehnsucht regt sich wieder,  
So sei ein Mann denn und entlich!  
Was soll der Nachklang schöner Lieder  
Dem Herzen ohne Harmonie?

<sup>1)</sup> Nachrats Universitätsprofessor in Landsbut und Erlangen.

Nicht immer aber gelingt es ihm, das Herz in so melodischen Versen zu erleichtern. Zeitweise wird er durch seine Liebesträumereien, die auch seine Gesundheit untergraben, zu jeder vernünftigen Thätigkeit unfähig. „O wenn doch nur diese Liebe nicht wäre,“ schreibt er am 18. Dezember 1818 in sein Tagebuch. „Sie richtet mich zu Grunde. Alle meine Studien eiteln mich an; ich denke immer an ihn. Man hält mich für fleißig, während ich meinem Gram nachhänge. Wenn es so fort geht, so kehre ich unvertreteter Dinge wieder heim von der hohen Schule und habe nichts als geträumt. So gut bringen auch die andern ihre Zeit hin, die tagelang in den Kaffeehäusern liegen. An allem ist diese Liebe schuld, wiewohl ich ihn jetzt gar nicht mehr sehe. Wenn ich ihn öfter zu sehen kriegte, die Melancholie würde mich umbringen.“ (2, 167.) Und so begreift man, wie er sein überströmendes Herz einem teilnehmenden Wesen aussprechen muß, und da ihm jeder vertraute Freund fehlt, sich an den unbekanntem Leser seines Tagebuches wendet mit dem leidenschaftlichen Ausbruch: „O wer Du auch seist, dem einst vielleicht diese Blätter in die Hände fallen, klage um mich, weine mit mir, glaube mir, daß ich unaussprechlich gelitten habe! Auch andere lieben unglücklich, aber sie vertrauen sich wenigstens, sie haben einen Phylades, in dessen Busen sie sich Lust machen. Ich bin verschlossen in mich, wie ein Leichnam. Ich habe mich tief und einsam versponnen in die Fuppe meiner Melancholie, und eh' der Schmetterling noch emporflattert, zertrittst Du sie mit stolzen Füßen, Du — Du — pulcherrime rerum!“ (2, 158.)

Nahezu ein volles Jahr verzehrte sich Platen in dieser phantastischen Leidenschaft, bis er sich endlich anraffte, wirklich die persönliche Verbindung mit Schmidlein, die er ersuchte, herzustellen. Der wiederholte Versuch, sich durch die Religion zu retten (2, 159), war ganz erfolglos; die geplante biblische Dichtung unterblieb, und die fortschreitende Entfremdung von der Kirche war bei ihm, der jede Bigotterie von jeher haßte und bei seinem Widerspruchsgeist gerade durch den Umgang mit Döllinger sich aller Offenbarung immer feindlicher gegenüber stellte, unaufhaltsam. Da also diese letzte Zuflucht gerade so wie der Trost der Dichtung versagte, so war er rettungslos seiner Leidenschaft verfallen. Am Ende des Wintersemesters 1818/1819 spricht er die ersten Worte mit Schmidlein, hofft aber umsonst auf dessen in Aussicht gestellten Besuch. Niedergeschlagen reist er für die Ferien nach Ansbach, schreibt in gereiztem Tone an den vergeblich Erwarteten und erhält eine noch gereiztere Antwort. Trotzdem ergibt sich nach der Rückkehr in Würzburg eine versöhnliche Aussprache; Platen selbst sucht, allen Stolz beiseite setzend, den Jüngeren zuerst auf und verlegt nun im Umgang mit dem trefflichen jungen Manne, der mit seinem einnehmenden Äußeren einen ebenbürtigen Charakter und bildungsfähigen Geist verband, vier Monate eines selten unbefangenen, wiederholt getrüben, aber doch ihn beglückenden Freundschaftsbundes. Bei den

excentrischen Ansprüchen und der nervösen Leidenschaftlichkeit Platens war sein Freund manchmal auf schwere Geduldsproben gestellt. Um so höher muß die Achtung vor ihm und auch dem stürmischen Dichter sein, da alle Trübungen doch durch einen freieren, feineren Sinn ausgeglichen wurden. Selbst Platens Eifersucht auf die studentischen Freunde Schmidtleins vermag ebenso wenig wie seine sonstigen Absonderlichkeiten die einmal geschlossene Verbindung zu zerreißen. Aber immer bedrohlicher wachsen Platens „inclinations funestes, qui ne seront jamais permises, qui ne seront jamais mutuelles.“<sup>1)</sup> Bei der durch die Herbstferien verursachten Trennung — Platen verbrachte sie in dem ländlichen Iphosen — überläßt sich Platen zügellos nach dem Vorbilde der römischen Elegiker seinen sinnlichen Phantasien und wagt diese Gedichte an den Geliebten abzusenden. Die Strafe war furchtbar für den Schuldbewußten. In gerechter Entrüstung, mit dem Ausdruck tiefsten Abscheus schiebt ihm Schmidlein alles, was er von ihm in Händen hat, zurück und bricht kategorisch jede weitere Verbindung mit ihm ab. Damit war Platen im innersten Herzen getroffen; damit war ihm zugleich Würzburg für die Zukunft unmöglich geworden. Ende Oktober bezieht er zur Fortsetzung seiner Studien die Universität Erlangen.

Wie seinerzeit Würzburg, so machte auch Erlangen zunächst einen trüben, unerfreulichen Eindruck auf Platen; wie damals nach München, so sehnt er sich jetzt nach Würzburg zurück und lernt erst jetzt, wo es zu spät ist, schätzen, was er vorher gering geachtet hatte. Daß er sich zwang, in diesem Wintersemester 1819/1820 mit Ausnahme eines historischen Kollegs bei Meusel ganz auf Vorlesungen nach seinem Geschmack zu verzichten und die Anforderungen seiner künftigen diplomatischen Laufbahn mehr zu berücksichtigen, konnte seine Stimmung auch nicht verbessern. Aber es brachte eine heilsame Klärung hervor und den längst schon nötigen Entschluß, auf Nebenabsichten bei seinem Studium zu verzichten. Der 19. Februar 1820 war der entscheidende Tag, „als mir zuerst die Unerträglichkeit des juridischen Studiums und mein vollkommenes Ungeschick dazu den Gedanken eingaben, diese Fesseln von mir zu werfen, nicht ferner Anspruch auf eine diplomatische Carrière zu machen, mich dafür aber den Rest meines nun freilich halbverschwendeten Universitätslebens emsig mit den historischen und Naturwissenschaften zu beschäftigen und meinem Triebe zur Poesie zu folgen, um lieber ein ganzer Mensch zu werden, sollte mir's auch in Zukunft schlecht gehen, als ein halber zu sein, und wär's auch ein Gesandter. In der That, wenn die Muse mich nicht erheben und berühmt machen kann, meine diplomatischen Fähigkeiten werden es noch viel weniger. Der großen Welt sage ich gerne ab. Überdies bringt es in

<sup>1)</sup> Die Tagebücher werden hier längere Zeit hindurch französisch, an anderer Stelle auch portugiesisch geführt.

unserer Zeit eben nicht viel Ehre, Diplomat zu sein. Wie selten läßt sich dabei die Integrität des Charakters behaupten. Ich will dem Staate sehr gerne dienen, sobald er mir eine Stelle anweist, die meinen Talenten angemessen; wo nicht, so will ich lieber betteln, als meine Individualität aufopfern.“ (2, 364.)

Neu belebt geht Platen nun an die Arbeiten seiner eigenen Wahl, und schon der Sommer 1820 zeigt ihn uns klarer, frischer und unbefangener in seinem Studium und seinem Verkehr. Dabei wirkte die Krisis von Würzburg wohlthätig, wenn auch schmerzlich nach. Gruber hatte bei Schmidlein freundschaftlich zu vermitteln verstanden, und so war es möglich, daß Platen bei seinem kurzen Pfingstbesuch 1820 in Würzburg sich völlig mit ihm versöhnte, um so leichter, als die Liebesleidenschaft für ihn durch jene Absage und durch eine neue Erscheinung gründlich beseitigt war. „Ich weiß nur zu wohl,“ bemerkt Platen schon frühe (1, 712 f.), „daß, wenn man einmal geliebt, es mit dieser ersten Liebe niemals gethan ist, und daß man Neigung an Neigung reicht. Man könnte die Liebe eine Gewohnheit nennen.“ Ihm selbst erging es ganz nach diesem Worte, und das Schicksal führte ihn in Erlangen alsbald wieder in Versuchung. Während er seine früheren Ideale erst lange aus der Entfernung angeschmachtet hatte, bis er sie vergessen oder endlich kennen lernte, kam ihm hier bereits in den ersten Tagen in seinem Zimmernachbarn, Hermann von Notenhan,<sup>1)</sup> ein Jüngling unbefangen und freundlich entgegen, der nicht nur wie Schmidlein einen klaren, offenen Sinn mit einnehmendem Äußeren verband, sondern auch durch die aristokratische Feinheit seiner Formen und Sprache wie durch einen weiteren Horizont seiner Interessen Platen entzückte. Beinahe tägliche Berührung und gemeinsame Studien hätten diese Freundschaft zum vollkommenen Glücke des liebedürftenden Dichters reifen lassen können, wenn der Stachel der Würzburger Erinnerung, die Furcht vor einer Wiederholung des unsäglichen Schrecknisses eine volle Gemütsruhe hätte aufkommen lassen. So aber verbitterte sich Platen selbst fortgesetzt das Leben und entfremdete sich wiederholt durch sein wechselndes, bald überschwänglich herzliches, bald ablehnend kaltes, ja rauhes Benehmen Notenhan, der keine Erklärung dafür wußte. Der frohe Genuß des so lange ersehnten Glückes blieb Platen auch hier ver sagt, wie er ja sein ganzes Leben hindurch ein gewährtes Glück zufrieden zu genießen nicht gelernt hat. Als aber Notenhan mit dem Ende des Winters 1820 Erlangen verließ, da erhielt Platen doch in dem freundschaftlichen Abschied eine Gewähr dafür, daß seine Selbstbeherrschung gesiegt hatte, daß er sich selbst nicht wieder verloren hatte und auch nicht wieder werde verlieren können. So schmerzlich auch diese Leidenschaft noch einmal

<sup>1)</sup> Nachmals Präsident der bairischen Abgeordneten-kammer, 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments.

an ihm gerüttelt hatte, so schwermüthig ihn auch in den folgenden Jahren noch manche neue Neigung stimmen konnte, nie wieder verlor er so wie bei der einen heilsamen Katastrophe den inneren Halt. Diese Festigung seines Charakters, die sich eben auch in dem entschiedenen Bruch mit aller diplomatischen Halbheit aussprach, trat ja manchmal in sehr befremdenden, abstoßenden Formen in die Erscheinung; aber sicher in seinen ethischen Auffassungen, gewiß seines poetischen Berufs, sich bewußt des Großen, was er anderen zu leisten im Stande war, scheute Platen jetzt durchaus nicht, als stolz verschrien zu werden. „Ich liebe die stolzen Leute, und ich bin es selbst; aber hochmüthig hoffe ich nicht zu sein. Ich bin stolz auf meine Würde als freier Mensch.“ (I, 517.) Wenn irgendwo hat hier Henses Wort volle Giltigkeit: „ein wenig Stolz wird ein einsamer Mensch sich wohl verzeihen dürfen. Denn es ist ja schon überhaupt eine Anmaßung, sich zurückzuziehen und mit sich allein zufrieden zu sein.“ Zufrieden mit sich war nun Platen freilich nicht, aber er fühlte sich jetzt doch selbstständig und tüchtig genug, allmählich auch unter den Menschen sich zu bewegen und zu behaupten.

### III.

Die Tagebücher Platens von 1820 bis 1826 geben ein ungemein reiches und lebensvolles, wenn auch natürlich etwas einseitiges Bild des Erlanger Universitätslebens jener Tage. Kam Platen ja doch fast mit allen jungen Leuten, die dort wissenschaftlichen Zielen nachgingen, in irgend einer Weise in Verührung oder näheren Verkehr! Eine ganze Anzahl Studenten und jüngerer Docenten seines Bekanntenkreises, deren Namen später mit Achtung viel genannt werden sollten, allen voran sein Freund Hermann, der Nationalökonom, die Philologen Daumer, Heerwagen, Elsberger, Döderlein, der Historiker Leo, der Jurist Buchta u. a. m. boten seinem hochgespannten Geiste einen anregenden Umgang, den er sehr zu schätzen wußte. Gerne schloß er sich größeren Fußwanderungen an, die von den Studenten im Sommer öfters unternommen wurden, und vereinigte so mit erfreulicher Geselligkeit diejenige frische Verührung mit der Natur, die ihm immer so wohl that. Besonders Streitberg war das bevorzugte Ziel sommerlicher und winterlicher Erholungsreisen. Aber auch das Interesse an der Malerei beginnt sich etwas stärker als früher zu regen; in Nürnberg wie im Schloß Kommersfelden werden die Gemäldesammlungen eingehend besichtigt. Die Heiselust ist nicht mehr einzig von Sehnsucht nach der Natur, sondern auch durch den Drang nach Vervollständigung der geistigen Ausbildung beherrscht.

Natürlich blieben die vielen neuen Bekanntschaften nicht ohne jeden Mißklang, zumal Platen, wenn eine seiner heiligsten ethischen oder ästhetischen Anschauungen süßsant angegriffen wurde, mit der rücksichtslosesten Festigkeit losbrechen konnte. Über den albernen Versuch des Vurfschaftlers Ködiger, aus dem Tacitus die Unkenschheit der alten Germanen

zu beweisen, empört er sich so, daß er ein paar Tage braucht, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen (2, 438 ff.); mit dem von ihm hochgeschätzten, praktisch klaren und nüchternen Juristen Hufschberg<sup>1)</sup> gerät er über die Philosophie Wagners (2, 347 f.), mit dem stets gefälligen Bruchmann<sup>2)</sup> über die Bedeutung Goethes (2, 455) in den heftigsten Streit, der ihn lebhaft alteriert. Seine unglückselige Hartnäckigkeit kennt kein Nachgeben oder Einlenken; es muß alles durchgefochten werden, und wenn es auch den Verlust eines geschätzten Freundes kosten sollte. Den schlimmsten Stand hat er mit den demagogischen Vurschenschaftern, deren Verherrlichung der Ermordung Kogebnes durch Sand ihn im Innersten empört. „Diese republikanischen Gelbschnäbel, die auf eigene Faust die Geschichte korrigieren möchten und wähnen, etwas machen zu können, was nicht geworden ist und im innersten Volksleben gegründet ist, mögen in der Vereitelung ihrer Bestrebungen den verdienten Lohn finden.“ (2, 390.) Aber die Zeitströmung war so mächtig, daß sie auch die maßvolleren gereifteren Köpfe mit sich fortriß, und dem weltabgewandten Poeten auch in seinem engeren Freundeskreise immer wieder entgegen tönte. „So wurden mir die politischen Anforderungen der Zeit, der Geist der Vurschenschaft, das Konstitutionswesen u. dgl. m. nahe ans Herz gelegt und mir zu verstehen gegeben, daß persönliche Freiheit mehr wert sei als Poesie, wenn auch letztere durch die Politik, wie es in England geschehe, zu Grunde gehen müßte, und daß ohnedem lange Zeit nichts ähnliches wie Goethe ist, zu erwarten sei.“ (2, 540.) Man begreift, daß Platen in einem Kreise, der ihm wie ein Medusenschild immer seinen größten Vorgänger vorhielt, bei einem Geschlechte, „das schon den Gedanken der Entbehrlichkeit aller Kunst ausdrückt“ (2, 541), wohl Bekannte finden konnte, „die recht würdige Leute sind“ (2, 389), sich aber doch nicht wohl genug fühlte, um sich dauernd an den Ort seiner Wirksamkeit fesseln zu lassen.

Mehr Förderung und auch Aufmunterung begegnete er übrigens im Kreise der Professoren, bei deren einigen er auch gerne im Hause verkehrte; so bei Pfaff, dem Mathematiker, der mit seiner ungewöhnlichen Vielseitigkeit auch Platens orientalischen Sprachstudien fachmännisch beistehen konnte, bei dem Orientalisten Kanne, nach dessen Tode Rückert nach Erlangen berufen wurde, vor allem aber bei Gotthilf Heinrich von Schubert und Schelling. Bot der vielseitige Naturforscher mit seinen Kollegien und Excursionen in der erfreulichsten Form gerade das, was Platen suchte, so gewann der poesievolle Philosoph auf seinen Schüler einen geistigen Einfluß, dem sich Platen nahezu widerstandslos ergab. Die mystischen Willkürlichkeiten Wagners, deren Bedeutung für Platen sich in der Würzburger Zeit nur wenig, außerordentlich groß aber in ihrer Nachwirkung während der ersten Erlanger Semester darstellt, waren eine

<sup>1)</sup> Nachmals Vorstand des unterfränkischen Kreisarchivs.

<sup>2)</sup> Später Konvertit.

geeignete Vorbereitung für die kühnen Konstruktionen Schellings, deren schillerndem Glanze sich seine Hörer unter dem Eindruck der überlegenen Persönlichkeit nicht zu entziehen vermochten. In Platens Versuchen, die Ausführungen einzelner Stunden sich und seinen Freunden klar zu machen, sehen wir wiederholt charakteristische Beispiele, wie hier beim redlichsten Willen die Stimmung über alle kritische Denkhätigkeit den Sieg davontrug. „Schellings ganzer Vortrag ist, trotz der äußerlich anscheinenden Trockenheit, hinreißend. Er erfüllt den Geist mit einer unbeschreiblichen Wärme, die bei jedem Worte zunimmt. Eine Fülle von Anschaulichkeit und eine wahrhaft göttliche Klarheit ist über seine Rede verbreitet. Dabei eine Kühnheit des Ausdrucks und eine Bestimmtheit des Willens, die Verehrung erwecken.“ (2, 442.) Diese Verehrung ist der nie getrübe Ton, in dem Platen stets von Schelling spricht; sie erhielt aber außer durch den Besuch der Vorlesungen auch durch den persönlichen Verkehr stets neue Nahrung. Nirgends durfte sich Platen so zu Hause fühlen wie bei den eng befreundeten Familien Schubert und Schelling. Die reine Herzensgüte des liebenswürdigen Naturforschers gab den Grundton in seiner glücklichen Häuslichkeit an, und ebenso kam Platen das Familienglück Schellings in reichstem Maße zu gute. Hier durfte er auf teilnehmende und verständnisvolle Zuhörer und Zuhörerinnen rechnen, wenn er „in seinem gewohnten halb singenden Tone, über den sich schon oft die Freunde lustig machten“ (2, 393), seine neuen Gedichte, später auch vor besonders dazu eingeladenem Kreise seine Dramen vorlas; hier konnte er aus wohlmeinenden kritischen Bemerkungen wie aus theoretischen ästhetischen Gesprächen seine Selbstkritik nachprüfen und fördern; hier fand er auch in den Schwierigkeiten seiner äußeren Stellung stets Hilfsbereitschaft und Förderung. Als sein militärischer Urlaub zu Ende ging und der Befehl zur Rückkehr zum Regimente eintraf, war es Schelling, der dem bedrängten Grafen eine Praktikantenstelle bei der Universitätsbibliothek verschaffte und dadurch trotz des Verzichtes auf die Diplomatie eine weitere Verlängerung des Urlaubs erreichte, bis endlich durch die Gnade des Königs Platen weiterer militärischer Bedrängnisse überhoben wurde. Und ihm ist auch ein wesentlicher Antheil an der späteren Ernennung Platens zum Mitgliede der Münchener Akademie der Wissenschaften zuzuschreiben.

Wenn sich also Platen später mit immer wachsenden Ansprüchen über Mangel an verständnisvoller Teilnahme in Deutschland beklagte, so ist dies doch nach den Aufzeichnungen seines Tagebuches selbst nur für das große Publikum, nicht seinen Freundeskreis zutreffend. In seiner Umgebung war ihm viel geboten, freilich nur kurze Zeit das eine, was ihm die Hauptsache war und dessen Mangel ihn so unglücklich machte: eine innige, herzliche Freundschaft. Ein hannoverscher Offizier, Otto von Bülow, der sich zu seinem Vergnügen ein Jahr lang auf der Universität aufhielt,



gewann im Juli 1821 Platens ganzes Herz. „Der leichte, lustige Umgang dieses Freundes, der gar kein Bücherleben geführt hat, thut mir sehr wohl und heitert mich zusehends auf.“ (2, 468.) Hier fehlte völlig jenes Maß von tiefgehendem Studium und weitblickenden Interessen, das Platen sonst von seinem Kreise verlangte. Aber die unendliche Liebenswürdigkeit und Heiterkeit, die entgegenkommende Herzlichkeit dieses mit allen Vorzügen guter Erziehung ausgestatteten Naturmenschen milderte die Schwermut und Verschlossenheit seines leidenschaftlichen Freundes und machte ihn ruhiger und für verständige Vorstellungen zugänglich. „Wie streng und ernst, sagte er mir, mein ganzes Wesen sei, und anderen bis zum Abschrecken scheinen müsse, möge ich daraus ersehen, daß er, so lieb er mich jetzt habe, sich doch früherhin, ehe er meine nähere Bekanntschaft machte, nicht getraut haben würde, mich anzureden.“ (2, 479.) Mit der Entfernung des Freundes kehrte freilich dies alte Wesen mit unverminderter Schroffheit zurück; und diese Trennung sollte schon nach kaum acht Wochen eintreten. Bülow wurde über Erwarten rasch zurückbeordert; Platen begleitete ihn noch bis Göttingen, wo sie sich trennten, um sich nicht mehr wiederzusehen.

Nach Erlangen zurückgekehrt, glühte Platen „vor Verlangen, seine Liebe und Verehrung für Bülow öffentlich an den Tag zu legen.“ (2, 499.) Der „Spiegel des Hafis“, der seinen Ursprung den glücklichen Tagen der Freundschaft mit Bülow verdankt, sollte mit einer Zueignung an ihn gedruckt werden. Die erste Ghaselensammlung war schon im Mai, die „Nyrischen Blätter“ im August 1821 erschienen. Platen vertraute jetzt seinem dichterischen Verufe, und so war die Zeit in Erlangen auch reich an poetischem Ertrage. Im Jahre 1821 war dabei die tyrische Production überwiegend von orientalischen Einflüssen beherrscht, zu denen sich Platen in eifrigem Studium den Zugang erschloß. Daß der „West-östliche Divan“ dabei die erste Anregung gegeben, ist zwar sicher; für Platens Dichtung aber gewann der Orient erst wirkliches Leben mit seinem selbständigen Studium, das vom Persischen ausgehend, auch das Hebräische, Türkische, Arabische und das Sanscrit umfaßte und die Zeit vom August 1820 bis in das Jahr 1823 die erste Stelle unter seinen gelehrten Beschäftigungen einnahm. In dieser Zeit liebt er es, Citate aus persischen Dichtern seinem Tagebuch einzusflechten, ja mit persischen Buchstaben deutsche Worte zu schreiben; eine selbstgefertigte Blumenlese orientalischer Dichtungen begleitet ihn auf allen Ausflügen und Reisen; er wird nicht müde, sich Handschriften abzuschreiben, Wörterverzeichnisse anzulegen und dergleichen mehr, bis endlich auch dieses Interesse für den Orient abgelöst wird durch das Schwedische und vor allem durch die neue dramatische Production, wovon ein Vorläufer „Marats Tod“, schon 1822 zusammen mit dem „Spiegel des Hafis“ und anderen Gedichten in einem Bande unter dem Titel „Vermischte Schriften“ erschien.

Bei seinen orientalischen Studien und Dichtungen war Platen auch die Verbindung mit Rückert förderlich, die er im August 1820 mit einem Besuche bei diesem in Ebern anknüpfte. Der gelegentlich wiederholten persönlichen Verührung trat eine offene briefliche Kritik, wie auch Unterstützung durch Bücherfendungen zur Seite, die beiden Theilen zu statten kam. Übrigens erweist das Tagebuch deutlich, daß Platen und Rückert ziemlich gleichzeitig sich der Form der Ghafelen bemächtigten, und wenn also Rückert damit auch etwas früher an die Öffentlichkeit trat, so wird Platens selbständiges Verdienst dadurch doch nicht berührt (2, 445 f. und 460). Auch mit anderen Dichtern sucht Platen persönlich Fühlung zu gewinnen, vor allem mit Jean Paul, den er dreimal in Bayreuth aufsuchte. Wir gewinnen durch Platens Berichte den angenehmsten Eindruck von dem Wohlwollen, der persönlichen und litterarischen Haltung und Würde des vielvergötterten Schriftstellers; seine Bemerkung freilich: „Goethe wäre doch eigentlich von seiner Zeit auf den Händen getragen worden, und die Nachwelt würde ihn strenger beurteilen“ (2, 603), berührt wie eine unfreiwillige Ironie des großen Humoristen, dem selbst die Nachwelt so schwer gerecht zu werden vermag. Seine Umgebung übte natürlich manchmal noch weit seltsamer Kritik, wie denn Platen von der „litterarischen Wut unter den Frauenzimmern“ Bayreuths (2, 602) ganz ergötlich erzählt; übrigens spricht er von Jean Pauls Frau und Tochter Emma, der späteren Gattin Ernst Försters, nur mit großer Verehrung und Sympathie.

So gnußreich und förderlich aber auch Platen die persönliche Aussprache mit Schelling, Jean Paul, Rückert u. a. m. sein mochte, so hat doch keiner von ihnen für die ganze Gestaltung seines poetischen Schaffens, ja auch seines äußeren Lebens die Bedeutung gewonnen, die zeitweise von Platen trotzig bekämpft, zeitweise bewundernd gepriesen, oft auch bewußt oder unbewußt verschwiegen Goethe zukommt. Seiner Einwirkung begegnen wir bei frühen dramatischen Versuchen Platens; mit ihm sich auseinanderzusetzen fühlt er sich gedrungen bei der Beschreibung seines Lebens; er hat den Weg zur Poesie des Orients gewiesen, in der Platen so lange rühmlich verweilte; er hat die ernste Arbeit an sich selbst, an der Person des Künstlers zur ethischen und ästhetischen Pflicht des Dichters gemacht; er hat mit seiner unnachahmlichen Universalität auch Platens Interesse an den Naturwissenschaften angeregt, das freilich trotz emsigen Bemühens über einen fleißigen Dilettantismus nicht hinauskam; er hat mit seiner Wallfahrt nach Italien auch dem unseligen Epigonen das Land seiner Sehnsucht gewiesen und dort Gesundung verheißen. Wie reich die unerschöpfliche Fülle ewig erfrischender, läuternder, befruchtender Kraft in dem Vorne seiner Werke und seines Lebens hervorbricht, wie überwältigend seine Persönlichkeit edlen, hochstrebenden Geistern schon unter seinen Zeitgenossen gegenüber stand, davon legen auch Platens Tagebücher, so wohl

man schon seine poetischen Schuldigungen für den größten deutschen Dichter kennen und schätzen mag, ein neues Zeugnis ab, das seinen Briefen, die jetzt im zweiten Bande der schönen Sammlung „Goethe und die Romantik“ von Carl Schüddekopf und Oskar Walzel (Weimar 1900) veröffentlicht sind, eine lebendige Illustration und erhöhten Wert verleiht. Es ist nur die Zeit der tiefsten Niedergeschlagenheit und Verstimmung, in der die Auslehnung gegen den Übergewaltigen sich bis zur befangensten Verkenning seiner Größe verirren konnte. In dieser Zeit freilich, im Wintersemester 1819/20, ist Platen in Gefahr, den besten Führer, der ihm dienlich sein konnte, ganz zu verlieren. Eine seltsame Begeisterung für Friedrich von Heyden, dessen „Renata“ und „Konradin“ heute fast vergessen sind, und die von Wagner genährte Konstruktionslust verführt ihn, Goethe seinen Platz zwar neben Schiller, als dessen geistigem Gegensatz, aber unter Heyden anzuweisen, der seinerseits wieder den erhabenen Gegenpol zu Klopstock bilde. Und indem er die Weltliteratur in die seltsame Volkonstruktion Wagners, die übrigens nur scheinbar von Hegels dreistufiger Dialektik beträchtlich abweicht, einzwängen möchte, schaltet er den Namen Goethe ganz aus und hält für die alles umfassende Tetrade die Namen:

Daute

Shakespeare—|—Calderon

Heyden,

ja er wagt es, diese Auffassung in einem Briefe an Wagner selbst, der Goethe als den letzten Dichter betrachtete, zu begründen: „In der That hat Goethe nie vermocht, einen einzigen tugendgroßen und kräftigen Charakter, wie nur der geringste im Shakespeare, darzustellen, und der Wilhelm Meister war mir immer so ekelhaft, weil hier ein ganzes Heer von Schwächlingen durcheinander stiebt, die Immoralität a priori vorausgesetzt wird. Nie hat Goethe vermocht, die Liebe auch nur im einzelnen aufzufassen. Er hat sie antik oder noch frivoler als antik dargestellt.“ (2, 370.) Er nennt hier den „Faust“ „trotz aller Tiefe der Idee doch nur ein langsam und mühsam zusammengesetztes Flickwerk, dem es von allen Seiten an poetischer Vollendung fehlt“ (2, 369), und fährt fort: „Bei Schiller und Goethe haben mir den Genuß immer am meisten die Fugen verbittert, die man in ihren Werken wahrnimmt.“

Gewaltsam verdirbt sich Platen hier in einer Zeit, wo alles in seinem Leben ihm trübe dünkt, auch den Duell, der ihm sonst immer Erhebung und Genuß spendet. Es sind diese kritischen Verirrungen ein psychologisch wohl erklärlicher Versuch, jener alten unseligen Neigung, sich durch eigene Peinigung das Recht zu klagen zu verschaffen, auch auf poetischem Gebiete nachzugeben. Aber diese gefährliche Gemütsstimmung hielt nicht lange an. Mit dem wohlthätigen Einfluß Schellings klärt sich sein ästhetisches Urtheil wieder auf, und bei beruhigtem Gemüthe, unter der Einwirkung der Freundschaft Willows und des eigenen gedeihlichen Schaffens, öffnet sich

Herz und Sinn wieder der Größe des vorbildlichen Meisters, die ihn nicht mehr entmutigen und abschrecken, sondern nur anspornen und führen kann. Schon das erste Heft seiner „Ghaselen“ wagt er mit einem kurzen Briefe am 9. April 1821 an Goethe zu schicken (2, 453): „Gew. Exzellenz bin ich so kühn, anliegende kleine Schrift zu übersenden. Ich würde ganz über dieselbe befriedigt sein, wenn ihr Inhalt einige Theilnahme erregen und eine Beziehung begründen könnte, welche der Wunsch meines Lebens ist.“ Und als er in demselben Jahre auf der Rückreise von Göttingen zehn Tage in Jena verweilt, ist er dem Major von Knebel, einem alten Freunde seines Vaters, aufs höchste dankbar, daß er ihm einen Besuch bei Goethe vermittelt. In gespannter Erwartung fand er sich mit seinem Freunde Gruber zur festgesetzten Stunde bei Goethe ein, und berichtet das Wenige, was er melden kann, mit einer ehrfürchtigen Scheu (2, 494): „Von Goethes Person wage ich kaum etwas zu sagen. Er ist sehr groß, von starkem, aber gar nicht ins Plumpe fallendem Körperbau. Bei seiner Verbeugung konnte man ein leichtes Zittern bemerken. Auch auf seinem Angesichte sind die Spuren des Alters eingepägt. Die Haare grau und dünn, die Stirn ganz außerordentlich hoch und schön, die Nase groß, die Form des Gesichts länglich, die Augen schwarz, etwas nahe beisammen, und wenn er freundlich sein will, blühend von Liebe und Gütmütigkeit. Güte ist überhaupt in seiner Physiognomie vorherrschend. Er ließ uns auf das Sopha sitzen und nahm bei Gruber Platz. Bei der Feierlichkeit, die er verbreitet, konnte das Gespräch nicht erheblich werden, und nach einiger Zeit entließ er uns wieder.“

So unbedeutend der Inhalt dieser Begegnung war, so charakteristisch ist sie doch für Platens ganzes Verhältnis zu Goethe. Sie ist das äußere Document der bewundernden Verehrung, die Platen am schönsten in seinem Proleg an Goethe zu einer Übersetzung Hafsischer Gedichte im Oktober 1822 aussprach. Auch damals hatte er wieder neue unmittelbare Eindrücke der beherrschenden Stellung Goethes gewonnen. Auf seiner Rheinreise macht er „abermals die Bemerkung, wie sehr Goethes ungemeines Verdienst unter den Geistreichen in ganz Deutschland anerkannt ist“. (2, 532.) Nirgends kann er sich bewegen und sich bethätigen, ohne auf Goethes Spuren zu treffen, von ihm freiwillig oder unfreiwillig das Vorbild des eigenen Thuns zu entnehmen; und so erscheint es ganz natürlich, wenn auch sein verständnisvoller Freund Fris Fugger zu Goetheschen Gestalten und Ideen greift, wenn er den ruhelosen Freund charakterisiert: „Da Du Dich denn doch in manchem, was die Menschen erfreut und bewegt, zu den Entzagenden rechnest, so ziemt Dir ja eine rastlose Wanderschaft.“ „Diese auf Goethes Wanderjahre anspielenden Worte,“ schreibt Platen am 1. Dezember 1822 in sein Tagebuch (2, 567), „sind nur zu sehr aus meiner Seele gegriffen. Eine rastlose Wanderschaft wäre eigentlich die wahre Bestimmung meines Lebens, und ich sehne mich stets danach,

sogar im Winter. An bedeutenden Orten längere Zeit zu bleiben und dort zu studieren, sodann aber den Stab weiter zu setzen; dies wäre eigentlich, was mich allein glücklich machen könnte. Denn ein ruhiger bleibender Zustand ohne Häuslichkeit muß über kurz oder lang immer unerträglich werden.“

Die beschränkten finanziellen Verhältnisse des Grafen wie die Zugehörigkeit zum Militär machten vorläufig die Ausführung dieses Lebenswunsches noch unmöglich. Aber schon von Erlangen aus begab sich Platen wiederholt auf Reisen, nicht bloß zu den kleineren Wanderungen in Franken und Thüringen, und suchte dabei meist mit Erfolg neuen geistigen Ertrag nach Hause zu bringen. Im Herbst 1820 reiste er nach Wien, das ihm einen gewichtigen Eindruck machte, und begann auf der Rückreise durch Böhmen das Tschechische zu lernen. Im Frühjahr 1821 war Salzburg sein Reiseziel, das er im wesentlichen zur Erfrischung in der Natur aufsuchte. Ganz anders bei seiner Herbstreise desselben Jahres nach Göttingen, die durch Bilows Abreise beschleunigt wurde. Diesmal waren es die Bibliotheken von Göttingen, Kassel, Gotha, Weimar und Jena, die ihn anzogen und seinen orientalistischen Studien manchen Gewinn brachten. Auch wurde er von Benedek in Göttingen, Jakob Grimm in Kassel, Gries in Jena freundlich aufgenommen.

Im Mai 1822 wurde die Richtung seiner Reiselust durch eine neue Freundschaft bestimmt, die er mit seiner gewohnten Leidenschaft ergriffen hatte. Nur zehn Tage hatte er mit dem Chemiker Justus Liebig in Erlangen verkehren können; aber sie genügten, um die beiden Männer innig zu verbinden. Moriz Carriere hat in seinen „Lebensbildern“ auf Grund des Briefwechsels der beiden schon über diese Freundschaft berichtet; Platens Tagebuch ergänzt und bestätigt seine anziehende Schilderung. Die Hoffnung, sich der Gesellschaft Liebigs ein paar Wochen der schönsten Jahreszeit in der herrlichsten Gegend erfreuen zu können, lockte Platen an den Rhein; aber Liebig, in Untersuchung wegen der Studentennunnen verwickelt, konnte sich in Darmstadt nicht losmachen, und so mußte Platen verstimmt in gewohnter Einsamkeit den Weg nach Köln fortsetzen. Auch diesmal aber lohnten interessante Bekanntschaften den Reisenden, in Bonn Aug. Wilh. von Schlegel, Welcker und Mendt, in Heidelberg der alte Voß und der Orientalist Umbreit.

Die Schwierigkeit, in Erlangen die erwünschten Hilfsmittel für orientalische Arbeiten zu beschaffen, wurde gerade mit der größeren Selbstständigkeit Platens immer empfindlicher; Wien schien der einzig richtige Ort, wo dieses Studium sich gedeihlich weiter entwickeln konnte. Der Entschluß, dorthin für längere Zeit überzusiedeln, drängte sich Platen um so mehr auf, als eine neue Leidenschaft zu einem Studenten, den Platen Cardenio nennt, sich seiner mit verhängnisvoller Gewalt bemächtigt hatte, aber nur mit kalter Abweisung erwidert wurde. Die alte Schwermut

nahm aufs neue überhand; der letzte Eintrag, den er in Erlangen am 5. September 1822 in sein Tagebuch schrieb, lautet wie so mancher frühere Schmerzensausbruch (2, 548): „Nun ist aller Trost, recht bald über hundert Meilen von ihm entfernt zu sein. Wie soll mir etwas anderes genügen? Muß ich mich wieder hinschleppen und lächeln mit zerrissener Seele? O Gott! Nimm ein Leben von mir, das Du mir unter fürchterlichen Bedingungen gegeben hast.“

In dieser qualvollen Stimmung abreisend, vermochte Platen seinen Reisezweck nicht zu erreichen. Die Erinnerung an die relativ glückliche Zeit in dem einsamen Schliersee taucht lockend vor ihm auf; der Schmerz über die Trennung von Cardenio raubt ihm die Energie. In rasch geändertem Entschluß kehrt er in Linz wieder um und eilt zurück nach Franken. Zwar nach Erlangen, wo er so feierlich Abschied genommen, wagt er sich zunächst nicht herein, sondern schließt sich in Altdorf einsam von der Welt ab. Aber die wachsende Schwermut und die Unbequemlichkeiten des kleinen Nestes treiben ihn wieder zurück zu den Menschen, die ihm wohlwollen, wie zu dem Geliebten, der nichts mit ihm zu thun haben will. Anfang November 1822 trifft er wieder in Erlangen ein, verlebt aber in gleichmäßiger Arbeit und Melancholie freundlose Monate Thür an Thür mit Cardenio, der unnahbar bleibt und mit Semestereschluß ohne Abschied die Universitätsstadt verläßt. Und nicht genug damit, widerfährt ihm auch von einem anderen Studenten, auf dessen Umgang er einige erfreuliche Hoffnung gebaut hatte, offenbar auf Grund umgehender Gerüchte eine Zurückweisung, die ihn aufs tiefste verletzte: „Ich habe heute das Fürchterlichste meines Lebens erfahren. Der Abgrund, an dem ich seit Jahren schwandle, hat sich noch einmal mit gräßlicher Tiefe vor mir aufgethan. Knöbel, gegen den ich, ich darf wohl sagen, die reinste, die innigste Liebe empfand, sagte mir heute mit wenigen dünnen Worten, daß ich ihm lästig sei, daß ich ihm meine Freundschaft habe aufdringen wollen, daß ich jedoch meine Rechnung ohne den Wirt gemacht habe, daß er nicht die mindeste Neigung für mich empfinde, und daß ich ihn so bald als möglich verlassen solle. Ja, dies waren vielleicht noch seine mildesten Ausdrücke. Ich sage nichts über das Nähere; denn was wäre hier noch zu sagen, nachdem dieses gesagt ist? Genug, daß ich den Tod in der Seele trage. . . . . Es ist nicht Knöbels Verlust allein, es ist die ungeheure Gewißheit, daß mich die Natur bestimmt hat, ewig unglücklich zu sein.“ (2, 577.)

Ein neuntägiger Besuch bei Döllinger in Markt Scheinfeld hilft Platen, das seelische Gleichgewicht wieder zu gewinnen; seine Gesundheit aber hat noch lange unter den Folgen der „ungeheuren Alteration“ zu leiden. Häufige Besuche bei Schelling und dem Theologen Engelhardt gewähren seinem verwundeten Gemüte Beunthigung. Doch vermißt er schmerzlich jüngeren Umgang, da seine philologischen Freunde ihm nicht geben konnten, was er brauchte. Reiche Anregung bringt dann die Be-

kenntnischaft mit dem Schweden Ulrich Kernell; aber heiterer konnte das Gemüt nicht werden im Verkehre mit diesem Schwindsüchtigen, dessen letzte Leidensstage Platen in aufopfernder Fürsorge so viel als möglich erleichterte, und dessen früher Tod eines seiner bekanntesten Gedichte veranlaßte. Die Aussprache mit sich selbst im Tagebuch wird spärlicher; große Pausen in den Einträgen treten ein; an Stelle der früheren Besprechungen neu gelesener Werke sind schon seit einiger Zeit einfache Titelangaben getreten; das Tagebuch wird immer mehr zum „bloßen Skelett“ (2, 465). Aber dennoch kann man erkennen, wie männliche Fassung die große Verbitterung und Schwermut zu mäßigen versteht, und wie immer mehr die Dichtkunst dem Einsamen Trost und Ersatz für das entbehrete Glück bieten muß.

Bei seiner hohen Auffassung von Bedeutung und Wert des Dichters war aber die völlige Hingabe an die Poesie gleichbedeutend mit unablässiger Arbeit an sich selbst, seiner wissenschaftlichen und, wenn man so sagen darf, technischen Ausbildung. „Das Genie ist angeboren und geht dem Leben vorans,“ schreibt er in seinen Aphorismen (2, 645), „die Kunst muß gelernt werden und ist die höchste Aufgabe des Lebens für den, der Genie besitzt.“ Dieser Ernst des bewußten Wollens, der ihn vor jedem Abirren von seinen idealen Pfaden, zumal in die Wirrnisse der Phantasie und des tief erregbaren Herzens, fürderhin bewahren soll, artet freilich gelegentlich bis zu steifer Pedanterie aus; und so verlernt im weiteren Fortschreiten allmählich seine Muse, sich im natürlich schlichten Flusse des gereimten Liedes auszusprechen, und bedarf immer mehr des feierlichen Rothurns, um Geist und Sinn des Dichters wie des Lesers in die strengste Zucht zu nehmen. Der Eindruck, den Italien auf ihn machen sollte, war schon längst vorbereitet und brachte nur Keime zur Äußerung, die schon vorher in ihm aufgesproßt waren.

Auch die vielgetadelte Sehnsucht nach Ruhm gewinnt in dieser Zeit der größten Vereinsamung immer mehr Gewalt über ihn. „Nur die Glücklichen bedürfen nicht des Ruhms,“ spricht er in seinem Prolog zu „Trene um Trene“ offen aus; der Ruhm soll ihm Ersatz sein für seine „großen Leiden“. Mit doppelter Begierde griff er daher die Anregung zum Drama auf, die Schelling in einem bedeutamen Gespräch gab.

Bei einem Besuche in Ansbach entsteht unter diesem Eindruck in fünf Tagen, vom 15. bis 19. Oktober 1823, „Der gläserne Pantoffel“, der bei seiner Vorlesung bei Schelling sehr beifällig aufgenommen wird. Dadurch ermutigt, wendet sich Platen jetzt entschieden dem Theater zu und läßt im Frühjahr 1824 ein erstes Bändchen „Schauspiele“, den „Gläsernen Pantoffel“ und den Einakter „Berengar“ enthaltend, im Buchhandel erscheinen. Anfang Juli 1824 vollendet er den „Schatz des Rhapsoditen“, der bei der Vorlesung großen Effekt macht. Aber „was helfen mir Bewunderer, wenn ich keinen Freund finde!“ (2, 629) lautet auch jetzt die alte Klage. Er fühlt sich nach wie vor unglücklich, ist empfindlich, wo er

mangelhaftem Interesse an seinem Schaffen begegnet, und sehnt sich einmal gründlich heraus aus der einengenden Umgebung und nach einer Zeit des Ausruhens und Genießens. Kein Freund oder Geliebter seiner Phantasie fesselt ihn; vielmehr schreibt er mit bitterer Klarheit in sein Tagebuch: „Einen Freund zu finden war immer ein idealer Wunsch seit meiner Jugend in mir; welche Klöße ich jedoch dafür gehalten habe, weiß der Himmel.“ (2, 636.) Nicht einmal einen geeigneten Reisebegleiter vermag er zu finden, wie er nun ernstlich an die Ausführung der längst geplanten Reise nach Venedig geht. Am 21. August 1824 verläßt er wohl vorbereitet und ausgerüstet, aber allein Erlangen.

## IV.

Wer nach den „venetianischen Sonetten“, dieser prächtigen Frucht jener ersten Italiensfahrt Platens, in seinem Tagebuche eine poesieverklärte Verherrlichung der Lagunenstadt erwarten möchte, der wird völlig enttäuscht von diesen Aufzeichnungen, die nur selten eine persönliche Note anklingen lassen, dafür aber mit trockener Gewissenhaftigkeit alles Geschaute, oft mit nicht mehr als conventionellen Beiwörtern, registrieren. Auf der Reise über Salzburg und Görz nach Triest werden in Nachahmung Goethes mineralogische und botanische Beobachtungen nicht versäumt, aus dem Bergwerk in Dürnberg eine Schachtel mit Mineralien, wie auch noch später wiederholt Beiträge zu den naturwissenschaftlichen Sammlungen nach Hanse geschickt. In Triest belebt sich die Vorstellung des Südens in Stadt und Theater; Venedig macht zunächst einen überwältigenden Eindruck. Aber bald sucht Platen sich seine Zeit genau einzuteilen, um Alles bewältigen zu können, was sich ihm in verwirrender Menge andrängt. Tag für Tag sucht er Kirchen und Paläste auf, studiert Gemälde, Skulpturen und Bauwerke, wobei Gian Bellin sein ausgesprochener Liebling wird; Abend für Abend geht er ins Theater, um die italienische Schauspielkunst, namentlich in einem ihrer bedeutendsten Vertreter, Vestri, zu bewundern, so wenig ihn auch meist die gegebenen Stücke ansprechen. Daneben studiert er die italienische Poesie und den venetianischen Dialekt, kauft bei den Buchhändlern mancherlei ein und berichtet viel gewissenhafter als in den Monaten vorher in seinem Tagebuche. Mit Menschen ist er wenig zusammen; ein Franzose, Biquier, ist einige Zeit lang sein Begleiter, bis der ästhetische Gegensatz sich unüberbrückbar erweist; ein paar Nobili sind freundlich, doch kommt er ihnen nicht nahe. Das Scharen all des Schönen, das sich vor ihm aufthut, muß ihn für seine Einsamkeit entschädigen; er fühlt sich sogar in seiner Art glücklich. „Je länger ich in Venedig bin, desto mehr wächst vor meinen Augen die Herrlichkeit dieser wunderbaren Stadt; jeder Tag lehrt mich neue Schönheiten, neue Schätze kennen. Ich habe mich so gewöhnt, jeden Morgen mit der Anschauung schöner Kunstwerke zuzubringen, daß ich nicht weiß, wie ich diesen Genuß werde ent-



behren können. Ferne von allem Staub der Schule, unter einem Volke, das voll Unbefangenheit und dem Augenblick zu leben weiß, fange ich selbst erst an, das Leben zu erkennen und zu genießen.“ (2, 698 f.)

Kein Wunder, daß Platen den Abschied so lange als möglich hinaus- schob und dann auf der Reise viel mit dem Heimweh nach Venedig zu thun hatte. In Verona noch die Schätze Italiens bewundernd, fühlt er in Bozen bei allem Entzücken über die herrliche Natur sich doch angewidert von den Kunstwerken, die er hier in den Kirchen sieht. „Die Bilder- stürmerei gehört in Deutschland nicht unter die Verbrechen.“ (2, 729.) Auch in München, wo er am 19. November 1824 anlangte, können ihn Gemäldesammlungen und Theater nicht mehr befriedigen; nur die Musik muß er anerkennen und findet auch in dem Hause eines trefflichen Mu- sikers, des Hofkapellmeisters Stunz, die freundlichste Aufnahme und das enthusiastischste Interesse für seine Gedichte. Alte und neue Bekannte werden aufgesucht; das Wiedersehen Brandensteins läßt einige Gedichte entstehen. Der „Schatz des Rhampstuit“ wird dem Intendanten Herrn von Poißl, die „Venetianischen Sonette“ werden bei Thiersch mit großem Beifall vorgelesen. So verfloßen ein paar Wochen in einer angenehmen Zerstreuung, indes der Bildhauer Christen ein Porträt des Dichters in Alabaster ausführte. Mit dem Ende des Jahres aber mußte Platen nach Erlangen zurückkehren, von wo er sofort vor die Kommandantur in Nürn- berg zitiert wurde, um sich wegen seiner nicht gemeldeten langen Reise zu verantworten. Mit ziemlichem Gleichmut ertrug er die Untersuchung, während deren er, außer in den ersten Tagen, im Hause seines Freundes Hermann wohnen durfte, und die vier Wochen Kasernarrest, die ihm als Strafe zudiktirt wurden. Konnte er da doch ungestört arbeiten und die „Venetianischen Sonette“ zum Druck bringen. Auch der Einakter „Der Thurm mit sieben Pforten“, der Aufsatz „Das Theater als National- institut betrachtet“ und der Anfang von „Treue um Treue“ stammt aus diesem unfreiwilligen Nürnberger Aufenthalt. Man sieht, wie lebhaft seine Produktivität durch die venetianische Reise angeregt war.

Bei einem folgenden Besuche in Ausbach aber und nach seiner Rück- kehr zu seiner Funktion in Erlangen beginnt sich wieder ein lebhaftes Mißbehagen einzustellen. „Erlangen fängt an, mir langweilig zu werden. Der Aufenthalt in Venedig und München hat mir die Vorzüge einer großen Stadt wieder vielfach nahe gebracht. . . . Ich habe Freunde, wie Puchta, Engelhardt u. a., aber sie sind sehr beschäftigt, daß mir ihr Umgang doch nur spärlich und ganz und gar nicht nach Willkür zu teil wird. Es giebt Zeiten, wo ich selbst sehr beschäftigt bin und niemanden bedarf, aber wieder andere, wo ich recht eigentlich faulenze, ein Spazier- und Wirtshausleben führe, mich gern unter Venten sehe; aber wie läßt sich das in einer kleinen Stadt realisieren?“ (2, 749). Noch stärker aber war die Verstimmung über die Eindrücke, die ihm das literarische Treiben

jetzt machte. „Unerträglich ist der literarische Wust, der einem in Deutschland allenthalben wieder entgegenkommt. Die Deutschen wissen einem Dichter keinen anderen Dank zu bieten, als Rezensionen.“ (2, 746.) Dieser Eindruck verdirbt ihm sogar die Freude an der Vollendung seines ersten Schauspiels „Treue um Treue“. „Dabei ärgere ich mich, etwas Gutes gemacht zu haben; denn das Publikum wird es nicht anerkennen, die Theaterdirektoren werden es nicht aufführen, und die Recensenten werden mir Sottisen sagen. Das ist das Schicksal eines dramatischen Dichters in Deutschland.“ (2, 750.)

Diesmal aber sollte Platen eine angenehme Enttäuschung erleben. Auf Schellings Rat übergab er sein neues Stück dem Bamberger Theaterdirektor Weismüller, der gerade mit seiner Truppe in Erlangen spielte. So wurde es unter seiner eigenen Anleitung einstudiert und trotz böser Befürchtungen und der mittelmäßigen Kräfte des Theaters am 18. Juni 1825 unter rauschendem Beifall zum ersten Male aufgeführt. In gehobener Stimmung, mit gestärktem Selbstbewußtsein konnte nun Platen die weiteren Verhandlungen mit anderen Bühnen führen, die freilich meist resultatlos blieben. An neuen Dichtungen war der Sommer arm; doch kündigt sich in einer alkaischen Ode auf Napoleon die Hinwendung zu antiken Metren in der Lyrik an. Ende August trat Platen dann seine zweite Schweizer Reise an, um einige angenehme Wochen bei zwei Freundinnen seiner Mutter, Frau de Cérjat bei Lausanne und Frau Oberst Weiß in der Mällimatt bei Thun, zu verbringen. Vorher machte er wieder kräftige Fußwanderungen, bei denen er sich recht wohl fühlt, aber auch in die allgemeine Klage über die große Ausnützung des Reisepublikums einstimmt: „So spekuliert alles bloß auf die Reisenden, und jeder nimmt, so viel er kann.“ (2, 777.) Er läßt sich aber dadurch nicht erbittern, sondern ist auf dem größten Teile dieser Reise ziemlich zufrieden, ja glücklich. Aber die reine tiefe Wirkung wie vor zehn Jahren vermochte die herrliche Natur nicht mehr auf ihn auszuüben. Damals konnte er schreiben: „Ist nicht das schönste Museum die freie Natur?“ (1, 213) und leichten Sinnes auf eine Fortsetzung der Reise nach Italien verzichten, um sich nur an „das Lebendige“ zu halten. Jetzt zieht ihn vielmehr die edle Architektur des Schlosses Chillon an und giebt seinem Geiste Erhebung: „Die Hand der Kunst hat in der Schweiz so wenige Spuren gezeichnet, daß man diese wenigen gerne verfolgt. In Italien lernte ich, daß es etwas Höheres gibt als die Anschauung der Natur, und die Schweiz befriedigt mich eigentlich nicht mehr. Wie wäre es auch möglich, daß die menschliche Seele und das Höchste, was sie hervorbringt, nicht göttlicher wären als Pflanzen und Steine, Berge und Thäler?“ (2, 779 f.) Goethe schrieb in Neapel: „Die Natur ist doch das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet.“ In wenigen Worten offenbart sich hier der große Unterschied des Eindrucks von Italien auf den Pfad weisenden Meister und den hochstrebenden, doch unfreien Epigonen.

Auf der Rückreise benützt Platen seinen mehrtägigen Aufenthalt in Stuttgart, um mit Uhland, Gustav Schwab, Matthison, dem Herausgeber des „Kunstblattes“ Schorn, Dannecker und Sulpiz Boisserée zu verkehren. Auch besichtigt er mit Interesse die Boisseréesche Gemäldesammlung, die „mir unendliches Vergnügen gemacht haben würde, wenn ich sie vor meiner Reise nach Venedig gesehen hätte“. (2, 786.) Zu seinem neun- und zwanzigsten Geburtstage trifft er wieder in Ursbach bei seinen Eltern ein. Sehr wehmütig berührt ihn die Nachricht vom Tode Jean Pauls: „vielleicht war der Mensch in ihm noch außerordentlicher als der Schriftsteller.“ (2, 787.) Auf Ludwigs I. Thronbesteigung, die er auf Schellings Betreiben mit der berühmten Ode begrüßt, setzt er auch persönliche Hoffnungen, die ihn nicht täuschen sollten. Das neue Jahr brachte ihm die ersehnte Freiheit, nach Italien zu gehen, und da er gleichzeitig durch Schwabs Vermittlung in Corta einen Verleger gewonnen hatte, der ihm für einen zweijährigen Aufenthalt in Italien einen sicheren Wechsel zur Verfügung stellte, so stand der Erfüllung seines „ersten und letzten Wunsches, nach Rom zu gehen“ (2, 788) nichts mehr im Wege. Auch viele Zeichen der Anerkennung und des Beifalls, die ihm jetzt zu teil wurden, und die Vollendung der „Verhängnisvollen Gabel“, in der Schelling die wahre und echte Komödie begrüßte, hätten Platen in zufriedenerer Stimmung versetzen müssen, wenn ihm die letzten Monate in Deutschland nicht wieder durch eine neue, konsequent zurückgewiesene Reizung zu Karl Theodor German, einem jungen Theologen, vergällt worden wären. Diese letzte unselige Leidenschaft, der die Sonette an Jonathan entsprangen, verdüsterte das Gemüt des Dichters wieder in einem Maße, das ihm seine ganze Lage und Umgebung völlig unerträglich machte. „Nie hat mir ein Mensch ein so himmelschreiendes Unrecht zugefügt wie dieser, der mir die gemeinsten Saufbrüder unter den Studenten vorzieht. Ich kann ihn als ein personifiziertes deutsches Publikum betrachten. Einer behandelt mich wie der andere. Und so wurde mein Leben in den innersten Wurzeln angegriffen, und Ruhm und Freundschaft, wovon eines wenigstens für das andere trösten könnte, mir auf gleiche Weise verweigert.“ (2, 795.) „Eine so schneidende Kälte, wie ich in diesem Augenblicke gegen die Menschen überhaupt empfinde, war mir neu bis jetzt. Es ist höchste Zeit, daß ich Deutschland verlasse; alle Bande sind gelöst, alle Liebe hat sich ins Innerste meiner Brust geflüchtet, um nie mehr hervorzutreten.“ (2, 797.)

Mit wie anderen Gefühlen flüchtet Platen nach dem Süden als sein großes Vorbild! Bei Goethe die klare Zuversicht, von seiner krankhaften Sehnsucht durch den Anblick und die Gegenwart zu genesen: „Die Begierde, dieses Land zu sehen, war überreif: da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb, und die Rückkehr wünschenswert, ja um desto wünschenswerter, da ich mit

Sicherheit empfinde, daß ich so viele Schätze nicht zu eigenem Besitz und Privatgebrauch mitbringe, sondern daß sie mir und andern durchs ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen sollen.“ Von Platen will die Schwermut auf der ganzen Reise über die Alpen nicht weichen: „Ich fühle mich sehr melancholisch gestimmt in diesen Gebirgen und ich fürchte auch, daß das Glück in Italien so wenig wohnt als anderwärts.“ (2, 800.) Auch auf italienischem Boden, wo er sogleich in Verona, Mantua, Parma seine frühere venetianische Lebensweise wieder aufnimmt, den Tag im eifrigen Aufsuchen aller erreichbaren bedeutenden Kunstwerke, den Abend wenn möglich im Theater zu verbringen, in Florenz, wo seine Bewunderung der Schönheit dieses Menschenchlages aufs höchste steigt, auch hier läßt ihn sein Verhängnis nicht los: „Die gänzliche Gleichgültigkeit gegen das Leben, die ich von Erlangen mitbrachte, ist während der Reise nicht verschwunden, und auch Rom wird sie nicht verschrecken, da sie zu tiefe Wurzeln hat.“ (2, 814.) Immerhin rüttelte ihn Rom, wo er an seinem dreißigsten Geburtstag ankam, etwas aus seinem Trübniß auf. Die Fülle der neuen Eindrücke, das eindringende Studium des Italienischen, einiger Verkehr mit deutschen und römischen Künstlern, bei dem ihn wieder sein angeborener Schönheitsskult leitet, beschäftigen ihn vollauf. Poetische Produktion stellt sich nur spärlich ein; dagegen interessieren ihn außerordentlich die Leistungen italienischer Improvisatoren und Improvisatrices. Mit Deutschen umzugehen, vermeidet er, so weit möglich; „sie machen einander bloß das Leben sauer, grübeln über alles, und warum hätte ich auch Deutschland verlassen?“ (2, 821.) Schließlich kommt, durch das ungewohnte Klima beschleunigt, eine Nervenüberreizung zum Ausbruch. In Neapel soll die Gesundheit wieder gefestigt, aber auch an die Ausführung größerer dramatischer Arbeiten gegangen werden.

Den Sommer 1827 verbringt Platen in Neapel, Sorrent und auf Capri. Er lernt schwimmen, kräftigt sich in der heißen Zeit in der frischeren Luft Sorrents, dichtet auf Capri Eklogen, die ihn momentan mit großer Befriedigung erfüllen. Trotzdem verlebt er seinen 31. Geburtstag, nach Neapel zurückgekehrt, einsamer und trauriger als je. „Ich habe nicht Ursache, mit mir zufrieden zu sein, und bin in diesem Jahre weniger vorwärts- als zurückgekommen. Mit meiner Gesundheit ohnedem; aber auch überhaupt. Die poetische Unfruchtbarkeit war groß, Rom zerstörte mich, und was soll ich von Neapel sagen, wo alles Reiz ist und doch so wenig Genuß.“ (2, 843.) Der beste Ertrag des Jahres war die Freundschaft mit August Kopisch. Gegen Platens Willen hatte Geheimrat Semler die beiden Dichter zusammen zu Tische eingeladen. „Ich erwartete wenigstens bloß eine trockene, gewöhnliche Bekanntschaft zu machen, aber es kam noch viel schlimmer, da jener schöne, heitere und lebenswürdige junge Mann einen nur zu tiefen Eindruck auf mich machte, einen Eindruck, den ich eigentlich nie in Italien erfuhr, wiewohl die Italiener so viel schöner sind

als wir Deutsche, und wiewohl hier in Neapel die Liebe zwischen Männern so häufig ist, daß man selbst bei den kühnsten Forderungen keinen Korb zu gewärtigen hat. Vielleicht eben deswegen artet hier die Liebe nie zur Melancholie aus. Ich aber war nicht wenig bestürzt, mich aufs neue in einem Zustande zu sehen, in welchen ich nach German nie mehr zu geraten hoffte.“ (2, 835 f.) Schon will er den begehrenswerten Freund fliehen, um sich nicht in neue Leidenschaft zu verstricken. Aber seine Neigung und die Liebenswürdigkeit des vielseitig begabten Schlesiens ist stärker, und trotz aller Befürchtungen entwickelt sich das Verhältnis auf das schönste und freundlichste. Wie wohl thut es Platen, „jemandem durch ein Gedicht eine Freude gemacht zu haben, was mir bis jetzt, besonders bei German, so schlecht gelang“. (2, 838.) Natürlich fehlte es auch diesmal nicht an einzelnen Mißhelligkeiten; aber sie wurden alle beigelegt, und neben der Freundschaft mit Liebig ist die mit Kopisch eine der würdigsten und erfreulichsten in Platens enttäuschungsreichem Leben.

Der Verlust wird Platen sehr empfindlich, als er Ende November nach einigen kleineren Abstechern in Großgriechenland wieder nach Rom zurückkehrt, um dort zu überwintern. Hier findet er zuerst Waiblinger wieder, „dessen Persönliches mich weit weniger anspricht, der aber erwünscht viel Geist hat und der mir auch viele Gedichte vorgelesen, die großes Talent verraten, wiewohl sie eigentlich nichts taugen und keinen klassischen Wert haben“. (2, 845.) Auch pflegt er in diesem Winter einen ziemlich ausgebreiteten Verkehr, rückt aber mit seinem „Romantischen Odius“ nur langsam vom Flecke und kann nur selten von gelungenen neuen Dichtungen, meist Oden oder Eklogen, jetzt jedesmal mit großem Selbstgefühl berichten. „Vergleichen Produktionen machen mir von Zeit zu Zeit fühlbar, daß ich noch lebe; sonst komme ich mir an Leib und Seele erbärmlich vor. Wenn nicht ein Wunder geschieht, so sehe ich nicht ein, wie ich nicht mit raschen Schritten zu Grunde gehe.“ (2, 851.)

Diese melancholische Stimmung wird zeitweise durch angenehme Eindrücke, wie etwa das Zusammensein mit dem Fürsten Thurn und Taxis und dessen Reisebegleiter Grafen La Rosée, zurückgedrängt. Aber schwermütig verläßt Platen Ende April Rom und wendet sich nach Norden, Perugia und Florenz, bereits entschlossen, nicht wieder nach Deutschland zurückzukehren. In Florenz findet er um Numohr einen Kreis, in dem er sich sehr wohl fühlt. Aber seine Unruhe läßt ihn nicht lange weilen: „In ein paar Tagen werde ich wieder vollkommen allein sein, ein Schicksal, dessen ich nach und nach gewohnt sein könnte.“ (2, 865.) Er nennt es ein Schicksal, obwohl jetzt ihn nichts hindert zu verweilen, wo es ihm gefällt, und ihn nichts von dannen treibt als sein eigener Entschluß. Aber das eine schwere Fatum, das unentrinnbar auf seinem ganzen Leben lastet, läßt ihn auch fatalistisch ansehen, was ganz Fügung seines freien Willens ist. So ist denn die Einkleidung seines Verichts von seiner An-

kunft in Rom: „So war es mir denn wider eigenes Vermuten bestimmt, gerade heute an meinem 30. Geburtstage (hier) anzulangen“ (2, 816) nicht bloß eine äußerliche Nachahmung von Goethes Eingangsworten aus Venedig; dieser fatalistische Zug, durch mancherlei Aberglauben schon in Deutschland längst angekündigt, liegt tief in Platens Wesen, und eine schwermütige Ergebung in das Schicksal prägt sich gerade in seinen Äußerungen aus Italien wiederholt aus.

Den Sommer 1828 verlebte Platen ziemlich glücklich in idyllischer Einsamkeit auf der Insel Palmaria, wo er allein mit einem Diener eine herrlich gelegene, geräumige Villa bewohnt, und wenn ihn nicht gelegentlich Freunde vom Festlande aus besuchen, durch keinen Menschen gestört wird. Hier gelingt es ihm endlich, den „Romantischen Odispus“ zu Ende zu führen. Daß er aber durch diese Dichtung nicht, wie er wollte, der Tragödie näher gebracht werden konnte, das hat niemand klarer und bei allem Mitgefühl schärfer beleuchtet als Goethe: „Der ‚Romantische Odispus‘ trägt Spuren, daß, besonders was das Technische betrifft, gerade Platen der Mann war, um die beste deutsche Tragödie zu schreiben; allein nachdem er in gedachtem Stück die tragischen Motive parodistisch gebraucht hat, wie will er jetzt noch in allem Ernst eine Tragödie machen! Und dann, was nie genug bedacht wird, solche Händel okkupieren das Gemüt, die Bilder unserer Feinde werden zu Gespenstern, die zwischen aller freien Produktion ihren Spott treiben und in einer ohnehin zarten Natur große Unordnung anrichten. Lord Byron ist an seiner polemischen Richtung zu Grunde gegangen, und Platen hat Ursache, zur Ehre der deutschen Litteratur von einer so unerfreulichen Bahn für immer abzulenken.“ Unzweifelhaft ist in diesen Worten die Erbitterung Platens gegen das deutsche Publikum und die deutsche Kritik in ihren verhängnisvollsten Wirkungen treffend gekennzeichnet; in seinem Tagebuch aber sieht man in Folge der Spärlichkeit der Einträge in den italienischen Jahren diese Gespenster nicht wie in den von Minckwitz veröffentlichten Briefen deutlich hervortreten. Immermanns Name begegnet uns einmal, den Heines suchen wir überhaupt vergebens. Und so bemerkt man mit Befriedigung, daß Platens Gemüt doch nicht in dem Maße von erbittertem Groll gegen Deutschland erfüllt war, wie man nach den unter augenblicklichen Eindrücken und Anlässen geschriebenen Briefen annehmen mußte. Er verzehrte sich nicht bloß in Verbitterung über die Mißachtung seiner Poesie im Vaterlande; sein ganzer Zorn hatte auch hier tieferen Grund und war nichts als erkrankte Liebe.

Die letzten Monate des Jahres 1828 benutzte Platen, um eine Reise durch Oberitalien zu machen: Genua, Mailand, Cremona, Brescia, an den Gardasee, Turin, Piacenza, Parma, Reggio, Bologna. Manch angenehme Eindrücke, wie die Bekanntschaft mit den Brüdern Frizzoni, wechseln mit beklemmenden, wie er vor allem die ewigen Nebel der wasser-

reichen lombardischen Ebene drückend empfand. Auch stellt sich bisweilen eine Empfindung ein, die ihm, dem ewig Arbeitenden, bisher fast fremd war: „Da ich nicht mehr jung genug bin, um immer allein zu sein, so habe ich Überfluß an langer Weile.“ (2, 880.) Sein Winterquartier in Siena eröffnete ihm wieder einen angenehmen Umgang, im Hause der Gräfin Pieri; eine Zeit lang war auch Numohr dort, dessen Geschmac und Kenntniß in Sachen der Kunst Platen in hohem Maße ausprechen mußte. Eine neue größere Dichtung, „Die Abbassiden“, wurde begonnen. Im Mai macht er sich wieder auf die Reise von Ort zu Ort, nimmt die Sommermonate hindurch Seebäder in Ancona, reißt im Herbst wieder nordwärts bis nach Venedig, um sich dann für den Winter nach Rom zu begeben. Seine Gesundheit festigt sich in diesem Jahre; „es scheint, daß das Reisen für mich eigentlich die zuträglichste Lebensart ist“. (2, 886.) Aber allmählich fühlt er sich doch sehr unruhig, „da ich doch nach und nach meinen Aufenthalt für einige Jahre irgendwo fixieren muß, wenn ich meine poetischen Arbeiten fördern will, die bei diesen beständigen Reisen nicht gedeihen.“ (2, 913.) Leider brachte der Anfang des Jahres 1830 viel Krankheit, die ihn seine neuen Bekanntschaften mit dem preussischen Gesandten von Bunsen, dem Historiker Ranke, dem Archäologen Gerhard und anderen nicht nach Wunsch ausnutzen ließ. Wenigstens fehlte es ihm aber nicht an Teilnahme und Ansprache, und die lange vernachlässigte Letztüre konnte wieder einmal in den Vordergrund treten, wobei wohl Rankes Werke Platen die erste Anregung zu seinen eigenen historischen Arbeiten gaben. Auch der Mai in Neapel und der Sommer in Sorrent wird noch größtenteils durch den langwierigen Verlauf der Krankheit verbittert. Bei besserer Gesundheit aber kann er allmählich wieder kleinere Reisen machen, wählt jedoch endlich Neapel zum ständigen Wohnort, wo er denn auch, kleine Unterbrechungen ausgenommen, bis zum Juli 1832 aushält. Hier werden die „Abassiden“ vollendet, außer einer Reihe von Oden entstehen hier die meisten Polenlieder; im ganzen aber muß die Poesie hinter geschichtlichen Studien zurücktreten, als deren erste Frucht die „Geschichten des Königreichs Neapel“ im April 1832 abgeschlossen werden. Die Verbindung mit Deutschland wurde aufgefrischt durch einen dreimonatlichen Besuch von Fritz Fugger, diesem treuesten Freunde des Dichters, der auch in Augsburg die Handschriften Platens in Verwahrung genommen hatte; der König und der Kronprinz von Bayern kamen im Sommer 1832 ebenfalls nach Neapel und erwiesen sich dem Dichter höchst gewogen. Aber auch eine Trauernachricht rief ihn nach Deutschland zurück; sein Vater war am 8. Juni 1831 gestorben, die verwitwete Mutter wünschte sehulich den Sohn wiederzusehen, und so begab sich Platen am 1. Juli 1832 nochmals auf die Reise nach Norden, um, nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt in Venedig, am 30. August glücklich in München einzutreffen. Hier verfloß der Winter im anregenden Umgang

mit alten Freunden wie Schelling, Schubert, Puchta, Hermann, Thiersch, Stung und vielen neuen Bekannten wie Cornelius, Kaulbach, Böding und anderen mehr aufs angenehmste. Auffallend ist, daß der weibliche Verkehr den männlichen fast überwog. Die poetische Produktion regt sich wieder einmal lebhafter; im November und Dezember 1832 entsteht außer mehreren Oden und Romanzen Platens letztes Drama „Die Liga von Cambrai“. Den Sommer 1833 verbringt Platen wieder in Venedig, meist mit historischen Arbeiten beschäftigt; hier lernt er bei einem Flötenspieler, der sein Wohlgefallen erregt hat, die Flöte, um in einsamen Stunden sich selbst Fuggers Kompositionen seiner Dichtungen vorspielen zu können. Noch einmal kehrt er dann nach Deutschland zurück, um nochmals in München einen an Anregung und Verkehr ziemlich reichen und angenehmen Winter zu verleben. Wiederholt gebeten, aus seinen Gedichten und historischen Werken vorzulesen, läßt er sich gerne die Bewunderung und den Beifall der Gesellschaft gefallen, zeigt aber auch gerne seine Selbstständigkeit, indem er gerade in Montalemberts Gegenwart seine demokratischsten Gedichte oder vor der Tochter des preußischen Gesandten seine schärfsten Polenlieder vorträgt. Heimisch konnte er in München nicht mehr werden. In gehobener Stimmung wendet er sich Ende April 1834 wieder nach Italien, zu dieser letzten Fahrt über die Alpen von dem seltenen Glücke begünstigt, in dem Juristen Darenberger und dem Historiker Constantin Höfler bis Florenz; die trefflichste Reisegesellschaft mitzunehmen.

Und diesmal hält die ruhige, ja heitere Stimmung an, er fühlt sich jetzt in Italien und seiner bereichernden Natur- und Kunstatmosphäre „recht glücklich“. (2, 962.) Auch an ihm also hat sich der Segen der strengen ethischen und künstlerischen Selbstzucht bewährt; durch schwere, leidenschaftliche Kämpfe, durch tiefe, fast verzweifelnde Melancholie hat er sich zu gefaßter Selbstbeherrschung und entsagender, doch nicht freudloser Gemütsruhe durchgerungen. In Florenz, wo er jetzt nur sechs Wochen bleibt, und Neapel, wo er den Sommer verbringt, verkehrt er gerne unter den Menschen, darunter Leopardi, während die poetische Fruchtbarkeit zu verschwinden scheint. Im Winter aber, den er wieder in Florenz verlebt, entstehen einige jener Hymnen, in denen er den Gipfel seiner Kunst erblickt. Ihm, der als Mensch so schwer und bitter ernst an sich gearbeitet, ist diese im künstlichen Zwange sich doch immer freier und sicherer, kühner und schwungvoller gebende Aussprache hochsinniger und geistvoller Gedanken und Empfindungen eine natürliche, notwendige Gestaltungsform, deren subjektive Berechtigung durch noch so begründete theoretische Einwürfe nicht beseitigt werden kann. Auch die künstlerischen Leistungen Platens können nur durch die psychologische Kenntnis seiner Persönlichkeit, wie sie nun die Tagebücher erschließen, in ihrem vollen Werte, ihrer Größe wie ihren Mängeln, richtig gewürdigt werden.



Das Frühjahr 1835 benutzte Platen zu einer Reise durch Sicilien, wo er sich mit Genuß dem „Eindruck der Neuheit“ (2, 975) überläßt. Wenn ihn auch manche Beschwerlichkeiten bedrängen, so lohnen doch Palermo, Taormina und Messina die Fahrt, der sich eine weniger erfreuliche Wanderung durch Calabrien anschließt. Hier droht ihn gelegentlich die ruhige Stimmung zu verlassen; die überlegene, siegreiche Heiterkeit, die Goethe bei ähnlicher Belästigung durch die Einwohner in Mallesine beweist, steht ihm in Belvedere nicht zu Gebote. Er ist froh, nach Salerno und Neapel zurückzukehren. Die Kunde von dem Vordringen der Cholera aber veranlaßt ihn, aufs neue nach Sicilien überzufahren. Nach kurzem Aufenthalte verläßt er Palermo an seinem neununddreißigsten Geburtstag; „nie habe ich einen traurigeren verlebt“. (2, 989.) Die schlimmste Ungunst des Wetters, die Unbequemlichkeiten der Reise, vermehrt durch die Überforderungen der Wirthe, machen die Fahrt nach Syrakus trübe und unerfreulich. In Syrakus selbst findet er bei Don Mario Landolina die gütigste und gefälligste Aufnahme. Mit diesem Eintrag vom 13. November 1835 bricht das Tagebuch ab; am 22. November erkrankte Platen und starb am 5. Dezember; im Garten der Villa Landolina wurde er begraben.

Trübe klingen die Tagebücher aus; trübe, fast beklemmend ist ein großer, ja der größte Teil ihres Inhalts. Für Platen aber waren sie trotzdem eine befreiende That, die Beichte, die ihn befähigte, unter den größten Qualen doch sein besseres Selbst siegreich zu behaupten; uns geben sie den Schlüssel zu seinem Wesen in all seinen Lebensäußerungen. Nun wissen wir, daß Goethes berühmte Charakteristik Platens gegenüber Eckermann in einem ganz anderen Sinne zutrifft, als Goethe selbst sie gemeint hat. „Es ist nicht zu leugnen, sagt Goethe, er besitzt manche glänzende Eigenschaften: allein ihm fehlt — die Liebe. Er liebt so wenig seine Leser und Mitpoeten als sich selber, und so kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apostels anzuwenden: Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Noch in diesen Tagen habe ich Gedichte von Platen gelesen und sein reiches Talent nicht verkennen können. Allein, wie gesagt, die Liebe fehlt ihm, und so wird er auch nie so wirken als er hätte wirken müssen. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott derer sein, die gern wie er negativ wären, aber nicht wie er das Talent haben.“ Ja, die Liebe war sein Verhängnis, das ihm jenes negative Gepräge unerbittlich aufprägte, so schmerzlich seine Seele nach den reinsten, höchsten positiven Zielen rang. Aber sie fehlte nicht seinem tief leidenschaftlichen Gemüthe; die unheilvolle Gabe der Natur, die ihm die Gegenliebe versagte, sie hat ihn um das Glück der unbefangenen Liebe zu sich selbst und zu den Menschen, wie um jedes unbefangene Glück gebracht.

Wie der Mensch, so wird auch der Dichter erst durch die Tagebücher in seinem ganzen Wesen, seinem Wachsen und Werden, seinen inneren und äußeren Bedingungen in vollem Maße erklärt. Der innige Zusammenhang von Leben und Dichten, der Goethes poetische Werke zu Selbstbekenntnissen höchster Art stempelt, besteht auch bei Platen; auch seine Gedichte sind fast alle Gelegenheitsgedichte im Goetheschen Sinne. Nicht bloß die lyrischen Poesien, auch größere Werke, wie seine epischen Entwürfe und Dramen, beruhen auf dem ganz persönlichen Erleben und Empfinden, sind nicht bloß Äußerungen seiner gestaltenden Phantasie, sondern Aussprache seiner liebenden Sehnsucht und seiner sittlichen Anschauungen. Die Klarheit, die wir hierüber aus den Tagebüchern in so unendlich vielen einzelnen Fällen gewinnen, macht uns den ganzen Dichter verständlicher, läßt uns manche seiner Schöpfungen erst jetzt in ihrer vollen Bedeutung erfassen. Und auch zur äußeren Entstehungsgeschichte seiner Dichtungen liefern die Tagebücher wenigstens bis zum Jahre 1826 reiches, dann freilich spärlicheres Material, und auch nach dieser Seite bringt uns die neue unverstümmelte Ausgabe reichen Gewinn gegenüber der Bearbeitung Engelhardts.

Es würde zu weit führen, wenn wir diesen Angaben hier im einzelnen nachgehen wollten; denn es stellt sich heraus, daß trotz der bahnbrechenden Arbeit des hochverdienten Nedlich, die einen so bedeutenden Schritt über alle früheren Ausgaben und Biographien Platens hinaus gethan hat, eine nochmalige systematische Durcharbeitung der sämtlichen erhaltenen Plateniana eine unabweisbare Forderung der Wissenschaft sein muß. Nedlich konnte die Tagebücher nur mit wesentlichen Beschränkungen benutzen und hat sich deshalb leider meist an das 1860 erschienene, verstümmelte Tagebuch gehalten. Daher erscheinen in seiner chronologischen Übersicht der Werke Platens eine ganze Reihe Gedichte, die jetzt zum ersten Male veröffentlicht wurden, gar nicht oder in der klein gedruckten Note der verlorenen; ich verweise namentlich auf den reichen Ertrag bisher unbekannter Gedichte aus den Jahren 1815 und 1816 (3. B. 1, 282. 305. 363. 393. 416. 422. 443. 446. 452. 487. 607. 617. 664), aber auch aus späterer Zeit (2, 5. 43. 135. 210. 246. 371. 375). Interessant ist dabei besonders, daß sich auch die Zahl der französischen (1, 283. 345. 409. 422. 432. 458) und englischen Gedichte Platens (1, 219. 275) vermehrt; auch portugiesische Versübungen (2, 19) kommen neu hinzu. Manche Gedichte finden sich übrigens hier abgedruckt, die schon bei Nedlich und sonst Aufnahme gefunden haben. Es wäre sehr voreilig, dies verurteilen zu wollen; nicht leicht ist bei einem Dichter das Studium der Varianten so lohnend wie bei Platen, und so bieten die hier zum ersten Male veröffentlichten ursprünglichen Lesarten (3. B. 1, 357 „Am Rheine“; 1, 287 „Wiederkehrend nach dem Vaterlande“; 1, 592 „Hier selbst denk ich an des Worthards Höhen“; 1, 619 Kloster Königsfelden

und andere) einen außerordentlich lehrreichen Einblick in Platens Arbeitsweise. In einzelnen Fällen bemerken wir, daß Nedlich Angaben des Engelhardt'schen Tagebuches falsch bezogen hat; das religiöse Geburtstagsgedicht z. B. vom 24. Oktober 1815 ist nicht identisch mit der Abendbetrachtung, die in den Werken I, 491 abgedruckt ist, sondern erscheint erst jetzt (I, 327) zum ersten Male. Bei der Datierung des Gedichts „Mag der Wind im Segel beben“ (Nedlich I, 31), das ursprünglich die Überschrift „Widerruf“ erhalten sollte, ist die Angabe 1818 irrtümlich, da es nicht durch Lüders Brief vom 16. August 1818 (vgl. Nedlich I, 692), sondern durch denjenigen veranlaßt wurde, von dem Platen *uonis octobribus 1817* spricht. Derartige Verichtigungen und Ergänzungen ließen sich wohl vermehren; aber es erscheint undankbar, in dieser Weise an einer grundlegenden Arbeit Korrektur zu üben, die dauernd Wertvolles und unter den damals noch bestehenden Einengungen das denkbar Beste geleistet hat, und deren Mängel größtenteils in der Beschränkung oder Trübung der notwendigen Quellen ihre Erklärung finden. Der mühsame große Rohbau ist von Nedlich vorzüglich errichtet worden, und er selbst würde mit Genugthuung wahrnehmen, daß jetzt an der feineren Ausführung mit über Erwarten reichen Mitteln und guten Ansichten weiter gearbeitet werden kann. Dazu bieten die Tagebücher ein fast unererschöpfliches Material, aus dem ich nur noch einen charakteristischsten Zug hervorheben will. Ein feinsinniger Ästhetiker und Lyriker, Albert Matthäi, hat jüngsthin<sup>1)</sup> die Bemerkung gemacht: „Ein Meister und Muster äußerer Formvollendung ist Platen; innere Form ist bei ihm selten zu finden. . . . Platen hat alle möglichen Formen bald virtuosenhaft, bald schulmeisterlich nachgebildet, nur von einer einzigen Form hat er niemals Gebrauch gemacht: von der Form der freien Rhythmen, die ihm wohl überhaupt keine Form dünken mochte.“ Nun wohl! Die Tagebücher bringen uns das erste Beispiel freier Rhythmen von Platen (I, 402 f.) in einem Gedichte, dessen eingeborene innere Form niemand wird bestreiten wollen. Der richtige Kern von Matthäi's zu weit gehender Behauptung wird durch diese bestätigende Ausnahme freilich nicht widerlegt; aber sie bringt deutlich zum Bewußtsein, wovon tiefer eindringende Beschäftigung mit Platen auf Grund der Tagebücher immer mehr überzeugt, daß mit den alten Vorurteilen von der Kälte und Äußerlichkeit Platens endgiltig gebrochen und die tiefe leidenschaftliche Innerlichkeit seines Charakters trotz gewisser Einschränkungen, die ja unzweifelhaft bestehen bleiben, als Grundzug seines Wesens als Mensch und als Künstler anerkannt werden muß.

München.

Erich Fegert.

1) In der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1900, Nr. 62.

Köster Albert, Gottfried Keller. Sieben Vorlesungen. Leipzig, H. G. Teubner 1900. 2.40 M.

Das Buch bietet, „nur leicht überarbeitet“, eine Reihe von Vorlesungen, die der Verfasser in Hamburg vor einem größeren Publikum gehalten hat. Dadurch wurde sein Charakter besonders nach zwei Seiten hin bestimmt. Einmal mußte Köster seine Ausführungen dem Niveau seiner Zuhörer anpassen, dann zwang ihn, der vermutlich auf wenige Vorlesungen angewiesen war, die Kürze der Zeit zu einer quantitativ ungleichmäßigen Behandlung der Schöpfungen des Dichters. Nur der „Grüne Heinrich“ und das „Sinngedicht“ werden eingehender behandelt. Manche Werke wie die „Mißbrauchten Liebesbriefe“ oder der köstliche „Schmied seines Glücks“ sind mit nicht mehr als einer bloßen Erwähnung bedacht. Einem Meisterstück wie dem „Landvogt vom Greifensee“ werden nur wenige Zeilen gewidmet. Ein litterarisch wie litterarhistorisch gleichmäßig interessantes Produkt wie der „Apotheker von Chamounix“ bleibt gänzlich unbeachtet.

Der Forderung der populären Behandlung ist Köster in einer musterhaften Weise gerecht geworden. Schlicht, in überaus klarer Disposition und alles Schulmäßige vermeidend trägt er die Ergebnisse fremder und eigener Forschung vor. Zur eigenen rechnet er hauptsächlich eine prägnante Vergleichung der beiden Fassungen des „Grünen Heinrich“, deren Resultate er unter geschicktem Verbergen alles gelehrten Rüstzeuges mitteilt. Diese Kunst der populären Darstellung ist keineswegs zu unterschätzen. So lange unser Publikum der eigentlichen Litterarhistorie so geringe Sympathie entgegenbringt, bedarf es künstlicher, fast möchte ich sagen diplomatischer Mittel, um ihm die Kost schmackhaft zu machen. Auch ist für den Forscher mit diesem schwierigen Geschäft manche Entfugung verbunden. Wo aber wäre man mehr verpflichtet sie zu bemerken und dem Autor mit dieser Konstatierung eine wenn auch noch so geringe Entschädigung zu bieten als in der sachwissenschaftlichen Zeitschrift? So hebt Köster beispielsweise an den „Neueren Gedichten“ (von 1851) als bezeichnend hervor, daß in ihnen der Unsterblichkeitsglaube, an dem Keller in der Hymne von 1846 trotz aller Antikirchlichkeit mit zäher Ausdauer festhielt und den er mit jugendlich-ungestümm Tapferkeit verteidigt, daß dieser Glaube nun aufgegeben ist. Es ist das ein fruchtbarer Gesichtspunkt, mit dessen Hilfe es leicht ist, eine ganze Reihe der Gedichte zu charakterisieren. Köster aber verzichtet im Interesse der Ökonomie des Ganzen darauf und begnügt sich zu sagen, daß die neuen sich von den älteren hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß jene die Unsterblichkeit bejahen, diese sie verneinen. Er bewahrt so die dem deutschen Gelehrten so oft abgesprochene Kunst des Verschweigens.

Im ganzen hat Köster zwei Momente vor allem im Auge: er will Kellers Entwicklung darlegen und die wichtigsten seiner Werke analysieren.

Jenes ist ihm bei weitem besser gelungen als dieses. Es bildet das wesentliche Charakteristikum des Buches. Aufmerksam verfolgt er die religiöse Wandlung des Dichters; nicht minder berücksichtigt er die Ausbildung seiner politischen Anschauungen. Die entscheidende Wendung, die in seinem Leben der Berliner Aufenthalt (1850—1855) bezeichnet, entgeht ihm nicht. Mit Recht weist er darauf hin, daß er in dieser Zeit erst der gestaltende Poet wird. Fein zeigt er auch, wie sich in der Lyrik des Dichters leise der künftige Epiker ankündigt. Parallel dieser Erscheinung macht er die Beobachtung, wie sich in dem Verfasser des „Grünen Heinrich“ der Novellist verrät. Indem Keller nach einer erstaunlich zögernden Entwicklung und nach schweren Selbsttäuschungen endlich dieses ihm ganz gemäße Gebiet betritt, erreicht er die Höhe seiner Kunst. Und wie er sich dann hier entfaltet, wie er sich mehr und mehr von dem Ungehalteten freimacht, wird von Köster an dem ersten Bande der „Leute von Selbwyla“ eindringlich dargethan. Hübsch bemerkt er weiterhin die Fäden, die sich von dem zweiten Bande dieser Sammlung zu der künftigen Produktion Kellers schlingen, wie er in ihr die Wege zur kulturhistorischen Novelle und zu dem das Leben der Gegenwart behandelnden Roman betritt, die er dann nicht mehr verlassen hat. So verfährt Köster im eigentlichen und besten Sinne litterarhistorisch, indem er bemüht ist, dem Geheimnis der Individualität des Dichters geschichtlich durch Darlegung der allmählichen Fortschritte seiner Kunst und durch Aufdeckung der Zusammenhänge seiner Schöpfungen miteinander nahe zu kommen. Besonders mit dieser zweiten Bemühung steht er ganz auf dem Boden der modernen, der naturwissenschaftlichen Methode verwandten Betrachtungsweise. Er folgt jenem Satz, den Goethe von allem Werden ausgesprochen hat, daß „nichts entspringt, als was schon angekündigt ist“ und legt damit den Grund zu einer Descendenz der Kellerschen Werke. Zuweilen verleitet ihn das Bestreben freilich zu Konstruktionen und er sieht dort Entwicklung, wo Wiederholung vorliegt. So wenn er (S. 113) an der Erzählung „Kleider machen Leute“ als neues Moment hervorhebt, daß sie den Dichter auf dem Wege zu ernster Behandlung sittlicher Probleme zeige. Hat er nicht schon im „Fancraz dem Schmoller“ oder in „Romeo und Julia“ sittliche Probleme ernster behandelt?

Ich sagte, daß Köster die Darlegung der Entwicklung des Dichters besser gelungen sei als die Analyse seiner Schöpfungen. Hier finde ich ihn zu kahl, zu sehr auf das Stoffliche und allenfalls Ethische bedacht und zu wenig geneigt, das eigentlich Künstlerische hervorzuheben, kurz zu wenig ästhetisierend. Empfiehlt es sich schon im allgemeinen nicht, den äußeren Verlauf einer poetischen Schöpfung zu berichten, ohne damit — was bei der idealen Analyse organisch geschehen muß — eine künstlerische Würdigung zu verbinden, weil man sie so des Reizes entkleidet, ihr den Duft nimmt, so ist es besonders gefährlich bei einem Dichter wie Keller,

dessen Stärke so sehr im phantasievollen Ausmalen des Details beruht. Doch will ich nicht zu bemerken unterlassen, daß die Analyse des „Sinngedichts“, das der Verfasser für das vollendetste seiner Werke zu halten scheint, auch höhere Forderungen erfüllt. Hier begnügt er sich nicht mit der Inhaltsangabe, sondern ist bestrebt zugleich die dichterischen Intentionen aufzudecken.

Als einen Mangel des Buches empfinde ich auch, daß unter der geschichtlichen Betrachtung die Gesamtwürdigung Kellers zu kurz gekommen ist. Die wahre Bedeutung des Dichters wird einem nicht genug nahe gebracht. Jene Vereinigung des Poetischen mit dem Gedankenvollen, tief-sinniger Weltbetrachtung mit unererschöpflicher Fabulierkunst, hohen geistigen Gehalts mit nie verjagender Gestaltungskraft, die ihn nach Goethe zum hervorragendsten deutschen Dichter des Jahrhunderts macht, sie läßt uns Köster kaum ahnen. Besonders am „Grünen Heinrich“ mußte dargethan werden, wie Keller in die Tiefe der menschlichen Brust gestiegen ist und verborgene und verschwiegene Regungen der Seele mit unerfrohdener Kühnheit hervorgeholt hat. Hier behandelt er Grundfragen des Lebens von so typischer Geltung, daß die Schilderung der Knaben- und Jugendzeit des Helden schon manchem wie ein Spiegelbild der eigenen erschienen ist.

In Bezug auf den „Grünen Heinrich“ habe ich noch etwas auf dem Herzen, dem ich hier Ausdruck geben möchte. In der Vergleichung der beiden Fassungen streift Köster auch die immer wieder erörterte Frage, welche von ihnen den Vorzug verdiene. Er trifft jedoch keine reale Wahl, sondern schließt ein diplomatisches Kompromiß, indem er sagt: „Mir persönlich, der ich die größere Folgerichtigkeit der älteren Redaktion und die künstlerischen Vorzüge der jüngeren sehr hoch schätze, mir hat sich im Geiste . . . ein drittes Werk herausgebildet, das die Vorzüge beider Fassungen besitzt.“ Ich will hier nicht den persönlichen Geschmack diskutieren, der sich in diesem vorsichtigen Ausweg ausdrückt, aber ich finde, daß Köster bei der ganzen Erörterung des Problems den entwicklungs-geschichtlichen Standpunkt, den er sonst mit solcher Konsequenz festhält, aus dem Auge gelassen hat. Er vermeidet nicht völlig den Fehler, den Keller selbst mit harten Worten getadelt hat, indem er den „sogenannten Kritikern“ vorwirft, daß sie anstatt das jetzige Bild (das heißt die Umarbeitung) aus sich heraus zu beurteilen, es in philologischer Weise mit dem alten vergleichen. Sie zerren das Abgestorbene herum und lassen das Lebendige liegen. (An Marie von Frisch den 20. November 1880.) Wie die erste Fassung als Konfession der Jugendzeit, so mußte die zweite als die des Mannesalters aufgefaßt werden. Es mußte gezeigt werden, daß der Dichter, als er Ende der siebziger Jahre an die Umarbeitung schritt, dem Werke den trostlos pessimistischen Grundcharakter nicht lassen konnte. Ich sage den pessimistischen, nicht tragischen. Denn tragisch ist meines Erachtens auch die neue Fassung. Köster formuliert den Unterschied nicht

richtig, wenn er sagt (S. 60), daß „der alte ‚Grüne Heinrich‘ tragisch mit dem Tod des Helden ende, daß der Dichter aber für den neuen einen glücklichen Ausgang gefunden habe“. Kann man das wirklich einen „glücklichen Ausgang“ nennen, wenn der Held sich nach den schwersten Lebenserfahrungen und den bittersten Enttäuschungen der stillen Resignation ergibt? Bricht ihm auch nicht wie in der ersten Fassung „das schwere Bewußtsein, sein Nächstes und Heiligstes, das Mutterleben, zerstört zu haben“, das Herz, so muß die Erinnerung daran doch sein Dasein beschatten und ihm die ungetrübte Lebensfreude für immer rauben. Ich denke, das ist tragisch genug. Behält man das im Auge, dann erscheint das 14. Kapitel des dritten Buches, von dem Köster meint (S. 77), daß es ein Indiment der ersten Fassung sei und zur zweiten wegen seiner auf die Tragik mit tödlichem Ausgang weisenden Tendenz nicht recht stimme, mit ihm wohl vereinbar. Gleichwohl bleibt es richtig, daß die Umschmelzung nicht schlackenrein gelang, daß nicht bloß die konsequente Durchführung der Erzählung in der ersten Person Widersprüche und Inkongruitäten schuf, sondern daß auch die Veränderung des ethischen Charakters des Werkes Disharmonien veranlaßte, wie sehr Keller auch bemüht war, die ursprüngliche Anlage mit der späteren Auffassung in Einklang zu bringen. Dieser Mangel, den das Werk mit anderen kleineren und größeren, nicht aus einem Guß entstandenen poetischen Schöpfungen teilt, blieb dem Dichter selbst, wie Köster andeutet, nicht verborgen. Daher während der Umarbeitung seine Stoßsenfzer über das „Martyrium“, die „widerwärtige Affaire“, den „dämonischen Sempel“, das „schrecklichste aller Bücher“, das „Unglücksbuch“ und wie die Bezeichnungen alle lauten. Ja, er spricht nicht nur von der „Schwachheit des Geschriebenen“ trotz der Ausmerzungen der groben Fehler, die der ersten Fassung anhafteten (An Ida Freiligrath den 13. Juli 1879), sondern erklärt selbst die autobiographische Form als einen Grundmangel des Werkes (An Herrlich den 28. Februar 1881). Dennoch erklärt er gerade den neuen Schluß für besser als den früheren (An Petersen den 13. Januar 1883) und dazu hatte er von seinem Standpunkt aus ein volles Recht. Denn zwischen der Konzeption der ersten Fassung des Romans und der Herstellung der zweiten liegt eine so fundamentale Wandlung der Weltanschauung des Autors, daß Keller nicht der Dichter sein müßte, der er war, wenn sie in der Umarbeitung nicht reflektierte. Und so eigentümlich liegen die Umstände, daß es sogar eine Art Einlösung einer alten Schuld war, wenn er seinem Werke jetzt ethisch eine andere Wendung gab.

Dizipiert ward der Roman in jener schlimmen Züricher Zeit, da der Dichter nach dem Zusammenbruch seiner künstlerischen Existenz in München äußerlich noch die Malerei betrieb, innerlich aber die poetische Neigung zum Durchbruch drängte. Daß er damals ohne inneren und äußeren Beruf dahinlebend, an seiner malerischen Begabung verzweifelnd,

von seinen dichterischen Fähigkeiten noch nicht überzeugt, einen cypressendunklen Schluß erdachte, ist begreiflich. Die Stimmung der Zeit, die sich gern pessimistisch drapierte, begünstigte ihn. Nicht minder die der Jugend fast immer eigene Vorliebe in der Poesie das Erlebte ins Tragische zu steigern. Auch als Keller dann den Dichter in sich entdeckt hatte, als seine lyrische Poesie in Heidelberg neue Blüten trieb, als er auf dem dramatischen Felde Pläne über Pläne entwarf, waren die inneren Vorbedingungen zu einer anderen Auffassung noch nicht gegeben. Denn noch hatte er nicht die seiner Individualität gemäße poetische Bethätigung gefunden, diejenige Sphäre, in der er mit freiem Behagen schaltete. Sein dramatisches Planeschmieden führte zu keinem Ergebnis. Das „subjektive Gebahren“, das „subjektive und eitle Geblümjel“ der Lyrik war ihm zuwider. Sein unbewußtes Ziel war die sachliche und objektive Spiegelung der Welt, die ihm nur diejenige epische Poesie gewähren konnte, die auf einem souveränen, über das persönliche Leid erhabenen Humor beruhte. So hatte er in einer Epoche innerlicher Gährung den Roman begonnen.

Allein noch während er an ihm schrieb, vollzog sich in seinem Wesen eine sich schon in Heidelberg, wo er sich nach seinem eigenen Wort in der „Mauser“ befand, ankündigende, entscheidende Wandlung. Ein äußeres Symptom dieser Metamorphose ist der bei seiner schweren Natur erstaunliche Produktionsdrang, der ihn jetzt in der Zeit seines Berliner Aufenthaltes ergreift. Neben seinen zahlreichen dramatischen Plänen, die ihn fort und fort beschäftigten, schreibt er den „Apotheker von Chamounix“ (1853), in dem er, Heines allzu persönliche Geisteswillkür satirisch verspottend, zugleich seinem eigenen Subjektivismus den Abschied giebt. Er konzipiert und schreibt zum größten Teil die Seldwylers Erzählungen, die „Legenden“, das „Sinngedicht“. Wie sich mit dieser Schaffenslust und Schaffenskraft eine dichterische Vervollkommnung verband, wie der Poet Keller jetzt erst seine wahre Physiognomie erhielt, habe ich an anderer Stelle, in einem Aufsatz „Gottfried Keller in Berlin“ (Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1895, Nr. 221) dargethan. Der quellende Reichtum muß ihm aber auch die lang entbehrte innere Befriedigung gewährt, das Bewußtsein seiner Kunst muß seine Stellung zur Welt verändert haben. Zugleich mit der dichterischen Entfaltung vollzieht sich eine seelische Wandlung. Sein Blick wird weiter und klarer. Er giebt die grämliche Selbstbeobachtung ein für allemal auf und richtet den Blick auf das Treiben der Welt, der er gelassen und heiter ins Gesicht sieht. Der Pessimist wird zum Optimist. Freilich wird Keller nicht Optimist sans phrase. Die Erfahrungen seiner Jugend waren zu bitter, die Leiden zu schwer und langwierig, als daß ihre Eindrücke in seiner Seele je zu verwischen waren. In dem Wesen des Dichters, an dessen Wiege die Melancholie saß, blieb zeitlebens ein pessimistischer Untergrund. Bewußt aber schloß er für seine poetische Philosophie eine Art Kompromiß zwischen den beiden Polen,



indem er sich von nun an für seine Bethätigung der Dichtkunst als Ziel das schöne Wahre setzte, wie das Richard M. Meyer in seiner Literatur des 19. Jahrhunderts (S. 408) ausgeführt hat. Lebte doch in ihm bei allem Hang zum Märrischen und Verdrießlichen eine goldene Welt- und Erdenfreude. In Gedichten wie dem „Abendlied“ (Gedichte 1, 43), dem „Frühlingsglauben“ (1, 46), „Schein und Wirklichkeit“ (1, 106 f.), „Dankbaren Leben“ (1, 186) spricht sich ungetrübbtes Erdenglück und unbegrenzte Hoffnungseligkeit aus.

Keller stand also, schon als er am „Grünen Heinrich“ schrieb, nicht mehr fest auf dem Boden der Weltanschauung, auf die der Roman gegründet war. Das ist der innere Grund der jahrelangen Verzögerung des Abschlusses. Dieses Schwanken und nicht wie Köster (S. 71) meint, das viele, die Absichten des Dichters verhüllende Beiwerk, worin ich nur die Folge der Unsicherheit sehe, bewirkte, daß für Männer wie Hettner und Vischer die Notwendigkeit der Tragik des alten „Grünen Heinrich“ nicht zwingend herauskam. Den Zwiespalt der Stimmung in der Zeit der Intention und der der Ausführung deutet der Dichter selbst verblümt an, wenn er im Vorwort zu dem Buch ausdrücklich hervorhebt, daß „Absicht und Motive unverändert dieselben blieben wie am ersten Tage der Konzeption“. Denn zwischen den Zeilen steht die Klage geschrieben, wie schwer es ihm ward, die alten Pläne im Geiste der Jugend, die sie erdacht hatte, auszuführen. Weniger verhüllt bekennt er es in dem Brief an Freiligrath aus Berlin Ende 1854. (Wächtold<sup>1</sup> 2, 267 f.) Wenn nun aber Keller selbst während der Arbeit an dem Werk der tragisch-pessimistischen Grundstimmung mehr oder weniger bewußt entwachsen war, ist es dann billig zu verlangen, wie es geschehen ist, daß er zwanzig Jahre später noch an ihr festhalte?

Es war für ihn eine unvermeidliche Notwendigkeit ihm jetzt denjenigen ethischen Charakter zu geben, den ihm lediglich eine unglückliche Konstellation der Umstände vorenthalten hatte. Auch hier mußte die Brücke zwischen Pessimismus und Optimismus geschlagen werden. Die unmittelbare Folge der Erlebnisse durfte nicht mehr der Tod des Helden sein. So bemerkt denn auch Keller gleich an der ersten Stelle, wo er in seinen Briefen von der inneren Aufgabe, die ihm die Umarbeitung des Werkes stellt, einläßlicher spricht (An Petersen den 4. Juni 1876), als er noch die Absicht hatte, die Autobiographie als das hinterlassene Manuskript des Verstorbenen erscheinen zu lassen, ausdrücklich, daß die Einleitung vom Tode des Helden als älteren Mannes erzählen sollte. Hätte der Dichter diesen Plan ausgeführt, so wäre in dieser „Zwischenform“ die Verschiedenheit der Tendenz allerdings nicht so scharf hervorgetreten, wie es jetzt zwischen den beiden Fassungen der Fall ist. Keller hatte aber auch von dem Standpunkt seiner nun errungenen Weltanschauung aus den scheinbar versöhnlichen Schluß nicht zu scheuen. Denn er dachte sich das

Zeunige dabei. „Der Schluß,“ schreibt er an Petersen (13. Januar 1883), „hat etwas zu viel von dem Inhalt, den die meisten nicht gleich verstehen.“ Wie er aber aufzufassen ist, lehrt eine andere Äußerung, aus der wir zugleich erkennen, wie sich in dem Werk Pessimismus und Optimismus verschlingen oder vielmehr wie jener von diesem überwunden wird. Nach der Vollendung der Umarbeitung schreibt Keller an Petersen (21. April 1881), der es als störend empfand, daß Heinrich den schmerzlichen Gedanken an den mitverschuldeten Tod der Mutter durch das Leben schleppen muß: „Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind; aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine rechte Freude giebt? Selbst wenn sie der Reflex eines körperlichen Leidens ist, kann sie eher vielleicht eine Wohlthat als ein Übel sein, ein Schutz mehr gegen triviale Nachlosigkeit.“

Wie tief begründet aber in Kellers Natur diese Auffassung von dem Leid als dem notwendigen Ferment einer tieferen Existenz ist, zeigt sich darin, daß wir ihre Spuren von der frühen Jugend bis zu der Zeit verfolgen können, da er aus ihr für seine größte Schöpfung die entscheidenden Konsequenzen zog. Ja, sie hängt aufs innigste mit jenem „lyrischen Gebahren“ zusammen, das sie überwindet. Sie ist aus derselben zärtlichen Verachtung des Ichs, aus derselben liebevollen Versenkung in die Regungen der eigenen Brust, aus derselben Überschätzung des Individuellen heraus geboren, nur daß der Zug jetzt eine positive Wendung genommen hat. So sehr gilt auch für die geistige Entwicklung der Satz, daß „nichts entspringt, als was schon angekündigt ist“.

In dem später „Wetternacht“ (Gesammelte Gedichte 1, 29) betitelten Gedichte, das eine nur wenig veränderte Fassung des vierten Stückes aus dem Zyklus „Nacht“ der Sammlung von 1846 ist, heißt es:

O reiner Schmerz, der von den Höh'n gewittert,  
Du heil'ges Weh, das durch die Tiefen zittert,  
Ihr schließt auch mir die Augen auf!

— — — — —  
Du süßes Leid, hast ganz mich überwunden!  
Welch' dunkle Lust, die ich noch nie empfunden,  
Ist mit der Demut angefacht!

Das zweite Gedicht des Zyklus „Auch an die Ischel“ (1846, S. 100), später „Den Zweifellofen I“ betitelt (Gedichte 1, 125), beginnt:

Wer ohne Schmerz, der ist auch ohne Liebe,  
Wer ohne Leid, der ist auch ohne Treu',  
Und dem nur wird die Sonne wollenfrei,  
Der aus dem Dunkel ringt mit heißem Triebe.

Und das erste Gedicht des Zyklus „Abend“ (1846, S. 11 ff.), später „Sonnenuntergang“ (Gedichte 1, 36) betitelt, schließt mit der Strophe:

Es ist auf Erden keine Nacht,  
 Die nicht noch ihren Schimmer hätte,  
 So groß ist keines Unglücks Macht,  
 Ein Blümlein hängt an seiner Kette!  
 Ist nur das Herz von rechtem Schlage,  
 So baut es sich ein Sternehaus,  
 Und schafft die Nacht zu hellem Tage,  
 Wo sonst nur Asche, Schmutz und Graus.

1848 preist Keller die „Melancholie“ (Gedichte 2, 122), die Göttin, die ihm voll Treue zur Seite liegt, der Wahrheit Spiegelschild emporhält, als diejenige, der er die Erkenntnis verdankt. Nur du, nur du, ruft er ihr zu, bist wahr und schön!

Und in Heidelberg, wo ihm die verfehlte Werbung um Johanna Kapp neues Leid zufügte — denn in der That hat er sich ihr erklärt. Kösters Darstellung (S. 40), wonach man anzunehmen hat, daß er dem Mädchen seine Liebe nicht gestanden habe, ist nicht richtig (vgl. Bächtold<sup>1</sup> 1, 330 ff.). Den „niemals abgefassten Brief“ schrieb Keller der abreisenden Freundin zum Abschied, einige Wochen nachdem er ihr seine Neigung enthüllt und von ihr erfahren hatte, daß sie durch eine ansichtslose Liebe an einen selbst gefesselten Mann gebunden sei — in Heidelberg wird ihm in der Poesie auch dieser Schmerz zum Gewinn.

Ich ward so arm und doch so reich,  
 Zum stolzen Wissen mein Verlust!  
 Und in dem Elend lag zugleich  
 Der Balsam für die wunde Brust.

Und besser ging ich, als ich kam,  
 Von reinem Feuer neu getauft,  
 Und hätte meinen reich'ren Gram  
 Nicht um ein reiches Glück verkauft.

Eine nicht minder persönliche Verklärung der Resignation als die zweite Fassung des „Grünen Heinrich“ bietet der um die Mitte der siebziger Jahre gedichtete „Landvogt von Greifensee“, nur daß hier jeder tragische Accent fehlt und über das Ganze ein glückselig-elegischer Duft gebreitet ist. „Wol sind es die Rosen der Entsagung,“ sagt Landolt in seiner prächtigen Rede vor den fünf Frauen, um die er einst vergebens geworben hatte, „welche die Zeit mir gebracht hat, aber wie herrlich und dauerhaft sind sie!“

Wie in einem Symbol aber faßt sich die Entwicklung der Kellerschen Grundanschauung vom Leben in drei Staffeln zusammen. Im Januar 1850 plant der Dichter für den Abschluß des Romans den Selbstmord des Helden. „Nur in der ganzen vollen Entsagung an Welt und Leben für immer liegt die Genugthuung und die einzig mögliche Versöhnung in dem willigen Sterben und Scheiden vom warmen Leben, der einzige Trost in

der ewigen Vergessenheit“ (Bächtold 2, 43). Bei der Ausarbeitung 1854 läßt er ihn unter der Wucht der Erlebnisse unmittelbar zusammenbrechen, ohne, wie wir sahen, mit diesem Ausgang noch ganz einverstanden zu sein. In der endgiltigen Fassung erliegt der Held nicht, aber von Düsternissen beschattet, von dem Bewußtsein der Schuld belastet, hegt er den Wunsch das Dasein aufzugeben. Da trifft er Judith, die Geliebte seiner Jugend. Jugendglück, Heimat, Zufriedenheit scheinen ihm mit ihr zurückgekehrt zu sein. Wie zur Buße gesteht er ihr seine Verschuldung. Das Bekenntnis nimmt den alten Druck von der Seele und macht ihn „frei und gesund“. Zudem sie ihn dann lehrt, durch Verzicht auf ein volles und ganzes Glück sich einer bescheidenen Genügsamkeit zu überlassen, ergiebt er sich willig einem stillen und geräuschlosen Leben, dem das erfahrene Leid Tiefe und Gehalt verliehen hat.

Berlin.

Otto Pniower.

Vermeylen Aug., Leven en werken van Jonker Jan van der Noot.

Antwerpen, De nederlandse boekhandel 1899.

Auch für die deutsche Literaturgeschichte hat der wenig bekannte brabantische Edelmann, der erste niederländische Renaissancedichter (geboren um 1540, gestorben 1595), dem diese sorgsame Arbeit gilt, einige Bedeutung. Denn 1572 brachte Jan van der Noot, der seine Nachahmungen Petrarca's, Ronsards, du Bellays auch ins Französische und Englische übertrug oder übertragen ließ, in Köln eine Verdeutschung seines „Theatrum“ durch den Rechenmeister Balthasar Froe zum Drucke; 1576 erschien ebenda sein „Buch Extasis“ in zehnsilbigen Reimpaaren mit einem Vorwort von Hermann Grenerus. Jan van der Noot war 1567 um seines reformierten Bekenntnisses willen aus Antwerpen geflüchtet, trat aber später zum Katholicismus über und kehrte dann in seine Vaterstadt zurück.

J. B.

# Bibliographie.<sup>1)</sup>

## 1. Zeitschriften.

Bearbeitet von Adolf Hauffen in Prag.

Philologische und litterarhistorische Zeitschriften.

### **Verhandlungen der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Bremen 1899.**

Allgemeine Versammlung. Kräger H., Bremen im Spiegel der Litteratur.

Wendt G., Neue Bahnen im neusprachlichen Unterricht.

Historische Sektion. Kohde, Ortsnamenforschung als Hilfsmittel der Geschichtsforschung.

Tille A., Bemerkungen zum vorigen Vortrage.

Germanistische Sektion. Siebs Th., Zur Regelung der deutschen Bühnenaussprache.

Geiger L., Das junge Deutschland und Preußen. Nach archivalischen Quellen.

Wunderlich H., Zum Grimmschen Wörterbuch.

Neuphilologische Sektion. Mangold W., Friedrichs des Großen Dichtungen im siebenjährigen Kriege.

Sektion für Bibliotheksweien. Butthaupt H., Geschichte der Stadtbibliothek in Bremen.

### **Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 36. Jahrgang.**

Butthaupt H., Raum und Zeit bei Shakespeare und Schiller. Festvortrag.

Minor J., Zu Bürgers Macbeth-Übertragung. — Mittheilung der Hexen- gesänge nach einem bisher unbekanntem Abdruck von 1780.

Kilian C., Shakespeare auf der modernen Bühne.

Frenzel K., Die scenische Einrichtung der Shakespeare-Dramen. — Auf deutschen Bühnen.

Volte J., Englische Komödianten in Münster und Ulm.

Wukadinovic Z., Wuth: Zu Wielands, Eschenburgs und Schlegels Übersetzungen des Sommernachtsstraums.

Fetsch R., Schüddekopf und Walzel: Goethe und die Romantik. I.

Wechsung A., Statistischer Überblick über die Shakespeare-Aufführungen deutscher Theater 1899.

Cohn A., Shakespeare-Bibliographie. 1897. 1898. 1899. II. Deutschland.

<sup>1)</sup> Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1900 zu ergänzen.

**Goethe-Jahrbuch.** 21. Band.

I. Neue Mitteilungen. Zuphan R., Ulrike von Levekov. — I. Mitteilungen aus dem Goethe- und Schillerarchiv. 1. Briefe Goethes an Ulrike von Levekov und ihre Mutter Amalie von Levekov, geborene von Brösigke. — 2. Goethe und die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Herausgegeben von Karl Schibde-  
tousf. (Mit vielen Briefen Goethes.) — 3. Zwei Falstaff-Fragmente von Goethe. Herausgegeben von A. Brandl. (Zwei Fragmente eines bisher unbekanntem Dramen-  
planes Goethes wahrscheinlich aus dem Jahre 1792.) — 4. Goethe an Karl August. Herausgegeben von J. Wahl. (Brieffragment vom 6. Oktober 1815.) — II. Verschiedenes. 1. Schiller an Goethe. Mitgeteilt von C. Franke. (Brief Schillers vom 9. November 1803.) — 2. Goethe und Bran. Sieben Briefe Goethes und ein Brief Karl Augusts. Mitgeteilt von P. von Bojanowski. — 3. Junck H., Sechs Briefe von Lavater an Goethes Eltern.

II. Abhandlungen. 1. Jutba L., Epilog zu Goethes Tasso. (Weimar, 27. Mai 1899.) — 2. Menjebung Malwida von, Betrachtungen über Goethes Leben. — 3. Münch W., Goethe in der deutschen Schule. — 4. Stern A., Goethe und Dresden. — 5. Geiger L., Salomon Hirtzel und Michael Vernays. — 6. Goebel J., Homunculus. — 7. Jürek H., Die Bedeutung der Magic und Sorge in Goethes Faust. — 8. Tünker H., Ein böser Angriff auf „Hermann und Dorothea“. (Verteidigung des Verses IV, 199 gegen Bishers Anwurf der Schamlosigkeit.) — 9. Zeuffert B., Skizze der Textgeschichte von Goethes Werther.

III. Miscellen. A. Einzelnes zu Goethes Leben und Wirken. 1. Geiger L., Ein Briefchen Goethes an Frau von Staël. — 2. Franck D., Dankschreiben der Züngerin Mara an Hummel mit Rücksicht auf die beiden ihr gewidmeten Gedichte Goethes. — 3. Volke F., Zur Legende vom Hufeisen. (Volkstümliche Stoffparallele.) — 4. Alnge F., Zum Schwager Kronos. — 5. Reisch R., Zum Erstkönig. — 6. Meyer H. W., Zu „Gott, Gemüth, Welt“. — 7. Hentel H., Goethes rhythmische Prosa. — 8. Jürek H., Das irdenische Pygmaenweibchen. — 9. Alt C., Professor Clodius und die mythologischen Figuren in Goethes Urisk. — 10. Junck H., Nicht Goethe, sondern Frau von Göring (ist nämlich die Verfasserin der Ausernung zu den Bildern Passavant's in Lavater's „Physiognomischen Fragmenten“). — 11. Geiger L., Eine Recension Goethes? — 12. Vogt A., Zur Campagne in Frankreich. — 13. Voelfler L., Zu Werther. — 14. Harnack D., Zu den „Maximen und Reflexionen über Kunst“. — 15. Geiger L., Arnims Recension von Goethes biographischen Schriften. — 16. Juchs G. F., Zu dem Aufsatz „Von dem Himmel und der himmlischen Fremde“. — 17. Geiger L., Johannes von Müller über die Xenien. — 18. Geiger L., Zur Geschichte der Jenaer Literaturzeitung. — 19. Geiger L., Ein Gespräch mit Goethe. — 20. Bailen P., Eine russische Großfürstin bei Goethe. — 21. Tistel Th., Aus Millnerianis über Goethe. — 22. Navoteon III. als Goethe-Übersetzer. — (Zu S. 292 berichtigt jetzt der Königs-  
warter Secretär Natz in der Neuen Freien Presse Nr. 12964 den ersten Vers der  
Übersetzung. Er lautet richtig Mon coeur s'opprime.) — Bibliographie.

Eucken K., Goethe und die Philosophie. Festvortrag.

**Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur.** Band 44.  
Heft 2.

Koethe G., Münchener Keimvredigt. — 15. Jahrhundert.

**Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur.** XXVI.  
Heft 2.

Hoffmann Kramer C., Heilig und Lenz: Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten.

Beer H., Schneider: Spaniens Anteil an der deutschen Literatur. — Mit zahlreichen wichtigen Nachträgen aus den Bücherkäufern der Wiener Hofbibliothek und mit Nachrichten über ältere Reisen Deutscher nach Spanien.

Vollk W., Krüger H. H.: Der junge Eichendorff.

Winde-Ponct G., Kerner und Müller: Kerners Briefwechsel. Hartmann: Uhlands Tagebuch.

Nischer H., Hermann Kurz und Franz Pfeiffer. — Mit Briefen.

**Zeitschrift für den deutschen Unterricht.** Jahrgang 14. Heft 5.

Schwarze W., An Goethes Hand unter südlichem Himmel.

Wülfing G., Sprachliche Eigentümlichkeiten bei Conrad Ferdinand Meyer.

Becher Th., Weg und Gelände in der Sprache.

Gartner Th., Heinze: Deutscher Sprachhort.

Glöde C., Bartels: Klaus Groß.

**Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins.** Jahrgang 15.

Nr. 5. Matthias Th., Reifas- und Auslagerwort mit aks.

Nr. 6. Gartner Th., Musterausprache. — Die Beschreibungen auf diesem Gebiete von 1897—1900.

Graffunder Anna, Unterricht in der Muttersprache.

Schütte D., Jakob Sachmann, ein Freund unserer Beschreibungen im 17. Jahrhundert.

Nr. 7/8. Heinze K., Renaissance sprachliche Verirrungen. — In den Dichtungen modernster Schriftsteller.

Streicher T., Volkstümliche Bittersprache.

**Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins.** Heft 19.

Sarrazin C., Plandereien über das Winde-s.

Riesch F., Wie erklärt und rechtfertigt es sich, daß die Abwehr der Fremdwörter in der deutschen Sprachpflege der Vergangenheit, wie der Gegenwart eine hervorragende Rolle spielt?

**Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten.** Jahrgang 1. Heft 3.

Gerbet G., Westerggebirgisch und Südothüringisch.

Weise E., Volkstümliche Erinnerungen an den 30jährigen Krieg.

Lenz P., Zur Statistik der Fremdwörter im Deutschen.

Haag K., Sieben Säue über Sprachbewegung.

Gartner Th., Lautbestand der Wiener Mundart.

Schwitzer G., Wortdeutungen.

Stiebig J., Kinder- und Vuhlerlieder (Zchnadahüpf) aus Deutsch-Gießhübel bei Zglau.

Unfeld W., Schwäbische Zwickwörter und Redensarten. (Fortsetzung.)

Grienberger Th. von, Mundarten der „Sieben Gemeinden“. — Deutsche Sprachinsel in Oberitalien.

Weißinger D., Die hebräischen Fremdwörter der Nappenaauer Mundart.

**Chronik des Wiener Goethe-Vereins.** Band 14. Nr. 5/6.

Widhoff F., Der zeitliche Wandel in Goethes Verhältnis zur Antike dargelegt am Faust.

Kollet H., Rambergs Kopie des Goethe-Bildnisses von Lips.

Friedrich Rückert über den West östlichen Divan.

Ein persisches Huldigungsgebidit an die Erbgroßherzogin Marie Pantowna von Sachsen-Weimar.

**Monatsblätter für deutsche Literatur.** IV.

Nr. 5. 6. Siegemund K., Joh. Chr. Günther.

Nr. 5. Busse G., Hermann Lingg.

Nr. 6. Strauß L., Die Dorfgeschichte in der modernen Literatur.

Nr. 7. Reinhard N., Platen und Heine.

Richter H., G. Geibel.

Euphorion. VII.

**Literaturblatt für germanische und romanische Philologie.** Jahrgang XXI.

Nr. 4. Zocin A., Nading: Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache.  
Zocin A., Hausding: Die Fremdwortfrage.

Stübe S., Kemmer: Lautstand der Aischaffburger Kanzleisprache im 16. Jahrhundert. I.

Tardel H., Richter: Freiligrath als Übersetzer.

Nr. 5. Diemar H., Volkart: Deutsche Lieder auf den Winterkönig. — Mit Berichtigungen.

Zulger Gebing E., Erich Schmidt und Valentin: Goethe-Festreden in Frankfurt.

Waag A., Stöcklein: Bedeutungswandel der Wörter.

Waghel S., Heilig und Lenz: Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten.

Nr. 6. Zocin A., Arndt: Der Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen in der Preßnauer Kanzleisprache.

Waghel S., Viehich: Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache.

**Modern Language Notes.** XV. 4.

Sagert, The „Evil Spirit“ in Goethe's Faust. I.

## Akademiedriften und Verwandtes.

**Academia.** Monatschrift des Cartellverbandes der katholischen Studentenverbindungen. XIII. Nr. 1.

Der Jurist Goethe.

**Mitteilung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.**

Nr. 10. Krasnopolski H. und Schuler H., Berichte über die im Exposé des E. k. Justizministeriums über die Gestaltung des österreichischen internationalen Urheberrechtes gestellten Fragen.

Nr. 11. Hauffen A., Sechster Bericht über den Abichluß seiner Sammlung der vollständigen Uebersetzungen in Deutsch-Böhmen. (Juli 1900.)

**Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.** Philologisch-historische Klasse. 1899.

Heft 2. Lehmann W., Luther's Verhör vor dem Wormser Reichstage.

Heft 1. Kothe G., Jacob Grimm's Vorlesungen über deutsche Literaturgeschichte. — Sieht nach erhaltenen Kollegienheften (eines rühret von Goedeke 1834 her eine Charakteristik und reichliche Auszüge aus Grimm's Vorlesung über das ganze Gebiet der deutschen Literaturgeschichte. Darunter eine ausgezeichnete Beurteilung Nitzchart's. Schöne Aussprüche, z. B. „Wenn Goethe unserer Literatur fehlte, dann fehlte ihr die Sonne am Himmel.“ Über Niffland „in Mopsstocks Zeit kam die Poesie auf die Kanzel, jetzt stieg die Verehrsamkeit von der Kanzel auf die Bühne“. Die Darstellung geht bis zu Platen und Heine; aber Grillparzer's Name fehlt. Goedeke erscheint deutlich beeinflusst von einzelnen Urteilen Jacob Grimm's.

**Göttingische Gelehrte Anzeigen.**

Nr. 1. Vogt A., Heuzel: Beschreibung des geistlichen Schauspiels. Wilmotte: Les passions allemandes du Rhin dans leur rapport avec l'ancien théâtre français. — Berichtigt Wilmotte's Angaben in wichtigen Punkten

Nr. 3. Minor A., Binower: Goethe's Faust.

Nr. 4. Schröder G., Lindmeyer: Der Wortchat in Luther's, Emser's und Etz's Uebersetzung des Neuen Testaments. — Wird „als Summum ungesunder Zustände in unserer Wissenschaft“ hart vorgenommen



**Bericht der Les- und Redehalle der Deutschen Studenten in Prag über das Jahr 1899.**

Molisch H., Goethe als Naturforscher.

Yaube G. C., Goethes Beziehungen zu Deutschböhmen.

**Sitzungsberichte der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin.**

VII. Harnack A., Bericht über die Abfassung der „Geschichte der königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin“.

XVI. Harnack A., Die königlich Preussische Akademie der Wissenschaften. Festrede zur Zweihundertfeier.

XXIII. XXIV. Schmidt Erich, Deutsche Reinsindien. I.

**Börsenblatt für den deutschen Buchhandel.**

1899. Nr. 266. 267. Holle G., Deutsche Schrift.

Nr. 296. Foch T., Uebersetzungen aus dem Deutschen in die slavischen, die magyrische, die romanischen und die osteuropäischen Sprachen.

Nr. 299. Die Entwicklung des Urheberrechts im 19. Jahrhundert.

1900. Nr. 14 15. Ziegert M., Goethe in seinen Beziehungen zum Frankfurter Buchhandel.

Nr. 98. Ebner Th., Stuttgart's Buchhandel und das Gutenbergfest in Stuttgart 1840.

**Historische Provinzial- und Lokalzeitschriften.**

**Alemannia.** Jahrgang 27. Heft 3

Arnold K., Volkstunde von Müldenloch bei Neckargemünd.

Kfaff J., Die Minderorde zu Benzhausen und Waldkirch im Breisgau. Ein Gedicht aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.

Mayer A. J., Zu Alemannia 26, 72 ff. (Vollst: „Zu den Amores Söllingenses.“)

Fischbach K. von, Spottlied auf die Jäger von ehemals aus Hohenzollern.

**Alt-Wien.** VIII. Nr. 11. 12.

Koller T., Festspiele am Kaiserhofe; Wien im 17. Jahrhundert.

**Baltische Monatschrift.**

Jahrgang 41. Nr. 12. Diederichs H., Der Besuch eines Aurländers bei Jean Paul im Jahre 1816

H. D., Litterarische Streiflichter.

T. A. von, Aus einer Rigaischen Korrespondenz.

Jahrgang 42. Nr. 4. Sinteris J., Goethe vor 100 Jahren.

**Forschungen zur Geschichte Bayerns.** Band VIII.

Heft 1. 2. Vorn K., Kulturbilder aus Frankens Vergangenheit. I. Aus der Franzosenzeit des Markgraflandes. II. Pletzen in Bayreuth. III. Der Streit um den Kirchweihschutz zu Weiltahm und Mainleus. IV. Eine Kirchenvisitation in Kuitzbach 1592.

Heft 2. Ebner K., Briefe über Herders Erhebung in den bayerischen Adelsstand. — Darunter Herders Brief an den Grafen Görz, 12. September 1801.

Heft 3. Reinhardtstötner K. von, Eine Münchener Monatschrift aus dem Jahre 1782.

Bayern und seine Hauptstadt im Lichte von Reisebildungen und fremden Rundgebungen. VII.

**Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen.**

Jahrgang 38.

Nr. 3. Kretsch M. S., Beiträge zur Biographie des M. Zacharias Theobald.

Wollan H., M. Koch: Hod, Schönes Blumenfeld.

Nr. 4. Bachmann H., Ludwig Schlesinger.

Reint H., Eine neue Bibelübersetzung des 14. Jahrhunderts.

Wollan H., Ein Fasquill auf Georg und Ladislaw Popel von Soblowitz vom Jahre 1594.

Horwela H., Ein Brief des meißnischen Geschichtsforschers Joh. J. Urjinnus an Jean M. Felzet.

Simon J., Aus der Geschichte der Egerer Lateinschule (1595—1629).

Maner W., Ad. Stifter in Karlsbad.

Haußen A., Wollan: Deutsche Lieder auf den Winterkönig.

**Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte.** 13. Band. 1. Hälfte.

Türk H., Voltare und die Veröffentlichung der Gedichte Friedrichs des Großen.

**Mitteilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte.** X.

Müchler C., Mag. Gottfried Cleemann. 1662—1738.

**Erzgebirgszeitung.** 21. Jahrgang. Nr. 2—7.

Endt J., Volkstümliche Uebertieferungen aus Bärzingen.

Feiter W., Die Heye. Volkstümliche Skizze aus der Schlachtenwerther Gegend.

Urban W., Maria Kulm. Beitrag zur Sage und Geschichte dieses Wallfahrtsortes.

Schmidt G., Volkstümliche Beiträge aus den Bezirken Grassitz und Joachimsthal.

**Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg,** dem Preißgau und den angrenzenden Landschaften. 15. Band.

Albert F., Steinbach bei Mündaun. Geschichte eines fränkischen Dorfes. — Auch über Bräuche, Namen, Mundart.

**Neue Heidelberger Jahrbücher.** Jahrgang 9.

Heft 1. Schöll J., Aus neu erworbenen Korrespondenzen der Heidelberger Universitätsbibliothek. — Briefe an G. H. Moser. Unter anderem von J. Grenzer, V. Kanfer, von J. Ph. Zieß (über einen Besuch Clemens Brentanos), J. W. Zibricch, V. Tödertein, A. F. Hermann, G. M. Zumpt, H. Böckh, H. C. Tirlien.

Heft 2. Wud A., Leibniz als Politiker und Erzieher nach seinen Briefen an Weineburg.

**Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde.** Neue Folge. 11. Band. 2. Heft.

Bader H., Zur Geschichte des herzoglich heßischen Freiwilligen-Jägerkorps 1813—1814.

**Jahrbuch des deutschen Gebirgsvereins für das Erzgebirge- und Erzgebirge.** Jahrgang 10.

Veitelt G., Zagenhaftes aus dem oberen Starnitzthale.

Taubmann J. A., Volksmärchen und Zagen aus Nordböhmen.

Zinibert J., Zagen, Erinnerungen, Gebräuche und Redensarten von Göhe.

Hübner J., Ausjähreime und sonstige Kinderreime aus dem Iser- und Reichengebirge.

**Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs.** 6. Band.

Kreker C., Nativitäten und Konstellationen aus der Reformationszeit.

Red H., Aus dem Leben des Leipziger Ratscherrn J. B. Carpyov.

Kadenhoft T., Gustav Mühlmann.

**Zeitschrift** des deutschen Vereins für die Geschichte **Mährens** und **Schle-  
siens**. Jahrgang 4. Heft 1 2.

Wittar J., Beiträge zur geographischen Namenkunde. 1. Die Ortsnamen des Nikolsburger Bezirkes.

Wetzl H., Zur Geschichte der mährischen Theaterzensur. I. — Nach Allen der Brünner Theaterzensur für die Jahre 1818—1828. Mit vielen interessanten Beispielen, aus denen zu ersehen ist, daß jede Anspielung auf Regierung, Adel, Kirche und Polizei unterdrückt wurde. In der langen Reihe der im genannten Jahrzehnt verbotenen Stücke befinden sich: Schiller, Demetrius, Kosewne, Der Freimaurer, Zimmermann, Die Prinzen von Surafus, Andreas Hofer, Kautsch, Die Königinnen, Körner, Rosamunde, Josef Heidrich, Grillparzer, König Ottokar (zuerst verboten, 1825 mit Änderungen gestattet), Meißl, Das große Familienfest in Osterreich.

**Mitteilungen** des **Vereins** für **Geschichte** der Stadt **Meißen**. 5. Band.  
Heft 2.

Reich A., Siebeneichen und Ernst von Miltitz.

Marx F., Meißen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

**Niederlausitzer Mitteilungen**. 6. Band. 2—4. Heft.

Dialektproben. (Fortsetzung.) 10. Aus Rahmo im nördlichen Teile des Kreises Guben. Gauder Karl, Döpfes Martine muß in Himmels Schnase hieten. Ein Beitrag zum Volkshumor der Niederlausitz. — 11. Kaud Emil, Dialektprobe aus Henzendorf, Kreis Guben. — 12. Dopp Wilhelm, Aus Dichto im nördlichen Teile des Gubener Kreises.

Müller A., Wie August Schutze zu seiner Frau kam. Aus dem Volksteben der Niederlausitz.

Schutze Theodor, Die Familie von Burdorf auf Schlabendorf N. P.

Reusch Hugo, Ein vergessener Niederlausitzer Dichter des 18. Jahrhunderts, J. G. Fitarik (1705—1764).

Groß, Forst und Forster leben in den Jahren 1832—1845.

Zuchhold Ernst, Das Kirchen- und Schulwesen in Triebel. — Zwei Triebeler Sagen.

**Annalen** des **historischen Vereins** für den **Niederrhein**. Heft 69.

Alsbach J., Der Zustand des bergischen Schulwesens im Jahre 1809 und die Napoleonische Universität in Düsseldorf.

Schmitz L., Zu Nikolaus von Cues.

**Beiträge zur Geschichte** des **Niederrheins**. Jahrbuch des Düsseldorfer  
Geschichtsvereins. 14. Band.

Noth F. W. G., Niederheinische Gelehrte an der Mainzer Universität im 15.—17. Jahrhundert.

Harleß, Zwei Briefe des Kurfürsten Max Franz von Köln.

Pauls G., Zur politischen Lage in Düsseldorf während des Besuchs Goethes im Spätherbst 1792.

Miscellen. Redlich D., Die ältesten Düsseldorfer Drucker. — Fraentel Th., Aus Jugendbriefen der Mutter H. Heines.

**Niedersachsen**. V. Nr. 10.

Kerony D. C., Johann Hermann Ketelesjen. — Freisjcher Dichter 1795—1877.

**Mitteilungen** des **nordböhmischn** **Extursionsklubs**. Jahrgang 23.

Heft 1. 3. Fandler A., Das Johannesbett. — Ein Volksbrauch.

Heft 1. Hantschel F., Josef Kewirth.

Herglotz A., Das Weiswedler Grundbuch vom Jahre 1588. — Besprechung der Tauf-, Familien- und Ahnennamen.

Heft 2. Hockauf A., Zur Geschichte des Schulwesens. — Oberhemmersdorf 1754. Georgenthal 1750—1776.

Timmann J., Dichter-Heft-Tag. — Ehrung der Naturdichterin Theresia Sautschel in Wolmsdorf 1813—1888.

Heft 3. Faudler A., Veivaca Gassenamen.

Martanich G., Reichstädter Spielleute 1743.

Kirchner A., Handwerkergruß der Aufziger Weißgärberzunft.

Richter K., Zagen von der Helfenburg.

### **Österreichisches Jahrbuch.**

Jahrgang 23. Breimer A., Österreich im Lichte der Dichtungen Victor von Scheffels.

Proßklo Hermine, Vom Dichter der „Wlasta“. — Briefe Eberls an Isidor Proßklo aus dem Jahre 1871.

Jahrgang 24. Chimani T., Der ober-österreichische Dialekt-Dichter Anton Zchoffner.

Gudhal W., Anna Eine Namensstudie.

Helfert J. von, Zu Vorjahre der österreichischen Revolution.

Deutsch V., Volksschauspiele im Böhmerwalde. — Über das Höriger Passionspiel. Der Aufsatz folgt seitenauslang wörtlich dem Vortrage von Hauffen, Über das Höriger Passionspiel (Brag 1894), ohne daß die Quelle genannt würde.

### **Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung.**

Band 21.

Heft 1. Stern A., Briefe von Friedrich von Gentz aus den Jahren 1805 bis 1808.

Heft 2. Turba, Schweizer: Die Wallensteinfrage.

### **Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich.** Jahrgang 21. Heft 1 2.

Lippert F., Egerer Reformation.

Lojerth J., Die Gegenreformation in Innerösterreich. Gleichzeitig Zusammenstellung des Altentmaterials.

Mensch F., Ein Pamphlet gegen die Jesuiten. Zur Geschichte der Salzburger Protestanten. Aus den Regensburger Reichstagsakten 1728—1732. — Zu Reimen.

Buchwald G., Beiträge zur Kenntnis der evangelischen Geistlichen und Lehrer Österreichs aus den Wittenberger Ordiniertenbüchern seit dem Jahre 1573. — Fortsetzung. 1594—1595.

### **Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg.** VIII.

Hausfauer W., Die Sturmenamen im Oldenburgischen in agrarhistorischer Hinsicht.

### **Mitteilungen des Altertumsvereins zu Plauen.** 13. Jahreschrift.

Buchwald G., Ein ungedruckter Brief Paul Rebhuns vom Jahre 1542.

Buchwald G., Eine literarische Gabe Spalatius für einen sächsischen Edelmann. 1533.

Beilageheft. Raab C. von, Regesten zur Orts- und Familiengeschichte des Vogtlandes. II. 1485—1563.

### **Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens.**

31. Band.

Grünhagen C., Das schlesische Schulwesen unter Friedrich Wilhelm II.

Hörner, Der Bau der Universität Breslau und die Wälder der Aula Leopoldina

Rubenstohn M., Martin Töviz und Breslau. Mit einer Lobrede des Dichters auf Breslau.

Zahul J., Ein Märker über Schlesien. 1813.

Vermischte Mitteilungen. Rauch, Beiträge zur Literaturgeschichte des schlesischen Humanismus. — Rauch, Bibliographie der schlesischen Renaissance. — Grünhagen C., C. Neumann.

**Zeitschrift der Gesellschaft für die Schleswig-Holsteinische Geschichte.**

Band 29.

Zellinghaus J., Holsteinische Ortsnamen.

**Diöcesanarchiv von Schwaben.** 18. Jahrgang. Nr. 5.

Beck, Eulogius Schneider und Schubart in Stuttgart, ein Hofprediger und Hofpoet.

Schön Theodor, Geschichte des Theaters in Ulm.

**Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.** 29. Band.

Heft 1. Herbert H., Die Gegenreformation in Hermannstadt zur Zeit Karls VI. Mittheilungen aus den Hermannstädter Magistratsprotokollen.

Heft 2. Deutsch J., Bilder aus der Vergangenheit der sächsischen Volkslied.

**Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.** Jahrgang 23.

Nr. 1. 5. Schullerus A., Zur siebenbürgisch-deutschen Rätseldichtung. — Mit vielen Proben.

1. St., Wie es Neußdörfchen gegangen ist. — Volkserzählung.

Nr. 2/3. 4. L. T., Volkstümliches aus Groß-Scheuern. 1. Grüßen und Verabschieden. 2. Pieder. 3. 7. Rätsel. 4. Kleidung. 5. 6. Bräuche.

Schullerus A., G. H. Mener: Deutsche Volkskunde.

Klein Hermine, Eine Taufe in Weißkirch.

Nr. 5. Duldner J., Aus dem Stammbuch des Georg Psthenius. — Anfang des 17. Jahrhunderts.

**Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark.** XLII. Heft 1899.

Bischoff Ferdinand, „Niemand und Jemand“ in Graz im Jahre 1608. Abdruck eines wichtigen Spiels der Englischen Komödianten aus der Handschrift des Cisterzienserklosters Klein mit wertvollen Vorbemerkungen.

**Wiener Almanach.** Jahrbuch für Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Fanny Betty (Nachlaß), Gedicht: „Nothfellehen singt im Waldrevier“. 12. April 1893.

Sauter Ferdinand (aus seinem Nachlaß), „Snabe und Mann“.

Sturm Julius (aus dessen Nachlaß), „So viel ich Pieder sang“.

Hamerting Robert (aus dessen Nachlaß), Calderon. 1. Februar 1847.

Ein noch ungedruckter Brief von Deinhardstein. An seinen Bruder. Leipzig 1845.

Ein bisher ungedruckter Brief des Dichters Oskar von Redtwig (aus Dr. Ludwig Foglars Nachlaß). 11. Februar 1883. A. S.

**Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.** XXX.

Heft 1.

Bancalari G., Forschungen und Studien über das Haus. VI. Volksmäßige Benennungen der Geräte.

**Wiener Communal-Kalender und Städtisches Jahrbuch.** 37. Jahrgang.

1899.

Schall K., Conte Lorenzo Magalotti, toskanischer Gesandter in Wien 1675—1678 über Wiener Verhältnisse.

**Wiener Neujahrs-Almanach** 1900.

Glossy Karl, Wien im Jahre 1809. Aus dem Tagebuche eines Wienerers.

## Allgemeines.

**Deutsche Bundschau.** Jahrgang 26.

Heft 4. 5. 6. Hejse P., Jugenderinnerungen. II. König Max und das alte München. III. Mein Elternhaus.

Heft 4. 5. Lenz W., Die großen Mächte. Ein Rückblick auf unser Jahrhundert.

Heft 6. Bölsche W., Paul Heyse. Zum 70. Geburtstag.

Heft 7. April. Spielhagen F., Gestalten des Dichters.

Grumm H., Frey: Conrad Ferdinand Meyer. — Mit Ausführungen über das Deutsch Schweizer Dichter und Schriftsteller und über Freys Dichtungen.

Heft 8. Bruns F., Grassmus als Satiriker.

Krebs A., Carl Ditters von Dittersdorf. — Biographisches und Anekdoten.

Heft 9. Dittben W., Die Berliner Akademie der Wissenschaften, ihre Vergangenheit und ihre gegenwärtigen Aufgaben. I.

### **Preussische Jahrbücher.**

Band 99. Heft 1. Lorenz W., Das Problem des Tragischen.

Heft 2. Ebe G., Deutsche Volkskunst.

[Zandvoß F.], Literatur. — Gaedert: Bei Goethe zu Gast. — Witkowski: Goethe. — Zöllner: Die fruchtbringende Gesellschaft.

Lorenz W., Weitbrecht: Das deutsche Drama.

Heft 3. Paulsen F., Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin in zwei Jahrhunderten.

Schreckt Erich von, Wie hat Italien auf Goethe gewirkt.

Lorenz W., Bartels: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. — Abfällig.

Band 100. Heft 1. Lehmann W., Luther als Deutscher und als Christ.

Zandvoß F., Schönbad: Gesammelte Aufsätze. — Warm anerkennend.

Heft 2. 3. Seiler F., Der deutsche Wortschatz und die deutsche Kultur.

Heft 2. Zandvoß F., Schönbad: Über Lesen und Bildung.

### **Nord und Süd.**

Band 92. Heft 274. Geiger L., Briefe von Justinus Kerner an Barnhagen von Ense. Mitgeteilt und erläutert.

Heft 275. Rohut A., Ludwig Kellßab und Barnhagen von Ense. Mit ungedruckten Briefen.

Bremße H., Quelle und Weg des philosophischen Denkens. Ein Beitrag zur Psychologie der Philosophie.

Heft 276. Zimpel H., Heinrich von Kleist und die Frau.

Band 93. Heft 277. 8. Kellen L., Die Honorare deutscher Dichter und Schriftsteller.

Heft 279. Hoyer F., Gutenberg und die Bedeutung der Buchdruckerkunst. — Auch die Dichtungen über Gutenberg werden hier besprochen.

### **Deutsche Revue. Jahrgang 25.**

Januar. Kaibel G., Die neue Bildung.

Barnay L., Bühnenvirtuosen.

Februar. Kienzl W., Richard Wagners persönlicher Charakter. Eine Studie.

Blumenthal L., Verbotene Stücke.

März. Der erste falsche Demetrius.

Hamde L., Bühnenvirtuosen. — Antwort auf Barnays Aufsatz.

Vannermeyer F., Gustav zu Putlitz und Friedrich Hebbel.

April. Horowitz-Barnay Ida, Sonnenhal.

### **Neue deutsche Rundschau, der freien Bühne Jahrgang 11.**

Heft 1. Ziegler Th., Auf der Schwelle des Jahrhunderts.

Bölsche W., Aus dem Leben und Werk Häckels.

Heft 4. Schorn Adelsheid von, Briefe Lißts und der Fürstin Wittgenstein.

Heft 5. Jost A., Philosophie und Dichtung.

Cloesser A., Neue Dramen

**Westermauns Illustrierte Deutsche Monatshefte.** Jahrgang 44.

Heft 519. Conrad H., Anna Ritter.

Heft 521. Kofhs G., Erinnerungen an Franz List. Aus seinem Nachlaß herausgegeben.

Heft 523. Munder F., Paul Heyse.

Hagen Luise, Der Dilettantismus der vornehmen Frau.

Heft 524. Jund H., Ein neuer Fund über die Persönlichkeit der Frau von Stein.

Heft 525. Schreiber W. L., Gutenberg und die Anfänge der Buchdruckerkunst.

**Velhagen & Klasing Monatshefte.** Jahrgang 14.

Heft 5. Tille A., Goethes Faust in der französischen Kunst.

Heft 8. Howard F., Litterarische Table d'Hôte.

Boß R., Etwas von meinen Schreibtischen.

Heft 9. Mirus A., Goethe und Hamberg.

Heft 10. Dziatko K., Gutenberg und die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Jensen W., Heimat-Erinnerungen. I. Emanuel Geibel.

**Heimgarten.** Jahrgang 24.

Heft 4. 5. Friedrich von Hauffeggers Briefe an den Herausgeber dieser Zeitschrift. — Unter anderm über das Volkslied und über Richard Wagner.

Heft 4. Neujahrsgebräuche im badischen Schwarzwald.

Mathilde Gräfin Stubenberg.

Heft 6. Hofegger K., Offenens Schreiben an den Verlag der Werke Robert Hamerlings in Hamburg.

**Die Gesellschaft.** Jahrgang 16.

I. Heft 1. Jacobowski L., Romantische Brief vor 100 Jahren. — Aus der Einleitung zu seiner Anthologie „Die blaue Blume“.

Heft 2. Yamami K., Gerhart Hauptmann und sein Naturalismus.

Landsberg H., K. M. Meyer: Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts. — Tafelt namentlich die Anlage.

Heft 4. Holzamer W., Alberta von Futtkamer.

Heft 5. Jacobowski L., F. F. Neubürger.

Heft 6. Jacobowski L., Franz Held.

II. Heft 1. Conrad W. G., Zur Psychologie der Moderne. — Brief von H. Conradi.

**Österreichisch-ungarische Revue.** Band 26.

Heft 2—6. Werner K. M., Berth Paoli.

**Die Kultur.** Jahrgang 1.

Nr. 3. Grimnich, Der Seelenbegriff in der neueren Philosophie.

Nr. 4. Willmann, Unfreie Freigeister.

Nr. 4. 5. Grupp, Die Deutschen in ausländischer Belandtung, im Lichte ihrer Geschichte und Sprache.

Nr. 5. Kralk K. von, Über die gegenwärtige Stellung der katholischen Litteratur.

Frind W., Das sittliche Recht auf den Gebrauch der Sprache.

Marholm, Erinnerungen an Paul Heyse.

**Revue franco-allemande.** 1899.

Nr. 18. Schwein H., Höldertin und Nietzsche.

**Deutsche Dichtung.**

Band 27. Heft 8. Fr[anzos], Heineana.

Heft 9. [Franz]os, Hermann Luggs Selbstbiographie.

Band 28. Heft 4. 5. 6. Aus Heines Schutzeit.

**Litterarisches Centralblatt.**

Nr. 3. Beilage. Vener M., Wilhelm Raabe. Eine Charakteristik.

- Nr. 1. — I., Meyer R. M.: Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts.  
M. N., Wächtold: Kleine Schriften.  
Nr. 7. Beilage. Berger R., Zeitgenössische Selbstbiographien. — Hermann  
von Lingg. Ernst Wichert.  
Nr. 8. N[ach] M., Weltrich: Schiller. I.  
Nr. 9. Fangmeyer: Jakob Zarasin.  
Nr. 12. P[fe]sch], Wuttke: Sächsische Volkskunde.  
Nr. 13. Porinski: Das Theater. — Ablehnend.  
Remdorf: Kuhnau, der musikalische Luackfalber. — S. 167, 30 „sajeten“  
wird in „sajt eben“ aufgelöst.  
R[ic]herlich] F., Müller: Jean Paul=Studien. — Gegen Müllers Angriffe  
auf seine Jean Paul=Biographie.  
Nr. 15. B. A., Mielle: Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts.  
Nr. 16 17. N[ach] M., Junk: Goethes Fortsetzung der Zauberflöte.  
Nr. 19. — I., Schönbach: Gesammelte Aufsätze.  
Nr. 21. Dünter: Mein Beruf als Ansleger. — Mit einer Abwehr der An-  
griffe dieses Buches auf Friedrich Zarncke.  
Nr. 22. Beilage. Bartels A., Neues von und über Hebbel. — Mit einer  
bisher unbekanntem gereinigten Stammbucheintragung Hebbels von 1835 für  
Emilie Voß.

Nr. 24. N[ach] M., Castle: Die Isolierten.

Nr. 25. N[ach] M., Witkowski: Goethe. — Sehr anerkennd.

### Deutsche Literaturzeitung. Jahrgang XXI.

- Nr. 1. Schmidt Erich, Wolff: Zwei Jugendlustspiele von Heinrich von Kleist.  
— Eine bündige Abwehr. Wolff versucht sich zu verteidigen in der „Zeitschrift für  
wissenschaftliche Kritik und Antikritik“. I. 3.  
Brunner H., Heusler und Hübner: Jacob Grimms deutsche Rechts-  
altertümer.

Nr. 2. Matthias A., Sell: Goethes Stellung zu Religion und Christentum.

Nr. 3. Martin E., Uhl: Das deutsche Lied. — Mit Berichtigungen.

Weiten R. von, Walter: Archiv und Bibliothek des Mannheimer National-  
theaters 1779—1839. — Trägt zur Bibliographie viele Autorbestimmungen anonymer  
Werke nach.

Nr. 4. Meyer R. M., Servaes: Präliudien; Lorenz: Die Literatur am Jahr-  
hundertende.

Röher A., Finow: Goethes Faust.

Nr. 5. Zeig A., Ulrich: Willers.

Finow T., Gerhart Hauptmanns Fuhrmann Henschel.

Nr. 6. Werner R. M., Franzos: Heines Geburtstag.

Nr. 7. Bolin W., Porinski: Feising.

Nr. 9. Röher A., Meyer: Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts.

Wittich A., E. Schweizer: Die Wallensteinfrage in der Geschichte und im  
Drama.

Nr. 10. Fürst R., Bey: Heine und Musset.

Nr. 11. Evans F., Schönbach: Gesammelte Aufsätze zur neueren Literatur.

Nr. 12. Devrient H., Hannel: Gellerts Lustspiele. Coom: Gellerts  
Lustspiele.

Morris W., Ewart: Goethes Vater.

Nr. 13. Schlöffer A., Wittig: F. Ch. Brandes.

Kürh A., Zeitteles: Justus Frey.

Nr. 15. Rinde Fouet G., Müller Gattenbrunn: Kleists Hermannschlacht.

Nr. 17. Uhl W., Drecher: Das Gemerksbüchlein des Hans Sachs.

Witkowski G., Achetis: Goethes Kritik.

Weisenfels T., Große: Zu Goethe.



Nr. 18. Bohnenberger A., Krauß: Schwäbische Literaturgeschichte. II.

Nr. 19. Zeidler J., Schwarz: Eüler im deutschen und neulateinischen Drama.

Schab J., Schiepek: Der Salsbau der Egerländer Mundart I.

Nr. 20. Hauffen A., Wollan: Deutsche Lieder auf den Winterkönig.

Nr. 21. Bohnenberger A., Steiff: Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs.

Nr. 22. Kürß R., Kerr: Godwi.

Nr. 23. Zeidler J., Koch: Hoch, Schönes Blumenfeld.

Nr. 24. Sauer A., Maucher: Feßings sämtliche Schriften. XII—XV. — Verlangt die Aufnahme von Feßings Übersetzungen in mehreren Ergänzungsbänden. Wiener N. M., Tsvetu-Bronikowsti und Jacobowsti: Die blaue Blume. Auswahl romantischer Lyrik.

Nr. 25. Farier L., Zellinet M. S.: Feßens Adriatische Notennund.

Schmidt Erich, Bunjen Marie von, Georg von Bunjen.

Nr. 26. Voltelt J., Rumb: Zur Entstehungsgeschichte der neueren Aesthetik.

Kühnemann E., Harnack: Essais und Studien zur Literaturgeschichte.

Nr. 27. Walzel T. F., Bächtold: Kleine Schriften. — Schöne Charakteristik des „Schriftstellers“ Bächtold.

### Allgemeines Litteraturblatt. IX. Jahrgang.

Nr. 1. Senil C., Scheich: Grillparzer als Schulflektüre.

Nr. 2. Schönbach A. G., Erdmann-Neufing: Grundzüge der deutschen Emuxar.

Nr. 3. Nagl J. W., Schab: Die Mundart von Jmsit.

Nr. 4. Arens E., Ehrenfeld: Studien zur Theorie des Reimes I. — Ab-  
lehrend.

Grävell van Jostenode H., Heinemann: Goethe.

Nr. 6. Bl., Muth A.: Die litterarischen Aufgaben der deutschen Katholiken.

Nr. 8. Senil C., Lubitski: Jüdische Charaktere bei Grillparzer, Hebbel,  
Ludwig.

### Revue critique. Année 34.

Nr. 10. Legras J., Waldenberger: Gottfried Keller.

Nr. 16. Zeignobos Ch., Lacombe: Introduction à l'histoire littéraire.

Nr. 17. Konjan L., Ananth: Goethes Sprache im Alter.

Nr. 19. T. R., Goethe: Iphigénie traduit par d'Eichthal.

[Sbunquet] A., M. M. Meyer: Litteratur des 19. Jahrhunderts.

Nr. 23. Konstan L., Witowsti: Goethe.

### Das litterarische Echo. Jahrgang II.

Nr. 9. Werner M. M., Ein Pariser Abenteurer Hebbels.

Schönbach A. G., Wilhelm Hersk als Übersetzer.

Harnack T., Eine moderne Literaturgeschichte.

Krauß R., Neue schwäbische Literatur.

Kohut A., Ungedrucktes von Carl Beck.

Nr. 11. 12. Seliger F., Zur Geschichte des Volksstatunders.

Nr. 12. Henje und Fontane. — Brief Henjes vom 11. Februar 1859.

Berg W., Siebenbürgisch-sächsische Litteratur.

Poppenberg J., Alte und neue Romantik. — Huch: Blütezeit der Romantik.

Nr. 13. 14. Stork A., Jung Elias. Litteraturbilder aus den deutschen  
Einzelgauen.

Nr. 15. Jacobs M., Gustav Falke.

A. B., Ein Brief Conrad Ferdinand Meyers.

Nr. 15. Sittenberger H., Der Monolog.

Meyer Rich. M., Goethe-Schriften.

Grazie Marie E. delle, Ein Dramen-Cyklus. — Weigand, die Renaissance.

Nr. 16. Hart J., Die Moral des Künstlers.

Zchantal J., Ein Meister der Novelle. — J. von Saar.

Krauß R., Aus Mörikes Briefwechsel. — Briefe an Johannes Märkten  
1-29—1832.

Nr. 17. Berg V., Die Stala der Kunst.

Biegler B., Fritz Mauthner.

Nr. 18. Greinz H., Richard Vredenbrücker.

Busse C., Richard Leander.

Wirrich M., Maximilian Schmidt.

### **Litterarische Warte.** Jahrgang I.

Eine neue Monatschrift, die sich „Förderung und Hebung der katholischen  
Litteratur“ zur Aufgabe macht.

Nr. 1. Wittop Ph., Unsere Poesie.

Nr. 2. Schuler M. G., Litteratur und Clerus.

### **Der Thürmer.** Jahrgang II.

Nr. 4. Manne H., Neue Typen zur Geschichte des Romans.

Nr. 5. Berdrow, Rahel und der Berliner Salon um 1800.

### **Die Umschau.** IV.

Nr. 4. Brömse, Hermann von Lingg.

Nr. 11. Brömse, Paul Henje.

Die Urbilder zu Gustav Frentags Zoll und Haben.

Nr. 17. Tegner, Mundart und Schriftsprache.

Nr. 17. 18. Werner R. M., R. M. Wiener: Litteratur des 19. Jahr=  
hunderts.

### **Der Kunstwart.** 13. Jahrgang.

Heft 7. Avenarius, Schöpfer und Verweiter.

Avenarius, Heinrich Heine.

Heft 8. Schumann B., Romane in Zeitungen.

Heft 9. Kublinski Z., Humanität. Ein Nachtrag zu den Goethejagen.

Heft 10. Bartels A., Die deutsche Litteratur von R. M. Wiener.

Schlaf J., Deutsche Individualität.

Heft 11. Avenarius, Hoftheater und Staatstheater.

Schw., Zu Sachen des Lieddramas.

Heft 12. Blakhoff G., Vom Schaffen der Frauen.

Heft 16. 17. 18. Erdmann R. T., Die Nebenwerte der Worte.

Heft 16. Avenarius], Was kann der Goethebund thun.

Heft 17. Avenarius], Unsere Poesie und Mörike.

### **Deutsche Zeitschrift.** (Fortsetzung des Anst.) II.

Nr. 4. Kralik R. von, Der Tiefstand unserer künstlerischen Kultur.

Wachler G., Über die gegenwärtige Lage der deutschen Litteratur.

Nr. 6. Wachler G., Wiener: Litteratur des 19. Jahrhunderts.

Nr. 7. Kralik R. von, Lebensfragen der deutschen Kultur.

Wachler G., Kind und Künstler.

### **Die Zukunft.** Jahrgang 8.

Nr. 16. 17. Brenzig A., Der Vorker unserer Tage.

Greif M., Hermann Lingg.

Nr. 23. Harden M., Der alte Henje.

Nr. 26. Gaeders R. Th., Bismarck und die Plattdeutschen.

Nr. 29. Förster-Riesche Elisabeth, Der Kampf um die Riesche-Ausgabe.

Pauer V., Die Ara Schlenker.

Nr. 19. Müller W., Die schöne Secte. — Fränlein von Kettenberg.  
Schiller, Jacobi, Karoline Flachsland.

**Das Magazin für Litteratur.** Jahrgang 69.

Nr. 2. 3. Reichel C., Gottscheds Citate.

Nr. 3. Steiner H., Goethes Weltanschauung.

Nr. 3. 4. Steiner H., Von der modernen Seele.

Nr. 4. Steiner H., Weltanschauungen der Goethe-Zeit.

Nr. 5. Reichel C., Zu Gottscheds Gedächtnis.

Nr. 6. Steiner H., Das Rietsjche-Archiv und seine Anlagen gegen die bisherigen Herausgeber.

Nr. 7. Steiner H., Ein unbekannter Auffas Max Stirners.

Nr. 8. Friedmann A., Aus Briefen. — Von Georg Ebers und A. J. Meyer.

Steiner H., Hauptmanns „Schlud und Jan“.

Steiner H., Friedmann: Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts.

Nr. 9. Steiner H., Goethe und die Mathematik.

Nr. 13. Aram M., Schlud und Jan und die Kritik.

Nr. 14. Buchner C., Tragödie und moderne Dichtung.

Nr. 15. Horneffer C. und Steiner H., Ueber das Rietsjche-Archiv. —

Zu Nr. 6.

Nr. 20. 21. Steiner H., Litteratur und Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. — Besprechung des Buches von Lubinski.

Lubinski L., Das historische Drama und die moderne Litteratur.

Nr. 21. Mottke als Philosoph.

Nr. 21. 22. Türl H., Genie und Philister.

Steiner H., Ein paar Worte zu dem Vorigen.

Nr. 25. Steiner H., Die Druckkunst.

Schmidt H., Im Kampf um die „Weiträuel“.

**Die Nation.** Jahrgang 17.

Nr. 14. Moser H., Michelangelo in Conrad J. Meyers Gedichten.

Nr. 16. Stern A., Gebhardt: Wilhelm von Humboldt.

Nr. 17. 18. Heilborn C., Ueber Rich. M. Meyers Litteraturkritik.

Poppenberg J., Ueber die Kunst der Ricarda Huch.

Nr. 20. Volin W., Zur Würdigung Leijings. — Vorinski; Feijung.

Nr. 22. Kirchberg W., Ein Denker-Biograph. — H. Weltrich.

Nr. 23. Volin W., Paul Heyse.

Nr. 25. 26. Weifen A. von, Ulrike von Levechow.

Nr. 26. Meyer H. M., Witkowski: Goethe; Lothar: Das Wiener Burgtheater.

Nr. 30. Herzog A., Romantische Strömungen im deutschen Geistesleben.

Nr. 31. Steiner H., L. Jakobowski.

**Die Zeit.** Band 22.

Nr. 278. Heidenstam W. von, Klafficität und Germanismus.

Servaes J., Am Goethe. — Gegen Huch: Wehe Goethe.

Nr. 282. Gold A., Der Tod in der Dichtung. — Ueber Salten und Beer-Hofmann.

Nr. 286. Winternitz M., Heinrich Heine in England.

Nr. 287. Neue Aphorismen Rietsjches.

Nr. 289. Steinhausen G., Zur Geschichte des deutschen Zeitungswezens. — Nach L. Salomon mit Berichtigungen.

Nr. 296. Gold A., Wiener Studentenromantik. — Erzählungen von L. Wolff und J. J. David.

Nr. 298. 299. Klaar H., Prag als deutsche Litteraturstadt.

Nr. 298. Ruther H., Infunabeln.

**Universum.** XVII. Nr. 11.

Risch H., A. G. Dehtenjtäger.

**Die Waage.** Jahrgang 3.

- Nr. 6. Stöß V., Das neue Buch.  
 Nr. 8. Schönhoff, Hauptmanns neues Stück. — Schlud und Jan.  
 Nr. 10. Vorhar M., Volksbühnen für Wien!  
 Typenheimer, Was die Berliner Studenten lesen.  
 Nr. 11. Esborn W., Eine deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts.  
 — Über K. M. Wiener.  
 Nr. 12. Vorhar M., Hofegger und Spielhagen.  
 Nr. 14. 15. 18. 26. Rosner L., Ungedruckte Briefe. — Von Ferdinand  
 Kürnberger. Ferner Bauernfeld an Schufelka, Förster an Rosner,  
 C. Häffner an G. Bauer, Franz Kiffel an Kürnberger.  
 Nr. 14. Schönhoff, Wildenbruchs Drama Erasmus.  
 Nr. 15. Vorhar M., L. Speidel.  
 Nr. 20. Jerusalem W., Zur Psychologie von Drama und Theater. — Berger:  
 Drama und Theater.  
 Nr. 21. Kürnberger F., Künstlerdramen. — Aus dem Nachlaß.  
 Nr. 23. Vorhar M., Von der Schönheit.  
 Gaullé J., Revolution der Liebe? — Gegen Arno Holz.

**Wiener Rundschau.** Jahrgang IV.

- Nr. 8. Weibtreu C., Die Formen der Dichtkunst.  
 Nr. 10. Thomassin C. von, Zur Geschichte der Paffionsspiele.

**Die Grenzboten.** Jahrgang 59.

- Nr. 4. Stern A., August von Goethes Briefe aus Italien. — 1830 an  
 Frau Christiane Gilke in Weimar gerichtet.  
 Nr. 5. 6. A. B., Biographische Pitteratur. — Sonderegger. Kölliker. V. Ga-  
 billon, W. von Wienienburg, Verdrow: Kadel Varnhagen.  
 Nr. 10. Hinrichs D., August von Goethe und Johann Eckermann. —  
 Erläuterung zu Nr. 4 und Bericht über den Nachlaß Eckermanns, den J. Lewes  
 in Hannover zum Drucke vorbereitet.  
 Nr. 13. Rammengießer P., Aus dem Elfaß. — Über die neue dramatische  
 Dichtung dafelbst.

**Die Gegenwart.** Jahrgang 29.

- Nr. 7. Leuß H., Revolution der Kritik. — Über Arno Holz.  
 Nr. 12. Wiener-Benfey H., Schleiernmacher und die moderne Religion.  
 Nr. 16. Tregmann M., Das Ewig-Weibliche bei Goethe.  
 Nr. 17. Jednit J. M. von, Zur Schopenhauer-Litteratur.  
 Nr. 18. Bamberg C. von, Aus der Wiener Theatergeschichte.  
 Nr. 19. Diction T., Zu Hegels Leben.  
 Nr. 20. Koebel A., Social-Arbeiter.  
 Nr. 22. Heinrich C., Ein deutscher Goldom. — J. C. Brandes.  
 Mosefeld W., Theros Lebensgeschichte. — Über Webers Oper.

**Bühne und Welt.** 2. Jahrgang.

- Nr. 2. Meisch Ella, Das großherzogliche Hoftheater in Darmstadt.  
 Vogt J., Schleißische Weihnachtsspiele.  
 Nr. 10. Jürst M., Das deutsche Theater in Prag.

**Deutsche Bühnengenossenschaft.** XXIX. 16.

- Matt J., Berliner Theaterverhältnisse zur Franzosenzeit 1807 8.

**Haus und Welt** (Dortmund). I, 35.

- Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Von einer Urenkelin Fr. L. Stolbergs.

**Heimat.** Neue Folge des Boten für deutsche Litteratur. Blätter für Litteratur  
 und Volkstum.

- I. Nr. 1. Parvitz A., Heimatkunst.

David F. F., Zu Ludwig Anzengruber.

Such K., Mehr Goethe. Selbstanzeige.

Nr. 2. 3. Bartels A., K. M. Meyers Literatur des 19. Jahrhunderts. — Stark persönliche Polemik.

Vienhard F., Die Vorherrschaft Berlins.

Nr. 5. Vienhard F., Zwischen Hurrathpatriotismus und Demokratie.

Nr. 6. Vienhard F., Wiener Geist.

II. Nr. 2. Bartels A., Konservativ, nicht reaktionär.

Nr. 4. Berger K., Drei Schwaben. (Faulus, Karl und Richard Weitbrecht.)

**Van.** Nr. 5.

Servaes F., Fontane.

**Brülls populärwissenschaftliche Monatsblätter.** XX. 5.

Sternberg L., Heine und die Jurisprudenz.

**Dichterstimmen** (Baden-Baden). XIV. 8.

Hüttemann Adolf, Hermann Laven (geboren 1844 in Trier).

**Neues Jahrhundert.** II. Nr. 23.

Ernst F., Annette von Droste-Hülshoff.

**Jugend.** V. Nr. 12.

Weltrich K., Paul Henje.

**Dokumente der Frauen.** I. Nr. 22.

Neder M., Ricarda Huch als Litterarhistoriker.

**Daheim.** Jahrgang 31. Nr. 36.

Pantenius Th. H., Robert König.

**Leipziger Illustrirte Zeitung.** 1899.

Nr. 2950 I. Unveröffentlichte Briefe Karl von Hofsteis an Hermann von Bequignolles. — Von 1855—1867. Bequignolles war in dieser Zeit Direktor der vereinigten Theater in Görlitz und Piegwitz und dann Dramaturg in Breslau. Erläuterungen sind beigegeben.

Nr. 2947. Winterfeld A. von, Heinrich Heine und die Musik.

**Badische Landeszeitung.** Nr. 74. 76.

Bernays Michael, Vier Briefe über einen Besuch in Bayreuth aus dem Oktober 1877.

**Vossische Zeitung (Berlin).** Nr. 124.

15. März. Daniel Jacoby, Paul Henje. Zu seinem siebenzigsten Geburtstag.

**Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung (Berlin).**

Nr. 3. 4. Behaghel D., Gesprochenes Deutsch und geschriebenes Deutsch.

Nr. 5. 6. Wöhme K., Friedrich Hölderlin.

Nr. 5. Kreuzner K. K., Schwarze Kabinette. Zur Geschichte des Briefgeheimnisses.

Nr. 7. Friedländer G., Ein furländisches Urteil über Goethe aus dem Jahre 1781.

Nr. 9. 10. Luther H., „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen.“

Nr. 9. Mayne H., Romantik vor hundert Jahren und heute.

Nr. 10. Buchholz A., Das biographische Jahrbuch (von Bettelheim). — Anerkennend mit Berichtigungen zu den einzelnen Angaben und guten Vorschlägen.

Nr. 12. 13. Aus der Geschichte der Berliner Academie der Wissenschaften 1700—1900.

Nr. 11. 12. 13. Mähly F., Mythen, Sage, Märchen.

Nr. 14. 15. Menzer P., Der moderne Individualismus.

Nr. 15. Sterne C., Der Tjörball. Eine Unterjuchung über seinen Ursprung.

Ellinger G., Joachim Camerarius. Zum 400. Geburtstag.

Nr. 17. Holstein H., Eine Goethe-Erinnerung. — Goethe über Peter Bishers Gartentag des Erzbischofs Ernst in Magdeburg.

Nr. 18. 19. 20. Morich H., Goethes Faust und die neuesten deutschen Märchendramen. — G. Hauptmanns „Verfälschte Glocke“. Endermanns „Drei Weiberfedern“.

Nr. 20. Winterfeld A. von, Graf Ludwig Binzendorf und König Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

Nr. 25. Luther Johannes, Johann Gutenberg.

### **Beilage zur Norddeutschen Allgemeinen Zeitung (Berlin).**

1899. Nr. 296 a. Benzmann Hans, Wilhelm von Scholz.

Nr. 297. Das Räuberwesen in Württemberg und seine Bekämpfung gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts.

Nr. 298. Geiger Albert, Über neuromantische Lyrik. IV. (Schluß.) Die Hyperäthetiker.

Nr. 300. Karl Helmerding.

1900. Nr. 3. Bener Max, Das deutsche Volkslied in alter und neuer Zeit. — Brünner.

Nr. 24. Kring C., Hoffestlichkeiten und Fürstenreisen zur Zeit Maximilians I. (Nach einer alten Handschrift.)

Nr. 26. —auer. Alt-Glässer Erinnerungen.

Nr. 27. d. s., Johann Christoph Gottsched.

Nr. 37. Pöhl-Siegel Anna, Kärntner Volksdichtung.

Nr. 59. B. A. Huber. I.

Nr. 62. Schett Siegmund, Zu Paul Heyjes hiebigem Geburtstag.

Nr. 64. Geiger Albert, Die Revolution der Lyrik?

Nr. 68. Geiger Albert, Die „Holz“-Schule.

Nr. 75. 78. B. A. Hubers geschichtsphilosophische und nationalökonomische Anschauungen.

Nr. 83 a. 84. Soznošly Theodor von, Das deutsche Publikum und die Literatur. — Zusatz in Nr. 91.

Nr. 93 a. Klein Rudolf, Das Schaffen des Künstlers. Eine psychologische Studie. A. S.

### **Berliner Neueste Nachrichten.**

Nr. 24. Bruchmüller W., Neues und Wunderliches aus klassischer Zeit. (Ch. F. Weiße.)

Nr. 84. Kürst N., Erinnerungen von Mexiko.

Nr. 122. Maar A., Paul Heyje.

Nr. 152. Form H., G. H. Lichtenberg. — Leitzmann: Lichtenbergs Nachlaß.

### **Tägliche Rundschau (Berlin).** Nr. 66.

Martens L., Goethe und England.

### **National-Zeitung (Berlin).**

1899. Nr. 222. Genfichen T. F., Erinnerungen an Fontane.

Nr. 720. Zabel E., Heinrich Heine.

Nr. 726. Conientius C., Ein unbekannter Aufsatz Lessings.

1900. Nr. 157. Lindau H., Albert Mejer.

Nr. 175. Zabel E., Paul Heyje.

Nr. 222. Genfichen T. F., Erinnerungen an Fontane.

Nr. 230. Suphan B., Großherzogin Sophie von Weimar. — Mit Briefen von Zimmer, Hebbel, Gerok an die Fürstin.

Nr. 266. Arenzel R., Das historische Schauspiel.

Nr. 286. 288. Landsberg H., Die französische Revolution im deutschen Drama.

**Berliner Morgenpost.**

Nr. 117. Bierbaum E. J., Selbstporträt.

Nr. 122. Altenberg P., Selbstporträt.

**Bremer Tagblatt.**

Nr. 35. 36. Müller G. A., Hermann Ullmers.

**Casseler Tageblatt.** Nr. 51.

Schwarzkopf, Erinnerungen an den heftischen Dichter Ernst Koch.

**Frankfurter Zeitung.**

1899. Nr. 290. Kraeger H., Zur Entwicklung der Gedichte C. F. Meyers.

Nr. 342 B. Bölsche W., Heinrich Heine.

Nr. 345. Kerr A., Heinrich Heine.

1900. Nr. 44. Rubensohn M., Straßenausrufe im 17. Jahrhundert.

Nr. 45. Hofmann H., Goethes Mummereien.

Nr. 72. Harnack C., Paul Heuse.

Nr. 115. Mull H., J. J. W. Heine.

Nr. 120. 122. Kiese A., Goethe und das Klassische Altertum.

Nr. 124. Menzel E., Ein Stammbuchblatt Hölderlins.

Wolff V., Tagebuchaufzeichnungen von Joh. Heim. Wolff. — Über persönliche Begegnungen mit Votte Kestner, Betina von Arnim, Annette von Droste-Hülshoff.

**Frankfurter General-Anzeiger.** 1899. Nr. 292.

Schmidt Erich, Heinrich Heine.

**Grazer Tagespost.**

Nr. 10. Schloßar A., Ein ungarischer Gelehrter [Jozef von Király] und österreichische Dichter [Grillparzer, Ansthaus Grün].

Nr. 27. 28. Kullmann W., Hebbels Abeitungen.

**Hamburger Korrespondent.** Nr. 166. 170.

G. B. L., Erinnerungen an Bodenstedt. — Mit einem Briefe Bodenstedts aus dem Jahre 1889.

**Neue Hamburger Zeitung.**

Nr. 61. W. K., Christine Hebbel.

Nr. 179. Müller-Kastatt C., F. von Gaudy.

**Hamburger Fremdenblatt.** Nr. 100.

Maßmann A., Schöngelüste Kreise vor hundert Jahren. — In Jena zu Schillers Zeit.

**Hamburger Nachrichten.** Veltteristische Beilage.

Nr. 11. 12. Norddeutsche Volks- und Kinderreime.

Nr. 12. 13. Die deutschen Ortsnamen.

Nr. 91. Houben H. H., Franz von Gaudy.

**Hielcr Zeitung.** Nr. 19726.

Hansen-Müller A. A., Schleswig-Holsteiner Presse einst und jetzt.

**Erzähler an der Saale,** Gratisbeiträge zum **Hofer** Anzeiger. Nr. 22 und 23.

Schwenk H., Ewald von Kleist in Hof.

**Leipziger Zeitung.**

1899. Nr. 253. Reischel Karl, Luther's Verhältnis zum Staat.

1900. Nr. 4. Reischel Karl, Der Dreikönigstag.

**Leipziger Zeitung.** Beilage.

1899. Nr. 7. Ziemrau A., Calderon und Goethe.

Nr. 13. Michael G., Drei Briefe Emil Devrients an Karl Theodor von Rastner.

Nr. 121. Seliger F., Johann Georg Schloffer.

Euphorion. VII.

- Nr. 145. Winterfeld A. von, Heinrich Heine.  
 1900. Nr. 14. Winterfeld A. von, Die Gottschedin.  
 Nr. 22. Peter J., Fastnachts-Glänzer aus dem Böhmerwalde.  
 Nr. 25. Waldmüller H., Das Festmal der Karoline Neuber.  
 Nr. 28. Mühlmann M. F., Einige Blicke in die Pennäler Sprache.  
 Nr. 31. Semerau A., Paul Heyse.  
 Nr. 35. Orts- und Volksmund in der Lausitz.

### **Leipziger Tageblatt.**

1899. Nr. 267. 280. 293. 616. Wufmann G., Die Anfänge der Leipziger Stadtbibliothek.

1900. Nr. 244. Lange J., August Mählmann.  
 Nr. 248. 254. Heizen W., Die Demetrius-Dramen.

### **Pfälzische Rundschau (Ludwigshafen).**

- Nr. 188. Heinz Heinrich, Maler Müller.  
 Nr. 244. Freder Wilh., August Becker.

### **Magdeburger Zeitung. Montagsbeilage.**

- Nr. 3—6. Decker J., Anakreon und die anakreontische Piederdichtung.  
 Nr. 8. 9. Terburg-Arminius G., „Ein feste Burg“.  
 Nr. 14—18. Storch K., Zimmermanns Münchhausen.  
 Nr. 22. Rothholz, Goethe und die Religion.

### **Münchener Neueste Nachrichten.**

- Nr. 34. Vormanns W., Hermann Lingg.  
 Nr. 112. Welborn C. F., Über die Schimpfwörter.  
 Nr. 186. Die Sage vom Werwolf.  
 Nr. 234. 236. Oberammergau und sein Passionspiel.

### **Allgemeine Zeitung (München).**

- Nr. 111. Kilian G., Eine Aufführung des Götz von Berlichingen. 1773.  
 Nr. 117. Bettelheim A., Eine Rettung von Bauernfelds Fortuna.

### **Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München).**

Nr. 3. Betrich R., F. Wihlers akademische Vorträge: Das Schöne und die Kunst.

Schuchardt H., Das „neue Jahrhundert“ in sprachlicher Beziehung.

Nr. 5. Kinn H., Johann Hübner und die Christomödie. — Nach Prachmanns Ausgabe in Sauer's deutschen Literaturdenkmälern Nr. 82.

Nr. 7. Kieker M., Ricarda Huch's „Blütezeit der Romantik“.

Nr. 10. Kinn H., Übersetzungen des neuen Testaments durch Luther, Emser und Gf. — Emdener.

Nr. 12. Hochstetter S., Titan (Jean Pauls). Pötvcrarische Studie.

Nr. 18. Wuladinovic S., Noch einmal die „Kleist'schen“ Jugendstücke. — Erwiderung auf C. Wolffs Ausführungen in Nr. 265 und 267 (1899).

Nr. 27. Runze J., Georg Michael de Laroche.

Nr. 28. Schott S., Von Gottfried Keller. — Besprechungen der Schriften von Raechtold, Köster und Waldenberger.

Nr. 30. Geiger A., Das Willensdrama. — Weitbrecht: Das deutsche Drama.

Nr. 42. Tünker H., Goethe und die Romantik. (Goethe und Bettina.) — Schriften der Goethegesellschaft. Band 14.

Nr. 43. V., Johann Christian Hackenschmidt. (1809—1900. Etäffischer Dichter.) Ein Nachruf.

Wurzbach W. von, Therese Huber.

Nr. 46. Hofmiller J., Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert. — R. M. Wener. Abtchmend.

Nr. 49. 59. Gustav Freitag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel.



- Nr. 53. Stratoich-Grafsmann G., Johann Gottfr. Senne über Südafrika.  
 Nr. 54. Schiller J., Schafeyre und Schlegel. — Ebdam: Bemerkungen zu einigen Stellen Schafeyrer'scher Dramen, sowie zur Schlegel'schen Uebersetzung.  
 Nr. 61. Wulle S., Paul Henje. Zu seinem 70. Geburtstag.  
 Nr. 62. Matthäi A., Der Irrer Henje.  
 Nr. 70. 71. Munker H., Paul Henje als Uebersetzer.  
 Nr. 72. Feger Chr., Die politische Kritik von 1840 bis 1850.  
 Nr. 73. Jansen H., Volksetymologie.  
 Nr. 77. Necker M., Wiener Erzähler. — J. J. David.  
 Nr. 78. Brenner S., Über neue Wörter.  
 Nr. 79. 80. 120. 121. Holzhausen F., Der erste Konsul Bonavarte und seine deutschen Freunde. VI. Der erste Konsul als Staatsmann. VII. Bonavartes Verhältnis zu Wissenschaft und Kunst.  
 Nr. 82. Fielso A. R. F., Liliencron's „Gesammelte Gedichte“.  
 Schott S., Ein ungedruckter Brief von Wieland. — An Th. W. Proxtermann, 10. März 1788.  
 Nr. 83. Braungart R., Die Alten und die Jungen. — Bartels: Die deutsche Dichtung der Gegenwart.  
 Nr. 86. S. S., Novellen- und Skizzenbücher.  
 Nr. 89. 90. Boretsch K., Gaudy's Entwicklungsgang.  
 Nr. 95. Bultbaum H., Raum und Zeit bei Schafeyre und Schiller. — Referat.  
 Nr. 96. Dahn H., Max von Seidel als Dichter.  
 Nr. 98. Jansen H., Schweizerische Volkskunde.  
 Nr. 101. Sendlig H. von, Dr. Martin Schubart.  
 Hof's W., Aus einer Selbstschriftensammlung. — Briefe von Schiller, 5. Juli 1798; Richard Wagner, 16. Dezember 1847; R. Schumann, 15. Dezember 1840. H. Marxhner (20. August 1855).  
 Nr. 103. Heuer H., Zur Erinnerung an Platen's „Romantischen Eros“.  
 Nr. 106—108. Bretschto A. von, Heinrich Seigel.  
 Nr. 106. 132. Müller G., Eine neue Dramatische Schiller's. — Im Leipziger Museum der Völkerkunde befindet sich eine Liste mit Dramentiteln von Schiller's Hand, die nicht etwa dramatische Pläne des Dichters bietet, sondern ein Verzeichnis bekannter in Weimar aufzuführender Stücke, die Schiller für Goethe notiert hat, die er ferner wahrscheinlich umarbeiten oder zum Teil in seinem geplanten Theaterkalender neu herausgeben wollte.  
 Nr. 109. Bm., Platen's Tagebücher.  
 Nr. 112. 132. Aschach H., Neue Beiträge zu einer Heine-Biographie.  
 Nr. 112. 113. Gnsfrow G., Die Psychologie am Ausgang des Jahrhunderts.  
 Nr. 114. Marlow F., Schiller's Jungfrau und die vereinfachte Scene im Prinz-Regenten-Theater.  
 Krauß H., Nekrologie.  
 Menß A. von, Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog.  
 Nr. 118. Schmidt W., Ein Porträt der Margarethe von Parma.  
 Nr. 120. Brentel W., Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf.  
 Nr. 121. Zander, Die allgemeine deutsche Biographie.  
 Nr. 124. Hofmiller J., Eine irische Anthologie deutscher Romantik. — Die blaue Blume.  
 Nr. 125. Graeger H., Eine Biographie Conrad Ferdinand Meyers. — Frey: Meyer.  
 Nr. 126. 127. 128. Vandau M., Zeitmärchen und Märchenzeit.  
 Nr. 126. Nirst R., Raum und Zeit.  
 Nr. 129. Brenner S., Phonograph als philologisches Hilfsmittel.  
 Nr. 130. Woerner H., Felix Hübel.

- Nr. 131. Egloffstein H. von, Stievers Abhandlungen, Vorträge und Reden.  
 Nr. 133. Die Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar.  
 Nr. 136. Drews A., Die Pitteratur am Jahrhundert-Ende. — Über das Buch  
 von H. Vorenz.  
 Nr. 140. Munder F., Neue Erzählungen von C. C. Kies.  
 Nr. 141. Jund H., Ein neues Bild von Goethes Freundin Charlotte  
 von Stein.  
 Nr. 144. 145. Erhardt L., Wilhelm von Humboldt als Staatsmann.  
 Nr. 144. Geise D., Die moralische Wirkung der Künste.  
 Nr. 146. Keitler A., Prager Poeten. — Adler, Salus und Andere.

**Wester Lloyd.** Nr. 127.

Robert Adolf, Eine ungarische Braut Nikolaus Lenaus (Karoline Ungher-  
 Sabatier).

**Wosener Zeitung.** Nr. 249.

Kinde C., Ein ungedruckter Brief Robert Hamerlings aus dem Jahre 1880.  
 — Bezieht sich auf „Nord Nuzifer“.

**Politik (Prag).** Nr. 23. 31.

Hartlaß F. A., Ex-Libris.

**Beilage zur Bohemia (Prag).**

Nr. 11. Wilms G., Ein vergessener Dichter. Zur Erinnerung an den 150.  
 Geburtstag von Reinhold Lenz.

Nr. 17. 55. Johann Peter Firis Memoiren. IV. V.

Nr. 72. I., Paul Heyje.

Nr. 127. Ehlen D., Ein tragikomisches Genrebildchen aus dem Leben  
 R. Hamerlings. — Mitteilung eines Briefes an Titilie Ehlen, 3. Juni 1882.

**Rheinisch-westfälische Zeitung.**

1899. Nr. 975. Friede W., Herder in Bückeburg.

1900. Nr. 16. Großjohann, Die ersten westfälischen Zeitungen und Druckereien.

Nr. 373. Brock G., Zur Sage vom Telf und Staufbacher.

**Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg (Stutt-  
 gart).**

Nr. 7 und 8. Beck, Quellen zu Schillers „Räuber“ — nebst einer Hiesel-  
 Bibliographie.

**Der Beobachter (Stuttgart).** Nr. 112.

Lutz Rob., Schwabenart und schwäbische Pitteratur.

**Neues Tagblatt (Stuttgart).** Nr. 30.

G. J., Ida Freisigrath. — Die Gattin des Dichters, gestorben 9. Fe-  
 bruar 1899.

**Weimarische Zeitung.**

Nr. 53—62. Euphan B., Allerhand Zierliches von der alten Excellenz. —  
 Goethe.

**Osterreichische Volkszeitung (Wien).** 1899.

Nr. 2. Maar A., Ein Jahrhundert österreichischer Dichtung.

Nr. 92. Komorzunski Egon von, Geschichte des Theaters an der Wien.

Nr. 339. Fischel L., Ludwig Anzengruber.

**Neues Wiener Tagblatt.**

1899. Nr. 248. H., Vater Schiller in Cannstadt und Urach.

Nr. 329. Franzos H. G., Heinrich Heine.

Nr. 338. Vahr H., Ludwig Anzengruber.

1900. Nr. 27. Petteilheim A., Anzengruber und Müllacker.

Nr. 51. Maar A., Berliner Grillparzer Aufführungen. — Mit persönlichen  
 Erinnerungen an den Dichter.

Nr. 72. Kalbeck W., Henjes Beziehungen zu Österreich. — Mit einem Brief Henjes an Laube 1860.

Nr. 98. Vahr H., v. Speidel.

Nr. 112. Tenber C., Die Kennerin in Wien.

### Wiener Zeitung.

1899. Nr. 281. Guglia E., Die Bibliotheken der österreichisch ungarischen Monarchie.

1900. Nr. 81. Ein bisher ungedruckter Brief Stifters.

Nr. 116. Fichler A., Johann Senn (Pfeifer).

Nr. 117. Schlossar A., Friedrich Rückert und Josef Freiherr von Hammer-Purgstall. — Mit einem ungedruckten Briefe Rückerts.

### Deutsche Zeitung (Wien). Nr. 10. 139.

Habenlechner W., Hammerling.

### Arbeiter-Zeitung (Wien).

Nr. 96. Fohst T., Georg Herwegh.

Nr. 100. Großmann St., v. Speidel.

### Neue Freie Presse (Wien).

Nr. 12703/4. Kraus Viktor von, Alt Wiener Schattenbilder.

Nr. 12720. Kosner Leopold, Der weiße Tod des Herrn Kürnberger.

Nr. 12723. Jouenier August, Alexander L. und Louise von Bethmann.

Nr. 12733. Wo liegt Goethe?

Nr. 12740. Schlossar Anton, Aus den Nachlasspapieren eines vergessenen österreichischen Dichters. — Faust Fuchler.

Nr. 12754. Müllner Laurenz, Lord Byron in seiner Bedeutung für die Entwicklung der modernen Poesie.

Nr. 12772. Kerr Alfred, Paul Henje.

Nr. 12782. 12789. 12796. 12803. 12809. 12816. Weiten Alexander von, Laubes Verufung an das Burgtheater. Altenmäßige Darstellung.

Nr. 12796. H. Wsitnasm, Ludwig Speidel.

Nr. 12803. Berger Alfred Freiherr von, Dr. J. K. Berger.

Nr. 12805. Verdrow Otto, Henriette Herz.

Nr. 12806. Nittershaus Adelme, Felix Wendelsjohn und Johanna Winkel.

— Ungedruckte Tagebuchblätter und Briefe.

Nr. 12809. Zcherzer Karl von, Moriz Lazarus.

Nr. 12810. Frimmel Th. von, Beethovens Name.

Nr. 12851. 12854. Henje Paul, Jugenderinnerungen. Ein Jahr in Italien.

Nr. 12851. 12857. 12864. Kosner Leopold, Karl von Holtei. — Persönliche Erinnerungen und Briefwechsel.

Nr. 12851. Verdrow Otto, Dorothea Schlegel.

Nr. 12871. Mathek Max, Karl von Holtei.

A. S.

## Anhang.

### Schweizerische Zeitschriften.

Bearbeitet von E. Hoffmann-Kraner in Zürich.

**Neujahrsblatt des historischen Vereins des Kantons Bern** für 1900.  
Tobler G., Niklaus Emanuel Tschärner. Ein Lebensbild.

**Neujahrsblatt der literarischen Gesellschaft in Bern** für 1900.  
Herzog H., Valthazar Anton Dunter, ein schweizerischer Künstler des 18. Jahrhunderts (1746—1807).

- Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Winterthur** auf 1899 und 1900.  
Haufer K., Die Weilenburg zu Pfingen.
- Jüger Neujahrsblatt** für das Jahr 1900.  
Müller C., Aus Ammann J. Andermatts Tagebuch.  
Müller C., Blick auf die religiös-sittlichen Zustände des Kantons Zug am Ende des 15. und beim Beginne des 16. Jahrhunderts.
- Neujahrsblatt der allgemeinen Musikgesellschaft in Zürich** auf das Jahr 1900.  
Müling C., H. Wagner als Dichter und Denter.
- Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich** für das Jahr 1900.  
Joh. Heinr. Hüßli als Privatmann, Schriftsteller und Gelehrter. — Freier Auszug aus dem Manuskripte seines Biographen Wilhelm Hüßli.
- Neujahrsblatt der Kunstgesellschaft in Zürich** für das Jahr 1900.  
Waser C., Aug. Weckesser in seinem Leben und Schaffen.
- Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft in Zürich** für das Jahr 1900.  
Zeller-Werdmüller H., Hans Rudolf Werdmüller als venetianischer Generat-Lieutenant der Artillerie in der Levante (1644—1667), nach dessen hinterlassenen Papieren auf der Stadtbibliothek in Zürich zusammengestellt.
- Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich** auf das Jahr 1900.  
Walder C., Heinrich Zeller-Horner als Erforscher und Darsteller der Schweizer Gebirgswelt.
- Basler Jahrbuch** 1900.  
Hägler C., August Socin.  
Gaub K., Der Abschluß der Gegenreformation im Birseck.  
Niggensbach W., Marin Vorhaus (Cestarinus), ein Sonderling aus der Reformationszeit.  
Liebenau Th. von, Felix Platter von Basel und Kennward Cysat von Luzern.  
Italienische Reise von Achilles Rybiner.  
Bart H., Mengand und die Revolutionierung der Schweiz.  
Nahlbaum W. A., Aus Chr. Fr. Schönbeins Leben.  
Ein Brief von Leonh. Euler an seine Eltern.  
Eine Basler Verlobung im 18. Jahrhundert.  
Ein Basler Hochzeitsessen im 18. Jahrhundert.
- Neues Berner Taschenbuch** auf das Jahr 1900.  
Ziefel H., Der Philosoph Herbart in Bern.  
Haag J., Die Mission Albrecht Hallers nach Lausanne im Jahre 1757.  
Ziememann J., Die Kunst der Barbieri und Scherer, genannt „Chirurgische Societät“ der Stadt und alten Landschaft Bern vom 16.—19. Jahrhundert.  
(Türker H.), Die Vermahnungs- oder Bußgesänge.
- Zürcher Taschenbuch** auf das Jahr 1900.  
Eicher Nanny von, Erinnerungen an Conrad Ferdinand Meyer.  
Tändliker C., Die sogenannten Waldmannschen Spruchbriefe, ihre Bearbeitung und ihr Schicksal.  
Zettelmeister Hans Caspar Hirzels Deportation nach Basel im Jahre 1798.  
Kräger H., Die Quellen und Entwicklungsgeschichte der Ballade C. F. Meyers „Der Pilger und die Sarazenin“.  
Meyer von Knonau W., Beschreibung der Wandererschaft eines zürcherischen Buchbinders im 18. Jahrhundert.

Hoffmann-Krayer E., Eine handschriftliche Sammlung Lavaterischer Gedichte.

Jarner A., Das Schulwesen einer zürcherischen Landgemeinde (Stammheim) seit der Reformation.

Mahn J. K., Die letzten Tage des Klosters Rheinau.

Ganz F., Von zürcherischen Teitrödeln.

Brunner H., Bibliographie der Geschichte, Landes- und Volkskunde von Stadt und Kanton Zürich.

**Mitteilungen der Gesellschaft für Deutsche Sprache in Zürich.**  
Heft 5.

Singer S., Die mittelhochdeutsche Schriftsprache.

**Basler Biographien.** Herausgegeben von Freunden vaterländischer Geschichte in Basel.

Erster Band. Munatius Plancus von F. Stähelin, Das Geschlecht der Jrmh von N. Holzach, Die Familie Paer von A. Wurdhardt, David Joris von P. Wurdhardt, J. J. Grunaeus von F. Weiß, Bürgermeister Emanuel Socin von A. Horner, J. L. Legrand, Direktor der helvetischen Republik, von S. Buser.

**Zürcher Diskussionen.**

Heft 16. 17. Kaufmann M., Heine und Platen, eine Revision ihrer literarischen Prozeßakten.

**Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte.** Herausgegeben von L. Stein in Bern.

XVIII. Band. Schweiger L., Philosophie der Geschichte, Völkerpsychologie und Sociologie in ihren gegenseitigen Beziehungen.

XIX. Band. Diem Uir., Das Wesen der Anschauung. Ein Beitrag zur psychologischen Terminologie.

XX. Band. Dutoit E., Die Theorie des Milieu.

XXI. Band. Lindheimer F., Beiträge zur Geschichte und Kritik der neukantischen Philosophie. I. Reihe. Hermann Cohn.

**Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde in Zürich.** Neue Folge.

Band I. Egli E., Zu den alten christlichen Inschriften in der Schweiz.

Mahn J. K., Die Wandgemälde in der Kirche von Veltheim bei Winterthur.

Schmidt Chr., Restauration der Frescomalerei am Hause zum „Roten Schjen“ in Stein am Rhein.

Band II. Liebenau Th. von, Aus dem Tagebuche des Landvogtes Hans Rudolf von Sonnenberg von Luzern.

Zeller-Werdmüller H., Nächtliche Spazierfahrt eines Palmesfels.

Liebenau Th. von, Symbolische Bedeutung des Vieres (bei Erbverträgen).

**Revue historique Vaudoise.** 8<sup>me</sup> année.

Fahot E., La mission d'Albert de Haller à Lausanne.

**Bulletin de la Société neuchâteloise de Géographie.** Tom. XII.

Schenk A., L'ethnogenie des populations helvétiques.

**Anzeiger für Schweizerische Geschichte.** Jahrgang XXXI.

Liebenau Th. von, Zum Anonymus Friburgensis.

Bernonkli A., Eine Urkunde von 1329 über die Juden in Basel.

Beilage. Waldburger A., Register zu A. Nüsseler, Die Gotteshäuser der Schweiz.

**Schweizer Archiv für Heraldik.** Jahrgang XIV.

E. A. S., Das Wappen des Chronisten Brütglinger.

**Kirchenblatt für die reformierte Schweiz.**

Nr. 16. 17. 18. Stübli M., Entstehung und Ausbildung des Staatskirchenrentums in der reformierten Schweiz.

Nr. 21. G. M. W., Graf Nikolaus Adw. von Zinzendorf.

Nr. 25. 26. 27. Antistes Dr. Finster †, Cavateriana.

**Der Kirchenfreund.**

Nr. 11. 12. Hadorn, Zum 200. Geburtstag des Grafen Zinzendorf. Mit Zinzendorf Literatur.

**Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit.** Jahrgang XXXIX.

N. W., Dr. theol. Heinrich Weber, Pfarrer in Högga (1821—1900). — Mit einem chronologischen Verzeichnis von Webers gedruckten Schriften.

**Schweizerische Reformblätter.**

Nr. 8. 9. 11. 12. 13. 15. 16. Schießer M., Totenbräuche.

Nr. 19. 20. 21. König G., Adolf Freys Buch über Cour. Ferd. Meyers.

Nr. 26. 27. 28. Wilscher M., Das Religiöse in Cour. Ferd. Meyers Gedichten.

**Revue de Théologie et de Philosophie.**

Nr. 1. Duproix J., Charles Secrétan et la philosophie Kantienne. Fachoud H., Le mythe et la légende.

Nr. 2. Tissot D., La dialectique de Schleiermacher.

**Schweizerische Pädagogische Zeitschrift.**

Keller J., Die sprachliche Bedeutung Hebel's für unsere Volksschule.

Zindelberger H., Zum Unterricht in der deutschen Grammatik an Mittelschulen.

**Pestalozziblätter.** Beilage zur Schweizerischen pädagogischen Zeitschrift.

XXI. Nr. 2. Zwei Manuskripte Pestalozzi's aus der Neuhoferzeit über Fragen des Handels und der Industrie. 1. Über die Folgen des französischen Einfuhrverbotes 1785. 2. Über die gegenwärtige Lage der Gewerbstätigkeit, mit besonderer Rücksicht auf das Gebiet der Hofmeisterei Königsfelden.

**Schweizerische Lehrerzeitung.**

Nr. 4. Wehrli Ed., Die deutsche Sprache im Vortrag.

Nr. 6. Dr. W., Über die soziale und ökonomische Stellung des schweizerischen Lehrerstandes im 15. und 16. Jahrhundert. — Referat über H. Heimemann's gleichnamigen Artikel in den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

Nr. 23. Zindelberger H., Zum Deutschunterricht auf Grundlage der Mundart.

Nr. 26. F. G., Rhythmische Gliederung von Unterricht und Arbeit.

**Pestalozzianum.** Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung.

Das Pestalozzibild von Schöner 1808.

**La Suisse universitaire.**

Nr. 5. F. J. M., L'Académie de Lausanne et Albert de Haller.

**Die Schweiz.**

Band III. Federer H., Arnold Ott. Eine Dichterstudie.

Fren M., Schöffel im aargauischen Seetal.

Band IV. Günther M., Schweizerreisen und Naturbetrachtung.

**Bündnerisches Monatsblatt.** Band V.

Jedlin R., Beitrag zur Reformationsgeschichte von Churwalden.

**Monat-Rosen des Schweizerischen Studentenvereins.** Band XLIV.

Troisvaur, Jean Tetzl.

Brauer M., Les Jésuites en Suisse au XIX<sup>me</sup> siècle.

L. Z., Zur Geschichte des deutschen Kulturkampfes.

**Feuille centrale.** Organe officiel de la Société de Zoologie.

Nr. 8. Schwarz R., Konrad Fellican, ein Reformator Basels.

**Sonntags-Beilage** der **Allgemeinen Schweizer Zeitung** (Basel).

1899. Nr. 43. 44. Müllinen J. von, Wieland und Bern.

1900. H., Friedrich Hebbels Brief.

Bertholet A., Seelen- und Geisterglaube.

Hesse H., Kavalis.

E. von H., Der Briefwechsel des Canisius.

Eschwald J., Lyrische Individualitäten.

Wölfflein H., Peter Cornelius (der Maler).

he., Der heutige deutsche Volksaberglaube in seinem Verhältnis zum Tode.

—n—, Einige Bemerkungen über das Drama.

Canisius und die Protestanten.

B. K., Die Entstehung des Fastnachtspiels.

Joël Karl, Philosophie und Dichtung.

Trog H., Conrad Ferdinand Meyer. — Besprechung des Werkes von Ad. Frey.

Z., Mundart und Deutschunterricht. — Besprechung der Schrift von C. von Grenerz.

Ref K., Ludwig Senfl.

Zind F., Jaak Jelinis pädagogisches Wirken in Basel.

Z. E. Z., Zinzendorf.

H. V., Bach und die Bachgesellschaft.

Achelis Th., Die Aufgaben der Völkerpsychologie.

**Neue Zürcher Zeitung.**

Nr. 35. Schott Z., Eine neue Bärne-Ausgabe.

Nr. 83 ff. B. J., Joh. Casp. Lavaters unterbrochene Kur in den Bädern von Baden 1799.

Nr. 172 ff. Tagebuch des Dichters Johann Peter Hebel über seine Schweizerreise im Jahre 1805.

**Sonntagsblatt** der **Churgauer Zeitung.** Nr. 6 ff.

Meyer Joh., Der soziale Hintergrund in Pestalozzis „Lenhard und Gertrud“.

**Der Bund.** Nr. 96. 97.

Muort S., Der weiße Hirsch.

**Sonntagsblatt** des „**Bund**“.

1899. Nr. 157. 164. 172. Better J., Niklaus Manns Traum.

1900. Nr. 60. J. M. B., Aus dem Fastnachtsteben im Taggenburg.

## 2. Bücher.

Bearbeitet von August Zaer.

Litteraturgeschichte. Poetik. Sammelwerke.

Berthold Arth., Bücher und Wege zu Büchern. Unter Mitwirkung von Stiab. Joerster-Niesche, Pet. Jossen und Bbyp. Rath herausgegeben. Berlin, W. Spemann. 8 M.

Scherr Johs., Illustrierte Geschichte der Weltliteratur. 10. Auflage. Jubiläumsausgabe. Durchgesehen und bis auf die neueste Zeit ergänzt von Lito Haggenmacher. 2. Bände. Stuttgart, Franckh. 20 M.

- Zwungarn Joel Elias, A History of literary Criticism in the Renaissance: With Special Reference to the Influence of Italy in the Formation and Development of Modern Classicism. New York, The Macmillan Comp. Columbia University Studies in Literature.)
- Zubtinski Z., Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Band 3. Das junge Deutschland. Band 4. Blüte, Epigonentum und Wiedergeburt. (Am Ende des Jahrhunderts. Band 16. 17.) Berlin, Z. Cronbach. à 2 M.
- Thomas Emil, Die letzten 20 Jahre deutscher Literaturgeschichte 1880—1900. Am Abriß dargestellt. Zweite, durchgesehene Auflage (4.—8. Tausend). Leipzig, W. Nebler. 1.50 M.
- Unter den verschiedenen Versuchen, die literarische Neuzeit historisch zu fixieren, vertritt dies Büchlein die Spezialität des buchhändlerischen Auskunfts-bureaus. Es werden deshalb auch spezielle Winke für lesende Buchhändler (Z. 77) eingelegt. Gewisse Geschmacklosigkeiten wie die furchtbare Wendung „die Dichter mit dem Erdgeruch“ (Z. 44) oder die Überhöhung der Leipziger (Z. 93) mögen mit dieser etwas praktischen Tendenz entschuldigt werden. Im übrigen ist Thomas ein Talent, leidlich zutreffend einzuschätzen, nicht abzubrechen (ganz gut z. B. G. Werner Z. 63, Pleibren Z. 64, Halbe Z. 88, Busse Z. 92, Bierbaum und Przybyszewski Z. 100; ungerecht Herz Z. 44, Vohmeyer Z. 60, M. von Ebner Z. 72). Auch die „Klassenbildung“ ist so gut wie in mancher an-spruchsvolleren Literaturgeschichte („die sogenannten Lustspieldichter“ Z. 53); allerdings würde ich V. Westlich nicht ein Unterhaltungstalent, Lehmann nicht realistisch nennen, B. von Zuttner und Grotthus anders einstellen. Den Schluß bildet eine brauchbare Übersicht der literarischen Zeitschriften (Z. 106 f.), in der der Simplicissimus (Z. 109) wohl etwas zu schlecht fortkommt, der „Kotlanzeiger“ und die „Woche“ aber recht hübsch mit dem Wort „gesinnungs-süchtige Parteilosigkeit“ charakterisiert werden, und endlich eine Revue der deutschen Verleger.
- Richard M. Meyer.
- Veitbach Karl V., Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. 8. Band. 3. Lieferung. (Ausgewählt: deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Literatur. 12. Band. 3. Lieferung.) Leipzig. Frankfurt a. M., Neffler'sche Hofbuchhandlung. 1.50 M.
- Inhalt: Heinrich Fuchta bis Carolot Gottfried Reuling.
- Gutrow Ernst, Der Katholizismus und die moderne Dichtung. Minden, J. C. C. Bruns. 1.50 M.
- Dichtungsgattungen. Lyrik.** Holz Arno, Revolution der Lyrik. Berlin, N. Zassenbach. 2.50 M.
- Reiner Rud., Lyrik der Gegenwart. Minden, J. C. C. Bruns. 1.50 M.
- Anthologien.** Kupfer Elision von, Lieblingssinne und Freundesliebe in der Weltliteratur. Eine Sammlung mit einer ethisch-politischen Einleitung. Berlin-Kleinbahnstraße, N. Brand. 5 M.
- Deutsche Weihnacht. Eine Anthologie deutscher Dichter und Denser. München, Fh. Freund & Co. 2 M.
- Opeln-Brankowski Fedr. von und Ludw. Jacobowski, Die blaue Blume. Eine Anthologie romantischer Lyrik. Mit Einleitungen der Herausgeber. Leipzig, C. Fiederichs. 5 M.
- Drama.** Levi Ces, Letteratura drammatica. Milano. Hoepli.
- Jidel M., Die scenarischen Bemerkungen im Zeitalter Gottscheds und Lessings. Dissertation. Berlin.
- Gutsche C., Kurzer Rückblick auf das deutsche Drama im 19. Jahrhundert. Programm. Breslau.
- Gottschall Rudolf von, Zur Kritik des modernen Dramas. Vergleichende Studien. 2. Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 5 M.



Berger Alf. Freiherr von, Über Drama und Theater. Fünf Vorträge. Leipzig, E. Wennerinsh. 1 W.

Inhalt: Ursachen und Ziele der modernsten Litteraturentwicklung. — Wie soll man Shakespeare spielen? — Über die Bedeutung des Theaters für die moderne Gesellschaft.

**Roman.** Wenzema T. de, Le roman contemporain à l'étranger. Paris, Perrin et Cie.

**Ästhetik. Poetik.** Meier, P. Zsigisb., O. S. B., Der Realismus als Prinzip der schönen Künste. Eine ästhetische Studie. Publikationen der deutschen Litteratur-Gesellschaft in München. Nr. 1.) München, H. Art. 2 W.

Waldeck Esc., Zur Analyse der ästhetischen Substanz. Dresden, G. Pierions Verlag. 2 W.

Waldenberger J., Les définitions de l'humour. Extrait des „Annales de l'EST". Nancy, Berger-Levrault et Cie.

Saitjchid Kob., Genie und Charakter Shakespeare — Lessing — Schopenhauer — Rich. Wagner. Berlin, E. Hofmann & Co. 2.50 W.

Wohler Karl, Poetische Theorien in der italienischen Frührenaissance. (Litterarhistorische Forschungen. Herausgegeben von Joh. Schick und W. Freiherrn von Waldberg. XII. Heft.) Berlin, Selber. 2 W.

**Sammelwerke.** Allgemeine Deutsche Biographie. 224—226. Lieferung. (Band XLV. Lieferung 4. und 5. Band XLVI. Lieferung 1.) Zeisberger — Jenz. Nachträge bis 1899: von Abendroth — von Bach. Leipzig, Duncker & Humblot.

Aus dem Inhalt: Karl Gottlob Zumpt, lateinischer Philolog 1792—1849 (Kothholz). — Ernst Anton Joseph Gündt (Kenzingen), deutsch-amerikanischer Pionier und Dramatiker 1819—1897 (K. Kränzel). — Leopold Junz, der Schöpfer und Meister der Wissenschaft des Judentums 1794—1886 (David Kaufmann). — Julius Zupiza, Germanist und Anglist 1841—1895 (Edward Schröder). — Johann Zursüle, katholischer Geistlicher und Verfasser eines Bruderklassenspiels, geboren 1566 (E. Hoffmann Krayer). — Vincenz Zusner, deutsch-österreichischer Dichter 1803—1874 (H. Zlotofar). — Daniel Zwicker, Socinianer 1612—1678 (F. Tschackert). — Ulrich Zwingli 1484—1531 (Emil Egli). — Christian Zurl, elsässischer Dramatiker zu Ende des 16. Jahrhunderts (S. Volke). — Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein 1583—1634 (H. Wittich). — Samuel Amu Weiß, Dichter 1858—1896 (Beruh. Münz). — Wilhelm Zieln, Bearbeiter französischer Romandichtungen (E. Hoffmann Krayer). — Joseph Ignaz Zimmermann, Jesuit, Schulmann und Schriftsteller 1737—1797 (E. Hoffmann Krayer). — Moriz von Aberte, katholischer Theologe 1819—1875 (Lanchert). — Johann Heinrich Achterfeldt, katholischer Theologe 1788—1877 (Lanchert). — Alfred Graf Adelman von Adelmansfelden, Schriftsteller 1848—1887 (Fr. Brümmer). — Adolf Agricola junior (Bannmann), Wasserburgensis oder Hydropurgius Rhaetus, Humanist, geb. 4. März 1521 (Gust. Vauth). — Josef Ignaz von Ab, katholischer Geistlicher und Schriftsteller 1834—1896 (Gabriel Meyers). — Friedrich Abfeld, lutherischer Prediger 1810—1884 (E. Chr. Adelis). — Heinrich Ahrens, Jurist 1808—1874 (von Savigny). — Heinrich Rudolf Ahrens, Philologe 1809—1881 (Albert Müller). — Michael Albert, nebenbürglich sächsischer Dichter 1836—1893 (H. Schultens). — Eduard Christian Scharfau Alberti, Gelehrter und Dichter 1827—1898 (Joh. Zaß). — Wilhelm Eduard Albrecht, Germanist 1800—1876 (H. Hübner). — Johannes Baptist Alzog, katholischer Kirchenhistoriker 1808—1878 (Lanchert). — Joseph Amberger, katholischer Theologe 1816—1889 (Lanchert). — August Wilhelm Ambros, Musikhistoriker 1816—1876 (Max Dies). — Josef Ignaz Amiet, schweizerischer Geschichtsforscher 1827—1895 (Meyers von Knouan). — Ludwig Anzengruber, Dichter 1839—1889 (Anton Bettelheim). — Wilhelm Ferdinand Arndt, Historiker 1838—1895

- S. Weiden. — Karl Ludwig Arndts, Civilist 1803—1878 (Ernst Landsberg). — Alfred Ritter von Arnebt, Historiker 1819—1897 (Zschlitter). — Wilhelm Christoph Friedrich Arnold, Kultur- und Rechtshistoriker 1826—1883 (Ziegfr. Herichel). — Aegidius Rudolph Nicolans Arus, Jurist und Publicist 1812—1881 (Raimund Schramm). — Joseph Ritter von Adsbach, Historiker 1801—1882 (Karl Schrauf). — Jakob Audorf, der Verfasser der „Arbeiter-Markeinfahrt“ 1835—1898 (Adw. Kränkel). — Richard Avenarius, Philosoph (M. Henze). — Diederich Georg Babst, plattdeutscher Dichter 1741—1800 (Heinr. Klemp).
- Sauguet Paul, Oeuvres complètes. Critique. II. Études et Portraits. Paris, Librairie Plon. 8 Fres.
- Aus dem Inhalt: II. Questions d'Esthétique. I. Science et Poésie. II. L'Esthétique du Parnasse. III. Deux paradoxes d'un demi-savant. I. Paradoxe sur la musique. II. Paradoxe sur la couleur. IV. Réflexions sur l'art du Roman. V. Réflexions sur l'art de l'Histoire. VI. Réflexions sur la Critique. VII. Réflexions sur le théâtre.
- Saviana Su., Cronache letterarie. Catania. Giannotta. 2.50 L.
- Darin ein Artikel über Goethe.
- De Cueto, V. A., Estudios de historia y de critica literaria. Los hijos vengadores en la literatura dramática: Orestes. El Cid. Hamlet. — Etude sur le Cancionero de Baena. — Sentido moral en el teatro. — La leyenda de Virginia en el teatro. (Coleccion de Escritores Castellanos. T. 116.) Madrid. 4. pes.
- Zeitschrift dem Hanfischen Geschichtsverein und dem Verein für niederdeutsche Sprachforschung dargebracht zu ihrer Jahresversammlung in Göttingen. Pflügten 1900. Göttingen, Wunder. 3 M.
- Aus dem Inhalt: Kayser Karl, Eine vorreformatorische landesherrliche Kirchenvisitation im Herzogtum Braunschweig. — Wagner Ferdinand, Drei plattdeutsche Briefe des Peter Holst an seinen Sohn Lucas. — Seedorf H., Zu den Zwischenpielen der Dramen Joh. Nits. — Friesach J., Ein Göttinger Schandgedicht des 16. Jahrhunderts.
- Halter Ed., Der Dichter und die Dichtung. Weitere und erste Plaudereien. Straßburg. N. Puff. 1.60 M.
- Sirena Helbigiana. Sexagenario obitlerunt Amici . . . Lipsiae. In Aedibus B. G. Teubneri. 40 M.
- Aus dem Inhalt: Follat L., Aus den römischen Jahren Karl Ludwig Kernows.
- Raffarani Tullio, Studi di letteratura e d'arte. 2<sup>a</sup> ed. Firenze, Le Monnier. 4 L.
- Aus dem Inhalt: Enrico Heine e il movimento lett. in Germania. Fautien Nede., Schopenhauer. Hamlet. Mephistopheles. Drei Aufsätze zur Naturgeschichte des Feinsinnismus. Berlin, Veffler. 2.40 M.
- Zweht Mich., Aesthetisches Skizzenbuch. Wien, Wiener Verlag. 3 M.
- Philosophische Abhandlungen. Christoph Ziegwart zu seinem 70. Geburtstage (28. März 1900) gewidmet. Tübingen, J. C. B. Mohr. 7 M.
- Aus dem Inhalt: Tittben, Die Entdeckung der Hermeneutik. — Falkenberg, Zwei Briefe von Hermann Voke an H. Zindel und C. Arnold. — Necht, Robert Maier's Entdeckung und Beweis des Energieprinzips. — Waibinger, Kant — ein Metaphysiker? — Zeller Ed., Über den Einfluß des Gefühls auf die Thätigkeit der Phantasie.
- Zrede Nede., Abhandlungen, Vorträge und Reden. Leipzig, Duncker & Humblot. 8.10 M.
- Aus dem Inhalt: Die Perioden der Weltgeschichte. — Die Reformationsbewegung im Herzogtum Bayern. — Die Entwicklung des Zeitungswesens. —

Herzogin Jakobe von Jülich. — Staatskunst und Leidenschaften im 17. Jahrhundert. — Rudolf II., deutscher Kaiser. — Ferdinand II., deutscher Kaiser. — Kurfürst Maximilian I. von Bayern. — Die Zerstörung Magdeburgs. — Gustav Adolf. — Wallensteins Übertritt zum Katholizismus. — Zur Geschichte Wallensteins. — Ferdinand III., deutscher Kaiser. — Der Herenwabu. — Zur hundertjährigen Gedenkfeyer der Geburt Kaiser Wilhelms I. — Zwei Zeitreden zur Bismarck-Feyer. — Bedeutung und Zukunft des Altkatholizismus. — Ignaz von Dollinger. — Zur Charakteristik der „katholischen Abteuung“. — August Stueckhohn. — Max Vossen und sein „Römischer Krieg“. — Zwei Tage im französischen Polizeiarrest.

## Geschichte der Wissenschaften. Gelehrtengegeschichte.

**Geschichte der Wissenschaften. Allgemeines.** Passar C., Über Ästhetisches in der Medizin. Rede. Berlin, A. Hirschwald. 40 Pf.

Peters Herm., Der Arzt und die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgegeben von Geo. Steinhilber. 3. Band.) Leipzig, Tiederichs. 4 M.

Pachr Heimr., Die Litteratur der Psychiatrie, Neurologie und Pnchologie von 1459—1799. 3 Bände in 4 Teilen. Berlin, G. Reimer. 80 M.

Henbaum Alfr., Die Auseinanderetzung zwischen der mechanischen und teleologischen Naturerklärung in ihrer Bedeutung für die Fortentwicklung des religiösen Vorstellens seit dem 16. Jahrhundert. Programm. Berlin, H. Gaertner. 1 M.

Hegler Aug., Die praktische Thätigkeit der Juristenfakultäten des 17. und 18. Jahrhunderts in ihrem Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Strafrechts von Carpyov ab. Freiburg i. B. Tübingen, J. C. B. Mohr. 2.60 M.

Biographisches Verikon hervorragender Ärzte des 19. Jahrhunderts. Mit einer historischen Einleitung. Herausgegeben von J. Pagel. Mit etwa 600 Bildnissen. 1. Abteilung. Wien, Urban & Schwarzenberg. 4.80 M.

Birt Eddr., Deutsche Wissenschaft im 19. Jahrhundert. Eine Rede zur Jahrhundertwende. (Marburger akademische Reden, 1900. Nr. 1.) Marburg, H. G. Ewert's Verlag.

Weber Heimr., Über die Entwicklung unserer mechanischen Naturanschauung im 19. Jahrhundert. Rektoratsrede. Stralsburg, J. H. C. Heit. 80 Pf.

Abrens Fel. B., Die Entwicklung der Chemie im 19. Jahrhundert. Vortrag. Stuttgart, F. Enke. 1 M.

Hendweittler A., Die Entwicklung der Physik im 19. Jahrhundert. Vortrag. Berlin, P. Parey. 1 M.

**Lokales.** Zittel Karl A. von, Rückblick auf die Gründung und die Entwicklung der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften im 19. Jahrhundert. Rede. München, G. Franz' Verlag. 80 Pf.

Harnack Adf., Geschichte der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Im Auftrage der Akademie bearbeitet. 3 Bände. Berlin, G. Reimer. 60 M.

Harnack Adf., Bericht über die Abfassung der „Geschichte der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin“. (Aus: Sitzungsberichte der preußischen Akademie der Wissenschaften.) Berlin, G. Reimer. 50 Pf.

Harnack Adf., Die königlich preußische Akademie der Wissenschaften. Rede zur Zweihundertjahrfeier. Berlin, G. Reimer. 1 M.

**Gelehrtengegeschichte.** Güntber Ziegm., A. von Humboldt. — L. von Buch. (Geisteshelden — Führende Geister. — Eine Sammlung von Biographien. 39. Band.) Berlin, E. Hofmann & Co. 2.40 M.

- Aus Jac. Perzelius' und Gustav Magnus' Briefwechsel in den Jahren 1828—1847. Herausgegeben von Edvard Hjelt. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn.
- Robert Wilhelm Bunjen. Ein akademisches Gedenkblatt. Heidelberg, J. Hörning. 1 M.
- Clauffen F., 36 Briefe des Philologen Johannes Caselius, geschrieben zu Moskau im April und Mai 1589, aus einer Handschrift der Gymnasialbibliothek herausgegeben. Programm. Altona.
- Grobben Mart, Carl Claus f. (Aus: „Arbeiten aus dem zoologischen Institute“.) Wien, A. Hölder. 72 Pf.
- Adermann, Dr. Theodor Ebert, königl. Landesgeologe und Professor an der Bergakademie in Berlin. Rastel, Selbstverlag. 75 Pf.
- Weinitz F. Eng., Hanns Bruno Weinitz, ein Lebensbild aus dem 19. Jahrhundert. Halle (Dresden, S. Burdach.) 1 M.
- Zengel C., Mitteilungen aus dem Briefwechsel der Brüder Grimm und Dorothea Grimms mit Oberappellationsrat Burchardi und dessen Tochter Wilhelmine in Rastel. (Aus: „Zeitschrift der philosophischen Fakultät zu Greifswald zu der fünfzigjährigen Jubelfeier des Herrn Heinrich Vinprecht“.) Greifswald.
- Böllche Wilh., Ernst Haackel. Ein Lebensbild. (Männer der Zeit . . . Herausgegeben von Guj. Diercks.) Dresden, C. Reißner. 3 M.
- Mc. Kendrick F. G., Hermann Ludwig Ferdinand von Helmholtz (Masters of medicine.) London. Unwin. Sh. 3, 6 d.
- Cohen Ernst, Jacobus Henricus van't Hoff. Leipzig, W. Engelmann. 1.60 M.
- Leibniz G. W. von, Briefe an den Astronomen der „Societät der Wissenschaften“ Gottfried Kirch aus den Jahren 1702—1707. Berlin, G. Reimer. 60 Pf.
- Achelis Th., Moritz Lazarus. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. XIV. Serie. 333. Heft.) Hamburg, Verlagsgesellschaft und Druckerei. 75 Pf.
- Engel F., Sophus Lie. Nekrolog. Mademie. Leipzig 1899.
- Jellinek Geo., Georg Meyer. Worte der Erinnerung. Heidelberg, J. Hörning. 30 Pf.
- Wilhelm Übers, sein Leben und seine Werke. Im Auftrage der Nachkommen herausgegeben von C. Schilling. 2. Band. Briefwechsel zwischen Übers und Gauß. 1. Abteilung. Berlin, J. Springer. 16 M.
- Zitberstein Emil, Conrad Fellicanus. Ein Beitrag zur Geschichte des Studiums der hebräischen Sprache in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Berlin, Mayer & Müller. 2 M.
- Nelson Ant., Heinrich Schliemann und seine homerische Welt. (Biographische Volksbücher Nr. 74—81.) Leipzig, Voigtländer. à 25 Pf.
- Zukunft Heimr., Heinrich Siegel. Gedentrede. (Aus: „Allgemeine österreichische Gerichts-Zeitung.“) Wien, Manz. 60 Pf.
- Zippel Feis, Georg Friedrich Sigwart. Eine biographisch-historische Skizze. Dissertation. Tübingen, F. Vieweg.
- Der Basler Chemiker Christ. Friedr. Schönbein. Hundert Jahre nach seiner Geburt gefeiert von der Universität und der Naturforschenden Gesellschaft. Abhang zum 12. Bande der Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel. Basel, Georg & Co. 1 M.
- Schierich H., Carl Thierich. Rede. Leipzig, A. Georgi. 30 Pf.
- Van F. J. van, J. D. van der Waals. Ein Lebensabriß. Leipzig, J. A. Barth. 1.60 M.

## Geschichte und Kulturgeschichte.

- Allgemeines.** Heinemann Frz., Der Richter und die Rechtspflege in der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgegeben von Geo. Steinhamen. 4. Band.) Leipzig, G. Diederichs. 4 M.
- Otto Ed., Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. (Aus Natur und Geisteswelt. 14. Bändchen.) Leipzig, Teubner. 1.15 M.
- Des kurfürstlichen Rates Hans von der Planitz Berichte aus dem Reichsregiment in Nürnberg 1521—1523. Gesammelt von Ernst Wülcker, nebst ergänzenden Altensücken bearbeitet von Hans Vind. (Veröffentlichung der Königl. Sächsischen Kommission für Geschichte.) Leipzig, B. G. Teubner 1899. 26 M.
- Roos W., Die historia nostri temporis des Adolphus Brachelius. Ein Beitrag zur Kritik der Quellen des dreißigjährigen Krieges. Programm. Würzburg 1899.
- Duhr Bernh., S. J., Die Stellung der Jesuiten bei den deutschen Hexenprozessen. (Schriften der Görresgesellschaft. 1900, I.) Köln, F. P. Bachem. 1.80 M.
- Lehner Cassilo, Reisebilder aus dem 17. Jahrhundert. Badereisen von Kremsmünster nach Wildbad-Gastein. — Eine Donaufahrt von Linz nach Esen. — F. Simon Kettenbachers Reisen nach Italien. — Eine Wallfahrt von Kremsmünster nach Alt-Teining und Passau. Nach handschriftlichen Quellen. Salzburg, S. Kerber. 1.50 M.
- Arnold C. Fr., Die Vertreibung der Salzburger Protestanten und ihre Aufnahme bei den Glaubensgenossen. Ein kulturgeschichtliches Zeitbild aus dem 18. Jahrhundert. Mit 42 zeitgenössischen Kupfern. Leipzig, G. Diederichs. 4 M.
- Hauslein Abb. von, Die Frauen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts. 2. Band. In der Jugendzeit der großen Volkserzieher und der großen Dichter. Leipzig, Freund und Wittig. 9.60 M.
- Benschlag Willib., Deutschland im Laufe des 19. Jahrhunderts. Akademische Gedenkrede. Halle, G. Strien. 39 Pf.
- Röfemeier H., Die Arbeiter im 19. Jahrhundert (Am Ende des Jahrhunderts. Band 18.) Berlin, S. Cronbach. 2 M.
- Eberstein Afr. Jehr. von, Über die Revolution in Preußen und Deutschland 1848/49. Historische Studie (mit Nachtrag). Leipzig, J. Werner. 9 M.
- Kloppel F., 30 Jahre deutscher Verfassungsgeschichte 1867—1897. 1. Band. Die Gründung des Reichs und die Jahre der Arbeit (1867—1877). Leipzig, Zeit & Co. 9 M.
- Kraemer Hans, Das 19. Jahrhundert in Wort und Bild. Politische und Kulturgeschichte. 3. Band 1871—1899. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 12 M.
- Bernhöft J., Das 19. Jahrhundert als Vorbäuer einer neuen Bildungsstufe. Rede. Hofsch, G. B. Leopold. 60 Pf.
- Landschaften. Bayern.** Kendeegger M. J., Geschichte der bayerischen Archive. III b. Bayerische Archivreceptorien und Urkundenregister im Reichsarchiv zu München von 1314—1812. München, Th. Adermann. 7 M.
- Stieve Hel., Wittelsbacher Briefe aus den Jahren 1590 bis 1610. VIII. Abteilung. [Aus: Abhandlungen der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften] München, G. Franz' Verlag. 3.30 M.
- Holten C. F. von, Vom dänischen Hofe. Erinnerungen aus der Zeit Friedrichs VI., Christians VIII. und Friedrichs VII. Aus dem Dänischen. Stuttgart, H. Lub. 4.50 M.
- Reichhardt H., Die Grafschaft Hohenstein im 16. und 17. Jahrhundert . . . Nordhausen (C. Haack). 1.25 M.
- Schreiber Heinr., Johann Albrecht I., Herzog von Mecklenburg. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 64.) Halle, W. Niemeyer. 1.20 M.

- Frohnorff Joh. von, Beiträge zur Geschichte des Niederrheins mit besonderer Berücksichtigung der Kirchen- und Klostergeschichte und der Geschichte einzelner Adelsgeschlechter. 4. und 5. Teil. Düsseldorf, Schmitz & Lberg. à 3 M.
- Feinler Emil, Eidenburg im 19. Jahrhundert. 1. Band. Von 1800—1848. Eidenburg (Eichen & Nating). 5 M.
- Österreich.** Mayer Franz Martin, Geschichte Österreichs mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben. 2. Auflage. 1. Band: Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1526. Wien, W. Braumüller. 10 M.
- Bischoffshausen Sigismund Freiherr von, Papst Alexander VIII. und der Wiener Hof (1689—1691). Nach den Beständen des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs und des kaiserlich kriegstechnischen Archivs in Wien dargestellt. Stuttgart, J. Neoh. 3 M.
- Joverien A., Denkmünzen auf Personen, die in den Russceprovinzen geboren sind oder gewirkt haben. St. Petersburg, A. V. Nider. 30 M.
- Gümbel Eber., Geschichte des Kurfürstentums Pfalz-Weidenz, Kaiserstantern, C. Crenus. 4.50 M.
- Preußen.** Krenlinghausen A. M., Sieben Tage am Hofe Friedrich Wilhelms I. Tagebuch über seinen Aufenthalt in Wusterhausen vom 4.—10. September 1727. Mit Einleitung und Erklärungen herausgegeben von Bogdan Krieger. Berlin, A. Tunder. 3 M.
- Waldener W., Die Witnisse Friedrichs des Großen und seine äufere Erziehung. Rede. Berlin, A. Hirschwald. 80 Pf.
- Politische Korrespondenz des Herzogs und Kurfürsten Moritz von Sachsen. Herausgegeben von Erich Brandenburg. 1. Band. (Bis zum Ende des Jahres 1543.) Leipzig, Teubner. 24 M.
- Schweiz.** Grütter Seb., Der Anteil der katholischen und protestantischen Orte der Eidgenossenschaft an den religiösen und politischen Kämpfen im Wallis während der Jahre 1600—1613. Stans, H. von Matt. 2 M.
- Heer Gfr., Geschichte des Landes Glaruz. 2. Band (1701—1830). Glaruz, Baeschlin. 2.60 M.
- Antliche Sammlung der Akten aus der Zeit der helvetischen Republik (1798—1803) im Anschluß an die Sammlung der älteren eidgenössischen Abchiede . . . Bearbeitet von Johs. Zrücker. VII. Band. Juni 1801 bis Mai 1802. Bern (Basel, A. Geering). 20 M.
- Mütliche Paul, Der Kanton Zürich zur Zeit der Helvetik (1798—1803). Zürich, Nöl & Beer. 4.49 M.
- Ortschaften.** Heinrich Arth., Geschichtliche Nachrichten über Raumburg a. B., Freiwaldau und Halbau. Aus den Quellen zusammengestellt. Zagan (M. Schoenborn). 1.20 M.
- Anklam.** Stavenhagen Carl Frdr., Chronik von Anklam bis 1773. Neue Volls Ausgabe, gekürzt und mit Anmerkungen versehen. Anklam, C. Süßermann. 8.50 M.
- Sander Max, Anklam. Beiträge zur Stadtgeschichte, gesammelt und zusammengestellt. 1. Heft (1763—1816). Anklam, C. Süßermann. 2 M.
- Bamberger Salomon, Historische Berichte über die Juden der Stadt und des ehemaligen Kurfürstentums Aschaffenburg. Straßburg, J. Singer. 3 M.
- Baster Biographien. Herausgegeben von Fremden vaterländischer Geschichte. 1. Band. Basel, B. Schwabe.
- Wille Nat., Bruchiat. Bilder aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrhundert. 2. Auflage Heidelberg, C. Winter. 2 M.
- Urkundenbuch der Stadt Braunschweig, herausgegeben von Ludw. Haenschelmann. H. Band. 3. Abteilung MCCCXVI—MCCCXX. Braunschweig. Berlin, C. A. Schwetische & Sohn. 16.40 M.
- Körbmann C., Aus dem alten Danzig (1820—1840). Danzig, E. Sammer. 75 Pf.

- Siegl Karl, Die Kataloge des Egerer Stadtarchivs. Eger (J. Kobrtich & Gschihau). 5 M.
- Wältli J. J., Geschichte der Gemeinde Egg (Bezirk Utter). Zürich, Jähn & Beer. 5 M.
- Heine K., Chronik der Stadt Ellrich. Ellrich, G. Kranke. 4 M.
- Beyer Carl, Geschichte der Stadt Erfurt von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 1. Lieferung. Erfurt, Kesper. 80 Pf.
- Jörßler Aug., Aus Grünbergs Vergangenheit. Gesammelte Bilder zur Geschichte der Stadt nach vorhandenen Chroniken und sonstigen Überlieferungen. Grünberg, W. Leunjohn. 3 M.
- Hamburg.** Zeelig Geert, Die geschichtliche Entwicklung der hamburgischen Bürgerchaft und die hamburgischen Notabeln. Hamburg, V. Gräfe & Zitzem. 7 M.
- Hartensee Heinr., Beiträge zur Geschichte der Emigranten in Hamburg. II. Madame de Genlis. Programm. Hamburg (Herold) 2.50 M.
- Fernsteiner Geo., Geschichtliche Notizen über den Markt Hofkirchen a. D. Hofkirchen (Passau, M. Waldbauer). 20 Pf.
- Friedmann A., Die Geschichte der Juden in Jugoletztadt (1300—1900). Jugoletztadt (Krüll). 70 Pf.
- Köster Jul., Die Tierföhner Revolution und die Unruhen in der Grafschaft Mark, Mai 1849. Nach amtlichen Akten und Berichten von Zeitgenossen dargestellt. Berlin, Reuther & Reichard. 3 M.
- Bernbeck Frdr., Rißinger Chronik 745—1565. Herausgegeben und mit sachlichen Erläuterungen versehen von Leop. Bachmann. 1. Abtheilung 745—1546. Nüßingen (A. Rehbein). 1.30 M.
- Kur Joh., Geschichte der Stadt Littau von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1848. Preisgekrönte Schrift. Herausgegeben vom deutschen Verein für die Geschichte Mährens und Schlesiens. Brünn (C. Winter). 5 M.
- Ein Beitrag zur Chronik des Marktes Furtenberg als Grenzort der südböhmischen Steiermark. Marburg (C. Scheidbach). 2 M.
- Linde Frz. Xaver, Chronik des Marktes und der Stadt Melf, umfassend den Zeitraum von 890 bis 1899, mit besonderer Berücksichtigung der letzten 34 Jahre zusammengestellt. 2. Auflage. Melf (H. Aigner). 4 M.
- Heydenreich Ed., Aus der Geschichte der Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen. Halle, C. Hendel. 3.50 M.
- Granddier, Nouvelles oeuvres inédites. Publiées sous les auspices de la société industrielle de Mulhouse. Tome V. Ordres militaires et mélanges historiques (Strasbourg). Colmar, H. Hüffel. 6 M.
- Die Geschichtsquellen des Bistums Münster. Herausgegeben von Freunden der vaterländischen Geschichte. 5. und 6. Band. Halle (Laisch & Große). 36 M.
- Inhalt: Kerssenbroch Herm. a. Anabaptistici furoris Monasterium inelitam Westphaliae metropolim evertentis historica narratio . . . Herausgegeben von H. Demmer.
- Sorgenfrey Thdr., Aus Reubaldenslebens Vergangenheit. Reubaldensleben, C. A. Eyraud. 50 Pf.
- Greve J. J., Historische Wanderungen durch Paderborn. Paderborn, J. Effer. 1 M.
- Müller Karl Jos., Ritterswalde zur Zeit der Dreifelderwirtschaft bis 1763. Ein Beitrag zur Geschichte Schlesiens nach handschriftlichen Quellen. Breslau, G. F. Aderholz. 3 M.
- Beck J. J., Bilder aus dem alten Schaiffhausen (33 Tafeln). Beschreibender Text von J. H. Wächlin. Schaiffhausen, Historisch-antiquarischer Verein. 36 M.
- Gény Jos., Die Reichsstadt Schleierstadt und ihr Anteil an den socialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490—1536. Nach meist ungedruckten

- Quellen bearbeitet. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janßens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von Ludw. Pastor. 1. Band. 5. und 6. Heft.) Freiburg i. B., Herder. 3 M.
- Stein Frdr., Geschichte der Reichsstadt Schweinfurt. 1. Lieferung. Schweinfurt, E. Stoer. 80 Pf.
- Hanjer Kasj., Winterthur zur Zeit des Appenzellerkrieges. Winterthur (A. Hoster). 2.50 M.
- Familien.** Stauber A., Das Haus Zuggler. Von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Augsburg, Lampert & Co. 6 M.
- von Levegowische Familienblätter. 1. Heft. Herausgegeben im Auftrage des Familienverbandes von Joachim von Levegow. Berlin, J. A. Stargardt. 4 M.
- Frendenthal Max, Aus der Heimat Mendelssohns. Moses Benjamin Wolff und seine Familie, die Nachkommen des Moses Mörtes. Berlin, F. E. Lederer. 5 M.
- Schmidt, F. Geo., Das Geschlecht von der Schulenburg. II. Zeit: Die Stammsreihe. Beetzendorf. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 15 M.
- Unbescheid With. Herm., Aus den Alten der deutschen Familie. Ein Mahnwort an Haus und Herd. (1. Beilage zur „Chronik der Familie Unbescheid“.) 1. Heft. Kahlta, A. Weller. 60 Pf.
- Vochezer, Geschichte des fürstlichen Hauses Waldburg in Schwaben. 2. Band. Memmen J. Köfel. 15 M.
- Personen.** Wasmann, P. Erich, S. J., Dr. Bernard Altm. Ein Nachruf. [Aus: „Natur und Offenbarung.“] Münster, Aschendorff. 50 Pf.
- Erhard Otto, Anna, Gräfin von Sttingen, geborene Landgräfin von Leuchtenberg. Ein Beitrag zur Geschichte des Rieses. Hohenaltheim. (Nördlingen, C. H. Beck.) 40 Pf.
- Bismarck.** Des Fürsten Bismarcks Aussprüche 1843—1897. Herausgegeben von Heinrich von Foehlinger. 2. Band. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 3 M.
- Blum Hans, Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck. München, A. Langen. 6 M.
- Headlam James Wellesie, Bismarck and the foundation of the German empire (Heroes of the nations. XXV.) London, G. H. Putnam's sons. sh. 5.
- Kreuzer Johs., Otto von Bismarck. Sein Leben und sein Werk. 2 Bände. Leipzig, H. Voigtländer. 6.50 M.
- Foehlinger Heinrich von, Bismarck-Portefeuille. 5. Band. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 3 M.
- Foehlinger Heinrich von, Fürst Bismarck und die Diplomaten 1852—1890. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 12 M.
- Bunnen Marie von, Georg von Bunnen. Ein Charakterbild aus dem Lager der Befreien, gezeichnet von seiner Tochter. Berlin, Weiser. 6 M.
- Schadert Paul, Herzogin Elisabeth von Münden (gestorben 1558), geborene Wartgräfin von Brandenburg, die erste Schriftstellerin aus dem Hause Brandenburg und aus dem braunschweigischen Hause, ihr Lebensgang und ihre Werke. Beilagen: Elisabeths „Unterricht für Herzog Erich den Jüngeren“ (1545) und ihr „Mütterlicher Unterricht für die Herzogin Anna Maria“ (1550) nach ihren eigenhändigen Original Handschriften zum ersten Male vollständig herausgegeben. Leipzig, Giesecke & Devrient. 2.25 M.
- Tressemans Heinr. (Moriz) von Egidy. Sein Leben und Wirken. Unter Mitwirkung der Familie von Egidy und unter Mitarbeiterchaft von Arth. Mühlberger, sowie einiger Freunde (Jean H. Deutsch und G. Herter) herausgegeben. 2 Bände. Dresden, C. Biersons Verlag. 6 M.
- Kothlyck Emil, Der Genfer Jean Gabriel Cynard als Philhellene (1821—1829). Zürich, Schuttlöb & Co. 1.60 M.



- Krauel R., Graf Hertzberg als Minister Friedrich Wilhelms II. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 2.75 M.
- Guttman, Theodor Gottlieb von Hippel. Ein Lebensbild. Vortrag. Bromberg, Mittler. 40 Pf.
- Hoffmann Adph., Aus den jungen Tagen eines alten Erfurters. (Nach dem Tode herausgegeben von seiner Frau.) Berlin, M. Schildberger. 3 M.
- Parisius Ludf., Leopold Freiherr von Hoverbeck (geboren 1822, gestorben 1875). Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte. 2. Teil. 2. Abteilung. Ende des Verfassungskampfes und Reichstag. Von 1864 bis 1875. Berlin, J. Guttenberg. 4.50 M.
- Brandes Geo., Ferdinand Passalle. Eine kritische Darstellung seines Lebens und seiner Werke. Aus dem Dänischen übersetzt von Adf. Strodtmann. 4. Auflage. Herausgegeben von A. von der Linden. Leipzig, Berlin, S. Barsdorf. 2.50 M.
- Jähns Max, Feldmarschall Moltke. 2. Teil. (Geisteshelden — Führende Geister — Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von A. Bettelheim. 37. und 38. Band.) Berlin, E. Hofmann & Co. 4.80 M.
- Adler Titile, Friedrich und Caroline Berthés. Christliche Lebensbilder für das deutsche Haus. Leipzig, S. G. Wallmann. 3 M.
- Feyer im Hof J. J., Aus den Anfängen des neuen Bundes. Erinnerungen eines Achtzigjährigen. Frauenfeld, J. Huber. 80 Pf.
- Piter Otto, Ein Rückblick auf mein Leben, insbesondere auf die Entwicklung des Handels in den letzten 50 Jahren. Magdeburg, Selbstverlag (Zabersche Buchdruckerei).
- Reyme Paul (F. Meyer), Auf der Landstraße. Leiden und Freuden eines fahrenden Landmessers. 1. Teil. Liebenwerda, H. Reiß. 1.80 M.
- Kothe Em., Erlebtes und Erstrebtes. Lebens-Erinnerungen. 2. Teil. Bremen, Diercks & Wichlein. 2.50 M.
- Schrader Wilh., Erfahrungen und Bekenntnisse. Berlin, F. Dümmers Verlag. 3 M.
- Jostes Frz., Joh. Mathias Zeling. Sein Leben und sein Streben zur Verringerung der sozialen Not seiner Zeit. Mit einem Bildnis Zelings und einer Auswahl aus seinen Gedichten. Münster, Mchendorf. 1 M.

### Kirchengeschichte. Theologie.

- Allgemeines.** Große Conr., Die alten Tröster. Ein Wegweiser in der Erbauungsliteratur der evangelisch-lutherischen Kirche des 16. bis 18. Jahrhunderts. Hermannsburg, Missionshandlung. 5 M.
- Thalhofer F. X., Entwicklung des katholischen Katechismus in Deutschland von Canisius bis Deharbe. Dissertation. München 1899.
- Schian Mart., Die Sokratik im Zeitalter der Aufklärung. Ein Beitrag zur Geschichte des Religionsunterrichts. Breslau, Düllers Sortiment. 5 M.
- Loewenthal Ed., Die religiöse Bewegung im 19. Jahrhundert. (Am Ende des Jahrhunderts. Band 15.) Berlin, Z. Cronbach. 2 M.
- Tischhauser Ebn., Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Basel, H. Reich. 6.10 M.
- Zeeberg Abold., An der Schwelle des 20. Jahrhunderts. Rückblicke auf das letzte Jahrhundert deutscher Kirchengeschichte. Leipzig, A. Deichert Nachf. 1.80 M.
- Landschaften.** Geschichte der Pfarreien der Erzdiözese Köln. Herausgegeben von Karl Thdr. Dumont. Nach den einzelnen Dekanaten geordnet. XXXIV. Bonn, B. Hanstein. 5 M.
- Inhalt: Becker Johs., Geschichte der Pfarreien des Dekanates Müstereifel.

- Wittob Karl, Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg. B. Tetanat Cloppenburg. V. Band: Die Pfarren Garrel, Lastrup, Lindern, Vöningen, Markhausen, Molbergen, Neuscharrel, Ransloh, Zharrel, Strücklingen. Nöln, Bachem. 5 M.
- Zittlich P., Zur Geschichte der Prämonstratenser in Schlesien. Programm. Breslau.
- Zwof Frz., Der Protestantismus in Steiermark, Kärnten und Krain vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Graz, Leskam. 3.20 M.
- Zinneborn J., Die Reformation der westfälischen Benediktinerklöster im 15. Jahrhundert durch die Bursfelder Kongregation. Dissertation. Münster 1899.
- Ortschaften.** Lorenz Frdr., Aus dem Zünteltale. Geschichte der St. Magnikirche und des Kirchspiels Weber am Züntel. Hannover, H. Feische. 2 M.
- Keller B., Kirchliche Chronik der Stadt Döbeln. Leipzig und Döbeln, Jacobi & Zocher. 1.50 M.
- Zehnts, P., Aus der Kirchengeschichte Eiderstedts. Garding, H. Fähr & Dirks. 40 Pf.
- Medlich B., Cardinal Albrecht von Brandenburg und das neue Stift zu Halle 1520—1541. IV. Kapitel: Das Heiligthum. Eine kirchen- und kunstgeschichtliche Studie. Dissertation. Leipzig 1899.
- Höt J. H., Das kirchliche Leben in Hamburg vor und nach den Freiheitskriegen. Festschrift zum 75jährigen Jubiläum der St. Georger Sonntagsschule. Hamburg, Evangelische Buchhandlung. 50 Pf.
- Ztoff Leop. M. Et., Die Katholiken in Kassel. Beitrag zur Geschichte der katholischen Pfarrei Kassel. Kassel, J. W. Schmitt. 3.50 M.
- Buchwald Geo., Reformationsgeschichte der Stadt Leipzig. Leipzig, Berth. Richter. 4 M.
- Eigner Otto, Geschichte des aufgehobenen Benediktinerstiftes Mariazell in Österreich. Mit Benützung des Ignaz Franz Raiblingerschen Nachlasses verfaßt. Wien (H. Kirsch). 7 M.
- Ztengele, P. Benvenut, O. F. M., Geschichtliches über das Franziskaner-Minoritenkloster in Würzburg. Tutzbach. (Würzburg, N. Göbel.) 25 Pf.
- Personen.** Wotjaska Th., Brenz als Katechet. Ein Beitrag zur Feier des 400jährigen Geburtstages des schwäbischen Reformators. Wittenberg, F. Wünschmann. 1.40 M.
- Yang A., Der Evangelienkommentar Martin Butlers und die Grundzüge seiner Theologie. Habilitationsschrift. Halle.
- Zaniffen, P. Joh., S. V. D., Leben der gottseligen Anna Kath. Emmerich, stigmatisierte Augustinernonne. Stent, Missionsdruckerei. 1.50 M.
- Richter M., Die Stellung des Erasmus zu Luther und zur Reformation in den Jahren 1516—1524. Dissertation. Leipzig.
- Cornely Rud. S. J., Leben des seligen Petrus Faber, ersten Priesters der Gesellschaft Jesu. 2. Auflage von H. Scheid J. S. (Sammlung historischer Bildnisse.) Freiburg i/W., Herder. 1.60 M.
- Das Frommel-Gedenkwerk. Herausgegeben von der Familie. 1. Band. Berlin E. Z. Mittler & Sohn. 4 M.
- Inhalt: Frommel Otto, Frommels Lebensbild. 1. Band. Auf dem Heimathoden.
- H. Hoffmann.** Aus dem Tagebuche des D. H. Hoffmann, Pastor zu St. Laurentii in Halle, nach Mittheilungen fortgeführt von W. Hart. Halle, R. Wühlmanns Verlag. 2.80 M.
- Kähler Mart. und Herrn. Hering, D. Heinrich Hoffmann, Pastor zu St. Laurentii in Halle a. S. Sein Leben, sein Wirken und seine Predigt. Halle, R. Wühlmanns Verlag. 2 M.

- Groß J., Die großen Gedanken und Schöpfungen des 16. Jahrhunderts. Festrede bei der Honterus-Feier. Programm. Kronstadt 1899.
- Augé, Zur Erinnerung an Gottfr. Dan. Krummacher. Vortrag. Reutkirchen, Buchhandlung des Erziehungsvereins. 20 Pf.
- Rühn Magdalene, Oberkonsistorialrat Dr. Karl Rühn. Ein Lebensbild. Mühlhausen i Th., Th. Peena. 50 Pf.
- Luther.** Jäger Karl, Luthers religiöses Interesse an seiner Lehre von der Realpräsenz. Eine historisch-dogmatische Studie. Gießen, J. Necker. 2 M.
- Thieme Karl, Luthers Testament wider Rom in seinen schmalckaldischen Artikeln. Leipzig, A. Deichert Nachf. 1.50 M.
- Thoma Albr., Katharina von Bora. Geschichtliches Lebensbild. Berlin, G. Reimer. 5 M.
- Melanchthon.** Blatter A., Die Thätigkeit Melanchthons bei den Unionsversuchen 1539—1541. Dissertation. Bern 1899.
- Melanchthon Phvp., Loci communes. In ihrer Urgestalt nach G. P. Blitt. In 3. Auflage von neuem herausgegeben und erläutert von Th. Kolde. Leipzig, A. Deichert Nachf. 3.50 M.
- Wischer Frz., Albrecht Ritzschs Anschauung vom evangelischen Glauben und Leben. Vortrag. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. 18.) Tübingen, J. C. B. Mohr. 75 Pf.
- Widiger Frz. Jos., Predigten. Herausgegeben von Frz. Maria Doppelbauer. 1. Band: Über die wahre Religion Jesu Christi und das Leben nach derselben. (Aus der bischöflichen Zeit). Urfahr-Vinz, Verlag des katholischen Breviervereins. 2.50 M.
- Wienemann Ernst, Die Grundlagen der Schleiermacherschen Theologie. Eine kritische Untersuchung. Berlin, S. Walthers. 1.20 M.
- Zinzendorf.** Behrmann, Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf: Gedächtnisbuchlein zu seinem 200jährigen Geburtstag. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 15 Pf.
- Göts W., Zinzendorfs Jugendjahre. Ein Versuch zum Verständnis seiner Frömmigkeit. Leipzig, F. Jania. 75 Pf.
- Müller Jos. Th., Zinzendorf als Erneuerer der alten Brüderkirche. Festschrift des theologischen Seminars der Brüdergemeinde in Gnadenfeld zum Gedächtnis der Geburt Zinzendorfs am 26. Mai 1700. Mit einem Vorwort des Direktors. Leipzig, F. Jania. 1.50 M.
- Römer Herm., Nicolaus Ludwig Graf von Zinzendorf. Sein Leben und Wirken. Gnadau, Universitäts-Buchhandlung. 2.80 M.
- Schmidt Thdr. C., Zinzendorfs soziale Stellung und ihr Einfluß auf seinen Charakter und sein Lebenswerk. Basel, A. Gering. 1.20 M.
- Steincke S., Zinzendorfs Bildungsreise. An der Hand des Reisetagebuches Zinzendorfs dargestellt. Halle, H. Wühlmanns Verlag. 1.60 M.
- Steincke S., Zinzendorfs Bedeutung für die evangelische Kirche. Halle, H. Wühlmanns Verlag. 60 Pf.
- Egli Emil, Analecta reformatoria. I. Dokumente und Abhandlungen zur Geschichte Zwinglis und seiner Zeit. Zürich, Zürcher & Zurrer. 5.60 M.

---

Buchdruck und Buchhandel. Bibliothekswesen. Geschichte der Publicistik.

- Börckel Alfr., Gutenberg und seine berühmtesten Nachfolger im ersten Jahrhundert der Typographie, nach ihrem Leben und Wirken dargestellt. Frankfurt a. M., Klunisch & Co. 3 M.

- Goldschmidt Paul, Gutenbergbuch. Halle, Graphische Verlagsgesellschaft. 1.50 M.  
 Meißner Heimr. und Luther Johs., Die Erfindung der Buchdruckerkunst. Zum  
 500. Geburtstage Johann Gutenbergs. (Monographien zur Weltgeschichte . .  
 herausgegeben von Ed. Heyd. XI.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 4 M.  
 Schachinger M., Die Wiegendrucke der Stiftsbibliothek Meß. Programm. Meß  
 1899.  
 Ch. G. Meyers Bücher-Verikon. 30. Band. 3. und 4. Lieferung. Leipzig, Ch. F.  
 Taubnitz. 9 M.  
 Verlagss-Katalog der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin. 1. Januar  
 1900.  
 Zenker Ernst Viet., Geschichte der Journalistik in Österreich. Verfaßt aus  
 Anlaß der Weltausstellung Paris 1900. Mit einem Vorworte von Ferd. von  
 Saar. Wien (Fehmann & Wenzel). 1 M.

### Geschichte der Musik und des Theaters.

- Musik. Allgemeines.** Riemann Hugo, Die Elemente der musikalischen  
 Ästhetik. Berlin, W. Spemann. 5 M.  
 Carve Adph., Der Rhythmus. Sein Wesen in der Kunst und seine Bedeutung im  
 musikalischen Vortrage. Leipzig, Gebr. Neumeke. 4.50 M.  
 Mey Karl, Das deutsche Kunstlied. Musik-ästhetische Betrachtungen nebst einem  
 Anhang: Farbe und Ton. Leipzig, C. Merseburger. 1.20 M.  
 Zelle Jhrd., Die Singweisen der ältesten evangelischen Lieder. II. Die Melodien  
 aus dem Jahre 1525. Programm. Berlin, H. Gaertner. 1 M.  
 Euting C., Zur Geschichte der Blasinstrumente im 16. und 17. Jahrhundert.  
 Dissertation. Berlin 1899.  
 Citner Rob., Biographisch-bibliographisches Quellen-Verikon der Musiker und  
 Musikgelehrten der christlichen Zeitrechnung bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.  
 1. Band. Na-Bertali. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 10 M.  
 Horovitz-Barnay Jzka, Berühmte Musiker. Erinnerungen. Berlin, Concordia.  
 2 M.  
 Nietisch Heimr., Die Tonkunst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag  
 zur Geschichte der musikalischen Technik. (Breitkopf & Härtels Sammlung musik-  
 wissenschaftlicher Arbeiten von deutschen Hochschulen. 3. Band.) Leipzig, Breitkopf  
 & Härtel. 4 M.  
 Schwarz Rud., Die Musik des 19. Jahrhunderts. Ein historischer Überblick.  
 Leipzig, B. Zentz. 1.50 M.  
**Komponisten.** Hartl Alois, Johannes Evang. Habert, Organist in Gmunden.  
 Ein Lebensbild. Wien, H. Kirsch. 10 M.  
 Schulz Detlef, Mozarts Jugendsinfonien. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 3 M.  
 Joh Viet., Friedrich Wieg und sein Verhältnis zu Robert Schumann. Dresden,  
 T. Damm. 2.50 M.  
**Wagner.** Graf Max, Wagner-Probleme und andere Studien. Wien, Wiener  
 Verlag. 4 M.  
 Mendès C., L'oeuvre Wagnérienne en France (pages nouvelles). Tristan  
 et Isolt. Paris. Fasquelle.  
 Schur Ed., Erinnerungen an Richard Wagner. Aus dem Französischen von Fritz  
 Ehrenberg. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1.50 M.  
 Znarès, Wagner. Versailles. impr. Cerf. 3 Fres.  
**Theater.** Schönhoff Leop., Kritische Theaterbriefe. (Zehn Jahre Berliner  
 Theater. Berlin, H. Vermöhler. 2.50 M.

**Hampe** Thdr., Die Entwicklung des Theaterwesens in Nürnberg von der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts bis 1806. Mit einem Namen- und Sachregister. [Aus: „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg.“] Nürnberg, J. P. Schrag. 6 M.

**Hänger**, Pfordten Herm. Freiherr von der, Heinrich Vogl. Zur Erinnerung und zum Vermächtnis. München, C. Hanshalter. 50 Pf.

**Schauspieler**, Wallner Agnes, Lebenserinnerungen. Bearbeitet von Hans Wilm. Berlin, C. Elsner. 3 M.

### Geschichte der bildenden Künste.

**Allgemeines**, Bergner Heinr., Grundriß der kirchlichen Kunstattertümer in Deutschland von den Anfängen bis zum 18. Jahrhundert. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 7 M.

**Landschaften**, Koch F., Ein Beitrag zur Geschichte der altwestfälischen Malerei in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Dissertation. Münster 1899.

Die Pflege der Kunst in Oesterreich 1848—1898. Die bildende Kunst in Oesterreich. Von Ludw. Hevesi. — Musik. Von Rob. Hirschfeld. — Wiener Theater 1848—1898. Von Fel. Salten. — Decorative Kunst und Kunstgewerbe. Von Bertha Zudertandl. [Aus: „Oesterreichs Wohlfahrts-Einrichtungen.“] Wien, Perles. 2 M.

Lehfeldt F., Einführung in die Kunstgeschichte der thüringischen Staaten. Jena, G. Fischer. 4 M.

**Städte**, Lettingen Wolfg. von, Die königliche Akademie der Künste zu Berlin 1698—1900. Rede. Berlin, C. Z. Mittler & Sohn. 50 Pf.

Peisching Jul., Die St. Lucasbruderschaft der Maler und Bildhauer von Brünn. [Aus: „Mitteilungen des mährischen Gewerbemuseums.“] Brünn (C. Winter).

Tefer Max, Geschichte der Kupferstechkunst zu Mannheim im 18. Jahrhundert. (Forschungen zur Geschichte Mannheims und der Pfalz. Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein. III.) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Bach Max, Stuttgarter Kunst 1794—1860. Nach gleichzeitigen Berichten, Briefen und Erinnerungen. Stuttgart, A. Vonz & Co. 3.60 M.

**Künstler**, Cranach, Flechsig Ed., Cranachstudien. 1. Teil. Leipzig, A. W. Hirschmann. 16 M.

Flechsig Ed., Tafelbilder Lucas Cranachs des Älteren und seiner Werkstatt. Leipzig, C. H. Zeemann. 70 M.

**Dürer**, Weber Paul, Beiträge zu Dürers Weltanschauung. Eine Studie über die drei Stücke Ritter Tod und Teufel, Melancholie und Hieronymus im Gehäus. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 23. Heft.) Straßburg, J. H. E. Heits. 5 M.

Zuder W., Albrecht Dürer. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. XVII. Jahrgang. Vereinsjahr 1899—1900.) Halle, W. Niemeyer. 6 M.

Voll Karl, Die Werke des Jan van Eyck. Eine kritische Studie. Straßburg, A. J. Trübner. 3 M.

Haack F., Friedrich Berlin sein Leben und seine Werke. Habilitations-Schrift. Erlangen.

Kelterborn Rud., Hans Holbein. Sitten- und Lebensbild aus der Reformationszeit. 2. Auflage. Zürich, Th. Schröder. 1.20 M.

Christian F. S., Das Wirken des Malers Martin Knoller für das ehemalige Augustiner-Chorherrenstift Gries bei Bozen. Programm. St. Paul 1899.

Wolff Frz., Memling-Studien. Düsseldorf, Schaub. 4 M.

2. untes. Bd., Leben und Werke des Würzburger Bildhauers Tilmann Niemannscheider 1468—1531. Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 22. Heft.) Straßburg, J. H. C. Heits. 10 M.

### Geschichte der Philosophie.

**Allgemeines.** Cister Rud., Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke, quellenmäßig bearbeitet. Berlin, G. Z. Mittler & Sohn. 16 M.

Hartmann Ed., Geschichte der Metaphysik. 2. Teil. Zeit Kant. (Ausgewählte Werke. XII. Band. Leipzig, H. Haacke. 12 M.

Zeiner Rud., Welt- und Lebensanschauungen im 19. Jahrhundert. 1. Band. Am Ende des Jahrhunderts. 14. Band.) Berlin, Z. Cronbach. 2 M.

Inhalt: Einleitung. Das Zeitalter Kants und Goethes. Die Klaisler der Welt und Lebensanschauung. Reaktiönäre Weltanschauungen. Die radikalen Weltanschauungen.

**Philosophen.** Gramzow L., Friedrich Eduard Benekes Leben und Philosophie. Auf Grund neuer Quellen kritisch dargestellt. Dissertation. Bern 1899.

**Fichte.** Ivanoff G., Darstellung der Ethik Johann Gottlieb Fichtes im Zusammenhang mit ihren philosophischen Voraussetzungen. Dissertation. Leipzig 1899.

Vindau Hans, Johann Gottlieb Fichte und der neuere Socialismus. Berlin, F. Fontane & Co. 2 M.

Fischer Hans, Hegels Leben, Werke und Lehre. 5. Lieferung. Naturphilosophie. Wissenschaft vom subjektiven und objektiven Geist. (1. und 2. Teil.) Heidelberg, C. Winter. 3.60 M.

**Kant.** Kants gesammelte Schriften. Herausgegeben von der königl. preussischen Akademie der Wissenschaften. X. Band. 2. Abteilung. Briefwechsel. 1. Band 1747—1788. Berlin, G. Reimer. 10 M.

Börte Bern., Immanuel Kants Erziehungslehre, dargestellt auf Grund von Kants authentischen Schriften. Langensalza, H. Vener & Zöhne. 1.50 M.

Erdmann Benno, Beiträge zur Geschichte und Revision des Textes von Kants Kritik der reinen Vernunft. Anhang zur 5. Auflage der Ausgabe von Erdmann. Berlin, G. Reimer. 2 M.

Klügel L., Kant und der Protestantismus. [Aus: „Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik“.] Langensalza, H. Vener & Zöhne. 70 Pf.

Leiser Herm., Zur Methode der kritischen Erkenntnistheorie mit besonderer Berücksichtigung des Kant-Fries'schen Problems. Dresden, Neys & Kammerer. 3 M.

Mengel Wilh., Kants Begründung der Religion. Ein kritischer Versuch. Mit einem Vorwort über die Beziehungen der neueren Dogmatik zu Kant. Leipzig, W. Engelmann. 1.20 M.

Pantzen Adr., Kants Verhältnis zur Metaphysik. [Aus: „Kant-Studien“.] Berlin, Reuther & Reichard. 60 Pf.

Schlapp L., Die Anfänge von Kants Kritik des Geschmacks und des Genies 1764 bis 1775. Erster Teil einer Untersuchung über Kants Lehre vom Genie und die Entstehung der Kritik der Urteilskraft. Dissertation. Straßburg 1899.

Schweizer Alb., Die Religionsphilosophie Kants von der Kritik der reinen Vernunft bis zur Religion in den Grenzen der bloßen Vernunft. Freiburg i. B., Tübingen, J. C. B. Mohr. 7 M.

Verländer Carl, Kant und der Sozialismus unter besonderer Berücksichtigung der neuesten theoretischen Bewegung innerhalb des Marxismus. [Aus: „Kant-Studien“.] Berlin, Reuther & Reichard. 1.20 M.

Kvačala J., Neue Beiträge zum Briefwechsel zwischen D. G. Jablonski und G. W. Leibniz. Jariew (G. J. Karow). 425 M.

**Nichtsche.** Horneffer Ernst, Vorträge über Nichtsche. Versuch einer Wiedergabe seiner Gedanken. Göttingen, F. Wunder. 2 M.

Lichtenberger Henri, Friedrich Nichtsche. Ein Abriss seines Lebens und seiner Lehre. Deutsch von Hedr. von Lypeln-Bronikowski. Dresden, C. Reißner. 60 Pf.

Raumann Gust., Zarathustra-Kommentar. 2. Teil. Leipzig, H. Haessel. 3 M.

Tienies G. A., Nichtsches Stellung zu den Grundfragen der Ethik genetisch dargestellt. Dissertation. Erlangen 1899.

Unger Frz., Friedrich Nichtsches Träumen und Sterben. München, F. C. Wiedl. 80 Pf.

Carl du Puits ausgewählte Schriften. 1. Band. Wie ich Spiritist geworden bin. — Hauts mystische Weltanschauung. Leipzig, C. Günther. 2 M.

Gouner C. G. A., Social philosophy of Rosbertus. London, Macmillan. Sh. 7, 6 d.

Clemenš C., Schopenhauer und Spinoza. Dissertation. Leipzig 1899.

### Geschichte der Pädagogik und des Unterrichts.

**Allgemeines.** Monumenta Germaniae paedagogica . . . Herausgegeben von Karl Mehrbach. XX. Band. Berlin, H. Hofmann & Co. 10 M.

Inhalt: Cohrs Ferd., Die evangelischen Katechismusveruche vor Luthers Entschiedenheit. Herausgegeben, eingeleitet und zusammenfassend dargestellt. 1. Band 1522—1526.

**Landschaften.** Ziegler Ferd. von, Die Entwicklung des Schulweiens in der Bukowina seit der Vereinigung des Landes mit Österreich (1774—1899). Rede. Czernowitz (H. Kardini). 60 Pf.

Schmidt Ferd., Namen- und Sachregister zur Geschichte der Erziehung der pfälzischen Wittelsbacher. (Monumenta Germaniae paedagogica. Band XIX.) Berlin, H. Hofmann & Co. 1.50 M.

Bornhat Conr., Geschichte der preussischen Universitätsverwaltung bis 1810. Berlin, G. Reimer. 3 M.

Veröffentlichungen zur Geschichte des gelehrten Schulweiens im albertinischen Sachsen. Herausgegeben im Auftrag des sächsischen Gymnasiallehrervereins. 1. Teil. Übersicht über die geschichtliche Entwicklung der Gymnasien. Leipzig, B. G. Teubner. 6 M.

**Universitäten.** Akten und Urkunden der Universität Frankfurt a O. Herausgegeben von Geo. Kaufmann und Gust. Bauch, unter Mitwirkung von Paul Reh. 3. Heft. Die Fakultätsstatuten und Ergänzungen zu den allgemeinen Statuten der Universität Frankfurt a O. Herausgegeben von Paul Reh. Breslau, M. & H. Marcus. 3 M.

Neuwirth Jos., Das Akademische Corps Saxonia in Wien 1850—1900. Wien, Carl Graeser & Co. 3 M.

Bauch Gust., Die Einführung der Melancthonischen Deklamationen und andere gleichzeitige Reformen an der Universität zu Wittenberg. Aus den Akten des Weimarer Gesamtarchivs mitgeteilt. Breslau, M. & H. Marcus. 80 Pf.

**Höhere Schulen.** Berlin. Gudovv Ernst, Dramatische Aufführungen auf Berliner Gymnasien im 17. Jahrhundert. Programm. Berlin, R. Gaertner.

Zeitschrift zur hundertjährigen Jubelfeier des königlichen Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums zu Berlin. Wissenschaftliche Arbeiten. Berlin 1897. A. W. Hanns Erben.

Aus dem Inhalt: Wezel Ernst, Das Abelsgeschlecht derer von Vora. — Raumann Ernst, Aus Herders Jugenddichtung. Abdruck des Gedichtes: „Ein Lifer der Gräuen“.

Zeitschrift zu dem 50jährigen Jubiläum des Friedrichs-Realgymnasiums in Berlin. Veröffentlicht von dem Lehrer-Kollegium des Friedrichs-Realgymnasiums. Berlin, H. Gaertner. 7 M.

Verßenberg Carl, Zur Geschichte des Friedrichs-Realgymnasiums zu Berlin von Sthern 1850 bis Sthern 1900. Programm. Berlin, H. Gaertner. 1 M.

Woldischmidt Paul, Zur Geschichte des Friedrichs-Gymnasiums 1850—1900. Programm. Berlin, H. Gaertner. 1 M.

Wribe, Biographisch-bibliographisches Verzeichnis der Lehrer des Joachimsthalischen Gymnasiums von der Gründung der Anstalt bis 1826. Programm. Berlin.

Neubaur L., Beiträge zur älteren Geschichte des Gymnasiums zu Elbing. Programm. Elbing 1899.

Reichling Dietr., Die Reform der Domschule zu Münster im Jahre 1500. Zur Erinnerung an das 400jährige Bestehen der Anstalt als humanistisches Gymnasium. Sthern 1900. (Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge. Herausgegeben von Karl Hehrbach. II.) Berlin, J. Harwitz Nachfolger. 1.50 M.

Reine A., Die Realschule zu Wesel. Übersicht über die Entwicklung des städtischen Schulwesens bis zur Gegenwart. Programm. Wesel.

**Pädagogen.** Friedrich August Berthelt. Sein Leben und sein Wirken. Herausgegeben vom sächsischen Pestalozzi-Verein. Leipzig, J. Minhardt. 1.50 M.

Pöhmel L., Die philosophische Grundlage der pädagogischen Anschauungen des Comenius. Programm. Marburg 1899.

Zallwärt E. von, Adolf Dießerweg. Darstellung seines Lebens und seiner Lehre und Auswahl aus seinen Schriften. 2. Band. (Bibliothek pädagogischer Klassiker. Herausgegeben von Dr. Mann. 37. Band.) Langensalza, H. Beyer & Zöhne. 3.50 M.

**Herbart.** Lüvel W., J. J. Herbart's Stellung zu seinen pädagogischen Vorgängern. Dissertation. Jena.

Hins Rich., Herbart's Bedeutung für die Psychologie. Programm. Berlin, H. Gaertner. 1 M.

Lontschew Nic., Die Lehre von den Stufen des Unterrichts bei Johann Friedrich Herbart. Mit Berücksichtigung ihrer bisherigen Auffassungen. Dissertation. Leipzig. 1 M.

Franz Wilhelm Kodel. Aus dem Leben eines sächsischen Schulmannes. Nebst Festgabe seiner Schüler. Dresden, H. Huble. 2 M.

**Pestalozzi.** Pestalozzi's sämtliche Werke. Herausgegeben von L. W. Zeyfarth. 4. 5. Band. Nieguis, C. Zeyfarth. 6.30 und 4.80 M.

Wener Johs., Der soziale Hintergrund in Pestalozzi's Lenhard und Gertrud. Öffentlicher Vortrag. (Aus: „Sonntagsblatt der Thurgauer Zeitung.“) Frauenfeld J. Huber). 50 Pf.

Wendisch Adr., Ernst Christian Trapp. Sein Leben und seine Lehre. Dresden, Bient & Naemmerer. 1 M.

Wunderer Carl, Dr. Adolf Wesermer, königl. Gymnasialrektor in Erlangen. Lebensbild. (Aus: „Blätter für das Gymnasial-Schulwesen.“) München, J. Lindauer. 50 Pf.



## Die deutsche Literatur in der Schule.

- Lammer E., Zwei fabelhafte Gedichte. I. Das Glück von Edenhall. II. Der Ring des Polhrates. Programm. Stockerau 1899.
- Martin Luther, Thomas Murner und das Kirchenlied des 16. Jahrhunderts. Ausgewählt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Georg Vertit. (Sammlung Götschen.) Leipzig, G. J. Götschenische Verlagshandlung. 80 Pf.
- Haus Sachs und andere Dichter des 16. Jahrhunderts. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Heim. Drees. Leipzig, G. Freitag. 80 Pf.
- Ziehen Jul., Fabelbuch. Eine Auswahl deutscher Fabeldichtungen, eingeleitet und in geschichtlicher Anordnung zusammengestellt. (Deutsche Schul-Ausgaben von B. Valentini Nr. 33.) Dresden, L. Ehlermann. 50 Pf.
- Goethes Faust. 1. Teil. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Ufr. Baurman. Leipzig, Neuger. 1 M.
- Hauff Wilh., Der Scheik von Alessandria und seine Sklaven. Edited, with notes and vocabulary by Walter Rippmann. Cambridge: At the University Press.
- Stecher Rich., Erläuterungen zu Kleists Hermannsschlacht. (Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 26. Bändchen.) Leipzig, H. Beyer. 40 Pf.
- Peters Rud., Lessings Nathan der Weise. (Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten . . . von E. Kuenen, M. Evers und einigen Mitarbeitern. 17. Bändchen.) Leipzig, H. Bredt. 1 M.
- Platen Aug. Graf von, Ausgewählte Dichtungen. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Alb. Altensperger. Leipzig, G. Freitag. 80 Pf.
- Sutermeister E., Erziehungslehre aus Friedrich Rückerts Weisheit des Brahmanen. Zur Belebung und Förderung des systematischen Unterrichts zusammengestellt. Zürich, Th. Schröter. 80 Pf.
- Drees F., Aufgaben aus deutschen epischen und französischen Gedichten, entworfen und zusammengestellt. 2. Bändchen. 2. Teil. Der „Aufgaben aus Schillers Balladen und Romanzen“. Leipzig, W. Engelmann. 1.80 M.
- Bischoff Erich, Erläuterungen zu Schillers „Fiesko“ für Schule und Haus. — Erläuterungen zu Schillers „Sabale und Liebe“. (Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 23. und 31. Bändchen.) Leipzig, H. Beyer. à 40 Pf.
- Drees F., Schulwandkarte zu Schillers „Jungfrau von Orleans“. Gezeichnet von Ed. Gaebler. Leipzig, G. Lang. 6 M.
- Schiller Jr. von, Geschichte des Abfalls der vereinigten Niedertande von der spanischen Regierung. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Walth. Böhmé. Leipzig, G. Freitag. 1 M.

## Stoff- und Motivegeschichte.

- Maria Ugo de, La Favola di Amore e Psyche nella letteratura e nell' arte italiana, con appendice di cose inedite. Bologna, Zanichelli. 4 L.
- Filippini Em., Spigolature folkloriche. Fabriano, stab. tip. Gentile. 1.25 L.  
Aus dem Inhalt: Don Giovanni e il Diavolo nella leggenda.
- Tille Alexander, Die Faustsplitter in der Literatur des 16. bis 18. Jahrhunderts nach den ältesten Quellen. Vogen XIII—LXI. (Faustbücherei. Neudrucke zur Geschichte der Faustsage. II—V.) Weimar, Emil Felber. 20 M.
- Weiß Karl, Hobentwiel und Ekkehard in Geschichte, Sage und Dichtung. 1. Lieferung. St. Gallen, Wiser & Frey. 1 M.
- Zicher Rud., Medea. Vergleichung der Dramen von Euripides bis zu Grillparzer. Programm. Bern.

Tardel Hermann, Die Sage von Robert dem Teufel in neueren deutschen Bearbeitungen und in Meyerbeers Oper. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, herausgegeben von Franz Muncker. Heft XIV.) Berlin, Duncker. 2 M., Subskriptionspreis 1.70 M.

Der Verfasser hat sich durch seine Programmarbeit „Quellen zu Chamisso's Gedichten“ (Braunsz 1896) und deren Ergänzung „Vergleichende Studien zu Chamisso's Gedichten“ (Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 13, 113—134) als Kenner der deutschen wie der französischen Literatur im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts vorteilhaft bekannt gemacht. Er verfügt über eine nicht geringe Belesenheit, sorgfältige Methode und das Geschick, die Ergebnisse seiner Forschungen in gefällige Form zu kleiden. Von diesen Eigenschaften legt auch seine neueste Schrift Zeugnis ab. Sie behandelt in einem ersten Abschnitt die altfranzösische Sage, in einem zweiten deren Beurteilung und epische Verarbeitung durch Uhland, von dessen unvollendeter Dichtung nur noch einige Verse vorhanden sind, und den Romanzenkranz; Gustav Schwabs. Ein drittes und ein viertes Kapitel sind den Raubendramen Holteis (1830) und Raubwachs (1834) gewidmet; dabei findet auch Erwähnung, daß die Birch-Pfeiffer ein verloren gegangenes Schauspiel „Robert der Teufel“ verfaßt hat. Der fünfte, längste Abschnitt beschäftigt sich mit Zerbe-Meyerbeers Oper, durch die der Robertstroph erst wirklich bekannt geworden ist. Kam doch H. F. Arnold in seiner eben erschienenen Schrift über die deutschen Vornamen (Wien, Holzhausen) die große Verbreitung des Namens „Robert“ in deutschen Landen von Meyerbeers Oper ableiten, und meint doch Tardel (S. 76): „Die parodistische Behandlung der Oper ist vielleicht Veranlassung gewesen, daß Robert und Bertram in mehreren in Deutschland und Frankreich bekannnen Pöffen den Namen für zwei lustige Bagabunden abgegeben haben.“ Der vorletzte Teil der Arbeit bespricht das Groß „Robert der Teufel“ von Victor von Strauß und Tornay (1854), der letzte die Prosadarstellungen des Gegenstandes, und in einer Schlußübersicht wird ein Rückblick auf den durchwanderten Weg gegeben, sowie die Frage erörtert, ob der Stoff auch für die Literatur der Gegenwart noch werde in Betracht kommen können.

Der Verfasser dürfte seine irgendwie hervorragende Behandlung der Robert-sage in der deutschen Literatur übersehen haben, und selbst auf herzlich unbedeutende Ereignisse hat er sein Augenmerk gelenkt. Ich weiß nicht, ob das in Heinrius' Bücherkatalog verzeichnete Werk: „Robert der Tapfere, oder der schöne Prinz“, Erzählung aus der Vorzeit, von dem Verfasser der „Feinzeffin von Cleve“, der „Maria von Valmont“ etc. 2 Bändchen. Ulm, Ebner 1830 in diesen Zusammenhang gehört. Die Geschichte „Robert der Teufel. Eine nicht nur schauerliche, sondern auch unterhaltende und lehrreiche Erzählung aus der Vorzeit.“ 64 Z. Neutlingen 1875, Enßlin und Laiblin“, ist wohl nur eine neue Auflage des von Ottmar F. H. Schönhuth (F. H. Ottmar) bearbeiteten Volksbuches. — Den literarischen Beziehungen der verschiedenen Dichter zueinander führt Tardel fleißig nach, er versteht es auch sehr gut, die Veränderung und Neuführung von Motiven anschaulich darzustellen. Die Inhaltsangaben der einzelnen Gedichte und Dramen hätten etwas knapper gefaßt werden können. — Eine große dichterische Persönlichkeit hat sich des Stoffes nicht bemächtigt. Das Zweifelhafte der, wie es scheinen möchte, erst künstlich zusammengefügten Sage wird ihrer Gestaltung zu einem Meisterwerk immer hinderlich sein. Karl Reuschel.

### Volkskunde.

Wundt Will., Völkerverhologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte. 1. Band. Die Sprache. 1. Teil. Leipzig, W. Engelmann. 14 M.

Knory K., Was ist Volkskunde und wie studiert man dieselbe? Altenburg, Tittel. 2 50 M.

Der Titel dieses Buches ist durchaus irreführend. Nur die ersten 32 Seiten versuchen auf die gestellte Frage zu antworten und thun dies in völlig ungenügender Weise. S. 33 ist ein kleines bibliographisches Verzeichniß gegeben, worin sogar C. H. Meyers grundlegende „Deutsche Volkskunde“ fehlt. Alle übrigen 200 Seiten sind „Beilagen“. Sie bringen eine kritiklose, ungeordnete Anhäufung von volkswissenschaftlichen und allen möglichen und unmöglichen anderen Dingen aus der ganzen Welt. Das Meiste ist gedruckten Quellen, Büchern und Zeitungsnachrichten entnommen. Viele Auszüge stammen aus Friedrich Zieglers „Heilige Seelenvergnügung im Grünen 1692“. Von Interesse sind nur jene Nachrichten, die der in Nordamerika lebende Verfasser nach eigener Beobachtung oder mündlicher Mitteilung über die Bräuche der Weißen, Indianer und Neger der Vereinigten Staaten vorführt. H.

Paul Hermann, Grundriß der Germanischen Philologie. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. III. Band. 4. Lieferung. Straßburg, Carl F. Trübner. 4 M.

Inhalt: XV. Abschnitt. Bremer L., Ethnographie der germanischen Stämme. (Fortsetzung.)

Weise L., Die deutschen Volksstämme und Landschaften. (Aus Natur- und Geistes-welt. 16. Bändchen.) Leipzig, W. G. Teubner. 90 Pf.

Arnold Rob. Franz, Die deutschen Vornamen. Wien, Adolf Holzhausen.

Eckart Rud., Stand und Beruf im Volksmund. Eine Sammlung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten. Göttingen, J. Wunder. 2 M.

Schumann Colmar, Volks- und Kinderreime aus Lübeck und Umgegend. Beiträge zur Volkskunde. Lübeck, Gebr. Borchers. 1.50 M.

Denk Jos., Volksweise in oberösterreichischer Mundart. Marterln, Feldkreuze, Sprüche, Grabschriften, Hausprüche, Touristenafeln, Volksbräuche etc. etc. 1—6. Lieferung. Linz, E. Mareis. à 20 Pf.

### Neuhochdeutsche Schriftsprache. Mundarten.

Freudenberger W., Beiträge zur Naturgeschichte der Sprache. Leipzig, C. Avenarius. 2 M.

Erdmann Karl Otto, Die Bedeutung des Wortes. Leipzig, C. Avenarius. 3.60 M.

Wasserzieher Ernst, Aus dem Leben der deutschen Sprache. 2. Bändchen. (Wissenschaftliche Volksbibliothek. Nr. 78.) Leipzig, S. Schunrpfel. 20 Pf.

Paage W., Deutsche Sprache ein Spiegel deutscher Volksart Programm. Schweinitz.

Hastung W., Deutsche Aussprache beim Reden und Singen. Berlin, Verlag der freien musikalischen Vereinigung. 20 Pf.

Grimm Jacob und Grimm Wilh., Deutsches Wörterbuch. Zehnter Bandes dritte Lieferung. Sein — Zeligkeit. Bearbeitet von und unter Leitung von M. Henne. Leipzig, S. Hirzel.

Des X. Bandes 4. Lieferung (Z) befindet sich im Druck.

Gombert Ab., Bemerkungen zum deutschen Wörterbuche. Programm des König Wilhelm-Gymnasiums zu Breslau.

Heinze Ab., Deutscher Sprachhort. Ein Stilwörterbuch. Leipzig, Kenger. 14 M.  
Kaltzschmidt J. H., Deutsches Wörterbuch. Wörterbuch der deutschen Schrift- und Umgangssprache, sowie der wichtigsten Fremdwörter. Neu bearbeitet und vielfach ergänzt von Geo. Lehnert. 2 Teile in 1 Bande. (Webers illustrierte Katechismen. Nr. 184.) Leipzig, J. J. Weber. 7.50 M.

Fricke G., Zu den Bildungen mit sich. Dissertation. Leipzig 1899.

- Böhme C., Zur Geschichte der Sächsischen Kanzleisprache von ihren Anfängen bis Luther. I. 13. und 14. Jahrhundert. Festschrift. Reichenbach i/B. 1899.
- Breuerz C. von, Die Mundart als Grundlage des Deutschunterrichts. Vortrag. [Aus: „Festbericht über die Jubiläumsfeier und den XIX. schweizerischen Lehrertag.“] Bern, Schmid & Franke. 80 Pf.
- Müller Joseph, Untersuchungen zur Lautlehre der Mundart von Ägidienberge. Bonner Dissertation.
- Weise Esc., Synax der Altenburger Mundart. (Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten. Herausgegeben von Otto Bremer. VI. Band.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. 5 M.
- Kinader G., Die syntaktischen Funktionen der Konjunktion „daß“ bei Aventin. Dissertation. München 1898.

### Fünfzehntes bis sechzehntes Jahrhundert.

**Allgemeines.** Blümlein Carl, Die Floia und andere deutsche macaronische Gedichte. (Druck und Holzschnitte des 15. und 16. Jahrhunderts in getreuer Nachbildung. IV.) Straßburg, F. H. C. Heis. 5 M.

Inhalt: Überblick über die deutschen macaronischen Dichtungen. — Die deutschen macaronischen Dichtungen: 1. Pasquillus auf den protestierenden Krieg seit 1546. 2. Pancketum Caesareum. 3. Pancketum Leopoldinum. 4. Benedictio Mensae in Pancketum. 5. Cortum Carmen de Rohrockis. 6. Lustratio Studentica. 7. Certamen studiosorum. 8. Gaudium studenticum. 9. Triumphierendes Prosit. 10. 11. Rhapsodia ad Brautsuppam I. II. 12. Brantlied. 13. Floia. neuhochdeutsche Bearbeitung. 14. Floia ed. 1593 in Faksimile.

Gottlieb Andr., Das deutsche Altertum in den Anschauungen des 16. und 17. Jahrhunderts. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von H. Wunder. XIII.) Berlin, A. Duncker. 1.50 M.

**16. Jahrhundert.** Schroeder G., Aegidii Hunnii Josephi comoediae (ed. Marpurgi 1584) pars altera denuo edita. Marburg 1899.

Procov W., Die Blauen des Paulus Melijns in ihrem Verhältnis zur französischen Blauen-Übersetzung des Marot-Beza und zur Vulgata. Eine sprachliche Untersuchung. Programm. Rosenheim 1899.

**17. Jahrhundert.** Sadi M., Jacob Widemann, ein Dramatiker des 17. Jahrhunderts aus dem Jesuitenerden. I. Programm. Wien 1899.

Proßmann, Hofmann von Hofmannswaldau. Eine Studie über die schwülstige Schreibart. Wissenschaftliche Abhandlung. Programm. Vignitz. 1.20 M.

Gehlen J., Eine Satire Joachim Nachers und ihre antiken Vorbilder. Programm. Epen.

Levinstein K., Christian Weise und Molière. Eine Studie zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Lustspiels. Dissertation. Berlin 1899, Leipzig, Hock.

Kanfer Rud., Christian Thomasius und der Pietismus. Programm. Hamburg Herold.

### Achtzehntes Jahrhundert.

Johann Jacob Bodmer, Denkschrift zum C. C. Geburtstag (17. Juli 1898). Bekanntlich vom Kreisrath Hottingen und herausgegeben von der Stiftung von der Zehnde. von Wartensee. Zürich, Müller. 10 M.

Inhalt: Bodmer Haus und Hermann, J. J. Bodmer. — Wasser Hedwig, Das Bodmerhaus. — Hunziker Otto, Bodmer als Vater der Jünglinge. —

Tobler Gustav, Bodmers politische Schauspiele. — Bey Louis P., Bodmer und die französische Litteratur. — Donati Leone, Bodmer und die italienische Litteratur. — Vetter Theodor, Bodmer und die englische Litteratur. — Vetter Th., Bibliographie. — Widmer Johs., Register der Eigennamen.

Heinrich C., Die komischen Elemente in den Lustspielen von Johann Christian Brandes. Dissertation. Heidelberg.

Wurzbach Wolfg. von, Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Werke. Leipzig, Dieterich. 7 M.

Jakob Johs., Geheimen Tagebuch oder: Mein Leben vor Gott. 2. Teil 1821—1822. Herausgegeben von Siegmund Schultze. Halle, C. A. Neumann & Co. 1.50 M.

Der zweite Teil des „Geheimen Tagebuchs“ von J. Jakob läßt uns noch deutlicher als der erste (vgl. Euphorion 6, 772) in die Seele des schwergeprüften, aber von einem höchst lebendigen Gottesglauben erfüllten Menschenfreundes schauen. Sein wahrhaft rührender Kinderglaube ist auch in der Zeit allererschwersten häuslichen Leides nicht wankend geworden. Die Art, wie sich Jakob zu äußern pflegt, ist bezeichnend genug. Es ist eine Aufdeckung und Zersäferung des Gefühlslebens, wie wir sie sonst nur aus der Werberzeit kennen. Einen Stich ins Komische bekommt seine Darstellung, wenn sie sich poetischer Mittel bedient, so in dem Gedicht auf seine verstorbenen Kinder (S. 32), oder gar da, wo er Themen allgemeiner Art behandelt. So heißt es in „Erdenmacht“ (S. 18):

„Den ewgen Brüsten der Natur entquillt  
Die Muttermilch, nicht staubigen Archiven.“

Während er sich in den zahlreichen religiösen Betrachtungen in der landläufigen rhetorischen Manier vernehmen läßt, bekommt sein Stil etwas Energisch-Geprägtenes, sobald er auf Zeitereignisse anspielt. So wenn er von dem heidnischen Leben in den christlichen Ländern spricht und wie manche seiner Zeitgenossen ein von Osten herannahendes Strafgericht durch Mongolen und Tartaren in Aussicht stellt. Bemerkenswert sind ein paar Urteile über Weimarer Theateraufführungen. Am 24. November 1821 hat er das Ehebruchsstück „Das Donauweibchen“ angesehen, da heißt es nun (S. 57): „Zu Wien, wo die Censurgesetz so streng gehandhabt werden, daß nichts wider Religion, gute Sitten und den Staat in den Büchern vorkommen darf, erlaubt man den Schauspielern den Ehebruch ungestraft vom Theater zu predigen. Das ‚Donauweibchen‘ ist als wienerisches Nationalstück ein Barometer für die Sittenverderbnis dieser erzuverbuhnten Zeit!“ Darauf folgt eine flehentliche Bitte an die Theaterdirektoren und die Regierungen, solchen „Unfug“ doch nicht zu dulden und eine zornige Anklage an den Geist der Zeit. Wie in dem Stück, so giengen alle nur darauf aus, zu genießen. Das sei in Deutschland nicht, wie einige meinten, erst durch die Franzosen so geworden, denn das Stück sei vor 1806 geschrieben. „Der Teufel saß lang in uns. Es waren nur die Franzosen, wodurch er uns holte“ (S. 58). — Von Howwalds „Neuchtürn“ heißt es unter dem 26. November 1821 (S. 59): „Dies ist ein rein pathologisches Stück, was mich grade in dieselben peinlichen (nicht ästhetische oder tragische) Empfindungen versetzt, die in mir beim Besuch eines Krankenhanfes rege werden, wenn ich Blinde oder Wahnsinnige sehe.“ Am Januar 1822 sieht er „Die Heimkehr“ von Howwald. „Es ist ein Schauspielspaß, wie meist alle übrigen Stücke des Verfassers, dem das Tragische mit Gewalt aufgenötigt ist. Das große, gigantische Schicksal, welches die Menschheit zermalmt, weil es den Menschen erhebt, wie Schiller sagt, wandelt nun mal lieber zwischen zerfallenen Völkern, Thronen, empöerten Kriegslagern als zwischen Zeitänsern, Trägern, Leuchttürmen und Husarenmajors“ (S. 72 f.). Auf den letzten Blättern des Tagebuchs von 1822 findet sich auch ein durchaus abfälliges Urteil Jakobs über den „Freischütz“, der am 3. Mai 1822 in Weimar gegeben wurde. Erhabene Töne seien an einen gemeinen Stoff verschwendet. Vor allem der heidnische Zauberputz der „Wolfschlucht“, der dem verderbten Geist der

- Ja so erwünscht sei, entfacht den Zorn seinen christlichen Gemüts. Nicht besser ergeht es übrigens auch der früher aufgeführten „Zauberflöte“ mit ihrer „Gehemnisräumeri“, ihren unsichtbaren Brüdern und Töbern, wovon es in allen Kopien und Büchern hütte“ (S. 76). Karl Zeiss.
- Goethe.** Aus dem Goethejahr. — Braß Jhr., Goethes Anschauung der Natur, die Grundlage seiner sittlichen und ästhetischen Anschauungen in Entwicklung und Wandlung. — Lorenz F., Goethes Wirksamkeit im Sinne der Vertiefung und Fortbildung deutscher Charakterzüge. — Meyer F., Goethe und das klassische Altertum. Weipzig, B. G. Teubner. 2.40 M.
- Aub. Ludw., Goethe und seine Religion. Vortrag. (Volkschriften zur Umwälzung der Geister. 24. Heft.) Bamberg, Handels-Druckerei und Verlagshandlung. 20 Pf.
- Biele Afre., Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Zwei Vorträge. 1. Goethes Bedeutung für die Gegenwart. 2. Die Naturpoesie im Werther und in der Urliß Goethes. Neuwied, Denkers Verlag. 1 M.
- Pod Waldem von, „Goethe und Bismard“. Parallele oder Kontrast? (Frankfurter zeitgemäße Proschüren. Neue Folge, herausgegeben von Joh. Mich. Reich. 19. Band. 8. 9. Heft.) Frankfurt a. M., F. Kreuer. à 50 Pf.
- Carot George, Voltaire und Goethe. IV. (Goethe 1770—1789.) Programm. Berlin, H. Gaertner. 1 M.
- Diezmann Aug., Goethe und die lustige Zeit in Weimar. Neubearbeitete Ausgabe. Weimar, H. Küstner. 1.50 M.
- Farinelli Arturo, Dante e Goethe. Conferenza tenuta alla Società Dantesca di Milano il 16 Aprile 1899. (Biblioteca Critica della Letteratura Italiana diretta da Francesco Torraca 31.) In Firenze. G. C. Sansoni.
- Gerber F. H., Goethes Beziehungen zur Medicin. Ein populärer Vortrag, erweitert, mit Literatur und Anmerkungen versehen, nebst Goethes Geburts- und Todesanzeige. Berlin, Z. Karger. 1.50 M.
- Heßmann Hans, Goethe am Rhein. Düsseldorf, im Selbstverlag des Verfassers. 1899.
- Kekule von Stradonitz Steph., Goethe als Genealog. Vortrag. [Aus: „Der deutsche Herold.“] Berlin, J. A. Stargardt. 1 M.
- Klein Otto, Goethes Lebensweise in ihrem Verhältnis zum Christentum. Ein Vortrag. Weipzig, Dörfling & Franke. 40 Pf.
- König Walt., Goethes optische Studien. Festrede zur Feier von Goethes 150. Geburtstag. Frankfurt a. M. (C. Koenigers Sortiment). 1 M.
- Lorenz F., Goethes Wirksamkeit im Sinne der Vertiefung und Fortbildung deutscher Charakterzüge. Programm. Sorau.
- Mollath Hans, Goethe als Naturforscher. (Sammlung Gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 256.) Prag, Fr. Hürpfer. 30 h.
- Chröder Edward, Goethe und die Professoren. Akademische Kaisergeburtstagsrede. (Marburger akademische Reden. 1900. Nr. 2.) Marburg, M. G. Schwerts Verlag. 60 Pf.
- Zintenis, Goethe vor 100 Jahren. Zur Feier des 28./16. VIII. 1899. Wiga, J. Teubner. 50 Pf.
- Zuban Bernh., Allerlei Zierliches von der alten Excellenz. Paul Henje zum 70. Geburtstag. Berlin, Weidmann. 1 M.
- Webmer B., Goethes Heim. Dissertation. Berlin 1899.
- Goethes Werte. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen 45. Band. Weimar, Hermann Böhlau's Nachfolger. 3 M.
- Inhalt: Kameaus Kesse. Ein Dialog von Diderot. — Nachträgliches zu Kameaus Kesse. — Diderots Bericht über die Malerei. — Bearbeiter des Bandes: Rudolf Schloßer. Redaktor: Bernhard Zuffert.

Deutsche Dichter in Auswahl fürs Volk. Herausgegeben von P. Jacobowzki. (1. Heft.) Goethe. Mit Porträt und Einleitung. Berlin, C. E. Kiser. 10 Pf. Goethe's Iphigenie auf Tauris, the Weimar Text with the english Translation by Anna Swanwick. Cambridge, Mass.

**Faust.** Hartmann Frz., Betrachtungen über die Mystik in Goethes „Faust“. Leipzig, W. Friedrich. 3 M.

Marc-Monnier, Le Faust de Goethe. Avec un appendice, la Nuit de Walpurgis, et une courte étude de la II<sup>e</sup> partie de Faust. Paris, Fischbacher. 3.50 Fres.

**Herder.** Zum 29. Juni 1900. Rudolf Haym aus Anlaß seiner fünfzigjährigen Doцентenthätigkeit in Verehrung zugeeignet von Philipp Strauch.

Inhalt: Ein Brief Herders an Ch. G. von Mürr. Weimar, 21. Januar 1788. Grundmann Joh., Die geographischen und völkertkundlichen Quellen und Anschauungen in Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit“. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 3 M.

Grosch H., Die Jugenddichtung Friedrich Hölderlins. Dissertation. Berlin 1899. Kipfmüller B., Das Ffllandische Lustspiel. Ein Beitrag zur Geschichte der dramatischen Technit. Dissertation. Heidelberg 1899.

Jaech E., Studien zu Koberbes Lustspieltechnit. I. Dissertation. Heidelberg 1899.

**Lessing.** G. E. Lessings sämtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. Dritte, aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage, besorgt durch Franz Muncker. 15. Band. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 4.50 M.

Inhalt: Entwürfe und unvollendete Schriften: Inhaltsverzeichnis zum Theater des Herrn Diderot. Anmerkungen über Horaz. Handschriftliche Anmerkungen zu Winkelmanns Geschichte der Kunst des Altertums. Über Homers Apotheose von Archelaos. Über seine älteren Kollektaneen. Fragment über die Jüdische Tafel. Grottesken. Caryatiden. Hamburgische Dramaturgie. Über die Prosaodie. Sammlung von Beispielen des Humors bei alten Geschichtsschreibern und Rednern. Unterhaltungen. Deutsches Museum. Kommentar über die Dichtkunst des Aristoteles. Über die Aphenbilder der alten Römer. Briefe antiquarischen Inhalts. Von dem Ursprunge der verschiedenen Sprachen. Herausgabe eines historischen Wertes. Wie die Alten den Tod gebildet. Eine Predigt über zwei Texte. Collectanea. Chronologisches Verzeichnis der alten Artisten, nach den Olympiaden. [Nachträge.] Einfälle. [Verschiedene Aufzeichnungen.] Philologischer Nachlaß. Der Vitterator. Über Friedrich von Hagedorn. Über Konrad Arnold Schmidts Fragmenta Adelmanni. Ausgabe des Berengarius Tronensis. Andenken an Johann Gottfried Lessing. Über die Entstehung der venerischen Krankheit. Anmerkungen über das Epigramm. Altdeutscher Witz und Verstand. Ernst und Zall. Übersetzung der Memoirs of John Buncke. Statuen der Agrippina. Anmerkungen zu Zueflius Künstler-Lexikon. Verzeichnisse von Kupferstichen in der Wolfenbüttler Bibliothek. Anmerkungen zu Kupferstichen und Holzschnitten in der Wolfenbüttler Bibliothek. Anmerkungen zu Heinicke's Idee generale d'une Collection compl. d'Estampes. Vermischte Anmerkungen und Nachrichten. Auszug aus den Gedichten des Notanabbi. Leibnitz.

Consentius Ernst, Der Wahrsager. Zur Charakteristik von Mylius und Lessing. Leipzig, C. Wenariuz. 1.50 M.

Die kleine Schrift weist auf Grund der Akten nach, wie Mylius' kurzlebige Zeitschrift „Der Wahrsager“ die Veranlassung zu dem preussischen Zensurereedit vom 11. Mai 1749 geworden ist, stellt fest, daß das Verbot der Zeitschrift auf Friedrichs des Großen eigensten Entschluß zurückzuführen sei, und sucht uns durch reichliche Proben eine Vorstellung von dem Blatt zu geben. Zudem Consentius mit diesen Vorgängen und mit dieser Charakteristik die dem Wahrsager gewidmeten Worte in Lessings Vorrede zu seiner Ausgabe der Schriften

von Mylius vergleicht, glaubt er Lessings scharfen Tadel aus seiner berechnenden Rücksicht auf die Meinung des Königs erklären zu müssen, wie sie ihm seine Hoffnung auf eine Anstellung in Preußen damals nahegelegt hätte. Es ist aber erstens ganz unbewiesen, daß dem König der Name Lessings im Zusammenhang mit dem Wahrfäger zu Ohren gekommen sei, die Akten sprechen vielmehr gegen diese Annahme; und zweitens hat man Lessings harte und vielleicht etwas ungerechte Absage an den längst überholten Jugendfreund aus psychologischen Gründen bereits so gut erklärt, daß man andere minder ehrenwerte Gründe dafür umso weniger aufzujuchen braucht, als Lessing selbst das freimütige Bekenntnis an die Spitze seiner Vorrede gestellt hat, daß er sich ein Gewissen mache, „denjenigen im Tode zu schmeicheln, welcher mich nie in seinem Leben als einen Schmeichler gefunden hat.“

Zipper Alb., Lessings Emilia Galotti. (Erläuterungen zu Meisterwerken der deutschen Litteratur. 9. Band. Universal-Bibliothek Nr. 4057.) Leipzig, Neclam. 10 Pf.

Boschulte L., Friedrich Matthiison, seine Anhänger und Nachahmer. (J. G. von Salis, Friederike Brun, geborene Münter.) Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit. Programm. Elberfeld.

Schmidtmayer Rudolf, P., Ein lateinisches Preisgedicht (Ekloge) auf die Hauptstadt Prag von einem Baccalaureus der Prager Hochschule und Poeta laureatus, dem nachmaligen Abt des Cistercienserklosters Hohenfurt Dr. Quirin Alois Mickl. Programm. Sudweis.

Diese beachtenswerte Programmarbeit bringt zunächst eine biographische Skizze und kurze Würdigung des gelehrten Dichters Johann Christian Alois Mickl. Zu Ostrow-Aujezd in Südböhmen am 13. Februar 1711 geboren, studierte Mickl an der Prager Universität Philosophie und Jus und erhielt als Student um 1730 die Würde eines Poeta laureatus. 1731 trat er unter dem Klosternamen Quirinus in das Cistercienserkloster Hohenfurt ein, wurde später Theologieprofessor in Prag und in jungen Jahren 1747 Abt des Stiftes Hohenfurt. In dieser Stellung begründete er die berühmte Stiftsbibliothek, für die er ein würdiges 1757 vollendetes Gebäude herstellen ließ. Er starb am 23. Februar 1767. Mickl verfaßte neben umfangreichen gelehrten Arbeiten zahlreiche (zumeist aus den Studentenjahren stammende) Festreden und Dichtungen, von denen viele handschriftlich auf der Hohenfurter Stiftsbibliothek aufbewahrt werden. Deutsch abgefaßt sind darunter zwei Predigten und „Eine lustige Comedie. Dolus an virtus, das ist: Was Tugend nicht aufrichten kann, mit List man öfters stellet an.“ Sie umfaßt, wie mir der Herr Verfasser freundlichst mitteilt, 97 kleine Quartseiten und behandelt die Einnahme Trojas, bei der ein deutscher Hanswurst die Hauptrolle spielt. Acht Panegyres Teutonice (wie sie ein Verzeichnis nennt) sind verloren gegangen. Unter den lateinischen Dichtungen findet sich eine Tragödie Mauritius, ein heroisches Gedicht über die Entdeckung Amerikas und mehrere nach dem Muster Vergils abgefaßte Eklogen. Eine davon, Praga caput regni, ein begeistertes Lobgedicht auf Prag in Hexametern mit eingestreuten gereimten Kurzversen, hat Schmidtmayer im vorliegenden Programm abgedruckt und mit erklärenden Bemerkungen und litterarischen Parallelen aus Vergil, Ovid u. s. w. versehen.

Adolf Hauffen.

Floßmann P., Ficander (Christian Friedrich Henrici). Dissertation. Leipzig 1899.

Volkenstern P. von, Schillers Vergilstudien. II. Programm. Köslin.

Schönauich Chroph. Otto Freiherr von, Die ganze Ästhetik in einer Nuß oder neologisches Wörterbuch. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Ab. Köstler. Schluß. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von Aug. Sauer. Nr. 76—81. Neue Folge Nr. 26—31.) Berlin, B. Behrs Verlag. à 60 Pf.



**Wieland.** Zipper Ab., Wielands Oberon. (Erläuterungen zu den Meisterwerken der deutschen Litteratur. 8. Band. Universal-Bibliothek. Nr. 4034.) Leipzig, Neffam. 20 Pf.  
 Arsten, Wielands Verhältnis zu Lucian. Programm. Hamburg (Herold). 2 M.

### Neunzehntes Jahrhundert.

Heidenhamm Sven, Juliane Dery und was sie gemordet. (Zürcher Diskussionen. 2. Jahrgang. Nr. 20, 21.) Zürich, Verlag der Zürcher Diskussionen. 1.20 M.

Arsten Wilh., Anna Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff. Ein Charakterbild als Einleitung in ihre Werke. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen entworfen. (Freiin Amette Elisabeth Droste-Hülshoff, Gesammelte Werke, herausgegeben von Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff. Nach dem handschriftlichen Nachlaß ergänzt, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen von Wilhelm Arsten. 1. Band. 1. Hälfte.) Paderborn, F. Schöningh. 5 M.

Fontane Thdr., Aus England und Schottland. Berlin, F. Fontane & Co. 6 M.  
 Frey Just., Gesammelte Dichtungen. Herausgegeben von seinem Sohne. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. 10. Band.) Prag, J. G. Calve. 3 M.

**Grillparzer.** Ehrhard Auguste, Franz Grillparzer. Le théâtre en Autriche. Paris, Société française d'Imprimerie et de Librairie.

Wypfel Ludwig, Die Geschichte des Räubers Louis Mandrin als Quelle zur „Ahnfrau“.

Eine sorgfältige, nach Motiven und Motivgruppen geordnete Untersuchung, die in unserm nächsten Heft durch die Vergleichung der „Ahnfrau“ mit der zweiten vom Dichter namhaft gemachten Quelle ihre Ergänzung finden wird.

Caselmann Aug., Karl Guskow's Stellung zu den religiös-ethischen Problemen seiner Zeit. Ein kleiner Beitrag zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Augsburg, J. A. Schloffer. 2.25 M.

Hamerling Rob., Euthymia oder die Wege zur Glückseligkeit. Lyrisch-didaktisches Gedicht. Nach der Widmungs-Handschrift neu herausgegeben und eingeleitet von Max Vanca. (Allgemeine Bücherei. Herausgegeben von der österreichischen Leo-Gesellschaft. Neue Folge. Nr. 1.) Stuttgart, F. Roth. 20 Pf.

Jugendarbeit Hamerlings aus dem Jahre 1846.

Hauptmann Gerh., Die versunkene Glocke. Ein deutsches Märchendrama. With Introduction and Notes by Thomas Stockham Baker. New York: Henry Holt & Co.

Poppe Thdr., Friedrich Hebbel und sein Drama. Beiträge zur Poetik. (Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt. VIII.) Berlin, Mayer & Müller. 3.50 M.

Inhalt: 1. Physik und Psyche. 2. Seelische Zustände. 3. Geistige Thätigkeit. 4. Dramaturgische Ansichten. V. Dynamik der Phantasie Hebbels. — Erfurs: Innere Form.

Nikolaus Lenau's sämtliche Werke in zwei Bänden. . . . Herausgegeben von Eduard Caske. Leipzig, Max Hesses Verlag. 1.25 M.

Pewald Jann, Gefühles und Gedachtes (1838—1888). Herausgegeben von Ludw. Geiger. Dresden, F. Minde. 6 M.

Rekler Rupert, Die Völkerwanderung von Hermann Lingg und das Gesetz der epischen Einheit. München, E. Hauschalter. 1.20 M.

- Ludwig.** Ciel H. G., Otto Ludwigs Wallensteinplan, geordnet, besprochen und herausgegeben mit einer Einleitung über des Dichters dramaturgische Ansichten. Dissertation. Greifswald.
- Ludwig Tuto, Agnes Bernauer. Volksschauspiel. Unter Benutzung ungedruckter Manuskripte für die Bühne bearbeitet von C. Ludwig. Köln, M. Uhu. 1 M.
- Anderjen B., Adam Oehlenschläger. Et livs poesie. Eftermæle. Kopenhagen, Nordiske Forlag. 5 kr. 50 ö.
- Fekold A., Der Philosoph Schramm. Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuters „Mit mine Festungstid“. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Burichenchaft. Unter Benutzung von Akten des königlich geheimen Staatsarchivs zu Berlin über die Zeitnahme Reuters, Schramm und Anderer an burschenschaftlichen Verbindungen, sowie sonstiger Urkunden. Berlin, C. Heymanns Verlag. 1 M.
- Attlievo G., Gian Paolo Richter e la sua Levana, o scienza dell'educazione: saggio espositivo critico. Torino, Unione topografico-edilrice. 2 L.
- Reisner Heimr., Hermann Schauenburg und sein Freundeskreis. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. XV. Serie. 339. Heft.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 75 Pf.
- Heinrich Schambergers Werke. 1. und 8. Band. Wolfenbüttel, F. Zwifler. à 2 M.
- Schwill M., August Wilhelm Schlegel und das Theater der Franzosen. Dissertation. München 1898.
- Stelzhamer.** Franz Stelzhamers mundartliche Dichtungen. Bearbeitet von Rob. Hanrieder und Geo. Weitenböck. Der musikalische Teil durchgesehen von Ludw. Böhner. 2. Band. (Aus dá Hoamát. Volksausgabe ausgewählter oberösterreichischer Dialektdichtungen. Herausgegeben von H. Böttl, A. Matosch und H. Commenda. Band 8.) Linz (G. Mareis). 5 M.
- Aus dem Vorwort: „Mit dem vorliegenden Bande erscheint der mundartliche Teil der neuen Stelzhamer-Ausgabe abgeschlossen . . . . An einer eingehenden Biographie Stelzhamers wird bereits seit längerem gearbeitet, und wird dieselbe seinerzeit, wenn und sobald der dritte hochdeutsche Band der Stelzhamer-Ausgabe zustande kommt, zu dessen Subskription auch hiermit eingeladen wird, diesem einverleibt werden. Es wird von dem Ergebnisse der beiden mundartlichen Bände, beziehungsweise von den uns zurliegenden Mitteln abhängen, ob und wann dieser Ausbau der Ausgabe verwirklicht werden kann.“
- Böttl Hans, Franz Stelzhamer. Einblicke in sein Leben, Wesen und Schaffen . . . . Zur Förderung der Einbürgerung seiner Dichtungen zusammengestellt vorweg zum Gebrauche für Volkabende. (Aus dá Hoamát. Band 11.) Linz (G. Mareis). 1.80 M.
- Mit des Dichters eigenen Worten — prosaischen und poetischen — wird hier ein vorläufiger kurzer Abriss seines Lebens gegeben, der dem vollstimmlichen Zweck wohl entspricht.
- Hügel Emma, Kunst und Sudermann. Eine Laienstudie. Leipzig, Mv. Schmidt. 30 Pf.
- Wedeffler Alb., Gedächtnisrede auf Ludwig Uhland. Karlsruhe, W. Jahraus. 50 Pf.
- Schwering Jul., Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Werke. Unter Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt. Paderborn, F. Schöningh. 8 M.
- Legenbart Friedrich, Beiträge zur Charakteristik des Stils in Zacharias Werners Dramen. Programm. Eichstätt.

## N a c h r i c h t e n .

Der Stadtrat Professor Dr. W. Simon in Königsberg in Preußen hat der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 7500 Mark zu folgender Preisaufgabe zur Verfügung gestellt. Es wird eine Geschichte der Autobiographie im strengsten Sinn (mit Ausschluß aller Memoiren Litteratur) gewünscht, insbesondere die Darstellung der typischen Hauptwerke dieser Gattung bei den wichtigsten europäischen Kulturnationen. Der ausgesetzte Preis beträgt 5000 Mark. Einer etwa eingehenden zweiten, des Preises würdigen Arbeit wird ein Accessit von 2500 Mark zuerkannt. Die Bewerbungsschriften können in deutscher, lateinischer, französischer, englischer oder italienischer Sprache abgefaßt sein. Die Bewerbungsschriften sind bis zum 31. Dezember 1904 im Bureau der Akademie, Berlin NW 7, Universitätsstraße 8, einzuliefern. Die Verkündung des Urteils erfolgt in der Leibniz-Sitzung des Jahres 1905.

Albert Waag in Karlsruhe wird demnächst eine gemeinfaßliche Darstellung über die Bedeutungsentwicklung des heutigen deutschen Wortschatzes veröffentlichen.

Der Vorstand der deutschen Shakespeare-Gesellschaft hat beschlossen, für die beste Bearbeitung des Themas „Shakespeares Belesenheit“ einen Preis von 800 Mark auszusetzen. Einsendungstermin bis zum 1. April 1904.

Zu Verlage von C. Bertelsmann in Gütersloh soll eine Fortsetzung von Fb. Wackernagels „Evangel. Kirchenlied des 16. Jahrhunderts“ unter dem Titel: Das deutsche evangelische Kirchenlied des siebzehnten Jahrhunderts. Von Alb. Fischer. Nach dessen Tode vollendet und herausgegeben von W. Tümpel erscheinen. Das Werk ist auf fünf Bände zum Preise von je etwa 12 M., in einzelnen Heft zu 2 M. berechnet und wird in ungefähr fünf Jahren fertig vorliegen. Der Druck beginnt jedoch nicht eher, als bis sich eine genügende Anzahl Subskribenten gefunden hat. Alle Buchhandlungen nehmen Subskriptionen an.

Die königl. preussische Akademie der Wissenschaften in Berlin bereitet eine Gesamtausgabe der Schriften und Briefe Wilhelm von Humboldts vor.

Franz Wunder in München wird Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung von 1830 bis auf die Gegenwart fortführen. (Verlag von L. Ehlermann in Dresden.)

Heinrich Wischhoff in Lüttich arbeitet an einer Bibliographie der deutschen Litteratur in Belgien, die alle kritischen Arbeiten und Übersetzungen, die in Belgien sowohl in französischer als in flämischer Sprache in Bezug auf die deutsche Dichtung erschienen sind, vollständig verzeichnen wird.

Zu Verlage von W. Behr (E. Voß) in Berlin giebt Rich. M. Werner eine historisch-kritische Ausgabe von Hebbels Werken in zwölf Bänden heraus. Subskriptionspreis für den Band 2.50 M. Gleichzeitig erscheint eine zweibändige Nachlese zu Hebbels Briefen. Subskriptionspreis für den Band 5 M.

Ende Juli l. J. verstarb in Hamburg der Schuldirektor a. D. Karl Christian Redlich (geboren am 7. Oktober 1832), einer der besten Kenner der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts bis in ihre entlegensten Ausläufer, dem wir die ergebnisreiche Durchforschung von Mürgers und Gerstenbergs Nachlaß, das unentbehrliche Chiffrenlexikon zu den Musenalmanachen, die glückliche Erneuerung des Andentens und der Werke von Clandius, die Vermehrung und Erklärung des Lessingschen Briefwechsels, endlich die vorzüglichsten Ausgaben der Werke Lessings und Platens in der Hempelschen, der poetischen Werke Herders in der Zuphanschen, der kleineren Gedichte Goethes in der Weimarschen Ausgabe verdanken.

**Erwiderung.**

Die Besprechung, welcher Franz Sandvoß (Xanthippus) in den „Preussischen Jahrbüchern“ (Band CI, Heft 1, S. 162—166) den ersten Band meiner „Geschichte der deutschen Polenliteratur“ (Halle, Max Niemeyer 1900) unterzieht, nötigt mich nur, sofern sie sich mit meiner Person beschäftigt (denn auf kleine sachliche Irrtümer des Referenten einzugehen, liegt mir hier ferne), zu einigen Richtigstellungen. Daß Sandvoß mich irrigerweise als Schüler H. Sauer's und weiterhin netzisch als „Prager Freund“ bezeichnet, ist ja kaum von Belang; wohl aber die ganz plötzlich aufgestellte und nirgend ernstlich bewiesene Behauptung (S. 162): „Ich darf leider nicht verschweigen, daß der Verfasser den Polen im Grunde seines Herzens viel mehr zugethan ist, als den Deutschen, besonders den bösen Preußen. Friedrich der Große, und noch viel mehr sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. sind ihm höchst unsympathisch.“ Dem gegenüber ist zu bemerken, daß die im ersten Satze ausgesprochene Behauptung, so wenig sie natürlich mit der Würdigung der betreffenden literarhistorischen Untersuchung zu thun hat, sicherlich aus der Lektüre derselben nur mißverständlich gewonnen werden konnte, und ich verweise allfällige Zweifler einfach auf das Buch selbst, ohne mich gegen eine derartige Anklage — denn eine Anklage soll es doch sein — weiter zu verantworten. Zur Belenchtung des zweiten Satzes, der sich wieder statt der zu besprechenden Arbeit meinen angeblichen Antivarbien widmet, wären neben vielen anderen Stellen besonders S. 229 ff. des Buches heranzuziehen, aus denen, was Friedrich den Großen betrifft, schwerlich eine Abneigung des Verfassers zu erschließen sein dürfte. Meine selbstständig gewonnene Anschauung der polnischen Teilungen, sowie der Regierung Friedrich Wilhelms II. durch Autoritäten wie Häusser, Sybel, Treitschke, Lehmann, deren Kompetenz Sandvoß sicherlich nicht bezweifelt, zu decken, halte ich vorläufig für überflüssig und verwahre endlich nochmals streng wissenschaftlich geführte Arbeiten gegen Ausdeutung zu Gunsten oder Ungunsten welcher tagespolitischen Richtung immer; „tendenziöse Wissenschaft giebt es nicht, oder sollte es wenigstens nicht geben“ (Delbrück, Preussische Jahrbücher 93, 578). — Daß einzelne und namhafte polnische Kritiker aus meinem Buche genau das Gegenteil des vom Referenten Behaupteten herausgelesen haben, sei als Kuriosum erwähnt.

Wien, Oktober 1900.

Dr. Robert F. Arnold.

Zu der Handschrift abgeschlossen am 15. Juli, im Satz am 23. Oktober 1900.

## Des Trinkers fünf Gründe.

Von Johannes Volte in Berlin.

In der englischen Zeitschrift 'Notes and Queries' ward vor elf Jahren der Ursprung eines lateinischen Epigramms erörtert, welches fünf verschiedene Anlässe zum Trinken aufzählt und auch in englischen Übertragungen verbreitet ist. Ed. Marshall (Ebenda 7. Series 8, 315) stellte schließlich fest, daß in den Menagiana 1, 172 (= Ana 3, 104. Amsterd. 1789) die Verse

Si bene commemini, causae sunt quinque bibendi:  
Hospitis adventus, praesens sitis, atque futura,  
Et vini bonitas, et quaelibet altera causa.

dem französischen Jesuiten Jacques Sirmond (1559—1651) zugeschrieben werden; und damit schienen die Ansprüche späterer Gelehrter, wie Henry Aldrich<sup>1)</sup> (1647—1710) oder John Haygarth<sup>2)</sup> (1740—1827), auf die Verfasserschaft erledigt zu sein. Da diese Verse jedoch nicht bloß in England, sondern auch in Deutschland Nachahmer und Nachdichter gefunden haben, darf ich vielleicht vor den Lesern des Euphorion noch einmal die Frage besprechen.<sup>3)</sup>

Zunächst wird die Behauptung der Menagiana dadurch hin-fällig, daß die Verse sich schon im 14. Jahrhundert nachweisen lassen. Aus dieser Zeit stammt die im brabantischen Kloster Villars entstandene, jetzt der Lütticher Seminarsbibliothek gehörige Handschrift, aus der Mone (Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters 2, 191. 1833) folgende Zeilen mitteilt:

<sup>1)</sup> Stanhope, History of England (1858) 2, 145; vgl. Notes and Queries 7, 8, 228 und 335. Dictionary of national biography 1, 251 (1885).

<sup>2)</sup> T. A. Trollope, Notes and Queries 7, 8, 228.

<sup>3)</sup> Ich folge dabei einer aus Reinhold Köblers handchriftlichen Kollektanen hervorgegangenen Anregung. Köbler hatte sich die Stellen aus den 'Notes and Queries' notiert und dazu auf Müderts Gedicht „Die fünf Ursachen“ verwiesen.

Si bene perpendi, sunt causae quinque bibendi:  
 Hospitis eventus, praesens sitis atque futura.  
 Mos observandus sic repperiat sua iura.  
 Et propter pulices multiplicabo viceas.

Man sieht, daß in dieser Fassung ein Vers ausgefallen ist, der zwei der fünf angekündigten Gründe enthielt; auch ist 'eventus' im 2. Verse aus 'adventus' entstellt. Dagegen zeigt der 1. Vers die alte Form des leoninischen Hexameters, die beiden folgenden durch Binnen- und Endreim gebundenen Verse gehören zu der im Mittelalter als 'collaterales' oder 'concatenati' oder 'ventrini et caudati' bekannten Gattung, die 4. Zeile ist ein gereimter Pentameter. Daß die Verse noch weiter hinaufreichen bis in die Zeit der feuchtfrohlichen 'Carmina Burana', wird dadurch wahrscheinlich, daß wir in dem bekannten Trinkliede dieser Sammlung<sup>1)</sup> 'In taberna quando sumus' auf einen ähnlichen, freilich weit reichhaltigeren Katalog stoßen, der uns mit nicht weniger als fünfzehn Trinkursachen vertraut macht:

Primo pro nummata vini,  
 Ex hac bibunt libertini;  
 Semel bibunt pro captivis,  
 Post haec bibunt ter pro vivis,  
 Quater pro christianis cunctis,  
 Quinquies pro fidelibus defunctis etc.

Sicherlich werden bei weiterer Nachforschung noch manche andre Aufzeichnungen zu Tage kommen, die auf die Geschichte des witzigen Gedankens Licht werfen. Ich führe noch eine um 1770 in Bayern veranstaltete Schwanksammlung „Alt und Neue Nützliche Tischreden und Begebenheiten von Fabulano Kurzweill“ (Wiener Handschrift 14914) S. 633 an, die auch eine hölzerne Verdeutschung bietet:

Si bene commemorari, quadruplex [!] est causa bibendi:  
 Hospitis adventus, praesens sitis atque futura  
 Et vini bonitas et quaelibet altera causa.

Die Bruch zu trünckhen seind billig und recht,  
 Wann Trünckhen nur guett ist unds Essen nicht schlecht:  
 Die erste, wan ankombt ein ehrlicher Gast,  
 Die ander der Durst, den du villeicht hast,  
 Die dritte die Guettheit und Sieffe des Wein,  
 Die vierte ein Urfach, so selbstn [?] jonstn] fällt ein.

C. J. Weber (Demofritos. Auswahl 1870, S. 345) variiert den Anfang: 'Sunt, si quid video, causae tibi quinque bibendi'

<sup>1)</sup> S. 235 ed. Schmeller; auch bei Feisak, Sitzungsberichte der Wiener Akademie 36, 171 (1861) aus einer Prager Handschrift von etwa 1459.

und fügt eine Uebersetzung in Hexametern hinzu. Aus den Menagiana schöpft Kauler, der nach Settinger<sup>1)</sup> folgende Bearbeitung lieferte:

Nach meinem wenigen Bedünken  
Giebt's fünf Ursachen, Wein zu trinken:  
Man trinkt, den frohen Gast zu ehren,  
Man trinkt, dem jetzigen Durst zu wehren,  
Man trinkt, dem künftigen vorzuziehen,  
Man trinkt des guten Weines wegen,  
Man trinkt, ich habe nichts dagegen,  
Um jeder andern Ursach willen [? Auch j. a. U. wegen].

Friedrich Kind (Gedichte, 4. Bändchen, 2. Auflage. Leipzig 1819, S. 239) erhöht die Zahl der Gründe:

### Die sieben Gründe.

Sieben Gründe giebt's zu trinken.  
Freundesankunft, Nummer Eins!  
Zwei: Wenn schöne Mädchen winken;  
Drei: Besondrer Werth des Weins;  
Vier: Ein Trinklied, hoch zu achten;  
Fünf: Ein trockner Gamm und Mund;  
Sechs: Die Furcht vor künftgem Schwachten;  
Sieben — jeder andre Grund!

Friedrich Rückert (Chamisso's und Schwab's Deutscher Muses-  
almanach für 1838, 20 = Gesammelte Gedichte, Erlangen 1837,  
6, 146 = Frankfurt 1843, 3, 391 = Werke, Frankfurt 1868,  
2, 192) erinnert an Kauler's Verse:

### Die fünf Ursachen.

Nach dem Lateinischen.

Man kann, wenn wir es überlegen,  
Wein trinken fünf Ursachen wegen:  
Einmal um eines Festtags willen,  
Sodann vorhandenen Durst zu stillen,  
Ingleichen künftigen abzuwehren,  
Ferner dem guten Wein zu Ehren,  
Und endlich um jeder Ursach willen.

Karl Simrock (Dichtungen 1872, S. 309) weitet das Epigramm zu einem sangbaren Liede aus:

<sup>1)</sup> Bacchus Buch des Weins, Sammlung der ausgezeichnetsten Trinklieder der deutschen Poesie 1854, S. 464. In Kauler's poetischen Werken und verschiedenen Sammlungen vermag ich jedoch das Gedicht nicht aufzufinden.

**Trinkgründe.**

Motto: Sunt, si quid video etc.

Läuscht nicht alles, so giebt's zum Trinken nur fünfertei Gründe.  
Erstlich Freundesbesuch, dann Durst, den man spürt und befürchtet,  
Endlich die Güte des Weins und irgend anderlei Ursach.

Zum Trinken giebt es Gründe  
Nur fünf, soviel man weiß;  
Doch thust du keine Sünde,  
Vermehrst du sie mit Fleiß.

Der Durst zuerst: verdürstet  
Ist aller Welt ein Graus.  
Die Vaucen wie die Fürsten,  
Sie dürsten im Voraus.

Der andre Grund zu trinken  
Ist alt- und neuer Wein.  
Wir trinken, bis wir süßen,  
Schenkt uns ein Freund nur ein.

Zum dritten, in der Tasche  
Das Geld ist Grund genug,

Dem Tasche reimt auf Flasche:  
Drum frisch noch Einen Zug!

Doch sein die Geldentblöthen  
Darum nur unbeforgt:  
Der vierte Grund mag trösten,  
Daß uns der Wirth noch borgt.

Dem Winzer klingt noch besser  
Des letzten Grundes Trost:  
Wenn man die alten Fässer  
Muß leeren nemem Most.

Ei ja, das wär ein Leben!  
Wir lägen vor dem Spund:  
Woll uns der Herr nun geben  
Recht bald den fünften Grund.

Zum Schlusse mögen noch die beiden englischen Übertragungen hier Platz finden, die in den *Notes and Queries* 7. Series 8, 315 und 1. Series 12, 335 (1855) erwähnt werden. Die erste, welche von Henry Purcell († 1695) zu einem mehrstimmigen Liede benutzt wurde, lautet:

If on thy theme I rightly think,  
There are five reasons why men drink:  
Good wine, a friend, because I'm dry,  
Or lest it should be by-and-by,  
Or any other reasons why.

Die andre schließt sich genauer an den lateinischen Text an:

Five causes for drinking: a guest's health the first;  
The next, that you feel or anticipate thirst;  
The fourth, if the wine appear pleasant to drink;  
And the fifth, when the reason sufficient you think.

Weiter ab stehn andre Rechtfertigungen des Trinkens, die ebenfalls verschiedene Gründe namhaft machen. Ich führe aus diesen nur ein Sinngedicht von Friedr. Haug (*Vossischer Musenalmanach* 1793, 143) an, das die Altersstufen eines Zechers schildert:

**Frank.**

Der wohlbeleibte Pastor Frank  
Trinkt niemals ohne Grund. Er trant  
Im zehnten Jahr, mit ältern sich zu messen;  
Im zwanzigsten, Quisen zu vergessen,



Im dreißigsten aus Amtsverdruß,  
 Im vierzigsten für schwachen Magen,  
 Im fünfzigsten aus Wohlbehagen:  
 Nun ist im sechzigsten ein Maß.

## Zu den Quellen der „Geschichte Philanders von Sittewald“ von Moscherosch.

Von Adolf Hauffen in Prag.

In den Satiren von Moscherosch „Wunderliche und wahrhaftige Geschichte Philanders von Sittewald“ bringt das 5. Gesicht des anderen Teiles „Pflaster wider das Podagram“ eine größere Einlage „Bedenken wider das Podagram“ (in der echten Ausgabe: Straßburg bei Städeln 1665 und 1666, S. 458—506). Dieses Consilium antipodagrienu. das der Verfasser in einer Abschrift von Expertus Robertus erhalten haben will, ist aber nichts anderes als eine sehr freie und erweiterte Bearbeitung der Apologia seu Podagrae Laus von Wilibald Pirckheimer. Ich habe schon vor Jahren in der Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 6, 179—185 gezeigt, daß Pirckheimers Apologie im 16. und 17. Jahrhundert überaus häufig neu aufgelegt, ins Deutsche übersetzt, mittelbar oder unmittelbar ausgebeutet worden ist. Den vielen dort verzeichneten, von Pirckheimer beeinflussten Podagra-schriften muß nun auch das 5. Gesicht Philanders hinzugefügt werden. Moscherosch hat auf sein Vorbild selbst hingewiesen, indem er in den einleitenden Worten zum fünften Gesicht dieses „Pflaster wider das Podagram“ als „Diapirekeimerion“ bezeichnet. S. 442 f.: „Noch ein stattliches Receipt wider das Podagram ist die kräftige Lattwerge genant Diapirekeimerion so man Pflasters weise auflegen kan, die auch manchem Ehrlichen Mann wohl geholffen: von dessen wirkung wir jetsu wunder hören werden, welche Ladwirme dergestalt praeparirt, das wie trefflich gut und kostbahr sie immer ist, man doch umb ein halben Gulden in Herren Städels (des Verlegers von Moscherosch) Bibliothec oder Bücher-Apothek deren so viel kaufen kan, daß man seine tag genug hat.“

Pirckheimers Apologie ist eine Rede, die das auf der Anklagebank befindliche Podagra selbst zu seiner Verteidigung vorbringt, das „Bedenken wider das Podagram“ hingegen ist ein tröstlicher Ratsschlag für einen podagrischen Kranken, wie er sich gegen dieses Leiden

„weisslich verhalten“ solle. Schon darum mußte Moïcherosch viele Einzelheiten seiner Vorlage streichen oder abändern. Er hat aber außerdem eine Menge von gereimten Einschübseln, Citaten, Beispielen und Abschweifungen aller Art eingefügt. Ausdrücklich sei hierbei betont, daß er Fischarts Bearbeitung der Apologie nicht benutzt hat. Zwei Beispiele werden die Verschiedenheit der beiden Bearbeitungen und die Unabhängigkeit Moïcheroschs von Fischart klar darthun.

Birkheimer: Multos curru sublimes aut equis phaleratis vehi, sella vegestari cernitis qui, nisi meo uterentur beneficio, pedibus iter facere cogentur. Quibusdam cunctis aliis stantibus et inter Reges et magnas, sedere licet. Quin non desunt principes ipsi, quid id inbeant et hortentur. Cum interim clientes pulvinaria et scabella seduli afferant ac eos omni demereantur officio et cuncta, quae illis grata esse putant, subministrant. Cum alioqui et citra meum favorem, vix illos alloquio dignos ducerent.

Fischart (Hauffen 3, 82): Wie vil sieht man auf hohen wägen daher faren, geschmuckten heugiten vnd caballen daher reuten, sanften sänften daher führen, gefütterten sesseln daher tragen, welche alle, wann sie nicht meiner genisten, warlich zu fuß postiren müßten. Etliche meiner verwandten heißt man auch zwischen Fürsten, Grafen und Herrn niedersitzen, da man andere auf ihren schönen geraden süßen wol lang sehn laßt vnd storkenbain machen vund die süß vmb ainander abwechseln, wie ain schmiedt die Flaszbälq. Ja, ich sand Fürsten, die solches ordentlich zuthun besatz vund drob anhilten, allda gar lustig zusehen war, wie fleißig, ehrerbütig vnd naigig die Edele hofschrauzen schämel vnd tüffen herzu tragen, dieselbige inen vnter das gesäß schoben vnd inen zu idem winken augendinstlich zu willen waren, welche sie doch on meine anweidende gonst nicht durch ain zamm betten angehen vund aines wörtlins würdig gachtet.

Moïcherosch S. 473 f.: „Mancher fährt auff einer Kutschén, reitet auf einem schönen Ross oder auff dem Esel oder wird auff einem Sessel getragen, als der Americaniische Erstkönig Attabaliba, der wol sonst zuffuß wandern müßte, das macht das werthe Fodagram. Vor Königen, Fürsten vnd Herren muß jedermann mit grosser Ehrerbietung vnd Demuth mit entblößtem Haupt stehen vnd aufwarten vnd das ist der Welt Sitt vnd Schuldigkeit. Zu aber einer vnder der Gesellschaft, dem das Fodagram wohl will, wie bald wird er gebeissen sitzen, sich bedecken, ja Fürsten vnd Herren selbst befehlen solches, heißen solches, bitten sie solches, ja lassen ihnen durch ihre Diener Stüt vnd Sessel, Küssen vnd Pfützen herbey bringen vnd zuehen, daß der Fodagrammische ja nicht vnaußst vnd übel sitzen oder liegen möge. Ja sie reden mit solchen Leuten, denen sie sonst oift die Ehr nicht anthäten, daß sie sie ansehen sotten.“ (Darauf folgt ein Vergleich zwischen den Grafen Zuanens und den Fodagrissen.)

#### Uder folgende Stelle:

Birkheimer: Ita ut et Imperatorum. Regum. gentium ac cunctorum hominum, sive pacis sive belli ne-

Fischart S. 86 f. hat hiesfür einen sehr umfangreichen Abschnitt, den ich nicht ganz hersetzen kann: „Also auch bei vnjern

gotia praeclare ibi expediuntur, nec quempiam latere possit, quid apud Thracas, quid apud Seres, quid etiam apud ultimos geratur Indos. Haec omnia mea proveniunt opera et sedulitate, etiam si interim homines ignorent, quid in propria agatur domuncula.

Flußverstrickten, wann man lang von wichtigen sachen und anschlügen, reden und geueweden gehalten, von Regimentsbestellungen ire bedencken auf den plan gelegt, der Kaiser, König, Fürsten, Stätt, Commen und aller Herrn Friedens- und kriegsgeschäft examiniert und durchgelassen . . . (langer Zusatz) . . . Desgleichen auch erkündigt, was zu Constantinopel, im Egipten, bei dem Pretio Johani, im Lappentland, am Mosconitischen hoff, bei den Menschenfressern, den Canibaln mit den Spannenhohen Kränchaierstürmern, den Figueerzweigen vnd im Kalifat newlich sürgangen . . . Ich mach, das sie also sorgfettig freunde ferregehebene sachen erpehen, wüvot es oft geht, wie das Lid laut:

Forischen freunde geschichten aus  
Vnd wissen doch oft nit,  
Was geschicht im iren aigen haus,  
Was da sei prauch vnd sitt."

Moscherosch S. 477 f.: „Da werden alle die Häudel der Kechser vnd Könige durchgangen vnd genurtheit, wer recht oder vurecht vnder ihuen gethan habe, es sene zu Kriegs- oder Friedenszeiten. Da weiß man, was in Sina, in Jappon, in Calecuti, in Brassilia, in Mexico, in Florida, in Virginia, in Persia, in Türeden, in aller Welt geschiehet; ob mau schon oft nicht weiß, was in dem Haus, in dem Keller oder in dem Stall mag vorgehen: dann vmb so geringe ding bekümmert sich das Podagram gar nicht.“

Den folgenden Satz Pirtheimers: Nullus igitur vates solis aut lunae deliquium verius, quam mei discernere, nullus tempestates, nives, grandines aut imbres certius praedicere potest, ita ut prius quam aeris mutatio alibi qua accidat, illi antea, toto etiam triduo, ita eventurum certissime praesagiant, den Fischart sehr sanftig wiedergegeben hat (vgl. meine Ausgabe 3, 93, Z. 8—17), benutz Moscherosch zu einem großen Exkurs (S. 481/7), zu einem heftigen Ausfall gegen die betrügerischen Praktikenreiber und Kalendermacher der Zeit. Er weist auf ihre Lügen und Kniffe hin, er ruft wie Tabernämontanus die Obrigkeit gegen sie an, er verspottet ähnlich wie Luther (vgl. Euphron 5, 39) ihre allgemein gehaltenen Weissagungen „Wann ein Practic Schreiber setzet, vmb Drey-König tag werden die Muscanten lustig seyn. Vmb Fastnacht viel Lent Kärrisch werden. Vmb Pfingsten viel werden ins Grüne spazieren gehen. Im Sommer, Es werde grosse Hitze seyn. Im Winter, Manchem Mann werde die Zeit schwer fallen. Wer ist's, der ihn deswegen einer Vnwarheit straffen könnte?“ Darum seien „hentigs tags nicht zween rechtschaffene Poeten mehr zufinden“, weil die Seelen der Dichter „nach Pythagorischer

weyße“ in die Leiber der Kalendermacher übergegangen seien. Diese verstünden nun das Lügen und Erdichten.

In anderen Theilen des 5. Gesichtes citiert Moscherosch noch Lukians Tragopodagra, des Georg Barthold Pontanus Triumphus Podagrae (S. 452) und die Podagra-Entomien des Amphitheatrum Dornavii (S. 456).

Das 5. Gesicht wurde sehr beliebt, denn es erschien auch in Sonderausgaben. Auf den Druck von 1739 hat schon Bobertag (Gesichte von Moscherosch, Deutsche National-Litteratur 32, S. XV) kurz hingewiesen. Ein Exemplar, auf das mich Herr Dr. P. C. Stief freundlichst aufmerksam macht, befindet sich auch im Benedictiner-Stifte zu Braunau in Böhmen. Es führt den Titel:

Der nützliche Gebrauch des Adlichen Podagraus, mit allen dabey befindlichen Tugenden desselben. Nebst dem darwieder dienlichen und heilsamen Pflaster, Dem Nächsten aus besondrer Liebe treuhersig entdecket und mitgetheilet von Einem Adepto, der sich Hansß Michael Moschrosch (-sic!) von Wistädt, sonst Philander von Zittelwald nennet. Auf Kosten der Podagraischen Societaet 1739.

Der Text giebt auf 96 Oktav-Seiten einen (abgesehen von unbedeutenden Abweichungen, so viel ich sehe) genauen Abdruck des 5. Gesichtes. Nur die alten Randbemerkungen und die Schlußzeilen „An den Leser“ sind in dieser Sonderausgabe weggefallen.

## Ein Gedicht von Pyra.

Mitgeteilt von Ernst Conventius in Berlin.

[Seite 1.]

**Trostode**

By dem Grabe

Til. deh.

SENN

**Herrn August  
Köhlers,**

E. C. Math's Collegii würdigen Seniors, wie auch  
der beiden hiesigen Kirchen treugewesenen und wohl-  
verdienten Provisoris,

An

Die Hochansehnliche Familie,

Insbesondre

An

Er. HochEdlen, Herrn,

Herrn L. H. Köhler,

Actuario des Hochfürstl. Amts in Forste zc.

Von

P y r a.

Cotbus den 5. November 1741.

Dasselbst gedruckt bey Johann Michael Kühn.

[Seite 2.]

Eheu fugaces — —  
 Labuntur anni: nec pietas moram  
 Rugis, et instanti fenectae  
 Affert, in domitæque morti

Horat.

Du weinst, mein Freund, mein Jonatan!  
 Du weinst, und Pyra hört Dein Stöhnen,  
 Dein Pyra, der bey Deinen Thränen  
 Dir ein mitleidig Ach unmöglich weigern kan.  
 Mein Köhler! ja, mein treues Herz  
 Ist Deinem viel zu fest verbunden.  
 Unmöglich bleibt es ohne Schmerz  
 Bey Deinen tief geschlagnen Wunden.

Ihr, die ihr neben Ihm noch weint,  
 Ihr Freund' und Gömmer, voller Trauren!  
 Erlaubt, daß bey des Grabes Mauren  
 Die bange Waise sich zu gleich mit euch vereint,  
 Und dieses ehren volle Haupt,  
 Das man in seiner Nacht verwaret,  
 Noch mit Cypressenzweig umlaubt,  
 Die sie nur Tugendhaften sparet.

[Seite 3.]

Ach Freund! hier liegt Dein Vater nun.  
 Dein Vater, den ganz Cotbus ehret,  
 Um den man alle seufzen höret,  
 Ein solcher teurer Mann! muß Er doch endlich ruhn?  
 Ja weine über Seine Gruft,  
 Worein Ihm, wer die Tugend liebet,  
 Noch Lob und Seegen nach geruht.  
 Wo jeder sich wie Tu betrübet.

Ihr Greise meiner Vater Stadt!  
 Geschritten Seiner grünen Jugend!  
 Kommt zengt von seiner edlen Tugend,  
 Wie Treu und Redlichkeit sein Haupt erhöhet hat.

Sie standen Ihm zur rechten Hand  
In dem Gewölb und treuen Handel.  
Der Segen krönte Seinen Stand,  
Die Ehre Seinen ganzen Wandel.

Ihr Väter! Cothus Naht und Zier!  
Ihr, die ihr Ihn bey reifen Jahren,  
Mit ehrfurchts werten silber Haaren,  
In eurem Chor verehrt. Kommt zeuget Ihr auch hier.  
Hat dieses Catons strenger Spruch  
Was anders als das Recht beschützt?  
Drückt Ihn der unterdrückten Glich?  
Hat Er die Bosheit je gestützt?

[Seite 4.]

Erscheine selbst, Gottseligkeit!  
Erlenchte dieses Todtenzimmer  
Durch deinen sternreinen Schimmer.  
Besiegle selbst das Lob von Seiner Frömmigkeit,  
Du, die du selbst in Seiner Brust  
Der Andacht Feuer angefachet,  
Und wieder Sünde, Höl und Lust,  
Bey Ihm, bewaffnet, selbst gewachet.

War nicht Sein gottgeweihtes Haus  
Ein liedervoller Andachtstempel?  
War er nicht selber zum Exempel?  
Ging jemand, ungerührt, bey Ihm wohl ein und aus?  
Handst du Ihn nicht, wo Gott selbst sitzt?  
Wies sich Sein Glaube nicht in Thaten?  
Hat Er dem Nächsten nicht genützt?  
Hat Er der Armut nicht gerathen?

Freund! solch ein Vater starb Dir hin,  
Wer könnte Deine Tränen schelten?  
Doch laß Dir dis zum Troste gelten:  
Er starb in Gott mit Ruhm, und lebt in aller Sinn.  
Gott! schenkst du uns zur Buße Zeit,  
Bringst du uns zu den grauen Haaren,  
So gib uns Glauben, Frömmigkeit,  
Laß uns in dir zur Grube fahren.

---

Carmina — — quamvis fellina negare.  
Nec debui — Nec volui —

Glaud.

Gustav Wanicz's Monographie über Immanuel Pyra weist auf verschiedene stilistische Eigentümlichkeiten dieses Dichters hin (S. 151 ff.); sie finden sich auch in der mitgetheilten Trostode, welche die königl. Bibliothek zu Berlin in einem Sammelbände: Kottbuser Gelegenheitsgedichte 1718—1767 aufbewahrt.

Die Bildung adjektivischer Komposita mit „voll“ soll für Pyra, ebenso wie für Klopstocks Jugenddichtung bezeichnend sein, während

sich bei Lauge vor 1741 kein einziges Beispiel hierfür fände. Ich führe aus unserem Gedichte an: „dieses ehren volle Haupt“, „ein liedervoller Andachtstempel“. — Häufig brauche Pyra Wendungen; wie: voll Sehnsucht, voller Jener; ich führe an: „voller Trauren“. — Pyra liebe die Verwendung des Simplex statt des Kompositum. Der Dichter der Trostode sagt weigern statt verweigern und sparen statt aufsparen; „ein mitleidig Ach unmöglich weigern kan“, „nur Tugendhaften sparen“. — Pyra eigen seien die mannigfaltigen teils vergleichenden, teils verstärkenden Komparationen, besonders der häufige dabei zur Verwendung kommende Gebrauch der Steigerungspartikel. Ich führe an: „viel zu fest verbunden“, Worte, die man vielleicht auch als eine alliterierende Verbindung, die der Feind des Reimes liebte, ansehen kann. — Sehr häufig äußere sich Pyras Emphase als Geminatio oder Repetitio. Den Reichtum derartiger Wiederholungen in unserem Gedicht brauche ich nicht erst besonders hervorzuheben; schon der Anfang der Trostode giebt hierfür ein Beispiel, wie es nicht besser zu wünschen ist.

Das Versmaß Pyras sei meist rein jambisch (Wanick nennt S. 60 nur eine Ausnahme: den Segen über Hilas); auch in der Trostode haben wir es mit rein jambischen Versen zu thun.

Wenn Wanick bemerkt (S. 60, Anmerkung), daß Pyra „Fremdwörter und Eigennamen“ im Reime „überhaupt freier“ gebrauche, so scheint uns das nicht den Gesetzen, denen der Reim Pyras folgt, zu entsprechen.

Bei männlichem Reime strebt Pyra den Gleichklang der letzten Silbe zweier Verse, die nach dem Versschema den Ton tragen soll, an. Auch wo diese Silben für unser Ohr unbetont sind, gilt ihr Gleichklang dem Dichter als vollwertiger Reim; das zeigt die häufige Verwendung von Reimen dieser Art: sie sind keine Ausnahmen. — Bei weiblichem Reime sucht Pyra die Übereinstimmung im Klange der letzten zwei Silben zweier Verse, die nach dem Versschema aus Hebung und folgender Senkung bestehen sollen, zu erreichen. Das Versschema allein bestimmt den Wert der einzelnen Silben.

Einzelne Beispiele werden diese Reimeigentümlichkeit besser beleuchten:

Die sei | nē Gōtt | hēit sēg | nētē |

Und Hō | nīg, Milch | und Weīn | strōmt vōn | dēr Hū | gēl Hōh. |

(Zauers Reudrud der freundschaftlichen Lieder S. 71).

Wer ā | bēr ist | die schō | nē Fūh | rein? |

Ihr Wē | sēn, Blick | und Gāng | vērāth | die Kō | nēgin. | (a. a. O. S. 82).

Jētz reis | sēt mich | ein küh | nēr Ō | dēn Schwūng! |

Vēr māg | sō schnēll | in frēy | ēr Un | ordnung | (S. 142).

Hier pflēgt | er in | dēr Ein | sāmkeīt, |  
Und die | sēr wār | äuch itzt | nīcht wēit. | (Z. 33).

Es thrō | net sēlbst dīe Frōm | mīgkeīt |  
In un | vērstēl | tēr Hei | līgkeīt | (Z. 121).

Ein sāmkeīt | — Nie | dērtrāch | tīgkeīt | (Z. 127).  
E | wīgkeīt | — Dānck | bārkēit | (Z. 128).

Zu gleicher Weise, die für Pyra Geistes war, verwendet er Fremdwörter und Eigennamen am Ausgange des Verses; er reimt z. B.:

Eürī | dicē | — Gā | läthēe | (Z. 22).

kōmmt | ūs nāb | — Āmā | hā | (Z. 23).

Sē | mēlē | — Sier | hēn | (Z. 71).

Kahn | — Ū | eēāu | (Z. 134).

Pōsāu | nēn Thōn — Bā | bylōn | (Z. 136).

Him | mēl hēr | — Ā | rābēr | (Z. 140).

wei | tē Bāhn | — Ū | eēān | (Z. 143).

Stu | dion — theu | rēn Sōhn | (Z. 146).

De | pōsi | tīōn | — Mā | sēn Sohn | (Z. 149).

Pallā | dīam | — Frēy | hēit ūm | (Z. 149).

Zu unserer Trostode finden wir diese Reimeigentümlichkeit wieder. Wir haben so die Reime: Gottseligkeit — Frömmigkeit; Buße Zeit — Frömmigkeit; und der Reim, der nach Pyras Anschauung giltig war: Jo nāfān | — wei geru fān |. Für den Reim: Stōhnen — Thrānen findet sich ein Analogon in den freundschaftlichen Liedern (Z. 78): Sphāren — Chōren; auch Pyras Reim (Z. 76) selber — Gewölber mag man zum Vergleiche heranziehen; u. s. w.

Zu der vierten Strophe, die auf des Verstorbenen Lebensstellung, die eines „angesehenen Kauf- und Handelsmannes“ bezug nimmt, spricht der Dichter von der „grünen Jugend“; es scheint mir das keine von den „beschwornen profanen Redensarten“ zu sein, die man in den „Sümpfen der Hochzeit- und Leichenreime“ findet.<sup>1)</sup> Unser Gedicht unterscheidet sich überhaupt in vorteilhafter Weise von den übrigen Klagereimen, die zu Ehren des Herrn August Köhler in Cottbus gedruckt wurden. Und wenn die „bange Muse“ sich zu den Trauernden gesellt, so könnte das mehr als eine poetische Redensart sein. Der Dichter könnte damit im eigentlichen Sinne sagen, daß er als ein Diener

<sup>1)</sup> Vgl. Erweis, daß die G\*ttlich\*dianische Zelte zc. Z. 42; vgl. auch Freundschaftliche Lieder Z. 30 „grünend Haupt“; Z. 166 „die Jugend grünte.“



der Muse dem Verschiedenen den Cypressenzweig um das Haupt windet. In Cottbus, der „Vaterstadt“ dieses Dichters, wird man nicht allzu viele Träger des Namens Pyra zu suchen haben, die mit berechtigtem Stolz ihre Verse eine Gabe der Muse nennen könnten.<sup>1)</sup> Es scheint mir deshalb erlaubt, Immanuel Jacob Pyra als den Verfasser dieser Trostode, die sich durch ihr Pathos auszeichnet, anzusehen. Stilistische und metrische Eigentümlichkeiten sprechen für ihn.

August Köhler starb am 2. November 1741; Pyras Trostode ist datiert: Cottbus den 5. November 1741. Wir werden annehmen müssen, daß Pyra zu jener Zeit selbst in seiner Vaterstadt gewesen, und nicht bei Lange in Laublingen.

Pyras Schlüsselzeile, das vom Drucker unsinnig interpungiert ist, stammt aus einem Epithalamium des Claudianus:<sup>2)</sup> aus der beabsichtigten Variante, die es anweist, könnte man schließen, daß Pyra der Familie des Verstorbenen zu Dank verpflichtet war. Sein Versprechen, das in den Worten des römischen Dichters liegt, steht im Widerspruch zu seiner zielbewußten Theorie. Seuffert hat auf diesen Gegensatz, der durch die Gedichte Pyras hindurchgeht, und für den auch unsere Trostode ein neuer Beweis ist, hingewiesen.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Wie ich gütigen Mitteilungen des H. Archidiaconus Bierkorn (Cottbus) entnehme, befanden sich um 1712 und in den folgenden Jahren zwei Träger des Namens Pyra in Cottbus:

1. Jakob Christian Pyra, Bürgermeister in Cottbus; aus seiner 1712 mit des Superintendenten Prästall Tochter geschlossenen Ehe scheinen keine Kinder hervorgegangen zu sein.

2. Emanuel Pyra, Amtsadvokat in Cottbus; aus seiner 1713 mit Eva Maria Köting geschlossenen Ehe stammen drei Söhne:

a) Emanuel Jakob, geboren 25. Juli 1715.

b) Christian Emanuel, geboren 1. Dezember 1716.

c) Emanuel Richard oder Reichard, geboren 25. Mai 1718.

Letzterer, den Daniel nicht nennt, lebte, wie sich aus dem Totenregister ergibt, nur kurze Zeit:

Am 1. September 1719 starb Emanuel Reichard, jüngstes Söhnchen des königl. Preussischen Amtsadvokaten und designierten perpetuierlichen Stadtrichters Emanuel Pyra. —

Der zweite Sohn stand später, wie bekannt ist, mit dem Freiherrn von Schönau in freundschaftlicher Verbindung.

<sup>2)</sup> Claudii Claudiani carmina recog. Julius Koch (1893), S. 226.

<sup>3)</sup> Anzeiger für deutsches Altertum 10, 256 f.

## Ein Brief Wielands an Lavater.

Mitgeteilt von Paul Leverkühn in Sophia.

Links oben auf dem Titelblatt steht von anderer Hand geschrieben: No. 20.)

Weimar den 29. Julii 1776.

Herzlichen Dank, lieber Lavater, für die beyden Kupfertafeln / mit denen ich sehr zufrieden bin für den ersten Abdruck Ihres Bildnisses, das ich seiner ungemeynen Bestimmtheit, Schärfe und Neuheit wegen für Lippens Meisterstück hatte — und auch Dank, für alle Ihre gegenwärtige und künftige Toleranz meiner von den übrigen alle Augenblicke abgehenden Begriffe und Meinungen. Das dies letztere so ist, und warum es so ist, seh ich sehr deutlich, und eben weil ich das Warum sehe, finde ich das So sehr natürlich. Zanten wollen wir uns, ob Gott will, nie; aber je und allezeit bleibe jedem sein Recht, unverhohlen zu sagen, was er für wahr und recht hält — ein Recht dessen ich mich in kurzem bedienen werde, nachdem ich eine von einem Anonymo mir<sup>1)</sup> aus Winterthur zugeschickte sehr sonderbare Solution einer im Anfang dies Jahres<sup>2)</sup> im Merkur vorgelegte Frage publiciert haben werde. Wenn es die Enthusiasten einmal so weit gebracht hätten, daß über die Lucians gleich Haro gerufen würde sobald sie den Mund aufsthan wollten, die Welt würde nicht gut dabei fahren. Also, audiatur et altera pars! Die Wahrheit wird vermuthlich zwischen beyden inne stehen.

Über Worte und Phrasen wollen wir nie streiten. Es ver= (2) steht sich, daß wenn Sie Sich über Verzenhen, und ich mich über Nichtverzenhen erklären, wir nicht sehr weit von einander seyn können. Gleichwohl ist etwas mehr als bloße Discrepanz in Worten in der Verschiedenheit unsrer Begriffe von dieser Sache. Ich sehe nemlich, und habe lang genug gelebt um es zu sehen, daß sich bey weitem nicht alles Böse das wir / es sey aus Vortats, leidenschaftlicher Verblendung, Unwissenheit, incuria humana. oder v v v / verursacht haben, wieder vergüten läßt. Und auch in den Fällen wo eine Vergütung statt hat, hebt sie doch selten oder vielmehr niemals alle Folgen des Bösen auf. Ich rede bloß von dem was in der Zeit geschieht. Denn bis ins Unendliche reichen meine Blicke nicht.

Hier, Weste, ist ein Brieflein von Venz. Der ist mir gleich ein leibhaftiges Exempel, wie schwer es ist, begangene dumme Streiche / die oft schlimmere Folgen haben als böshafte / wieder zu vergüten. Er gäbe izt Blut aus seinem Herzen her, um alle die feinen Brochuren die eloges de feu Mr. W. die Apologien des Hrn. W. und wie sie weiter heißen, aus der Reihle der existirenden Dinge herauszukaufen. Aber sie sind da, werden gekauft, gelesen, und schaden auf unzählige Art. Womit (3) kann sie Venz vergüten? Was kan er thun? Nichts! Exactement rien; nichts, wodurch er nicht Übel ärger machte; wodurch er nicht mir und sich selbst noch größern Dorn bey der Welt thäte. Er dauert mich oft herzlich; denn ich habe ihn schon unsäglich beweget in seiner Seele leiden gesehen; und Göthe noch mehr als ich. Alles was ich wünschte, wäre, daß andere junge Herren von Genie, vel quasi ein Exempel daran nützen können.

Göthe ist seit 14 Tagen, mit dem Herzog zu Ulmenau, und kömmt erst ausgangs dieser Woche wieder. Er lebt nur ganz für den H[erzog] und seine Geschäfte. In seinen Erholungsstunden zeichnet er. Er hat mein Profil vor einig Wochen

<sup>1)</sup> danach: zu (von Wieland durchgestrichen).

<sup>2)</sup> danach: von mir (von Wieland durchgestrichen).

mit einer Liebe und Wahrheit gezeichnet, womit er allein es zeichnen konnte. Es soll mir sehr gleichen, und ist also das erste in seiner Art. Denn noch kein Maler hat mich attrappiren können. Weil aber dies nur mein Werkstagsgesicht ist, so hat er sich in den Kopf gesetzt, auch mein Sonntagsgesicht zu zeichnen. Unser Verhältnis gegen einander macht mich sehr glücklich. Es ist so rein und schön, als in dieser sublimarisch Welt je eins zwischen zweien ganz natürlichen Menschen<sup>1)</sup> gewesen seyn mag. Hr. Kayser hat mir dieser Tage ein (4) freundlich Brief geschrieben, auf den ich ihn in einem sehr kalten Augenblick geantwortet habe. Ich habe einen Fiß auf alle Musiker, die mir nichts von Schweizer's Meeste sagen. Sind ist ein sehr großes, herrliches Genie — aber Schweizer ist's nicht minder, und seine Composition der Meeste verdient dem größten was jemals gemacht worden, wenigstens<sup>2)</sup> an die Seite gesetzt zu werden. Wenn Hr. K.[ayser] dies nicht fühlt, so ist mir's leid; so muß er die Meeste nicht gehört haben. Denn freulich reicht der gedruckte Auszug nicht zu, Schweizern völlige Gerechtigkeit zu verschaffen. — Und doch, für einen Mann von reinem tiefem Gefühl solt' er zureichen. Ich erwähne diese Sache, weil mir für Hrn. K. bang ist, daß ihn sein Enthusiasmus für Gtuck und für das Große und Erhabene<sup>3)</sup> dieses Meesters zu einseitig und ausschließend mache. Indessen komme ich auch hier, wie allemal, auf meinen ewigen refrain zurück: Jedermann fühle, denke, lebe und mache wie und was er kann, und lasse andere Leute ungehudekt!

Herder wird nun in kurzem hier eintreffen, sagt man. Göthe und ich sind darauf gefaßt. Wer mit mir nicht existiren kann, kann's mit niemand — es müßte denn einer als Sultan unter Selaven existiren wollen. Dies werden wir aber hier in Weimar niemand zugestehen. Göthen habe ich auf Ihre Rechnung 30 #<sup>4)</sup> für acht Kupf. Platten zum Merkur bezahlt. Ade, lieber Zeher! lieben Sie mich, ungeachtet meines kurzen Gesichts und meines Lebens an der Erde, wovon ich genommen bin, so lange Sie können. W.

Der Brief ist nach der Meinung Professor Dr. B. Senfferts in Graz (Brief vom 2. April 1898) bisher nicht gedruckt.

Voran geht der Brief Wielands vom 22. Juni 1776, der das „Verzeihen“ dieses Briefes erklärt. Er findet sich in den ausgewählten Briefen von Wieland 3. 255 ff. mit dem Datum 22. Juni abgedruckt, während Ulrich Hegner in seinen „Beiträgen zur näheren Kenntniß und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavaters. Aus Briefen seiner Freunde an ihn, und nach persönlichem Umgange“ (Leipzig 1836 S. 82—83) ihn vom 21. Juni datiert. Eine etwas heftige Stelle des Briefes lautet: „Welcher Mensch kann sich verdrießen lassen, daß Lavater ein Mensch ist? Und doch, wenn Sie ohne darum weniger zu empfinden und wahr zu seyn, das ist, zu sagen was Sie empfinden, sich die ewigen Superlativos abgewöhnen könnten! Ich habe einen unglücklichen Fiß darauf. — Erfahrung hat mich auf den Positivum zurückgesetzt.“ —

Die zwischen beiden Wielandschen Briefen liegende Antwort Lavaters ist mir nicht bekannt. Die Antwort Lavaters auf unseren

1) danach: f (von Wieland durchgestrichen).

2) wenigstens (über der Zeile).

3) danach: zu (von Wieland durchgestrichen).

4) Tulsaten.

Wieland-Brief ist datiert vom 9. August 1776 und findet sich gedruckt in der Dresdener Abendzeitung vom 14. Oktober 1825. („Vier Briefe von Lavater an Wieland und Baggesen.“) Es heißt darin: „Nun — ich sehe Ihren Brief vor mir liegen. Ein Paar Worte drauf — Antwort. Sei meiner Toleranz sicher. Gewiss ist kein toleranterer Mensch als ich gegen die, die ihrer Überzeugung folgen. . . . Von der Solution, von Winterthur her, weiß ich nichts. Machen Sie, was Ihr innerer Mensch Sie machen heißt, und um weiteres bekümmern Sie sich nicht. Sie haben den vermuthlichen Verfasser alles deß was von Winterthur herkommen mag, wahrscheinlich iko bei sich. Ein edler großer Mensch — aber mit Thränen kann zu heilen von seiner enthusiastischen Stourderie.“

Demnach hält Lavater für den Verfasser der Solution Christoph Kaufmann aus Winterthur. Dieser hatte Anfang Mai 1776<sup>1)</sup> an Wieland ein Manuskript über Schwärmerei und Toleranz für den Deutschen Merkur eingesendet, das aber Wieland aus prinzipiellen Gründen abgelehnt und ihm durch Lavater zurückgeschickt hatte. Wenn auch Wieland später dem Abenteuerer Kaufmann die Spalten des Merkurs öffnete (für eine eitle Notiz über seine Reise nach Dessau, 1776 November S. 188), so scheint doch der Haß Kaufmanns auf Wieland auf jene erste Zurückweisung zurückzuführen zu sein.<sup>2)</sup> — Kaufmann hielt sich dreimal in Weimar auf: vom 21. September bis 9. Oktober 1776, auf der Rückreise von Dessau vom 1. bis 4. November und 24.—27. Dezember; am 23. September besuchte Kaufmann Wieland zum ersten Mal in seinem Garten, wo er eine halbe Stunde blieb. Lavater, der schon am 9. August diesen Besuch vermutete, konnte so genau die Reiseeinteilung Kaufmanns nicht wissen. Während seines Weimarer Aufenthalts sah Kaufmann Wieland mehrfach, hatte aber trotzdem kein Recht zu schreiben: „Goethe, Herder, Wieland, den schwachen, aber guten Bruder, habe ich **wochenlang** zu himmlisch allgemeinen Gedeihen genossen.“<sup>3)</sup>

Als er zum zweiten Male von Weimar abreiste, gab ihm Wieland elf Stücke des Merkur für Lavater mit, dem sie fehlten,<sup>4)</sup> urteilte aber über ihn schon damals richtiger, als die meisten

1) Brief Wielands an Lavater vom 28. Mai 1776, Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte 4, 319.

2) Dünker, Christoph Kaufmann. Leipzig 1882. S. 71. 92. 95. Briefe Müllers an Mayer, Grenzboten 29, IV, 502, und Sulzers an Zimmermann (15. April 1777): „Für Wieland zeigt er die größte Verachtung.“ Trotzdem schlug er 1782 als Arzt und Mitglied der Brüder-Gemeinde in Neusalz den Merkur zur Anschaffung für die Bibliothek vor. (Dünker, S. 184.)

3) Nieger, Minger in der Sturm- und Drangperiode. S. 178 f. (Brief Kaufmanns an Müller vom 28. September 1776.)

4) Schnorrs Archiv 1, 320.

großen Geister, welche jener zu dupieren verstand. (Hegner, Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung J. K. Lavater's. Leipzig 1836, S. 90. Dünker a. a. O., S. 85. Briefe an Merck und Lavater). Lavater erkannte die wahre Natur Kaufmanns erst 1779 (Dünker a. a. O., S. 140) und wollte seither nichts mehr von ihm wissen, trotz mehrfacher Annäherungsversuche jenes (so 1786, Dünker S. 205, und 1791, S. 240).

Im Hinblick auf diese orientierenden Daten und nach dem Stil der Solution ist es immerhin möglich, daß der damals 23jährige Kaufmann der Autor der Solution ist, in welcher er vielleicht einige der „Gedanken über Toleranz und Schwärmeren“ zu placieren vermochte, die seiner Zeit Wieland am selben Orte zurückgewiesen. Dagegen spricht, daß Kaufmann, der überhaupt nicht viel für den Druck geschrieben hat,<sup>1)</sup> jedenfalls in irgend einer Form später den Schleier der Anonymität gelüftet hätte, auch das Datum — falls nicht fictiv — „St. 10. Juni 1776“ stimmt nicht zu den Orten, an denen zu jener Zeit Kaufmann reiste (Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt, Gotha). Wieland entgegnete in den beiden Replikten in sehr deutlicher Weise (Mercur 1776, 3. Vierteljahr S. 132—136, und 3. S. 218—220) und betout ausdrücklich, den Autor nicht zu kennen. Die Worte „von einem Anonymas mir aus Winterthur zugeschickt“ sind im Wielandschen Briefe nachträglich über der Zeile eingeschoben.

Dagegen hielt der Pastor zu Tarwast, Friedrich David Lenz, der ältere Bruder des Dichters, diesen letzteren für den Autor der „Solution“, wie aus einem von ihm im Mai 1777 an seinen Vater gerichteten, in der Nigaschen Stadtbibliothek aufbewahrten Briefe hervorgeht. Darin heißt es: „Haben Sie aber schon das 8. und 9. Stück des ‚deutschen Merkurs‘ vom vorigen Jahr gelesen. In demselben ist unter anderm eines Ungenannten Beantwortung der Frage des Herrn Wielands, ob Schwärmerci, oder Lucianiſche Spöttereie mehr Schaden thäten ꝛ. In meinem Leben habe nichts stärkeres wider unsere Neologen Herrn Feller, Semmler ꝛ. gelesen. Der Stil ist ganz Jakobs Stil in der neuen Arria. Ach möchte doch er Verfasser davon sein, wie lieb wollte ich ihn dafür haben. Da finden Sie ein volles todesendes Herz für Jesum und seine Lehre, da mehr als einen fausten Grafen von Stollberg. Wenn Sie's noch nicht haben, oder gelesen haben, so will ich Ihnen mit nächster Post die beiden Stücke senden.“<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. Dünker, a. a. O. S. 54.

<sup>2)</sup> F. Waldmann, Lenz in Briefen. Zürich 1891 S. 69.

Die „Frage“ steht Deutscher Merkur erstes Vierteljahr Januar 1776, S. 82 und lautet: „Wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen das was sie Enthusiasmus und Schwärmerey nennen, mehr Böses als Gutes gestiftet? Und, in welchen Schranken müßten sich die Anti-Platoniker und Luciane halten, um nützlich zu seyn?“

Die „Solution“ steht ebenda, drittes Vierteljahr, August Nr. 8, Artikel II, S. 111—131 unter dem Titel: „Eines Ungenannten Antwort auf die Frage“ etc. und deren Fortsetzung 3. September, Artikel II, S. 207—218.

Das Wort Haro (normannisch angeblich, den Namen eines Normannischen Fürsten enthaltend und ins Französische übernommen) war schon damals in der schönen Litteratur eingebürgert; es heißt so viel als „halt und zum Richter“ (crier haro sur quelqu'un. clameur de haro (Zetergeschrei), tout le mond eria haro sur lui).

In der Lavaterschen Antwort (9. August 1776) heißt ich gewiß lesen. „Lucian, den Sie mir durch Kayser empfehlen, will ich gewiß lesen. Ich bin gewiß, daß ich Nutzen daraus schöpfen werde.“ Über den Musiker Phil. Chph. Kayser und seine Liebe für Glück siehe C. A. H. Burkhart, Goethe und der Komponist Ph. Chr. Kayser. Leipzig 1879.

Lavaters Antwort fährt fort: „Noch ein Wort vom Verzeihen. Sehr wenig kann von uns vergütet werden. Das ist wahr, wenn gerade der Schaden, den unsere Thorheiten schufen, gehoben werden soll (u. s. w.). Lenz . . . Ich bedaure den Vernunftlosen Edeln! (u. s. w.).“

Das Brieflein des jetzt sehr geschätzten, unglücklichen Dichters Lenz an Lavater ist vielleicht das undatierte, das Hegner (a. a. O. S. 234—236), excerpiert hat. Sein Eloge de feu Monsieur ~~X~~nd (Wieland) erschien 1775. Gegen Wieland sind ferner gerichtet sein Pandaemonium germanicum (1775, herausgegeben von G. F. Dampf, Nürnberg 1819) und seine Wolken. Letztere ließ er vernichten und edierte dann „Vertheidigung des Herrn W. gegen die Wolken“. (1776.) (Vgl. Goedeke, Grundriß<sup>2</sup> 4, 312 und F. Waldmann, S. 29. 30.)

Goethe war am 18. Juli nach Jlmnan gegangen (Tagebücher vom 18. Juli ff. Weimarer Ausgabe 1, 16 ff.). Über Wielands Bild von Goethe siehe Tagebuch Goethes vom 24. Juni 1776. Weizsäcker, die Bildnisse Wielands, Stuttgart 1893, S. 9. Abgebildet daselbst Nr. 5 und Könncke Bilderratlas 1887, S. 174 (2. Auflage S. 242 mit der irrthümlichen Angabe: 1762). Schriften der Goethegesellschaft Band X Bl. 3 die beste Nachbildung.

Goethes Stillschweigen und Zurückgezogenheit wurde von Lavater richtig aufgefaßt, wie er 3. B. an Zimmermann schrieb: „Goethe

schreibt überall keiner Seele; verschließt sich allein; setzt seine ganze Stärke darin, in einem kleinen von ihm selbst beschränkten Kreis ganz und allein zu existiren. Aus diesem Gesichtspunkt muß alles beurtheilt werden.“ (Heinrich Junck, zwölf Briefe von Lavater an Goethe. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München Nr. 272, 28. November 1899) und in der Antwort schreibt er an Wieland: „Göthe — aus bloßer Diskretion mag ich ihn nicht plagen. Sehen Sie ihn aber, so sagen Sie ihm: ‚Lavater dürrtet nach einer Stunde an Göthes Bette‘ (u. s. w.) Daß Göthe Sie getroffen hat, freut mich gedoppelt. Ich werd' es doch zu sehen kriegen. Sie haben 6 # für die Tafeln zuviel bezahlt. Ich bin also noch Ihr Schuldner, oder ein G.[oethe] giebt zurück. Kayser hat das von allen mir bekannten Enthusiasten und Virtuosen voraus, daß er sehr wenig spricht und äußerst leise empfindet: zum Rasoniren keine Vernunft; aber Weisheit zum Handeln.“ Wielands Brief an Kayser vom 26. Juli 1776 siehe Goethe-Jahrbuch 8, 276. „Hier ist Alzeste noch nie angeführt worden. Stellen daraus: hat er [Kayser] meisterlich gespielt.“

Ant. Schweizer schrieb die Musik zu Wielands Singspiel Alceste 1773.

„Herdern bin ich Dank und Briefe schuldig“ u. s. w. (Aus Lavaters Antwort.) Herder traf am 1. Oktober 1776 in Weimar ein.

Die Kupfertafeln wurden für den Wielandschen Deutschen Merkur durch Lavater von einem Kupferstecher hergestellt.

Johann Heinrich Lips, berühmter Maler, Zeichner und Kupferstecher (geb. 29. April 1758, gest. 5. Mai 1817).

Ich spreche Herrn Professor Dr. B. Seuffert in Graz meinen verbindlichsten Dank aus für gütige litterarische Unterstützung bei dieser Arbeit und Frau Georgine Heberle, geb. von Ziegler, Urenkelin des Dekans Veith, in deren Besitz sich das Original des Briefes befindet, für dessen freundliche Überlassung.

## Ein Faustschema.

Mitgeteilt von Max Morris in Charlottenburg.

Zm Autographenhandel (Nr. 106 des Lagerkatalogs 97 von Friedrich Cohen in Bonn) habe ich kürzlich ein Blatt erworben, das ein ungedrucktes Schema zur Helena enthält:

		S. 11.*
1		Einrichtung Zwerge, Altar pp
	Chor.	Spricht ein.
5	Sodann	Ist leicht zu sagen.
	Fortgefah.	Bis Niederträchtiger List erlag
	Sodann	Wie aber wie. [bis]
		ewig Leeren Hades
	Zu suppliren	Gegenwart der Burg
10	Helena	Aurede an Pythoniſſa.
		Da ſie fehlt.
		Bewegung in der Galerie
		Herabſchreiten
		Das Herz geht mir auf
15		Faust Helena.
		Phorkyas Nachricht vom Menelaus.
		Einführung ins Gynecium
		Helena Faust Einigkeit.
		Phor**
20		Chor. Nicht zu verdenken
		Phorkyas Nachricht
		Schwangerſch. Niederkunft.
		Drey Einheiten

Dieses Schema hat Goethe auf ein Folioblatt hingeworfen, das vorher schon für eine erste Reinschrift der Tag- und Jahreshefte gedient hatte. Weimarer Ausgabe 35, 281: „Bei Herstellung dieser Handschrift sind vielfach einzelne Blätter ausgehoben und durch eine verbesserte oder erweiterte Darstellung ersetzt worden.“ Zu diesen gehört das vorliegende Blatt; es enthält auf seiner Rück- oder vielmehr Vorderseite von Johns Hand die erste Fassung des Weimarer Ausgabe 36, 40, Zeile 16—22 abgedruckten Passus. Durch Bleistiftnotizen am Rande und zwischen den Zeilen hat Kiemer daraus die gegenwärtig gedruckte Fassung hergestellt und John hat auch schon auf unserem Blatte den Text danach geändert. Die erste Fassung lautet: „Gegen Ende des Jahres thaten sich beim Theater mancherley Mißhelligkeiten hervor, welche, ohne daß dadurch der Gang der Vorstellungen wäre unterbrochen worden, den Monat Dezember sehr unangenehm vorüber führten. Man kam über gestrichenem: war nach mancherley Discussionen über eine neue Einrichtung überein in Hoffnung, daß auch diese eine Zeitlang werde dauern können.“

Auf diesen nur stilistisch von dem gegenwärtigen Text abweichenden Passus folgt nun ein weiterer Absatz, zu dem John mit Bleistift am Rande angemerkt hat: „Später zu erwähnen“ und der daher im Druck fehlt: „Die zu Erfurt versammelten Monarchen

\* Eigenhändig mit Bleistift, das übrige eigenhändig mit Tinte.

\*\* Gestrichen.



kommen nach Weimar. Julius Cäsar von Voltaire, wird von französischen Schauspielern aufgeführt, ich werde bey dieser Gelegenheit aufgefordert einen Brutus im andern Sinne zu schreiben. Nach einigen Vorstudien findet man Bedenken weiter zu gehen.“ Für „Vorstudien“ stand ursprünglich „Vorarbeiten“; die Änderung ist von Kiemer mit Bleistift am Rande und danach von John mit Tinte am Rande vorgenommen. Das Wort aufgefordert hat Kiemer mit Bleistift unterstrichen und dazu am Rande notiert: „Napoleon zu nennen.“ Es heißt dafür jetzt am Schlusse des Jahres 1808: „Der im September erst in der Nähe versammelte, dann bis zu uns herandrückende Congreß zu Erfurt ist von so großer Bedeutung, auch der Einfluß dieser Epoche auf meine Zustände so wichtig, daß eine besondere Darstellung dieser wenigen Tage wohl unternommen werden sollte.“

Daß Goethe von Napoleon am 6. Oktober auf dem Ballfeste in Weimar aufgefordert wurde, einen Brutus zu schreiben, war bisher aus einem Berichte bei Lewes (Biedermann 2, 225) und aus Goethes Brief an Kirms vom 27. Juni 1810 bekannt: „so würde der, durch einen sehr hohen und bedeutenden Theaterkenner mir aufgetragene, Brutus wohl auch mit flott werden.“

Zu dem Faustschema nur einige kurze Bemerkungen.

Die Worte „Einschaltung Zwerger Altar pp“ beziehen sich auf die Verse 8936—8953, die in H<sub>26</sub> fehlen. Auch in H<sub>1</sub> fehlen sie, dort findet sich aber auf Fol. 11,1 der ursprünglich von 8935 zu 8955 überleitende Vers

Erholt euch aber. Von der Königin hängt es ab

gestrichen und dazu die Bleistiftnotiz „NB. Einschaltung“. Ein besonderes „ad 11“ bezeichnetes Folioblatt enthält dann die Verse 8936—8953. Unser Schema, das diese nachträgliche Einschaltung in Aussicht nimmt, fällt also zeitlich nach H<sub>26</sub> und H<sub>1</sub>, dagegen vor H<sub>27</sub>, H<sub>28</sub> und H<sub>29</sub>, die den Einschub enthalten.

Zeile 3—4 entspricht Vers 8947—8953, 3. 5 = 8954, 3. 6 = 9087, 3. 7 = 9088, 3. 8 = 9121. 3. 9 betrifft die Verse 9122—9126, die in H<sub>38</sub>, H<sub>1</sub> und H<sub>2</sub> als Halbverse gefaßt sind. 3. 10 = 9135—9140, 3. 11 = 9141—9147, 3. 12 = 9148—9151, 3. 13—14 = 9152—9181, 3. 15 = 9182 ff., 3. 16 = 9419 ff.

3. 17. Das ist ein bisher ganz unbekanntes Motiv. Helena wird also während der Abwehr des anrückenden Menelaus mit ihren Mägden ins Gynäceum eingeführt. Statt dessen heißt es im Paralipomenon 165 „Einladung auf den Thurn“, von wo sie den Thaten Fausts zuschauen soll. Im ausgeführten Faustdrama wird beides überflüssig, weil Faust nicht, wie unser Schema und Paralipomenon 165 voraussetzen, selbst zur Abwehr von Menelaus ansieht, sondern nur die Feldherren abordnet.

3. 18 = 9356 ff., 3. 20 = 9385 ff. Der Einklang zwischen Faust und Helena und der Chor „Wer verdächt es“, die unser Schema nach Fausts Rückkehr setzt, erscheinen in der ausgeführten Faustdichtung schon vor Phorkyas' Meldung von Menelaus' Anrücken. Ursprünglich sollte Helenas volle Hingabe erst durch Fausts ritterliche Thaten errungen werden. Die beiden Faust-Helena-Scenen, die unser Schema 3. 15 und 3. 18 andeutet, finden sich gegenwärtig zu einer Scene verschmolzen, in die Phorkyas' Meldung mitten hinein fällt.

3. 21—22 = 9574—9628.

3. 23. Die drei Einheiten waren im strengen Sinne nicht einzuhalten; aber die durch Nebelzüge vermittelten Verwandlungen dürfen in einer Phantasmagorie nicht gar so ernst genommen werden, und auf die Geburt Euphorions eine Messung des Zeitverlaufs zu begründen, wird niemand sich einfallen lassen. Wir sind ja jenseits von Zeit und Raum. Die Einheit der Handlung ist durch den Verzicht auf Fausts Fortgang gefördert worden, denn nun wird eine Spaltung des Interesses zwischen dem fortziehenden Faust und der zurückbleibenden Helena vermieden. Vgl. auch Goethe an W. von Humboldt, 22. Oktober 1826: „Dies kann man also auch für eine Zeiteinheit nehmen, im höheren Sinne; die Einheit des Orts und der Handlung sind aber auch im gewöhnlichen Sinne aufs genaueste beobachtet“ und die Briefstelle an einen Unbekannten bei Puiower (Goethes Faust S. 154): „Das Merkwürdigste bei diesem Stück ist, daß es ohne den Ort zu verändern gerade drey Tausendjahre spielt, die Einheit der Handlung und des Orts aufs genaueste beobachtet, die dritte jedoch phantasmagorisch ablaufen läßt.“

Unser Faustschema fällt nach dem 30. März 1825 (Tagebuch: John überzog die Bleistiftkorrekturen vom Jahre 1808). Es ist in der Weimarer Ausgabe zwischen Paralipomenon 164 und 165 einzuordnen.<sup>1)</sup>

## Uhlands „Speerwurf“.

Von Oswald von Zingerle in Czernowitz.

Das nur 48 Verse umfassende dramatische Fragment hat Keller in seinem bekannten Buche „Umland als Dramatiker“ S. 72 ff. Speerwurf betitelt, weil die vorgeführte Handlung in dem beliebten ritterlichen Spiele besteht, doch ist diese, wie sich zeigen wird, im

<sup>1)</sup> Durch Entzifferung einiger schwieriger Wörter und Zuweisung der verschiedenen Handschriften an ihre Urheber hat mich Schüddetopf freundlich unterstützt.

Rahmen des Ganzen eine nebenfächliche Episode, und wir haben es auch nicht mit einem Stoff aus der romantischen Dichterwelt (Keller S. 7) oder mit einem rein erfundenen Plan, wie Düntzer (Uhlands Dramen S. 15) meint, zu thun, sondern der Dichter hat den Stoff für das leider nicht weit gediehene Drama der deutschen Helden Sage entnommen, was sich trotz dem geringen Umfange des Bruchstückes evident nachweisen läßt.

Wir sehen zwei Brüderpaare in Streit, wer den Speer weiter geworfen habe. Edgar behauptet, der seine sei am weitesten geflogen und dessen Bruder Reginbald nimmt für sich den zweiten Platz in Anspruch, wogegen Emmerich seinen Bruder Friedrich als Sieger erklärt und nach diesem den besten Wurf gethan haben will. Schwanhilde, Edgars und Reginbalds Schwester, tritt ebenfalls für Friedrich ein und schenkt ihm als Preis einen goldenen Armring, ihren Brüdern aber macht sie Vorwürfe, daß sie der guten Vettern Lob zu schmälern trachten:

Dünkt euch, weil ihr des Königs Söhne seid,  
Ihr könnt dem Schafte befehlen und dem Stein,  
Wie weit sie fliegen müssen . . .

Edgar und Reginbald entfernen sich darauf, um nach des ersteren Edel Falken zu sehen, und ebenso Schwanhilde, nachdem Friedrich für den reichen Schmuck gedankt hatte. Den beiden zurückbleibenden Brüdern stellt der inzwischen hinzugekommene Eckart, der sie im Waffenhandwerk unterrichtet, ihr Eifern aus und warnt sie, mit den Königsjöhnen ihre Kraft zu messen.

Euch ziemt Vorsicht und Bescheidenheit,  
Dienstfertig Wesen, dankbares Bezeigen,  
Dem ihr seid Heimatlose, fremdes Dach  
Beherbergt euch, euch sättigt fremdes Brot.  
Ihr habt mir oft gesagt, es denkt euch noch  
Aus früher Kindheit iener großen Stamme,  
Der Stamme, die, der Nacht Gewölke hellend,  
Aus eurer Stammburg Trümmern quatemend stieg.

Wir erfahren also, daß Edgar, Reginbald und Schwanhilde Kinder eines Königs sind, daß an dessen Hofe die beiden Vettern Emmerich und Friedrich, deren Stammburg durch Feuer zerstört worden war, als Heimatlose Aufnahme und an Eckart einen wohlwollenden Lehrmeister und Berater gefunden haben, endlich, daß die beiden Königsjöhne den auf fremdes Dach und Brot angewiesenen Verwandten nicht hold sind, wohl aber Schwanhilde, die besonders Friedrich zugethan erscheint.

Schon die Namen bekunden, daß Uhland die Harlungen-Ermanarichsage<sup>1)</sup> bearbeiten wollte. Eummerich und Friedrich sind die beiden Harlungen, deren Namen im angelsächsischen *Widsið* 113 *Emerca* und *Fridla*, in den *Nuedlinburger Annalen* *Embrica* und *Fritla* (siehe dazu *Zeitschrift für deutsches Altertum* 41, 27 f.) und im *Viterolf* 4367 *Zumbrecke* und *Fritele* lauten. Dem einen entspricht nhd. Eummerich (siehe Förstemann, *Namenbuch* 1, 80; *Zeitschrift für deutsches Altertum* 11, 202; *Koegel Literaturgeschichte* I, 2, 214), den andern, eine Diminutiv- und Koseform (siehe Förstemann 1, 423, *Koegel a. a. O.*), die auf nhd. Friedel wies, hat Uhland aus naheliegendem Grunde durch den Vollnamen Friedrich ersetzt. In der Sage erscheinen die Harlungen als Nissen Ermanarichs (*Nuedlinburger Annalen* *patruelles*, *Genealogia Viperti* Söhne von Ermanarichs Bruder *Herlibo*, *Dietrichs* Flucht von dessen Bruder *Diether*, *Anhang zum Heldenbuch* von dessen Bruder *Harling*, *Thidhrekssaga* von dessen Bruder *Alki*; *Saxo* hingegen bezeichnet sie als *sororii*) und in unserem Fragment stehen die beiden Brüder, die als Vettern der Königsfinder bezeichnet sind, zum König in denselben Verwandtschaftsverhältnisse; außerdem ist hier wie dort (*Anhang zum Heldenbuch*) Eckart ihr Lehrmeister und treuer Hüter.

Nicht so vollkommene Übereinstimmung mit der Sagenüberlieferung herrscht hinsichtlich der übrigen Personen.

Schwanhilde begegnet uns nirgends als Tochter, sondern überall als Gattin Ermanarichs und unter den Namen, die in den verschiedenen Sagenfassungen dessen Sohne resp. Söhnen beigelegt sind, fehlt Edgar. Dazu sei bemerkt, daß die Mehrzahl der Berichte Ermanarich nur einen Sohn zuschreibt, der im *Widsið*, in den *Nuedlinburger Annalen*, in *Dietrichs* Flucht u. s. w. Friedrich, in den nordischen Sagenentwürfen *Kandver*, bei *Saxo* *Broderus* heißt; von zweien (ohne Namenangabe) ist im *Anhang zum Heldenbuch* die Rede und in der *Thidhrekssaga* treten sogar drei auf: Friedrich, *Samson* und *Reginbald*.

Die Zweizahl in unserem Drama beruht auf dem *Anhang zum Heldenbuch*, wenn schon Uhland sicher auch sonst den beiden Harlungen ein Brüderpaar gegenübergestellt hätte. Den einen Namen entlehnte er, wie wir eben sahen, der *Thidhrekssaga*, und da Friedrich als Name eines Harlungen außer Betracht blieb, stand die Wahl zwischen

<sup>1)</sup> Siehe *Grimm*, *Deutsche Heldensage* passim; *Rafmann*, *Deutsche Heldensage* 1, 262 ff. 330 ff. 355 ff. 2, 570 ff.; *Jiriczek*, *Deutsche Heldensagen* 1, 55 ff.; *Rants Grundriß* 3, 682 ff.; *Heinzel*, *Über die ostgotische Heldensage* S. 1 ff.; *R. Meyer*, *Die Dietrichsage* S. 26 ff.; *Koegel*, *Geschichte der deutschen Literatur* 1, 1, 146 ff., 1, 2, 210 ff.; *Zeitschrift für deutsches Altertum* 30, 221 ff. 43, 318 ff.; *Uhlands Schriften* 1, 86 f. 303 f. 456 f.

Samson, Randver und Broderus offen, doch erscheint keiner dieser Namen verwertet. Warum Uhland Samson unpassend fand, ist unschwer einzusehen; bezüglich der beiden anderen wäre u. a. möglich, daß ihm die betreffenden Darstellungen damals noch nicht bekannt waren, doch müssen wir nach dem Endergebnisse annehmen, daß sie aus demselben Grunde unberücksichtigt blieben wie Hemidus und Serila. Aber wie verfiel er gerade auf Edgar? Es wäre irrig, wollte man darin eine bloße Laune, eine Vorliebe des Dichters für diesen Namen erblicken. Auch Edgar hat sein Vorbild in einer der Quellen und die Verbindung mit Reginbald hängt mit der oben erwähnten Umgestaltung des Verwandtschaftsverhältnisses der Schwanhilde zusammen. Was zu dieser bewogen hat, können wir vermuten. Nach der nordischen Überlieferung und nach Saxos Erzählung läßt Ermanarich seinen Sohn hängen und seine Braut resp. Gemahlin Schwanhilde von Rossen zertreten, weil Bilki (Bicco), des Königs böser Ratgeber, beide eines Liebesverhältnisses bezichtigt hatte. Schwanhildes Brüder rächen dann den an der Schwester begangenen Mord. Davon lesen wir auch bei Jordanes, wo aber Sunilda eines andern Fürsten Gattin ist und dessen Treulosigkeit gegenüber Ermanarich büßt (siehe Zirczek a. a. O. S. 58 ff.). In der Thidhrekssaga und im Anhang zum Heldenbuch (wie überhaupt in den deutschen Sagen-Denkmälern) ist hiervon gar nicht die Rede, dafür erscheint jedoch die Geschichte von den Harlungen am ausführlichsten behandelt und diese stehen unstreitig auch in Uhlands Drama im Vordergrund, weshalb von ihm jedesfalls die beiden Quellen zuvörderst in Betracht gezogen wurden. Darin ist nun eine andere, sonst unbekannte Frauengestalt, die Gattin des Ratgebers, eingeführt. Die Thidhrekssaga erzählt, Ermanarich habe der schönen Odila nachgestellt und sie einmal in Abwesenheit ihres Mannes, den er mit einem Auftrage nach Sarkastein entsandt hatte, vergewaltigt, worauf Sifsa auf Vergeltung jaunt. Seiner Rachsucht fallen zuerst Ermanarichs Söhne zum Opfer und dann die Harlungen, welche Odila bei der Königin verdächtigte, daß sie deren Schändung beabsichtigen. Der Anhang zum Heldenbuch motiviert Sibichs Untreue durch dieselbe That, doch ist der Name seiner Frau nicht angegeben und die Königin, die in der Thidhrekssaga im Vereine mit Odila Ermanarich gegen die Harlungen aufstachelt, gar nicht erwähnt. Um aus ihr neben Odila eine dramatische Figur zu schaffen, hätte der Dichter jedenfalls noch jenes Liebesverhältnis zwischen Königssohn und Stiefmutter verwerten müssen, indem er einen der Harlungen substituierte. Hätte Uhland dies beabsichtigt, so würde er aber Schwanhilde in der ihr von der Sage zugewiesenen Stellung belassen haben. Er that es nicht und meines Bedünkens deshalb nicht, weil in der Harlungensage Ermanarichs Gemahlin

keine Rolle spielt und das Motiv zur Ermordung Ermanarichs hier nach dem Harlungenschake ist, endlich auch, weil es ihm widerstrebte, durch Verwicklung in eine anstößige Liebshast die Gestalten der Harlungen in anderem, minder günstigem Lichte, als sie die Sage zeigt, erscheinen zu lassen. Schwanhilde wollte er jedoch nicht missen, er machte sie darum zur Tochter Ermanarichs und an die Stelle der ehebrecherischen Liebe der Frau trat nun die reine, zarte Liebe der Jungfrau, deren Herz einer der mit ihr aufwachsenden Vettern gewinnt. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß Uhlant Schwanhildes Schicksal mit dem der Harlungen zu verketten im Sinne hatte, daß sie mit ihnen den Untergang finden sollte. Wie er aber den Sagenstoff zu verarbeiten und auszugestalten beabsichtigte, welchen Abschluß er dem Drama zu geben vorhatte, diese Fragen bleiben ungelöst, wenn in des Dichters schriftlichem Nachlasse nicht noch aufklärende Notizen entdeckt werden. Nach den deutschen Denkmälern rächt Eckart den Tod der Harlungen. Der Anhang zum Heldenbuch berichtet an einer Stelle (siehe Grimm Heldenlage Nr. 134, v. d. Hagen, Heldenbuch 1, (XIV)), Eckart habe den Ermanarich erschlagen und später in der ausführlicheren Erzählung der Geschichte, er sei mit Dietrich von Bern, dem er die Kunde von der Unthat überbracht hatte, in Ermanarichs Land gezogen und habe dessen Burg eingenommen, der Kaiser und Sibich seien jedoch entkommen. Von der Tötung Ermanarichs durch Eckart mit Hilfe anderer Helden meldet auch Agricola in den Sprichwörtern (siehe Jiriczek a. a. O. S. 82). Für Schwanhildes Ermordung nehmen, wie schon erwähnt wurde, ihre Brüder Rache. Deren Zahl und Namen variieren in den Sagenberichten. Saxo weiß von vieren, die er einfach als genere Helle-sponlici bezeichnet; bei Jordanes heißen sie Sarus und Amminus, in der nordischen Überlieferung Hamdir, Sörli und Erp, die Nuedlin-burger Annalen hingegen berichten Ermanarichs rex Gothorum a fratribus Nemido et Serila et Adaccaro. quorum patrem interfecerat, amputatis manibus et pedibus uti dignus erat occisus est. Nemidus und Serila sind mit Amminus=Hamdir und Sarus=Sörli identisch, weshalb schon Grimm Altdenische Wälder 3, 263 die Vermutung ausgesprochen hat, es sei, wenn nicht eine unbekante sagenhafte Abweichung im Mittel liege, sororem statt patrem zu lesen.<sup>1)</sup> Uhlant muß derselben Ansicht gewesen sein, denn sein Edgar ist der Adaccarus der Nuedlinburger Annalen. Da er für den zweiten Sohn Ermanarichs einen Namen benötigte, lag es nach der Umwandlung Schwanhildes zur Königstochter am nächsten, einen ihrer

<sup>1)</sup> Neuere Forscher glauben an Sagenumbildung (siehe Heintzel, Sigtische Heldenlage, S. 5; Jiriczek, S. 141 und andere).

Brüder zu wählen und wegen der Fremdartigkeit von Hemidus-Handir, Serila=Sörli und Erp (siehe Zeitschrift für deutsches Altertum 12, 305, Koeigel, Litteraturgeschichte I, 2, 217, Zirczetz S. 107) entschied er sich für Adaccar, womit niemand anderer als der an früherer Stelle erwähnte Odoacar gemeint ist. In der Würzburger Chronik steht auch Odoacro für Adaccaro, welche Namensform nach Schröder (Zeitschrift für deutsches Altertum 41, 27) aus der englischen Quelle stammen soll.

Es ist also hiebei keineswegs an die Varianten Edgard, Eddgeir der Thidhrekssaga (Kapitel 275), in welcher der Name Egard=Eckart auf einen Harlungen übertragen erscheint, zu denken. Benutzung dieser Quelle macht sich jedoch anderswo bemerkbar. Kapitel 283 wird nämlich erzählt, daß Fritila, der, am Hofe wohnend, Zeuge der Unterredung zwischen Ermanarich und den beiden Frauen gewesen war, den Harlungen sogleich die Nachricht von der drohenden Gefahr überbrachte, diese ihre Burg zur Abwehr rüsteten und dann gegen Ermanarichs Angriffe mannhaft verteidigten, bis sie durch hineingeschleudertes Feuer in Brand gesteckt wurde, worauf die beiden jungen Helden den Kampf im offenen Felde aufnahmen, endlich aber überwältigt den angedrohten Tod erlitten. Von der Zerstörung der Harlungenburg durch Feuer ist sonst nirgends zu lesen. Im Anhang zum Heldenbuch giebt wohl Sibich Ermanarich den Rat, der Harlungen Land zu bekriegen und ihre Burgen zu erobern, aber dann heißt es kurz also schickt der künig nach den jungen Harlingen siner brüders kint vund liesz sy hencken. Das in Eckarts Rede berührte Ereignis kann demnach nur der Thidhrekssaga entnommen sein, doch hat es Uhland in die Kinderzeit der Harlungen verlegt, weil die geplante Anlage des Dramas neben anderen Modifikationen des Sagenstoffes auch diese verlangte. Eine Konsequenz der Verschiebung jenes Ereignisses und der Versetzung der Harlungen an Ermanarichs Hof ist, daß Eckart dort als ihr Waffenmeister auftritt. Wie und wann er in des Königs Umgebung gelangt ist, bleibt fraglich. Jedesfalls hat ihn Uhland nicht im Gegensatz zur Harlungenjage vorneherein zu dessen Gefolgsmann gemacht, was schon die deutlich zum Ausdruck gebrachte Sorge um das Wohl der beiden Jungen beweist, sondern er ließ ihn mit oder nach seinen Schützlingen dahin kommen, je nachdem er ihn beim Burgbrand an oder abwesend dachte. Ich nehme Letzteres an, schon deshalb, weil der Anhang zum Heldenbuch diesen Umstand hervorhebt — nū was auff die selben zeite der getreu Eckart nit do heym — und weil im andern Falle Eckart nicht die ihm im Drama zugewiesene Rolle hätte spielen können. Seinem Charakter gemäß mußte er, für Leben und Gut der Harlungen einstehend, in heldenhaftem Kampfe fallen

oder überwunden werden und als Gefangener dem Gegner folgen. Dann konnte er aber unmöglich am Hofe Ermanarichs den Harlungen gegenüber die Stellung eines Erziehers einnehmen. Anders verhielt es sich, wenn er an der Affaire unbeteiligt war. Vielleicht hat sich Uswald den Hergang folgendermaßen zurechtgelegt. Bald nach dem Tode des Vaters der Harlungen, der in der Thidhrekssaga *Alfi* heißt, überfällt und zerstört Ermanarich in Abwesenheit Eckarts deren Burg, raubt den Harlungenschatz und entführt die beiden Kinder Emmerich und Friedrich. Eckart, sobald er hievon Kenntnis erlangt hat, begiebt sich nun an den Königshof, den er (nach der Thidhrekssaga) schon früher gelegentlich besucht hatte, und harret als treuergebener Hüter bei den Harlungen aus, die er später auch in der Führung der Waffen unterweist. Sicher würden wir hierüber Aufschluß erhalten, wenn Eckarts Rede zu Ende geführt wäre. Nachdem dieser der Harlungen Pflicht, dienstfertig und dankbar zu sein, damit begründet hat, daß sie heimatlos fremdes Brot essen, fährt er fort: „Ihr habt mir oft gesagt, es denkt euch noch . . .“ Mit der Erwähnung des Brandes bricht die Belehrung ab, doch können wir über den weiteren Inhalt nicht in Zweifel sein. Eckart erzählte, anknüpfend an jene schaurige Begebenheit, deren Erinnerung sich dem Kindergedächtnisse fest eingeprägt hatte, wie sie nun ihre Heimat gekommen seien, erklärte sie über die ihnen bisher unbekannt gebliebenen Verhältnisse sowie über den Urheber und Zweck seiner That auf. Die Enthüllungen mußten einerseits von der Notwendigkeit vorsichtigen Benehmens überzeugen, andererseits das Sinuen und Trachten darauf lenken, wieder in den Besitz des geraubten Erbes zu gelangen. Die unverkennbar hervortretende Energie der Harlungen läßt indes erwarten, daß die empfohlene kluge Zurückhaltung und Selbstbeherrschung nicht lange andauern, daß es vielmehr bald zum Konflicte kommt. Die weitere Entwicklung ist nicht abzusehen, insbesondere, welchen Anteil Ermanarichs Söhne daran nehmen und welches Schicksal ihnen beschieden ist. In der Thidhrekssaga büßen sie vor den Harlungen die Schuld des Vaters, nach dem Anhang zum Heldenbuch bleiben sie auffallenderweise von der Racheucht Sibichs verschont, nur gerät der eine in Dietrichs Gefangenschaft. Vertritt Edgars Edelgalle den Habicht, welchen Mandver vor seinem Tode des Gefieders beraubt<sup>1)</sup> und dem Vater sendet, damit er daran erkenne, welche Bedeutung der Verlust des Sohnes für ihn habe, dann wäre anzunehmen, daß auch sie dem Tode verfallen.

<sup>1)</sup> *Saxo* (herausgegeben von *Höfder*) VIII, p. 280, 33 berichtet eiusdemque das ist: des *Proderus*) *illatus accipiter intimas corpori plumas rostro detrahare cepit.*



Da nun die Grundlagen nachgewiesen sind, rückt das bisher fast ganz unbeachtete Stück in die erste Reihe von Uhlands dramatischen Arbeiten und es ist lebhaft zu bedauern, daß der Dichter über den Anfang der Ausarbeitung nicht hinausgekommen ist. Die Harlungen — so muß das Fragment in Zukunft betitelt werden — wären ohne Zweifel eine der interessantesten Schöpfungen geworden.

Wann Uhland den Stoff aufgegriffen und die Verse niedergeschrieben hat, vermag ich nicht festzustellen. L. Fränkel (Uhlands Werke 2, 167) vermutet 1805, doch geschah es gewiß in viel späterer Zeit. Als Hauptquellen ergaben sich die Thidhrekssaga und der Anhang zum Heldenbuch; der Name Edgar erweist Benutzung der Nuedlinburger Annalen, die auch die Namen der beiden Harlungen boten, und der Edelfalke, falls er nicht Phantasiegebilde ist, bekundet Kenntnis der Völsungasage, ev. der Snorra-Edda oder Saxos. Um 1805 war Uhland noch nicht in der Lage, sich über die Sagen in der Weise zu unterrichten.<sup>1)</sup> Die Thidhrekssaga war zwar schon 1715 durch Peringsköld veröffentlicht worden, aber selbst wenn etwa in Tübingen ein Exemplar zur Verfügung gestanden hätte, so fehlten ihm damals die nötigen Sprachkenntnisse. Eine bequeme Benutzung wurde erst möglich, als v. d. Hagen 1814 ff. den auf die nordische Nibelungensage bezüglichen Prosatexten deren Übersetzung und die der Thidhrekssaga in den „Nordischen Heldenromanen“ folgen ließ, und diese nahm Uhland auch alsbald zur Hand. Sein Tagebuch verzeichnet zum 1. März 1814 „Von Schubart v. d. Hagens Heldenromane und Büschings Erzählungen v. des Mittelalters mitgenommen“ und zum 19. April „die Wilkina saga aufgefangen“. Mit ihrer Lektüre befaßte er sich noch im August und September desselben Jahres und dann wieder im November 1817, um welche Zeit er außerdem für seine dramatische Bearbeitung der Nibelungen die Völsungasaga durchnahm. Zu Saxos Gesta Danorum, die er in Müllers Übersetzung bereits 1801 kennen gelernt hatte, vertiefte er sich im Dezember 1818 (damals war der erste Teil von Grundtvigs dänischer Übersetzung erschienen); ungefähr sechs Jahre früher, am 10. November 1812 war ihm die „Idee zu einem Trauerspiel Balder nach Saxo“ in den Sinn gekommen. Die ältere Edda machte zuerst v. d. Hagen durch seine Ausgabe 1812 in Deutschland bekannt. Die

<sup>1)</sup> Aus der einige Jahre später (1808) in Dauts und Creuzers Studien erschienenen Abhandlung W. Grimms über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältnis zu der nordischen, in der speziell an der Ermanarichsage gezeigt wird, wie dieselbe Sage bei den verschiedenen Völkern einer Hauptnation sich verschieden ausbildet (siehe Kleinere Schriften 1, 103 ff.), konnte Uhland allerdings das Meiste erfahren, aber nicht die Namen der Harlungen, nicht den Namen Abaccarns und die Zerstörung der Harlungenburg, weshalb es ausgeschlossen ist, daß das Fragment damals auf Grund der Grimmschen Mitteilungen entstanden ist.

Einleitung hiez zu las Uhländ am 1. September dieses Jahres, die jüngere Edda aber einige Monate später nach Mühs' Übersetzung. Anfangs Dezember 1815 treffen wir ihn mit v. d. Hagens Eddaliedern von den Nibelungen beschäftigt. Eine Ausgabe der jüngeren Edda hatte Mast 1818 den gelehrten Kreisen besichert, doch weist das Tagebuch keine darauf bezügliche Notiz auf. Dasselbe gilt von den Nuedlinburger Annalen,<sup>1)</sup> die zu jener Zeit in den von Leibniz 1707—1711 herausgegebenen *Scriptores Rerum Brunsvicensium* (Band II) und in *Menckens Scriptores Rerum Germanicarum* 1728 ff. (Band III) zugänglich waren. Möglich, daß Uhländ die Kenntnis der auf die Heldenjage bezüglichen Stellen aus W. Grimms Nachträgen zu den Zeugnissen zur deutschen Heldenjage im 3. Bande (S. 261 f.) der altdeutschen Wälder (1813—1816) schöpfte. Daß er in diesen gelegentlich Nachschau gehalten hat, bezeugen die Tagebucheinträge vom 2. Juli 1816 und 1. November 1817. Mit dem Heldenbuch war er frühzeitig bekannt geworden und einige Stücke daraus hatte er schon 1806 in neuhochdeutsche Verse gebracht. In dem bekannten Briefe an L. v. Seckendorf (siehe Uhländs Leben von seiner Witwe, S. 26; Fränkel 2, 377) wird diese Bearbeitung als der einzige Versuch in diesem Fache bezeichnet. Und warum war es trotz dem lebhaftesten Interesse für die altdenische Poesie dabei geblieben? „In einem Alter von noch nicht vollen 20 Jahren und bei einer ganz entgegengeetzten Bestimmung ist es mir wohl schon an sich nicht möglich, große litterarische Umsicht erlangt zu haben. Dazu kommt, daß mir keine ansehnliche Bibliothek offen steht, aus der ich verborgene Schätze hervorziehen, oder auch nur mich mit dem schon Vorhandenen vertraut machen könnte.“ In dieser demselben Schreiben angehörenden Äußerung liegt hauptsächlich die Begründung. Erst im folgenden Dezennium gestalteten sich die Verhältnisse günstiger, es flossen die litterarischen Quellen reichlicher und Uhländ hat fleißig aus ihnen geschöpft. Unter der großen Masse wissenschaftlicher Litteratur, die 1810—1820 von ihm durchgearbeitet wurde, erscheinen fast alle Quellen, die für das Drama in Betracht kommen konnten, aber vergeblich sucht man im Tagebuch eine Andeutung des Vorhabens, die Harlungen- oder Ermanarichjage dramatisch zu behandeln. Das Bruchstück dürfte also erst nach 1820 gedichtet worden sein.

<sup>1)</sup> Das Tagebuch vom Januar und Februar 1819 erwähnt wohl das Chronicon Urspergense, das Uhländ wegen Otto von Wittelsbach zur Hand nahm, aber darin ist neben Tarns und Anminis (qui vulgariter Sarello et Hamidicus nominantur) nicht auch Abaccarus oder Doacar genannt.

## Ein Schauerroman als Quelle der „Ahnfrau“.

Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Tragödie.

Von Ludwig Wypfel in Wien.

Schon vor Grillparzer ist das Überfönnliche wiederholt auf die Bühne gebracht worden, und doch packt uns der Geist in der „Ahnfrau“ mit so elementarer Gewalt, daß wir die Empfindung haben, etwas ganz Neues zu sehen. Wir werden vom Schrecken gelähmt, wie die Personen im Stück, denen das Gespenst erscheint, und eine Gänsehaut läuft uns über den Körper. Vieles trifft hier zusammen, um diese eigenartige Wirkung hervorzubringen. Gewisse Jugendeindrücke werden lebendig, die geniale Persönlichkeit des Dichters ist gewiß auch mit im Spiele, insbesondere sein Gespensterglauben, der für den jungen Grillparzer nachweisbar ist und aus dem heraus die „Ahnfrau“ intuitiv geschaffen wurde. Eine Frage aber drängt sich vor allem auf: Wieviel von dieser Wirkung geht auf die beiden Quellen zurück, aus denen Grillparzer geschöpft hat und von denen er in der Selbstbiographie spricht. Der Dichter stellt selber dar, welchen Anteil sie schon bei der Konzeption des Werkes gehabt haben. Längere Zeit lagen „beide Eindrücke“, das heißt Motive aus dem Stoffgebiete jener Quellen, „nebeneinander in seinem Kopfe“. Eines Morgens ganz plötzlich vollzieht sich ihre Verschmelzung. Die Sache geht so rasch, daß zwischen Erwachen und Aufleiden der Plan zur Ahnfrau fertig ist. Über die Quellen selbst äußert sich Grillparzer folgendermaßen:

„Ich hatte in der Geschichte eines französischen Räubers, Jules Mandrin, glaub' ich, die Art seiner Gefangenenehmung gelesen. Von den Häschern verfolgt, flüchtete er in ein herrschaftliches Schloß, wo er mit dem Kammermädchen ein Liebesverhältnis unterhielt, ohne daß diese, ein rechtliches Mädchen, ahnte, wem einem Verworfenen sie Kammer und Herz geöffnet hatte. In ihrem Zimmer wurde er gefangen. Der tragische Keim in diesem Verhältnisse oder vielmehr in dieser Erkennung machte einen großen Eindruck auf mich.

„Ebenso war mir ein Volksmärchen in die Hände gefallen, wo die letzte Enkelin eines alten Geschlechtes vermöge ihrer Ähnlichkeit mit der als Gespenst umwandelnden Urmutter zu den schauderhaftesten Verwechslungen Anlaß gab, indem ihr Liebhaber einmal das Mädchen für das Gespenst, dann wieder, besonders bei einer beabsichtigten Entführung, das Gespenst für das Mädchen nahm . . .“

Die erste dieser Quellen ist die Geschichte des Räubers Louis (nicht Jules) Mandrin,<sup>1)</sup> die andere, die der Dichter „Volksmärchen“ benennt und die hier besonders in Betracht kommt, blieb lange unanfällig; begreiflicherweise, enthält doch die angeführte Stelle weder Titel noch Verfasser des Werkes, und keine der handelnden Personen wird darin namentlich angeführt. Schon war man daran, sich damit zu beruhigen, Grillparzer habe eine der gangbaren Versionen der Sage von der weißen Frau für sein Drama benutzt, als es Glossy gelang, in der Wiener Stadtbibliothek einen Roman ausfindig zu machen, der alle charakteristischen Züge in sich vereinigt, die der Dichter a. a. O. heraushebt. Es ist ein Schauerroman mit dem Titel: „Die Blutende Gestalt mit Dolch und Lampe oder die Beschwörung im Schlosse Stern bey Prag. Wien und Prag, bey Franz Haas.“ D. J. Schon nach dem Wortlaute des Titels findet man es begreiflich, daß sich Grillparzer wenig gedrängt fühlte, ihn voll in seine Selbstbiographie einzusetzen. Der Katalog der Grillparzer-Ausstellung führt den Roman bereits als Quelle zur „Ahnfrau“, und Sauer verzeichnet dies im Jahresberichte für Neuere Deutsche Literaturgeschichte 1892, IV 12 : 169.

Daß der Roman, die wahrscheinliche Quelle zur Ahnfrau, einer verhältnismäßig niederen Sphäre von Geistesprodukten angehört, steht keineswegs im Widerspruche mit der Vorstellung, die wir uns nach den Ausführungen in Grillparzers Selbstbiographie von ihr machen müssen. Man beachte folgende Stelle:

„An die Ausführung zu gehen, hinderte mich . . . ein Schamgefühl, einen Stoff zu behandeln, der höchstens für die Vorstadttheater geeignet schien, und mich einer Klasse von Dichtern gleichzusetzen, die ich inuner verachtet hatte, obwohl ich Poesie genug in mir fühlte, die Geistergeschichte so auszustatten, daß man ein Dummkopf oder ein deutscher Gelehrter sein müsse, um viel dagegen einzuwenden zu können.“

Klingen diese Worte nicht wie eine Entschuldigung für die getroffene Stoffwahl?

Das nämliche Bedenken, das den Dichter eine Zeit lang abhielt, den fertigen Plan auszuführen, scheint die Forscher abzuhalten, sich mit dieser Quelle zur „Ahnfrau“ eingehender zu befassen. Dies ist umso begreiflicher, als noch ein Umstand die Untersuchung erschwert: der Roman ist ohne Jahr erschienen. Die Übereinstimmungen mit dem Drama, die er augenscheinlich anweist, könnten also auch

<sup>1)</sup> Siehe des Verfassers Aufsatz: Die Geschichte des Räubers Louis Mandrin als Quelle zur „Ahnfrau“. Programmabhandlung der Staats-Oberrealschule im XV. Bezirke Wiens. 1899/1900.

ihre Erklärung darin finden, daß er nach dem Theaterstücke gearbeitet, also von letzterem beeinflusst wurde. Um diesem Einwand endgültig entgegenzutreten, gab es nur ein Mittel von schlagender Beweisraft: den Roman zu datieren. Der Zufall war günstig. In der Bibliothek des Börsenvereines deutscher Buchhändler in Leipzig ist ein C. Haascher Verlagskatalog (Wien und Prag) vom Januar 1817 erhalten, der auf Seite 9 den Roman „Die blutende Gestalt u.“ bereits verzeichnet.<sup>1)</sup> Hiermit erscheint, da ja die Erstausführung der „Ahnfrau“ auf den 31. Januar 1817 fällt, die Priorität des Romans erwiesen, und der Veröffentlichung nachstehender Arbeit steht nichts mehr im Wege.

Nach den Ausführungen des Dichters interessierten ihn an dem „Volksmärchen“ besonders die Gespenstermotive, und zwar, wie er selbst ausführt:

die Persönlichkeit der Ahnfrau,  
das Verwechslungsmotiv  
und das Entführungsmotiv.

### 1. Die Persönlichkeit der Ahnfrau.

Wenden wir uns zunächst dem Gespenst der Vorlage: der „blutenden Gestalt“ zu! In ihr haben wir eventuell das Urbild der Ahnfrau zu erblicken. Unleugbar weisen beide Sputzgestalten Familienähnlichkeit auf.

Beide sind „Armmütter“ eines adeligen Geschlechtes. Beide laden zu Lebzeiten die gleiche Schuld auf sich, sie sind ihrem Geliebten, resp. dem Gemahl untreu, beide büßen ihre Schuld auf gleiche Weise: ein verhängnisvoller Dorsch bereitet ihnen ein frühes und gewalttames Ende.

Schon in der Vorlage werden die Liebenden, die eine sündige Neigung vereinigt, von dem Hintergangenen unerwartet überrascht. Freilich rettet sich Beatrix, die Ahnfrau der Vorlage, vorerst noch durch ihre Verstellungskunst.

Grillparzer verstärkt die Schuld der Ahnfrau dadurch, daß er für die Untreue der buhlerischen Beatrix den Ehebruch einsetzt, andererseits entschuldigt er ihren Fehltritt, soweit er entschuldbar

<sup>1)</sup> Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle dem Herrn Oberbibliothekar Gebhardt der Universitäts-Bibliothek Leipzig, desgleichen dem Herrn Bibliothekar K. Burger des Börsenvereines der deutschen Buchhändler ebendasselbst für ihr freundliches Entgegenkommen in dieser Angelegenheit, sowie für ihre fördernden Anstalten den besten Dank auszusprechen. Desgleichen fühle ich mich gedrängt, der Hilfsbereitschaft meines jugendlichen Freundes Otto Meindl Erwähnung zu thun, der mit Unverbrochenheit und Zuversicht ein gut Teil der für die Datierung nötigen Anfragen und Nachschlagsarbeiten auf sich nahm.

ist, durch eine starke Leidenschaft. Er reut sozusagen die Motive der Quelle mit geschickter Hand ein; nach mancherlei Schwankungen, die durch beide Fassungen<sup>1)</sup> der Tragödie hindurch verfolgt werden können, entscheidet er sich dafür, den Charakter der Ahnfrau nach Möglichkeit zu heben.

Das tragische Gescheh dieser „Armmütter“ hat sich in grauer Vergangenheit, im Roman vor 300 Jahren abgespielt und bildet eine Art Vorgeschichte, die in beiden Fällen mit der Haupthandlung in den Zusammenhang von Schuld und Sühne gebracht wird.

Beiden „Armmüttern“ fällt die Rolle des Schreckgespenstes zu, das erst zur Ruhe kommt, bis gewisse Bedingungen erfüllt sind.

Beatrix muß „als Gespenst umherirren unter den Lebenden“. Weil sie aber vor ihrem Ende ihr Sündenleben bereut hat, wird dieser Urteilspruch gemildert: „dreihundert Jahre soll sie in geistiger Schauerlichkeit wallen und wandeln auf Lindenberg“, „dann hat sie hinlänglich gebüßt, dann darf sie Gutes stiften, dann soll sie den Geist der Wollust hindern, „sich Opfer zu häufen“. Gerade zu Beginn des Romanes vollzieht sich diese Wandlung, der Läuterungsprozeß nimmt seinen Anfang, ihre „thatenlosen Wanderungen haben ein Ende“; sie setzt nun alles daran, „sich die so heiß gewünschte und schon so lang entbehrte Ruhe zu erringen“. Die blutende Gestalt ist also in der ersten Phase ihres Daseins eine Art rächender Nemesis, in ihrer zweiten Phase Warnerin, Ketterin, ein guter Geist.

Auch die Bußzeit der Ahnfrau währt weit über ihr zeitliches Dasein hinaus; doch setzt der Dichter der Dauer ihrer Strafe ein anderes Ziel. Als Gespenst muß sie wallen und wandeln, bis der Stamm der Borotin erloschen ist. Jener Läuterungsprozeß wird fallen gelassen. Nun scheint Grillparzer unterschiedslos Motive aus beiden Phasen des Vorbildes entlehnt zu haben, wodurch manches Widerstreitende im Wesen der Ahnfrau seine Erklärung fände. Der Geist im Theaterstück gleicht im großen und ganzen mehr der blutenden Gestalt der ersten Phase, nur im 5. Akte nähert er sich stark dem Vorbilde in seiner späteren Gestalt. Er redet ins Gewissen, warnt, rät und droht.

1) Der Text der Ahnfrau liegt in 2 Fassungen vor. Das in der Wiener Stadtbibliothek aufbewahrte älteste Manuskript bietet den 1. Entwurf (1. Fassung). Dieser wurde nach Bemerkungen des Dramaturgen Schrenvogel zum Zwecke der Bühnenaufführung einer Umarbeitung (2. Fassung) unterzogen. Die 2. Fassung liegt den üblichen Drucken zugrunde. Streng genommen, giebt es noch eine 3. Fassung, welche ein Zwischenstadium der oben erwähnten Versionen darstellt und die dem Ahnfräulein-Manuskript in Form von Blättern beiliegt. Naturgemäß kommt hier vor allem die 1. Fassung in Betracht, auf die sich der Einfluß der Quellen unmittelbar äußern mußte. Wo im Folgenden nicht ausdrücklich das Gegenteil bemerkt wird, ist die erste Fassung gemeint.

Sonst ist beiden Spukgestalten eine ähnliche Machtphäre zuge- teilt. Von der blutenden Gestalt heißt es ausdrücklich, sie besitze nur wenig Macht; die Ahnfrau klagt, „daß ihr Macht gebricht“. Vermöge einer ihnen innewohnenden Prophetengabe können sie warnen und durch ihr Erscheinen Unglück verflüchten.

Beide endlich leiden unter dem Bewußtsein ihrer Schuld. Die blutende Gestalt „soll in vollem Maße das Böse ihrer That fühlen“; die Ahnfrau „haßt in jedem Enkelkinde die vergangene Sünde“.

Beide Spukgestalten treiben ihr Unwesen in einem alten Schlosse.

Seite 30. Die blutende Gestalt wählte (auf Lindenberg) das beste Zimmer im Hause, durchstrich gelegentlich die alten Gänge, wandelte in den geräumigen Sälen umher, blieb bisweilen vor der Kammerthür stehen, und heulte und jammerte.

Vgl. Vers 568 f. Darum wimmert es so kläglich  
In den halbverfallnen Gängen. (2. Fassung.)

Vers 553 f. Darum muß sie klagend wallen  
Durch die weiten, öden Hallen.

Vers 347 f. Daß du wie ein Nachtgespenst  
Durch die öden Säle wandelst.

Der Gespensterspuk, der Jaromir aus dem Schlafgemach ver- treibt, geht auch im „besten Zimmer im Hause“ vor sich.

Vers 726 (Graf). Unser Günther mag ihn weisen  
In das köstlichste Gemach.

Jaromir nennt es „Brunstgemach“.

Auch sonst weist die Örtlichkeit viel Ähnlichkeit auf. Schloß Borotin mit den „halbverfallenen Außenwerken“ erinnert vor allem an Schloß Stern, neben dem sich die Ruinen, „die noch halb stehenden Mauern“ des alten Schlosses ausdehnen. Weitver- zweigte unterirdische Gänge, „schauerliche Gewölbe“ befinden sich unterhalb der Mauerreste, ja selbst die Gruft der „ehemaligen Be- sitzer“ mit einem „hohen und prächtigen Grabmahle“ und „einer Statue am Grabmahle“ fehlt nicht. Vgl. die Bühnenweisung der Verwandlung im 5. Akte: Grabgewölbe (früher: des Schlosses). Im Hintergrunde das hohe Grabmal der Ahnfrau mit passenden Sinn- bildern. Schon in der Vorlage suchen Räuber und Verbrecher in diesen Gewölben Zuflucht.

Auch das gleiche Requirit fordert Beachtung. Ein Dolch ist der blutenden Gestalt beigegeben; es ist derselbe, den der Buhle ihr ins Herz stieß, und er spielt auch noch im Roman eine Rolle. Im Trauerspiele hängt der verhängnisvolle Dolch nach Art der Schicksals- tragödie vom Anbeginn des Stückes in der Halle und harrt seiner fatalistischen Sendung.

Die blutende Gestalt erscheint unter gewissen begleitenden Umständen, die zum Teil der allgemeinen Geistesertradition angehören. Der Dichter durfte sie nicht vernachlässigen, wenn er das Übernatürliche glaubhaft machen wollte. (Vgl. Lessings Hamburgische Dramaturgie.)

So erscheinen beide Geister mit Stunden Schlag. Das Nahen der blutenden Gestalt wird zuweilen durch Verlöschen der Lichter angekündigt. Der Wind „streift durchs Zimmer, der Sturm heult von außen“, ja Blitze zucken nieder, und furchtbare Ungewitter entladen sich. Selbst eine „sanfte Harmonie, leise kaum hörbar“ begleitet einmal ihr Erscheinen, die „Töne sind melodisch, doch flößen sie Ahnung und Schauer ein“, was an die Stelle der Bühnenweisung „unter jeltjammem Geräusch erscheint die Ahnfrau“ gemahnt. Die blutende Gestalt spricht durch Gesten, sie winkt, wehrt ab, droht, ringt die Hände, wimmert und jammert.

## 2. Das Verwechslungsmotiv.

Ein Zug aber war, wie Grillparzer selbst hervorhebt, für seine Quelle vor allem charakteristisch: das Verwechslungsmotiv. Grillparzer hat es sich so zu eigen gemacht, daß es fast allen Geisterjzenen der Ahnfrau zugrunde liegt. Auszunehmen sind nur der Geisterjput im Schlafzimmer Jarowirs (vor Beginn des 2. Aktes) und das Erscheinen der Ahnfrau im 3. Akte. Seine unheimliche Wirkung kennzeichnet Borotin, S. 993 ff.:

... Und der Vater seiner Tochter  
Nur mit Angst und innerm Grauen  
Wagt ins Angesicht zu schauen,  
Ungewiß, ob es sein Kind,  
Ob's ein höllisch Nachtgesicht.

Diese Verwechslungen führen eine Vermengung von Geisterwelt und Wirklichkeit herbei, die zur Folge hat, daß der Getäuschte auf seinen guten Glauben hin eine Zeit lang vertraulich und sicher mit dem Geistesjten verkehrt. Sobald aber die Täuschung endet, reißt die Kluft zwischen Geistesjten und warmem Leben um so grauenvoller auf, so daß sich der in Mitleidenschaft Bezogene mit stets gesteigertem Entsetzen von dem Geiste abwendet. Das Publikum aber wird beständig in beängstigender Spannung erhalten, weil es ja die Illusion nicht teilt.

Noch eine andere Wirkung hat die Anwendung dieses Motivs. Das Schauerlich-Geistesjten, das sonst mit dem Erscheinen des Geistes, also ganz plötzlich zur Geltung kommt, wird nur allmählich fühlbar, denn die Rückkehr von der Illusion vollzieht sich nur schrittweise. Thatsächlich hat die erste Geisterjzene der Tragödie (zwischen



Borotin und der Ahnfrau nichts anderes darzustellen als dieses langsame Auftauchen der schrecklichen Gewißheit, daß er es mit einem Gespenste zu thun habe; im 2. und 5. Akt tritt die Enttäuschung mehr ruckweise ein.

Grillparzer begnügt sich indessen nicht mit dem, was die Vorlage bietet (dort wird nur der Geliebte Bernard von den Täuschungen betroffen), er läßt vielmehr alle Kombinationen möglicher Verwechslungen ablaufen, selbst Bertha im Ahnenjaal hält den Geist anfangs für ihr Spiegelbild.

Die Voraussetzung für diese Verwechslungen ist selbstredend die Ähnlichkeit der Verwechselten. Die Vorlage begnügt sich mit Übereinstimmung der Gestalt und Kleidung.

Der Kopf der blutenden Gestalt ist mit „einem langen Schleier verhüllt“. Diesen Zug hält die Tragödie fest: die Ahnfrau ist von Bertha nur durch einen wallenden Schleier unterschieden. Bei Grillparzer gleicht die Enkelin ihrer „Armmutter“ auch von Angesicht.

In jenen unheimlichen Zügen, welche geeignet sind, die eingetretene Verwechslung aufzuheben, schwelgt förmlich der Verfasser des Schauerromanes. S. 44. f.:

Er (Bernard) sah einen belebten Leichnam . . . . . ihre fest auf ihn gehetzten Augäpfel waren hohl und glanzlos. Das Gespenst sah ihn einige Zeit schweigend an.

. . . . Die Erscheinung setzte sich ihm gegenüber . . . und schwieg! ihre Augen waren voll Ernst auf ihn gerichtet.

Die Ahnfrau „starrt den Grafen mit weit geöffneten toten Augen an“; sie „starrt graß nach ihm“; „ihre starren Leichenblicke haften ihm wie Dolche in der Brust“.

Die blutende Gestalt spricht bei ihrem ersten Erscheinen gar nicht, beim zweiten Erscheinen wenige Worte „in einem leisen Grabeston“. Die Ahnfrau bringt nach langem Schweigen mit unbetonter Stimme „tote Worte“ hervor.

Auch vollzieht sich der Abgang der Erscheinungen in ähnlicher Weise.

Die blutende Gestalt „schreitet langsam aus dem Zimmer“, desgleichen die Ahnfrau im 1. Akte, im 2. Akte heißt es ausdrücklich: „Die Gestalt senkt und bewegt sich langsam in die Scene.“

Ganz ähnlich äußert sich auch die Einwirkung des Spuses auf die Umgebung.

Entsetzen ergreift Borotin und Bernard.

Seite 44 heißt es: Das Blut froh in seinen Adern. Ähnlich Seite 36: Das eisig gewordene Blut. . . . Seite 45: Das in den Adern erstarrt gewesene Blut. . . .

Man vergleiche:

340 f. Fühl' ich nicht mein Blut noch starren  
Von dem graffen, eis'gen Blick? —

328 ff. Daß . . . der Beine Mark gerinnt. (Andere Lesart: gefriert.)

Die Erschrockenen schreien auf, zittern, beben; besonders aber ist eine Außerung des Entsetzens charakteristisch. Beide Spukgestalten halten die Umgebung in lähmendem Bann. Vgl. S. 45:

Bernards Nerven waren in Ohnmacht gefesselt, er blieb in der nächtlichen Stellung unbeweglich wie eine Bildsäule.

Ebenda: Es war etwas Versteinerendes in seinem (sc. des Gespenstes) Blicke.

Später heißt es gar:

Die Augen der Erscheinung „schienen mit denen der Klapperschlange etwas gemein zu haben, denn umsonst wollte er die seinigen hinweg wenden, er konnte wie verzaubert nicht eine Minute das Gespenst aus dem Gesichte lassen. Eine ganze Stunde blieb es in dieser Stellung, ohne zu sprechen, ohne sich zu bewegen, auch er vermochte beides nicht“.

Zu diesem Bann befindet sich der Graf im 1. Akt:

Vers 331. Weg den Blick! Von mir die Augen!

Ähnlich verherren im 5. Akte die Verfolger beim Anblick der Ahufrun in regungsloser Erstarrung (siehe unten).

Der Bann wird mit dem Verschwinden der Erscheinung gebrochen.

S. 45 (nachdem die blutende Gestalt verschwunden ist):

. . . bis zu diesem Augenblicke waren alle körperlichen Kräfte Bernards untätig, und nur die seiner Seele wach gewesen. Jetzt hörte der Zauber auf.

Ganz so der Graf nach dem Verschwinden der Ahufrun:

Vers 335. So! — Nun tem' ich selbst mich wieder! —

Auch die Häscher im 5. Akt erlangen erst nach dem Abgang der Ahufrun die Fähigkeit, sich zu bewegen, wieder zurück. In beiden Werken ist dieser Zug nicht konsequent durchgeführt. Bernard entführt thatsächlich den Geist und fühlt nicht, daß er ein Gespenst in Armen halte, im 2. und 5. Akte kommt Jaromir erst spät von seinem Irrtum zurück, der lähmende Schreck tritt erst mit der Erkenntnis ein, daß er es mit einem Gespenste zu thun habe.

Ähnlich verhalten sich die Personen nach dem durchgemachten Schreck. Bernard „sinkt ohnmächtig aufs Lager zurück“; der Graf „stürzt niedergedonnert in den Sessel zurück“. Der Krankenwärter ruft „Hülfe herbei“: Borotin findet auch erst „nach einer Weile“ den Gebrauch seiner Stimme wieder; er ruft Bertha herbei.

Auffallend ist folgende Parallelstelle:

§. 38. „Was war das?“ sprach er (Bernard nach durchgemachtem Gespenster-  
schreck) tief athemholend zu Theodoren. „Sahest, hörtest du nichts?“

Vers 337 ff. (Graf). Was war das? — hab ich geträumt?  
Sah ich sie nicht vor mir stehn,  
Hört ich nicht die todten Worte . . .

Und gleich darauf vor Vers 345 in der ersten Fassung die Bühnenweisung „Graf (schwer Athem holend)“, die später gestrichen wird.

Noch ein Zug ist gemeinjam.

Bernard verleugnet die Gespenstererscheinung.

§. 46. Das Sonderbare dieser Begebenheit machte ihn entschlossen, sie zu verschweigen, weil er nicht erwarten konnte, daß dieser Umstand Glauben finden würde.

Der Graf desgleichen vgl. Vers 395 ff.; ähnlich Jaromir im 2. Akt, Vers 770 f. und Vers 964 ff.

Die andere Art von Verwechslung, deren Grillparzer a. a. O. auch Erwähnung thut (der Liebhaber hält das Mädchen für das Gespenst), hat psychologisch die entgegengesetzte Voraussetzung, nämlich Gespensterfurcht. Die Mitternachtsstunde, vorausgegangene Berichte über das Gespenst, vor allem die Stimmung, die der Erzähler absichtlich zu diesem Zwecke erzeugt, rufen sie in der Vorlage hervor. Im Theaterstück folgt diese Art der Sinnestäuschung unmittelbar auf Geistererscheinungen. Der Betroffene traut seinen Sinnen nicht mehr. Eine Art der Verwechslung erzeugt die andere.

Die Quelle enthält noch an zwei Stellen eine dritte Art des Gespensterschreckens: der Geist erscheint nicht, er bleibt unsichtbar, seine bloß geahnte Nähe verbreitet Furcht und Schauer. Diese Art des Spukes, die gleichfalls Gespensterfurcht zur Voraussetzung hat, kommt an zwei Stellen des Dramas zur Verwendung (Akt 2, Monolog Berthas, und im 3. Akt). Gelegentlich eines solchen haarsträubenden Spukes in der Höhle bei Lindenberg, ihrer Grabstätte, empfängt Bernard den Dolch aus der Hand der blutenden Gestalt; sowie sich Jaromir im 3. Akt des Familiendolches bemächtigt. Die in Betracht kommenden Stellen stehen einander also auch inhaltlich nahe.

Es handelt sich dabei um Furchtempfindungen ohne wahrnehmbaren Grund.

§. 36. Die kühle Luft . . . schien ihm (Bernard) schauriger Grabesluft zu gleichen. Ein ihm unerklärbarer Schauer durchrieselte seine Gebeine, spannte alle seine Sinne in Erwartung.

§. 81. Da lispelte eiskalte Grabestuft neben ihm vorüber.

Vgl. Vers 2102 ff. (Bertha).

Mann, du zitterst? ich auch bebe!  
Grabesjchauer faßt mich an,  
Veichenduft weht um mich her! (2. Fassung.)

Und aus dem Monolog Vers 1598 ff.

(Bertha.) Was streifte da  
Kalt und wehend mir vorüber?  
Bist du's, geist'ge Sinderin? (2. Fassung.)

(Geistig für geisteslich ist auch der Quelle geläufig.)

Vgl. ferner S. 69 (gleichfalls aus den Schrecken der Höhle):

es rauchte im schnellen Fluge neben ihm vorbei, daß eis-  
falter Entseten über seine Gebeine rieselte.

Vers 1528 ff. (späterer Zusatz). Und mit schwarzen Entenschwingen  
Fühl' ich es, gehaltenen Flugs,  
Sich um meine Schläfe schlingen.

Die Furcht äußert sich in ganz eigenthümlicher, der Quelle und dem Drama gemeinsamen Weise.

S. 36. (Theodor) schmiegte sich an seinen Herrn an.

Vgl. die Bühnenweisung des 3. Aktes (nach den oben citierten Versen):

Bertha. (Sich an ihn schmiegend.)

Derselbe Zug findet sich schon Akt 1 nach Vers 528.

### 3. Einzelne Gespenster-scenen, die auf die Vorlage zurückgehen.

Drei Gespenster-scenen in der Tragödie gehen direkt auf die Vorlage zurück: 1. die Schrecken im Schlafgemach Jaromirs; 2. das Erscheinen der Ahnfrau zu Anfang des 2. Aktes, das mit der Umkehrung des Verwechslungsmotivs (Jaromir hält Bertha für das Gespenst) verknüpft ist, und 3. ihr Erscheinen im 5. Akte.

Die beiden letzten sind Parallelszenen; beide verarbeiten das Entführungsmotiv der Quelle.

Nach dem mißglückten Entführungsversuch, der im Roman den Höhepunkt des Interesses bildet, liegt Bernard krank zu Bett; die blutende Gestalt peinigt ihn mit grauenvollen Erscheinungen.

In der Vorlage werden die Begebenheiten folgendermaßen erzählt:

S. 44. Mit rastloser Seele warf sich Bernard, trotz seiner Ermüdung (1) von einer Seite auf die andere.

Aber vergebens, der Schlaf floh bald (2) seine tieferschütterte Brust.

(Die Glocke schlägt ein.) Bernard „tauschte (3) des kläglichen hohlen Schalles.“ (Eine unjüchtige Angst erfaßt ihn.)

.... Auf einmahl hörte er langsame und schwere Tritte die Treppe herauf kommen. Unwillkürlich richtete er sich auf dem Lager empor, und zog die Vorhänge zurück (4) . . . .

Welcher Anblick drückte sich in seine aufgerissenen Augen. (9) Er sah einen belebten Leichnam (7), lang und hager war ihr Gesicht (6), Wange und Lippe ohne Blut, Todtenblässe lag auf ihren Zügen (8), und ihre fest auf ihn gehefteten Augäpfel waren hohl und glanzlos.

. . . . die Erscheinung setzte sich ihm gegenüber, an den Fuß des Lagers (5) und schwieg! ihre Augen waren voll Ernst auf ihn gerichtet (10).

Bernard starrete das Gespenst mit Entsetzen an, das keine Worte beschreiben können (11).

Man halte den Bericht Jaromirs dagegen. Dieselbe Aufeinanderfolge der Begebenheiten: das Aufschrecken aus dem Schlummer, die Ankündigung des Geisterpuges, das Wegreißen des Bettvorhanges und der Spuk selbst.

Vers 888 ff. Müde, ruheleidend zc. (1).

Vers 899 f. Da durchzuckt es meine Glieder,  
Ich erwache, (2) horch' und lausche (3)

Vers 913 f. Da reiß' ich des Bettes Vorhang  
Auf mit ungefümer Haß. (4)

Vers 923 ff. Und an meines Bettes Füßen (5)  
Dämmert es wie Mondensicht,  
Und ein Antlitz tauchet auf, (6)  
Mit geschlossnen Leichenaugen, (7)  
Mit bekannten holden Zügen . . . (8)

Vers 929 ff. Jetzt reißt es die Augen auf, (9)  
Starrt nach mir hin, (10) und Entsetzen  
Sucht mir reißend durchs Gehirn . . . (11)

Zu der Vorlage fällt Bernard endlich erschöpft und ohnmächtig aufs Lager. Bei anderen Schreckensszenen aber ergreift er die Flucht, „stürzt fort, wie von unsichtbarer Hand getrieben“.

Vgl. Vers 932 ff. Auf spring' ich vom Flammenlager,  
Und durchs flirrende Gemach  
Stürz' ich fort.

Besonders merkwürdig ist folgende Übereinstimmung. Zu der Schreckensscene, die sich in der Höhle bei Lindenberg abspielt, fügen sich, ehe die blutende Gestalt erscheint, ihre umhergestreuten Gebeine ineinander.

S. 71. — da rauschte es plötzlich um ihn (Bernard) her, gleich als ob die morschen Knochen von gewaltfamer Hand übereinander geworfen würden, raffelten sie neben ihm . . . . als dieser (der Rauch) allmählich . . . . sich hob, stand jene blutende Jungfrau im langen schleppenden Sterbeteide vor ihm da.

Auch die Ahnfrau ersticht aus ihrem Staube!

Vgl. Vers 902. Rauschend wogt es um ihn her: . . .  
und Vers 906 ff. Es gewinnt die Nacht Bewegung,  
Und der Staub gewinnt Gestalt.  
Schleppende Gewänder rauschen . . . . .

Die Ahnfrau verhält sich während der ganzen Scene schweigend; dreimal nur erschallt ein klägliches Wehernuf:

Vers 911 ff. Und zuletzt in meiner Nähe,  
Wimmert es ein dreifach Wehe!

Denselben Ruf läßt die blutende Gestalt erschallen, da sie dem Ambrosio erscheint.

Σ. 143. ein dreifaches Weh erscholl dumpf und herzdurchschneidend aus ihrem Munde.

Σ. 213. „Wehe! Wehe! Wehe!“  
Schnell, traurig, fürchterlich . . . .

Das Eingreifen der blutenden Gestalt bei der Entführung hat in der Quelle den ausgesprochenen Zweck, die Unschuld des Mädchens zu retten. Dieselbe Absicht verfolgt die Ahnfrau im 2. Akt. Grillparzer arbeitet hier zwei Stellen der Vorlage ineinander, und zwar benutzt er eine zweite Entführungsgeschichte: Ambrosio dringt in die Schlafkammer Johannens, um sie in Zauberschlaf zu versenken und zu rauben. Beide Begebenheiten der Vorlage spielen sich, wie die entsprechende Geister scene in der „Ahnfrau“, zwischen Thür und Angel ab.

Aus der zweiten der genannten Stellen stammt das geisterhafte Auf- und Zufliegen der Thür.

Σ. 200. . . . kaum berührte er (Ambrosio) mit dem silbernen Rosenzweige die Thüre, so flog sie auf . . . hinter ihm schloß sie sich von selbst.

Vgl. Ahnfrau. Jaromir nähert sich der Thüre; sie geht auf . . .  
Die Gestalt tritt aus der Thüre, die sich hinter ihr schließt.

Man beachte die Ähnlichkeit der Situation. Ambrosio und Jaromir zur Nachtzeit in einem fremden Hause. Sie schleichen sich zur Schlafkammer der Geliebten, da „alles im Hause im tiefen Schlaf liegt“. (Σ. 203.)

Σ. 201. (Ambrosio) erreichte Johannens Kammerthüre, hier stand er stille und horchte, alles inwendig war stille.

Vers 769 ff. Still! Die Schläfer nicht zu hören!  
Stille! Wenn sie würden innen,  
Hier mein seltsames Beginnen!  
(An des Grafen Gemach hörend.)  
Alles stille!  
(An der linken Thüre des Hintergrundes.)

Hier jetzt die andere Stelle der Vorlage ein.

Bernard erwartet die Geliebte vor dem Schloßthor, die, als Gespenst verkleidet, mit ihm entfliehen soll (sie heißt Bertha wie die Tochter Borotins). Es ist Mitternacht. S. 41.

Jetzt trat Bernard dicht an den Thurm; . . . und jetzt sah er Berthan (es ist das Gespenst, das er für die Geliebte hält) aus den Flügelthüren treten. Sie gieng Bernarden entgegen. Liebetrunken mit geöffneten Armen stoh er ihr entgegen, und drückte sie an seine Brust. „Bertha!“ rief er: „du bist mein, und ich bin dein auf ewig!“

Die Vorgänge in der Ahnfrau laufen diesen Ausführungen parallel. Jaromir lauscht an der Kammerthür Berthas; „er nähert sich der Thüre; die Ahnfrau tritt heraus“.

Jaromir begrüßt die Erscheinende mit den Worten:

Vers 792. Ach, da bist du ja, du Holde!

er hält also das Gespenst gleichfalls für die Geliebte. Die Rede Jaromirs, Vers 801 ff. ist auf das Schlagwort „liebetrunken“ gestimmt; endlich, „auf sie zueilend,“ ruft er:

Vers 814. Bertha! Meine Bertha!

Kommt es auch hier nicht zur verhängnisvollen Umarmung (vgl. Akt 5), so ist doch Jaromir willens, Bertha in die Arme zu schließen.

Nunmehr kehrt der Dichter wieder zu Vorstellungskreisen jener zweiten Stelle der Vorlage aus der Geschichte Ambrosios zurück.

Die leidenschaftlichen Worte, die Jaromir an die Ahnfrau richtet, klingen an die Schilderung der schlummernden Johanne an. Ambrosio ist thatsächlich in ihr Schlafgemach gedrungen.

S. 201. Einige Augenblicke verschlangen seine trunkenen Augen das reizende Bild der schlummernden Schönheit . . .

Vgl. Vers 801 f. Wie ich dich so schön, so reizend  
Vor den trunkenen Augen sehe . . .

Die Enttäuschung Jaromirs tritt erst ein, als „die Gestalt den rechten Arm mit dem ausgestreckten Zeigefinger ihm entgegenhält.“

Jaromir (stürzt schreiend zurück). Ha!

An anderer Stelle der Vorlage heißt es: „schon berührten sich ihre (Satans und Bernards) Fingeripitzen“; da trat die „blutende Jungfrau“ zwischen sie. „Bernard taumelte zurück“ und „stieß einen lauten Schrey aus“. Vgl. auch S. 45:

Die Erscheinung ergriff mit eisigen Fingern Bernards Hand . . . er stieß einen Seufzer des Schmerzens aus, und sank ohnmächtig aufs Lager zurück.

Von diesem Gespensterjahren erschüttert, „nimmt“ Jaromir, als Bertha auftritt, „das Mädchen für das Gespenst“. Diese Art der Verwechslung findet sich in der Quelle S. 36:

... eine lichte Gestalt schwebte die Allee herauf. Bernard fühlte die Freude nicht, die er von Berthas Anblick hoffte. . . . Die Erscheinung der blutenden Jungfrau (Bertha hat ihm von ihr erzählt) drängte sich vor seine Seele. Er hielt die Hand beugend am Schwerte. . . .

Es wallte näher. (1). „Bernard, Bernard!“ rief es (2) — und Bertha lag in seinem Arme (3). Weg war Angst und Schauer; Liebesgluth färbte des Ritters Wangen; (4) heiße Küsse (5) schmolzen das eisig gewordene Blut, daß es warm durch alle Nieren wallte.

Ganz so verlaufen die Vorgänge an der entsprechenden Stelle des Dramas.

Bertha (mit einem Lichte kommend).

Vers 820 f. (Jaromir.) Hier und dort, und dort und hier!  
Uebrahl sie und nirgends sie.

Bertha (auf ihn zueilend). (1)

Vers 848. Jaromir! mein Jaromir! (2)

Jaromir (zurücktretend).

Vers 849 ff. O, ich kenn' dich, schönes Bild!  
Nah' ich mich, wirst du vergehn,  
Und mein Hauch wird dich verwehn.

Bertha (ihn umfassend). (3)

Vers 852 ff. Kann ein Wahnbild so umarmen? (3).  
Und blickt also ein Phantom?  
Fühle, fühle, ich bin's selber, (4)  
Die in deinen Armen liegt.

Darauf Jaromir.

Ja, du bist's! Ich fühle freudig (4)  
Deine warmen Pulse klopfen,  
Deinen lauen Athem wehn etc.

Mit der Umarmung tritt auch bei ihm die Rückkehr von seiner Wahnvorstellung ein. Ja, in der ersten Fassung fehlt auch der Kuß nicht. Vers 853 hieß ursprünglich:

Und küßt also ein Phantom? (5)

„Küßt“ wurde erst auf eine Bemerkung Schreyvogels als „zu unweiblich“ geändert.

Eine Bemerkung zu den Versen:

Nah' ich mich, wirst du vergehn,  
Und mein Hauch wird dich verwehn.

ist vielleicht nicht überflüssig. Im Roman „zerfließt“ die blutende Gestalt wiederholt „in leichtem Nebel“ und „löst sich in lüftiges Wesen auf“. (S 109. 143.)

Die Geisterzene im 5. Akte geht ebenfalls auf die oben angezogene Stelle der Vorlage, auf die Entführungsgeschichte, zurück



und ist in ihrem Beginne eine Wiederholung der Scene im 2. Akt (Vers 792 ff.). Jaromir erwartet Bertha mit derselben Sehnsucht und nicht ohne Beängstigung zum verabredeten Stelldichein wie Bernard.

Vers 3210 f. Liebchen! Braut! wo weilest du?  
Bertha, Bertha, komm!

Die Verwechslung tritt auch hier sofort ein.

Vers 3212. Du bist's! Nun ist Alles gut.

Leidenschaftliche Ergüsse Jaromirs folgen auch hier, dem „Liebetrunken“ der Vorlage entsprechend, besonders in der ersten Fassung.

Und wieder scheinen Motive aus der anderen Stelle der Vorlage (Ambrosio im Schlafzimmer Johannens) eingearbeitet. Dort heißt es S. 201:

... doch konnte er sich nicht enthalten, einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken, die halb offen zum Kuße luden ... „O nur einen Kuß noch, nur einen,“ rief er.

Vgl. Vers 3214 (in der 1. Fassung):

Laß mich, Mädchen, dich umschließen,  
Laß mich diese Lippen küssen.

Und später (gleichfalls in der 1. Fassung):

Laß mit einem heißen Kuß  
Dir die lieben Lippen schließen.

Die Entführung, von der die Quelle erzählt, nimmt folgenden Verlauf. Bernard drückt die blutende Gestalt, die er für seine Geliebte hält, an seine Brust und trägt sie in den bereitstehenden Wagen. (Vgl. Vers 3234. Alles ist zur Flucht bereit.) Die Pferde scheuen, rasen davon. „Diese ganze Zeit über lag Bernards Gefährtin ohne Bewegung in seinen Armen.“ Der Wagen zerschellt krachend. Bernard stürzt einen „felsigten Abhang“ hinab und verliert „alle Besinnungskraft“. Die blutende Gestalt verschwindet.

Abgesehen von den gebotenen Veränderungen, läßt die Fassung der Handlung zum Schlusse der Tragödie ganz wohl eine Parallele zu.

Jaromir. (Auf sie zuwendend.)

[Vgl. Liebetrunken mit geöffneten Armen stob er ihr entgegen.]

Ahufran. Vers 3302. So komm denn, Bertorner!

(Öffnet die Arme und drückt ihn an sich) [2. Fassung: er stürzt hinein.]

Jaromir (schreiend.)

Ha!

(Er taumelt zurück und sinkt an Berthas Sarge nieder.)

In der ersten Fassung liegt Jaromir, von der Umarmung des Gespenstes betäubt, am Boden (etwa wie Bernard nach der Kata-

strophe mit dem Wagen); die Ahnfrau „küßt ihn auf die Stirne. Er zuckt ein wenig und sinkt todt hin“.

Für diesen Kuß vergleiche man S. 45 der Vorlage.

... sie (die blutende Gestalt) drückte ihre kalten Lippen auf die seinigen . . . .  
schritt langsam aus dem Zimmer. . . . er stieß einen Seufzer des Schmerzens  
aus, und sank ohnmächtig aufs Lager zurück.

An anderen Stellen, die für den Schluß der Tragödie herangezogen werden könnten, fehlt es nicht. Hier noch die eine aus dem Schluß des Romans.

Z. 253 f. (Satan und blutende Gestalt kämpfen um die Seele Ambrosios.)  
Satan . . . so ergreife ich meine Beute.

Die blutende Gestalt (dazwischentretend). Zurück, Elender! noch ist er nicht dein.

Vgl. Vers 3303. Hauptmann. Mörder, gib dich! Du mußt sterben!

Ahnfrau (in der ersten Fassung). Sterben! Doch nicht am Schaffot!

Vgl. auch Vers 3310. Hauptmann. Ha, nun bist du unier —

Die Begebenheiten am Schlusse des Romans scheinen auf Faustische Motive zurückzugehen: Ambrosio schließt einen Pakt mit dem Teufel; die guten und bösen Geister kämpfen um die Seele des Opfers (Faust, 2. Teil, Schluß).

Der Schluß der Ahnfrau in der ersten Fassung klingt an den Schluß von Faust, 1. Teil, an.

Hauptmann (vorstürzend).

Schon zur Hölle?

Günther (. . . lebend und vertrauensvoll mit offenen Armen gegen Himmel blickend).

Schon bei Gott!

Vgl. Faust.

Mephistopheles. Sie ist gerichtet.

Stimme (von oben).

Ist gerettet!

Noch etwas:

Die blutende Gestalt nimmt Abschied von Bernard und den Seinigen, denen nach manchem Unheil ein glückliches Ende zufällt.

Z. 246. Lebte glücklich und zufrieden,

Auch mir ist Glück beschieden:

Die harte Wanderung ist nun vorbei,

Zwei Opfer heiliger Wollust sind gerettet

Und Satan in der tiefsten Höhle (sic!) angekettert,

Lebt wohl, und segnet mich, und bleibt der Tugend treu.

Die Ahnfrau, schon der ersten Fassung, unvergleichlich stimmungsvoller:

Nun wohl an. Es ist vollbracht

Das Verbrechen ist entschuldet

Und der Sünde letzte Spur

Weggewaschen von der Erde

Sey gepriesen ewige Macht.

Ambrosio ist ein ebenso zweideutiger Schützling wie Jaromir; die blutende Jungfrau zählt ihn zu den „gesunkenen Geschöpfen“, zu den „Gefallenen“, so wie die Ahnfrau Jaromir einen „Verlorenen“ nennt. Über die streitenden Geister am Schlusse der Vorlage herrscht vollkommene Klarheit; dort vertritt die „blutende Jungfrau“ das gute Prinzip.

Vgl. S. 259. Satan (wüthend). Mächte der Hölle, unterstützen mich in meinem Unternehmen.

Jungfrau. Sie sind mit Ohnmacht geschlagen, wenn der Ewige wickt.

Ist dies die „ewige Macht“ Grillparzers?

#### 4. Sonstige Übereinstimmungen mit der Quelle.

Soviel über die Geister-scenen: doch damit sind die Berührungspunkte zwischen Roman und Tragödie noch nicht erschöpft.

Es muß noch in Betracht gezogen werden: die Liebesgeschichte Bernard-Berthas; sowie die Geschichte der Beatrix (die Vorgesichte). Vor allem ist Ambrosio in mancher Beziehung ein Urbild Jaromirs; endlich fehlt es auch nicht an episodenhafte Begebenheiten im Roman, die gelegentlich ihren Einfluß üben.

Was von Bernard zu Anfang des Romans erzählt wird, klingt im Lügenbericht Jaromirs durch, den dieser vorbringt, als er vor der Verlobung Aufschluß über seine Vergangenheit zu geben hat. Besonders ist der ausführliche Bericht der ersten Fassung in Betracht zu ziehen, der auf Aurathen Schreyvogels stark gekürzt wurde.

Bernard von Sonden ist Majoratsherr aus einer angesehenen, aber herabgekommenen Familie Deutschlands, entschließt sich aus der Heimat zu fliehen und bei Wallenstein in Böhmen Kriegsdienste zu suchen.

Die Familie Bernards „war ehemals reich und mächtig“.

Vgl. aus Jaromirs Bericht (nach Vers 1098):

(Erste Fassung.) Und von Eschen ist der Name  
 Den mit Ruhm die Väter trugen —  
 Hochberühmt war ihr Geschlecht,  
 Hochberühmt für Macht und Recht —

Jaromir giebt vor, daß seine Familie vom Rhein stamme.  
 Für den Glückswchsel zu vergleichen:

Ebenda. Arm und hilflos starb mein Vater,  
 Ich, als Jüngling, stand allein —

Jaromir sucht auf dieselbe Weise Abhilfe wie Bernard; beide haben „den Muth ihrer Ahnen geerbt“.

Da beschloß ich fortzuziehen  
 Und das Vaterland zu fliehen  
 . . . . .  
 Müde ward mir, daß in Böhmen  
 Eifrig man zum Kriege rüste,  
 Ich beschloß mich einzufinden  
 Und ein neues Glück zu gründen.

Bernard führt sein Vorhaben wirklich aus und gründet ein neues Glück als Krieger Wallensteins.

Die zweite Fassung bringt dieselben Motive gekürzt, Vers 1117 ff.

Im Verlaufe der Erzählung betritt Bernard als Gast Schloß Lindenberg, wo er Bertha zum erstenmale erblickt und sofort lieb gewinnt. Seine Liebe ist aussichtslos, denn Bertha ist „zum Kloster bestimmt“. Dies und die Eifersucht der Baronin Lindenberg drängen die Liebenden zur Flucht. Erst weigert sich Bertha, doch allmählich kommt sie zur Überzeugung, „Flucht allein sey ihr jetzt übrig“.

Auch die Übereinstimmung von Nebenmotiven ist beachtenswert.

Bernard gerät (1. Kapitel des Romans) in eine Räuberherberge und wird auf sein Zimmer gewiesen. Aus dem offenen Fenster belauscht er Räuber, die einen Mordanschlag gegen ihn besprechen. (Vgl. Jaromir zu Ende des 2. Aktes.) Die Baronin Lindenberg ist zufällig im selben Wirtshaus abgestiegen. Bernard kommt nochmals ins Gastzimmer hinab, um sich und die Baronin durch List und Entschlossenheit zu retten. Die Räuber merken aber seine Verwirrung. Nach der Ursache befragt, „schrieb er es der starken Ermüdung und dem Eindrucke der rauhen Witterung zu“.

Vgl. Jaromir. Vers 717 ff. (in ähnlicher Lage):

Wie ich bin, vom Kampf ermüdet,  
 Von den Schrecken dieser Nacht,  
 Lang' ich wenig . . . .

Die Baronin von Lindenberg wird von Bernard aus der Gewalt der Räuber gerettet, wie Bertha aus ähnlicher Gefahr (Bericht Berthas im 1. Akte). Auch die Baronin faßt eine Leidenschaft für ihren Retter.

Wenden wir uns nunmehr der Vorsabel des Romans zu.

Beatrice entflieht mit Siegmund aus dem Hause ihres Vaters (Sonden).

Siegmund von Lindenberg betritt unerkannt und unter fremdem Namen das Schloß seines Erbfeindes Sonden. Er erblickt Beatrice, die Tochter des Hauses, und alsbald erglüht er in Liebe für sie. Er will sie entführen, vorher kommt es mit ihr zu Auseinandersetzungen (Situation des 3. Aktes); er entdeckt ihr (also auch eine Entdeckung), „er sey aus dem Geschlechte der Lindenerger, seit

jeher die größten Feinde“ ihres Hauses. Trotz dieser Entdeckung „gibt ihm Beatrix das Geständniß der Liebe zurück“ (auch Jaromir gewinnt die Liebe Berthas wieder).

S. 73. . . . da ich doch keine Hoffnung habe (sagt Siegmund), dich je vom harten Vater zur Gattin zu erhalten, ist mir ach nur ein Mittel übrig, dich zu erlangen, und dieß ist Flucht nach meinem Schlosse (dasjelbe gilt, ohne daß es ausgesprochen wird, für Jaromir), niemand ahnet wer ich sey, niemand würde auf meiner Feste dich suchen.

Auch Jaromir richtet seine Flucht nach seinem „Schlosse am fernen Rhein“.

Vgl. für den Wortlaut

Vers 2008. Dorthin, wo mich Niemand kennt . . .

Zu beiden Fällen derselbe Kampf, dasselbe Bedenken, dieselbe Entscheidung.

S. 73. (Die blutende Gestalt berichtet selbst.) „Es war hart den geliebten Vater zu verlassen, es war meinem verwahrlosten nach Liebe dürstenden Herzen noch härter, den Geliebten zu verlassen, noch widersprach ich anhaltend seinen Worten, und doch hatte mein Herz bereits beschloffen, den guten Vater durch meine Flucht dem Grabe nahe zu bringen.“

Auch Bertha weigert sich nur mit halbem Herzen.

Vers 2018. Fliehen soll ich?

Vers 2020. Und mein Vater?

Der egoistischen Entgegnung Jaromirs:

Vers 2018 f. Kann ich bleiben?

Kann ich fliehen ohne dich?

und später Vers 2020. Weib, und ich?

steht in der Vorlage gegenüber:

S. 73. . . . ich kann aber auch nicht leben ohne dir.

Für die Entscheidung vgl. S. 73:

Siegmund siegte endlich, ich willigte ein zu fliehen.

Ähnlich Ahnfrau (nach der Gegeneinde Jaromirs):

Vers 2034. Jaromir. Du willst?

Bertha (halb ohnmächtig).

Ich will!

Diese Beziehungen erscheinen umso gesicherter, als auch Ereignisse des 4. Aktes auf die Vorgeschichte des Romans zurückgehen. Der Vater der Beatrix fällt in einer Fehde von der Hand Siegmunds. Sterbend wird er auf Schloß Lindenberg gebracht.

Beatrix „bebt zusammen“, als sie ihren Vater unter den Gefangenen gewahrt; sie will „sich jammernd über ihn hinstürzen, Siegmund reißt sie weg“.

Ähnlich das Verhalten Berthas, als Borotin sterbend auf die Bühne gebracht wird. Man hält sie zurück, sie reißt sich los; sie stößt einen Schmerzensruf aus und „stürzt an der Bahre nieder“.

Was aber die angezogene Stelle dem Drama besonders nahe bringt, das sind die Seelenqualen, die der Sterbende zu erleiden hat. Siegmund bringt ihn aufs Schloß, „um ihn gänzlich zu Boden zu drücken“. Die blutende Gestalt berichtet S. 75:

Mit einem lauten Schrey stürzte der Alte zusammen, als er mich in seines Feindes Armen liegen sah, dieß gab ihm den Todesstoß, er riß den Verband seiner Wunde los, ich will sterben, rief er, da ich meines Kindes Schande erlebt habe . . . .

Dem alten Borotin werden auf seinem Sterbelager noch erschütterndere Enthüllungen. Auch er wünscht sich den Tod.

Vers 2518. So begrabt mich denn, ihr Mäueren . . . .

Vers 2578. Nimm denn auch dieß Leben hin . . . .

Der Zug vom losgerissenen Verbande findet sich:

Vers 2580 f. (Günther).

Gott! Es sprengen die Verbaude!  
Weh, er stirbt!

Nicht genug daran. „Siegmund ist grausam genug, ihn durch Erzählung, wie Beatrix geflohen ist, zu peinigen.“ In der Ahufran übernimmt Boleslav die Rolle des Peinigers, wenn auch ohne die böse Absicht Siegmunds.

Noch ein anderes Liebespaar scheint nicht ohne Einfluß auf die Ausgestaltung der Tragödie gewesen zu sein: Raimund=Johanna, und zwar sind hellere Töne auf diesen Teil der Vorlage zurückzuführen. Johanna ist eine geschickte Stickerin wie Bertha; sie weilt gern an „ihrer Stickrahme“. Bertha nimmt die verhängnisvolle Schärpe, die sie eben fertig gestickt hat, vom Nährahmen. Johanna hat einen Heim Burkard, ein beachtenswertes Urbild Borotins. Seine Liebe und Fürsorglichkeit für Johanna, seine Höflichkeit, Gastfreundschaft und Ritterlichkeit finden wir in Borotin wieder.

Die einfache Liebesgeschichte der Vorlage hat gewisse Züge mit dem Bericht Berthas im 1. Akt gemein. Die Neigung erfaßt die Liebenden sofort bei der ersten Begegnung und wird in beiden Fällen verschwiegen. Der Grund des Schweigens ist in beiden Fällen außer jugendlicher Scham die Furcht, ihre Liebe werde Mißbilligung finden. Burkard und Borotin müssen die Neigung ihrer „Kinder“ erraten. S. 151:

(Burkard.) Ich habe die Regungen deines Busens gelesen, noch bist du nicht geübt sie zu verhehlen, sie konnten meinem aufmerksamen Auge nicht entgehen.

Vgl. Ahnfran Vers 193 (2. Fassung).

(Graf.) Glaubtest du, dem Vaterauge  
 Bleib' ein Wölkchen nur verborgen,  
 Das an deinem Himmel hängt? . . .

Beide ermuntern durch liebevolles Entgegenkommen das Vertrauen ihrer Schutzbehlenen.

Burkard. (Ebenda.) . . . komm zu mir mein Kind . . . Fürchte dich nicht liebes Mädchen, sieh in mir den Freund wie den Oheim, und besorge keinen Vorwurf von mir.

Vgl. B. 199 f. (2. Fassung):

War ich je ein harter Vater,  
 Bist du nicht mein theures Kind?

Burkard handelt konsequenter. Er bemerkt das veränderte Wesen seiner Nichte und schreitet sofort gegen die aufkeimende Neigung ein, die er für aussichtslos hält. Borotin giebt vor, im Innern seiner Tochter gelesen zu haben, läßt aber ein halbes Jahr (Sommer bis Winter) verstreichen, ehe er ordnend eingreift.

Die Freier sind edler Abkunft, in beiden Fällen spielt Dankbarkeit mit: Raimund hat sich erfolgreich in Erbschaftsangelegenheiten für Johanna verwendet. Burkard „ergießt sich in Dankbarkeit“. Dies ermutigt Raimund, seine Werbung vorzubringen; auf ähnliche Weise bringen Dankesäußerungen Borotins Bertha dazu, von ihrer Neigung zu sprechen. Johanna ist arm und ohne Freunde, wenn auch vornehmer Abkunft; Raimunds Verwandte aber „denken edel und uneigennützig“; endlich willigt Burkard bedingungsweise in die Verbindung mit Raimund ein. In der Tragödie fällt Jaromir die Rolle des vom Glück Verwaisten zu. Borotin denkt nicht minder vornehm, wie die Auerwandten Raimunds, doch will auch er Jaromir auf die Probe stellen.

Eine Stelle des 2. Aktes endlich mütet, gegen die Vorlage gehalten, wie eine poetische Paraphrase derselben an.

S. 152. (Burkard sich an Raimund wendend.) Ich bin alt, (1) meine Gesundheit ist im Abnehmen, (2) Gott allein weiß, wie bald er mich vor seinen Thron fordern mag. (3)

Vgl. Vers 1133 ff. (Späterer Zusatz):

Sieh, mein Sohn, ich bin ein Greis; (1)  
 Die Natur winkt mir zu Grabe, (2)  
 Und ein dunkel, dumpf Gefühl  
 Kennt mir nah des Lebens Ziel. (3)

Blutende Gestalt, ebenda (direct anschließend):

Meine Nichte ist dann ohne Freund und Schützer, (5) sie ist jung und unschuldig, unbekannt mit der Treulosigkeit der Welt, (2) . . . . .

Sie also, wie sehr mich diese Aussicht für sie zittern läßt, (1) urtheilen Sie, wie sehr ich besorgt sein muß, (2) jeden Umgang von ihr zu entfernen, der Leidenschaften wecken möchte, die noch in ihrem Busen schlafen. (4)

Vers 1137 ff. (Graf zu Jaromir). (Gleichfalls späterer Zusatz der 2. Fassung.)

Wie hab' ich dem Tod gezittert, (1)  
Und auch jetzt schreckt er mich nicht.  
Aber sieh dieß Mädchen, sieh mein Kind . . . .  
Daß ich sie allein muß lassen  
In der unbekanntn Welt, (2)  
Das macht mich dem Tod erblassen,  
Das ist's, was so tief mich quält. (3)

(Besonders.) Sohn, auf dich ist ihrer Neigung  
Schlaferswachtes Aug' gefallen; (4)  
Du weißt ihren Werth zu schätzen,  
Weißt zu schützen, was dir werth; (5)

Für den Wortlaut auch zu vergleichen:

Vers 806 f. Und Gefühle, die noch schliefen, (4)  
Schütteln sich und werden wach.

An diese Worte Borotins schließt sich in der Ahnfrau die Verlobungsscene, in der Vorlage Raimunds formeller Antrag, der trotz aller Einwände Burkards zur Vereinigung führt.

Auch sonst noch könnte manche außer dem Zusammenhang stehende Einzelheit zum Vergleich herbeigezogen werden. Eine Motivengruppe darf man indes nicht ganz mit Schweigen übergehen: die Grete-Baptist-Episode, schon deshalb nicht, weil sie einen der Verknüpfungspunkte mit der Mandrinquelle bildet. Baptist ist Räuber und seine Geschichte weisen bei allen Abweichungen — eine merkwürdige Ähnlichkeit mit denen Jaromirs auf.

Baptist freit um Grete. Vom Vater abgewiesen, zieht er in die Fremde. Nach sieben Jahren kehrt er zurück, „prächtig gekleidet“ und beredet Grete zur Flucht. (Das Fluchtmotiv!) Grete läßt sich überreden wie Bertha. Sie ziehen „tief in den Forst“. Dort entdeckt ihr Baptist, daß er zwar „mit Räubern in Verbindung stehe“, aber von Blutschuld frei sei. (Die Entdeckung, das „Erkennungsmotiv“.) Trotzdem liebt ihn Grete noch, sie glaubt seinen Worten. Einst bringt man ihn verwundet heim, ein Raubversuch an einem Officier ist ihm mißglückt. Nun „wird ihr alles klar“ (Entdeckung), die Ruhe ihres Lebens hat ein Ende. Als sich eine günstige Gelegenheit bietet, verräth sie Baptist und flieht mit ihrem Sohn Theodor.

Die Baptist-Episode enthält die Vorgänge des 3. Aktes in den Hauptzügen. Ein Motiv daraus verwendet Grillparzer als Vorstudium der „Erkennung“. Bertha schöpft den ersten Verdacht aus



der Verwundung Jaromirs am Arme (Anfang des 3. Aktes.) Vgl. Vers 1625 und Vers 1750.

Noch ein anderes wichtiges Motiv enthält die Geschichte Baptists: das Rettungsmotiv, das in der Tragödie Jaromir und Bertha zusammenführt. Auf seinen Wanderungen geräth Baptist unter Räuber (wie Bertha, vgl. den Bericht im 1. Akt); er hat sein Leben nur dem Umstande zu danken, daß die Tochter des Hauptmanns ihm ihre Neigung schenkt. (Vgl. die Errettung Berthas aus den Händen der Räuber, 1. Akt.)

Zum Schluß der Specialuntersuchung kommen wir auf den Haupthelden des 2. Theiles des Romans zu sprechen, auf Ambrosio, dessen Geschichte vielleicht die überraschendsten und schlagendsten Übereinstimmungen mit der Handlung des Dramas bietet. Ambrosio hat manche Charakterzüge mit Jaromir gemein: die dunklere Seite in Jaromirs Wesen. Als Besitzer des Schlosses Stern und infolge seiner glänzenden Kenntnisse genießt er hohes Ansehen, doch ist er ein Heuchler und Schleicher. Er ladet Schuld auf sich und wendet alles daran, die Folgen dieser Schuld von sich abzuwenden. Er war ein Weiberfeind, spät erwacht die Leidenschaft in ihm und ergreift ihn umso heftiger. Aus Versehen tötet er den Vater des Mädchens, das er liebt, das er später gewaltsam, mit Hilfe von Zauberkünsten entführt. In den „unterirdischen Grüften“ des Schlosses Stern, wohin er sich geflüchtet hat, als seine Schuld ruckbar wird, nimmt man ihn fest, und nur durch das Einschreiten überjünglicher Mächte entgeht er dem Schafot. Man staunt! Ist das nicht die Geschichte Jaromirs ohne das Räubermotiv! Es ist nicht verwunderlich, daß die Übereinstimmungen sich auch auf Einzelheiten erstrecken.

Mathilde, ein weiblicher Dämon, beunruhigt das Herz Ambrosios zuerst. Die sinnlich schwüle Atmosphäre, mit welcher Mathilde ihr Opfer umgiebt, um seine Leidenschaftlichkeit zu erwecken, erinnert deutlich an die Stimmung jener Sommernacht, die Bertha in die Arme Jaromirs führt. Bertha fällt die Rolle Ambrosios zu: dieser wird in die Neze Mathildens verstrickt, wie Bertha in die Geschichte des Räubers.

Eine räthelhafte Neigung für Mathilde, die sich, als Diener verkleidet, in das Haus des Weiberfeindes eingeschlichen hat, ergreift Ambrosios Herz. Zur Nachtzeit wird er von unwiderstehlicher Unruhe ergriffen, es drängt ihn ins Freie, auf den Balkon, in den Garten. S. 121 f.:

Heppig schmückten ihn die ausertelestesten Blumen . . . . Jetzt erhobte die Nacht (1) noch den Zauber des Gauzens. . . . ein sanftes Küstchen (2) wehte den Duft der Orangeblüthen (3) die Alleen her, und die Nachtigall frömte ihren melodischen Gesang (7) aus den Doldigt einer künstlichen

Widmüß. (6) Nach dieser richtete Ambrosio seinen Schritt. . . . In sich selbst versenkt (4) nahte er sich diesem Platte. Die allgemeine Stille (5) hatte sich seinem Herzen mitgetheilt, und eine wollüstige Ruhe (4) verbreitete eine angenehme Mattigkeit über seine Seele.

Man halte dagegen:

Vers 220 ff. Wie in einer Sommernacht (1)  
 Ich dort in dem nahen Walde  
 Mich lustwandelnd einft erging  
 Und, vom Schmeichelhauch der Lüfte, (2)  
 Von dem Duft der tausend Blüthen (3) [im Walde!]  
 Eingelullt in süß' Bergeßen, (4)  
 Weiter ging als je zuvor.  
 Wie mit Einmal durch die Stille (5) (später: Nacht).

Desgleichen Vers 231 ff. (vom Spiel Jaromirs):

Wirrend bald gleich zarten Lauben  
 Durch die dichtverschlungenen (früher: dichtbewachsenen) Lauben, (6)  
 Bald mit lauggedehntem Schall  
 Lockend gleich der Nachtigall. (7)

Mathilde ist eine ebensolche Meisterin im Spiel wie Jaromir.  
 S. 140 heißt es:

Man sah wohl, „wie vollkommen sie ihr Instrument in der Gewalt habe. (2) Die Melodie, die sie spielte, war sanft und klagend. (1)

Vgl. Vers 229 f. (vom Spiel Jaromirs):

Klagend, seufzend (sp. stöhnend), Mitleid heischend (sp. flehend), (1)  
 Mit der Tonkunst ganzer Nacht. (2)

Die Wirkung des Spiels ist ähnlich:

Ambrosio fühlte eine süße Wehmuth sich über sein Herz verbreiten.

Vers 238 f. (von Bertha):

Wie ich so da steh' und lausche,  
 Gauz in Wehmuth aufgelöst —

Mathilde spielt die Harfe wie Bertha:

S. 168. „Durch Musik und angenehme Unterhaltung“ will sie Ambrosio „die Stunden verkürzen“.

Vgl. Vers 288 ff.:

(Graf.) Doch jetzt, Bertha, nimm die Harfe,  
 Und versuch' es, meinen Kummer  
 Um ein Stündchen zu betrügen —

Vgl. ferner S. 140:

Mathilde holte die Harfe . . . sie griff einige laute kriegerische Accorde . . . Ambrosio . . . schwieg und blickte mit hell (halb?) geschlossenen Augen vor sich hin. Mathilde glaubte er schlafe.

Vgl. Ahnfrau: Bertha nimmt die Harfe (früher: und spielt). Bald nach den ersten Akkorden nickt der Alte und schlummert ein.

## Im Roman folgt auf das Spiel ein Monolog Mathildens:

S. 140. „Ja, er schläft, . . . er schläft, und ich kann mich ungestört dem Kummer überlassen.

Der Monolog Berthas begann in der ersten Fassung: Ach er schläft!

Und wie der Monolog der zweiten Fassung von Jubel überströmt, so war jener voll unbegründeten Kummers:

Verrätherische Saiten

Könn' ihr Andern Ruh bereiten,  
Und laßt trostlos dieses Herz  
Hilfreich wiegt ihr fremden Kummer zc.

Mathilde teilt mit Bertha den Zug, daß die Äußerungen ihrer Liebe leidenschaftlich sind, und daß sie dem Geliebten Kälte vorwirft. Nicht ohne Grund, denn Ambrosio wird ihr untreu und verfolgt Johanne mit seinen Liebeswerbungen. Zweimal schleicht er sich in Johannens Kammer. Beidemale wird er von Burkard, ihrem Oheim, überrascht. Das erstemal schon ist er nichts weniger als zurückhaltend. „Er setzt sich neben sie“; „schließt sie in seine Arme und drückt glühende Küsse auf ihren Mund.“ Da tritt Burkard unerwartet ein; sein Erstaunen kennt keine Grenzen.

Eine ähnliche Überraschung spielt sich im 2. Akte ab.

Bei Vers 950. Jaromir (sitzend, an ihre Brust gelehnt).

Vers 956. Pieg' ich so in deinen Armen.

„Der Graf kommt“ und gibt seinem Befremden Ausdruck (Vers 962 ff.).

Als Burkard ein zweites Mal Ambrosio dabei betrifft, wie er nachts in das Schlafzimmer Johannens gedrungen ist, kommt es zu den bösen Auseinandersetzungen, die mit dem Tode Burkards enden. Dieser Begebenheit entspricht der Tod Borotius. Beide Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Johanna wird von den schlimmsten Ahnungen beängstigt, als sie von Burkard, ohne es doch wissen zu können, zum letztenmal Abschied nimmt. Bertha bekundet einen ähnlichen Gemütszustand im Monolog des 2. Aktes, ihre Unruhe ist begründeter, sie weiß ihren Vater in Gefahr.

„Trostlosigkeit sentt sich in Johannens Busen“; ihr „Herz ist voll Bitterkeit“; Bertha fühlt sich der „Verzweiflung Preis gegeben und der Sorge Mutterzahn“.

S. 196. . . . sie (Johanne) fühlte sich so beklommen beim Abschiede.

. . . . Es dünkte sie, alle ihre Aussichten seyen mit Nacht umhüllt.

Vgl. für Bertha Vers 1520. Wie bezähm' ich diese Angst,  
Wie bezähm' ich dieses Bangen —

Vers 1525. Es verhüllen sich die Sterne,  
Es erlischt des Tages Licht — (zuerst für

den 1. Akt bestimmt).

S. 196. . . . und eine geheime Ahnung sagte ihr, sie würden sich nie wieder sehen . . . .

Vers 1531 ff. O, ich kenn' dich, finstre Nacht,  
Ahnue, was du mir gebracht.  
Muß ich's vor die Seele führen!  
O, es heißt, es heißt verlieren zc.

Zu der 1. Fassung gleichfalls im Monolog des 1. Aktes. Dort lauten die ersten zwei Verse:

Ich erkenn' dich schwarze Nacht  
Ahnde was du mir gebracht.

Der Stelle „und die Welt enthalte nichts, warum es der Mühe zu leben lohne“ entsprechen die Ausführungen:

Vers 1539 ff. Wohin seid ihr, goldne Tage zc.

Endlich ist noch die Übereinstimmung der Bühnenweisung mit den Schlußworten der angezogenen Stelle merkwürdig.

S. 196. Sie sank in einen Sessel, stützte den Kopf auf ihren Arm, und starrte mit leeren Blicken den Boden an . . . .

Erste Fassung. Setzt sich in den Stuhl, die Stirne in die Hand gestützt.

Zweite Fassung [Zu Anfang des 3. Actes.]:

Bertha sitzt am Tische, den Kopf in die Hand gestützt.

(Sinkt in ihre vorige Stellung zurück.)

Der Tod Burtards enthält dramatische Motive von packender Wirkung, die Grillparzer bei Ausgestaltung des nämlichen Motivs wohl förderlich sein konnten. Ambrosios, des Übelthäters, krankhafter Ehrgeiz scheint ebenso sehr die Entdeckung seiner Schuld wie der Räuber Jaromir. Beide begehen den Mord, um sich vor Schmach zu retten.

Burtard will „den Elenden schrecklich entlarven“, „alle seine (Ambrosios) Thaten sollen offenbar werden“. Ambrosios Flehen ist vergeblich; Burtard „ruft um Hilfe“.

S. 203. Ambrosio „versuchte zu entweichen, aber Burtard erzielte ihn noch, ehe er die Thüre öffnen konnte.“

„Keinen Versuch zu entfliehen!“ rief er. (2)

S. 204. Jetzt erinnerte er (Ambrosio) sich, zur Vorsicht einen Dolch zu sich genommen zu haben, (1) er hoffte, den Alten durch dessen Anblick zu schrecken. Schnell zudte er ihn: „Du bist des Todes!“ rief er . . . . Burtard kannte sich vor Wuth nicht, seine Schwäche vergessend, stürzte er gleich einem Rasenden auf Ambrosion, (4) sprachette, — ach! und fiel in dessen vorgehaltenen (3) Dolch. Der Stahl traf sein Herz; (7) — ohne Pant (5) sank er zu Boden. (6)

Jaromir hat zu Ende des 3. Aktes „aus Vorsicht“ einen Dolch zu sich genommen wie Ambrosio. (1) Als ihn nun Borotin ergreifen will, (2) um ihn der Bestrafung auszuliefern, kommt es zur Gewaltthat ganz ähnlich wie in der Vorlage.

Der Kampfbericht des Hauptmanns steht der angeführten Stelle am nächsten.

Bers 2323 ff. Euer Vater stand der Nächste,  
 Und mit vorgehaltne(m) (3) Degen  
 Stürzt er jugendlich verwegen  
 Nach dem Räuber in den Gang. (4)  
 Da ertönt ein matter Schrei, (5)  
 Euer Vater liegt am Boden (6)  
 Ohne Leben, ohne Odem,  
 Einen Dolch in seiner Brust. (7)

Ambrosio ladet noch eine zweite Schuld auf sich. Johanna will ihm in den „unterirdischen Gräften“ entfliehen, er verfolgt sie mit gezücktem Dolche. Die Schilderung dieser Begebenheit hat augenscheinlich auf den Bericht Jaromirs vom Tod Borotins eingewirkt.

S. 242. Da . . . . sah er (Ambrosio) Johannen schnell fortzuschlüpfen (5), und mit der Geschwindigkeit eines Pfeils dem Geräusche entgegen eilen (1). (Die Befreier nahen.) Aber Ambrosio verfolgte sie (2) . . . . Umsonst verdoppelte Johanne ihre Schnelle, umsonst strengte sie jede Nerve aufs äußerste an, mit jedem Momente drängte sich ihr Feind näher, dicht hinter ihr hörte sie seine Tritte, und schon fühlte ihr Nacken die Wärme seines Athems (3) . . . . Ambrosio holte sie ein (4), seine Hand hatte sich mit dem Dolche gehoben, mit von Grimm (6) funkelnden Augen stieß er nach der Unglücklichen. (Im letzten Augenblick wird Johanne von der blutenden Gestalt gerettet.)

Man halte dagegen Bers 2683 ff. (Jaromir):

Als ich stehend in den Gang, (1)  
 Der Verfolger nach mir sprang, (2)  
 Schon sein Athem mir im Nacken, (3)  
 Setzt mich seine Hände packen . . . (4)

Man vergleiche auch aus dem Berichte des Hauptmanns:

Bers 2318. Und nach einem jener Gänge . . .  
 Bers 2322. Sahn wir einen Schatten stehn. (5)

Beide verüben ihre That im Grimm (6).

Vgl. Bers 2691 ff. Aber reich, mit neuer Gluth,  
 Flammt empor die Räuberwuth  
 Und ruft ungestüm nach Blut.

Auch Jaromirs Tirade mit dem Schlusse:

Bers 3245 f. Und der Nächste meinem Herzen  
 Ist der Nächste meinem Dolch

scheint eine Reminiscenz an diese Begebenheit zu sein.

Endlich könnte auch der 3. Akt hier zum Vergleich herbeigezogen werden; auch er enthält eine Entlarvung. Beide Stellen haben gemein, daß der Schuldige durch ein in der Entrüstung zugeschlendertes Wort vernichtet wird.

S. 202. Burtard: „O du heuchlerisches Ungeheuer!“  
 Bers 1808. Bertha: „Räuber.“

Die Wirkung des Mordes auf Täter und Betroffene ist die nämliche.

Johanne findet beim Erwachen „Burlards' entseelten blutigen Körper“.

Z. 206. „Gott! welch ein Anblick . . . mit lautem Geschrey stürzte sie zu Boden.“ (Johanne verfällt in schwere Krankheit), „sie sank von einer Ohnmacht in die andere.“

Vgl. Vers 2337. Gott! mein Vater!

Bei Vers 2340. . . . an der Bahre niederstürzend.

Bei Vers 2523. (in Ohnmacht sinkend).

In der ersten Fassung bei Vers 2581 (Bertha an der Leiche ohnmächtig hinstürzend).

Der Zug in der Quelle: „Sie drückte den Leichnam an sich“ erinnert an Vers 2386.

Seht, ich klammre mich an Euch . . .

Nach vollbrachter That bemächtigt sich der Übeltäter die gleiche bange Angst; ihre Phantasie beschäftigt sich unablässig mit der verübten That.

Wo sich Ambrosio hinwendet, scheint ihm der Leichnam im Wege zu liegen. (1)

All das Ringen Jaromirs kann den Todessehrei Borotins nicht übertäuben. Beim Anblick des blutenden Leichnams, der „eine Wunde auf dem Herzen“ trägt, ruft er aus:

Vers 3098 ff. Ist es — Wahrheit, Wahrheit, Wahrheit,  
Oder spiegeln diese Augen  
Nur des Innern wirre (sp. dunkle) Bilder (1)  
Statt der lichten Außenwelt?

Die Geisterwelt wird in Anspruch genommen. Ambrosio wähnt „Legionen von Geistesern setzen sich seiner Flucht entgegen“; „Geister, bleich wie Mondenglanz, wirbeln sich im Ringeltanz“, da Jaromir die Frevelthat begehrt; und nachdem er erfahren, daß der Erschlagene sein Vater sei, „schweben schwarze Schreckgestalten vor seiner Stirn und winken ihm ein gräßlich Ja“; „Teufel zogen ihn zur That“.

Ambrosio wird von „marternden Gedanken“ gepeinigt; er „verjagt die furchtbaren Bilder“ seiner Phantasie. Jaromir ruft zu Beginn des großen Monologes aus: „Fort, ihr marternden Gedanken!“ und staunt, daß ihn das „leichte Spiel loser Bilder erschütterte.“

Besonders beachtenswert ist aber folgender Umstand. Mathilde, der weibliche Dämon, sucht durch Sophistereien die Schuld Ambrosios zu vermindern; ähnliche Sophismen legt der Dichter Jaromir selbst in den Mund.

Z. 205. . . . als sie ihn (Ambrosio) etwas beruhigter und geneigter sah, ihre Gründe anzuhören, fing sie an, seines Fehltritts in mitbern Ausdrücken zu

erwähnen, und ihn zu bereuen, er sei milder strafbar als er sich selbst zu glauben scheine; sie stellte ihm vor, er habe sich nur des allgemeinen natürlichen Rechts der Selbsterhaltung bedient, und sei, so zu sagen, an Burkards Tode gar nicht Schuld, da er selbst, blind vor Wuth, in seinen Dolch rannte.

Vgl. Vers 2663 ff. Ha, und wenn ich ihn erschlug,  
Ihn, der mich erschlagen wollte,  
Was ist's, daß ich zittern sollte?  
Hat die That nicht Grund genug?  
Hab' ich ihm den Tod gegeben,  
War's in ehrlichem Gefecht,  
Ei, und Leben ja um Leben,  
Spricht die Sitte, spricht das Recht!

Ähnliches bringt Vers 2981 ff.

Ha, gethan! — Hab' ich's gethan?  
Kann die That die Schuld beweisen, —  
Muß der Thäter Mörder sein? etc.

Auch die blutende Gestalt wirft sich am Ende des Romans zum Verteidiger Ambrosios auf.

S. 260. (Satan und die blutende Gestalt kämpfen um die Seele Ambrosios.)

Geist (Satan). Schon zückte er (Ambrosio) den Dolch.

Zungfrau (blutende Gestalt). . . und wer hinderte diese That (es handelt sich um den Mordversuch an Johanne).

Geist. Also war doch der Wille dazu da.

Er mordete Burkarden, dazu habe ich ihn nicht verleitet.

Zungfrau. O du bist schlau genug, um den vorzüglichsten Mord von dem zufälligen unterscheiden zu können.

Jaromir macht ähnliche Unterscheidungen.

Vers 3002 f. Ja, der Wille ist der meine,  
Doch die That ist dem Geschick . . .

Vers 3008 f. Unfre Thaten sind nur Würfe  
In des Zufalls blinde Nacht —

Jaromir läßt seine That für „vorsätzliche“ Nothwehr gelten und legt den „zufälligen“ Vaternord dem Schicksal zur Last.

Johanne wird nun dem Ambrosio „ein Gegenstand des Abscheus“, von Mathilden aber „zur Fortsetzung dieser Liebe ermuntert“, entbrennt er leidenschaftlicher denn zuvor.

S. 205. Gleich als hätten die Verbrechen, zu denen ihn bereits seine Leidenschaft verführt hatte, nur die Festigkeit seiner Liebe vermehrt, schute er sich jetzt mehr als jemahls nach Johannens Liebe.

Ganz ähnlich verhält sich Jaromir; erst werden die „weichlichen“ Gefühle durch die Gewissenskämpfe verdrängt; zum Schlusse des Monologes steigern sie sich zu wahnwitziger Leidenschaftlichkeit.

Vers 3137 ff.    Und wenn sie, sie, die ich liebe,  
 Liebe? — Nein, die ich begehre,  
 Wenn sie meine Schwester wäre,  
 Woher diese heiße Bier,  
 Die mich flammend treibt zu ihr? 2c.

Was aber den durchgeführten Vergleich gewissermaßen krönt, das ist die Übereinstimmung der Schlußkatastrophen. Im Roman, wie im Trauerspiel, laufen hier mannigfaltig verzweigte Fäden zusammen. Zu den „unterirdischen Gewölbten“ wird Ambrosio von den „Rächern“ gefangen genommen. Ja, der Erzähler, der nicht genug Spannung aufhäufen kann, bringt seinen Helden noch zweimal in äußerste Bedrängnis. Ambrosio liegt im Kerker, die Henker nahen, Satan entführt ihn „in die Lüfte“: endlich zum drittenmal auf der Höhe des Wischehrad: Satan will Ambrosio „an den Fesseln der Moldau zerschmettern“. Im letzten Augenblick wird dieser durch das Eingreifen der blutenden Gestalt (!) gerettet.

Wie eigenartig auch Grillparzer seinen Stoff gestaltet, von jeder dieser Situationen verwendet er mit sicherem Blick, was ihm brauchbar erscheint. Ich übergehe hier viele Einzelheiten, um die Hauptsache besser hervortreten zu lassen.

Ambrosio flüchtet „in die Grüste“, dann „tiefer hinein“ in eine durch einen Stein verschließbare Höhle; Jaromir versteckt sich in den „Außenwerken“, dann in der Gruft. Durch diese Gewölbe, über Treppen ins Innere verfolgt Eberhard, einer der Führer „der Rächer“, eine Flüchtlinge und sieht sie „im Dunkel verschwinden“: so sieht es der Soldat „an dem Gruftfenster blinken“, durch das sich Jaromir mit knapper Not gerettet hat.

In den unterirdischen Gängen findet Mathilde nach langem Suchen Ambrosio. Sie sagt:

S. 241. . . . ich bemühte die Verwirrung, und eilte her dich vor der Gefahr zu warnen (in dieser Beziehung gleicht sie der Ahnfrau).

So sucht Boleslav den „thenern“ Jaromir in den verfallenen Außenwerken. Vgl. den wörtlichen Anklang in

Vers 2752.    Doch bemühend die Verwirrung  
 Vers 2755.    Sucht' ich Rettung und entsprang.

Ja selbst dieser Boleslav hat ein Vorbild: den „Sterbenden“, der gleichfalls die Rolle des Enthüllers spielt: die Rächler spüren ihn auf, wie die Soldaten im 2. und 4. Akt den Boleslav. Er war Mörder, hielt sich zeitweise in den Ruinen bei Stern verborgen, sein Vater „befaß (!) den Palaß, unter dessen Ruinen er stirbt“.

Als Theodor in die unterirdischen Grüste dringt, „bemächtigt sich ein geheimer Schauer seiner jungen Seele“. Jaromir sagt, als



er das Grabgewölbe betritt: „Schauer weht von diesen Wänden.“ Ambrosio hört „den Wiederhall an den Wölbungen der Gruft“. Vgl. Jaromir: Vers 3192 ff.

Ambrosio sieht, als er zu Johannens Behausung schleicht, einen Lichtstreif vor sich, der „ihn immer dahin lenkte, wo der Weg zu Johannens Wohnung sühte“; vor Jaromir „zieht sich ein schwarzer (zuerst: dunkler) Streif auf dem Wege (später: Boden) hin“: „er muß seine Spur treten.“ Ambrosio wird beim Betreten der Gruft an seine Mordthat erinnert; vgl. Vers 3206 ff. die Stelle „Mörderhand“ u. Ambrosio will sich „durch den Anblick Johannens erholen“: ähnlich Jaromir: Vers 3208 f.

Rosfen! — Fort! Geht euch zur Ruh,  
Fort, es geht der Hochzeit zu!

Ambrosio befindet sich in den Gräbern nicht allein: außer Mathilde ist noch Johanne da, die in einer Kapelle als tot beigelegt worden ist und die Ambrosio geraubt und dahin gebracht hat. Das Erwachen Johannens aus ihrem tiefen Schlaf erinnert an den Monolog Berthas zum Schluß des 4. Aktes: das Emporrichten, die wirren Blicke, der schwere Kopf. Beide haben Mühe, sich auf das Geschehene zu besinnen.

Johanne will ihre „zerrüttete Phantasie in Ordnung bringen“. . . . „Wo bin ich?“ sagte sie abgebrochen.

Auch Bertha findet sich nicht mehr zurecht, ihr Verstand bleibt zerrüttet.

Ambrosios Leidenschaft wird durch die Örtlichkeit nicht gezügelt; die Gruft erscheint ihm „eine Rosenlaube der Liebe“, er will Johanne umschlingen. Doch entschlossen ruft sie ihm entgegen: „Zurück, Ambrosio — zurück.“

Ebenjowenig mäßigt sich Jaromir in der Gruftscene, er will die Ahnfrau „umfassen“ (erste Fassung: umschließen). Auch sie sucht ihn mit ihrem eintönigen „Kehr zurück“ zur Besinnung zu bringen.

Noch ein Berührungspunkt im Dialog darf nicht übergangen werden. Wie Johanne den Gebrauch ihrer Sinne wiedererlangt, erschüttert sie Ambrosio mit der Frage: „Wo ist mein Oheim?“

Vgl. der Ahnfrau dreimaliges: „Wo ist Dein Vater?“

Die Verfolgung wird schon in der Quelle mit rastloser Energie und planmäßig betrieben, „die Gräfte sind voll Bewaffneten, man durchsucht alle Gänge“. Die Verfolger werden in beiden Fällen als eine Art Chor der Rache aufgefaßt. „Bernard wird das Geschäft der Rache.“ Der Hauptmann will das „entsetzliche Verbrechen rächen“: „an jedem Ort soll den Thäter die Rache erreichen“.

Als die Verfolger nahen, ruft Mathilde aus:

Z. 242. „Horch, — horch — hörst du die Rächer Ambrosio? sie kommen und nahe ist dein Verderben.“

Später Satau im Gefängnis, als die Henter nahen:

S. 254. „Horch! sie kommen.“

Gleich darauf: Ambrosio selbst.

Z. 255. „Horch sie kommen, o rette mich!“

Vers 3285. (Ahufran.) Horch (früher: hör), sie kommen!

Mathilde mahnt zur Flucht wie die Ahufran.

Vgl. Vers 3288. (Ahufran.) Flieh, entflieh! noch ist es Zeit.

Und für die gemeinsame Flucht:

Z. 243. „Komme — komme“ rief er hastig, — und sie stoben fort, hinter ihnen her die Bewaffneten.

Vers 3259. (Jaromir.) Komme mit mir! hinaus ins Freie!

Vers 3289. (Jaromir.) Bertha, hierher, meine Bertha.

Später drängt Satau wie Mathilde und die Ahufran:

S. 254. Entschließe dich, bald wird es zu spät sein.

Selbst der Effekt mit den Thüren, die der Reihe nach geöffnet werden, findet sich in der Vorlage. Ambrosio ist im Kerker, die Hächler nahen.

Z. 255. In diesem Augenblicke war der Riegel der äußern Thüre aufgehoben, der Gefangene hörte das Rasseln der Ketten und die Henter über die Treppe herabkommen . . . . .

Zeit drehte sich schon der Schlüssel in der Kerkerthüre, und ein Schloß um das andere rollte weg.

In der Ahufran dringen die Verfolger gewaltsam ein. (Vgl. Schiller, Wallensteins Tod, 5. Akt.)

Nach Vers 3284. (Man hört eine Thür aufsprengen).

Nach Vers 3288. (Eine zweite Thür wird eingesprengt).

Endlich nach Vers 3302. (Die Thür wird aufgesprengt).

Der Gefangennahme Ambrosios geht ein Augenblick der höchsten Spannung voraus, der dem Schluß der Tragödie vollständig entspricht. Ambrosio verfolgt Johanne, die blutende Gestalt tritt zwischen sie; im selben Augenblick naht Eberhard mit Soldaten (dem Hauptmann vergleichbar).

Z. 243. Klöstliches Erstarren durchstob Ambrosios Glieder; „Eberhard beble zurück bei dem Anblicke der verschleierten mit Blut besleckten Jungfrau. Zhauner durchstob ihn, obchon er ihr Gesicht nicht sehen, ihre geistige Gestalt nicht ahnen konnte.“

Dieselbe Situation im Drama!

Die Ahufrau steht zwischen Jaromir und der aufgebahrten Bertha.

Hauptmann und Soldaten stürzen herein . . . Alle bleiben erstarrt an der Thüre stehen.

Durch diese Erstarrung gewinnt die Ahufrau Zeit, ihre Sendung würdig zu vollenden. Ambrosio benützt die gebotene Galgenfrist zur Flucht ins Innere.

Endlich wird Ambrosio festgenommen: „die Bewaffneten nahen und stürzten in die Höhle“.

S. 244. . . . er wehrte sich verzweiflungsvoll, verwundete Einige, aber man ergriff ihn, und riß ihn zu Boden.

Der Bericht des Soldaten 3. Akt, Vers 1763 ff. klingt an diese Kampfszene an. Dem Soldaten fällt die Rolle Ambrosios zu.

Wie ich mich verzweifelt wehrte;  
Mußt' ich dennoch auf die Erde.

Ambrosio wird schließlich von übersinnlichen Wesen gerettet, erst von Satan, dann von der blutenden Gestalt; die Ahufrau entzieht Jaromir der weltlichen Justiz durch den Tod.

Das dürften in den Hauptzügen die Beziehungen des Dramas zu der Quelle sein. Die angewandte Mühe wäre hinreichend belohnt, wenn aus dieser Untersuchung auf die Arbeitsweise Grillparzers im besonderen und des Genies im allgemeinen Schlüsse gezogen werden könnten. Doch auch zur Aufklärung dunklerer Stellen im Stücke dürfte dieser Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Tragödie förderlich sein. Für das Wesen der Ahufrau wurde dies schon oben angedeutet. Hier noch ein Beispiel für viele. Folgender Umstand erscheint als Widerspruch in dem Drama: Borotin, der früher Verstorbene, ist in der Kapelle aufgebahrt; Bertha aber in der Gruft. Wie kommt dies? Wohl, weil Grillparzer die Gegenwart der Leiche für den Schlusseffekt brauchte. Der Vergleich mit der Quelle giebt noch einen anderen Aufschluß. In ihr findet sich derselbe Umstand, aber mit der Erklärung:

S. 208. Die Hauswirthin ist zu sehen, zwei Leichen so schnell in ihrem Hause zu haben und zu dulden.

Ambrosio giebt ihr den Rat, Johanne in der nächsten Kapelle beizusetzen.

Sow werden noch andere Widersprüche durch die Quelle gelöst. Darauf hier näher einzugehen, würde zu weit führen.

Eines aber ist sicher. Eine Arbeit wie die vorliegende war ein Bedürfnis, weil sie die Grundlage bildet für die Untersuchung ander-

weitiger Einflüsse auf die Dichtung, die ja bekanntermaßen mannigfaltig wirksam waren. Sie weist nach, was der Dichter an Motiven in der Quelle vorfand, sie ist also, wenn sie den Anforderungen entspricht, der Ausgangspunkt, die unentbehrliche Vorarbeit für eine Entstehungsgeschichte der Ahnfrau.

## Aus dem Nachlasse Chr. D. Grabbes.<sup>1)</sup>

Mitteilungen von Robert Hallgarten in München.

### II.

Die zweite unveröffentlichte Grabbesche Schrift, die sich in Hartenfels' Nachlasse vorfand, ist eine Kritik über Goethes „Briefwechsel mit einem Kinde“.

Grabbe hatte das Buch von Zimmermann erhalten, dem er am 5. Mai 1835 schreibt: „Die Bettina giebt ein äußerst unterhaltendes Werk; ich habe bis zum 3ten Teile des Buchs in das Buch hineingelesen. Ich weiß aber nicht, das Weib selbst, welches seine Briefe herausgiebt, kann mich belehren, interessieren; aber persönlich wär' und bliebe sie mir Gräuel.“ Nicht freundlicher lautet sein Urteil über Bettina in einem wenige Tage später geschriebenen Briefe: „Ich habe bei dem Briefwechsel der Bettina an Menschenkenntniß gewonnen; Sie oder ich könnten so ein Geschöpf einmal für's Drama gebrauchen. Aber —“

Die Kritik scheint unmittelbar aus der Lektüre des Buches hervorgegangen zu sein.

Grabbe schickte sie an Duller und bat ihn, die Kritik — anonym — in den „Phönix“ zu bringen: „So wie die Sache jetzt ausgearbeitet ist, hat der Hartenfels mehr Theil daran, als ich:“ schreibt Grabbe.<sup>2)</sup> „Weder er noch ich, wünschen mit Göthes Jüngern eher anzubinden, als bis ihre Visire von ihren Dummheiten gehörig eingeroset und müde gemacht sind. Ein kleines Honorar wäre dem Herrn Hartenfels, er thue, wie er wolle, auch lieb“ u. s. w. Wie Duller schreibt, war die Kritik, „aus welcher Grabbes Arger, über alles, was Högendienst hieß, in jeder Zeile hervorblickte,“ aus Schicklichkeitsgründen nicht zu veröffentlichen. Der Censor würde

<sup>1)</sup> Vgl. oben S. 547 ff.

<sup>2)</sup> Duller, S. 74. Blumenthal 4, 587.

sich sonst genötigt gesehen haben, gerade das Charakteristische an dem Aufsatze zu unterdrücken.<sup>1)</sup>

Die Kritik, wie sie jetzt vorliegt, scheint nicht die „gemäßigte“ Hartenfelsche Ausgabe zu sein. Denn sie strotzt noch von ziemlich derben, persönlichen Ausfällen. Das 12 Seiten in Aktenformat starke Manuskript der Kritik ist offenbar nicht von dem Dichter niedergeschrieben. Eine Reihe von Bleistiftanmerkungen rühren dagegen von Grabbe selbst her. — Grabbes Stellung, die er in dieser Kritik einnimmt, möge hier kurz erklärt werden.

Es ist bekannt, welche Wirkung das Buch Bettinas bei seinem Erscheinen ausübte. Carrière vergleicht die Wirkung der eines glänzenden Meteors. Sehr bald aber trat ein Rückschlag ein, bei vielen wohl unter dem Eindrucke, daß nicht alles in dem Buche den Thatsachen entspreche; bei manchen auch nicht aus Gegnerschaft gegen Bettina und ihr Werk, sondern aus mehr oder minder versteckter Abneigung gegen Goethe.

Zu den Guten, für die Bettina das Buch bestimmt hat, gehört Grabbe am allerwenigsten.

Zimmermann<sup>2)</sup> spricht einmal davon, daß Grabbe ganze Gebiete der menschlichen Bestrebungen verschlossen blieben, daß er sich gegen die höchsten Erscheinungen oft verstockt hielt. So seien ihm Shakespeare und Goethe ziemlich gleichgiltig gewesen.

Aber Grabbe zeigt gegen Goethe nicht allein Gleichgiltigkeit, sondern unverhüllte Abneigung. In seinen Briefen finden sich verschiedne, zum Teil sehr abgehackte Stellen über Goethe. Interessant ist, daß er dabei schon früher, wie manche seiner Zeitgenossen, mit seiner Abneigung gegen Goethe für Schillers Andenken zu wirken glaubte.

Ein wichtiges Dokument über seine Beurteilung der beiden Dichter ist uns verloren gegangen: eine für Herlosjohn bestimmte Rezension über den Schiller-Goethe'schen Briefwechsel oder vielmehr „eine Abhandlung über meine Zeit und Schiller und Goethe“, eine Studie, die Grabbe in den Briefen an Kettembeil mehrfach erwähnt.<sup>3)</sup>

Übrigens wäre diese Kritik jedenfalls ein noch bei weitem unerfreulicheres Zeugnis von Grabbes feindseliger Verbitterung gegen Goethe, als die vorliegende. Vermuthlich hat er schon damals den

<sup>1)</sup> Auch heute stehen der Veröffentlichung dieser Kritik noch gewisse Bedenken entgegen, die aber schließlich der Erwägung weichen mußten, daß Bettinas theures Andenken über jede Befeidigung weit erhaben, das Schriftstück aber für den Verfasser und seine Zeit viel zu charakteristisch sei, als daß es für immer in der Verborgenheit bleiben sollte. A. S.

<sup>2)</sup> Werke, Hempel 19, 34.

<sup>3)</sup> Blumenthal 4, 453. 456. 459.

häßlichen Vorwurf wegen des Honorars für diesen Briefwechsel gegen Goethe erhoben, den er in der Kritik über Bettinas Buch ziemlich unverblümt ausgesprochen hat.

Mit einem vorgefaßten Urteil gegen Goethe ging Grabbe an die Kritik über Bettinas Buch, und seine Hiebe fielen ebenso scharf auf den „Götzen“ wie auf den „Götzendiener“ und Alle, die ihm nahe stehen. Dabei wird natürlich auch der Mann „mit der fleißig aufgehobenen Maske“, wie Grabbe witzig sagt, nicht verschont, Fürst Pückler, dem Bettina das Buch gewidmet hat. Die litterarischen Anspielungen bedürfen im übrigen kaum einer Erklärung.

Maßlos bitter und oft roh in der Form ist das Urteil über Bettina und Goethe. Um aber der Kritik Grabbes gerecht zu werden, müssen wir sie nicht ganz allein als die Äußerung des schon längst innerlich gebrochenen Dichters, sondern zum Teil als das Produkt einer Zeit betrachten, in der man Bettina noch nicht völlig gerecht werden konnte, in der, wie Carrière sagt, „ihre lichte Gestalt noch durch allerhand Anekdoten, die sich die Leute von ihr erzählten, umnebelt und verdunkelt war.“ —

Unter dem Schlingengeflechte des Gemeinen erhielt sich Grabbe, wie Zimmermann sagt, stets eine Stelle, wohin das Gemeine nicht drang. Und so finden wir hier in dem Wüste ungerechter Urteile noch manches Erfreuliche, so vor allem in den Bemerkungen über Arnim und Brentano, wo oftmals ein Lichtstrahl der Verehrung und Liebe durchbricht.

Auch in der Kritik kehrt die Idee wieder, die Grabbe schon einmal in einem Briefe an Zimmermann erwähnt hatte, Bettina — wenigstens als Nebenperson — in einem Drama zu „verewigen“. Unter diesem Drama hätte man jedenfalls eine Satire etwa in der Art des Grabbeschen „Gid“ oder seines „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ zu verstehen.

Zur Ausführung dieses bizarren Gedankens ist Grabbe nicht gekommen, und das ist nicht zu bedauern. Der beißende und treffende Witz, den er in der zuletzt genannten Satire bewies, hatte sich allmählich bei ihm in schale Witzleien und abgeschmackte Grobheiten verwandelt. Damals kämpfte er mit überlegenem Geiste gegen manche leichte Poeten. In der Kritik über die Bettina scheidet er nicht nur an seinem Gegner; auch die Waffe versagt ihm.

Seine eigene Kunst war zu der Zeit, wo er diese Kritik schrieb, in völligem Niedergange, ein Verfall, den der Dichter zu seinem Glück nicht lange überlebte.

Es ist nicht richtig, der Grabbeschen Kunst von Anfang an jeden inneren Halt abzuspochen. Aber zum mindesten die Schöpfungen seit dem „Napoleon“ sind morsche Gebilde einer zerrissenen Natur. Und

wer das Gesamtwerk Grabbes betrachtet, der mag wohl an das Bild erinnert werden, in dem der feinsinnige Zimmermann die Widersprüche in Grabbes Äußern zu schildern gesucht hat, das Bild des gemischten Metallkönigs aus dem Märchen, aus dem die Irrlichter die haltenden Goldadern lecken, so daß er zwischen Form und Unform zusammensinkt.

### Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.

Zwei Teile und Tagebuch.<sup>1)</sup>

Es ist wohl von all den Briefsammlungen, welche die neuere Zeit hervorgebracht hat, keine von solcher Bedeutung als diese. Ihr Werth ist unermesslich, sie wirkt ein Licht auf Göthe's, auf Bettina's von Arnim, geb. Brentano, und auf manchen anderen Charakter. Und dieses Resultat verdankt man wieder Herrn Goethe. — Er hat die Bettina zu dem genialen Briefwechsel befördert, hat die Briefe aufgehegt, um sie dereinst in Druck zu geben, wobei ihn leider der Tod überrascht hat, weil er früher als Bettina gestorben. — Wer hat wohl für den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe das Honorar erhalten? Der Herausgeber oder Schillers Erben?

Sprechen wir von Bettinas Briefwechsel.

Sehr merkwürdig alles, und vor allem, daß Bettina noch über die Straße gehen, sich auf Rheinschiffen Schmeicheleien sagen lassen kann. Doch dieses große Kind ist so genial liebenswürdig, daß ihm alles egal sein wird. Hatt' es doch sich selbst so „pubelhafternacht“, sagt man in Münster, vorm<sup>2)</sup> 2ten Theil des Briefwechsels zwischen Göthe's<sup>3)</sup> Keine portrairtirt, daß man nicht begreift, wie sich Herr Funke zum Sculptören hergeben konnte. Goethe, der kein so interessantes Gesicht als Schiller hatte, suchte bekanntlich aus seiner Patricier-Bisage immer einen Jupiter zu machen, und so hat ihn Tüchsen auch auf diesem Bilde erfunden, und ihm einen Vorbeerfranz in die rechte Hand gegeben. Das ist recht — Goethe selbst sagt ja, daß nur Pumpe bescheiden sind.

Clemens Brentano ist dem Rezensenten stets einer der größten, im tiefsten, geheimsten Innern von ihm bewunderten Dichter gewesen. Rezensenten blutet das Herz, denkt er daran, wie ungerecht er vergessen ist. Der war zu gut für die Menge. Achim von Arnim ist ein Mann so voller Romantik, daß bis jetzt die Mäße den Wald wegen der Bäume nicht gesehen hat. — Beide zu beklagen, Bettina war leider Schwester des Clemens, ward Frau des Achim.

Der große Naturschilderer, welcher die wald- und stromdurchrauchten Wesergegenden durchreißt hat, und sie damit beschreibt, daß er sie nicht gesehen, der Versorbene mit der fleißig aufgehobenen Maske, hat dieses Gezeug gewidmet erhalten. Ob er nicht Compagnon?

Die prächtigen tutti senti. oder wie der alberne Titel heißt, widersprechen der Vermuthung nicht.

Die Vorrede beginnt damit, daß das Buch nicht für die Bösen, sondern für die Guten sey. Bettina, es werden aber die Guten böse werden, haben sie die Eitelhaftigkeit gelesen.

<sup>1)</sup> Die Korrekturen des Manuscripts sind unter dem Text angemerkt, wobei die in Grabbes Handschrift (meist am Rande) gemachten Bleistiftbemerkungen mit Bl hervorgehoben sind.

<sup>2)</sup> vor dem Bl.

<sup>3)</sup> Goethes Bl.

Da du so viel kletterst, so klett're auch, und besieh die Aussichten, welche sich dir<sup>1)</sup> eröffnen sollen.

Ich muß dir zusehndest sagen, wie es mit der Bewunderung des Goethe ist. Jedes reine jugendliche Gemüth liebt den Schiller mehr, ist's aber dumm und eitel, zieht's nachher den Goethe vor, weil ihm dann das piquanter scheint. Wer lobte Sonnenlicht, wo er sich in Nachtdunkelheit zum Himmel erheben kann?

Der Kanzler Müller bittet dich, wie du dem alles breit und weit auseinandersetzt, um ein Blättchen aus dem Briefbündel. Du schlägst es dem guten Mann ab. Briefe, die man in Druck gibt, muß man auch vorher ja nicht mittheilen, weil sie oft erst zu machen, und die nicht gemachten zu corrigiren, radiren sind. Dein Factor, Tina, Herr Klein, hat aber die poßenhafte Titulation „Frau Rath“ immer stehen lassen. Ich bin ihm böse. Er hätte auch<sup>2)</sup> die eingelegte widerliche Novelle von der Gündlerode streichen sollen. Doch Novellen gehören einmal zu langweiligen Werken, wie Goethes Wanderjahre beweisen. Übrigens sind die Briefe der „Frau Rath“ noch das Beste im Buch, so daß ich glaube, daß ihr gesunder Sinn verlangt, nicht geäfft zu sein und ihr die Adresse<sup>3)</sup> an die „Frau Käthin“ zu machen.

Das Unglück ist, daß Goethe auf deine Schmeicheleien antwortet, gar selbst jagt, die „Schmeicheleien“ gefielen ihm. Und noch mehr scheinen ihm deine Präsente, mit denen du deine Weisheit unterstützt, zu gefallen, und ihm in seinem trockenen Ton eine kurze Antwort, aber kein Gegenpräsent, entlockt zu haben. Daß Goethe mit Schmeicheleien zu kirren, daß ihm die Frau von Staël ekelhaft war, weil sie ihm nicht genug flatterte, weiß Bettina. Merkwürdig aber, wie Goethe diese deine mit Absicht ausgereckten, langen Briefe, so weit echte darunter, lesen und die Frau von Arnim<sup>4)</sup> auffordern konnte, noch längere zu schreiben.

Bettina nimmt alle Mittel, die ihrer schwachen Hand zu Geboth steh'n, zur Hand,<sup>5)</sup> um ihre Briefe bunt und interessant zu machen. Bald klettert sie wie kaum ein Affe, dann läuft sie in den Main, dann hält sie<sup>6)</sup> (Briefwechsel 2ten Theil pag. 138 - 139) ein zu ihrem Nachteil an den ersten Ten erinnerndes Kapitel über die Samen, dann thut sie politisch, als ob sie etwas vom Tirolerrieg anno 1809 begriffe, und oft greift sie gar zu einem Haufen dummer Sentenzen, um Goethe'n zu imponiren.

Goethe's Antworten sind kurz. Gut das, aber besser, diese berechneten Briefe des zum Hösling gewordenen Kaufmannssohns wären ganz kurz, wären gar nicht.

Wilde Regen sind beachtenswerthe Thiere. Machen sich aber recht zahme, lang verheiratete Eulen<sup>7)</sup> mit Vorsatz dazu, so ist's mehr als merkwürdig, sagt Schafpeare in einem noch nicht gedruckten Briefe, meine Veste.

Goethe betitelt seine Lebensbeschreibung: Wahrheit und Dichtung. Das ist ein Titel, der das Interesse des ganzen Buchs vernichtet, eine Doppelthür ist's, durch welche man Vügen oder Geschichte eingehen läßt, ohne sie unterscheiden zu können. Es ist die vornehme poetische Halbheit.<sup>8)</sup>

Tinchen hat, wie es scheint, auch etwas davon angenommen. Ihre aufgehäuften Naturschildereien schwatzen das aus der Schule. Wenn sie nichts mehr auszukramen weiß, nimmt sie den armen Rhein und seine Umgebungen vor,

<sup>1)</sup> Dir jetzt Bl.

<sup>2)</sup> auch] dagegen Bl.

<sup>3)</sup> ihr eine conventionellere Adresse, nämlich Bl.

<sup>4)</sup> Frau von Arnim] Dich Bl.

<sup>5)</sup> zu Hülfe Bl.

<sup>6)</sup> schreibt sie Bl.

<sup>7)</sup> Weiber Bl.

<sup>8)</sup> poetische Halbheit, [die lange vor Regen, sich stets unter's Dach zieht.]



beschmiert ihn und diese Gegenden mit Tinte. Die gnädige Frau hat das wohl zum Theil von ihrem Mann, dem zu wenig gekannten von Arnim gelernt, welcher sich auf frische, aber nicht aufgesuchte Naturschilderungen besser verstand, als irgend ein deutscher Dichter, Rachel und Bettina nicht ausgenommen.<sup>1)</sup>

Herr von Vinzer,<sup>2)</sup> den wir dahin stellen wollen, wohin er gehört, meint's in der eleganten Welt vom 17ten und fernern April 1835 anders. Doch er ist da auch im April, und ich rath<sup>3)</sup> ihm, die süd-amerikanischen Correspondenten seines Blattes fortwährend zu kultiviren, damit wir Nordländer<sup>4)</sup> einschlafen und sicher sind, seine Elegante so wenig als die Südin und Tindchen zu lesen.

Jetzt vom Tagebuch oder dem Buch der Liebe.

Bettina spielt hier, wie überall, die Mignon, und pag. 156 geschieht sie es in etwas. Sie irrt sich aber, wenn sie vermeint, etwas von Goethe's Mignon, seiner besten Charakterzeichnung, zu sein. Goethe ließ sich leider gern die Hand belecken, auch von Schoosshündchen. Er dankte auch, indeß nur mit Dank, der ihm nichts kostete, oft noch Honorar einbrachte. Er hatte sich förmlich zu einem Gott einmüßiget, denn selbst wohlthätigen Tadel ließ man zu ihm nicht kommen. Dagegen Trauerspiele von Marjoni, nicht werth, daß — wurden ihm mitgetheilt und von ihm behaglich mit ihrem Gruß aus Italien empfangen, behaglich gelesen, und bequemt gelobt.

Was aber viel von diesem Buch der Liebe?

Es ist noch gehaltloser, und doch gezielter und absichtlicher als der Briefwechsel. Du naive Bettina, was hast du weise Erfindungsgabe, du, die du jede Fafer der dich umgebenden Natur kennst, wie beweist das besonders deine Nachtigall-Geschichte pag. 82 etc.

Gnädige Frau, Sie sind da, pag. 82 eteae. mein' ich, wieder auf den Baum geklettert, ich glaube /: nun in Ihrem erkünstelten Stuhl es Ihnen zu detailliren /: grad auf eine Pappel.

Diese ewige Kletterage wird Ihrem Anzug viel geschadet haben, thun Sie's jetzt nicht mehr. Vom Baum und unten haben Sie eine Nachtigall beobachtet, und vermuthen, die hätte nach Ihnen gesehen. Ist das, so müssen Sie viel an Wilmern leiden, die Nachtigallen, Homer und Schakspeare mit Ihnen, sind neugierig und sehen auch gern nach Wilmern, etwa wie Recensent nach dir. Auch Gewürm belehrt. Deine Nachtigall suchte also, wie Erfahrung und jede Naturgeschichte dich belehren können, Wilmern, und daß du Nichtphilomele ihr etwas auf die Guitare vorspielen woltest, ist nun gar so quer als toll, sie wäre ja auf ewig<sup>5)</sup> weg-gelaufen.<sup>6)</sup> Aber du woltest genial scheinen, Geliebte. —

Referent will all die Eitelhaftigkeiten des Buchs nicht andenten. Nur wer eitle, doch hier und da verliebte Weiber kennt, versteht sie. Er endet mit der Bitte, daß doch ja nicht der erhabene Dichter der Bilder des Trients<sup>7)</sup> uns etwa auch a la Barnhagen und Tindchen mit den Briefen seiner Iet. Gemahlin beschenke. Er hat was anders zu thun, muß auf die weiten Wege denken, die er zurückzulegen hat, bevor er aus Cathai seine Poesie holt, und wohl überlegen, daß seine Gemahlin dahin geschieden, damit er sein Talent<sup>8)</sup> besser kultivire als bis jetzt. Er hüte sich

1) [die beiden Dichterinnen oder wie Barnhagen von Ense die Südin Rachel sonst heißet] und Bettina nicht ausgenommen, beide kann werth, den Arnim an- und nachzubeten.

2) Herausgeber der „Zeitung für die Elegante Welt“ für 1835.

3) man rath Bl.

4) schnell vor Langeweile Bl.

5) auf ewig] gestrichen.

6) weggeflogen Bl.

7) Heinrich Stieglitz, 1801—1849.

8) die Schwäche seines Talents Bl.

vor der Briefpublicationswuth, — ich bitte ihn — sie steckt Talentlose seiner Art leicht an, und über die Sache ist schon geschwätzt. —

Der Bettina hat Meferent nur noch Dank zu sagen. Er wird sie nächstens in einem Drama, worin sie zwar nur Nebenperson sein soll, verewigen, und wünscht, daß Keiner ihr Geschmier kauft, sondern sich auf diese aus einer parthei-losen Brust hervorgetommene, und zufällig verpöbete Rezension verläßt.

Treibt die Verfäßerin es weiter, so soll sie nicht als Dame sondern als Autor behandelt werden.

## Zur Geschichte von C. F. Meyers Gedichten.<sup>1)</sup>

Von Heinrich Kraeger in Berlin.

### III.

#### B 77. Die Fahrt des Achilles. — C<sup>1</sup> 129. Der tote Achill.

In diesem Gedichte lassen sich vier Einschnitte machen: nämlich nach der Schilderung des Meeres, auf dem Achilleus heimfährt, in der ersten Strophe; nach dem Auftreten der Thetis in der zweiten und dritten; nach den Nereiden in der vierten und endlich bei der Begrüßung Homers in den beiden letzten Strophen. Es scheint alles wie frei erfunden, als hätte der Dichter in seiner Phantasie den jagenhaften Zug an sich vorbeifahren sehen, was er auch zweimal zu Anfang mit einem „seh ich“ selber ausdrücklich bekräftigt. Ganz klar ist jedoch das Gedicht nicht; wen soll man z. B. in der zweiten Strophe unter „glaubten wir“ verstehen? Der Stoff ist jener nach homerischen Sage entnommen, daß nämlich Thetis ihren Sohn Achilleus aus der troischen Schlacht nach der Insel Chios entführte, wo er der Liebe und dem Glücke leben sollte. Mit außerordentlichem Geschick aber hat Conr. Ferd. Meyer am Schluß hinter dem Helden noch die Gestalt jenes Sängers, des Homers, in bezeichnender Geberde unter klangvollen Versen aufgestellt.

1 Wogen, die wie Silber schäumen,  
Zeh' ich langsam rollend nah'n,  
Roffe seh' ich, die sich bäumen,  
Mähnen flattern stolz heran:  
Zu gewundner Winckeln Tröhnen  
Ueber blauer Gründe Pracht  
Zingt ein Zug von Meeresjöbnen  
Speergetos und Männerischlacht.

2 Thetis fährt, die sie begrüßen,  
Durch die rings belebte Flut,  
Bleich liegt ihr Achill zu Füßen,  
Der in tiefen Träumen ruht.  
Da er stürzte mit der Wunde,  
Glaubten wir den Schnellen todt,  
Aber nur auf eine Stunde  
Schlummert er im Muschelboot.

<sup>1)</sup> Vgl. oben S. 112 ff., 564 ff.

- |  |   |
|--|---|
| <p>3 Daß er nicht unmächtig große<br/>In des Hades düstern Schooß<br/>Reidend auf der grünen Scholle<br/>Jebes ärmste Menschenloos,<br/>Führt die Mutter ihn von himmen<br/>In ein neues Leben schon,<br/>Und ein feierliches Sinnen<br/>Senkt den Blick ihr auf den Sohn.</p>     | <p>5 Aus des Meeres süßem Glanze<br/>In der Sonne Strahlenpiel<br/>Steigt mit grünem Nebenfranze<br/>Chios auf als Wanderziel;<br/>Wie besüßelt eilt der Nachen,<br/>In des Plassen Angesicht<br/>Blüht ein mächtiges Erwachen,<br/>Dämmert auf ein jetig Licht.</p>                                |
| <p>4 Schwert und Helm und Schildesleuchte<br/>Hebt der Nereiden Schwarm,<br/>Schwimmend durch die salz'ge Feuchte,<br/>Hoch empor mit hellem Arm:<br/>Waffen künden an und Wehren<br/>Einen freud'gen Siegestauf,<br/>Seine Thaten, seine Ehren<br/>Lanzen vor dem Helden auf.</p> | <p>6 Wo, das Vorgebirg umrauschend,<br/>Weiße Brandung nimmer schweigt,<br/>Steht ein blinder Seher, lauschend<br/>In die Ferne vorgeneigt.<br/>Hellgeschlagne Saiten klingen!<br/>Weiß er, wer das Meer durchzieht?<br/>Ja, er ahnt, daß sie ihn bringen —<br/>Horch! Homer beginnt sein Lied!</p> |

Aus der „Fahrt des Achilles“ wurde ein anderes Gedicht in erzählenden, reimlosen sechsfüßigen Jamben, „Der tote Achill“, und aus dem scheinbar frei erfundenen Vorgang die Erklärung eines Bildwerkes gemacht, jener Sargornamente<sup>1)</sup> im Vatikan. Natürlich war Conr. Ferd. Meyer auch zu dem ersten Gedicht von eben derselben Stelle aus angeregt worden, aber während er damals weiter geträumt und über den Bierat hinaus das Schiff des Achilles nach Chios gesteuert hatte — hielt er sich jetzt genau an die im Steine dargestellte Scene, die plastische durch die poetische Kunst sinnvoll deutend. Während wir ihn sonst peinlich die Quellen seiner Gedichte verstecken sehen, bekennt er durch diese Umgestaltung, daß auch seine früheren Verse nur die dichterische Umschreibung des um den Sarg gelegten Truamentes gewesen waren.

Das junge Gedicht tritt vor dem alten um einen Schritt zurück; es wird zur gedanklichen phantastischen Beschäftigung mit dem Kunstwerk, die, wenn auch nicht so ausführlich, vom Dichter also längst, bevor er jenes erste Lied „die Fahrt des Achilles“ schrieb, vorgenommen war. Die früher behauptete stoffliche Freiheit ist aufgegeben; die eigenen dichterischen Zuthaten liegen jetzt wo anders, nicht in dem „Was“ und in der Erfindung, sondern im „Wie“ und in der Art der Erzählung, die mit plastischen Worten sich seelenkundig

<sup>1)</sup> Vgl. Engelberg 93, von Italien:

„Dort lehnt der Held an seinem Schilde  
Und lächelt stolz im Marmorbitze,  
Die Lichtgestalten holder Sage  
Umschlungen umre Sarkophage.“

Novellen 2, 41 (Hochzeit des Mönches): „Der Thron hatte, während ringsum Alles auf den Knien lag, die heilige Handlung sitzend und mit ruhiger Aufmerksamkeit betrachtet, etwa, wie man eine fremde Sitte beachtet, oder wie ein Gelehrter das auf einem Sarkophag abgebildete Opfer eines alten Volkes besichtigt.“

an den Helden des Grabmals wendet. Der Titel „die Fahrt des Achilles“ konnte für das neue Werk, das enger begrenzt, nur dem „toten Achill“ galt, natürlich nicht mehr passen.

- 1 Im Vatican vor dem vergifteten Marmorfarg,  
Dem ringsum bildgeschmückten, tränmt' ich heute lang,  
Betrachtend seines feinen Bierats lüpp'gen Kranz:  
Ihetis entführt den Sohn, den Kuser in der Schlacht,  
5 Den Kenner, dem die Aene' erschlaßten, welchem schwer  
Die Fider saufen — von Delphinen rings umtanzt —  
Im Rinschelwagen durch des Meers erregte Fluth.  
Tritonen, bis zum Schuppengurt umbrandete,  
Pärt'ge Gesellen, schilfbekränztes, stumpfes Volk,  
10 Geberden sich als Pferdeteufel. Es bedarf  
Der muth'gen Koffe Paar, das, Haupt an kühnem Haupt,  
Die weite Fluth durchrudert mit dem Schlag des Hufs,  
Des Jügels nicht! In des Feliden Waffen hat  
Sich schäternd ein leichtsinniges Gestüb getheilt:  
15 Die Nereiden. Eine hebt das Schwert und zieht's  
Und lacht und haut und sticht und wundet Licht und Luft.  
Ein schlantes Mädchen zieht mit rückgeboguem Arm,  
In schwach geballter Faust den unbesiegt'nen Speer,  
Der auf und nieder, wie der Wage Falten, schwanzt.  
20 Die dritte schiebt der blanken Schulter feinen Bug  
Dem Erzschild unter, ganz als zöge sie zu Feld,  
Dann deckt damit den sanften Busen gaulend sie,  
Als schirmt' das Eisen eines Kriegers tapf're Brust.  
Die vierte — Held, du zürntest, schummertest du nicht! —  
25 Setzt jubelnd sich den Helm, den wildumflatterten,  
Auf das gedankenlose Haupt und nickt damit.  
Scherzt, Kinder! Nur mit dir ein Wort, Vollendeter!  
(Denn mit der Mutter, die dein schlummerisches Haupt  
Im Schooß gebettet hält, der dir das Leben gab,  
30 Der schmerzverunkelten Mutter, plaudert es sich nicht.)  
Felige, sprich! Was ist der Tod? Wohin die Fahrt?  
Wozu die Waffen? Zu erneutem Lauf und Kampf?  
Zu deines Grabes Schmach und düstern Ehren nur?  
35 Was blüht auf deinem Schwerte? Deine letzte That,  
Verglimmend, wie der Abend eines heißen Schlachtentags?  
Die Morgensamen eines neuen Kampfgefilds?  
Bedarfst du deines Schwertes noch, du Schlummernder?  
Wohin der Lauf? Zum Hades? Nein, es lügt Homer.  
40 Den Todem neiden einem kleinen Akerknecht  
Zieht nicht dir ähnlich, Heros! Eher fährst  
Du einer Weiserinsel bleichem Frieden zu  
Und trägst den Myrtenkranz, beseligt und gestillt,  
Mit den Geweihten! Doch auch solches ziemt dir nicht!  
45 Was einzig dir geziemt, ist Kampf und Kampfespreis —  
Felige! ein Erwachen schwebt vor deinem Foot  
Und schimmert unter deinem mächt'gen Augenlid!  
Du lebst, Achill? Sieh Antwort! Wohin wanderst du?  
Er schweigt! Er schweigt. Der Wagen rollt. Ein Triton bläst  
56 Sein Rinschelhorn, daß leis und dumpf der Marmor schallt.

Das neue Gedicht zerfällt in zwei größere Teile, zuerst die Schilderung des Zuges, in dem sich die Nereiden lebhaft hervorthun, und dann das Gespräch zwischen dem Dichter und Achilles. Wir haben aber farb- und lautlose Steine vor uns; deshalb scheiden die auf das Gesicht und Gehör bezogenen sinnlichen Attribute des alten Gedichtes sämtlich ab. Aus der Darstellung des Wassers: „die Wogen, die wie Silber schäumen“ und „über blauer Gründe Pracht“ verschwindet der Glanz und nur die Bewegung wird beibehalten: „Des Meers erregte Flut“. Auch das „Dröhnen“ der Muscheln und das „Singen“ der Meeressäue hört auf: denn im Stein ist alles still geworden. — Thetis wird kürzer abgefertigt, aus künstlerischen Gründen, um in diesem Monument, das ja dem Achilles gilt, den Sohn nicht durch die Mutter in den Schatten zu stellen. Der Dichter giebt freilich dafür eine andere schöne und überzeugende Erklärung, die den Zwang jenes ästhetischen Gebotes geschickt verdeckt und aus der Not eine Tugend macht, wenn er sagt, er wolle ihre Schmerzen durch seine Zurückhaltung ehren. So scheidet Thetis fast ganz aus, sie bleibt im Hintergrunde ohne Selbstständigkeit und ohne Willen, während früher in der dritten Strophe noch der Grund angegeben war, weshalb sie gerade ihren Sohn über das Meer entführt hatte: „daß er nicht unmächtig grolle.“

Wenn dagegen die Nereiden ausführlicher beschrieben wurden, so widersprach das nicht dem Wunsche, den Achill durchaus die Hauptperson bleiben zu lassen: denn die Meerjungfrauen, die in dem neuen Gedicht ungefähr dreimal mehr Raum zur Bewegung erhalten haben als in dem alten, — thun ja nichts anderes, als mit den Waffen des großen Toten zu spielen, so daß sie gerade durch diese ihre Schelmerieen doch immer wieder auf ihn zurückweisen. Sie sind also auch nicht eigentlich selbstständig behandelt, sondern einem größeren beigegeben und untergeordnet, dem Helden Achill, dem die zweite Hälfte des Gedichtes gehört.

Der Dichter, der bislang geschwiegen und sich nur in der ersten Zeile wie zur Einführung: „Im Vatikan . . . träumt ich heute lang“ vorgestellt hatte, der im alten Gedicht auch nur in der ersten Strophe zu Worte gekommen war, setzt sich jetzt unmittelbar mit dem Achill in Verbindung. Er will ja aus seinen Zügen etwas herauslesen, und einem Fremden, der ferne steht, pflegt ein Gesicht nie etwas von seinen Geheimnissen zu verraten. So wendet er sich selber an ihn: „Held, du zürnest . . . nur mit dir ein Wort . . . , Sprich . . . . Bedarfst du deines Schwerts noch“. Was vorher die Mutter durch die Entführung des Sohnes hatte verhüten wollen, daß sich nämlich die Worte Homers aus jener berühmten Stelle der Odyssee nicht erfüllen sollten, wo Achill im Hades das Los der

Schatten beklagt, das spricht der Dichter jetzt mit größerem Nachdruck als seine eigene Überzeugung aus:

Nein, es läßt Homer.  
Den Todem weiden einem kleinen Adertnecht . . .

Das Ausweichen ist zum Ausfallsgesecht, der abwehrende Wunsch der Mutter zur entrißten Ablehnung geworden.

Was dann das ältere Gedicht zum Schluß als Thatjache gab, die Richtung des Zuges nach den seligen Gefilden auf der Insel Leute, wohin die Sage den Achill unter die anderen Halbgötter versetzt hatte, das sinkt jetzt wieder zur Vermutung herab. „Eher fährst du einer Geisterinsel bleichem Frieden zu . . . Doch auch solches ziemt dir nicht!“ Denn der Achill des Liedes ist ja tot und schweigt. Er hat sein kurzes, mit großen Thaten erfülltes Leben hinter sich und die Unsterblichkeit ist ihm irgendwie doch gesichert jenseits des Sarkophages. „Ein Erwachen schwebt vor deinem Boot.“

Der Dichter hatte streng nur das geschildert, was ihm der Stein auch wirklich sagen konnte, und mit einer gewissen wohlberechtigten Mäßigkeit alle Farbe und jeden Klang bisher aus der Darstellung verbannt. Dies lohnt sich dann am Schluß, wo nun ein einziges Mal ein anderer Sinnesausdruck hinzukommt, wenn der so dringlich angesprochene Stein nach all den guten Worten plötzlich wie zum Leben zu erwachen scheint: „Daß leis und dumpf der Marmor schallt“. Und mit diesem Ton brechen die Träumerei und das Gedicht ab.

Die Gestalt des Achill aber stand unserm Dichter oft vor Augen. Denn die nordischen Mythologien lagen ihm fern, und in einer sonst von Richard Wagner beherrschten Zeit hielt er es streng mit der Kunst und Dichtung des Altertums und des späteren Italiens. Er suchte sich seinen Siegfried unter den Helden Griechenlands und ließ den fremden Halbgott sogar in der Nürnberger Geschichte von Gustav Adolfs Fagen mitspielen. Als der feige Leubelsing seine mutige Base um Rat bittet, wie er dem schwedischen Dienste entgehen könne, spottet diese: „Wir wollen dich, wie den jungen Achill im Bildwerk an den Ofen dort, unter die Mädchen stecken, und wenn der listige Ulysses vor ihnen das Kriegszug ausbreitet, wirfst du nicht auf ein Schwert lospringen.“ Ihre eigenen Wünsche aber faßt sie in den fecken Spruch: „Courte et honne“ zusammen: „Ich wünsche mir alle Strahlen meines Lebens in einem Flammenbündel und in dem Raum einer Stunde vereinigt, daß statt einer blöden Dämmerung ein kurzes, aber blendend helles Licht von Glück entsünde, um dann zu erlöschen wie ein zuckender Blitz.“ Das ist die „Achilleis“, in die sich das Mädchen hineinträumt und die ihr das gütige Schicksal

dann auch wirklich als Pageu an der Seite Gustav Adolfs beschert, wenn sie aus dem Becher der Jugend und Stärke selig schöpfen und in der Fülle der Kraft, die durch nichts gemindert ward, aus dem Leben scheiden darf.

Ganz ähnlich spricht auch „Der schwarze Prinz“ in den Gedichten:

Ich bin eine kurze Kraft,  
Heut geharnischt, morgen weggerafft!  
Frühe Stunde, lost' ich wie Achill,  
Meinem Lose halt ich still.

### B 80. Alexanders Fest. — C<sup>1</sup> 195. Der trunkene Gott.

Als Alexander der Große im Winter 328/7 vor den Thüren nach Indien sein Lager in Maracanda aufgeschlagen hatte, übertrug er dem Clitus die Provinz Sogdiana, die vorher Artabazus verwaltet hatte und die einen besonders thatkräftigen und kriegerischen Mann verlangte. Clitus stand dem König sehr nahe, seine Schwester, Hestaniee, hatte den Alexander aufgezogen und er selber sich schon auf den Feldzügen des Philipp rühmlich hervorgethan und überdies dem jungen König am Granicus durch seine Entschlossenheit das Leben gerettet.

Plutarch erzählt nun in seinem „Leben Alexanders des Großen“ von einem Gastmahl, wo der König gerade diesen seinen treuesten Diener Clitus tötete:<sup>1)</sup> Allerlei böse Anzeichen waren vorangegangen, Alexander selber hatte einen Traum gehabt und den Clitus in einem schwarzen Kleid zwischen den toten Söhnen des Parmenio sitzen sehen — weshalb er in Sorge um ihn zu opfern befahl. Nun zog er ihn, bei einer Feier für die Dioskuren, zur feierlichen Tafel hinzu, wo unter anderem auch ein Schwähgedicht auf einige von den Barbaren geschlagene macedonische Feldherren abgesungen wurde. Clitus fand daran keinen Gefallen, während Alexander das Lied guthieß. Sie gerieten darüber in einen Wortwechsel, wobei der alte Feldherr dem jungen König vorwarf, daß er seinen Vater Philipp abgeleugnet und sich lieber für einen Sohn des Jupiter Ammon ausgegeben hätte:

„Alexander aber wandte sich zum Cardianer Keuodochus und zum Artemisius aus Kolophon und sagte: „Ist es nicht wahr, die andern Griechen wandeln mit den Macedoniern wie Halbgötter unter wilden Thieren?“ Clitus aber ließ sich nicht beruhigen und fing auf's Neue an zu schmähen; er geberdete sich in der Trunkenheit wie ein Wahnsinniger, wurde fortgeführt, aber stürzte, einen andern Spottvers singend, wieder herein, als auch Alexander einem Trabanten schon die Lanze entrißen hatte, mit der er den Clitus durchbohrte. Der König verlor nun

<sup>1)</sup> Biographien des Plutarch's mit Anmerkungen von G. V. von Schirach. Berlin und Leipzig 1779. Band 6. S. 189—357.

auf einmal seinen Zorn und kam wieder zu sich selbst. Er sah, daß alle seine Freunde wie versteinert um ihn herum versammelt standen. Er wollte den Speiß aus dem toten Körper wieder herausziehen und sich selbst damit ermorden, wurde aber von seinen Leibtrabanten abgehalten, welche ihm in die Hände fielen und ihn mit Gewalt in sein Schlafzimmer brachten.“

Aus Arrian<sup>1)</sup> läßt sich der Bericht insoweit ergänzen, daß nämlich Alexander an dem fraglichen Tage eigentlich den Dionys vernachlässigt und statt seiner den Dioskuren geopfert hätte.

„Da haben einige der Anwesenden aus Schmeichelei gegen Alexander — wie bekanntlich dergleichen Leute von jeher die Könige verdorben haben und nie aufhören werden, ihrer Sache zu schaden — nicht nur den Polydences und Castor für durchaus unwürdig erklärt, mit Alexander und Alexander's Thaten eine Vergleichung anzubalten; sondern beim Trunk haben sie nicht einmal den Hercules verschont, vielmehr gesagt: Es stehe eben die Mißgunst den Lebenden im Wege, sodaß ihnen von ihren Zeitgenossen die verdienten Ehrenbezeugungen nicht erwiesen werden.“

Clitus sagte darauf, daß Alexander den Macedoniern sehr viel schuldig sei und verteidigte dann unter tödtlichem Erfolge den Vater Philipp gegen die Angriffe der Schmeichler des Sohnes.

Bei C. Rufus<sup>2)</sup> rühmt sich der König, der sehr viel Wein getrunken hatte, seiner Thaten: „Dies und ähnliches hörten die jüngeren Männer gern, die älteren verdroß es, hauptsächlich um Philipps willen, unter welchem sie ihre meisten Jahre verlebt hatten.“ Hierauf entspann sich ein Streit zwischen den jüngeren und älteren. Clitus<sup>3)</sup> lobte die Soldaten des Philipp und reizte in der unbedachtesten Weise den Zorn des Königs, der ihn tötete: „Die ganze Vorhalle schwamm vom Blute dessen, der kurz vorher sein Tischgenosse gewesen war; bestürzt und starren Bildsäulen gleich standen die Wachen von ferne, und die Einsamkeit gab der Reue desto freieren Raum.“ Der König war nach dieser schrecklichen That nicht wieder zu beruhigen. Er wurde mit Mühe daran verhindert, die Hand an das eigene Leben zu legen, das er nach einem solchen Verbrechen vor sich und anderen verwirrt zu haben glaubte. Drei Tage lang schloß er sich in seine Zelte ein, ohne Speiße und Trank zu sich zu nehmen, bis ihn die Generale baten, doch seines Reichs wieder zu gedenken, und ihn zu dem Glauben beredeten, daß die furchtbare That von dem beleidigten Dionys gesfordert und dem König ohne seinen Willen von den Göttern aufgedrängt worden sei.

<sup>1)</sup> Arrians Werke, übersetzt und erläutert von Dr. C. Ctes. Langenscheidtsche Verlagbuchhandlung, Berlin.

<sup>2)</sup> Curtius Rufus. Von den Thaten Alexanders des Großen. Verdeutschet von Dr. Johannes Ziebelis. Buch VIII, c. 3—6, S. 267 ff. Langenscheidtsche Verlagbuchhandlung, Berlin.

<sup>3)</sup> Vgl. H. Schubert, der Tod des Clitus, im Rheinischen Museum für Philologie, herausgegeben von Ribbeck und Bücheler. Neue Folge 53, 98—120.



Wir haben diese Berichte nur auf das hin zu prüfen, was einen Dichter dabei zur Wiedererzählung oder Umbildung veranlassen konnte. Denn dieser fragt nicht nach der historischen Wahrheit allein, er ist auch seines Zeichens nicht so wie der Chronist unverbrüchlich an sie gebunden, sondern legt den Dingen selbständig einen Affektionswert bei; er macht die Vorlage für seine künstlerischen Zwecke erst zurecht, indem er ihr bald etwas zusetzt, bald sie abstrukt. Sehr fein hat Comr. Ferd. Meyer sich selber einmal im Gespräche, wie Frey (283) berichtet, über solche Dinge geäußert: „Gewisse Handlungen geschichtlicher Personen, die uns zu ihrem sonstigen Charakter nicht zu passen scheinen, hätten aus anderen Motiven als den durch die Zeitgeschichte ihnen zugeschriebenen, herfließen können und die bloße Möglichkeit genügt dem Dichter — denn dazu hat er ein Recht — beispielsweise seinen Helden solche andere, aus seiner ganzen geistigen Individualität begreifliche Beweggründe unterzuschieben und ihn dadurch zu individualisieren.“ Der springende Punkt aller dieser Scenen war aber für den Dichter, der sie aus den alten Vorlagen und aus Droysens<sup>1)</sup> Bericht kannte, die leidenschaftliche That des Königs, der seiner selbst vergessend, gerade den treuesten Diener und Freund ermorden mußte, und weiter interessierte ihn die Entwicklung eines harmlosen Anlasses zu einem tragischen Schlusse, wenn ein Fest, das der Freude gewidmet war, durch eine unerwartete Wendung in lauter Trauer auslief.

Jenen heiteren Anfang also auf glaubhafte und spannende Weise in das dunkle Ende überzuführen, war auch zugleich für den Seelenforscher eine lockende Aufgabe. Nur konnte sich der Dichter freilich nicht mit der plumpen Schelterei bezechter Trinker begnügen, sondern mußte die vorhandenen groben Motive seiner verzweigen, ohne dabei doch ihre natürliche Tragfähigkeit zu vermindern. Er erhob die reale Wirklichkeit zur poetischen und malte das von der Geschichte bloß in großen und starken Linien entworfene Gemälde bis in Einzelheiten nach, die jetzt nur noch insofern Anspruch auf geschichtliche Wahrheit haben, als, wie wir sehen werden, jede von ihnen gerade ebenso auch hätte passieren können, also keine eigentlich der Geschichte und Psychologie des Vorgangs an und für sich widerspricht. Zwischen zwei Punkten giebt es unendlich viel Wege; die Geschichte aber verbindet zwei Ereignisse mit Notwendigkeit nur durch eine einzige Linie, die zu entdecken und festzulegen Pflicht der Geschichtsschreibung ist. Der Dichter aber kann diese Linie selten unbeanstundet für seine Zwecke gelten lassen; denn die Geschichte ist noch kein Gedicht; er schlägt daher reizvolle Umwege ein und verknüpft die Wirkung auf andere

1) Geschichte Alexanders des Großen von Joh. Gust. Droysen, Berlin 1833.

Weise mit ihrer Ursache; bloß muß er die Ausgangspunkte im Auge behalten, und wie die Geschichte, muß auch sein Werk den Gesetzen der Notwendigkeit bedingungslos gehorjam sein. Der Stoff hätte sich ja auf andere Weise, als es Cour. Ferd. Meyer gerade in diesem Falle that, dichterisch bewältigen lassen. Man könnte z. B. von den Beruhigungsversuchen der Priester ausgehen und die gekränkten Gottheiten für alles verantwortlich machen; wie Plutarch berichtet: „Der Andern ihre Tröstungen wollte er gar nicht anhören, bis Aristander, der Wahrsager, ihn an die Erscheinung, die er vom Clitus im Traume gehabt hatte und an die üble Vorbedeutung bey dem Opfer erinnerte, und ihm dadurch bewies, daß der Tod des Clitus längst durch's unvermeidliche Verhängnis bestimmt gewesen sey.“ Aber davon abgesehen, daß dem Alexander viel von der Gewalt und Poesie seiner sonst zu jeder Initiative angelegten Gestalt verloren ginge, wenn er zur willenlosen Gliederpuppe des strafbar vernachlässigten Dionys geworden wäre — so hatte der Dichter diese Formation, einen Gott in den Mittelpunkt einer menschlichen Handlung zu rücken, schon anderwärts, im Mars von Florenz, verwertet; durch eine Wiederholung aber wäre der Einfall sofort zum Trick oder zur Schablone entwürdigt. Er stellte daher diesmal seine Erfindung bei der Entwicklung des Streites besonders auf die Probe.

Während den Geschichtsschreibern bei der Clitus-Erzählung der Hintergrund gleichgültig gewesen war, malte der Dichter in einer farbigen Scene die Pracht des Gastmahles aus. Der junge König schaut freudig und träumerisch in die Zukunft, aber der alte Clitus blickt verstimmt in die Vergangenheit zurück, und als der Schenk, die Pläne Alexanders deutend, seinen Herrn gar mit allen Göttern, Zeus, Helios und Bacchus vergleicht, mahnt der Alte grämlich an die gefallenen Soldaten, die ihm den Sieg verschafften, und reizt endlich den Alexander, der die Vollkommenheit selber zu sein glaubte, an einer empfindlichen Stelle, bei seinem körperlichen Gebrechen: nun kommt die Entladung, der König, der bislang dem Schmeichler wie dem Verkleinerer stumm zugehört hatte, stürzt auf Clitus los und wie durch einen Blitz, der einschlägt, ist die ganze Scene verändert. Die Ereignisse jagen in furchtbarer Hast durch die letzte Strophe hin. Eine dramatische Höhe, die nach langem Anlauf plötzlich eingenommen wird: ein Augenblicksbild in grellsten Farben, das der Dichter zuletzt noch anfröht, eine furchtbare und unvergeßliche Pantomime. Während uns die Geschichte den widerlichen Zank des Alexander und des Clitus überlieferte, läßt der Dichter seinen königlichen Helden gänzlich schweigen und in göttlicher Ruhe bis dicht vor dem Schluß beharren. Nur auf dem Antlitz spiegeln sich die Vorgänge ab. Alexander ist dadurch über alle, gleichsam hors de

concours gestellt; er bleibt in verdeckter Stellung und von dem niedrigen Vorwurf des Selbstlobes frei. Damit ist viel gewonnen, und die schreckliche That des Alexander schon durch dieses würdige Verhalten im voraus etwas gesühnt oder verächtet. Er hat den Zorn hinuntergewürgt und sich lange beherrscht. Das, was Alexander bei Arrian, Curtius und Plutarch selber sagt, ist in der Dichtung einer neuen Person in den Mund gelegt, dem Schenken, der in Vertretung der „jüngern“ Partei den Wahn des Königs von seiner eigenen Götlichkeit interpretiert und dadurch zugleich die Lage noch verschlimmert.

### Alexanders Fest.

- |  |   |
|--|---|
| <p>1 Breite Marmortreppen steigen<br/>Durch der Gärten laub'ge Nacht,<br/>Von den hellen Zinnen neigen<br/>Palmen in des Himmels Pracht;<br/>Ueber Tempeln, Säulen, Grästen<br/>Lagert in den Abendlüften<br/>Alexanders Zecherschaar,<br/>Knieend reicht ein schöner Knabe<br/>Dunkeln Weines duft'ge Labe<br/>Dem bekränzten König dar.</p> <p>2 Zwischen mächtigen Entwürfen<br/>Und der wundergleichen That<br/>Glaubt er Nektar schon zu schlür-<br/>Thronend in der Götter Rath; [sen,<br/>Geister tauchen, ruhmesbelle,<br/>Freudig aus der edeln Welle,<br/>Aus der Traube kräft'gem Blut,<br/>Goldne Schalen überschäumen,<br/>Geister, die gebunden träumen,<br/>Wachen auf in Zornesgut.</p> <p>3 Kleitos neben Philipps Sohne,<br/>Schon dem großen Vater treu,<br/>Der bearbete Macedone<br/>Leert den Becher ohne Scheu;<br/>Er gedenkt der alten Zeiten,<br/>Da es Ehre war zu streiten<br/>Für den stammverwandten Herrn,<br/>Denk der tapfern Kampfgenoß-<br/>Die die erste Phalanx schlossen [sen,<br/>In den Bergen kühl und fern.</p> <p>4 Auf der kühnge schwungenen<br/>Braue,<br/>In des Herrschers Angesicht<br/>Ließ den stolzen Traum der<br/>Schlaue<br/>Schenk u. lächelt hold u. spricht:</p> | <p>„Herr, bevor den niedern Thaten<br/>Du dich nahest ohne Straten,<br/>Welches war dein himmlisch Amt?<br/>Bist du Zeus? bist du ein Andrei!<br/>Bist du Helios, der Wandrer,<br/>Dessen Stirne somtig flammt?“</p> <p>5 Kleitos saß ein wildes Grämen,<br/>Und er großt in sich hinein:<br/>„Wirst du dich des Vaters schämen!<br/>Schämst du dich ein Menich zu sein?<br/>Schleuderst du des Nektars Glutem,<br/>Warum kämpfen denn und bluten<br/>Wir für dich? Zum Schein und Spott?<br/>Lebende kannst du belohnen<br/>Deine todten Macedonen<br/>Wecke sie, bist du ein Gott!“</p> <p>6 Finster schaut der Herr der Erde<br/>Zu dem halb vernommenen Wort,<br/>Mit anmuthiger Geberde<br/>Plaudert fest der Knabe fort:<br/>„Bacchus bist du, der Belaubte,<br/>Mit dem träumerischen Haupte,<br/>Der ins Land der Sonne zieht!<br/>Nur den Thyrsus darfst du schwingen,<br/>Ohne Heer kannst du bezwingen!<br/>Warte mir! und Indien tuet.“</p> <p>7 Grimmig neigt der truntue Rechter<br/>Sich zu dem Erhabnen hin,<br/>Mit unseligem Gelächter<br/>Nührt er an der Schulter ihn:<br/>„Warum lässest nach der Linken,<br/>Sohn des Zeus, das Haupt du<br/>Lafest dir der Erde Raub? [sinken?<br/>Gab sie, sich voraus zu rächen,<br/>Ihrem Zwingherrn ein Gebrechen,<br/>Und erzählt dir, daß du Staub?“*)</p> |
|--|---|

\*) Alexanders rechte Schulter war höher als seine schwächere linke.

8 Spricht's. Des Gottes Augen flammen,  
 Wie der Stral, der niederfährt,  
 Zähl getroffen stürzt zusammen  
 Aleitos, in der Brust ein Schwert.  
 Blutbesudelt rollt sein Becher  
 Zwischen die entsetzten Becher;  
 Von des Festes Kranz umlaubt,  
 Auf versteinerte Gestalten  
 Und den ausgestreckten Alten  
 Starrt ein bleich Medusenhaupt.

In einer zweiten Fassung aber stellte der Dichter — auf ein eigenes Motiv für jede, auch für die geringste Personen bedacht — den Schenken, mit dem wir die Charakteristik der älteren Ballade schlossen, anders in die Handlung hinein: Er machte ihn selbständig, indem er seinem Worte die doppelte Absicht unterjochte, nicht nur mit dem König zu kokettieren, sondern auch den Clitus zu kränken. Es ist menschlich natürlich, daß die unbedachte heitere Jugend den alten Griesgram nicht leiden mag. Der Schenke ist froh, dem Clitus, über den er sich oft genug ärgerte, eins zu versetzen. Dadurch aber wird die Handlung bedeutend tragischer, denn der Knabe hatte mit seinem Scherzwort einen so blutigen Ausgang gewiß nicht beabsichtigt, er bringt den Stein ins Rollen, aber ohne ihn aufhalten und sein Ziel bestimmen zu können. Der kleine Einfall eines boshaften Bürrichens führt zum schrecklichen Verbrechen eines Königs und zum Tode eines Mannes, und damit ist das große Schicksal, das unberechenbar über allem Irdischen waltet, schauerlich in die Ballade eingezogen. Die Reden des Schenken folgen in der zweiten Fassung nach dem Grundsatz der Steigerung, indem er zuerst den Alexander mit Bacchus und erst dann mit Ares, Zeus und Helios, den höheren und höchsten Göttern vergleicht.

Während die erste Fassung genau darüber unterrichtete, wer denn eigentlich jedesmal sprach — wird in der zweiten der Text eingeschränkt und diese dramatisch angeordnete Dichtung dadurch anfangs schwer entwirrbar gemacht. Die Stimmen werden in der vierten und fünften Strophe nur noch durch die Interpunktion geschieden.

Wie Alexander, wird auch Clitus, sein Gegner, auf dieser nächsten Stufe der Gedichte veredelt. In den antiken Vorlagen benahm er sich während des Gelages eigentlich nur als der „miles gloriosus“, und der Umstand, daß er über den Durst trank und ganz ohne Überlegung handelte, diente gerade nicht zur Hebung seiner Persönlichkeit. Aber schon in der ersten Fassung des Gedichtes redet er lange nicht so unaufhörlich, wie in den Berichten der alten Schriftsteller, sondern er „gedenkt der alten Zeiten“ und Freunde,

die er dann auch in Worten verteidigt: ein guter menschlicher Zug, bis er am Schluß den König aus allen Träumen und Himmeln stürzt und ihn mit jener furchtbaren Auspielung am schwersten beleidigt.

Das maßlose Trinken erwöhnt er sich ab; statt auf den „trunkenen Fechter“ der ersten Fassung wird in der zweiten würdevoller und crüfter bloß auf das Alter angespielt: „der graue Fechter“; und während er dort den „Becher ohne Schen“ leerte, das heißt mannhafte mitzecht, ist hier etwas Bitteres beigemischt: „schlürft im Weine Zorn und Groll.“

### Der trunkene Gott.

- |  |   |
|--|---|
| <p>1 Weiße Marmorflusen steigen<br/>Durch der Gärten laub'ge Nacht,<br/>Schlanke Palmenfächer neigen<br/>Zu des Himmels blaue Pracht.<br/>Ueber Tempeln, Säulen, Gräften<br/>Recht in abendweichen Küsten<br/>Alexander's Lieblingschaar;<br/>Daß der Erde Herr sich labe,<br/>Bietet ihm ein schöner Knabe<br/>Wein in goldner Schaal' dar.</p> <p>2 Kleitos neben Philipp's Sohne<br/>Fürcht die Stirne kummervoll,<br/>Der benarbte Macedone<br/>Schlürft im Weine Zorn und Groll:<br/>Er gedenkt der Hergenoßen,<br/>Die die erste Phalanx schlossen<br/>Zu den Bergen kühl und fern —<br/>Seinen dunkeln Muth zu kränken<br/>Lüftet es den jungen Schenken<br/>Lagernd an dem Knie des Herrn.</p> <p>3 Die erhabne Stirn und Braue<br/>Träumt den Zug ins Inden-<br/>land,<br/>Lanschend ließ den Traum das schlaue<br/>Kind, den Blick emporgewandt:<br/>„Bacchus bist du, der belaubte,<br/>Mit dem schwärmerischen Haupte,<br/>Der ins Land der Sonne zieht!<br/>Ohne Heer kannst du bezwingen,<br/>Nur den Thyrsus darfst du schwingen,<br/>Winke nur und Indien luet!“</p> | <p>4 Finster growlt der tapfre Streiter:<br/>„Durch der Wüste heißen Sand?<br/>Zimmer ferner, immer weiter?<br/>Nach des Indus Fabelstrand?<br/>Siegst du mit der Wimper Winken,<br/>Warnm fechten wir und stinken<br/>Wir für dich? Zum Schein und Spott?<br/>Lebende kannst du belohnen,<br/>Deine todten Macedonen,<br/>Werde sie, bist du ein Gott!“</p> <p>5 — „Welchen dampfenden Altars<br/>Preust du auf der Erde dich?<br/>Bist du die Gewalt des Ares,<br/>Hemmflatter, fürchterlich?<br/>Herr, bevor den niedern Thaten<br/>Du dich nahest ohne Strahlen,<br/>Welches war dein himmlisch Amt?<br/>Bist du Zeus? Bist du ein Andrer?<br/>Bist du Helios, der Wanderer,<br/>Dessen Stirne sonnig flammt?“ —</p> <p>6 Traulich neigt der graue Fechter<br/>Sich zum Ohr des Gottes hin,<br/>Mit unseligem Gelächter<br/>Küht er an der Schulter ihn:<br/>„Gast des Himmels, merklich<br/>sinken<br/>Haupt und Schulter dir zur<br/>Linken,*)<br/>Lafst dir der Erde Raub?<br/>Macht der Knabe dich zum Gotte,<br/>Dein Gebrechen schreit mit Spotte:<br/>Alexander, du bist Stamb!“</p> |
|--|---|

\*) Alexander war schief, seine rechte Schulter etwas höher als die schwächere linke.

7 Eine tödtende Geberde!  
 Eines Gottes Racheamt!  
 Ein Erdolchster an der Erde!  
 Alter Treue strömend Blut!  
 Auf den Mörder, auf die Leiche  
 Starrt der Schent, der schreckensbleiche:  
 Kranz und Wunde! Fest und Grab!  
 Stumme, steingewordne Zecher —  
 Hier ein herrenloser Becher  
 Kollt die Stufen sacht herab ...

Cour. Ferd. Meyer hat sich darauf verlassen, daß seine Leser gleich wußten, mit welchem körperlichen Gebrechen Alexander behaftet war; und auf dieses Vorherwissen kommt freilich für die Wirkung des Gedichtes alles an, weil am Schluß an einer solchen entscheidenden Stelle nicht mit einer neuen Unbekannten gerechnet werden durfte, sondern man gleich muß nachfühlen können, daß bei diesem Spott über seine linke Schulter<sup>1)</sup> Alexander wie von der Natur gezwungen wird, den Furchen zu erschlagen. Das ist aber nur möglich, wenn die Kenntniss von dem Defekt am Körper Alexanders wirklich auch so in unser Wissen übergegangen ist, daß man nicht mehr nötig hat, sich erst künstlich in den Zorn des Königs hineinzudenken, sondern ihn vielmehr unmittelbar mitempfindet. Aber so sicher war der Dichter, und wohl mit Recht, seiner Sache nicht, ganz davon abgesehen, daß er gerade an dieser wichtigen Stelle, von der Poesie verlassen, sich recht ungehickt und überaus gewählt ausdrückte:

„merklich sinken  
 Haupt und Schulter dir zur Linken.“

Er hielt noch eine Anmerkung für nötig, um auf alle Fälle den Thatbestand dieser Stelle und die Pointe zu retten, die allerdings wenig glücklich war, weil gemeinhin das Bild Alexanders doch ohne jene körperliche Entstellung in der Phantasie der Menschen weiter lebt, und wir uns erst mühsam bei den Worten des Clitus wieder daran erinnern, daß Alexander ja eigentlich, wie man in der Schule gelernt hatte, schief gebaut war. Dadurch verliert aber der Trumpf des Clitus viel von seiner Kraft, wenn die schwere Verletzung des Alexanders uns erst von außerhalb durch die Vermittlung einer Anmerkung des sonst so einwandlosen Gedichtes klar wird.

<sup>1)</sup> „Die Gestalt Alexanders ist am besten auf den Statuen von Syßippus ausgedrückt, von dem allein auch er abgebildet sein wollte. Der Künstler hat darin besonders den langen und gegen die linke Schulter etwas eingebogenen Hals des Alexanders und seine lebhaften freundlichen Augen, worin ihn seine Freunde und Nachfolger so sehr nachzuahmen suchten, geschickt ausgedrückt.“ Plutarch 195. — Drosfen, S. 48. „Das ein wenig zur Linken geneigte Haupt.“

Die größeren Änderungen zwischen der ersten und der zweiten Fassung sind erwähnt; aber auch im kleinen waltete die sorgende Hand, die in der Einleitung, durch wenige Zusätze, durch die Adjektiva weiß, schlank und blau und durch die schöne Neubildung: abendweich, die Stimmung gleich viel üppiger machte. Die Worte schließen sich wundervoller zusammen; der bloße Bericht eines zweiten verwandelt sich jetzt in eine eigene Handlung: früher las der Schenk „den stolzen Traum“ vom Antlitz seines Herrn ab; jetzt heißt es imposanter vom Könige selbst:

Die erhabne Stirn und Braue  
Träumt den Zug ins Inderland.

Nach der Schluß wurde umgeschaffen: statt das Medusenhaupt aufzuhängen, das, eigentlich auf Alexander in einem schlechten hinfenden Vergleich angewandt, in einem Bilde die Schrecken der letzten Scene zusammenfassen sollte — schafft der Dichter jetzt in einer anderen anschaulicheren Handlung ein Symbol für das Ende des unglücklichen Clitus:

Hier ein herrentoser Becher  
Rollt die Stufen sacht herab . . .

Mit dieser Fassung war aber die Entwicklung des Gedichtes noch nicht abgeschlossen. Vor allem drängte sich in einem neuen Entwurf (C<sup>2</sup> 203) die ausgestoßene zweite Strophe von der Stimmung des Gastmahls wieder ein.

Herzlich ist's, den Wein zu schlürfen  
Lagernd in der Götter Rat  
Zwischen schwelgenden Entwürfen  
Und der wundergleichen That!  
Goldne Becher überquellen,  
Ruhmesgeister mit den helmen  
Helmen tauchen aus der Flut —  
Goldne Becher über schäumen,  
Geister, die gebunden träumen,  
Steigen auf in Zornesglut.

Es sind die alten Gedanken und Bilder aus der allerersten Fassung, und doch liegt auf ihnen jetzt ein ganz anderer Schimmer. Aus „den mächtigen Entwürfen“ werden „schwelgende“; statt des von niemandem je gekosteten unbestimmten „Nectars“ wird rechter „Wein“ geschenkt; die „goldenen Becher“ strömen jetzt zweimal ihren Inhalt über, und erregen die Sucht nach Ruhm und den Zorn in dem trinkenden König. Und „die Geister“, die vorher nur unklar gesehen wurden, tauchen jetzt als Genien, mit Helmen getrönt, aus dem Getränk empor.

Auch „der Schenk“ mußte sich einige Änderungen gefallen lassen; am Schluß der ersten Strophe heißt es (1<sup>2</sup> 203):

Bietet lachend ihm ein Knabe  
Wein in edler Schale dar,

und am Schluß der dritten:

Lüftet es den schönen Schenken.

Statt „Born und Groll“ schürft Ulmus im Weine alliterierend:  
„Grimm und Groll.“

Auch die Katastrophe war dem Dichter und Richter noch immer nicht nach dem Herzen gewesen, der die Worte des Ulmus höhniſcher machte und sie gleich zu Anfang in eine unbarmherzige Frage kleidete:

„Gast des Himmels, warum sinken  
Haupt und Schulter dir zur Linken?  
Lastet ihr der Erde Raub?  
Mit den Göttern willst du zechen?  
Spotten höre dein Gebrechen:  
Alexander, du bist Staub!“

- 8 Eine tödtende Geberde!  
Eines Gottes Rachewut!  
Ein Erbdöchter an die Erde  
Gleitend in das eigne Blut . . .  
Klarer Abendlüfte Schauern!  
Eines Hauptes verhülltes Trauern!  
Ausgerast und ausgegrollt —  
Ein Gelag versteineter Zecher  
Und ein herrenloser Becher,  
Der herab die Stufen rollt.

Am Schluß wird die Apotheose graufiger; das verwirrte Bild  
„alter Irene strömend Blut“ geht ganz in Anschauung über:

Ein Erbdöchter an die Erde  
Gleitend in das eigne Blut.

Und nun die Ernüchterung, die sich unheimlich ankündigt! Aus dem warmen Mittag, an dem das Fest begann, ist Abend geworden; die weiche Luft geht jetzt kalt und klar, und statt des Schenken, der dem Drama den zufälligen Anstoß gab, steht Alexander selber noch einmal da, er, der alles zu traurigem Ende geführt hatte. Eine ungeheure Herbigkeit liegt in der Schilderung, auch der fallende Becher mag schriller tönen, weil ihn das „sacht“ genommen wurde.

Der gründlichen Umarbeitung des allerersten Entwurfes wären also hier manche wertvolle Verbesserungen zugefügt, aber die Arbeit war selbst jetzt noch nicht ganz abgethan. Das Gewitter grollte nach



und in der nächsten Auflage, also in der vierten Fassung des Gedichtes, griff der Dichter abermals an einigen unbedeutenden Stellen ein, und gönnte erst dann sich und dem Liede die wohlverkämpfte Ruhe.

In dieser allerletzten Fassung C<sup>3</sup> 207 heißt es endgiltig:

Strophe 1: „Knieend bietet ihm ein Knabe,  
Daß der Erde Herr sich labe,  
Wein in edler Schale dar.“

Strophe 2: „Schlürft im Weine Gram und Groll“ (C<sup>2</sup> 204 „Grimm und Groß“).

Strophe 8: „Der hinab die Stufen rollt.“

### B 92. Die Dryade.<sup>1)</sup> C<sup>1</sup> 19.

Das unglücklich verlaufende Liebesbündnis einer Baumnymphe, die von dem Jüngling ihrer Wahl so bitterlich getäuscht wird, war von C. F. Meyer anfangs in der letzten Strophe mit einer allgemeinen, aber außerhalb der Erzählung stehenden Betrachtung beschlossen worden. Es war der Abgesang, der, so hübsch er auch an und für sich war, das graziöse Märchen doch doktrinär enstiftete und die Wirkung des Vorgangs verminderte. Er mochte das selber einsehen, ohne die an und für sich trefflichen Zeilen aufgeben zu wollen, die er später außerhalb des Gedichtes oben als Geleitwort für die neue Fassung C<sup>1</sup> 19 unterbrachte:

O Liebe, wie schnell verrinnest du,  
Du flüchtige, schöne Stunde!  
Mit einer Wunde beginnest du  
Und endest mit einer Wunde.

Auch bei der Entwicklung dieser Romanze mag man zwei Gruppen von Veränderungen scheiden: Fälle, wo einzelne Worte nur gesteigert und solche, wo die Personen und die Handlung umgestaltet werden. In das erste Fach schlagen die Verschiebungen der fünf Strophen der Einleitung:

<p>1 Der Jüngling tritt in Waldesraum, Wo grün die Lichter schimmern Und sucht sich einen schönen Baum, Ein Boot daraus zu zimmern.</p>	<p>Ein            irt Umspielt von goldnen Schimmern späht nach einem Sich drans ein Boot</p>
<p>2 „Du Eiche mit dem stolzen Wuchs, Du bist mir gleich die rechte, Dich zeichn' ich mit dem Beile flugs, Dann hol' ich meine Knechte.“</p>	<p>Zungeiche  ruf</p>

<sup>1)</sup> Später in einem besseren Griechisch: „Die Dryas“.

- |   |  |
|---|--|
| <p>3 Er führt den Schlag, da stöhnt<br/> ein Ach<br/> Zusammen mit dem Streiche:<br/> „Du mordest mich,“ so senft es<br/> schwach,<br/> Aus der verwundeten Eiche.</p> <p>4 Ein Tröpfchen Blutes oder zwei<br/> Sieht er am Beile hangen<br/> Und schleudert's weg mit einem Schrei,<br/> Als hätt' er Mord begangen.</p> <p>5 Schnell stüßert's aus dem Baume jetzt:<br/> „Noch ist kein Mord geschehen,<br/> Ich bin nur leicht am Arm verletzt,<br/> Naiß wußt' ich mich zu drehen.“</p> | <p>Streich. Ein schmerzlich<br/> Wacht jählings ihn erblicken.<br/> „Ich sterbe!“ stöhnt's im Stamme<br/> Die jüngste dieser Eichen.</p> <p>Der Mord ist nicht vollendet!<br/> Ich hatt' mich umgewendet.“</p> |
|---|--|
- „Zrrt“ in der ersten Zeile sagt mehr als das einfache „tritt“;  
„Zungeiche“ macht die Vorstellung reicher und poetischer als bloß  
„Du Eiche“. „Streich“ paßt besser als „Schlag“, das doch mit Ach:  
schwach in schlechtem Binneureime steht. Die rhythmische Not der  
letzten Zeile „der verwundeten Eiche“ ist in „die jüngste dieser Eichen“  
glücklich geändert.
- Gründlicher ging der Dichter mit den folgenden Strophen um,  
wo die liebliche Gestalt der Nymphe mehr zu ihrem Rechte kommt.  
In der alten Fassung spricht die Dryas allein; in der neuen kommt  
zu anfang noch die frühe Werbung des Mannes hinzu, indem die  
erste Rede der Dryas wegfällt. Man vergleiche:
- |   |  |
|---|--|
| <p>6 Leicht schlüpft die Dryas aus dem Kleid<br/> Der moosbedeckten Eiche:<br/> „Tritt näher, der mir that das Leid,<br/> Daß ich die Hand dir reiche!“</p> <p>7 Sie lächelt: „Bald bin wieder heil<br/> Ich, und mein Arm gesundet.“<br/> Da fühlt sie, daß vom scharfen Beil<br/> Das Herz ihr tief verwundet.</p> <p>8 Es ist der Tag verschwunden bald,<br/> Im Flug vergeht er beiden,<br/> Und wie es dunkel wird im Wald,<br/> Da denken sie ans Scheiden.</p> <p>9 „Ich in den Baum und du nach Haus!“<br/> So läwelt sie verstorben,<br/> „Doch send' ich wohl ein Biendchen ans,<br/> Dich in den Wald zu holen.“</p> | <p>„Komm, Göttin,“ steht er, „Waldestind,<br/> Daß ich Vergebung finde!“<br/> Die Schultern schmiegend schlüpft ge-<br/> schwind<br/> Die Dryas aus der Hinde.</p> <p>Ein Dämmer lag auf Stirn und Haar,<br/> Ein Brüten und ein Wehen,<br/> Von grünem Blätterschatten war<br/> Der schlante Wuchs umgeben.</p> <p>Er fing den Arm zu küssen an,<br/> Die Stelle mit dem Hiebe,<br/> Und, der er viel zu Leid gethan.<br/> Die that ihm viel zu Liebe.</p> <p>„In meinem Baum — ist lauter Traum“<br/> Sie schlüpft zurück behende<br/> Und sipelt in den Waldesraum:<br/> „Ich weiß, wen ich dir sende!“</p> |
|---|--|

Sehr anmutig klingt dieser letzte Bescheid der Dryas; wenn  
Conr. Ferd. Meyer an anderen Stellen die Reime beschränkte und

den Gedichten das allzu Singbare nahm, hat er hier mit Recht den Dreiklang von „Baum, Traum und Mann“ eingeschaltet. Die Biene wird aber nicht gleich mit Namen genannt, um eine leichte Spannung zu erregen, wer wohl überhaupt die Botin dieses Waldkundes sein mag. Endlich im nächsten Verse kommt sie etwas mehr beladen als in der ersten Auflage an, denn außer der Süßigkeit und dem Honig bringt sie auch Bitternis und Vermut mit, dem Inhalt dieses Märchens und der alten Lehre entsprechend, daß Lieb und Leid zusammenwohnen:

- |  |   |
|--|---|
| <p>10 Das Biendchen muß sich oft be-<br/>               müh'n,<br/>         Das fleißig immerrege,<br/>         Und Honig trägt es her und hin<br/>         Die stillen Waldeswege.</p>  | <p>Der Botin Biene Dienst ist schwer,<br/>         Sie muß sich redlich plagen,<br/>         Honig und Vermut hin und her,<br/>         Waldaus, waldein zu tragen.</p>   |
| <p>11 Doch einmal kam es wild ge-<br/>               summt:<br/>         „Dryas, mich kann's entrüsten!“<br/>         Es setzt sich an den Stamm und<br/>               summt:<br/>         „Wohl sah ich, wie sie küßten.</p> | <p>Einmal kam Biendchen wild gebrummt:<br/>         Ich sah's, wie sie sich<br/>               ein blühend Nachbarkind<br/>         Muß ihn beständig necken,<br/>         Dich läßt er nun bei<br/>               Zu deinem Baume stecken.</p> |
| <p>12 Sie ist des Nachbars blühend<br/>               Kind,<br/>         Er hat nicht weit zu gehen<br/>         Und läßt dich nun in Wetter und<br/>               Wind<br/>         Im grünen Walde stehen.“</p>             | <p>      ein blühend Nachbarkind<br/>         Muß ihn beständig necken,<br/>         Dich läßt er nun bei<br/>               Zu deinem Baume stecken.</p>   |

Das Schicksal der Dryas aber gestaltet sich ernst und tragisch. Früher war es ein stummes Klagen, jetzt scheint der Streich ihr bis ins Mark gedrungen zu sein, und sie, die erst vom Beil äußerlich getroffen, doch wieder aufgelebt war, ist jetzt innerlich zu Tode wund bei dem Verrat, den der treulose Knabe an ihrer Liebe beging. Auf den ersten Schlag ist von ein und derselben Hand der schlimmere zweite gefolgt, von dem sie sich nun nicht wieder erholen kann. Und die Todesscene der zweiten Fassung dürfte allerdings nicht mehr von jenen betrachtenden Versen abgetrumpft werden, die vordem am Schluß der ersten Fassung standen.

- 13 Da schwanft das Laubwerk hin und her  
 Aufrauschend in dem Winde,  
 Da stöhnt es bang, da ächzt es schwer  
 Und wüthet sich unter der Rinde.  
 Ein schmerzlich Ach, als wände sich  
 Ein schlanker Leib und stirbe!  
 Das Laub vergilbt, die Krone blich,  
 Die Rinde bröckelt mürbe.

Es bleibt aber interessant zu sehen, wie scharf sich gerade in diesem Gedichte die Massen scheiden, wie die eine Partie nur leicht und oberflächlich, die andere aber vom Boden aus, und wie der ganze Grund — wenn man so will — sehr ungleichmäßig umgeackert worden ist.

A 19. **Der Mönch von Bonifacio.** C<sup>1</sup> 250.

Bei dieser Ballade, die in einer noch älteren vor 1860 entstandenen ungedruckten Fassung bloß den Titel „Der Mönch“ trug, gab der Dichter in den Anmerkungen der ersten Ausgabe als Quelle für seinen Stoff ein Werk des Grafen von Platen „Geschichten des Königreiches Neapel“ an. Dort wird im 11. und 12. Kapitel des ersten Buches S. 106—124 aus dem Jahre 1420 von der Belagerung der mit den Venezianern verbündeten Stadt Bonifacio erzählt, deren hartnäckigen Widerstand der castilische König Alfons, anfangs auch vom Glück begünstigt, mit aller Gewalt zu brechen suchte. Ein Auszug aus dieser breit entworfenen Kriegsgeschichte mag über die Stellung belehren, die Conr. Ferd. Meyer dem Stoffe gegenüber einnahm.

S. 106. „Da fiel plötzlich der Thurm Searincio, durch die Bombarden erschüttert, zusammen, und die Belagerer sprangen von den Ziegelstangen auf die Trümmer hinüber und richteten die königlichen Standarten auf.“

Bald wieder zurückgetrieben, drängte der Feind von einer anderen Seite sich vor:

„und der Haven ward durch eine Kette geschlossen, damit (S. 109) kein gemeinliches Fahrzeug den Bonifaziern Zufuhr und Hülfe zu bringen im Stande wäre. Wohl hatte man in Genua, aus andern Theilen der Insel, die Nachricht von Bonifazio's Belagerung erhalten, und der Doge Thomas Fregoso ließ zu diesem Behuf sieben Schiffe ausrüsten. Aber abgesehen, daß die Fest in Genua wüthete, und der Doge bemüht war, Ludwig dem Dritten beizustehn, so waren auch den ganzen Herbst hindurch die Winde so ungünstig, die See so stürmisch, daß kein Fahrzeug den Haven verlassen konnte.

Indessen war Bonifazio durch die Wurfmaschinen des Königs in einen so traurigen Zustand gerathen, daß kaum ein einziges Haus noch Sicherheit darbot und die meisten in Trümmern lagen. Alle Einwohner daher, die nicht unmittelbar auf den Mauern Wache hielten, zogen sich in den nahe gelegenen Hain zurück, wo sie Hütten und Zelten aufschlugen. Alfons bot sich häufig zum Vergleich (S. 110) an, und versprach sogar der Stadt ihre Freiheiten erhalten zu wollen. Dennoch zauderten die Bonifazier und als von aragonischer Seite die Unmöglichkeit dargestellt wurde, dem Hunger zu widerstehn, von dem schon viele der Einwohner zu Gerippen verzehrt waren, so wurden von mehreren Seiten der Mauer Probläube in das Lager des Königs hinabgeworfen und ihm selbst ein aus Frauenmilch bereiteter Käse zum Geschenk gebracht . . .

S. 112. Aber nichts desto weniger zehrten Elend und Hunger an der unglücklichen Stadt. Tag und Nacht von den Feinden beunruhigt, schlaflos, abgezehrt irrten viele der eingeschlossenen Helden wie Schatten umher, und Einige, aus Verzweiflung, gaben sich selbst den Tod . . .

S. 113. In diesem Zustande entschlossen sich die Aeltesten mit Alfons zu unterhandeln. Sollte in 40 Tagen keine Hülfe erscheinen, so wollten sie sich dem Könige ergeben. Ihm wurden 32 edle Knaben als Geißeln überliefert, und so ruhte wenigstens vom Kampfe die Stadt.“

Heimlich rüsteten nun die Korsen ein Fahrzeug mit 24 Jünglingen aus, das nach Genua fahren und die Stadt um schleunige Hilfe bitten sollte.

S. 114. „Heiße Wünsche und Gelübde begleiteten die abreisenden Fremde. Der Senat ordnete öffentliche Gebete an und mit nackten Füßen, wiewohl im strengsten Winter, zogen die Bonifazier von einer Kirche zur andern, und priesen in lauten Gesängen den Gott der Heerschaaren, ihn um die Rettung der Vaterstadt anflehend.“

Die Jünglinge langten „spät und vom ungünstigen Winde verfolgt“ in Genua an, während Alfons inzwischen weiter Korsika vermisste. Nach 15 Tagen kamen die Boten wieder und brachten Nachricht von der baldigen Hilfe ihrer Verbündeten.

S. 118. „Aber es nahte der Tag der Uebergabe, und die Botschafter des Königs erschienen in der Stadt. Die Aeltesten erbaten sich nur eine Nacht Bedenkzeit. Sollte bis zum nächsten Morgen keine Rettung sich zeigen, so jenen sie bereit, ihre Verpflichtungen zu erfüllen . . .“

S. 119. In dieser Noth versammelte der Senat das ganze Volk; jeder solle über das Heil des Staats berathschlagen. Da begann vor Allen Wilhelm Kobia, der selbst dem Senat angehörte, die Menge zur Ausdauer zu ermuntern. Wie jenen dem Feinde, sagte er, die Schlüssel zu übergeben! Wenn man die Freiheit bereits verloren hätte, würde nicht Jeder trachten, sie aufs Neue zu erobern, und jetzt, da sie sich noch im Besiz derselben befänden, wollten sie ihr freiwillig entlagen? Er beschwor hierauf den Schatten des Grafen Bonifazio, des Erbauers der Stadt, der die maurischen Meeräuber viermal überwunden habe. Dieser blicke vom Himmel auf sie herunter. Nicht am Veistande Genua's sollten sie verzweifeln. Jurdthbare Stürme, wie (S. 120) Jeder säbe, erregten das Meer; aber der nächste günstige Windstoß würde die erschutten Schiffe herbeiführen. Ihre Knaben zwar seyen in den Händen der Feinde; aber besser sey es, die Kinder zu verlieren, als die ganze Stadt dem Untergang preiszugeben. Da sollte die ganze Versammlung dem Redner ihren Beifall, seinen Vorschlag als das einzige Heil betrachtend. Alle Glocken wurden geläutet, ein Freudengeschrei erhob sich, und man rief von den Mauern herab, daß die gehoffte Hülfe erschienen sei. Dieß wurde den Boten des Königs berichtet, die den andern Morgen die Uebergabe zu heischen kamen. Auch die Weiber heideten sich in Harnisse, und dreimal zog die ganze Schaar, an der Spitze die Fahnenträger, auf der Mauer, die den Feinden zugekehrt war, auf und nieder, um den König über ihre Anzahl zu täuschen. Haben die Genueser Hügel, sagte Alfons, um in die von allen Zeiten belagerte Stadt sich einzuschleichen? Da begann der Kampf auf's Neue . . .“

S. 122. Vier Tage nach diesem Vorfalle zeigten sich endlich die genuesischen Schiffe, sieben an der Zahl, die Genua kurz vor Weihnachten, von günstigen Nordwinden geleitet, verlassen hatten . . . Die Genueser erstanten über das leichenartige Aussehen der Bonifazier.

Aber die Schiffsführer weigerten sich, den Kampf aufzunehmen, trotz der Bitte der Belagerten, die ihnen von der Stadt aus auf alle Weise beistehen wollten.

Verzweiflung ergriff bei dieser Nachricht die belagerte Stadt. Die Frauen lagen auf ihren Knien in den Tempeln, und flehten den Himmel an, sie zu retten, den Genuesern Tapferkeit einzuflöhen.

Doch nicht alle Genueser dachten wie jene Vier. Der Befehlshaber der Flotte, Giovanni Negro, des Dogen Bruder, ein zwanzigjähriger Jüngling, war vom Geiste seiner Ahnen besetzt. Eben so Raphael Negro, der Hauptmann des zweiten Schiffs, das seiner Größe wegen der schwarze Berg hieß. Vor allem beschämte Jakob Bonifazio, wiewohl plebejischer Abkunft, die Jaghaften, und in feuriger Rede forderte er zu den Waffen auf. Der Himmel schien sein Vorhaben zu begünstigen; denn am nächsten Morgen erhob sich ein heftiger und den Aragonesen ungünstiger Wind. Alle Segel aufgespannt flog das Schiff des Bonifazio voran, mit eisenschlagendem Vorderheil zerprengte es die Kette des Havens gewalttham; die beiden andern folgten ihm."

Endlich entwickelte sich das Gefecht zu Gunsten der Genuesen, die schließlich mit einem Brauder die Schiffe des Königs aus der Blockade trieben:

S. 124. „Mächtige Flammen nach allen Seiten sprühte das entzündete Fahrzeug, nach allen Seiten flogen die Schiffe des Königs auseinander. Die Erschrocknen noch mehr zu betäuben, erhoben die Genueser, bisher in Todtenstille verharrend, ein ungeheures Geschrei, und es antworteten die Bonifazier, den Freunden, den Rietern, den Befreieren eine glückliche Fahrt von ihrem Felsen herunterwünschend, mit unermesslichem Jubelruf. Drei zogen die Schiffe der Republik von dannen, von Ruhm beladen langten sie in Genua an.“

Platens Vortrag ist, wie die Auszüge beweisen, aus klassischem Geiste geboren, der teils durch die lateinischen Vorlagen des Cynäus und der Anales Genuenses von Johannes Stella ihm übermittelt, teils frisch aus seiner merkwürdig antik gestimmten Seele gekommen war. Man glaubt in diesen „Geschichten des Königreiches Neapel“ die meisterhafte Übersetzung eines Werkes des Thucydides oder des Livius vor sich zu haben, die den fremden Stil zwanglos der deutschen Sprache anpaßt und die gewandt auch die Mittel der historischen Darstellung der Alten, z. B. die Reden benützt. Conr. Ferd. Meyer übertrug 1858 (vgl. Frey, 101. 132) einen Teil der Platenschen „Geschichten“, den Abschnitt über die Königin Johanna von Neapel ins französische; die Handschrift „Jeanne de Naples“ ist freilich nicht gedruckt und vielleicht vom Verfasser später vernichtet worden, aber auch zu dem Dichter selber stand C. F. Meyer in einem engeren Verhältnis, wemgleich er ihm nicht urteilslos folgte und „das Schiefe an dem sonst so tüchtigen Platen“ wohl erkannte.

Mit dem geschichtlichen Berichte war vorherhand wenig anzufangen. Die weit ausgedehnte Handlung spielt von Korsika nach Genua hinüber. Die Niederlage und der Sieg Bonifacios stehen künstlerisch zueinander in gar keinem Verhältnis, denn die Belagerung ist fast quälend lang beschrieben und die Befreiung dafür äußerlich sehr kurz abgemacht. Die Weltgeschichte hat hier für keine,

dem Auge eines Poeten wohlgefällige gleichmäßige Entwicklung der Begebenheiten gejorgt, sondern die Pendelbewegungen vorgezogen und Schmerz und Freude rasch abwechseln lassen. Als die beratende Versammlung sich des Weiteren zum Widerstand entschließt, wird ein Jubelgeschrei angestimmt, leider ganz verfrüht, da ja die Schiffe zur Unterstützung noch nicht da sind. Als diese endlich kommen, bereiten die Führer, die am Kampf nicht teilnehmen wollen, den Belagerten eine neue Enttäuschung. So forderte diese Geschichte von Bonifacio nicht gerade zur balladenhaften Behandlung heraus, es sei, daß die untige, von Platen besonders schwungvoll verfaßte Rede des Bobia, der die Mitbürger zum Widerstand ermuntert und das Verhalten der tapferen Schiffsführer Fregoso und Bonifia auf Contr. Ferd. Meyer einen tieferen Eindruck machten.

Er zeigte sich denn auch dem Stoff vorherhand keineswegs gewachsen; die breite Erzählung verleitete zu einer übermäßigen Ausführlichkeit, und die Vorlage ist nirgends schlank und dichterisch zugeschnitten. Es sind 17 kreuzweis gereimte Strophen mit vierfüßigen Trochäen. Auffällig ist die Überschrift „Der Mönch von Bonifacio“, die eine Persönlichkeit in der Ballade bezeichnet, von der in der Geschichte nirgends die Rede gewesen war.

1 Alphons sah den Wall sich neigen  
Und des grausen Mordes satt  
Hieß er die Geschütze schweigen  
Vor der eingeschloss'nen Stadt;  
Seiner ringsumgarnten Beute  
Wird der list'ge Jäger froh,  
Eigen nennt er dich noch heute  
Tapfres Bonifacio!

2 In des Wassers grünem Scheine  
Spiegelt sich der morsche Wall,  
Von der Wehre rieseln Steine,  
Lose Lnadern drohen Fall.  
Ueber die zerschoss'nen Mauern,  
Späht der Korsen Wache leis,  
Sieht des Spaniers Schiffe  
lauern  
In des eignen Hafens Kreis.

3 Auf dem Markte lagern Trüm-  
mer,  
Thürme neigen sich im Blau,  
Glänzend dringt des Tages Schimmer  
In des Doms zeriss'nen Bau  
Krieger stehn mit finstern Mienen,  
In dem heiligen Raum geschaart,  
Einer mitten unter ihnen,  
Welcher keine Worte spart:

4 „Genna, wo magst du weilen,  
Während Tag um Tag vergeht?  
Du gelobtest uns zu eilen  
Und nun kommst du doch zu spät.  
Wir vertrauten deinem Bunde  
Und vergossen unser Blut;  
Wir erkaufen eine Stunde  
Noch mit unserm letzten Gut.

5 „Und dem fremden Dränger gaben,  
Wissend daß du nahe bist,  
Wir zu Geiseln unsre Knaben  
Nur für dreier Tage Frist.  
Drei der Tage sind veronnen;  
Korjen, was ist euer Rath?  
Zeit zu opfern ihr gesonnen  
Eure Kinder — eure Stadt?

6 Keiner will das Schweigen brechen,  
Alle blicken niederwärts,  
Keiner magt es auszusprechen,  
Was beschloffen jedes Herz.  
Nun ein Flüstern, nun ein Müm-  
seln,  
Winke werden rasch getauscht,  
Und sie sehen nicht den dunkeln  
Mönch, der an der Säule lauscht.

- 7 Redig aller Herzensbaude,  
Von dem härnen Noth bedeckt,  
Trog im ärmsten der Gewande  
Eine Brust, die nichts erschreckt,  
Eines nur ist ihr geliebten  
Auf der Erde fern und nah:  
Zu vertheidigen, zu lieben  
Deine Schluchten, Korrika!
- 8 Brausend steigt der Zorn im Herzen,  
Bis er mächtig überquillt,  
Worte sündet er, die schmerzen,  
Hebt den bahren Arm und schilt:  
„Wer ist unter Euch der Feige,  
Der die Heimat gibt dahin?  
Daß ich zur Verdammniß zeuge  
Im Gerichte wider ihn!“
- 9 Alles schreit in wildem Grimme:  
„Von dem Mönche solche Schmach!  
Schweige du, dem nie die Stimme  
Der Natur zum Herzen sprach!  
Wurf dich am Altare nieder,  
Nichts auf dieser Welt ist dein!  
Gib uns unsre Kinder wieder,  
Willst du, daß wir Männer sein!“
- 10 Nach der Mauer eilen Alle,  
Doch der Mönch eilt ihnen vor;  
Von dem Schiffe zu dem Walle  
Ruft der König froh empor:  
„Korrika, sprich, was will euch  
dünnen?  
Schärfst die Augen, späht um-  
her!  
Sehet ihr ein Segel blinken?  
Seht ein Schiff ihr auf dem  
Meer?“
- 11 Die verböbheten Korrika blicken  
Wollend auf die leere Flut;  
Müssen sie den Nacken bücken  
Vor des Königs Uebermuth?  
Auf den morichen Rand des Walles  
Knieet der blasse Mönch und  
spricht:  
„Gott, du weißt, ich gab dir  
Alles,  
Nun verlaß mich heute nicht!
- 12 „Wind und Meer und alle Mächte  
Sind sie nicht dir unterthan?  
Kege deine starke Rechte,  
Welche Wunder wirken kann!“ —
- Alle seine Muskeln beben,  
Alle seine Pulse glühn,  
Segel aus der Flut zu heben,  
Schiffe durch das Meer zu  
ziehn.
- 13 Und er betet immer wärmer  
Mit des Glaubens Zuver-  
sicht, —  
Alphons lächelt: „Armer  
Schwärmer,  
Du erreichst die Schiffe nicht!“  
Feurig blickt der Mönch, ... er=  
bleichend,  
Zitternd auf gebognem Knie,  
Ueber Meer gewaltig zeugend  
Ruft er aus: „Ich sehe sie!“
- 14 Drüben in der lichten Weite  
Wo sich Himmel theilt und Meer,  
Ist des Wassers stille Breite  
Wie der Glanz des Himmels leer. —  
Wo sie düstig sich verlieren  
Uebem Plan, das dunkel prunzt,  
Wo sie ferne sich berühren,  
Tancht empor ein kleiner Punkt.
- 15 Und ein zweiter und der dritte,  
Und der vierte schon dabei,  
Und ein anderer in der Mitte, —  
Freudenschrei und Freudenschrei! —  
„Herr der Katalanen, kehre,  
Kehr dich ab von Korrika!  
Denn die Fürstin naht der  
Meere,  
Siehe dort ist Genua!“
- 16 Es vergrößern sich die hellen  
Segel auf dem blauen Grund,  
Eifrig stehen Wind und Wellen  
Mit den Kommenden im Bund.  
Wimpel flattern, Masten schwimmen  
Näher immer näher her,  
Und es rufen tausend Stimmen  
Ein Willkommen auf das Meer.
- 17 Die zerschoss'nen Mauern zittern  
In der Freude wildem Strom,  
Und die Glocken sie erschüttern  
Sich in dem zerstörten Dom. —  
Knieend an derselben Stelle  
Hört der Mönch den Jubel nicht,  
Singewendet nach der Welle  
Ist sein felig Angesicht. —



Mitten aus der Geschichte der Belagerung ist also eine Scene herausgerissen, die in der höchsten Not anderannte Versammlung des Volkes, von wo aus man die Vorgänge bequem nach vor- und rückwärts übersehant. Die Blokade ist fertig; der Turm schon in der ersten Strophe gefallen und der Markt mit Trümmern bedeckt, wie in der Vorlage berichtet wurde, die nicht übermäßig ausgeschmückt ist. Was wir sonst noch über die Bedrängnis der Stadt wissen möchten, wird, um Abwechslung zu schaffen, nicht vom Dichter unmittelbar, sondern von den Bonifacieren in der Kirche erzählt, die über Genua klagen und ihre Kinder dem Könige als Geiseln gestellt haben. Daß aber 24 Jünglinge heimlich mit einer Botschaft abgefahren sind, diesen mildernden Umstand läßt Conr. Ferd. Meyer wohlweislich aus, weil dadurch die Stadt in unserer Vorstellung weniger hilflos und die Blokade weniger streng erscheinen würde. Ihm kam es darauf an, so schwarz wie möglich zu malen und auch den kleinsten Ausblick der Befreiung zu verhängen. Er konnte nun auch die Zeit zwischen der Abfahrt und Ankunft, jene 15 Tage, sparen und brauchte den Alfons nicht auf Eroberungen außerhalb Bonifacios herumzuschicken. Die Lage der Stadt erscheint also in der Ballade mit Recht bis aufs äußerste gespißt; es ist jene höchste Not, wo Gottes Hilfe am nächsten zu sein pflegt. Im Gang der Versammlung regt sich der selbständig schaffende Dichter, dem die helle, aber eintönige Farbe des geschichtlichen Berichtes nicht genügte. Er nahm dem Wilhelm Bobia, „einer mitten unter ihnen, welcher keine Worte spart,“ etwas von dem Feuer seiner Rede, die in der vierten und fünften Strophe gerade nicht zum mutigen Widerstande anregte; statt allgemeiner Freude herrscht denn auch nur Nieder- geschlagenheit. Dagegen schob Conr. Ferd. Meyer eine neue Person in den Kreis der Männer, einen Mönch, der sich nun sofort zum Helden der Ballade macht.

Etwas von dem energischen Wesen und von der Vaterlandsliebe des geschichtlichen Wilhelm Bobia ist zweifelsohne auf den Mönch übergegangen, nur daß sich diese Eigenschaften bei dem Diener der Kirche bis zum Fanatismus steigern. Er hat hier alles, seine letzte und einzige Habe zu verteidigen, die Heimat, die ihm Weib und Kind erzetzt und an der er mit heißester Liebe hängt. So trug der Dichter in die Versammlung einen hitzigen Streit hinein zwischen den Männern, die ihre Kinder wieder haben und der Not durch Ergebung ein Ende machen wollen, und zwischen diesem Mönche, der für das höchste Gut seines Lebens, für das Vaterland bis in den Tod zu kämpfen entschlossen ist. Beide Parteien haben Recht, denn der Mönch kann nicht die Sorge um die eigenen Kinder kennen und würdigen, aber für ihn spricht doch wieder diese un-

gezähmte Anhänglichkeit an die Heimat, für deren Verteidigung ihm kein Opfer groß genug scheint. Nach der stürmischen Verhandlung folgt in der Ballade ein Rückschlag; der König Alfons, der in der ersten Zeile der ersten Strophe flüchtig erwähnt war, kommt jetzt mit einigen spottenden Worten über die Belagerten an die Reihe. Nun war schon in der Vorlage das Gottvertrauen der Bonifacier, die von einer Kirche zur anderen gingen, und ihre Hoffnung auf einen günstigen Zufall erwähnt worden, der die Schiffe herbeiführen würde; und als das Fahrzeug des Boniffia die Blokade sprengen will, da „schieu der Himmel sein Vorhaben zu begünstigen“. An diese Andeutung mag sich der Dichter gehalten haben, als er auf eine bestimmte Person, eben den Mönch, alle Glaubenszuversicht übertrug. So ist diese Gestalt geschieht in die Vorgänge hinein komponiert und zugleich im Geiste der Vorlage erfunden.

Die Ballade machte eine vollständige Umarbeitung durch. Das Versmaß wurde auf die durch Platens „Grab am Busento“ bekannten achtsüßigen Trochäen in Reimpaaren gestimmt. Die lange erzählende Einleitung fiel weg; statt dessen erfahren wir jetzt von dem König Alfons, der die Bewohner der Stadt zur Übergabe aufgefordert, alles das, was wir von den Leiden in Bonifacio wissen müssen. Einige Worte aus der älteren zehnten Strophe leben wieder auf: Es scheint auch, als ob der Dichter, wie er es oft bei den Umarbeitungen that, auch diesmal seine Quelle wieder befragt hat, die davon erzählte, daß viele der Einwohner „zu Gerippen verzehrt“, „wie Schatten“ umher geirrt waren.

- 1 „Corjen, löst des Fortes Ketten! Jede Hoffnung ist verschwunden!  
Nirgend weht ein rettend Segel! Gebt euch! Pfl eget eure Wunden!
- 2 Genua, euer hat's vergessen! Spähet aus von eurem Risse!  
Sucht im Meere! Scharft die Augen! Nirgend, nirgend Genuas Schiffe!
- 3 Eure Kinder hör' ich wimmern, eure Fran'n, die hungermatten,  
Blicken hohl wie Nachtgespenster und ihr selber wannt wie Schatten!“
- 4 Vom Verdeck des Schiffes ruft's empor zu Bonifazio's Walle  
König Alfons milden Sinnes, aber droben schweigen Alle.
- 5 Nimmer würden sich dem Dränger diese tapfern Corjen geben,  
Gölt' es nur das eigne, gölt' es nicht der Knaben junges Leben!
- 6 Finster vor sich niederstarrend, treten flüsternd sie zusammen —  
Eines Mönchs empörte Augen schießen Blitze, schlendern Flammen:
- 7 Feige Hunde! Keine Corjen! In die Hölle der Verräter!“  
„Schweige, Mönch! Wir haben Herzen. Wir sind Gatten, wir sind Väter.“
- 8 Auf dem preisgegeben Felsen kniet der Mönch in wildem Harne:  
„Reihe, Gott, mir Deine Hände! Lieb mir Deine starken Arme!

- 9 Heute komm' ich Lohn zu fordern. Alles gab ich. Nichts geblieben  
Ist mir außer meinem Felsen. Aber etwas muß ich lieben.
- 10 Gott, Du kannst mit Deinen Kräften eines Menschen Kräfte steigern!  
Was Du thatst für Deine Juden, darfst Du keinem Corsen weigern!
- 11 Genuas Schiffe will ich juchen! Will sie bei den Schnäbeln fassen!  
Spannen will ich weite Segel und sie nicht ermaten lassen!"
- 12 Alle seine Muskeln schwellen, alle seine Pulse beben,  
Schiffe durch das Meer zu schleppen, Segel aus der Flut zu beben.
- 13 Aufgesprungen, überwindend Raum und Zeit mit seinem Gotte  
Deutet er ins Meer gewaltig: „Dort! ich sehe dort die Flotte!“
- 14 Aber keine Segel blinken aus des Meeres farb'ger Weite,  
Unbevölkert flutet eine schrankenlose Wasserbreite.
- 15 Nur die Sonne wandert höher, ihre Strahlen brennen wärmer.  
Nichts als Meer und nichts als Himmel. Alfons lächelt: „Armer Schwärmer!“
- 16 Dort! Am Saum des Meers das Pünktchen . . . Sichtbar kaum . . . Der  
zweit' und dritte  
Punkt und jetzt ein viert' und fünfter und ein sechster in der Mitte!
- 17 Winde blasen, Wellen stoßen. Meer und Himmel sind im Bunde.  
Segel, immer neue Segel steigen aus dem blauen Grunde.
- 18 Wende deine Schiffe, König! Sonst verlierst du Ruhm und Ehre!  
Woge, Fürstin Genua, woge, du Beherrscherin der Meere!
- 19 Alle Glocken Bonifacios schlagen schütternd an und stürmen,  
Zubel wiegt sich in den Lüften über den zerchoffenen Thürmen.
- 20 Und der Mönch, der mit der Allmacht seinen ird'schen Arm bewehrte?  
An der Erde liegt er sterbend, der von ihrem Hauch Verzehrte.

Die unständliche Geschichte von den Geiseln ist ausgelassen und statt ihrer bloß die Sorge um die Kinder im allgemeinen als einfaches Motiv eingeschoben: der Mönch ist wesentlich anders eingeführt: Eine Beschreibung wird von ihm nicht mehr geliefert, sondern er selber sofort mit wenigen, aber heftigen Worten auf die zaghaften Männer losgelassen, die ihm ebenso kurz und entschlossen abwehren. Das spielt sich mit großer Hast ab, wie schon die Zahlen beweisen, denn was vorher zu Anfang 32 Zeilen gebrauchte, hat sich jetzt bereits in den ersten 12 erledigt. Damit hat aber der Dichter Raum für etwas anderes wesentliches gewonnen, nämlich für das Gebet seines Mönches, auf das ja alles ankam und das nicht inbrünstig genug gehalten werden konnte, um jene wunderbare Kernsichtigkeit psychologisch zu begründen. Die zwei Zeilen

„Gott, du weißt, ich gab dir alles!  
Nun verlaß' mich heute nicht!“

beginnen sich zu trotzigem Forderungen zu entfalten, in dem grenzenlosen Vertrauen des Menschen auf seinen Gott. Das Wort „Wunder“ fließt nicht mehr von seinen Lippen, denn sein eigener „Wille“ wird es vollenden: „Genuas Schiffe will ich suchen!“

Dieses Ziel wird vom Dichter unter dem Druck einer gewaltigen Spannung erreicht. Das wuchtige Gebet ist eine jener Zwiegespräche mit Gott, vor dem sich die Menschen Contr. Ferd. Meyers in der Kleinheit und Stärke ihres Wesens nicht beugen, sondern von dem sie, wie von einem Schuldner, etwas fordern — endlich in atemloser Steigerung die Vision, auf die dann plötzlich die Ermattung und die Enttäuschungen folgen, als das Meer keine Schiffe zeigt und der König zu spotten anfängt. Die Pause ist länger als im vorigen Gedicht, wo die eingebilddete Wahrnehmung des Mönches mit dem wirklichen Auftreten des ersten fernen Punktes zeitlich genau zusammenfiel. Endlich der grenzenlose Jubel bei dem Erscheinen der Flotte. Wenn aber der Dichter so intensiv seinen Mönch mit übermenschlichen Kräften arbeiten ließ, mußte auch der Ausgang ein anderer werden. Denn mit einer solchen Erhebung des Wesens, wo Mensch und Gott gleichsam verschmelzen, ist auch ein Leben in sich vollendet, und wie zur Sühne dafür, daß er die engen Kreise des Daseins sprengte und sich eine überirdische Gewalt anmaßte, muß der Mönch jetzt sterben.

Zu dem alten Gedicht ist es zweifelhaft, ob die letzte Stellung des Mönches den Tod oder bloß ein seliges Erschrockensein bezeichnen soll. Jetzt kennt der Dichter keine Gnade mehr: Ein Leben, das so vom Himmel begnadet ward, ist dafür auch dem Himmel verfallen. Wie in der Sage und in Schillers Gedicht Semele stirbt, als sie den Jupiter in göttlicher Gestalt gesehen, so bezahlt auch der Mönch seine „Vermessenheit“ mit dem Leben.

Contr. Ferd. Meyer wurde vielleicht hierbei von einer Anschauung beeinflusst, die in den Distichen Schillers auf Columbus vertreten und auch in Schillers ästhetischen Schriften enthalten ist: „Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde. Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.“ Wie Schillers Columbus im Vertrauen auf seine Eingebung und im Glauben an das, was er vor seinen inneren Augen sah, über das Meer fährt und die Länder jenseits der Atlantis auch wirklich findet — ebenso fest glaubt der Mönch an die Ankunft der Schiffe, und dieser inbrünstige Glaube steigert sich in ihm bis zur Hellsichtigkeit. Es war in Wirklichkeit vielleicht Zufall, daß die Schiffe in dem Augenblicke gerade kamen, oder es mag auch eine besondere Weitsichtigkeit dem Mönch zu statten gekommen sein. Die Dichtung verlangt aber für die an sich vielleicht ganz nüchterne, geschichtliche Thatsache eine andere Erklärung.

Wie Schiller behauptet, daß die Küsten vor Columbus aus dem Meere steigen mußten, wenn sie nicht schon da gewesen wären, so überredet uns Cour. Ferd. Meyer, daß der Mönch bloß durch eigene Kraft, bloß durch den übermenschlich gesteigerten Wunsch, die Schiffe hergezwingen habe, daß ein Wunder geschah, daß diese über alle Maßen heiße Liebe zum Vaterland, diese Zubrunst und siebernde Sehnsucht die Gesetze der Welt gleichsam durchbrachen und einem scheinbar unerfüllbaren Wunsch sofort zur Erfüllung verhalfen. In Schillers Distichon schließt die Natur den Bund mit dem Genius; hier ist „Gott“ für die „Natur“ eingesetzt, Gott, der seinen Mönch nicht verlassen, der die Wahrheit und die ungewöhnliche Stärke des Gefühls geehrt und ihm zu liebe die sonst gültigen Satzungen der Welt aufgehoben hat.

Auch im großen ist die Komposition unvergleichlich geschickter als früher. Um den siegreichen Mönch ist das Gedicht gruppiert, nur zu Anfang tritt der freude König Alfons vor und nur gegen das Ende spottet dieser: „Armer Schwärmer“, Worte, die nun gleich mit einem fast theatralischen Schlag von den am Horizont auftauchenden Schiffszeichen widerlegt werden. Zu dem alten Gedichte dagegen war statt des Mönches der König Alfons — äußerlich wenigstens — in den Mittelpunkt gerückt. Seine Aufforderung zur Übergabe stand in der zehnten Strophe, und jener Hohn „Armer Schwärmer“ schneite zu früh mitten in das Gebet hinein.

## M i s c e l l e n .

### Nachträge zu Mathesius (oben S. 586).

Die Geschichte vom Juden (s. Predigt der Lutherhistorien) steht auch bei Luther, Tischreden (Hörlemann) 4, 631. — Zu Leichenpredigten 31, 27 vgl. Viebrecht, Zur Volkskunde, 414 und Anmerkung; Hoch, Vampyrjagen, 27, Anmerkung 5. — Der Kötscher Wein wird auch von Luther erwähnt in der Antwort auf die Zettel, so unter des Officials zu Stolpen Siegel ausgegangen: auf das mir nie not sey zu argwonen, er hab sein gebirn im ketschberg vortoren, und selbst nit wisse was er sage. (Weimarer Ausgabe 6, 138, 20.)

Dresden.

Karl Meuschel.

### Zu Herder.

Zu die Reihe von Herders Jugend Gedichten gehört die Vaterlands-Ode vom October 1765, die er gelegentlich der Einweihung des Nigac Mathhauses verfaßt hat, gedruckt Band 1, 26—28. Auszuscheiden aber ist aus dieser Reihe die

„Aufschrift der Einladungsbillette“, die G. Hedlich in Band 29, 27 aufgenommen hat (1889). Der „Kigaische Almanach für 1892“ bringt aus einem Sammelbande der Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde, die auf einem „Originalbillet“ (Einladungskarte) befindliche Notiz, der Vers sei „von dem Herrn Collaborator Herder gedichtet“. Aber in demselben Sammelbande befindet sich, wie anschließend berichtet wird, „ein handschriftliches Gedicht, dessen zweiter Vers genau mit dem Wortlaute des gedruckten Billets übereinstimmt“. Dies „Gedicht“ a. a. S., S. 41 gedruckt, hat die Überschrift: „Einladungs-Motto zum Concert des neuen Gerichtshauses.“ Darunter stehen sechs bezifferte vierzeilige Strophen, Nr. 4–6 in Alexandrinern, Nr. 1–3 in Alexandrinern, gemischt mit kürzeren jambischen Zeilen. Es sind sechs Vorschläge zum Motto. Alle, außer Nr. 2, weisen in einzelnen Ausdrücken und Redensarten, Nr. 3 und Nr. 6 sogar in einer wörtlich entlehnten Zeile auffallende Ähnlichkeiten mit Herders Vaterlands-ODE auf. Man kann Herder weder zutrauen, daß er sich selbst so ansgeschrieben, noch daß er den Wert des Zeinigen durch etliche Nahmheiten, die mit unterlaufen, selbst verringert haben sollte. „Da nun Herder der Verfasser des Verses auf dem Billette sein soll“ — heißt es a. a. S., S. 41 — „so liegt die Annahme nahe, daß das ganze Gedicht von ihm herrührt.“ Umgekehrt ist zu folgern: Da unter den sechs Vorschlägen fünf sind, deren Verfasser Herder schwerlich sein kann, so wird auch das eine, das ein Unbekannter ihm zugeschrieben hat, nicht von ihm verfaßt sein. Der Name des jungen Collaborators, der sein Teiprogramm „über Publicum und Vaterland“ mit der schwingvollen und wohlklingenden Ode so rühmlich gekrönt hatte, lag den Teilnehmern des Festes auf den Lippen: so sollte nun auch der Vers, den jeder in Händen hatte, aus seiner Feder gestossen sein.

Weimar.

B. Euphan.

### Nachträgliches zum Mariamotiv:

#### Le „motif de Maria“ dans le romantisme français.

On a lu, dans une récente livraison de l'Euphorion, l'article où M. Richard M. Meyer rassemblait les nombreux analogues, dans la littérature allemande, de la situation traitée par Otto Ludwig dans sa Maria: l'aventure d'une femme ou d'une jeune fille qui devient mère, à son insu, durant une crise de sommeil léthargique dont abuse un homme qui passe. La littérature française, autour de 1830, n'a pas manqué d'être sollicitée par cette singulière donnée, et il ne serait sans doute pas impossible d'établir des rapports de parenté entre quelqueune des œuvres qu'elle a suscitées et tel cas similaire allemand.

L'anecdote suivante semble avoir été la source plus ou moins directe des récits et des drames français. Après avoir figuré dans les Causes célèbres et intéressantes de Gayot de Pitaval (20 vol. parus de 1734 à 1743), elle est reprise, sous la forme que voici, dans la littérature médicale:

Un cadet gentilhomme fut forcé d'entrer sans vocation dans un Ordre Religieux: triste victime de l'ambition de son père! Ayant fait ses vœux, mais n'étant point encore dans les Ordres Sacrés, il fit un voyage et trouva dans une hôtellerie où il descendit le maître et la maîtresse dans la plus grande consternation. Ils venaient de perdre une fille unique d'une grande beauté, avantage qui joint à leurs richesses, leur faisait espérer pour elle un établissement avantageux. Comme on ne devait enterrer la fille que le lendemain, on pria le Religieux de la veiller pendant

la nuit. Ce qu'il avait entendu dire de sa beauté ayant piqué sa curiosité, il découvrit le visage de la prétendue morte, et loin de la trouver défigurée par les horreurs de la mort, il y trouva des grâces animées, qui lui faisant oublier la sainteté de ses vœux, et étouffant les idées funestes qu'inspire naturellement la mort, l'engagèrent à prendre avec la (prétendue) morte les mêmes libertés que le Sacrement pourrait autoriser pendant la vie. Il ne tarda point à réfléchir sur l'indignité de son action, et honteux de son crime, il partit le lendemain avec précipitation."

La fille, toujours assoupie, va être portée en terre, quand „on sent quelques mouvements dans la bière": la ressuscitée, remise au lit, ne tarde pas à guérir. „La joie que causa au père et à la mère cet événement inespéré ne fut pas de longue durée. Peu de temps après, des symptômes trop connus pour s'y méprendre, annoncèrent que la ressuscitée était devenue mère. On l'interrogea vainement sur la cause de cet état. Comment l'aurait-elle avouée puisqu'elle ne la connaissait pas? Les neuf mois écoulés elle donna le jour à un enfant aussi beau que le Dieu qui l'avait formé, et la fille devenue la fable de la Ville où elle demeurait, et la honte de ses parents, fut continuée dans un Convent. Le Religieux . . . ayant été obligé pour ses affaires de repasser par la même Ville, descendit dans la même hôtellerie. Sa fortune avait bien changé de face. Il était devenu fils unique et avait perdu son père; s'était fait relever de ses vœux et jouissait d'un bien considérable . . . Il épousa la fille."<sup>1)</sup>

Cette anecdote, rapportée par Louis d'après une dissertation de Bruhier sur l'incertitude des signes de la mort, se trouve ensuite citée par le Traité de médecine légale et d'hygiène publique de Fodéré.<sup>2)</sup> Les recueils d'ana. une nouvelle de M<sup>me</sup> de Gomez, plus tard un roman de M<sup>lle</sup> Fleury lui avaient déjà fait une place digne de sa singularité, mais sa vraie fortune littéraire date du roman de A. H. Kératry, *Les derniers des Beaumanoir*, ou *la tour d'Helvin*, dont la première édition est de 1824. Dans la nuit orageuse du 13 au 14 juin 1775, Jonathas Dermot, „un ecclésiastique d'une haute stature," qui s'est réfugié dans le château d'Helvin en Bretagne, y veille la dévouille funèbre de Clémence de Beaumanoir. Epris jadis de la mère de la jeune fille, il cède à une illusion macabre et à la fougue de ses sens, prend ensuite la fuite et s'embarque pour de lointains pays; quittant les ordres, il se fait planteur, et ne revient qu'après des années, pour découvrir qu'il a un fils, dont la mère vit encore. Le cas psychologique de celle-ci ne préoccupe guère l'auteur: quelques larmes, quelques protestations d'innocence, et c'est à peu près tout. Cette noble famille bretonne prend l'aventure avec assez de facilité: elle croit, il est vrai, que c'est le fiancé de la jeune fille, tué aux côtés de Clémence avant sa léthargie, qui s'était rendu coupable d'impatience . . .

Du roman, la donnée de la „mère sans le savoir" passe au théâtre; le 10 mai 1831, le chroniqueur dramatique du *Moniteur universel*, à propos de Paul, drame en deux actes mêlés de chants, représenté aux Nouveautés, note que l'idée de la pièce est empruntée au roman de Kératry; et il continue: „. . . les auteurs auraient dû, dans l'intérêt des mœurs, l'y laisser à jamais ensevelie. Encore, si j'ai bonne mémoire, le récit est moins

<sup>1)</sup> Louis, *Lettre sur la certitude des signes de la mort*, où l'on rassure les Citoyens de la crainte d'être enterrés vivants, Paris, 1752, p. 50 sq.

<sup>2)</sup> Paris, 1813; tome I, p. 500.

nu dans le roman que dans la pièce . . ." La seule détail nouveau de cette pièce, qui fut accueillie par des rires et des sifflets et disparut vite de l'affiche, c'est que le héros coupable, Paul d'Ermont, est entré dans les ordres parce qu'il n'a pu obtenir la main de Léonie de Vernange, dont il est aimé pourtant, et qu'il va retrouver morte en apparence.

C'est encore aux Derniers des Beaumanoir que fait allusion Jules Janin dans son feuilleton des Débats du 24 juin 1831, à propos de Il y a seize ans, mélodrame en trois actes et en six parties, donné à la Gaité. „Dans le roman de M. Kératry, écrivait-il, une jeune fille devient enceinte, sans savoir ni comment, ni pourquoi. L'accident a paru si beau à nos dramaturges qu'ils l'ont varié de toutes les manières. En effet, cela est si commode et si moral! Tous les résultats du vice, tout les honneurs de la vertu!" Le même mois de juin 1831, les Nouveautés représentaient la Morte, drame en 4 actes d'Ancelet et Buquet. Ce n'était plus une jeune fille, mais une jeune femme, Elise, mariée contre son gré à D'Herbain, qui se trouvait ici victime d'une mort apparente; et ce n'était plus dans la chambre mortuaire, mais au cimetière même, qu'Arthur possédait celle dont le sort l'avait séparé. Enfin Elise s'éveillait dans les bras d'Arthur, et ils s'embarquaient pour l'Amérique.

Cependant la poésie n'avait pas attendu ces singulières élucubrations théâtrales pour s'emparer d'une donnée dont le macabre et l'extrême romanesque, bien plus que le douloureux problème psychologique qui a séduit Otto Ludwig, ont surtout attiré les littérateurs. Les Annales Romantiques de 1830 renferment une ballade intitulée La Veillée du Cénobite, par Latour, qui reprend la plupart des détails connus: un ermite,

Hôte exilé du monde à la fleur de ses ans, . . .  
 Mais (dont l') âme gardait sa brûlante énergie;  
 Et, sous des sens de feu qu'il réprimait en vain,  
 Laisait des passions fermenter le levain . .

s'arrête dans une maison où il veille une jeune fille morte.

Les souvenirs du monde, et des femmes aimées.  
 Les tendres entretiens des âmes enflammées . . .  
 Envahissent ses sens au vertige asservis.

Plus tard, s'étant fait soldat, il repasse dans ce pays; tout s'explique:

Ainsi la mort féconde avait conçu la vie.

Et le guerrier, byronien jusqu'au bout, enlève sa femme et son fils

et l'on n'entend, dans la vague étendue,  
 Que les bords inégaux de son sabre d'acier,  
 Et le bruit décroissant du galop du coursier.

L'année 1832 semble marquer la décadence littéraire de l'aventure des filles à qui, comme écrivait J. Janin, des enfants viennent en dormant: et c'est cette année-là, en avril, avec le premier dizain des Contes drôlatiques de Balzac, que pareille anecdote se trouvait de nouveau narrée avec la gaillardise des anciens conteurs. N'était-ce pas comme le chant du coq qui met en fuite les fantômes, ce récit que l'abbé du Pêché Vénial fait imprudemment du cas de „sainte Lidoire, laquelle dormant un jour bien fort, les jambes de cy, de là, par ung moment de grant chaleur, et vestue de légier, feut approchée par ung ieune homme, plein de mauvaiseté, qui, de pied coy, l'enchargea d'ung enfant; et comme de ce maltalent ladiete sainte feut de tout point ignorante, et bien surprinse d'accouchier,



croyant que l'enflure de sa bourse estoit une grieve maladie, elle en feit pénitence comme d'ung péché véniel . . . ."

L'élément macabre a disparu; il ne s'agit plus de mort apparente, mais simplement d'un sommeil profond, chez l'involontaire amante. Les ouvrages de médecine reproduisent l'indication d'un cas où le noctambulisme, non plus la léthargie hystérique, se trouve en cause, et qu'il me semble intéressant de citer en raison de la singulière identité des prénoms. „Une domestique d'un caractère dépravé ayant remarqué que cette jeune femme (Maria C.) ignorait à son réveil ce qui s'était passé pendant ses accès, introduisit à la dérobee, dans la maison, un jeune homme qu'elle connaissait et lui procura ainsi l'occasion de traiter Maria de la façon la plus brutale et la plus perfide . . . A son réveil elle n'avait aucune connaissance de l'outrage subi . . ." (Dyce, cité par Azam et reproduit dans Gilles de la Tourette; enfin Thoinot, p. 148 de son ouvrage: Attentats aux moeurs, etc. 1878.) Il serait intéressant de rechercher par quels intermédiaires possibles des observations médicales comme celle-ci ont passé dans la littérature; le lien, en tout cas, ne paraît pas douteux.

Lyon.

F. Baldensperger.

### Lesefrüchte.

1. Ludim. Zu den anonymen „Sermonen“ im ersten Semester des neunzehnten Jahrhunderts. Zunächst für das Jahr 1802. Jena und Leipzig, bey Christian Ernst Gabler. 1801 (95 S. 8) findet sich S. 19 zu dem Worte „Ludim“ folgende Anmerkung: „So nennen sich häufig die teutschen Schulmeister, weil sie die Unterschrift: Ludi M. (Ludi Magister. Moderator), welche die Ludim's, die Primam frequentiret haben und ihren casum zu sehen wissen, ihrem Namen, als Deut- und Erinnerungs-Zeichen jener Frequenz, beizusetzen pflegen, nicht verstehen.“

2. Puppe. Ebenda S. 24: „Ich sahe den Hof in seiner Pracht und Leere . . . . und die Gewalt der Schlüssel An einer Cammerherren-Puppe.“ Dazu die Anmerkung: „Der Verfasser sieht sich genöthiget, zu bemerken, daß er Puppe von puppis, des Schiffs Hintertheil, ableitet, eine Freyheit, die ihm hoffentlich die Philologen verzeihen werden.“

3. Rathsherr. Franz v. Zach, Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmels-Kunde 1801. 3, 608. Zach theilt seine Vermuthungen über die Bahn des neuauftgefundenen Planeten Ceres mit und fährt fort: „Die Zeit wird bald lehren, ob ich ein guter Rath's-Herr war.“

4. Roman. Jung Stilling, Heimweh. Sämmtliche Schriften 5 (1836), 121: „Dann bitte ich auch alle meine Leser, meine Bücher nicht mehr Romane zu nennen; denn Roman heißt eigentlich eine römische Geschichte, eine nach römischer Art eingerichtete Erzählung. Daß aber meine Bücher weder alt- noch neu-römisch sind, daß brandt' ich nicht zu beweisen; nennt sie lieber Ethographien oder Sittengemälde.“

A. S.

## Recensionen und Referate.

Bes Louis F., La littérature comparée. Essai bibliographique. Introduction par Joseph Texte. Trübner, Straßburg 1900.  
4 M.

Die Arbeit von Bes ist von dem etwa gleichzeitig erschienenen, in seiner Art vorzüglichsten Werk von Gailth und Scott (An Introduction to the methods and materials of literary criticism, Boston 1899) schon der Absicht nach verschieden. Die beiden Amerikaner wollen „the bases in aesthetics and poetics“ legen und befragen deshalb in sorgfältig durchgedachter Anordnung die wichtigsten Autoritäten, vergleichen ihre Ansichten und analysieren ihre Schriften. Bes will nur einen „bibliographischen Versuch“ geben. Die Arbeit scheint so viel leichter; aber sie scheint es vielleicht nur. Denn bei der raisonnierenden Übersicht vertraut man sich der Anordnung und Auswahl der Führer leicht an; bei dem trockenen Grundriß stellt man gern an Disposition und Vollständigkeit kaum zu erfüllende Ansprüche.

Recensent ist für seine Person von der chimärischen Forderung sogenannter „Vollständigkeit“ längst abgekommen; selbst in der Bibliographie scheint sich mir in der Beschränkung erst der Meister zu zeigen. Dennoch kommen mir bei manchmal erstaunlicher Reichhaltigkeit die Lücken dieses Repertoriums oft recht bedenklich vor. Vor allem im allgemeinen Teil. Was sich „Poetik“ nennt, gehört doch zumeist unter „Vergleichende Literaturgeschichte“; und jedenfalls dürften Namen wie Fechner, Niehoff, W. Scherer nicht ganz fehlen! Die so reichhaltigen Sammlungen „Kleiner Schriften“, z. B. von A. Grimm, Uhland, Wackeruagel, Erich Schmidt sind kaum angegriffen, geschweige denn erschöpft. Wenn je bedeutende Literaturhistoriker von der Literaturvergleichung ausgingen, so waren es Hettner und Brandes; des ersteren Hauptwerk wird gar nicht, das des zweiten nur ganz gelegentlich (S. 99) citiert. Ähnlich steht es mit der Nennung einzelner Arbeiten. Für die fremden Wörter in der deutschen Sprache

wird (S. 20) P. Tobler angeführt, W. Wackernagels grundlegender Aufsatz nicht, und von H. Hildebrand (S. 21) nur ein unwichtiger Artikel. Und daneben kommen so wertlose Aufsätze wie (S. 4) einer von Elise von Hohenhausen oder (S. 16) einer von Josef Lehmann über Voltaire, du Bois-Reymond und die Ewigkeit der Gottesidee (!) in die Auswahl. Während für den Einfluß der provençalischen Poesie (S. 82) Diez, für Goethe und die Antike (S. 100) Bernays nicht angezogen sind, begegnen winzige Zeitungsartikel. Der unnenmbare Weddigen ist nicht weniger als siebenmal vertreten, J. Minor mit Einem Citat. Von P. Fränkel finden sich vier Belege, aber gerade keine beste und vor allem hier wichtigste Arbeit, „Shakespeare und das Tagelied“, bleibt aus.

So wenig wie mit der Auslese der Autoren kann ich mich mit der stofflichen Auswahl einverstanden erklären. Wenn die weitfichtige und wichtige Litteratur über das Verhältnis der deutschen zur englischen Aesthetik, H. von Stein, Breitmaier, Servaes u. s. w. draußen bleiben, wie findet (S. 49) plötzlich eine einzelne Dissertation über Home Zugang? Was sollen (S. 27) die paar isolierten Belege für Ortsnamenforschung? Was hat gar (S. 9) Béringuiers Schrift über die Kolonien Deutschlands mit der höfischen Poesie des Mittelalters zu thun?

Hier mag man nachtragen. Wüßte man nur immer gleich wo? Die Kapiteleinteilung mag bestehen; aber warum verschmäht Ves jede weitere Gliederung? Aus den sich folgenden Alphabeten mag man sich eine bilden; aber sie ist weder scharf noch erschöpfend. So ist denn auch oft genug Zusammengehöriges verstreut. Schriften zum Robinson stehen an drei Orten (S. 6, 45, 51). Zwei Aufsätze über Don Carlos in Paris (S. 22—23) sind durch einen Einschub getrennt. Goethe und seine italienische Reise (S. 63) ist den Aufsätzen über Goethe in Venedig u. dgl. (S. 64) um eine ganze Seite vorausgeschickt. Boissiers Artikel über Virgil im Mittelalter beginnt (S. 85) ein neues Alphabet, nachdem Comparettis berühmtes Buch das vorige angefangen hatte. Gewiß, man kann über die Stelle, an der man etwas erwartet, heraussuchen. Aber eine kleine Überarbeitung hätte diese vielen kleinen Verstöße beseitigen können.

Dagegen können wir nach Stichproben die Zuverlässigkeit der Ausgaben rühmen. Nur ein paar falsche Schreibungen von Namen fielen mir auf: Wienberg S. 3, Mühlebrecht S. 5, Wanic S. 47; es sind wohl nur Druckfehler.

Es bleibt trotz diesen Bedenken ein erstaunlich reiches Repertorium. Meine Bemängelungen, die ich nicht zurückhalten durfte, helfen hoffentlich den Grundriß noch erheblich brauchbarer gestalten. Wesentlich würde dazu auch beitragen, wenn Ves zu den wichtigeren Schriften die wirklich fördernden Recensionen nennen würde. Was der gelehrte und geistreiche J. Texte in einer etwas pausbädigen Einleitung („la grande loi de la littérature“ S. XXI: Ausdehnung und Zusammenziehung . . .) ver-

heißt, wird das fleißige und oft recht geschickt angelegte Büchlein wohl doch kaum erfüllen. Aber anderes, dankenswertes. Der Erste, der eine Methodologie der allgemeinen Litteraturgeschichte gab, der gute Jacob Friedrich Neimann (1708 — fehlt bei Bez so gut wie einer der letzten größeren Versuche dieser Art: Erich Schmidts Antrittsrede), gab seinem in Kathisimusform altmodisch, aber ganz nett fortschreitenden Buch ein Titelbild im Geschmack der Epoche: ein Labyrinth (aus Penötreschen, Tarashefen), durch das ein sorgfältig gezeichneter Faden leitet: „Hoc duce“. Ein solcher Faden durch den Irrgarten kann Bez' Buch wohl allmählich werden. Hat ja doch auch Kobersteins unschätzbares Buch Zeit gebraucht, bis es wurde, was es ist!

Berlin.

Richard W. Meyer.

*Wid August, Tobias in der dramatischen Litteratur Deutschlands. Dissertation. Heidelberg 1899.*

An die in den letzten Jahren mehrfach erschienenen Untersuchungen und Übersichten über die Bearbeitung biblischer Stoffe reiht Wid eine Darstellung des Tobias in der dramatischen Litteratur. Rothschild's vorzügliche Ausgabe des *Mystere du viel testament* 5, XII—XLVI und 6, 262, die Notizen von W. Zcherer *Deutsche Studien* 3, 1 ff., *Holstein Reformation im Spiegelbilde* 105 ff., *Stuttgarter Litterarischer Verein*, Band 170, *Volke, Zeitschrift für deutsche Philologie* 20, 82; 21, 178, *Zeitschrift für deutsches Altertum* 32, 16 f., *Archiv für das Studium der neueren Sprachen* 77, 303 f., *Almania* 14, 188 f., *Wiedmann*, ebenda 3, 26, *Minor, Speculum vitae humanae*, Einleitung 27 boten den größten Teil des Materials, bei dessen Verarbeitung Wid wieder einmal die wichtige Forderung *Minors* (ebenda Einleitung 25; vgl. *Weilen, Anzeiger für deutsches Altertum* 16, 114) statt breiter und ermüdender Inhaltsangaben der einzelnen Stücke den Archetypus des Stoffes zu geben und an diesem Entwicklung, Veränderung und Bearbeitungen desselben aufzuzeigen, sehr zum Schaden seiner Arbeit unberücksichtigt gelassen hat. Mit überflüssiger und eintöniger Ausführlichkeit, dabei in manchmal recht unbeholfener Form giebt Wid Alt für Alt, ja fast Scene für Scene jedes einzelnen Schauspiels wieder; seinem Buche fehlt nicht nur eine am Schlusse oder als Einleitung gegebene zusammenfassende Übersicht der gewonnenen Resultate oder ein Register, sondern selbst ein noch so primitives Inhaltsverzeichnis. Eine graphische Darstellung soll das Verhältnis der einzelnen Bearbeitungen untereinander veranschaulichen. Hiernach sind als die bestimmenden Vorbilder für größere Gruppen innerhalb dieses Stoffes die Dramen von Hans Sachs (1533), Hans Adersmann (1539) und Jörg Wickram (1551) zu betrachten, an die sich dann mehr oder minder selbständig fast ein halbes Hundert von Be-

arbeitungen in lateinischer oder deutscher Sprache angliedert. Von diesen sind die von Cornelius Schonaeus (1569), Paulus Aler (1706), Franz Neumayer (1747), Thomas Brunner (1569), Georg Kollenhagen (1576), Thomas Schmid (1578), Johann Wilhelm Rosenbach (1589), Barthold von Gadenstedt (1605), Johann Meßeler (1605), Martin Böhme (1618), Georg Gotthardt (1619), Daniel Friderici (1637), Christian Weise (1683) die wichtigsten und bekanntesten. Ist Wick für das 16. bis 18. Jahrhundert wohl vollständig, so kennt er hingegen keine der Tobiasbearbeitungen aus unserem Jahrhundert. Zuwiefern das Buch von Friedrich Wagenfeld Tobias uppen Duceenemarkt, Skizzen aus dem Bremer Volksleben. Bremen, Kaiser 1845, mit unserem Stoffe zusammenhängt, kann ich nicht ermitteln. Zweifellos hierher gehören: E. Müller, Tobias oder die Erhörung des Gebets. Ein dramatisches Gedicht in 4 Aufzügen, Leipzig 1855; N. Behre, Tobias. Biblisch-historisches Schauspiel. Freiburg 1873; F. H. Himmelstein, Tobias. Schauspiel für die Jugend. Würzburg 1890; B. Ponholzer Tobias. Biblisches Schauspiel (Volksdramen VII). Augsburg v. J.; J. Dietel, Tobias. Geistliches Schauspiel. Leipzig 1887.

Zu rügen ist die Ungenauigkeit in den bibliographischen Angaben. Die Titel der besprochenen Drucke sind bald diplomatisch getreu, bald abgekürzt angegeben, Bibliothekssignaturen ganz willkürlich hinzugefügt. Anlassung des Autors wie S. 79, Anmerkung 1 erschwert die Benutzung. Noch ungleichmäßiger ist die Auswahl der Litteraturangaben. Für die Beliebtheit des Tobiasstoffes kann man etwa noch Meyer von Waldeck, Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 1, 208 vergleichen, wo auf die Erwähnung des Tobias im Peter Squenzspiel „Kluchtige Tragoedie: Of den Hartoog van Pierlepon“ von M. Gramsbergen (1650) und auf Nits Beschreibung einer Hamburger Aufführung des Peter Squenz „Die Aller Edelste Belustigung Kunst- und Tugendliebender Gemüther“ Hamburg 1666 verwiesen wird. In seinem „Nachtbüchlein“ erwähnt Valentin Schumann wiederholt das Buch Tobias (Bibliothek des litterarischen Vereins 197, 74, 132, 222). Jörg Wickrams Tobias ist von Erich Schmidt, Allgemeine Deutsche Biographie 42, 331 charakterisiert worden. Über die S. 80 erwähnte französische Comedie des Catherin le Doux siehe Kommel, Geschichte von Hessen 6, 477; Volte, Zeitschrift für deutsche Philologie 20, 82; über den Verfasser: Leben des Professors Catharinus Dulcis von ihm selbst beschrieben. Mit Anmerkungen von Ferdinand Justi. Marburg 1899. Der gleichfalls S. 80 genannte Georg Ponto ist Georg Pirnd von Eisleben: Goedeke 22, 394; Volte, Allgemeine Deutsche Biographie 26, 407; S. 84 f. ist der wichtige Aufsatz von Franz Spengler über Martinus Bohemus (Xenia Austriaca 1893, 2, 43—63, auch im Programm des Gymnasiums Zuaim 1893, S. 9 ff.), wo dessen Drama „Eine schöne Comedia vom Alten und Jungen Tobia,

Wittenberg 1618" eingehend analysiert und zur Geschichte des Tobias- und Judithstoffes ein reiches Material beigebracht wird, dem Verfasser ganz entgangen.

Das jesuitische Singspiel *Tobias et Sara*, München 1747, stammt nach Bucher, *Beiträge zu einer Schulgeschichte Bayerns* 1778, S. 99 von Ignaz Weitenauer (Reinhardtstötner, *Jahrbuch für Münchener Geschichte* 3, 104), während Goedele 4, 278 Franz Neumayer als Verfasser, Ignaz Weitenauer nur als Autor der Übersetzung: „*Tobias und Sara*, ein Singspiel bey der Vermählung des Kurfürsten von Baiern aufgeführt. Aus dem Lateinischen des Franz Neumayer übersetzt, München 1747" anführt. Denselben Titel wie das Trentschiner Jesuitendrama *Tobias junior ad Patrem Redux* (S. 150) führt auch ein Freisinger Schauspiel: *Tobias junior in patrem redux. Drama musicum in adventu eminentiss. et sereniss. Dom. Dom. Joanis Theodori S. R. E. Cardinalis episcopi Frisingensis . . .* 1755 (*Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte* 1, 246); der Text zu *Tobiae Matrimonium* (S. 152) rührt von Foppe her. Der vollständige Titel der S. 153 angeführten Handschrift der Wiener Hofbibliothek (13197) lautet: *Tobias seu coronata patientia meditalio instituta in Oratorio Congregationis Majoris Latinae, Beatae Virginis . . .* Monachii; Typ. Joannes Lucae Straubij 1729. Die musikalischen Teile, nämlich die Chöre, sind gedruckt. Eine weitere Handschrift (18214, 15) enthält ein Oratorium von Josephus Forstle „*Tobia Oratorio a 7 voci con instrumenti. L'anno 1720. Poesia di Apostolo Zeno*" (vgl. auch *Nothschild, Mystère* 5, Einleitung XXXIII, Nr. 5, wo eine Oper Zenos mit Musik von Caldara angeführt wird).

Zehr reichhaltig ist das Verzeichnis der Aufführungen. Polnische Aufführungen wie z. B. aus dem Jahre 1693 gehören allerdings kaum hierher. Nachzutragen wäre von deutschen: 1578 Heidelberg: Thomas Schmid (Walter, *Geschichte des Theaters am Kurpfälzischen Hofe* 18); 1590 München (*Jahrbuch für Münchener Geschichte* 1, 275, Anmerkung 55). Nach Woltan, *Geschichte der deutschen Litteratur in Böhmen*, ist das in Frantenu im gleichen Jahre aufgeführte Stück (Hüttel, *Chronik* 304) das Widrams, dagegen Spengler *Anzeiger für deutsches Altertum* 24, 75; 1594 Straßburg (*Euphorion* 5, 51); 1615 München (*Jahrbuch für Münchener Geschichte* 1, 276; Anmerkung 57); 1658 München: Martinus Balticus (*Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte* 1, 62; 1660 Leipzig (Winstmann, *Schriften des Vereins für die Geschichte von Leipzig* 2, 82—92; G. Müller, *Neues Archiv für sächsische Geschichte* 14, 140); 1671 Würzburg (*Mitteilungen des Vereins für Geschichte von Amberg* 2, 40; *Neues Archiv für sächsische Geschichte* 12, 299); 1674, 1676 Faderborn (*Mitteilungen der Geschichte für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte* 4, 12); 1755 Freising (ebenda 1, 246).

Zum Schlusse noch einige Bearbeitungen in andern Sprachen, die bei Nothschild nicht angeführt sind; französisch: Breton de la Fond, Tobie circa 1600 (nach Vêris, Dictionnaire portatif des théâtres 1754, S. 325); [Nicolaus le Roy], La Tobiade ou Tobie secouru par l'ange, poëme en dix chants p. M. l'abbé L. 1786 (Barbier, Dictionnaire d'Anonymes 3, 715); Leon Halévy, Tobie, Musique par L. Ortolan aufgeführt in Versailles 17. April 1867 (Clément-Farouffe, Dictionnaire des opéras); P. G. Fennand, Tobie drame lyrique, musique de G. Desmoulin: Paris, Sarlit 1881. Italienisch: von B. Pulces Rappresentatione del Angiol Raphaello bestit das British Museum Drucke von 1516 und 1562 (Florenz); weiters verzeichnet Attacci: Francesco Mica Tobia aventuarato, ridotto in Atti scenici. Viterbo 1609; Gio Vittorio di Rossi, Tobia, ridotto in Atti recitabili. Viterbo 1629; Dominico Gere, Tobia Dramma per Musica. Bologna 1648; Gioachino Bona, Tobia che seppelisce gli Estinti Dialogo. Palermo 1702; Lorenzo Crico, Tobia. dialoghi. Venezia 1819 (Wiener Hofbibliothek); Francesco Bortolini, Tobia il vecchio ed il matrimonio di Tobia il giovane con Sara figlia di Raguele. Per le Sponsaligie del nobile Ferdinando de Piatti colla Margherita Collalto. Treviso 1860. In 50 Exemplaren gedruckt (Wiener Hofbibliothek). Englisch: Tobit. Englishes Mytherium, aufgeführt in Lincoln Juli 1563 (Halliwell, Manual for a collector of old English plays 230). Tobias. A Godly ballet taken out of she 4<sup>th</sup> chapter of Toboas. Licensed to A. A. Lacy 1568. (Hazlitt, Bibliographical collections 2, 599.) Henry Chettle, Tobias 1602. (Halliwell 230); A pleasant Ballad of Tobias . . . printed for F. Coles, J. Wright, T. Vese, W. Gilbertson. With four cuts o. J.; und A pleasant Ballad of Tobias . . . printed by and for A. M. . . . London o. J. (Halliwell, Handbook to the popular lit. of Gr. Britain 609). Polnisch: Historia o stárem i mlódem Tobiaszu, Danzig 1693 (Polte, Danziger Theater, S. 138). Endlich serbisch: Milovan Vidaković, Млади Тобиа 1825 (Novaković, Archiv für slavische Philologie 9, 596) und über eine altpolnische Übersetzung der Tobiasgeschichte, W. Nehring ebenda 6, 126—127.

Wien.

Arthur v. Zellinek.

Krüger Herm. Anders, Der junge Eichendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Tübingen, Georg Maske 1898. 3 W.

Ich muß bekennen, Krügers Büchlein giebt mir zu denken! Es zerfällt in zwei strenggeschiedene Teile: „Eichendorffs Jugendzeit“ und „Eichendorffs Jugendwerke“; der eine ist biographisch, der andere formal-kritisch. Der erste hat seine Fehler, der zweite ist schlecht gemacht. Ueberhaupt offenbart alles rein litterarhistorische der Arbeit geringe Schulung,

um nicht zu sagen Ungeſchick. Und dennoch ſtrömt aus dem Werkchen ein echter Duſt Eichendorffſchen Weſens. Der Verfaſſer läßt ſeinen Helden ſeitenlang ſelbſt reden; und zwar kommt nicht nur Ungedrucktes — dies allerdings in reichem Maße — ſondern auch längſt Veröffentlichtes in voller Breite zum Abdruck. So ſehr dies unſerem Branche und unſeren Anforderungen künstlerischer Formung des Materials widerſpricht: unlengbar bleibt, daß Krügers kunſtloſe Weiſe einen ſtarken Nachhall erweckt. „Eichendorff,“ ſagt er (S. 11), „will und muß auf dem Boden ſeiner Heimat, inſondere ſeiner engeren Heimat betrachtet werden. Überall begegnet uns in ſeinen Dichtungen mit unermüdlicher Variation das Idealbild der ſchleſiſchen Landſchaft . . . Schlöſſer und Mühlen, Hügel und Flüſſe, Wälder und Parks, Verden und Morgenſonne giebt es ſchließlich überall, und dennoch wird der Eingeborne oder Landeskundige das getreue Abbild der Heimat unwillkürlich wiedererkennen.“ Es kommt hier ein überfeines Gefühlsmoment zur Geltung. Dieſes Moment kann nur ein Meiſter der Stimmungskunſt ſicher faſſen. Billig darf Eichendorff ſolche Kunſt zuerkannt werden. Und ſo konnte Krüger wohl auf keinem beſſeren Wege die geſuchte Stimmung erwecken, als wenn er Eichendorff das Wort ließ. Jetzt nimmt der Leſer wirklich den Eindrud mit: was Eichendorff geſungen und erzählt hat, iſt aus der ihn umgebenden Natur, aus ſchleſiſchem Boden entkeimt. Es iſt, wie wenn man oft und lange aus liebem Munde von einer Landſchaft hat ſprechen hören, dann ſie zum erſtenmale erblickt und mit inniger Freude wiedererkennt, was längſt ſich in der Phantafie zu einem feſten Bilde geſtaltet hat. Ohne Zweifel erlebt Gleiches, wer von Eichendorffs Dichtung zu ſeinen autobiographiſchen Schriften, oder auch nur zur Biographie Hermanns von Eichendorff kommt. Allein Krüger kann auch mit noch intimerem, ungedrucktem Materiale arbeiten. Sein Text, aus dieſen Eichendorffſchen Fäden gewoben, iſt ſtimmungſatt genug. Kreilich tritt die Perſönlichkeit des Verfaſſers faſt ganz in den Hintergrund; und wo ſie ſich geltend macht, dient ſie der Sache wenig zum Vorteil.

Schon Reinhold Steig (Deuſche Literatur-Zeitung 1899, S. 263 ff.) hat mit der ihm eigenen Sauberkeit, biographiſches Material zu literariſtiſchen Zwecken vorzubereiten, wieder in Ordnung gebracht, was Krüger durcheinanderwirft.<sup>1)</sup> Im weſentlichen galt es, Krügers Behauptung zu widerlegen, Eichendorff habe in Halle mit Steffens, in Heidelberg mit Arnim und Brentano weit geringere Verührungen gehabt, als er ſelbſt und ſeine Biographen ſpäter annahmen. Das iſt Steig wohl geglückt. Verwunderlich ſcheint mir nur, daß Steig ſein eigenes Buch Arnim und Brentano, S. 321 nicht citiert; da ſchreibt Brentano von Wien an Arnim 1813 von den „beiden von Eichendorff, die Du aus Heidelberg und Berlin

<sup>1)</sup> Einige Berichtigungen giebt auch Valentin Poſſad (Anzeiger der Zeitſchrift für deuſches Altertum 25, 161).



kennst.“ Freilich klingt die Stelle wieder zweideutig genug und ließe die Annahme zu, daß nur Arnim und nicht Brentano in Heidelberg mit den Eichendorffs verkehrt habe. Ubrigens wird Krüger wohl Recht behalten, wenn er behauptet, daß Eichendorff in Heidelberg entgegen seinem eigenen späteren Berichte mit Graf Voeben intimer verbunden gewesen sei, als mit den Herausgebern des „Wunderhorns“.

Ich beabsichtige hier nicht, mit Steig bei der biographischen Darstellung stehen zu bleiben, sondern will lieber untersuchen, welchen Gewinn für die Erkenntnis des Dichters das Büchlein abwirft, und ob die stimmungsvolle, breite, auf neues Material gestützte Erzählung der Jugendjahre auch seinen Schöpfungen zugute kommt.

Krüger nimmt einen gewaltigen Anlauf, um schließlich einen ganz kurzen Schritt zu thun. Parturient montes ... Die sieben Seiten der „Einleitung“ geben eine ausführliche kritische Übersicht der Litteratur, die J. von Eichendorff uns näher gerückt hat, und bezeichnen die Quellen, aus denen der Verfasser schöpft: vor allem die bisher nicht verwerteten Jugendtagebücher, die vom Herbst 1800 bis zum Frühjahr 1808 reichen; dann die schon von Meißner und Höber benutzten Berliner Manuskripte des Nachlasses; endlich die beiden Fragmente einer Autobiographie, die der greise Dichter 1857 kurz vor seinem Tode niedergeschrieben hat: „Deutsches Adelsleben am Schluß des 18. Jahrhunderts“ und „Halle und Heidelberg“. (Aus dem litterarischen Nachlasse Jos. Frh. von Eichendorffs. Paderborn 1866, S. 263 ff.; jetzt auch in Kürschners Deutscher National-Litteratur, Band 146, 2, 2, 5 ff.)

Die Vergleichung der zum Teil längst bekannten, zum Teil noch nie verwerteten Nachrichten mußte auch für die Dichtung Eichendorffs neue Resultate erbringen. Allein sind diese Resultate von besonderer Wichtigkeit? Höbers Dissertation von 1893, „Eichendorffs Jugenddichtungen“ (Berlin 1894), ist allerdings ein schwächliches Nachwerk und läßt dem Nachfolger manches zu thun übrig. Doch Höber schreitet bis zum Jahre 1815 vor, Krüger meint, die Jahre 1808 und 1809 schlossen die Jugendentwicklung des Dichters ab. Die älteste, uns bekannte Dichtung Eichendorffs entstammt dem Jahre 1804. Bringt es irgendwelchen Gewinn, diese ersten vier oder fünf Jahre von Eichendorffs dichterischer Entwicklung für sich zu betrachten? Ich möchte es leugnen. Viel genauere Angaben über die Chronologie seiner Jugendwerke müßten uns vorliegen, sollte Krügers Vorgehen von Erfolg begleitet sein.

Zu Betracht kommen die ältesten Lyrika und der Roman „Ahnung und Gegenwart“. Dieser ist erst 1815 erschienen, kann also nur in seinen Anfängen herangezogen werden. Innerhalb der Lyrik der von ihm umschriebenen Periode will Krüger vollends drei Phasen feststellen (S. 139): die naive, gesunde, aber herzlich unbedeutende Liebeslyrik des Lubowitzer Aufenthaltes von 1806/7, dann die Heidelberger religiös-mystische oder

spezifisch-romantische Lyrik, endlich die Lieder des Lubowiger Aufenthaltes von 1808 9. Strengere Untersuchung lehrt, daß all dies auf Sand gebaut ist. Ganz willkürlich springt Krüger mit den Daten um.

Gehen wir von dem Roman aus! „Herm. von Eichendorff giebt an, daß der Dichter den Roman bereits zum größten Teil im Sommer 1808 in Lubowitz geschrieben habe.“ heißt es S. 80; vorsichtiger wird später (S. 140) gesagt, nach Herm. von Eichendorffs Angaben falle die Ausarbeitung „zum Teil“ (nicht mehr „zum größten Teil“) „in die stille Zeit der Sammlung und Ruhe, die der junge Dichter im Sommer 1808 bis zum Herbst 1809 in Lubowitz verbrachte“. Doch auch in dieser milderem Fassung ist die Angabe mindestens ungenau. Herm. von Eichendorff (Werke<sup>1</sup>) 1, 44 f.) weist die Anfänge gar nicht der Zeit von 1808 auf 1809 zu; vielmehr heißt es bei ihm: „länger als zwei Jahre weilten sie [die Brüder Eichendorff] in Lubowitz,“ und er meint die Zeit vom Sommer 1808 bis Herbst 1810. „Zum Teil“ sei der Roman schon damals niedergeschrieben worden. Er kann also ebenfugot 1810, wie 1808 angefangen worden sein; sicher ist er nicht „zum größten Teil“ 1808 verfaßt. Krüger geht indes noch weiter und behauptet (S. 80), daß „einzelne Scenen und Gestalten, ja vielleicht sogar einzelne Gedichte, beziehungsweise Gedichtteile sich geradezu auf die Periode von 1806/7 beziehen“. Ich gebe gern zu, daß Eichendorff Erinnerungen der Zeit von 1806/7 später dichterisch in dem Roman verwertet habe. Krüger indes möchte augenscheinlich die Ausarbeitung schon in jene Epoche zurück-schieben, das heißt in die Zeit vor Heidelberg.

Zwei Frauengestalten treten Eichendorff damals nahe: „Philippinchen, wahrscheinlich eine Pächterstochter aus Ganjowig“ und eine junge schöne Frau aus Ratibor, Madame Hahmann (S. 81). Mühn genug nimmt Krüger Lieder des Romanes für beide in Anspruch. Auf die von Krüger nur angedeutete „reizende Philippinchenepisode“ sollen die Gedichte „Der Tanz der ist zerstoßen“ (Werke 2, 72) und „Schlafe Liebchen, weil's auf Erden“ (Werke 2, 99) zurückgehen. Jenes erste passe geradezu auffallend, auch in seiner Prosa-einkleidung. Vergebens forsche ich nach einer Begründung; oder soll die Thatsache, daß Leontin das Lied vor dem Hause eines Pächters singt, darthun, daß es ursprünglich für eine Pächterstochter gedichtet war?

Nicht viel besser steht es mit den Versen des Romanes, die auf Frau Hahmann von Krüger gedeutet werden. An diese wenden sich (S. 111 f.) unbestreitbar die Gedichte „beim Erwachen (an M. H.)“ (Meißner S. 24) und das „Stammbuchblatt für M. H.“ (Werke 1, 362). Krüger macht wahrscheinlich, daß jenes Gedicht dem Herbst 1806, und vermutet, daß dieses dem Frühjahr 1807 angehöre. Aus dem Tagebuche

<sup>1</sup>) Ich citiere Eichendorffs Werke durchaus nach der zweiten Auflage.

erfährt er ferner, daß auch Eichendorffs Bruder mit der Dame liebte. Dieses Dreiecksverhältnis findet er wieder in dem Gedichte „Zaubernek“ (Werke 1, 451), dessen Schlußstrophe lautet: „Aber um uns drei zusammen Wird der Lenz im grünen Walde Wohl ein Zauberneke schlagen, Dem noch keiner je entgangen.“ Der Inhalt des Gedichtes scheint wenig für Krügers Hypothese zu sprechen: Der „Sänger“ — heißt es da — muß reisen; die „Fraue“ will ihn nicht von dannen lassen; da fordert er sie auf, ihm als „süßgeschmückter Knabe“ zu folgen. Der „Jäger“ sieht beide fahren, läßt das Wild, das Jagen und wandert mit. Eine typisch wiederkehrende Situation romantischen Dichtens! Die Übereinstimmungen müßten doch wohl schlagender sein, wenn wir Krüger Glauben schenken sollen. Doch sei die Möglichkeit einer Beziehung zugegeben; wie sonderbar schließt Krüger weiter! Die „Fraue“ des Liedes „Zaubernek“ hat blaue Augen; so muß sich auch das „Nimmeliied“ (Weißner S. 13), das beginnt „Blaue Augen, blaue Augen, Ach was gebt ihr süße Peine“ auf Frau Hahmann beziehen. Das heißt doch wohl: Die Dame hatte blaue Augen, und diese blauen Augen besingt Eichendorff. Urplötzlich indes erklärt Krüger, die Ausgestaltung der beiden Gedichte gehöre eben wegen der Vorliebe für das Blaue („blaue Tage“, „himmelblaue Seide“ . . .) in die Heidelberger Zeit. Within hätte Eichendorff, von Voeben (vgl. S. 129 f.) für die romantische Lieblingsfarbe gewonnen, erst jetzt der Angeschwärmten blaue Augen zugeteilt. Ich frage, was bleibt dann für die Epoche 1806/7 übrig? Auch die Metrik der beiden Gedichte gehört, wie gleich gezeigt werden soll, der Heidelberger Zeit an. Für Lubowicz bliebe also nur eine beiläufige, hypothetische Beziehung im Stoffe übrig, die für die Entwicklung des Dichters Eichendorff fast ganz gleichgiltig ist.

Keines dieser Lieder steht mit dem Romane in irgendwelcher Beziehung. Allein Krüger schlägt, ausgehend von dem Dreiecksverhältnis der Brüder Eichendorff und der Frau Hahmann, eine Brücke zum Roman, indem er (S. 81. 112) die ersten beiden Strophen des Liedes „Es waren zwei junge Grafen“ mit jenem Lubowitzer Erlebnis von 1806/7 verbindet. Im Roman umfaßt das Lied (Werke 2, 100 f.) neun Strophen; in den Gedichten sind die beiden ersten Strophen gestrichen und die letzten sieben als „Dichterfahrt“ (Werke 1, 310) zu einem selbständigen Liede gemacht. Die ersten acht Zeilen „beziehen sich aber recht deutlich auf die Hahmannepisode“, meint Krüger. Als ob zwei wandernde Studenten nicht auch ein andermal zusammen um eine Schöne hätten werben können! Gewiß ist der Beweis nicht erbracht, daß jene acht Zeilen in die Lubowitzer Zeit von 1806/7 gehören. Mit einer vagen Vermutung ist uns aber nicht geholfen. Wenn innere Gründe mitsprechen sollen, so dürften gerade diese Verse vor Heidelberg nicht möglich sein. Denn sie stehen unter dem Einflusse des Wunderhorns.

Ich komme jetzt auf den Hauptmangel der Arbeit zu sprechen. Krüger möchte eine Entwicklung der Lyrik Eichendorffs von Naivität durch Künstelei zur Schlichtheit in den ersten vier oder fünf Jahren seiner dichterischen Thätigkeit feststellen. Zuverlässige Daten sind nicht vorhanden. Zum mindesten mußte da eine eindringliche Charakteristik des Stils gegeben werden, die vielleicht eine Anzahl von Typen innerhalb dieser Frühlingslyrik hätte feststellen können. Eine solche scheidende Charakteristik des Stils fehlt. Wenn Krüger etwa Metrik und Sprache (S. 119 ff.) untersucht, so hat er schier ganz vergessen, daß er eine Entwicklung aufzeigen will und behandelt alles in Pausch und Bogen. Zum Teil liegt ein Dispositionsfehler vor. In dem Büchlein wird so ziemlich alles an drei, vier, fünf Stellen erwähnt, ohne daß diese Wiederholungen irgend welchen Gewinn brächten; schon S. 93 f. scheidet Krüger Heidelberger Gedichte, die unter dem Einflusse Voebens stehen, und solche, die auf Tieck, Görres, das Wunderhorn zurückgehen; S. 139 stellt er die drei Phasen der Jugendlyrik Eichendorffs fest. Vergebens sucht man eine glaubwürdige Begründung dieser Scheidung in dem Kapitel „die Stellung der Gedichte in der Zeitsliteratur“ (S. 123 ff.), das Eichendorffs Verhältnis zu Novalis, Tieck, Voeben behandelt.

Ich sehe mich nicht bemüßigt, hier nachzuholen, was Krüger verfaßt hat. Nur Folgendes sei bemerkt: Novalis, Tieck, Voeben, das Wunderhorn — alle sind Vertreter romantischer Lyrik. Daß Unterschiede zwischen ihren Weisen bestehen, wer möchte es leugnen? Ich bezweifle aber, daß Krüger sich ein klares Bild von diesen feinen Differenzen gemacht hat. Sonst könnte er nicht vermuten, Voeben habe Eichendorff die „spezifisch romantische, poetische Phraseologie“ übermittelt (S. 129). „Die immer wiederkehrenden ‚blauen oder trüben Tage, die fernen, grünen oder blauen Weiten und Winde, die heimatlichen linden Rüste, das ferne Stromesrauschen, der Nachtigallen Liebeschlagen, die schaurig süße Sehnsucht, die trübe Bangnis, die holden Blumen- und Wunderdüfte, Wunderquellen, Wunderlieder, das Zaubernetz, Trennlieb u. s. w.“ Denn wozu auf Voeben zurückführen, was auch auf Tieck zurückgehen kann? Ferner wäre ihm bei strengerer Scheidung des Stiles der Vorbilder nicht passiert, dieselben (Marxen-)Dichtungen S. 93<sup>1)</sup> auf Voeben und S. 124 f. auf Novalis zurückzuleiten. Sollte wirklich unter den 54 [?] Gedichten, die Krüger überhaupt in Betracht zieht,<sup>1)</sup> eine stilistische Scheidung vor-

<sup>1)</sup> Da Krüger S. 111 ff. nichts weniger als genaue Angaben über die von ihm herangezogenen Gedichte giebt, muß ich hier eine Zusammenstellung nachtragen: 1. 14 in Wis „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst“ 1808 und 1810 veröffentlichte Gedichte (vgl. Krüger, S. 113 f.). — 2. Die übrigen, in den „Werken“ Band 1 mit 1808 und 1809 datierten Lieder: S. 305 ff. „Der Dichter“ 1—6; S. 309 „Jugendiebnen“; S. 359 ff.; die ersten 12 Zeilieder; S. 451 „Das Zaubernetz“; S. 489 „Trauriger Winter“; S. 555 ff. „Jugendandacht“ 2—6; S. 565 „Maria's Zehnucht“;

genommen werden, so müßte zunächst klipp und klar gesagt sein: welche sind die Eigenheiten von Hardenbergs, von Tiecks, von Voebens Stil? Und was mußte abgethan werden, wenn an die Stelle von Kopien dieser Stilarten der volkstümliche Zug der Sammlung Arnims und Brentanos treten sollte? Hätte Krüger all das gethan, so wären ihm die Widersprüche seiner Hypothesen sofort klar geworden. Das „Zauberne“ soll das „frischeste und gelungenste“ Lied der ersten Phase sein. Allein es huldigt durchaus der „affouanzenstrotzenden Manieriertheit der älteren Romantik“, das heißt es ist in Tiecks Stile geschrieben. Ist Krügers Annahme (S. 109), Eichendorffs Jugendlyrik gehe von naiver Liebeslyrik durch romantische Modeformen zu Schlichtheit und Natürlichkeit weiter, richtig, dann kann das „Zauberne“ nur der Epoche romantischer Modeform angehören. Also ist Krügers Chronologie falsch. Ist es indes dieser Übergangsepoche einzufügen, dann scheint Eichendorffs Dichtung in der Epoche romantischer Manieriertheit doch nicht so tief zu stehen, wie Krüger annimmt; sonst könnte sie ein „frisches und gelungenes“ Lied nicht schaffen. Ein Lied wiederum, das beginnt „Es waren zwei junge Grafen“, das in dreiehebigen, gekreuzt gereimten Vierzeilern geschrieben ist, steht so unzweideutig unter dem Einflusse des „Wunderhorns“, daß es nur der schlichten und natürlichen Dichtungen der dritten Phase zuzuwiesen wäre. Allein Krüger versetzte es ohne weiteres in die erste.

S. 566 ff. „Jugendsehnen“ 2. 3. 5; S. 588 „Gebet“; S. 640 „Die Nonne und der Ritter“; zusammen also 32. — 3. Meißner, S. 23 „Bin ich denn nicht. . .“; S. 24 „Beim Erwachen“; S. 29 „Zehine“; S. 31 „Kanzone“ (vervollständigt bei Krüger, S. 115); S. 37 „Wohl kann ich. . .“ und „Es wächst und fröhnt. . .“; S. 38 „Antwort“; S. 41 „An den heiligen Joseph“; zusammen also 8. — 4. Krüger, S. 116 „Terzine“; S. 118 „Sonett“. Ich zähle 56, nicht 54 Stücke; man sieht, wie notwendig genauere Angaben gewesen wären. Hinzu kämen ja auch noch die Lieder, die Krüger in „Abnung und Gegenwart“ für die Frühzeit in Beschlag nimmt. — Dann sei auch gleich bemerkt, daß der Text von Eichendorffs Werken durch Krüger nicht nur um die drei S. 115 ff. abgedruckten Gedichte „Kanzone“, „Terzine“, „Sonett“ vermehrt wird, ferner S. 12 f. durch ein, wohl 1854 verfaßtes Fragment „Nubomivs I.“ Krüger giebt auch S. 115 einige Korrekturen von Meißners Feinungen. Die ursprüngliche Fassung des Liedes „In der Fremde“ 5. („Grün war die Weide“, Werke 1, 262) wird S. 136 f. nochmals mitgeteilt, da Höber S. 38 sie „nicht ganz genau abgedruckt“ habe. Wie sorglos Krüger mit der Chronologie umspringt, beweist die Datierung dieses Gedichtes; die Angabe der „Werke“ verweist es frühestens ins Jahr 1810. Unerpöcht erfahren wir, daß die von Krüger abgedruckte Fassung „wohl ein Heidelberger Entwurf“ sei, also den 54 oder 56 Gedichten der ersten Periode zuzuzählen wäre. S. 136<sup>1)</sup> wird mit gleicher Sorglosigkeit das von Meißner S. 43 abgedruckte und 1810 datierte Lied „Zetige Wehmut, Maria“ zu einem Heidelberger Liebesliedchen; also post festum ein neuer Zuwachs. Ja S. 163 hüllt noch eine neue Vermutung nach: Das Lied des Romanes „Abnung und Gegenwart“ (Werke 2, 123), „Der fleißigen Wirtin von diesem Haus“ soll in der ursprünglichen Fassung (Meißner, S. 22) zuletzt auch wieder in die Jahre 1806/7 versetzt werden.

Zur Genüge ist wohl dargethan, daß viel zu unfeine Instrumente angewendet wurden, um überaus schwierige Scheidungen mit ihrer Hilfe zu versuchen. Sieht man noch näher zu, so drängt sich die Frage auf, ob Krüger überhaupt fähig ist, eine litterarhistorische Untersuchung auf dem Felde romantischer Lyrik anzustellen. Wichtige Vorbedingungen fehlen ihm.

S. 127 lese ich den Satz: „Auch das willkürliche Umspringen mit Versmaß und Reim, wodurch Tieck gegenüber der im allgemeinen recht festen Formtechnik von Novalis einen verhängnisvollen Zug in die Romantik brachte, ahnte der junge Eichendorff gern nach, z. B. in seinen ‚Minneliedern‘ (Meißner 13. 40), den ‚Canzonen‘ (Meißner 31 und bei mir S. 115) und der ‚Sestine‘ (Meißner 29), sowie in der ‚Seligen Behmut‘.“ Krüger bezieht sich dabei auf Brandes' Urteil über Tiecks höchst unvollkommene rhythmische Begabung und über sein wenig feinhöriges Ohr. Natürlich meint Brandes die freien gereimten Verse des „Sternbald“ oder der „Magelone“; hier gestattet Tieck sich wirklich größte Freiheiten in Versmaß und Reim. Allein betrachten wir einmal die von Krüger angezogenen Gedichte Eichendorffs! In den „Minneliedern“ (Meißner 13. 40) findet Krüger zwar „unregelmäßige Verse mit wechselndem Metrum und beliebig austauschenden Reimen“ (S. 120); in Wirklichkeit aber sind beide Gedichte in vierfüßigen Trochäen geschrieben, das eine (Meißner 13) mit der Assonanzfolge xa xa xa . . ., das andere (Meißner 40) mit der Reimfolge ax ax bx bx ex ex dx dx; in jenem tritt an Stelle der Assonanz zuweilen der Reim. Noch einfacher sind die in gepaarten Reimen gehaltenen vierfüßigen Trochäen der „Seligen Behmut“ (Meißner 43). Nirgends kann von Tiecks „willkürlichem Umspringen mit Versmaß und Reim“ die Rede sein. Natürlich noch viel weniger bei einer Canzone und einer Sestine; Krüger scheint nicht zu ahnen, welche komplizierte Künstlichkeit Canzonen und Sestinen innewohnt. Überhaupt sind seine Kenntnisse auf dem Gebiete romanischer Metrik sehr unsicher, sonst spräche er nicht immer (S. 116. 120) von „einer Terzine“, wo Terzinen vorliegen. Wie wenig übrigens bei Canzonen und Sestinen von Tiecks Vorbilde die Rede sein kann, beweist die Thatsache, daß Tieck diese Formen überhaupt nicht benutzt hat, wie G. G. Hüglis Zusammenstellung (Die romanischen Strophen in der Dichtung deutscher Romantiker. Zürich 1900, S. 49. 52) zeigt. Hier wäre, wenn irgendwo, Voeben zu nennen gewesen, der sich sogar ein paar Doppelsestinen geleistet hat (Minor, Neuhochdeutsche Metrik S. 449). Selbstverständlich ist das Kapitel „Metrik und Sprache“ (S. 119), diesen Voraussetzungen entsprechend, dürftig genug ausgefallen. Zur Untersuchung der Sprache wurde Petrich nicht benutzt, der etwa über die Vorliebe für Zusammenstellungen mit „Wunder“ dem Verfasser manches hätte sagen können (vgl. S. 101 ff.).

Von Krügers zerfahrener Erörterung der Lyrik wende ich mich noch einmal der Behandlung des Romanes zu, die in vier Abschnitten sich abwickelt: „Entstehung und Veröffentlichung“, „Fabel und Figuren des Romans“, „Ahnung und Gegenwart“ und die Romanliteratur der Zeit“, „Zur Analyse des Inhalts“. Auch hier macht Krügers Neigung sich geltend, immer wieder auf das Selbe zurückzukommen; der Versuch, den Anfang des Romanes ins Jahr 1806/7 zurückzurücken (S. 80. 140), wurde schon oben von mir abgewiesen. S. 151 wird auf Grund von Berliner Nachlaßentwürfen neuerlich die Hypothese begründet. Man höre: „daß Eichendorff sich wohl schon in Heidelberg oder kurz nachher mit dem Gedanken an einen Roman trug, scheint aus Blatt 7 und 23 der Berliner Nachlaßmanuskripte hervorzugehen. Auf dem ersteren stellt er mehrere Lieder, voran ‚Bin ich nicht auch ein Kind gewesen‘ (Meißner 23 f.), zusammen unter der Überschrift ‚Zu einem Roman‘. Diese Lieder sind, wohl bemerkt, nicht in „Ahnung und Gegenwart“ übergegangen. Eichendorff kann also einen anderen Roman geplant haben; an „Ahnung und Gegenwart“ ist indes sicher nicht zu denken. „Das letztere Blatt“ — fährt Krüger fort — „trägt die Notiz: ‚In ungerimeiten Jamben und einzelnen Kapiteln — Gesängen meine Kindheit und Jugend im uralten Lubowitz einfach idyllisch (Dichtung und Wahrheit) beschreiben, einfache Handlung hineinwebend wie in Vossens Louise. S: die älteren Entwürfe hierzu.“ Ganz interessant! Eichendorff also wollte eine Idylle in Vossischem Stile und in Jamben verfassen, die künstlerischer und in gebundener Form den Gegenstand des späteren autobiographischen Aufsatzes „Deutsches Adelsleben am Schluß des 18. Jahrhunderts“ behandelt hätte. Wann wohl? „Diese zweite Notiz,“ antwortet Krüger, „stammt allerdings der Handschrift nach aus den späteren Jahren und meiner Meinung nach dürften die am Anfang [S. 12 ff.] mitgeteilten Entwürfe (von Blatt 32 und 96) Fragmente solcher geplanter Dichtungen sein.“ Blatt 32 entstammt nach Krüger wohl dem Jahre 1854; Blatt 96 ist — wie zwar nicht Krüger, wohl aber V. Pollack (a. a. O., S. 162) erkannt hat — Entwurf zu einer Stelle der „Glücksritter“ (Werke 3, 390). All das fällt einige Decennien nach der Veröffentlichung von „Ahnung und Gegenwart“. Auch diesmal stehen wir mithin dem Roman ziemlich ferne; trotzdem folgert Krüger mit einem wunderbaren logischen Salto mortale: „Aber die „älteren Entwürfe“ sind doch vielleicht auch hier nicht außer Acht zu lassen, etliche haben gewiß schon vor 1808 existiert.“ Gewiß? Auch nicht der Schatten eines Beweises liegt vor.

Und wozu all das? Krüger will den ersten Teil des Romanes für seine Jugendperiode, das heißt für die Zeit bis 1808/9 gewinnen: „Das erste Buch gehört vor, beziehungsweise in das entscheidende Jahr 1809, das zweite und dritte Buch fällt seiner Entstehung nach in die spätere Zeit nach 1809, wahrscheinlich erst in das Jahr 1811“ (S. 143).

Herm. von Eichendorff meldet, der Roman sei bereits am Schlusse des Jahres 1811 fertig gewesen (Werke 1, 56). „Ich hatte ihn vollendet, ehe die Franzosen in Moskau waren,“ schreibt Eichendorff 1814 an Fouqué (S. 142); spätestens also im Sommer 1812. Wahrscheinlich hat die Ausarbeitung des Romanes längere Zeit in Anspruch genommen. Aber viel zu weit geht Krüger, wenn er sie „zwei verschiedenen Entwicklungsperioden des Dichters“ zuweist. Ich sehe nicht, daß „das erste Buch . . . einen scharf gesonderten Teil für sich“ bilde, der zu den zwei folgenden Büchern im schroffsten Gegensatze steht, „fast wie Tag und Nacht“ (S. 140). Ich finde den Unterschied zwischen dem dritten Buch und den zwei ersten nicht geringer und nach Buch 2 einen mindestens ebenso starken Einschnitt, wie ihn Krüger nach Buch 1 verspürt. Krüger geht indes noch weiter: Buch 1 führt er in den Grundlinien auf Dorothea Schlegels „Florentin“, das folgende auf Arnims „Gräfin Dolores“ zurück (S. 155 ff.). Ganz rein geht die Rechnung nicht auf; denn eine Episode des ersten Buches ist auch nach seiner Ansicht dem Muster Arnims nachgebildet, „aber vielleicht erst später eingefügt worden“. Mag jenes Abhängigkeitsverhältnis richtig sein oder nicht, hätte es irgendwelche Beweiskraft? Allerdings, die „Gräfin Dolores“ ist 1810 erschienen; anfangs des zweiten Buches (Werke 2, 162) wird ihrer ausführlich gedacht. Allein woher weiß Krüger, daß Eichendorff den Roman Dorotheas früher gelesen hat? Könnte nicht mit gleichem Rechte vermutet werden, Eichendorff sei dem „Florentin“ erst durch die Verfasserin selbst nahegekommen? Und sie lernt er 1810 oder 1811 in Wien kennen. Gewiß ruht das erste Buch auf Lubowitzer, das zweite auf Wiener<sup>1)</sup> Eindrücken; und Krüger ist besonders jenen mit vielem Scharfsinne nachgegangen (S. 159 ff.). Allein was beweist dies? Immer wieder herrscht die irrige Vorstellung, der Dichter habe nur unmittelbar nach dem Erlebnis, nicht in späterem Rückblick seine Schöpfung gestalten können.

Eifrigst bemüht, Eichendorffs Jugendlyrik zurückzudatieren, ist Krüger dort dem Einflusse des „Wunderhorns“ nicht gerecht geworden. Ebenso steht es hier. Nicht nur Buch 2 und 3, sondern insbesondere Buch 1 ist von Stimmungen des „Wunderhorns“ ganz durchdrungen. Eichendorffs Befehrung zum volksliedartigen Sange fällt indes nach Krügers Ansicht unmittelbar vor den Schluß seiner „Jugendperiode“. Was soll also in früheren Phasen dieser „Jugendperiode“ ein von Tönen des „Wunderhorns“ getragener Roman? Im 8. Kapitel des ersten Buches singt Leontin das Lied „Was wollt ihr in dem Walde haben.“ Nach der Strophe:

<sup>1)</sup> Auch eine Heidelberger Reminiscenz macht Krüger für das zweite Buch wahrscheinlich (S. 163<sup>2)</sup>; allein schon Steig (a. a. o. S. 268) hat das mit Recht abgewiesen.



Mein Schatz ist Königin im Walde,  
Ich stoß' ins Horn, ins Jägerhorn!  
Sie hört mich fern und naht mir balde,  
Und was ich blas', ist nicht verlor'n.

unterbricht er sich selbst und ruft: „Ich glaube, ich blase gar schon aus des Knaben Wunderhorn“ (Werke 2, 93). Gemeint ist „die schwarzbraune Hexe“ der Sammlung Arnims und Brentanos (Birlinger und Crececius 1, 31), die beginnt:

Es blies ein Jäger wohl in sein Horn,  
Wohl in sein Horn,  
Und alles, was er blies, das war verlor'n.

Oder ist dieser echt romantische Scherz voll Selbstironie auch erst „später eingefügt worden?“ Wohl ebensowenig, wie alle anderen, im Tone des Volksliedes gehaltenen Einlagen des ersten Buches.

Beiläufig notiere ich hier als Anklang an das bekannte Alphornlied des „Wunderhorns“ die Worte des 22. Kapitels (Werke 2, 303): „Wie dem Schweizer in der Fremde, wenn plötzlich ein Alphorn ertönt, alle Berge und Thäler, die ihn von der Heimat scheiden, in dem Klange versinken, und er die Gletscher wieder sieht und den alten stillen Garten am Bergeshange und alle die morgenfrische Aussicht in das Wunderreich der Kindheit, so fiel Friedrich . . .“ —

Sollte nicht auch der Hinweis auf Abraham a St. Clara (Werke 2, 113) im ersten Buche auf Wiener Einflüsse zurückgehen? Wahr scheinlich ebenso wie der Anfang des dritten Buches, der Friedrichs Anteil an dem Befreiungskampfe eines Gebirgsvolkes schildert und wohl auf die Tyroler Erhebung von 1809 sich bezieht (vgl. Höber, S. 75; Krüger verschweigt die Episode.<sup>1)</sup> Auch auf dieses Moment können ihn die Wiener Romantiker aufmerksam gemacht haben. Bekanntlich scheiden sich die Romantiker dem Tyroler Befreiungskampfe gegenüber in zwei Parteien. Caroline Schlegel (an Philipp Michaelis, 16. August 1809; bei Waiz 2, 367 f.) fühlt sich ganz auf Seite der besiegten Bayern. Bettina Brentano stimmt für „die gradnasigen, gradherzigen Tyroler“ (Briefwechsel mit einem Kinde, 3. Auflage, S. 230) und möchte, daß Wilhelm Meister thäte, was Eichendorffs Held ausführt (S. 232); jenseits der Alpen sollte er zu den Tyrolern sich flüchten, dort sein Schwert wehen und das Lumpenpack der Komödianten vergessen; und alle seine Liebsten müßten dann mit ihren Präntensionen und höheren Gefühlen eine Weile darben.

1813 interessierten sich auch Arnim und Brentano für die Tyroler und besonders auch für Adam Müller und Eichendorffs Bruder, die

<sup>1)</sup> Alle Zweifel zu beheben, hat Eichendorff selbst ein Lied der Episode (Werke 2, 247) in seinen Gedichten (1, 378) „Der Tyroler Nachtwache“ betitelt und dem Sonette „An die Tyroler“ vorangestellt.

damals nach Tyrol zogen, also den Weg des Helden von „Ahnung und Gegenwart“ einschlugen (vgl. Steig, S. 321. 324). Dagegen ist Wilhelm Schlegel 1832 in Wendis Wäfenalmanach auf die Seite der Gegner Tyrols getreten, wenn auch seine Satire „Die Tiroler. Tragische Scene“ (Werte 2, 365) Zimmermanns „Tranerspiel in Tyrol“ stärker trifft als die historischen Gestalten des Jahres 1809. Wenn Eichendorff also die Partei der Tyroler nimmt, huldigt er durchaus nicht einer allgemein romantischen Sympathie, vielmehr ist es nicht unwahrscheinlich, daß man erst in Wien — bei Fr. Schlegel oder bei Adam Müller — sie ihm wert gemacht hat.<sup>1)</sup>

Ich glaube behaupten zu dürfen, daß eine ganze Reihe von Motiven erst lange nach 1806/7 Eichendorff nahegetreten ist, der Roman mithin in seinen Hauptbestandteilen diesen Jahren nicht angehören kann. Ich gehe indes zu Anderem über.

„Ahnung und Gegenwart“ hat als romantisches Abbild von Goethes „Meister“ eine Reihe von Vorgängern. Um Minors, Donners, Höbers Beobachtungen abzurunden, hat Krüger gut gethan, den Roman der Reihe nach mit dem Goethischen Urbilde, mit dem Osterdingen, mit Sternbald, Godwi, Florentin, Titan zu vergleichen. Ich bemerke nur, daß Krüger aus meiner Recension von Donners Schrift (Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Altertum 22, 219 ff.). Einiges hätte lernen können, und daß meine Anzeige von Kerrs „Godwi“ (ebenda 25, 305 ff.) manchen Gesichtspunkt eröffnet, der auch für Eichendorff von Gewinn wäre. Doch an dieser Stelle seien solche Ergänzungen nicht versucht; es hieße neuerdings die ganze Frage nach dem Einflusse Goethes und seiner Vorläufer auf die Romantik neu aufrollen. Nur ein paar Kleinigkeiten, die außerhalb dieses Rahmens fallen, seien noch notiert:

Goethe kommt für den Roman nicht bloß als Dichter des „Meister“ in Betracht. Eichendorff citiert immer wieder Goethes „Faust“; und das ist damals immerhin bemerkenswert. Goethes „Nachtgesang“ wird (2, 61) parodiert; vgl. auch Meißner S. 9, wo die Parodie nochmals wörtlich abgedruckt ist. Eichendorffs berühmtes Lied „In einem kühlen Grunde“ (2, 261 f.) wird von Höber (S. 31 f.) mit Recht auf „des Müllers Abschied“ (Wunderhorn) zurückgeleitet; daneben spielt wohl auch das gleichzeitig mit dem „Nachtgesang“ im Taschenbuch für 1804 veröffentlichte Gedicht „Schäfers Klage lied“ von Goethe eine Rolle in der Kon-

<sup>1)</sup> Problematisch bleibt mir, wie Eichendorff im ersten Buche (2, 97) auf den Prinzen Pallagonia gekommen ist. Goethes Schilderung (Italiänische Reise, Hemmel 24, 230 ff.) trat erst 1816 hervor. Andererseits spielt er in der „Gräfin Lotores“ eine Rolle; vgl. M. noch in Kürschners Deutscher National-Literatur 146, 1, CXXXI, wo allerdings „Favhlagonien“ gedruckt ist. Ich wage indes keinen Zehfuß.

zeption.<sup>1)</sup> Dieses wieder hat Eichendorff in „Viel Lärmen um Nichts“ (Werke 3, 175) parodiert: „Du bist herunter gekommen,“ sagt Einer. „Und weiß doch selber nicht wie,“ antwortete der Andere. Ein neuer Beweis, wie stark Goethes volksliedartige Lyrik von 1804 auf die Romantik gewirkt hat (vgl. Schriften der Goethegesellschaft 14, VIII). Warum zieht man übrigens bei Gelegenheit von „Ahnung und Gegenwart“ so selten die eben genannte parodistische Novelle Eichendorffs heran, in der Figuren jenes Romanes, wie auch des Meister eine fröhliche Auferstehung feiern? Wie hübsch ironisiert Eichendorff selbst die Sangeslust der Gestalten seiner Jugendlichtung: „Graf Leontiu ist gleich an der Gitarre zu erkennen; er kann nicht wohl gespeist zu haben sagen, ohne einen Griff in die Saiten zu thun,“ sagt der wiedererstandene Dichter Faber von ihm (3, 160); vgl. Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Altertum 25, 225.<sup>2)</sup>

Auch Tieck hat nicht bloß durch seinen „Sternbald“ auf Eichendorffs Roman gewirkt. Die „beiden Sentimentalen“ des 6. Kapitels (Werke 2, 70) verraten eine augenfällige Verwandtschaft mit den „Zwei Liebenden“ des „Gestriefelten Katers“ (Akt 1 „Freies Feld“. Akt 2 gleiche Scenenangabe). Die Ironie ist bei Eichendorff noch um einen Ton schärfer ausgefallen.

Wenn Brentanos „Godwi“ genannt wird (S. 155), so wäre auch die „Yucinde“ stärker zu betonen gewesen. Einen merkwürdigen Zusammenhang möchte ich da andeuten. Schon H. M. Meyer (Euphorion 3, 109 f.) hat gezeigt, wie die auf dem Rücken liegende und mit den Beinchen in die Höhe gestikulierende Wilhelmine der „Yucinde“, „Wilhel-

<sup>1)</sup> Wörtliche Anklänge an Goethes Gedicht fehlen nicht, das ja der gleichen Anregung entstammt, wohlbeimert in Wendungen, die „Müllers Abschied“ nicht bietet:

Eichendorff:

Ich möcht als Spielmann reisen  
Weit in die Welt hinaus,  
Und singen meine Weisen,  
Und gehen von Haus zu Haus.

Goethe:

Es siehet ein Regenbogen  
Wol über jenem Haus,  
Sie aber ist weggezogen  
Und weit in das Land hinaus.

(Vgl. auch 3, 251: „Er aber ist gefahren weit übers Meer hinaus“ n. s. w.)  
Der Eichendorff: „Ich weiß nicht was ich will“ und Goethe: „Und weiß doch selber nicht wie.“

<sup>2)</sup> Vgl. 3, 183: „Als er die Augen wieder aufschlug, sah er, wie soeben ein fremder Mann, mit langem weißen Bart und weitem faltigen Mantel von dem Jüngling fortschritt. Ihn graute fast, denn der Alte kam ihm betannt vor, er glaubte den alten wahnwitzigen Hafner aus „Wilhelm Meister“ zu erkennen.“ 3, 210 schläft die ganze Gesellschaft bei Willibalds Erzählung ein, ebenwie wie Mariane bei Wilhelm Meisters, Noia bei Friedrichs Berichte; vgl. Donner 2. 171. Zuletzt (3, 202) tritt Eichendorff selbst in den Kreis seiner Gestalten und parodiert so ein Motiv von Jean Pauls „Hesperus“ und von Brentanos „Godwi“. 3, 196 eine Spitze gegen C. F. A. Hoffmann. 3, 202 Reminiscenzen von der Brockenfahrt verbunden mit Anspielungen auf Eichendorffs Naturbesetzung.

minchen mit den Weinchen in der Höh", wie Brentano (Steig S. 273) sagt, in der Litteratur sich spiegelt. Ich ziehe unbedenklich Leontinus an Gräfin Romana gerichtetes Lied herzu (2, 177): „Luftig auf den Kopf, mein Liebchen, Stell dich, in die Luft die Wein! Heiß! ich will sein dein Bübchen, Heute Nacht soll Hochzeit sein“ . . .

Von Jean Pauls Einwirkung will Krüger nichts wissen (S. 158); zu erwähnen wäre gewesen, wie scharf Eichendorff (2, 145) über das „Brittisirende eingefrorene Wesen, das er aus Jean Pauls Romanen bis zum Ekel kannte und jederzeit für die allererschändlichste Prahlerei hielt,“ urteilt. Gemeint sind Gestalten von der Art des Lord Horion im „Hexperus“; Fr. Schlegel rechnet sie zu Jean Pauls „falschen Tendenzen“ (Athenäum-Fragment Nr. 421).

Erwähnt sei zuletzt noch, wie wenig Günst Schiller in Eichendorffs Roman findet: einem Phrasenhelden fällt Schillers „Don Carlos“ aus der Tasche (2, 208); Schillers „Reiterlied“ wird von Vaterlandsverrättern gesungen; „noch niemals hatte Friedrich das fürchterliche Lied so widerlich und höllisch gurgelnd geklungen“ (2, 247).

Neben all den Einwänden, Berichtigungen, Nachträgen ist vielleicht diese oder jene gute Bemerkung Krügers in meiner Besprechung nicht zur Geltung gekommen. Ich verweise nochmals auf die Kritiken Steigs und Pollacks und hebe noch die feinen Beobachtungen hervor, die (S. 70 ff.) den angehenden Romantiker Eichendorff an seinen Berichten über die Brockenfahrt studieren. Trefflich hebt Krüger hervor, wie der siebzehnjährige Eichendorff schon hier die später von ihm so gern ausgenutzten akustischen Wirkungen (Tropfen verschlafener Brunnen, Klappern der Mühlenräder, Fallen der Tropfen in den Höhlen u. s. w.) anbringt. Die von Krüger als prägnant und originell bestaunten Wendungen „lungenfüchtige Steppe“, „stanbige Handwerksburschen-Attitüde“ sind allerdings nur Jean Paul und Brentano nachgesprochen (vgl. H. Reiter, H. Heine. Köln 1891, S. 44).

Vern.

Oskar F. Walzel.

Ehrhard A., Le théâtre en Autriche. Franz Grillparzer. Paris. Société française d'imprimerie et de librairie 1900.

Von Jahr zu Jahr schwillt die Grillparzergemeinde mehr an, und es verbreiten sich der Name und der Ruhm des größten österreichischen Tragicers weit über die schwarzgelben Pfähle hinaus. Auch in Frankreich, wo Roustan neuerdings für Lenau Interesse zu erwecken suchte, ist der Dichter der Sappho jetzt nicht mehr ein Unbekannter, dank dem auf streng wissenschaftlichem Boden stehenden und mit Schmelz und sinnigem Feingefühl geschriebenen Buche des Universitätsprofessors Ehrhard, der sich bereits vor einigen Jahren durch eine gediegene Abhandlung

über Ibsens Dramen im weiteren Kreise der Gebildeten bekannt gemacht hat.

Das Buch zerfällt in zwei Teile. Der erste ist Grillparzer als Menschen und dem Zeitalter gewidmet, in dem er lebte und wirkte. Im zweiten kommen die dramatischen Werke des Dichters zur eingehenden Besprechung. Der erste Teil, der ein Ganzes für sich bildet, zerfällt wieder in folgende Abschnitte: Das Leben Franz Grillparzers (S. 1—52); Grillparzer als Österreicher (S. 52—100); Grillparzer als Ästhetiker (S. 100—141); Grillparzer und die Musik (S. 141—207). Was den zweiten Teil betrifft, so hat Ehrhard Grillparzers Dramen in fünf Gattungen oder vielmehr Abschnitte eingeordnet, ja vielleicht in gewisser Hinsicht eingezwängt. Auf die „Tragédie fataliste“ (fatalistisches Drama) (S. 207—241) folgen die griechischen Tragödien (S. 241—311); die nationalen Dramen (S. 311—397); die unter dem Titel „Fantaisie et comédie“ bezeichneten Stücke (Phantastische Stücke und Lustspiele) (S. 397—443); endlich Werke verschiedenen Inhaltes (S. 443—501) und Schluß (S. 501—506).

Dieser Plan faßt genau alle Fragen zusammen, die sich der Verfasser zu behandeln vorgenommen hatte. Vom Dichter und von seiner Zeit bleibt nichts Wichtiges unerwähnt, ja Ehrhard läßt es sich nicht entgehen, Parallelen mit anderen Dichtern und Zeiten zu ziehen, und man erkennt in ihm den tiefen, durch eigene Untersuchungen und persönliches Nachdenken geschulten Kenner der deutschen Literatur im allgemeinen. — Nun frage ich mich aber, ob es nicht geratener gewesen wäre, den Menschen und den Dichter Grillparzer mit seinen eigenartigen seelischen Vorgängen allmählich und gleichsam Zug für Zug vor uns entstehen zu lassen — beide zu einem Ganzen verschmelzend; greifen ja doch das Leben und Dichten bei Grillparzer unausgesetzt ineinander, so daß sich das eine aus dem andern heraus erklären läßt. So hätten wir, wie mich dünkt, einen klareren Überblick über die ganze Persönlichkeit eines Mannes gewonnen, bei dem man auf Schritt und Tritt auf Rätselhaftes und sich scheinbar Widersprechendes stößt; sowie der Österreicher in ihm nicht vom Musikliebhaber zu trennen ist, so ist ja auch der Dichter der Melusine und des „Traum ein Leben“ nicht bloß nach kurzen Zwischenzeiten, sondern zu gleicher Zeit der Dichter, der sich mit dem Plan eines Ottolar oder eines „Bruderzwists“ trägt. Bei Grillparzer — und das ist vor allem hervorzuheben — sind die verschiedenen Strömungen und Gattungen, worauf sich seine Dramen zurückführen lassen, schon in den von den Kritikern nicht oft genug berücksichtigten und doch so kraftstrotzenden Jugendfragmenten alle im Keime vorhanden; die Libussa hat ihr Vorbild in der Drahomira, und manche Szenen des Treuen Dieners und der Jüdin von Toledo sind schon in der Blanka skizziert. Unseres Dichters Denken und Fühlen hat

sich immer nur um einige Hauptmotive gedreht, und es ist kein leeres Spiel, wenn einige Grillparzerforscher den mannigfaltigen Umwandlungen nachspüren, welche ein und derselbe Charakter in diesem oder jenem Stück erfahren hat.

Richten wir nun in diesem Buche unser Augenmerk auf die Schilderung Grillparzers als Menschen, so sehen wir, daß es ebenso, wie das Kapitel über Grillparzer als Tonkünstler, völlig gelungen ist. Warum hat aber Ehrhard hier den armen Spielmann nicht herangezogen, weniger zur Vergleichung denn als Element des Charakterbildes? Hat sich Grillparzer nicht in mancher Hinsicht in dem Helden dieser lebenswarmen, mit eigenem Herzblut geschriebenen Novelle ausgelebt?

Auch den ästhetischen Ansichten Grillparzers hat Ehrhard volle Geltung zu Teil werden lassen und gebührende Achtung gezollt. Hier ist alles sachgemäß und prägnant, und wie in den vorigen Abschnitten nach des Dichters eigenen Bekenntnissen und Ansagen entwickelt und auseinandergesetzt. Es wurde von einem Recensenten dem Bedauern Ausdruck gegeben, daß Ehrhard keinen speziellen Abschnitt über Grillparzer als Denker und Philosophen geschrieben habe. Über diesen Mangel bin ich gern bereit hinwegzusehen, finden sich ja im ganzen zweiten Teile des Buches und gelegentlich der einzelnen Dramen des Dichters Weltanschauung, seine politische und religiöse Meinung scharf angedeutet; was ich aber eher vermessen würde, das ist, daß der Verfasser jenen so oft ver- und mißkannten Pessimismus Grillparzers nicht bis in seine innersten Bestandteile zerfasert hat. Bei näherer Betrachtung wäre ihm vielleicht aufgefallen, daß das ethische Ideal, das aus allen Dramen dieses Dichters hervorleuchtet, streng genommen auf das Ideal des Christentums hinausläuft; Grillparzer war gewiß jedem religiösen Kultus entfremdet, aber ihn für einen eingefleischten Freidenker (im modernen Sinne des Wortes, versteht sich) hinzustellen, scheint mir doch über das Ziel hinauszuschießen. Zugegeben, er haßte die Unduldsamkeit unter all ihren Formen; wer weiß aber bestimmt zu sagen, ob er in „seinen Träumen eines Lebendigen“ oder in gewissen Augenblicken der „Samm lung“ nicht Gott, oder das Ewige, oder das Unendliche aus den geheimnisvollen Stimmen der Natur oder gar aus seinem innersten Ich herausgeföhlt hat? — Wie ist nun weiter seine etwas beschränkte Moral zu beurteilen? Wie ist es mit dem, was man ironisch die Bachhändelidylle nannte, die uns seine Dramen angeblich vorzaubern sollen? In welchem Zusammenhange steht Grillparzers Moral mit „des Innern stillen Frieden“? Inwiefern darf man Grillparzer als einen Darsteller der „dem Leben nicht gewachsenen Innerlichkeit“ betrachten? Bei all jenen Fragen wäre es interessant gewesen, länger zu verweilen.

Im zweiten Teile von Ehrhards Buch werden die verschiedenen Dramen einer ausführlichen Analyse unterzogen. In jedes Stück hat sich

der Verfasser mit vorurteilsfreier Einsicht und unbefangenen Herzen eingelegt. Seine Bewunderung für den seelenvollen, so durchaus realistisch individuellen und doch wieder so idealistisch angehauchten Dichter versteht er ganz wahr, sozusagen „frisch von der Leber weg“ mitzuteilen. Sowie er aber die vorkommenden Schwächen oder besser: die Grenzen von Grillparzers dichterischem Genie eher mit feinen Zügen andeutet als bekräftelt, so verfällt er nie in systematisches, unbedingtes Lob. Das ist heutzutage, zu einer Zeit, wo das Noteriewesen überall Unheil stiftet, ein nie genug zu preisender Vorzug. Nur hie und da klappt eine Lücke oder gelangt eine Behauptung zum Ausdruck, gegen die sich Einspruch erheben läßt. Der Einfluß der Wiener Volksbühne auf Grillparzers dramatische Eigenart ist meiner Meinung nach nicht hinreichend hervorgehoben, sowie es sich überhaupt auch gelohnt hätte — und zwar im Kapitel über Grillparzer als Österreicher — das Milieu, in dem er aufwuchs, bis ins Einzelne zu charakterisieren, und dasselbe etwa der Denk- und Lebensweise in Preußen entgegenzusetzen. Ist es ferner nicht ein ganz bemerkenswerter Umstand, daß Wien zur Zeit von Grillparzers Kindheit die einzige deutsche Großstadt war, und unser Dichter der einzige deutsche Dichter in jener Zeit, der in einer Großstadt die Grundelemente seiner Bildung und seines geistigen und moralischen Wesens einsog und verarbeitete? Auf den vom Wiener Volksschauspiel ausgeübten Einfluß ist es zurückzuführen, daß unser Dichter sehr früh eine Vorliebe für äußerliche Ausstattung, für die Scenerie der Stücke — für bildlich plastische Auführungen bekundete, und auch daß er zum „Symbolismus“ hinneigte. Ist es nicht ein Widerspruch, wenn Grillparzer andererseits gegen das Volkslied ins Feld zog? — Woher stammt die derb kernige, bald in herben Satiren, bald in feinen, witzigen Spässen aufsprudelnde komische Ader bei ihm? Kommt da urwüchsiger eingeborener Wiener Humor mit ins Spiel, oder ist jenes komische nur eine Ausgeburt, gleichsam ein Ausfluß des Pessimismus, ein potenziertes Groll? In welchem Grade haben Bauernfeld und Raimund da eingewirkt?

In rein formeller Beziehung, und was den Bau der Dramen selbst anlangt, hätte man gern näher zusehen, wie Grillparzer dabei zu Werke geht. Da ist der Dichter wirklich unübertroffen. Wie er eine Fabel in einfacher, natürlicher Weise exponiert, wie er die verschlungenen Fäden eines Knotens zusammentreffen, dann sich wieder voneinander trennen läßt, wie sich endlich alles klar und ungezwungen wie im Leben selbst löst, so daß wir ausrufen müssen: „Das ist unseren innersten Irrungen und Wirrungen abgelanscht“ — alles dies hätte in helleres Licht gestellt werden sollen. — Wie ist es nun mit dem Fatalismus und der Ahnfrau? Der Verfasser des Buches vermag es nicht, das Walten des Schicksals aus diesen Erstlingswerke hinwegzudeuten und hinwegzudeuten, aber er vermindert, fürchte ich, allzusehr den Anteil, den das

„Außermentliche“ an der Handlung nimmt. Man mag noch so sehr an dem von dem französischen Kritiker Francisque Sarcey aufgestellten Prinzip festhalten, daß wir uns gar nicht um das vor dem Beginn des Stückes Geschehene zu bekümmern hätten — Eines ist sicher: durch dieses seltsame, ungewöhnliche Zusammentreffen von so vielen Ursachen des Unheils und des Untergangs hat uns Grillparzer zu viel zugemutet. Jaromir und Vertha, die gewissermaßen frei zu handeln glauben, werden gegen ihren Willen und ohne ihr Verschulden in einen Abgrund des Unglücks gestürzt. — Bei der Ahnfrau verweilt Ehrhard verhältnismäßig zu lange — hingegen vielleicht nicht lange genug bei der Libussa, die uns den Schlüssel zu Grillparzers ganzer Philosophie giebt und sozusagen sein Vermächtnis an die Nachwelt enthält. Wer dieses Stück gründlich durchdenkt und durchprüft, entdeckt in demselben den Inhalt aller übrigen. Grillparzer legt hier die für ihn und für viele anderen zartbesaiteten Menschenfinder unvermeidliche Inkongruenz bloß, an der er zeit lebens gelitten und zu Grunde gegangen ist. Was ist das Beste, das einzig Richtige und Ratsame hienieden, das stille, einfache, träumerische Leben im Schoße der segenspendenden Mutter Natur, die als einzige Gesetzgeberin, als einziges Muster gelten kann und muß — oder das Leben nach den Gesetzen der denkenden, forschenden, vergleichenden Vernunft mitten unter den thätigen, sich gegenseitig fördernden und nach immer größerem Wohlstand durch Gewerbe und Wissenschaft trachtenden Menschen? — Einerseits das idyllische Sichhineinversenken in das süße, immer treue Ich, andererseits das Überhandnehmen der kalt vor sich hinschreitenden, die zarten Blumen des Gemütes knickenden Civilisation. Zwischen beiden Wegen, die sich vor ihm öffneten, hat der Dichter immer geschwankt, und weil er es nie über sich bringen konnte, energisch Partei zu ergreifen, blieb er bis zum Tod innerlich gebrochen. Ehrhard meint, Libussa sei die Vertreterin des Ideals; die Tochter des Krokus vertritt vielmehr eine Weltepoche, und Primislans eine andere — oder, wenn man will, jede der beiden Hauptfiguren des Dramas ist die Personifikation einer gewissen Menschengattung. Das goldene Zeitalter der einen war die Vergangenheit; dasjenige der andern ist die Gegenwart; aber beide haben historische Wirklichkeit, nur muß immer die eine der andern den Vorrang abtreten. Primislans ist jetzt der Herrscher. Ist es aber ganz unsinnig, sich eine Zeit, eine späte Zeit in nebelhafter Zukunft zu denken, wo die von der Überfeinerung, den beständigen Lügen der Civilisation ermüdeten und besonders angeekelten Menschen zu Libussas Lebensweise ihre Zuflucht nehmen werden? Ubrigens brauche ich nur auf den trefflichen Artikel Schlenters in der Vossischen Zeitung (Sonntagsbeilage Nr. 51, 1897) zu verweisen, den Ehrhard nicht zu kennen scheint und der das Wesentliche über Grillparzers letztes und in mancher Hinsicht schönstes Drama in musterhafter Darstellung enthält. —



Nun zum Schluß möchte ich Herrn Ehrhard für den Genuß danken, den er mir bereitet hat, und den Wunsch aussprechen, daß seine Arbeit zu allen Fachgenossen dringen möge. Wenn auch sein Buch hie und da zum Disputieren, ja sogar zum Mörgeln Anlaß bot, so ist und bleibt es doch ein anregender, fördernder Beitrag zur Geschichte des deutschen Dramas in Österreich. Er liebt Grillparzer, sowie alle, die ihn lesen, wahr und tief, und zum Lohn hat ihm gleichsam der Genius des Dichters treu zur Seite gestanden. Der objektiv genauen und subjektiv anheimelnden Arbeit des Universitätsprofessors von Clermont werden deshalb alle Diejenigen neidlosen Beifall spenden, welche die feste Überzeugung hegen, Grillparzer habe die schönsten Blüten des so lebensfrischen, duftigen, harmoniereichen Österreichertums in sich vereinigt, verklärt und durch die hohe Weihe seines unmachahmlichen Genies veredelt.

Paris.

C. Senil.

Hoffmann von Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder. Vierte Auflage herausgegeben und neu bearbeitet von Karl Hermann Frahl. Leipzig, W. Engelmann 1900. 7 M.

Eine neue Auflage dieses wichtigen Nachschlagewerkes, das Hoffmann zuerst im Jahre 1856 veröffentlicht, 1859 neu aufgelegt und 1869 in 3. Auflage nicht neu bearbeitet, sondern nur mit Nachträgen zum alten Text versehen hat, war schon ein dringendes Bedürfnis. In den letzten Jahrzehnten sind viele neue Lieder mit schlichten Melodien versehen in weitere Kreise gedrungen und volkstümlich geworden. Außerdem hat die Forschung in Bezug auf die älteren Lieder so viele Ergebnisse zu Tage gefördert, daß Hoffmanns Zusammenstellung als durchaus veraltet gelten mußte. Nach beiden Richtungen hin hat Frahl die nötigen Besserungen und Ergänzungen angebracht, so daß nun das Buch den gegenwärtigen Anforderungen und dem heutigen Stande unseres Wissens durchaus entspricht.

Gegenüber den 1142 Liedern der letzten Auflage erhalten wir nun gegen 1400. Neu hinzugekommen sind z. B. „Es fiel ein Reif in der Frühlingnacht“, „In Böhmen liegt ein Städtchen“, Lieder aus den Kriegsjahren 1870/71, Lieder von Geibel, Rannbach, Mesheim, Koschat, Studentenlieder, Nationale Lieder aus Österreich und andere. Einige Lieder, die nur kurze Zeit über beliebt waren und inzwischen wieder vergessen worden sind, hat Frahl weggelassen.

Die Angaben über den Verfasser, über die Entstehung des einzelnen Liedes, die Geschichte seiner Verbreitung, seine Aufnahme in Sammlungen und in den Volksmund, die Komposition oder die Kompositionen, die ihm zuteil wurden, die Veränderungen und Zusätze, die sein Text erlitten hat, erhalten wir jetzt viel reichhaltiger und sorgfältiger, als es noch zu Hoffmanns Zeit möglich gewesen wäre. Die Lebensdaten zu den Dichtern und Komponisten sind von Frahl (was sehr zu billigen ist) dem alphabetischen Namensverzeichnis beigegeben worden.

# Bibliographie.<sup>1)</sup>

## 1. Zeitschriften.

Bearbeitet von Adolf Hauffen in Prag.

Philologische und literarhistorische Zeitschriften.

**Jahresbericht** über die Erscheinungen auf dem Gebiete der **germanischen Philologie**. 21. Jahrgang 1899. Erste Abteilung.

I. Scheel W. und Luther J., Geschichte der germanischen Philologie. A. Biographie. B. Encyclopädie und Bibliographie. (Hier fehlt die Angabe der Bibliographie des Euphorion.) — II. B. Böttcher G., Vergleichende Literaturgeschichte. — V. Deutsch in seiner Gesamtentwicklung. B. Saran J., Metrif. C. Voetticher G., Literaturgeschichte. — VIII. Schayer S., Neuhochdeutsche Sprache. A. Grammatik. B. Wortkunde. C. Namenkunde. D. Geschichte der Schriftsprache und des Stils. E. Aussprache. Schrift, Rechtschreibung, Zeichensetzung. F. Unterricht. G. Metrif und Poetik. — IX. Volte J. und Luther J. A. Literaturgeschichte. B. Denkmäler 1450—1620. — X. Reich C., Deutsche Mundartenforschung. A. Allgemeines. B. Einzelne ober- und mitteldeutsche Mundarten.

**Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte**. 8. Band. (1897.) 2. Abteilung.

I. Allgemeiner Teil. — I, 1. Muncker J., Literaturgeschichte.

II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. — II, 2. Wollan R., Kritik. — II, 4. Creizenach W., Drama. — II, 5. Rüd G., Didaktik. — II, 6. Cohrs J., Luther und die Reformation. — II, 7. Ellinger G., Humanisten und Neulateiner.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. — IV, 1. Allgemeines. I) Winter G., Politische Geschichte. — IV, 3. Fürst R., Epos. — IV, 4. Werten R. von, Drama und Theatergeschichte. — IV, 9. Müller C., Schiller.

**Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur**. 44. Band. Heft 4.

Noethe G., Ein Tafeldruck des Münchener Paternosters.

**Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur**. XXVI.

Heft 3. Noethe G., Vetter: Vöchtolds kleine Schriften. — Mit einer bemerkenswerten Charakterisierung von Vöchtolds Schweizerischer Literaturgeschichte.

Ammann J. J., Heinzel: Beschreibung des geistlichen Schauspielers im Mittelalter.

<sup>1)</sup> Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1900 zu ergänzen.

Werner R. M., Jacobs: Gerstenbergs Ugolino.

Alt C., Morris: Goethe-Studien. II.

Walzel D. F., Meißner: Novalis' Sämtliche Werke. — Bezeichnet diese Ausgabe als „ein ganz dilettantisches Nachwerk“ und giebt eine ausführliche Entstehungsgeschichte der inkritischen und unvollständigen Ausgabe von F. Schlegel, Tietz und Bülow, auf der Meißner fußt.

Wilmanns W., Zellinek: Ein Kapitel aus der Geschichte der deutschen Grammatik.

Ridderhoff K., Behmer: Sterne und Wieland.

Werner R. M., Ammann: Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde.

Heft 4. Meyer H., Steiff: Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs.

Köster A., Koch: Hoch, Schönes Blumenfeld. — Diese wichtige und umfangreiche Besprechung kommt zu dem Schlusse, daß die Ergebnisse der Einleitung wertlos seien, weil Koch den ungeräumten Text des Originaldrucks mit all seinen Setzerfehlern und Mißverständnissen zur Grundlage philologischer Untersuchungen gemacht habe. Köster gewinnt auf Grund einer kritischen Betrachtung von Höcks Strophenbau, Sprachgebrauch u. s. w. zahllose einwandfreie Berichtigungen und viele überzeugende Konjekturen zum Texte des Dichters und erst dadurch die richtige Erkenntnis der metrischen Reformversuche und der Rhythmen Höcks. Er nimmt ferner einen schlesischen Druort als wahrscheinlich an, zeigt gegen Kochs neue Annahme, daß doch die Namensform Höck berechtigt ist und deckt schließlich, nachdem er auch die literarhistorischen Untersuchungen Kochs zum Teile als ungenau oder unrichtig erwiesen hat, eine große Reihe von Quellen zu Höcks Gedichten auf. Diesen Belegen füge ich hinzu, daß das Gedicht V „An den Leser“ durch Fischarts Vorrede zur Geschichtsklitterung, namentlich durch die Autorenliste (ed. Alsteben S. 6) beeinflusst worden ist.

Münder F., Consentinus: Freigeister, Naturalisten, Atheisten — ein Aufsatz Lessings im Wahrajager. — Münder hält Lessing nicht für den Verfasser dieses Aufsatzes.

Pollak B., Konstan: Lenau et son temps. — Sehr anerkennend.

Wrede F., Berichte über Weners Sprachatlas des Deutschen Reiches. — Gefallen. Heute.

### **Zeitschrift für deutsche Philologie.** Band 32.

Heft 2. Kopp A., Das Akrostichon als kritisches Hilfsmittel.

Miseckeln. Rubenjohn M., Zu Wechertins poetischen Übersetzungen aus dem Griechischen.

Dünker H., Goethes Werke. Weimarer Ausgabe. I. 21. 33. 49. 1. — Dazu Antwort von A. Schoene bezüglich des 33. Bandes.

Heft 3. Botte J., Die Historia von Sancto, ein Schwank des 16. Jahrhunderts. — Abdruck aus einer Berliner Handschrift vom Jahre 1582.

Klinge F., Enters Werke. Kritische Gesamtausgabe. — Fordert ein Enters-Wörterbuch.

Zellinek M. H., Koch: Hoch, Schönes Blumenfeld. — Vermutet als Geburtsdatum Höcks den 10. August 1572 (statt 1573), weil nur auf dieses Jahr des Dichters astronomische Angaben passen, berichtigt in vielen Punkten Kochs Textabdruck und Quellenuntersuchungen. Erweist unter anderen als Hauptquelle: Aventinus „Chronica von Ursprung . . . der alten Deutschen“ und kommt auf eigenen Wegen zu Ergebnissen, die zum Teil wörtlich mit Kösters gleichzeitig erschienener Besprechung übereinstimmen.

Geiger L., Literarische Nachlese zum Goethe Tage. Eine kritische Übersicht. — Teilt S. 407 aus der Schlesischen Zeitung Verse an Stille von Goethe mit, die vielleicht von Goethe herrühren.

Meyer R. M., Liebig: Die Wortfamilien der hochdeutschen Sprache.

Christmann G., Zeijß: Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs. — Mit Verbesserungsvorschlägen zum Text.

**Zeitschrift für den deutschen Unterricht.** 14. Jahrgang.

Heft 6. Von C., Der orthographische Kammer im deutschen Reiche.

Frumer, Zum hundertsten Geburtstag Heinrich Heines.

Behaghel C., Noch einmal Schrift und Steinmetzzeichen.

Reinhold K., Naturgeschichtliche Volksmärchen. — Nachträge zu Dahnbarbts Sammlung.

Heft 7. Kopp M., Hans Sachs und das Volkslied.

Zulze B., Der Kurfürst in Kleins „Prinzen von Homburg“.

Bassenge G., Ein neues Denkmal für Sachsens größten Dichter. — Vorinstiz: Leising.

Sprechzimmer: Kern K., Eine Erklärung zu Uhlands „Schäfers Sonntagslied“. — Weizsäcker F., Zu Schillers Siegesfest. — Arens G., Das Motto zu Schillers Glocke. — Nobres H., Schiller als Jurist. — Schmerold von Kiefernthal, Ein deutsches Kirchenlied aus Böhmen.

Heft 8. 9. Reichan, Der deutsche Aufsatz in den oberen Klassen.

Heft 8. Nahl, Eine Methodik des deutschen Unterrichts aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Mendheim M., Wilhelm Hauff als Redakteur und Geschäftsmann. Nach einigen Briefen von ihm.

Unbescheid H., Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1899—1900.

Heft 9. Nagl J. W., Die Hebelwage in der deutschen Sprachlehre. Ein inhaltliches Gleichgewichtsgefeß für die Wortfolge.

Sprechzimmer: Sprenger K., Zu einigen Schulausgaben von Leising's Minna von Barnhelm. — Schmitz, Die im Mai geschlossenen Ehen.

Heft 10. Henkel H., Über Goethes Anteil an den Xenien des Schiller'schen Anzenkmanachs für 1797.

Schliad, Zum Text von Leising's Hamburgischer Dramaturgie.

Sprechzimmer: Dampföcher G., Zu Schillers Lied von der Glocke. —

Sprenger K., Zu Hebbels Abelungen. — Knaack G., Zu Hauffs Phantasien im Bremer Matscher. — Menge K., Ein Widerspruch in Leising's Nathan. — Tiefel Th., Ein vergessenes Gedicht auf Buttman von Joh. Mintwig.

**Zeitschrift für deutsche Wortforschung.** 1. Band. Heft 2/3.

Rech N., Beispiele von der Abschleifung des deutschen Participium Präsens und von seinem Ergaz durch den Infinitiv.

Mens G., Friedrich der Große und die deutsche Sprache. I. Friedrichs Ansichten über die Sprache im Allgemeinen und sein Sprachverständnis. II. Friedrichs Urteil über fremde Sprachen. III. Friedrichs Ansichten über die deutsche Sprache. IV. Friedrichs Kenntnis der deutschen Sprache. Hierbei eine Zusammenstellung der Besonderheiten in Friedrichs Sprachgebrauch.

Wending N., Auszüge aus Schaidenreißers Doysee und Paradoxa.

Loeche G., Mathesiana.

Schmidt Erich, Galante Redensarten.

Meemann Z., Schüler- und Studentensprache auf dem Hallischen Waisenhanne. 1785.

Düntzer H., Die Auslassung der Hilfszeitwörter.

Wölflin G., Reduplikation in der Kindersprache.

Behaghel C., Zur Kamengebung.

Volte J., Nach Sammlungen Reinhold Köhlers.

Kleine Beiträge zum neuhochdeutschen Wortschatz.

**Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten.** Jahrgang 1. Heft 4/5.

Schoof W., Die deutschen Verwandtschaftsnamen.

Vahder Karl von, Über die mundartliche Herkunft einiger von Luther gebrachten Worte.

Reichardt R., Aus Nordthüringen.

Schwend A., Kantlehre der Mundart von Oberhohpfheim mit besonderer Berücksichtigung von R. Heimburgers „Grammatischer Darstellung der Mundart des Dorfes Stenheim“. — Mit Sagen und Kinderreimen.

Hintner B., Wortdeutungen.

Wintermantel R., Gereimte Volksprüche gesammelt in und um St. Georgen im Schwarzwald.

### **Monatsblätter für Deutsche Literatur. IV.**

Nr. 8. Reichel G., Gottsched.

Nr. 11. Kirchbach W., Zur Psychologie der Lyrik Goethes und Schillers.

### **The Journal of Germanic Philology. III. Volume. No. 1.**

Allen Ph., Wilhelm Müller and the German Volkslied. II. Natur-Sense. Reminiscences on the Volkslied in Müller.

Klenze G. von, Rod: Essay sur Goethe.

Hatfield J. L., Straßburger Goethe-Vorträge.

Günther T., Gotz: Genoveva.

### **Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie.**

21. Jahrgang.

Nr. 7. Weß W., Bruchmann: Poetik.

Nr. 8 9. Harnack D., Festschrift zu Goethes 150. Geburtstag.

Zulger-Gebing G., Pantluis: Die religiöse Lyrik der Droste-Hülshoff.

Zulger-Gebing G., Castle: Die Isolierten.

Nr. 10. Helm A., Genther: Niederbuch der Hästerin.

Zulger-Gebing G., Langmußer: Sarasin.

### **Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen.**

Band 104. Heft 3/4. Morris W., Goethes Pandora. II. (Schluß.)

Hoffmann-Krayer G., Zur Altwäibermühle.

Meyer R. W., Der „böie Geist“ in der Tomisene.

Meyer R. W., Ragl-Zeidler: Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte.

Michels B., Heinzel: Beschreibung des geistlichen Schachviels.

Haake P., Rubensjohn: Griechische Epigramme in deutschen Übersetzungen.

Meyer R. W., Buch: Goethe.

Zangen H., Ferich: Volkskrätzel.

Fersch R., Zur Litteratur der Volksmärchen und Sagen.

Band 105. Heft 1/2. Volte J., Nicholas Grimald und das Oberammergauer Passionspiel.

Hauffen A., Das Bild vom Herzensschlüssel.

Herzfeld G., Zur Geschichte der deutschen Litteratur in England. — Nachträge zu der Einleitung seines Buches „Taylor von Norwich“. Übersetzungen von Gedichten Kleins und Pichtwers vom Jahre 1759.

Zangen H., Evers: Deutsche Sprach- und Stilgeschichte. — Ablehnend.

Künzel K., Siebs: Deutsche Bühnensprache.

Hörmann L. von, Heutl: Volksfagen aus Tirol.

Fersch R., Vahlmann: Münsterländische Märchen.

### **Neuphilologische Mitteilungen. 15 4.—15 5.**

Lehmann J., Neue Richtungen in der deutschen Lyrik.

### **Modern Language Notes. XV. 5.**

Gerber, Some Notes on Pinowers Goethes Faust.

Robertson, The oldest scenes in Goethes Faust.

**Englische Studien.** 28. Band. Heft 1.

Kraeger H., Shakespeares Verse auf der Wanderung in G. F. Meyers Gedichten.

## Zeitschriften für Pädagogik und Schulgeschichte.

**Neue Jahrbücher** für das **klassische Altertum, Geschichte** und **deutsche Literatur** und für **Pädagogik**. Dritter Jahrgang.

V. und VI. Bandes Heft 5. Schwabe G., Der Niedergang des Gelehrten-schulwezens im sächsischen Erzgebirge um das Jahr 1830.

Heft 6 7. 8. Meyer H. M., Das Alter einiger Schlagworte. I. Bis 1848. II. Von 1848 bis auf die Gegenwart. — Mit einem alphabetischen Verzeichnis der besprochenen Worte.

Heft 6 7. Fries G., Wetrich; Schiller.

Tüthen W. und Heubach A., Urkundliche Beiträge zu Herbart's praktischer pädagogischer Wirksamkeit.

Wohrhab M., Über die Verwendung von Freytags Technik des Dramas im Unterrichte mit besonderer Berücksichtigung von Shakespeares Hamlet.

Clemen C., Ein Brief Johann Foltlanders an Mosellan.

Heft 8. Matthias Th., Der Politiker Herder nach der ursprünglichen Fassung seiner Humanitätsbriefe.

Zeckler A., Eine Stiftungssrede im Jubeljahre 1900. — Über die Entwicklung des deutschen Gymnasiums im 19. Jahrhundert.

Buchanan F., Die deutschen Pflanzennamen in der Schule und im Leben.

Stoß C., Was ist Bildung?

**Pädagogisches Archiv.** Jahrgang 42.

Heft 8. 9. Knödel F., Kunstwissen und Kunstfühlen.

Heft 9. Graevell H., Völkerpsychologie und Pädagogik.

Heft 10. Horn C., Bemerkungen zu den Statuten der philosophischen Fakultät in Frankfurt a. S.

**Pädagogische Abhandlungen.** Neue Folge. 5. Band. 1. Heft.

Friedrich Joh., Geschichte der Lehre von dem Seelenvermögen bis zum Niedergange der Scholastik.

**Pädagogische Zeit- und Streitfragen.** Heft 56.

Bernheim Ernst, Geschichtsunterricht und Geschichtswissenschaft im Verhältnis zur kulturellen und sozialgeschichtlichen Bewegung unseres Jahrhunderts. [Aus „Neue Bahnen“.]

**Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik.** Jahrgang 7.

Heft 3. 4. 5. Klügel C., Die Bedeutung der Metaphysik Herbart's für die Gegenwart.

Felsch, Die Psychologie bei Herbart und Wundt.

**Beiträge zur Lehrerbildung und Lehrerfortbildung.** Heft 17.

Müller Esler, Ulrich Zwingli's Ideen zur Erziehung und Bildung, im Zusammenhang mit seinen reformatorischen Tendenzen dargestellt.

**Zeitschrift für das Gymnasialwesen.** 54. Jahrgang.

Mat. Wiese, Achelis; Ernst Goethes.

Valentin B., Binow; Goethes Faust.

Juni. Juli. August. Weissenfels C., Der Bildungswert der Poesie.

Jul. — August. Endemann A., Zur Behandlung der Bedingungsätze.

Valentin B., Schriften über und Ausgaben von Goethes Faust für die Schule.

Büffe H., Zur Erinnerung an Ludwig Wiese.

September. Wegel G., Matthias: Wegweiser durch die Schwierigkeiten des Sprachgebrauchs.

### **Das humanistische Gymnasium.**

1. 2. Schwemer H., Zu Goethes Gedächtnis.

Holzinger H. von, Das Verhältnis der deutschen Universitäten zu den Bildungsbestrebungen der Gegenwart.

### **Neue Blätter aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht.** 29. 2.

Haller J., Die Geschichte des Spruchbuchs in Württemberg.

### **Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht.** 74.

3. 4. Hassel G. von, Psychologische Erörterungen in Schillers Gedichten.

5. Bornemann, Karl von Kummer.

Lehmann C., Goethesche Balladen.

### **Blätter für das (bayerische) Gymnasial-Schulwesen.** 36. Band.

Heft 5 6. Köberlin H., Zur Geschichte des Gymnasiums bei St. Anna. — In Augsburg. Altensücke des 17. Jahrhunderts.

Heft 9 10. Gebhard F., Lebensfragen des humanistischen Gymnasiums. — Besprechung des gleichnamigen Buches von H. Römer.

Gebhard F., Reformbedürftiges an den humanistischen Gymnasien in Preußen.

### **Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.** 51. Jahrgang.

Heft 6. Arnim H. von, Die Verwertbarkeit der sprachstatistischen Methode zu chronologischen Schlüssen.

Heft 8 9. Fuchs H., Martin Greif. — Persönlichkeit und Lebenslauf. Krit. Dramat. Würdigung des Dichters in Hinsicht auf seine erzieherische Bedeutung und die moderne Kunstbewegung.

Streinzi N., Zöllner: Die fruchtbringende Gesellschaft.

Arnold F., Casle: Die Isolierten. — Mit Ergänzungen.

### **Beiträge zur österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte.**

2. Heft.

Endl P. Fedr., O. S. B., Geschichte des Gymnasiums der Piaristen zu Horn in Niederösterreich (1757—1872).

Schiffmann Konr., Magister Georg Cataminus, ein Schulmann des 16. Jahrhunderts in Viny.

Schrauf Carl, Zwei österreichische Schulordnungen aus dem 17. Jahrhundert.

### **Lehrproben und Lehrgänge.** 63.

Wiese H., Goethes „Tasso“ ein Dichterbild, Goethes „Faust“ ein Menschenbild.

### **Zeitschrift für das Realschulwesen.** 25. Jahrgang. Heft 7.

Wanek H., Zauers Euborion. Band 6.

### **Zeitschrift für pädagogische Psychologie und Pathologie.** 2. Jahrgang. Heft 3.

Zimmer H., Drei ungedruckte Briefe von Johann Friedrich Herbart.

### **Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.** Jahrgang 10. Heft 3.

Wölou von, Zur Geschichte der Schule von Bruns. (1590—1757.)

Wehrmann W., Die Statuten des Pädagogiums in Stettin. 1587.

Lange G., Peter Ahlwardt und sein philosophischer Katechismus. 1. Leben, Persönlichkeit, Schriften. 2. Ahlwardts Standpunkt als Philosoph und sein Katechismus.

Bayer Th., Neufertiner Lehrpläne aus dem 18. Jahrhundert.

Altmann W., Zur Geschichte der Leise- und Industrieschule in Tanz, Kreis Greifswald. 1803—1819.

Weintler G., Die Schulordnungen der lateinischen Schule zu Anklam.

## Philosophische Zeitschriften.

**Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie.** 24. Jahrgang.  
Heft 3.

Wiegler C. W., Die Identifizierung von Persönlichkeiten.

Vindner Th., Beharrung und Veränderung als geschichtliche Kräfte.

**Philosophisches Jahrbuch.** 13. Jahrgang. 3. Heft.

Donat J., Zur Frage über den Begriff des Schönen.

**Philosophische Studien.** 16. Band.

Heft 1. 2. Neiver Smith Margarethe, Rhythmus und Arbeit.

Heft 3. Zeitler J., Tachistoskopische Untersuchungen beim Lesen.

**Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane.** Band 24.

Heft 3 4.

Ostenhans Th., Über Verallgemeinerung der Gefühle.

**Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte.** Heft 13.

Saiaio Ametaro, Prolegomena zur Bestimmung des Gottesbegriffes bei Kant.

**Kantstudien.** Band V.

Heft 1. Harmann C. von, Kant und der Feßimismus.

Nichter K., Ein ungedruckter Fichtebrief

Wahlinger H., Die neue Kantausgabe: Kants Briefwechsel. — S. 88 f. Mit Lavater. S. 90. Mit Hamann. S. 96 f. Mit Mendelssohn.

Heft 2. Baria: Neue Nachrichten über Kants Großvater.

## Theologische Zeitschriften.

**Theologischer Jahresbericht.**

18. Band. Ergänzung zur 2. Abteilung. Hegler Afr., Kirchengeschichte von 1648 an.

19. Band, enthaltend die Literatur des Jahres 1899. 2. Abteilung. Lüdemann, Freuschen, Ficker, Loejche, Kobltschmidt, Lehmann und Hegler, Historische Theologie.

**Stimmen aus Maria Laach.** Ergänzungshefte. Nr. 74.

Suonder Ant., S. J., Deutsche Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Missionsgeschichte und zur deutschen Biographie.

**Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung.** 13.

Goethes Lebensweisheit in ihrem Verhältnis zum Christentum.

**II. Zeitschrift für katholische Theologie.** 24. Jahrgang.

3. 4. Quartalheft. Köstlin Mened N. von, Das Triumvirat der Aufklärung. Ecrasez Finkame. — Friedrich H., d'Almebert, Voltaire. III. Die Allianz der Fürsten und der Philosophen. IV. Die Krisen des Triumvirats.

Paulus N., Protestantisches Bücherverbot im 16. Jahrhundert.

**Der Katholik.** 80. Jahrgang.

Mat. rich B. N., Melanchthons Brief an Camerarius (über Luthers Heirat) vom 16. Juni 1525.

Zehäfer J., V. J. Hundhausen. (Schluß.)

Juli. August — September. Paulus R., Über Wessel Gausforts Leben und Lehre.

Juli. Paulus R., Hat Modestus 1521 einen offenen Brief an Luther gerichtet? — Hat den deutschen Franziskaner Apobolthaus für den Verfasser der Epistola ad Lutherum.



September. Paulus N., Wimpina ist nicht der Verfasser der Centuria scriptorum insignium.

Oktober. Paulus N., Zur Biographie des Potemkins Weistinger.

**Beiträge zur Förderung christlicher Theologie.** 4. Jahrgang. 2. Heft. Gallen Afr., Die Bußlehre Luthers und ihre Darstellung in neuester Zeit.

### Zeitschriften für Bibliothekswesen.

**Centralblatt für Bibliothekswesen.** 17. Jahrgang.

Heft 7. Chauvin B., Les sources des Palmbücher de Herder et Liebeskind.

Heft 7. 9. 10. Schubert A., Die ehemaligen Bibliotheken der von Kaiser Josef II. aufgehobenen Mönchsklöster in Mähren und Schlesien, sowie die der Jesuiten zu Teschen und Troppan.

Heft 9. Sarnow E., Die typographische Ausstellung zur Gutenbergfeier in Mainz.

Heft 10. Jall J., Zu den Marienthaler Drucken.

Herzog H., Zur Geschichte der Bibliothek Albrecht von Hallers.

Beiblatt: **Blätter für Volksbibliotheken und Leshallen.**

Jahrgang 1. Heft 7 8. Ebel R. und Noack K., Öffentliche Leshallen und Volksbibliotheken im Großherzogtum Hessen.

**Mitteilungen des österreichischen Vereins für Bibliothekswesen.** IV. Nr. 3.

Alm J., Joh. Mannels lateinische Drucke. (1575—1605.) Zur Bibliographie Österreich-Ungarns. Fortsetzung.

**Zeitschrift für Bücherfreunde.** IV. Jahrgang.

Heft 2/3. 5/6. Wotff E., Inwieweit rührt „Die Familie Schroppenstein“ von Kleiß her?

Heft 2/3. Hermann G., Die „Jugend“ und ihr Künstlerkreis.

Wurzbad W. von, Aus Schillers Bibliothek.

Goebel Th., Die Verlagsanstalt J. Brudmann in München.

Ebner Th., Krauß: Schwäbische Literaturgeschichte. II.

Zeliger P., Harnack: Essays und Studien zur Literaturgeschichte.

Zellmer A. L., Verzeichnis der Berliner Universitätschriften.

Heft 4. 5/6. 7. Schubert A., Einige unreproduzierte Bücherfiguren.

Heft 4. Schwald H., Der älteste Zeuge für Gutenberg. — W. Nidder 1472.

Ulßen J., Das Flugblatt des Theodoricius Ursenius mit Dürers Bild des Pestkranken 1496.

Heft 5/6. Schnorrenberg J., Aus der Sammlung Heinrich Kempers senior. — Die Kaiser aus dem Hause Habsburg. — Die Reformation. — Der dreißigjährige Krieg.

G., Zur Geschichte der englischen Komödianten.

Brid J. G., Bemerkungen zu Schuberts Anlaufbesigneten.

Heft 7. Hermann G., Zur Geschichte der neueren deutschen Karitatur. I. Bis zur Napoleonischen Zeit.

Zobeltus J. von, Festschriften zur Gutenbergfeier. I.

Leimingen-Westerburg K. E. Graf von, Eine neue Familiengeschichte. — Wappenbuch der Familie von Zwehl.

## Zeitschriften für Volkskunde.

**Zeitschrift des Vereins für Volkskunde.** Band 10. Heft 3.

- Drechsler K., Schlesiſche Pflingſtgebräuche.  
 Polwka G., Tom Tit Tot. Ein Beitrag zur vergleichenden Märchenkunde. —  
 Nachträge dazu S. 325.  
 Mielle M., Verſchwindende Erntegebräuche.  
 Naindl K. F., Napoleons Gebete und Spottlieder.  
 Naß Helene, Baveriſche Geſchichten.  
 Müller J. M., Eine heanzüſche Bavernhochzeit.  
 Pacher J., Von dem deutſchen Grenzpoſten Luſern im wäliſchen Tüdtivol.  
 V. Geſchichte in Luſerner Mundart.  
 Höſler M., Der Kluſenbaum. — Zur Geſchichte des Weihnachtsfeſtes.  
 Kleine Mitteilungen: Meyer K. M., Ein Volkslied im Kindermunde.  
 (Z Straßburg, o Straßburg, du wunderſchöne Stadt.) — Rehſener Maria, Der  
 Tod von Baſel, Spinnſubentlied in Pommern. — Pacher J., Die Prozeſſum,  
 mundartliches Gedicht aus dem Biriſchgau. — Schütte L., Braunſchweigische  
 Dorfmetereien. — Müller Curt, Der Schlag mit der Lebensrute. — Strele K. von,  
 Paſſionſtomödien in Pöhmen. — Schütte L., Braunſchweigische Sprechübungen.  
 Die Hornbrache im Volksmunde. Vernageln der Zahnschmerzen. — Weinhold A.,  
 Anfrage über Gebräuche und Aberglaube, die ſich an den Aufbau des Hirſes  
 knüpfen.

**Das deutſche Volkslied.** Jahrgang 2.

- Heft 4. 5. 6. Poëſie alten deutſchen, noch jetzt fortbeſtehenden Volksglaubens,  
 beſonders in Bezug auf Brauch und Sitte. Geſammelt von Franz Wilhelm Frei-  
 herren von Tiſturth.  
 Heft 5. Zilibis J., Volkskinderlieder.  
 Heft 6. Nagl J. W., Über die Sprache der echten Volksdichtungen.  
 Heft 7. Kraungruber S., Der Badwirt. — Ein Volksfänger und Natur-  
 dichter in Auſſee. Mit Proben.  
 Heft 8. Tiſturth F. von, Zur Lebensgeſchichte des Volksliedforſchers F. W.  
 von Tiſturth.

Hauſien A., Ferdinand Raimund im Volksmunde.

**Blätter für heſſiſche Volkskunde.** 2. Jahrgang.

Nr. 1. Schütte L., Vom heſſiſchen Überbaben.

Zradt A., Volkslieder.

Nr. 2. Dieterich A., Ein heſſiſches Zauberbuch.

Krapp, Allerlei Aberglauben.

**Unſer Egerland.** Blätter für Egerländer Volkskunde. 4. Jahrgang.

Nr. 3/4. 5. John A., Ein Egerländer Bauernhof vor 200 Jahren.

Uhl H., Abſroth. — Bräuche. Aberglauben. Pieder, Tänze. Sagen, Schwänke.

John A., Egerländer Ackerbräuche. — Mit Bezeichnung handſchriftlicher Auf-  
 zeichnungen von Wambhardt.

Huß A., Volksaberglaube.

**Zeitschrift für öſterreichiſche Volkskunde.**

Jahrgang 5. Heft 7-8. 11-12. Schwarzbad J. und Petat A., Todten-  
 dichtung. II.

Heft 7-8. Kleine Mitteilungen: Urban M., Ein Geſeite-Brief und Geſeite-  
 Zvrüuche. — Engler A., Zu dem Kinderlied: „Fürnt und brummt der kleine  
 Zwerg“. — Moſe C., Zur Sage von der Habergeriß. — Schukowitſ H., Al-  
 teiriſche Hausgeräthhandſchriften. —

Heft 9-10. Urban M., Volksbirtenlieder aus dem vorigen Jahrhundert.

Figge K. F., Lied beim Pilotenſchlagen.

Heft 11/12. Urban M., Alte deutsche Volkslieder. — Aus einem handschriftlichen Liederbuche des 18. Jahrhunderts in Plan in Westböhmen.

Hauffen A., Schieffel: Sargban der Egerländer Mundart.

Jahrgang 6. Heft 1. Kleine Mitteilungen: John M., Die „Witbelmine“. (Viele Varianten dieses bekannnten volkstümlichen Liedes.) — Anfert H., Glockensprüche aus der Leitmeritzer Gegend.

Heft 2. Kleine Mitteilungen: Urban M., Volkstümliches aus dem Planer Bezirke in Westböhmen.

Hittmair A., Bibliographie der oberösterreichischen Volkskunde 1898.

Heft 3. John M., Beiträge zum Volksaberglauben im Egerlande.

Hittmair A., Bibliographie der salsburgischen Volkskunde 1898.

Hauffen A., Volkstümliche Bibliographie der Deutschen in Böhmen 1898 und 1899.

Heft 4. Kenschel K., Das geistliche Kartenspiel.

Brantly F., Das Varentreiben. Jugendspiele.

Kleine Mitteilungen: Blümml E. K., Ein niederösterreichischer Hochzeitsbrauch des 18. Jahrhunderts. — Blümml E. K., Agrarische und Sienengebräuche aus Oberösterreich und Steiermark. — Anfert H., Banopfer im nördlichen Böhmen.

Hittmair A., Bibliographie der tirolisch-vorarlbergischen Volkskunde 1898.

### **Blätter für Pommersche Volkskunde.** Jahrgang 8. Nr. 9—12.

Haas A. und Knoop T., Neue Volkssagen aus Pommern.

Asmus F., Sitte, Brauch und Aberglaube bei Tod und Begräbniß im Kreis Colberg Görzlin.

Haas A., Beiträge zur Pommerschen Volksmedizin.

Haas A., Volksmärchen aus Pommern.

Haas A., Tierjagen, Tiergespräche und Deutungen von Tierstimmen.

Knoop T., Volkstümliches aus der Tierwelt. 17. Maus. 18. Ratte. 19. Haustiere. 20. Hecht.

Kufferow W., Hochzeitsbitterlied aus Samund.

### **Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.** VII.

Nr. 2. Weinhold K., Proben aus dem Schlesischen Wörterbuche.

Günfde K., Über Totenbretter.

Scholz T., Das Gebote.

Drechsler F., Der Zippelvelz.

Nr. 3. Drechsler F., Das Rückwärtszaubern im Volksglauben.

Stibitz J., Die Weihnachtszeit einer deutschen Vorfängervfamilie.

Rüttiman Ph., Volksglauben in Pals. — Zur Sage von den Benedigern.

Bauch B., 's Lied vom Zippelvelz.

### **Schweizerisches Archiv für Volkskunde.** Jahrgang 4.

Heft 2. 3. Meier Z., Volkstümliches aus dem Frei- und Kesselamt.

Heft 2. Ringholz T., Die Ausbreitung der Verehrung des heil. Meinrad.

Rüttiman Ph., Volksglauben in Pals.

Heft 3. Zeiler A., Kräutche und Krächbaum im Spiegel schweizerdeutscher Sprache und Sitte.

Liebenau Th. von, Der Ring des Gnges in der Schweiz. — Sagen und Aberglauben.

Heber B., Einige Sagen und Traditionen aus dem Freiamt im Aargau.

Miszellen: Tobler G., Zum Herenweisen in Bern. — Landau A., Bemerkungen und Nachweise zum Wörterverzeichnis der Gannersprache von 1735. — Rüdler A. und Hoffmann-Krayer C., Brunnensuchen und Zauberrute.

## Zeitschriften für Geschichte und Kulturgeschichte.

**Zeitschrift für Kulturgeschichte.** VII. Band.

Hefte 5-6. Rohlfeldt G., Zur Geschichte der Bücherfammlungen und des Bücherbesizes in Deutschland.

Tischl. Th., Zur Schandlitteratur kurz nach den Freiheitskriegen.

Reich R., Krüger: Der junge Eichendorff.

3. Ergänzungsheft. Morp A., Eisenbart im Leben und im Liebe.

**Historische Zeitschrift.** 85. Band. Heft 2.

Binz C., P. V. Kanmann S. J. und die Hexenprozesse.

**Historisches Jahrbuch.** Band 21. Heft 2/3.

Dubr B., S. J., Neue Daten und Briefe zum Leben des P. Friedrich Zve. — Die eigenhändige Unterschrift des Dichters lautet immer Zve, die Zeitgenossen und die Lebensbibliographen schreiben meist ebenso und nur zuweilen Zpee. Geboren ist er am 25. Februar 1591. Neue Einzelheiten zu seinem Leben, Briefe von, an und über Zve.

Schlecht J., Wielheimers zweite Komödie gegen Gd.

**Historische Vierteljahrschrift.** Jahrgang 3. Heft 3.

Arabs J., Zur Beurteilung Holks und Adringens.

Haake K., Die Jugenderinnerungen König Augusts des Starken.

**Deutsche Geschichtsblätter.** Band 1.

Heft 9. Hansen R., Zur landesgeschichtlichen Forschung in Schleswig-Holstein.

Historische Museen deutscher Städte. — Frankfurt a. M. Köln. Leipzig. Breslau.

Küwert W., Heinrich Theodor Plathe und seine Stellung in der sächsischen Geschichtschreibung

Heft 10. Brauner R., Fünfzig Jahre oberrheinischer Geschichtsforschung. — Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 1850—1900.

Zeitschrift von Paul Malkoff über die Bearbeitung der politischen Korrespondenz Karls V.

Heft 11-12. Wächter H., Ortsnamen-Forschung.

Zammlung von Reiseberichten und Tagebüchern.

**Historische Monatschrift.** I. Nr. 1.

Rund H., Briefwechsel zwischen Merck und Lavater.

**Historisch-politische Blätter.** Band 126.

Heft 2. 3. Rauchert J., Pastors Neubearbeitung der deutschen Geschichte Janssens.

Heft 4. Arens C., Friedrich Wilhelm Weber. — Schwering: Weber.

Heft 6. 7. Walter J., Die moderne Kunst in der neueren sozialistischen Literatur.

**Erläuterungen und Ergänzungen** zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. II. Band. 1. Heft.

Thurnhofer Frz. K., Bernhard Adelman von Adelmansfelden, Humanist und Luthers Freund (1457—1523). Ein Lebensbild aus der Zeit der beginnenden Kirchenverwaltung in Deutschland.

**Revue des études historiques.** 66 Années.

Nr. 1. Curson H. de, Bibliographie critique de Franz Schubert.

Nr. 5. Mirot L., Un humaniste et un réformateur catholique au XVI siècle. — Nach Faquier: Méandre.

**Geschichtsblätter des deutschen Hugenotten-Vereins.**

VIII. Jahrg. Heft 9. Bonin T., Altentmässige Geschichte der Watdenier Siedelung Wörfelden-Gundhof.

Heft 10. Urkunden und Register.

IX. Jahrg. 1. Heft. Zauberschwarz Afr., Schönenberg in Württemberg.

2. und 3. Heft. Illert, Neu Zienburg.

4. 5. Heft. Koch Rud., Geschichte der französisch-deutsch-reformierten Gemeinden zu Büsow in Mecklenburg-Schwerin.

6. 7. Heft. Neubauer, Geschichte der französisch-reformierten Gemeinde zu Zweibrücken.

8. 9. Heft. Villaret H., Die hugenottische Pfarrgemeinde zu Hameln. 1.

10. Heft. Tollin F., Urkunden zur Geschichte hugenottischer Gemeinden in Deutschland und Register.

**Mitteilungen der königl. preussischen Archivverwaltung.**

Heft 1. Koser Erhold., Über den gegenwärtigen Stand der archivalischen Forschung in Preußen.

Heft 2. Bär Max, Geschichte des königl. Staatsarchivs zu Hannover.

Heft 3. Bär Max, Übersicht über die Bestände des königl. Staatsarchivs zu Hannover.

Heft 4. Hille Geo., Übersicht über die Bestände des königl. Staatsarchivs zu Schleswig.

**Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. Jahrgang 48.**

Nr. 2. Hoch H., Die geschichtliche Einheit des Elsaß.

Nr. 3/4. Vienthart H., Die Sprachkarte des Elsaß.

Nr. 5/6. Rohnenberger R., Zur Ortsnamenfrage.

Nr. 7/8. Schiber R., Zur Ortsnamenforschung. — Erwiderung auf Wittes Auffass in 47 Nr. 9/10. Dazu Erklärung von Wüte in Nr. 9.

**Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Band 30.**

Heft 3.

Weißbach A., Die Deutschen Märkten?

**Zeitschrift für Sozialwissenschaft. 3. Jahrgang. Heft 7, 8, 9.**

Dybenheimer H., Nationalökonomie, Soziologie, Anthropologie.

**Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen.**

4. Band. 3. Heft.

Weber Marianne, Nichtes Sozialismus und sein Verhältnis zur Marx'schen Doktrin.

**A n h a n g.****Schweizerische Zeitschriften.**

Bearbeitet von E. Hoffmann-Kraver in Zürich.

**Anzeiger für Schweizerische Geschichte. Band 21. Nr. 3.**

Jarner A., Die zeitgenössischen Berichte über den Stinger Sturm. (Zschluß.)

Garofalo F. P., Sull' antica storia della Vallis Poenina.

Bernonlli A., Zur Sage von den drei Eidgenossen.

Jecklin F., Zur Geschichte der Wiedertäufer.

Dettling A., Zum Artikel: Hedings Reformvorschlüge betreffend die Neugestaltung des schweizerischen Heerwesens im Jahre 1797.

**Schweizer Archiv für Heraldik.** Band XIV. Nr. 3.

Ganz F., Das Wappenbuch des Stadtschreibers Remward Cysat von Luzern 1581.

**Archiv des historischen Vereins** des Kantons **Bern**. XVI. Band. Heft 1.

Kliß A., Die Freiherren von Grünenberg in Kleinburgund.

**Beiträge zur vaterländischen Geschichte.** Herausgegeben vom historisch-antiquarischen Verein des Kantons **Schaffhausen**. Heft VII.

Wanner G., Frühgeschichtliche Altertümer des Kantons Schaffhausen. Mit einer Karte.

Bächtlin J. J., Ein Patrizierhaus.

Bächtold C. A., Die Schaffhauser Wiedertäufer in der Reformationszeit.

Schentel J. J., Das Schweizervolk in seinem Essen und Trinken.

**Schweizerische Lehrerzeitung.** 45. Jahrgang.

Nr. 28. Die kulturhistorischen Stufen.

Nr. 32. J. Sch., Die Phantasie im Dienste des Sprachunterrichts.

**Schweizerische pädagogische Zeitschrift.** X. Jahrgang. S. 229 ff.

Walzel L. F., Von 1870—1900. Strömungen der neuesten deutschen Literatur.

**Pestalozziblätter.** XXI. Jahrgang. S. 41 ff.

Günzler H., J. J. Reithard über Pestalozzi.

**Schweizerische theologische Zeitschrift.** XVIII. 3.

Peters H., Der ungerechte Haushälter und die Gleichnisfrage.

Staub W., Religionsgemeinschaft und Individualität.

Hadorn W., Die Inspirierten des 18. Jahrhunderts mit besonderer Berücksichtigung ihrer Beziehungen zur Schweiz.

**La Liberté chrétienne.** Juniheft.

Grandjean A., Zinzendorf et l'origine des missions modernes.

Monod L., Un catholique évangélique, Pierre Rosegger, le poète styrien.

**Revue de Théologie et de Philosophie.**

Nr. 3. Comba G., Luther à Rome.

Nr. 4. Tissot D., La Dialectique de Schleiermacher.

**Berner Studien zur Philosophie.** Herausgegeben von F. Stein.

23. Heft. Kössig-Prodrit F., Zur soziologischen Methodentehre mit besonderer Rücksicht auf Herbert Spencer.

24. Heft. Nichtenstein A., Loge und Wundt.

**Die Schweiz.** Jahrgang IV.

Nr. 13. 15. 18. v. F. S., Unveröffentlichte Übersetzungen Heimr. Leutholds.

Nr. 22. 23. v. F. F., Heinrich Heine. Stimmungsbilder aus seinem Leben und aus seinen Liedern.

**Schweizerische Rundschau.** Band I. S. 1 ff.

Göster A., Der Prophet des Übermenschlichen. (Skizze über Friedr. Nietzsche.)

**La Semaine littéraire.** Genève.

Nr. 354. Ballette G., Les comédies de Monsieur Fulda.

Nr. 356. Guillaud A., Jacob Bächtold.

Nr. 358. Muret M., Le théâtre et le peuple.

**Engadin Express.** Samaden. Band I. Nr. 26.

Farner H., Das Baden in alter und neuer Zeit.

**Sonntagsbeilage der Allgemeinen Schweizer Zeitung.**

Nr. 44. Jacob Wädernagel, Max Müller.

Nr. 49. Bornemann W., David Friedr. Strauß' Stellung zu Religion und Christentum.

### **Der Bund.**

G. E. H., Vom anakreontischen zum patriotischen Liede.

### **Sonntagsblatt des „Bund“.**

Nr. 33—36. Hügli G., Heinrich Heine als Philosoph.

Z. 291 ff. Fränkel J., Hugo von Hofmannsthal.

### **Neue Zürcher Zeitung.**

Nr. 239. Schott Sigm., Aus Ludwig Bambergers Erinnerungen.

Nr. 273. Schnorf H., Sprache und Ethik. (Referat eines Vortrages von Dr. Ed. Schweizer.)

Nr. 241. Klotz H., Deutsche und Romanen in der Schweiz.

Nr. 307. Schnorf H., Die Mundart und der Deutschunterricht. (Referat.)

Nr. 317. Hunzler H., F. J. Reitbard, ein schweizerischer Balladendichter (1805—1857).

Nr. 339. Spitteler G., Meine poetischen Schriabre.

Nr. 349. Fränkel J., Ludwig Jacobowski.

## **Französische Zeitschriften.**

Bearbeitet von Ch. Senil in Paris.

### **Revue des deux Mondes.**

15 janvier. T. de Wyzewa. Cent ans de littérature allemande.

1<sup>er</sup> avril. C. Benoist. La morale de Bismarck.

15 avril. Ernest Seillère. L'influence française dans la littérature allemande contemporaine. — Arno Holz.

1<sup>er</sup> octobre. T. de Wyzewa, A propos de la mort de Nietzsche.

### **Revue universitaire.**

15 juillet. H. Lichtenberger, Critique du livre de Ehrhard sur F. Grillparzer.

### **Revue de Paris.**

1<sup>er</sup> juillet. Romain Rolland. Le roman comique d'un musicien allemand.

1<sup>er</sup> octobre. Henri Lichtenberger, La France et l'Allemagne jugées par Nietzsche.

### **Le correspondant.**

25 mai. E. Keller, La cathédrale de Strasbourg.

10 juin. J. Delaporte, Comment Guillaume II renvoya Bismarck.

### **Revue Bleue.**

11 août et 15 septembre. Masson-Forestier. Impressions d'Allemagne.

18 août. M. Wolff. Goethe. Napoléon et Talma.

8 septembre. Edouard Schuré, Nietzsche en France et la psychologie de l'athée.

13 octobre. Adolphe Boschet. Sur Mozart, sur la Poésie et la Beauté.

### **Enseignement secondaire.**

8 octobre. Henri Bernès. Situation des professeurs de l'enseignement secondaire en Prusse.

**Revue des Universités françaises et étrangères.**

Octobre-décembre 1899. C. Joret. M<sup>me</sup> de Staël et la cour littéraire de Weimar.

**Revue critique de histoire et de littérature.**

N<sup>o</sup> 8 (année 1900). Betz, La littérature comparée (A. G.).

**Revue encyclopédique.**

6 janvier. H. Lichtenberger, La littérature nietzschienne.

2 juin. J. de Gaultier, De Kant à Nietzsche.

23 juin. L. Vernols, La littérature en Allemagne.

**Nouvelle Revue.**

Octobre. Georges Grappe, La femme d'après Nietzsche.

**Revue blanche.**

1<sup>er</sup> février. M. Harden, Conversation sur l'Allemagne.

**Revue des Revues.**

1<sup>er</sup> février. J. Bainville. Les descendants des réfugiés et d'émigrés français dans l'Allemagne contemporaine.

**Le Temps.**

7 février. \*.\*.\*. Un Allemand chez Victor Hugo.

**Journal des débats politiques et littéraires.**

15 décembre 1899. André Hallays, Le tombeau de Henri Heine.

17 janvier. H. Fierères-Gevaert, Ueenspiegel en Flandre.

7 mars. Arvède Barine, Goethe et Bettina.

30 mars. Maurice Muret, Le mystère de la passion à Oberammergau.

23 mai. Henri Welschinger, Bismarck.

3 juillet. Maurice Muret, Napoléon et Goethe.

27 août. Maurice Muret, Les origines de la presse allemande.

29 août. Augustin Filon, Du „Prig“ et de ses variétés.

10 février. Maurice Muret, La nouvelle pièce de Gérard Hauptmann.

5 octobre. Ernest Seillère, Un roman politique en Allemagne. (Die letzte Wahl von Rudolph Stratz.)

7 novembre. Michel Bréal. Max Müller.

**N a c h r i c h t e n.**

Es hat sich eine internationale „Gesellschaft für Romanische Literatur“ gebildet, deren reiches Programm die germanischen Litterarhistoriker zur Nachahmung aneignern sollte. Der Beitrag für Mitglieder beträgt jährlich M. 20. Anmeldungen zum Beitritt sind zu richten an Professor Dr. Karl Vollmöller, Dresden-A., Wienerstraße 25.

In Hauffens „Beiträgen zur deutsch-böhmischen Volkskunde“ wird Alois John im Laufe des Jahres 1901 die lange verschollene Handschrift „Über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer“, die Nat. Z. S. Grüner im Jahre 1824 für Goethe und unter dessen anregendem Einfluß niedergeschrieben hat, nach dem Exemplar des Weimarer Goethe-Archivs herausgeben. Auch die acht schönen Bilder zu Brauch und Volkstracht des Egerlandes, die Grüner gemalt und der Handschrift beigelegt hatte, sollen in dieser Ausgabe veröffentlicht werden.

Anton Schloßar in Graz giebt im Verlag der deutsch-österreichischen Litteratur-Gesellschaft in Wien Carl Gottfried Ritter von Leitners gesammelte Werke in drei Bänden heraus. Subskriptionspreis 6 Kronen.



Professor Dr. Heinrich Düntzer in Köln hat der dortigen städtischen Bibliothek 89 Originalbriefe von Goethe, Wilhelm und Alexander von Humboldt, sowie ein von Zimrock eigenhändig geschriebenes Gedicht geschenkt.

Die Heidelberger Universitäts-Bibliothek hat aus Gervinus' Nachlaß 3157 Briefe erhalten; dieselbe Bibliothek hat zwei Tagebücher aus der Jugend des Historikers L. Häußler, in denen er unter anderem die Eindrücke einer Reise nach Paris niedergelegt hat, erworben.

Am 15. November starb in Innsbruck der greise Tiroler Dichter Adolf Fichler, dem unsere Zeitschrift als eine seiner letzten literarischen Gaben die Ergänzung seines Briefwechsels mit Hebbel verdankt. Unser nächstes Heft enthält einen Nekrolog auf ihn von Julius Jung in Prag.

Am 16. Dezember, am Tage nach der Enthüllung des Wiener Goethe Denkmals, für dessen Zustandekommen er die besten Kräfte seines Lebens eingesetzt hatte, verschied in Wien der Litterarhistoriker Karl Julius Schröer.

Am 24. Dezember starb in Frankfurt a. M. unser geschätzter Mitarbeiter Veit Valentin.

---

Von der dritten Auflage der Studien Adalbert Stifters (West 1850—1851 in 4 Bänden) haben sich bisher bloß die beiden ersten Bände (im Britischen Museum) auffinden lassen. Für den Nachweis eines vollständigen Exemplars wäre ich sehr dankbar.

A. Sauer.

---

In der Handschrift abgeschlossen am 15. Oktober 1900, im Satz am 6. Februar 1901.

# Register.

Von Franz Spina in Währisch-Neustadt.

- Abelen N. 219.  
Abraham a Sancta Clara 811.  
Adermann aus Böhmen 392.  
Adamberger Toni 202.  
Adelmann von Adeltmannsfelden Bern.  
839.  
Aelß van der, Paul 167.  
Aesthetik, Socialpolitik und Entwick-  
lungslehre 419—478.  
Atrouichon 204. 821.  
Albrecht Zophie 349.  
Alberus Cr. 203. 431.  
Aldrich N. 695.  
Aleris Wilibald 208. 215. 216. 440.  
656.  
Allmers Herm. 657.  
Amerika. „Deutsche Literatur“ 195—  
202.  
Amor und Fische-Stoff 683.  
Andrae Wilhelmine („Laura“) 348.  
Anchen von Tharau 319—324.  
Anzengruber Ludw. 214. 215. 220.  
381. 404. 655. 660.  
Arndt C. M. 615.  
Arnim Achim von 159. 484 Numer-  
tung 3. 640. 530. 760 ff. 802 ff.  
Arnim Bettina von 54—64 (und Goethes  
Sonette). 657. 758 ff. 764 (Grabbe).  
811.  
Aßing Rosa 403.  
Auerbach Berth. 213. 214. 420.  
Avancini Nic. 432.  
Aurer Friedrich: Silhouettenammlung)  
124  
Aurer Jakob 225—232.  
Bächtold N. 402. 832.  
Bartholdy Joh. v. Salom. 79.  
Bauerfeld C. von 205. 381. 404. 658.  
Baumbach R. 819.  
Beck Carl 651.  
Behr Zachar Falkenjohn 236—246  
(„Gedichte eines polnischen Juden“).  
Beirais B. Chr. 157.  
Belisar-Stoff 428.  
Bellum grammaticale 384.  
Benda G. 243.  
Beranger 205.  
Bergmann Jos. von 406.  
Bernays Mich. 203. 219.  
Bertuch A. 395.  
Bibliographie (s. auch: Zeitschriften).  
Bücher:  
Allgemeines, Literaturgeschichte, Ästhe-  
tik 397. 665.  
Geschichte der Wissenschaften, Gelehrten-  
geschichte 405. 669.  
Geschichte und Kulturgeschichte 407.  
671.  
Kirchengeschichte, Theologie 414. 675.  
Buchdruck, Buchhandel 418. 678.  
Bibliotheken, Archive 419. 679.  
Bibliographie und Publicistik 419.  
679.  
Theater, Musikgeschichte 420. 678.  
Kunstgeschichte 422. 679.  
Geschichte der Philosophie 425. 680.  
Geschichte des Unterrichts 426. 681.  
Deutsche Literatur in der Schule 427.  
683.  
Stoff- und Motivgeschichte 428. 683.  
Volkstunde 428. 684.  
Neuhochdeutsche Schriftsprache. Mund-  
arten 430. 685.  
15. und 16. Jahrhundert 431. 686.  
17. Jahrhundert 432. 686.  
18. Jahrhundert 433. 686.  
19. Jahrhundert 440. 691.

Bidermann Jaf. 686.  
 Binzer H. von 763.  
 Bis marck D. von 190 (als Redner).  
 218. 220. 385. 395. 413. 652. 671.  
 833. 834.  
 Bodmer J. J. 686.  
 Böhme Jaf. 163.  
 Boie H. Chr. 236. 240. 347 Nummerfing.  
 Boileau = Despréaux H. 199. 602.  
 Boijferée Zulbiz 621.  
 Bonnet Charles de 351.  
 Börne Ludw. 358—366. 665.  
 Brahms Joh. 620.  
 Bran Jr. H. 640.  
 Brandes Joh. Chr. 219. 650. 654.  
 687.  
 Braunschweig Julius von 432.  
 Brentano Clem. 215. 760. 802 ff. 813.  
 Brinckmann John 440.  
 Brodes B. H. 433.  
 Brudner H. 217.  
 „Bruder Hansch“ 204.  
 Bruns Sophie 158.  
 Bruchdend 213.  
 Bühnensprache 203.  
 Bülow Otto von 610 f.  
 Bürger Gottfr. H. 112. 387. 639. 687.  
 Burckhardt J. 395.  
 Busch Wilh. 217.  
 Calaminus Georg 825.  
 Calderon de la Barca 163. 396.  
 Callenius 550.  
 Canis J. H. von 199 f.  
 Carlyle Th. 205.  
 Chamisso H. von 384. 385. 440.  
 Charrière Mad. de 265.  
 Chodowiecki Dan. 18. 249 (Hamler,  
 Goethe). 499 f.  
 Cochlaeus J. 395.  
 Constant M. Benjamin 521—526  
 (Goethe).  
 Cornelius P. 217.  
 Cramer K. Jr. 246. 255. 256 ff. 502.  
 Crotus Mubeanus 432.  
 Cunno Heur. 208.  
 Dach Simon 319 ff.  
 Dacheröden Caroline von 348.  
 Daffinger = Smolenitz Marie 224.  
 Dalberg K. Th. von 348.  
 Defoe Dan. 392.  
 Deinhardstein J. P. 647.  
 Demetriusdramen 658. vgl. 205.

Denis Mich. 153.  
 Dery Julianne 691.  
 Dialektliteratur, landschaftliches Prin-  
 cip 390. 398.  
 Dialog, im Roman des 18. Jahrh-  
 hunderts 491.  
 Dickens Woz 509.  
 Diderot D. 272. 273.  
 Dingelstedt Jr. von 205. 215.  
 Ditters von Dittersdorf 219. 648.  
 Döbbelin 277.  
 Döbter Ludw. 215.  
 Dohna Christoph von 479.  
 Don Juan = Sage 384.  
 Döring Frau von 640.  
 Dorfgeschichte 641.  
 Droste = Hülschhoff Luette von 440. 655.  
 657. 691. 823.  
 Dulfer 758.  
 Dumba Ric. 223.  
 Dusch J. J. 236.

Charles John 483.  
 Ebers G. 212. 396. 653.  
 Ebert Adolf 206.  
 Ebert K. G. 215. 646.  
 Ebner = Eichenbach Marie von 219. 220.  
 379. 382.  
 Eichenдорff J. von 219. 220. 385.  
 640. 801—814 (Krüger). Vgl. 830.  
 Eichenдорff Julie von 205.  
 Eichenдорff Hermann von 802 ff.  
 Embden Charlotte 218.  
 Enderle von Ketsch 210.  
 Engel J. J. 266—291. 479—514  
 (Koren; Starl). 433.  
 Enl von der Burg K. 381.  
 Eötvös 102.  
 Erasmus von Rotterdam 336. 390. 431.  
 „Es ist ein Reiz in der Frühlingsnacht“  
 819.  
 Eichenburg J. J. 270. 512. 639.  
 Ethernstoff 651.  
 Euphorion (Zaner) 205. 403. 404.  
 825.

Fall Joh. 687.  
 Fastnachtspiel 225. 383. 665.  
 Faust.  
 Faust = Drama auf der Wiener Böss-  
 bühne 325—330.  
 Faust = Aufführung in Komorn 328.  
 Faust = Splitter des 16.—18. Jahrh-  
 hunderts 683.

Zenerbach Ludw. 391.  
 Zensurersleben G. von 218. 219.  
 Zichte N. G. 313. 389. 390. 680.  
 Züchert Joh. 431. 709 f.  
 Zücher J. G. 185.  
 Zünger A. 401.  
 Züchtersland Carol. 652.  
 Zieming Paul 132.  
 Zitel Albn 330.  
 Zitz M. 98. 410.  
 Zivota 686.  
 Zontane Th. 213. 216. 219. 396. 398.  
 651. 655. 656. 691.  
 Zorner Heinb. 347 Anmerkung.  
 Zouqué N. de la Motte 540.  
 Franz Robert 539.  
 Zreitigrath N. 215. 216. 442. 642.  
 660.  
 Zren N. 214. 650. 691.  
 Zrentag G. 217. 218. 385. 404. 413.  
 652. 658. 824.  
 Zrüschlin Nic. 211.  
 Zrüßlich Katharina 316 (Brief Grillparzers).  
 Zroschmiedler, Neuer 386.  
 Fruchtbringende Gesellschaft 432.  
 825.  
 Zuggler Fris 594. 614. 625.  
 Gallmeyer Josephine 215.  
 Garbe Chr. 512.  
 Gaudn N. von 213. 392. 657. 659.  
 Gebler Joh. Ph. von 178.  
 „Gedichte eines polnischen Juden“ siehe  
 Behr.  
 Gebert G. 213. 215. 641. 649. 819.  
 Gellert Chr. Fr. 266. 282. 289. 434.  
 486. 491. 498. 650.  
 Gemmingen D. H. von 272. 273 f.  
 Gentis, Gräfin von 391.  
 Genovefahoff 161 ff. 428. 823.  
 Genz N. von 343. 646.  
 Gerhardt Paul 478—481.  
 German Theodor 621.  
 Giersdorff Henr. Kath. von 478.  
 Gersfenberg N. W. von 821.  
 Gesner Sal. 200.  
 Giefeler (Zchanpieler) 173. 175. 180.  
 Gilm N. von 404.  
 Gleim N. W. 2. 220. 249. 134. 823.  
 Glud G. W. von 234. 709.  
 Glud Kanette 231.  
 Gledhaußen Made von 257. 395.  
 Gledingl V. N. G. von 249. 277.

Goethe August von 210. 654.  
 Goethe Elisabeth 254. 437.  
 Goethe Joh. Jakob 206. 386. 650.  
 Goethe Jak. Kaspar von 214. 435.  
 Goethe J. W. von.

Leben, Persönliches, Allgemei-  
 nes.

191. 200 The Case against Goethe  
 212. 275. 436 Leipzig. 214. 215.  
 216. 217. 218. 219. 220. 221. 384.  
 386. 387 (H. M. Meyer). 391. 392  
 Vemper's Sammlung; vgl. 827.  
 396. 404 (Harnack). 421. 423. 426.  
 640. 641. 642. 645. 648. 650. 651.  
 652. 653. 655. 656. 657. 660. 661.  
 688 erste Weimarer Zeit. 689. 823.

Bilder 641.

Handschriften 435—436 (Brochhaus).  
 437.

Jahrbuch 204. 214. 640.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins  
 204. 611.

Weimariſche Ausgabe 437. 688. 821.  
 Zeitschriften 434—438. 688.

Beziehungen, Äußerungen, Ver-  
 fehr, Briefe.

Über: J. N. Behr 242. „Engels „Vor-  
 Zarf“ 511. Platen 627. „Romant.  
 Dipus“ 624 Hamler 248. Schil-  
 lers „Hänber“ 348. Schillers Brief-  
 wechsel 252. Tiecks „Genoveſa“ 162.  
 Über poetiſches Schreiben an Schiller  
 234—235. Über Preußen und Berlin  
 250. 251. 253.

Einfluß von: Rousseaus „Pugnation“  
 243. Schelling 404. Zwickburg auf  
 Goethes hiſtoriſche Anschauungen  
 396.

Einfluß auf: Eichendorff 812 ff. Th.  
 Körner 253 254. 255. Platen 612 f.  
 614. Schiller 351. Schopenhauer 201.

Beziehungen zu: Alexis 216. Bettina  
 von Arnim 54—61 (Sonette). 834.  
 758 ff. (Briefwechsel mit einem  
 Kinde). Bräuger 205. Niſmarck  
 688. Calderon 657. Chodowiecki  
 249 ff. Wenj. Conſtant 521—526.  
 Dante 688. W. von Dieck 435.  
 Glud 234. Grillparzer 435. Müma  
 Herzlieb 437. Kant 390. Knebel  
 437. Kolbe 437. Klopſtock und  
 Cramer 246—258 beſonders 256.

## Goethe.

- Yavater 214. 501. Ven; 214. Nabel  
 Kevin 342. Henr. von Wittwis 403.  
 Marianne Meyer 342. Napoleon I.  
 437. 715. 834. Niebuhr 437. Platen  
 609. 612 f. 614. 624. 627. Rauten-  
 strand 387. Nic. Nétif (Monsieur  
 Nicola) 514—521. Ramberg 649.  
 Crabb Robinson 255. Carol. von  
 Sartorius 214. Frau von Staël  
 640. Voltaire 688 Zach. Werner 58.  
 Deutschböhmen 342. 643. England  
 656. Frankfurt 206. 435. 436. 643.  
 Frankreich 215. Heidelberg 436.  
 Italien 648. Wien 172 ff.  
 Antike 641. 657. 658. Archäologische  
 Studien 386. Dramaturgie 435  
 Genealogie 688. Bildende Kunst  
 435. Rheinische Kunst 218. Medicin  
 688. Mathematik 653. Philosophie  
 390. 404. 645. Politik 250. 251.  
 Religion 215. 390. 391. 402. 437.  
 650. 658. 688. 825. Romantik 437.  
 639. 658. Goethe und die Professoren  
 688. Volkshunde 393. 394. Wiener  
 Zanberover 172—181. Goethe als  
 Naturforscher 435. 643. 688.  
 Äußerungen über Goethe von: Grabbe  
 547 ff. 758 ff. W. von Humboldt  
 341 f. E. C. Klüpfel 218. J. Paul  
 304. 312. Platen 609. 614. Wie-  
 land (1776) 708 ff. 712.  
 Gespräche mit: Benj. Constant 521—  
 526. Frau von Zeebeck und Grill-  
 parzer 435. 640.  
 Briefe: an J. Raabe 210. Karl August  
 159—160. 252. Mirns 715. Merck  
 250. Jacobi (über die „Vögel“) 257.  
 Frau von Stein 250. 252. Yavater  
 220. Neureuter 215. Sartorius 214.  
 Christianne Vulpius 220. 435. Ver-  
 schiedene Briefe 435—436. 437. 640.

## Gedichte.

- Goethe als Epiker 219. 438. 640.  
 650. 823. 824. Falladen 388. 825.  
 An Schwager Kronos 640.  
 Erbkönig 640.  
 Euphrojine 197. 217. 519.  
 Gott, Gemüth und Welt 640.  
 Heidenröstein 167—170.  
 Kleine Blumen, kleine Blätter 437.  
 Legende vom Hufeisen 640.  
 Mäusen und Grazien 253.  
 Euphorion. VII.

## Goethe.

- Faria 386.  
 Sonette 54—61 (Einfluß von Bettina).  
 Sonett: „Die Liebende schreibt“ 136.  
 Sträußchen, Das 206.  
 Vier Jahreszeiten 157—158.  
 Westfälischer Dämon 641.  
 Xenien 436. 640.

## Dramen.

- Brutusplan 715.  
 Clavigo 381.  
 Erwin und Elmire 21.  
 Falstaff Fragment 640.  
 Faust. 197 (Calvin Thomas). 524  
 (B. Constant). 220. 387. 388. 402.  
 403. 404. 427. 438 Urfaust. 641  
 Verhältnis zur Antike. 612. 650  
 823. 824 Pnower. 649. 656. 668.  
 683. 689 (Musik). 823 Älteste  
 Scenen. 834. 825.  
 I. Teil. Vorspiel (111—128) 197.  
 „Verlassen hab' ich . . .“ 204. Böser  
 Geist in der Domszene 387. 823. Erd-  
 geist 435. 642. Walpurgisnacht 688.  
 II. Teil. Vers 106—108. 196 f. Faren  
 197. Homunculus 198—199. Mai  
 sische Walpurgisnacht 199. Bete-  
 lungsscene 427. 436.  
 Paralipomena: Die beiden ersten 204.  
 Erstes (Disputationsplan) 587—588.  
 Neues Faust-Schema 713—716.  
 Anklänge in Grillparzers „Abrafrau“  
 740.  
 Geschwister, Die 438.  
 Götz 387.  
 Jahrmarktssfest in Plundersweimern 248.  
 255. 258.  
 Jphigenie auf Tauris 170—172 (Re-  
 cension). 427. 438. 689.  
 Mitschuldigen, Die 438.  
 Pandora 387. 823.  
 Stella 204.  
 Vögel, Die 212—258 („Schubn“).  
 Zauberflöte II. Teil. 172—181. 650.

## Epen.

- Ewiger Jude 253.  
 Hermann und Dorothea 196. 640.  
 Kleine Juchs 427.

## Prosa.

- Annalen 521.  
 Campagne in Frankreich 640.

## Goethe.

- Die guten Frauen 1.  
Frankfurter Gelehrte Anzeigen 242.  
Tagebücher 403.  
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten 278. 509. 510.  
Wahlverwandtschaften 105 f.  
Wahrheit und Dichtung 248.  
Werthers Leiden 1—47 (philologische Betrachtungen von Zeuffert). 105. 324—325 (Henes zur Urgeschichte). 482. 488. 491. 501. 502. 640.  
Wilhelm Meister 105. 266. 484 Anmerkung 3. 511.

## Sprache, Metrik etc.

- Alliteration 437.  
Anatomieerbild bei Goethe 248 f.  
Familiengemälde bei Goethe 509. 510.  
Reim 688.  
Sprache im Alter 651.  
Goethe Stille von 821.  
Goldoni C. 274.  
Görres J. 406  
Gottbelf Jer. (Vigins) 188—189.  
Gottsched J. Chr. 653. 656. 823.  
Gottsched Julie A. 658.  
Grabbe Chr. D. 399. 547—564 („Koscinisko“). 758—764 (Über Bettinas „Briefwechsel mit einem Kinde“).  
Grat 203. 216.  
Grassberger H. 213. 396.  
Gregorovius J. 204.  
Greif M. 388. 825.  
Grillparzer Fr. 314—316 (Unge- drucktes). 541—547 (Treuer Diener). 724—758 (Quelle der „Abnfrau“). 106 (Hero). 181. 205 (Jahrbuch, Abn- frau, Sibin, M. Sttolar). 210 (Wunder- zwist). 220 (Anzengruber). 224. 310. 691 (Abnfrau). 381. 399. 404. 651. 657. 660. 833. 691. 814—819 (Ehrhardt).  
Grimm J. 207. 615. 642.  
Grimm Wilh. 55. 670.  
Grimmelshausen H. J. Chr. von 210. 383.  
Groth Klaus 216. 217. 641.  
Gruber Max von 603.  
Grün Anat. 213. 404. 657.  
Grüner J. Z. 834.  
Günderode Karol. von 403. 762.  
Günther J. Chr. 641.  
Gutenberg J. 677. 678. 827.  
Gurlow M. 217. 440. 691.

- Hager Georg 231 Anmerkung 1.  
Hahmann Frau 804 ff.  
Haller A. von 662. 663. 827.  
Halm Fr. 381.  
Hamann J. G. 826.  
Hammer-Furgstall J. von 661.  
Hamerling Rob. 86 Anmerkung. 205. 647. 649. 660. 661. 691.  
Hanswurst 173. 220.  
Hardenberg M. A. Fürst von 358.  
Hartenfels Ed. 548 f. 758.  
Hajdka F. V. 234.  
Häßlerin Clara 823.  
Hauß W. 323. 440. 663. 822.  
Haug Fr. 698.  
Hauptmann Verh. 200. 217. 388. 398. 649. 650. 653. 654. 691.  
Hangarth John 695.  
Hebel Fr. 96—103 Briefwechsel mit A. Fidler. 162. 186—188. 387. 398. 399. 440. 648. 650. 651. 657. 665. 691. 693. 822.  
Hebel J. P. 385. 665  
Hefner-Alteneck J. H. von 220.  
Heidenröstein 167—170.  
Heine Heinr. 214. 215 (Briefe). 217. 218. 219. 220. 251. 359. 360. 440. 532. 534. 641. 649. 650. 652. 653. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 663. 668. 822. 832. 833. 834.  
Heinze Wilh. 106. 216. 267. 491 f. 502. 657.  
Hensler (Theaterdichter) 175.  
Herbart J. J. 388. 389. 682. 824. 825.  
Herbert M. 216.  
Herder J. G. 2. 6. 7. 167 ff. (Heiden- röstein). 204 (Kühnemann) 236 (Frag- mente). 307. 308 ff. (Jean Paul). 319. 388 (Einfuß Kant's). 427. 438 (Euphan, Grohmann). 643. 660. 682. 689. 710. 791 f. 824. 827.  
Herloßsohn M. 219.  
Hermann Nicol. 208.  
Hermes J. H. 260. 267. 268. 298. 485 f. 488 f. 490. 491 f. 499. 501.  
Hertz W. 651.  
Herzlieb Minna 54.  
Herwegh G. 661.  
Heuß Stephan 414.  
Henden Friedr. von 613.  
Heuse F. 108. 214. 220. 647. 648. 649. 651. 652. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661.  
Heuse Theodor 204.

- Hübner Ed. 358.  
 Höck (Hoch) Theob. 164 ff. 644. 651. 821.  
 Hölberlin Fr. 215. 649. 657. 689.  
 Hofer=Zoff 78—96. Vgl. 812.  
 Hoffmann G. L. A. 219. 440.  
 Hoffmann von Fallersleben Fr. 204. 819.  
 Hofmann von Hofmannswaldau Chr. 200. 686.  
 Hogarth 498. 500. 508.  
 Holtei N. 92. 551. 655. 661.  
 Horman Fr. von 79 ff.  
 Hottlinger Jak. 160.  
 Howen Otto H. van der 207.  
 Huber Alf. 207. 212.  
 Huber V. Fr. 256—258 (Briefe an Schiller). 588.  
 Huber Theresie 207. 259. 403. 588. 658.  
 Hübner Joh. 478. 438. 658.  
 Humanisten 210. 336 (Schülergespräche).  
 Humboldt W. von 208. 219 (Eichendorff). 270. 341—345 (Briefwechsel mit Schiller). 354 (über Th. Körner). 356—358 (Staatsmann). Vgl. 660. 387. 404 (Goethe). 512 („Vorenz Start“). 519 (Rétif). 633. 716.  
 Hunnius Ag. 686.  
 Hutten H. von 431.  
 Hffland 276. 438. 689.  
 Zimmermann N. 78—96. 106. 107. 549. 658. 758. 759 ff. 812.  
 „In Böhmen liegt ein Städtchen“ 819.  
 Incke= und Harfo=Zoff 174.  
 Jiffel W. (Waler) 591 Anmerkung.  
 Jacobi Fr. Heim. 246. 255. 257. 295. 305.  
 Jacobs Fr. 160.  
 Jagemann Karol. 395.  
 Jahn Fr. V. 218. 385.  
 Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte 203. 383.  
 Jesuitendrama 208. 209. 800.  
 Johnson Ben. 192.  
 Juden, russische 199.  
 Jung=Stilling Fr. H. 289. 489. 795.  
 Junge's Deutschland 107. 184.  
 Kalb Charlotte von 307 f. 310. 519.  
 Kant Fr. 212. 221. 311. 351 (Schiller). 388. 389. 390. 420. 680. 826.  
 Karikatur, neuere deutsche 827.  
 Kaufmann Christ. 710.  
 Kaustler Rudolf 186.  
 Kayser Ph. Chr. 709.  
 Keller Gottfr. 108. 189. 221. 441. 651. 658.  
 Kerner Ulrich 617.  
 Kerner Fr. 216. 384. 530. 532. 535. 641. 648.  
 Kessner Lotte 657.  
 Ketzler Fr. H. 654.  
 Kettner 549. 550. 759.  
 Kind Friedr. 697.  
 Kinkel G. 214.  
 Király Jos. 657.  
 Kirchenlied, deutsch-protestantisches, in Amerika 199.  
 Kleist Chr. G. von 249. 257.  
 Kleist Heim. von 84. 89 (Einfluß auf Zimmermann). 106. 187. 204 (Zaubau). 215. 218. 220. 355 (Mauerhof). 385 (Prinz von Homburg). 399. 441. 648. 650. 658. 683. 822. 827.  
 Klesheim A. Freiherr von 819.  
 Klettenberg Zus. von 652.  
 Klünger Fr. W. von 203. 216. 326. 438.  
 Klopstock Fr. G. 214. 235. 246 ff. 255. 256 (als Schluß in Goethes „Vögelin“).  
 Klotz Chr. A. 233. 235—238.  
 Klüpfel G. G. 218.  
 Knebel N. V. von 240. 255. 257.  
 Knigge N. von 291. 491.  
 Komödianten, englische 639.  
 Kopisch N. 622 f.  
 Körner Gottfr. 259. 264. 277. 278. 511 f.  
 Körner Minna 260.  
 Körner Theodor 202. 303. 351. 354. 384. 441.  
 Kornthener Fr. Fr. 330.  
 Koschat Th. 819.  
 Kosciusko=Tramen 549. 550 ff.  
 Kosehne N. von 174. 354.  
 Kriegslied, Württembergisches 153—157.  
 Krüdener Fran von 214.  
 Kruse Heim. 219.  
 Kuhnau Fr. 438.  
 Kürnberger Ferd. 216.  
 Kurz=Bernardou 173.  
 Kurz Herm. 186. 641.  
 Kütner N. A. 241. 243.

- Landichad Haus 431.  
 Lang N. N. von 207.  
 La Roche Sophie von 503.  
 Lassus Kol. 207.  
 Laube N. 100, 101, 213, 218, 661.  
 Lauer Jos. Carl 330.  
 Laurenberg J. 386.  
 Lavater J. N. 12 f. 210, 214, 220, 252, 392, 500, 501, 502 ff. 610, 663, 664, 665, 708 ff. 826, 830.  
 Verhältnis G. W. von 206, 209, 388.  
 Veitner Gottf. von 401, 831.  
 Venau Ric. 117, 393, 441, 532, 660, 691, 821.  
 Venz J. M. N. 214, 487, 660, 708, 711.  
 Venz Friedr. David 711.  
 Veiting Gottf. G.  
 2. 169, 214, 388, 439 Erich Schmidt.  
 318 über Teufelnd-Koromandel, 235, 236, 239 Anmerkung 1, 272, 497, 199 J. J. Engel, 402, 439 Verhältnis zur Antike, 650, 653 Vorwörtl. 651 Münzer, 689 (Nachmann).  
 Emilia Galotti 343 (Hambdrh.), 690, Erziehung des Menschengeschlechts 351, „Freigeister, Naturalisten, Atheisten“ 219, 439, 821.  
 Hamburg, Dramaturgie 384, 499, 822, Paoloon 439.  
 Minna von Barnhelm 198 (Druck und Nachdruck), 822.  
 Nathan 216, 402, 683.  
 Unbekannter Aufsatz 656.  
 Veiting Karl 238, 239 ff.  
 Veitold Heinrich, 832.  
 Vevegow Ulrike von 201, 220, 640, 652.  
 Yeviu Nabel 342.  
 Yewald Hannu 691.  
 Yichtenberg G. Chr. 216, 500, 502, 656.  
 Yichtwer 823.  
 Yieder, vollständige 819, aus den Kriegsjahren 1870 71 819, nationale aus Trierreich 819.  
 Yung N. 611, 619, 652, 691.  
 Ynhard Ernst von 207.  
 Yiscow Ch. v. 284.  
 Yitteraturgeschichte, vergleichende 397, 796.  
 Yochen Graf 803 ff.  
 Yöwen Joh. Friedr. 499.  
 Yucian 702.  
 Yudwig Tuo 104—112 (Maria), 162 (Genovesa), 399 f. 484, 651, 692, 792.  
 Yuther Martin 206, 385, 390, 402, 416, 431, 642, 648, 657, 658, 677, 683, 823, 826, 827, 830, 832.  
 Yüttwig Henriette von 403.  
 Maccaronische Poesie 686.  
 Macchiavelli N. 574.  
 Manuel Ric. 665.  
 Maria=Stoff 104—112, 792—795 (in der französischen Romantik).  
 Marlborough=Lieder 318 f.  
 Matheius Joh. 208, 478, 586, 791.  
 Matthijson Jr. 242 f. 439, 621.  
 Mangis d'Aligremont 201.  
 Mann Veitling 79 Anmerkung 3.  
 Medea=Stoff 683.  
 Meinhard Joh. Ric. 236.  
 Melanchthon Ph. 826.  
 Mendelsjohn Moses 236, 239, 826.  
 Mengs Hof. 404.  
 Mercier Seb. 236 Anmerkung 3.  
 Merd J. N. 482 f. 711, 830.  
 Merkel N. 281.  
 Meißner Ambros (Meißnerfinger) 231.  
 Meyer Heinrich, 404.  
 Meyer Konr. Ferd., Geschichte der Gedichte 112—139, 546—585, 764—791, 189 französisch, 218, 396, 441, 641, 648, 651, 653, 657, 659, 662, 664, 665, 824.  
 Meyer Marianne 342.  
 Meyer Rich. W., 19. Jahrhundert 374—382.  
 Meynenbug Malv. von 221.  
 Miller Joh. Mart. 207.  
 Mimik und Physiognomie im Roman des 18. Jahrhunderts 497.  
 Mindwiz Joh. 822.  
 Mommen Th. 217.  
 „Monate, litterarische 1776 7“ 233—238.  
 Montanus Mart. 433.  
 Moritz G. 214, 402, 652.  
 Moris N. Ph. 489, 503 f.  
 Moscherosch Joh. Mich. 699—702.  
 Moser G. N. 614.  
 Mozart W. A. 172—181 (Goethes Fortsetzung der „Zauberflöte“).  
 Müllenhoff N. 393, 494.  
 Müller Friedrich (Mauzler) 762.  
 Müller Friedrich (Mater) 162.



- Müller Johannes von 640.  
 Müller Wilhelm 195 f. 198. 201. 202.  
 205. 823.  
 Müller W. (Kapellmeister) 175.  
 Müllner Ad. 384. 591.  
 Mundt Th. 107. 111. 376.  
 Murner Th. 383. 683.  
 Musäus J. K. N. 206. 487. 502 f.  
 Mylius Christlob 689.
- N**  
 Napoléon I. 437. 715 (Goethe).  
 Naumann Balzh. 210.  
 Neidhardt mit den Weitchen 428.  
 Nestron J. 220.  
 Neuber Karol. 658. 661.  
 Nicolai Jr. 235. 236. 251. 267. 268.  
 271 f. 275. 279 f. 283. 286. 291.  
 392. 482 f. 485. 490 f. 492.  
 „Niemand und Jemand“ 647.  
 Nießche Jr. 215. 217. 681. 832. 833.  
 834.  
 Nöc Heim. 213.  
 Novalis Jr. von 214. 354. 402. 806 f.  
 824.
- O**  
 Oehlenschläger H. G. 653. 692.  
 Olearius Joh. 478.  
 Oper 170—172 (Wien).  
 Opiz W. 198. 431. 587. 646.  
 Ortsnamen, deutsche 333.
- P**  
 Pachler Faust 661.  
 Paoli Betty 647. 649.  
 Perinet 173. 174. 175.  
 Pestalozzi J. S. 604. 665. 832.  
 Pfizer Gust. 535.  
 Philander von der Linde (= Plenze S.)  
 218.  
 Picander 690.  
 Pichler Adolf 96—103 (Briefwechsel  
 mit Hebbel). 215.  
 Pilarik J. G. 645.  
 Pirheimer Wil. 699 f. 830.  
 Platen H. Graf von 88 Anmerkung.  
 442. 589—629 Tagebücher. 641. 659.  
 663. 683. 782 f. 788.  
 Pölenlitteratur 428.  
 Pontanus G. 702.  
 Prechtler Otto 187.  
 Prehauser Gottfr. 220.  
 Preußen: Friedrich II. 206. 251. 387.  
 637. 644. 672. 822 und die deutsche  
 Sprache. 826.  
 Preußen und Goethe 250 ff.
- Prus H. 376. 385.  
 Pseudo-Demetrius 205.  
 Pückler-Muskau Jüst 760.  
 Purcell Henry 698.  
 Putlis G. S. G. von 213.  
 Pura Zimm. 702—707.  
 Pyrrer Lad. 423.
- R**  
 Raabe W. 649.  
 Rachel Joach. 432. 686.  
 Raimund J. 181. 828.  
 Ramberg 649.  
 Ramler H. W. 239. 240. 243. 248—  
 256 („Schubert“) 697.  
 Raupach G. 162.  
 Rautenstrauch J. 3-7.  
 Rebhun Paul 646.  
 Recke J. J. 207.  
 Redtvis Est. von 647.  
 Rehberg Jr. 343.  
 Reichardt J. Jr. 271. 512.  
 Reiske Ernestine 403.  
 Reithard J. J. 833.  
 Reithab P. 648.  
 Rétif (Réstif, Réctif) Nic. Edme de  
 la Bretonne = Monsieur Nicola  
 514—521.  
 Reuter Kris 217. 386. 692.  
 Richardson Z. 167.  
 Richter Jean Paul: Nachlaß 61—78,  
 291—314. 389. 440. 413. 519—Schil  
 ler). 612. 621. 645. 670. 658. 692.  
 814.  
 Riedel 234 ff. 236 ff.  
 Riemer J. W. 27. 32. 714.  
 Riß Joh. 668.  
 Ritter Anna 649.  
 Rittershaus Emil 442.  
 Robert der Teufel Zwiß 684.  
 Robert Ludwig 355.  
 Robinson, Henry Crabb 255.  
 Robinson in der Weltlitteratur 216.  
 Rochu Maib. von der 391.  
 Roman, siehe Engel J. J., des 19.  
 Jahrhunderts 659. — Englischer 193—  
 195.  
 Romantik, epische 206.  
 Rosegger Petri N. 832.  
 Roquette Ludo 493.  
 Rotenhan Herm. von 607.  
 Rousseau J. J. 231 (Fugation).  
 Rückert Jr. 201. 384. 612. 611. 661.  
 683. 695 Anmerkung. 697.  
 Ruge Arn. 376.

- Saar Ferd. von 217. 651.  
 Sachs Hans 210. 231 Anmerkung. 391.  
 393. 431. 432. 650. 683. 822.  
 Sachsen-Weimar; Karl August 159—  
 160 Brief an Goethe. 234 f. 249.  
 256 „Klopstock“. 255 ff. über die  
 „Vögel“. 388. 395. 517. 640.  
 Sackmann Nat. 611.  
 Sandrüb Jay. 225.  
 Sarasin Nat. 439 650.  
 Sauter Ferd. 647.  
 Schack A. F. Graf von 442.  
 Schauenburg H. 692.  
 Schaumberger Heimr. 692.  
 Schede, Paulus Melijus 683.  
 Scheffel Joh. B. von 646.  
 Schelling J. W. F. von 609 f. 613.  
 617.  
 Schent C. von 534.  
 Scherenberg C. 219.  
 Scherer Wih. 376.  
 Schickelsdrama 205.  
 Schläpender Em. 172 ff. 325.  
 Schiller Jr. von.  
 341—345 Briefwechsel mit W. von  
 Humboldt (Meißmann). 348—349 Be-  
 ziehungen zu Erfurt (Fick). 351—355  
 Einfluß auf Th. Mörrer. 355 Ver-  
 hältnis zu H. von Kleist. 588 Brief-  
 wechsel mit Huber. 640 Brief an  
 Goethe. 659 Brief 5. Juli 1798. —  
 2. 83 f. 87—90 Einfluß auf Zimmer-  
 manns „Trauerspiel in Tiroi“. 162  
 über Ficks „Genevieve“. 201 Revolu-  
 tion. 202. 205. 207. 212 in Kauch-  
 stadt 1893. 218. 219. 243 Rousseaus  
 „Emulation“. 277—279. 511 f. Be-  
 ziehungen zu J. J. Engel. 337—356  
 Litteratur 1898. 1899. 342 Zeitungs-  
 plan 1792. 343 dichterische Individualität. 347 Tod. 345. 650 (Weltrich).  
 348 an Dalberg. 350 Anfechtungs-  
 glaube. 350 Kritiker. 389 in Gohlis.  
 399. 404. 421 Beziehungen zu Mann-  
 heim. 439 Philosophie, Rosenalmän-  
 nache. 690 Vergilstudien. 759. 761.  
 762 Grabbe. 790 Com. Ferd. Meyer.  
 822 als Jurist. 824. 827.

## Gedichte.

388. 683. 823. 821. 825.  
 Gang zum Eisenhammer 516 (An-  
 regung Netus).  
 Ode 218. 220. 384. 822.

## Schiller.

- Ziegesfest 822.  
 Xenien 278.

## Dramen.

- 337—341 Kettner. (Schillers Plan-  
 verzeichniß 339, vgl. 659). 439.  
 Braut von Messina 388.  
 Don Carlos 277 (Aufführung durch  
 Engel). 404.  
 Fiesko 217. 683.  
 Jungfrau von Orléans 659. 683.  
 Macbeth 387.  
 Räuber 217 (Dalbergs Bearbeitung).  
 349. 392 erste Trude. 427. 660  
 Quellen.

## Prosa.

- Abfall der vereinigten Niederlande 683.  
 Geschichte des 30jährigen Krieges 387.  
 Horu 278.  
 Raive und sentimentalische Dichtung  
 350 (Gaebe). 511.  
 Philosophische Briefe 344.  
 Sprache 388.  
 Schiller Friedr. (Pathe) 346 f.  
 Schiller Joh. Kap. 150—153. 660.  
 Schlagworte 824.  
 Schlegel A. W. von 58. 310. 312. 403.  
 510. 532. 615. 639. 659. 692.  
 Schlegel Caroline 403. 811.  
 Schlegel Dorothea 403. 661. 810.  
 Schlegel Friedr. 403. 821.  
 Schmidt Julian 376.  
 Schönaich Chr. T. von 690.  
 „Schöne Seele“ 652.  
 Schleiermacher J. D. 389. 390.  
 Schloffer J. G. 207. 210. 219.  
 Schlözer A. L. 251 ff.  
 Schmidt J. P. 276.  
 Schmidtlein Eduard 604 f. 697.  
 Schmolz Benj. 478  
 Schottelins 209.  
 Schramm 692.  
 Schreyvogel Joh. 205. 384. 404.  
 Schröder J. L. 266.  
 Schubart Chr. F. D. 647.  
 Schubert G. H. von 609.  
 Schücking Lewin 87 Anmerkung.  
 Schülersgespräche, siehe Humanisten.  
 Schurz 532.  
 Schwab G. 535. 621.  
 Schwaben, Litteraturgeschichte 183—  
 185 (Krauß). 185—186 (Zischer). 827.

- Schwarzer Ernst von 102.  
 Schweizer H. 709.  
 Seracz Jac. 386.  
 Sedendorf Leo Freiherr von 395. 528.  
 Seidel (Goethes Schreiber) 6 ff.  
 Seidl F. W. 205.  
 Senn (Pfeifer) Joh. 661.  
 Senne F. W. 551. 659.  
 Senter Abel 274.  
 Shaftesbury H. N. C. von 351.  
 Shakespeare W. 163 (Tiedl.) 190.  
 387. 639. 693.  
 Sickingen Fr. von 431.  
 Silvius Erasmus (Wildenauer) 213.  
 Simrod Karl 697.  
 Sirmond Jacques 695.  
 Seidanus 210.  
 Sokrates im 18. Jahrhundert 403.  
 Soldatensprache 204. 383. 386.  
 Sonnleithner Leop. von 326.  
 Spanien, Anteil an der deutschen Literatur 640.  
 Spe Friedr. von 830.  
 Speckbacher 80.  
 Speculum humanae salvationis 196.  
 Spengler Mor. 212  
 Spielhagen Fr. 218.  
 Spieß Chn. Heinr. 177 Anmerkung 3.  
 Stael Anna Louise Germaine von 521.  
 649. 762.  
 Stagemann F. A. 410.  
 Stein Charlotte von 6. 259. 660.  
 Stelzhamer Franz 692.  
 Sterne Lawrence 199. 821.  
 Steub Ludwig 404.  
 Stieglitz Heinr. 763.  
 Stifter Ab. 205. 427. 644. 661.  
 Stoff- und Motivgeschichte siehe:  
 Amor und Psyche, Belshar, Don Juan,  
 Esther, Genovefa, Graf, Andr. Hofer,  
 Ineie und Hariko, Kosciusko, Maria,  
 Medea, Reichhart mit dem Weiltchen,  
 Robert der Teufel, Robinson, Böse  
 Schwiegermutter 219, Sokrates, Tell,  
 Tobias, Traum, Trinker, Tristan,  
 Wallenstein  
 Stolberg F. L. von 654.  
 Storm Th. 213. 214. 217. 402.  
 Strauß Dav. Fr. 219. 402.  
 Sturm Jul. 647.  
 Sydow Josephine von 295.  
 Tannengesellschaft 432.  
 Tellfrage 660.  
 Tenger Marian (= Marie von Gruffocz) 205.  
 Terajson 172 f.  
 Theater (Schauspiel, Schauspiel).  
 399. 832.  
 Brünn 330 Anmerkung. 645 Mährische  
 Genur.  
 Graz 420.  
 Mannheim 220. 420 f.  
 Nürnberg 210.  
 Wien: 170—172 Oper. 216. 218. 421  
 Hofburgtheater. 421 (Weiten). 654.  
 Puppentheater 139—150.  
 Zauberposse 172—181. Faustdrama  
 325—330.  
 Zrinski-Aufführungen in Ungarn 209.  
 Thümmel H. W. von 284. 286. 289.  
 290. 291. 492.  
 Thun Leo Graf von 207.  
 Tiedl F. 93. 106. 109 f. 162—165  
 (Genovefa). 182—183 (Novellen). 216.  
 313. 806 ff. 813. 821.  
 Tiedge Chr. A. 215.  
 Timme Chr. Fr. 349.  
 Titirel, jüngerer 198.  
 Tobias=Stoff im Drama 778—801.  
 Traum, in der Dichtung 219.  
 Treitschke S. von 216. 218. 221. 385.  
 413. 658.  
 „Trinkers fünf Gründe“ 695—699.  
 Tristan und Isolde 387.  
 Truska Hel. 205.  
 Turco Stan. 209.  
 Übersetzungen, Deutsche in America  
 200.  
 Uechtris F. von 101.  
 Uhland Emilie 527 ff.  
 Uhland Ludw. 202. 201. 214. 220. 383.  
 402. 404. 427. 442. 526—541. 621.  
 641. 683. 692. 716—724 („Speer  
 wurf“).  
 Umkauf Joh. 97.  
 U; F. F. 220. 434.  
 Varnhagen von Ense H. A. 648.  
 Varnhagen Nabel von 442. 652.  
 Veit David 355.  
 Villers H. von 218.  
 Vischer Fr. 186. 192 (Shakespeare-  
 Vorträge).  
 Vogl Joh. H. 442.  
 Vogl (Goethes Schreiber) 6 ff.

- Vollstied 199. 200. 203. 207. 208.  
 209. 216. 218. 225. 334. 656. 685.  
 828. 829.  
 Vollständige Lieder 819.  
 Voll Matthäus 326. 327.  
 Vollstatter Konrad 201.  
 Wolf Joh. N. 524. 615.  
 Wolf Henr. der Sohn 310.  
 Vulvius Christiane 181.  
  
**W**  
 Wagner Christ. 211.  
 Wagner Joh. Jak. 601.  
 Wagner Rich. 648. 649. 662.  
 Warbler W. 623.  
 Waldis Burt. 431.  
 Wallensteinindramen 207. 209. Vgl.  
 388. 428. 659.  
 Walther von der Vogelweide 201.  
 Walter (Faktor in Zürich) 252.  
 Walter C. N. 696.  
 Weber C. W. von 214.  
 Weber Fr. W. 442. 692. 830.  
 Weckert Georg H. 48—54. 821.  
 Wedekind Chr. N. (= Normandel)  
 317.  
 Weidmann Frz. 206. 330 Anmerkung.  
 Weidmann Josef 206.  
 Weidmann Paul 206. 326 Anmerkung 2.  
 Weisse Christian 439. 686.  
 Weisse Chr. N. 167 ff. 656.  
 Weisenthurn Fr. von 212.  
 Weider Frau von 531.  
 Werdum Ulrich von 2. 8.  
 Werner Zach. 258. 354. 692.  
 Werthes Fr. A. Cl. 205.  
 Weisinger Anton 207.  
 Wehenrieder L. 207.  
 Wezel J. N. 485.  
 Wieland Chr. W. 2. 160. 173. 174.  
 176 (Einfluß auf die Wiener Zaubers-  
 over. 179. 204 (Zirt und Märchen).  
 218 und Goethe). 234 f. 439 (Laur.  
 Sterne). 267. 289. 492. 494 (Agathon).  
 298. 299. 327 (Madine). 348 (über die  
 „Räuber“). 484 Anmerkung 1. 522.  
 659 (Ungedruckter Brief). 665 (Bern).  
 691. 708—713 (Brief an Lavater).  
 821.  
 Wieland Ludw. 384.  
 Wigand F. 79 Anmerkung 3.  
 Winkelmann J. N. 237. 391.  
 Winneburg Wilh. von 478 ff.  
 Winter Hans (Meisterfänger) 231.  
 Wolf Ferdinand 206.  
 Wolf Friedr. Aug. 157.  
 Wordsworth W. 201.  
 Wörndle Kapl. 79 Anmerkung 3.  
  
**Z**  
 Zangenried Dan. 207.  
 Zauberpöffe siehe Theater.  
 Zedlitz J. Chr. von 393.  
 Zeißberg N. von 207.  
 Zeitschriften:  
 Philologische und literarhistorische 203.  
 383. 639. 820.  
 Akademische und Verwandtes 206.  
 642.  
 Historische Provincial- und Lokalzeit-  
 schriften 206. 643.  
 Belletristische und politische 213. 647.  
 Französische 221. 833.  
 Pädagogik. Schulgeschichte 387. 824.  
 Philosophie 389. 826.  
 Theologie 390. 826.  
 Kunst, Kunstgeschichte 391.  
 Bibliothekswesen 391. 827.  
 Volkskunde 393. 828.  
 Geschichte. Geographie. Kulturgeschichte  
 395. 830.  
 Schweizerische Zeitschriften 661. 831.  
 Zeitungswesen 216. 419.  
 Zelter N. N. 355.  
 Zesen Ph. von 433. 651.  
 Zimmermann Rob. von 205. 396.  
 Zimmershäuser Friedr. 153.  
 Zingg (Professor) 263.  
 Zinzendorf Nic. v. Graf von 440.  
 659. 664. 677. 832.  
 Zischold N. 107. 207.















BINDING SECT APR 19 1971

PN Euphorion; Zeitschrift für  
4 Literaturgeschichte  
E8  
Bd.7

PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

